



DIE·WOCHE

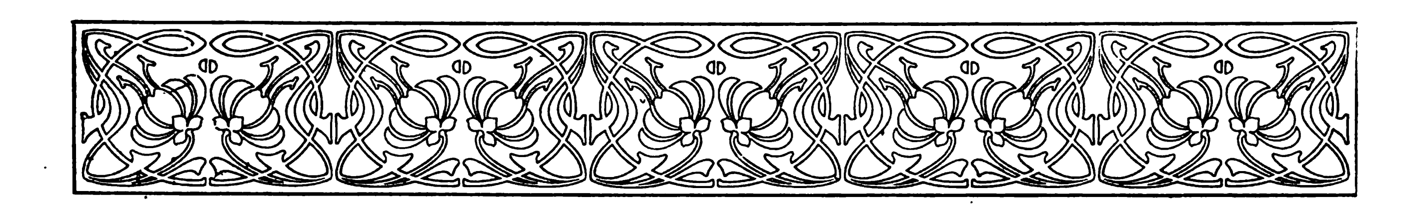
MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band I, (Heft 1–13)

vom 1. Januar bis 31. März 1909.



Druck und Verlag von AUGUST SCHERL G. m. b. H., BERLIN SW. 68.



I. SACHREGISTER.

1. Romane, Erzählungen und Skizzen.

Seite

Beaulieu, H. von: Malocchio 207
Berend, Alice: Rote Ranunkeln 467
Heide, Minna von: Der Brief einer Mutter 554
Herzog, Rudolf: Hanseaten 277, 321, 363, 407, 449, 493, 535
Holwede, Ruth: Par distance 423
Hornstein, Ferdinand von: Der Klavierbohrer 121
Huhn, Wera von: Madame 162
Kahlenberg, Hans von: Eine Eheirrung . 337
Mattl-Löwenkreuz, Emanuela Baronin: Der Akrobat 510
Ompteda, Georg Freiherr von: Droysigl (Fortsetzung und Schluss) . 18, 61, 106, 149, 194, 237, 295
Villinger, Hermine: Der zweit' Thoma . 379
Weber, Adelheid: Irmelein Rose 252
Wied, Gustav: Ein fahrender Künstler . . 34
Wohlbrück, Olga: Der Wert des Lebens 77

2. Illustrierte Besuche.

Elsass-Lothringen, Beim Staatssekretär von. Von V. Mehner. (Mit 4 Abbildungen) 414
Herzog, Rudolf, Bei. Von Atz vom Rhyn. (Mit 6 Abbildungen) 242

3. Belehrende Aufsätze.

Aerztemangel auf dem Lande. Von Prof. Dr. J. Schwalbe 305
Befestigungen, Grosse Städte und moderne. Von Generalmajor z. D. E. Hartmann . 540
Biologie, Die, und die höheren Schulen. Von Prof. Dr. Friedrich Poske 59
Deiche und Deichbrüche. Von Dr.-Ing. H. Keller 351
Europäischen Horizont, Wolken am. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Max Lenz 391
Frauen als Schulleiterinnen. Von Direktor Dr. Hugo Gruber 261
Hilfstätigkeit bei Massenunfällen. Von Prof. Dr. George Meyer 88
Japan, Eindrücke von meinem Aufenthalt in. Von Dr. Sven Hedin 175, 221
Infektionskrankheiten, Entstehung und Behandlung der. Von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. H. Tillmanns 191
Kinderaustausch. Von Pierre Baudin . 308
Landpflege und Landpflegerin. Von Dr. Arno Hoffmeister 147
Luftschiffe, Die Bekämpfung der lenkbaren. Von Generalleutnant z. D. H. Rohne. (Mit 4 Abbildungen) 375
Menschenformen, Die kleinen. Von Professor J. Kollmann 235
Ostasiatischer Kunst, Die Ausstellung älterer, im Völkerkundemuseum. Von Dr. Otto Kümmel. (Mit 9 Abbildungen) 462
Pflanzenwachstums, Beeinflussung des, durch Elektrizität. Von Ingenieur Dr. Max Breslauer 178
Schule und nationale Zukunft. Von Schulrat Prof. Dr. Jakob Wychgram 1
Schwesternberuf nach Einführung der staatlichen Prüfung, Der. Von Professor Dr. E. Grawitz 17
Seebebenwogen. Von Prof. Dr. Otto Krümmel 43
Seekriege, Die Erweiterung der neutralen Rechte im. Von Kapitän z. S. a. D. von Pustau 89
Serbiens und Oesterreich-Ungarns Streitkräfte. Von * * * 519
Sonnenseite, Auf der. Von Prof. Dr. Eduard Engel 477
Sport und Sportübertreibungen. Von Prof. Dr. A. Albu 521
Stimmung und Stimme. Von Dr. Ernst Barth 412
Zahnpflege in der Schule. Von Geh. Obermedizinalrat Prof. Dr. Martin Kirchner . 347
Züchtigungsrechts, Zur Frage des. Von Prof. Dr. W. Rein 433

4. Unterhaltende Aufsätze.

Alarm, Schutz durch. Plauderei von Hans Joachim 49
Alpenpässe, Die schweizerischen. Der Gotthardpass. Von A. Krenn. (Mit 9 Abbildungen) 291
Berliner Eindrücke, Meine. Von Armand Zipfel 219
Blumenzwiebeln. Von Professor Dr. Udo Dammer. (Mit 8 Abbildungen) 37
Bücherkommode, Abschied von der. Plauderei von Fedor von Zobeltitz 310
Bulgariens Wehrmacht. Von Alexander Spaits. (Mit 13 Abbildungen) 328
Damenschuh, Vom kleinen. Von J. Lorm. (Mit 9 Abbildungen) 342
Deutsch für die deutsche Frau, Etwas. Plauderei von Eva Gräfin von Baudissin . . 265
Diamantengewinnung in Deutsch-Südwestafrika. Von Prof. Dr. C. Gagel. (Mit 3 Abbildungen) 339
Dorf, Das brandenburgische. Von Robert Mielke (Mit 12 Abbildungen) 542
Englischen Königspaars, Der Hofstaat des. Plauderei von Henriette Jastrow. . . . 223
Esel im Süden, Der. Von Walter Tiedemann (Mit 11 Abbildungen) 513
Fackel und Flamme. Bühnentechnische Plauderei von Hofrat Fritz Brandt. . . 435
Farben und ihre Namen, Die. Von J. Singer 65
Farben und Farbenechtheit. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. R. Möhlau 369
Fische, Luftatmende. Von Dr. Adolf Koelsch 103
Flugversuche auf dem Tempelhofer Felde, Die. Von Hauptmann a. D. Hildebrandt 135
Frankfurter Privatkunstsammlungen, Aus. Von Julia Virginia. (Mit 7 Abbildungen) 506
Frauen und ihre Maler, Schöne. Von Jarno Jessen. (Mit 2 Abbildungen) 552
Frühling, Es wird. (Mit 8 Abbildungen) . 469
Fund und Fundunterschlagung. Von Referendar R. Werner 384
Geld, Das bare. Plauderei von A. Oskar Klaussmann 396
Geselligkeit, Die Pflicht zur höheren. Von Alberta von Puttkamer 454
Geselligkeit, Politik und. Von Alexander von Gleichen-Russwurm 479
Gesellschaftstoilette, Die moderne. (Mit 8 Abbildungen) 298
Goldfield. Aus dem Minenleben Nordamerikas. Von Otto Kühn. (Mit 7 Abbildungen) 154
Haartracht und Kopfschmuck, Pariser. (Mit 7 Abbildungen) 211
Heilsarmee, Die Aristokratie unter dem Banner der. Plauderei von Henriette Jastrow 91
Highlife und Bühne. Von J. Lorm. (Mit 15 Abbildungen) 501
Holländische Dorfmusik. Von J. A. Doesburg Lannooy. (Mit 6 Abbildungen) . . 213
Hutmoden, Neue Pariser. (Mit 8 Abbildungen) 381
Hutmoden für das Frühjahr, Neue. (Mit 10 Abbildungen) 556
Japanischen Bühne, Die Neugestaltung der. Von Felix Baumann. (Mit 10 Abbildungen) 24
Kabarette, Pariser. Von Karl Eugen Schmidt (Mit 8 Abbildungen) 425
Karnevalstoiletten im historischen Stil. (Mit 10 Abbildungen) 116
Kultur, Pioniere deutscher. Von E. von Salzmann. (Mit 7 Abbildungen) 80
Kunst und Kultur auf dem Lande. Von Marie von Bunsen 394
Lande, Wasser und Luft, Zu. Von Generalsekretär P. de la Croix 4
London, Das Britische Museum in. Von Henriette Jastrow. (Mit 7 Abbildungen) 203
Maske, Das Werden einer. Von A. Pitcairn-Knowles. (Mit 9 Abbildungen) 158
Matkowsky, Adalbert, †. Ein Nachruf von Max Grube 482
Minenleben Nordamerikas, Aus dem. Von Otto Kühn. (Mit 7 Abbildungen) . . . 154
Musenküche, Die. Eine Bühnenbetrachtung von Albert Borée 327
Nähtisch und Schreibtisch. Plauderei von Käthe Damm 524
Naturgeheimnis und Geist. Von Georg Hirschfeld 498
Norwegen, Der Winter in. Von Björn Björnson. (Mit 13 Abbildungen) . . . 110
Operette, Die. Von Paul Felix. (Mit 28 Abbildungen) 284
Opernkapellmeister, Deutsche. Von Heinrich Neumann. (Mit 23 Abbildungen) 370
Petersburg, Das Schachturnier zu. Von Dr. Emanuel Lasker 264
Pflanzenschutz im Süden. Von A. Pitcairn-Knowles. (Mit 11 Abbildungen) 247
Politik und Geselligkeit. Von Alexander von Gleichen-Russwurm 479
Registratoren. Technische Betrachtung von Hans Dominik 23
Reisezeit und Reiseziele. Plauderei von Victor Ottmann 438
Schachturnier zu St. Petersburg, Das. Von Dr. Emanuel Lasker 264
Schätze, Verborgene. Von J. Lorm. (Mit 9 Abbildungen) 256
Schönheit und Körperkultur. Von Prof. D. Friedrich Zimmer 134
Skidress, Der. Von Louise Schupp. (Mit 4 Abbildungen) 168

Spanische Tänze. Von Oskar A. H. Schmitz. (Mit 8 Abbildungen) 67
Sport, Jung-Amerikas Erziehung zum. Von Henry F. Urban. (Mit 10 Abbildungen) . 547
Sportübungen auf Schnee und Eis. Von Kurt Doerry. (Mit 11 Abbildungen) . . 198
Stockknopf, Verborgene Schätze im. Von J. Lorm. (Mit 9 Abbildungen) 250
Studentinnenheim, Im. Von Dr. Hedwig Jordan. (Mit 5 Abbildungen) 334
Tanne, Aus dem Leben einer. Von A. Schupp. (Mit 6 Abbildungen) . . . 71
Tänze, Spanische. Von Oskar A. H. Schmitz. (Mit 8 Abbildungen) 67
Tierbilder, Chinesische. Von Prof. Dr. L. Heck. (Mit 8 Abbildungen) 104
Tiere als Werkmeister. Von Dr. Fritz Skowronnek 282
Tiroler Bauernbaukunst. Von Johannes Maria Egloff. (Mit 11 Abbildungen) 29
Torpedobootfahrt im Winter, Eine. Von Kapitänleutnant F. Lützow. (Mit 5 Abbildungen) 418
Ueberschwemmungskatastrophe, Die jüngste. Von Dr. R. Hennig . . . 266
Wien aus der Vogelschau. (Mit 7 Abbildungen) 124
Wiener Typen. Von Julius von Ludassy. (Mit 17 Abbildungen) 456
Wildenbruch, Ernst von. Von Prof. Dr. Richard M. Meyer 132
Wintersport, Dame und. Plauderei von Louise Schupp 47
Wohlgerüche, Deutschlands Industrie der. Von Dr. F. Köthner 153

5. Gedichte, Sprüche.

Barlow-Schierenberg, Hiltrud: Das Schweigen 379
Berger, Gisela Freiin von: Ein Angesicht 237
Blüthgen, Klara: Aphorismen 105
Dahn, Felix: Mahnung 87
Falke, Gustav: Winterabend 339
Heinemann-Grautoff, Erna: Das frühe Bild 298
Hirsch, Franz: Zum 27. Januar 131
Holst, Ad.: Ausfahrt 149
Lauff, Joseph: Ernst von Wildenbruch . . 133
Preuschen, Hermione von: Lorbeer . . . 497
Schanz, Frida: Die Eisläufer 65
Stangen, Eugen: Die Stunde Glück . . . 110

6. Ständige Rubriken.

Aerzte sagen, Was die 430
Bilder vom Tage (Photographische Aufnahmen) 9, 51, 95, 139, 183, 227, 269, 313, 355, 399, 441, 485, 527
Börsenwoche, Die 182, 268, 526
Briefe eines modernen Mädchens . 6, 180, 483
Musikwoche 311
Tage der Woche, Die sieben 1, 43, 87, 131, 175, 219, 261, 305, 347, 391, 433, 477, 519
Toten der Woche, Die 8, 50, 94, 138, 182, 226, 268, 312, 354, 398, 440, 484, 526
Unsere Bilder 7, 50, 93, 137, 181, 225, 267, 312, 354, 398, 439, 484, 525
Welt, Bilder aus aller 41, 83, 127, 171, 215, 258, 301, 345, 386, 431, 473, 517, 559

II. ALPHABETISCHES REGISTER.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

A.

Abarbanell, Lina, Sängerin (mit Abbildung) 288
Abdul Hamid, Sultan 305, 312
d'Ache, Caran, Karikaturist 398
Achmed-Risa-Bei, Parlamentspräsident 1, 8
– (Porträt) 12
Aehrenthal, Lexa Freiherr von, Minister . 398
– (Porträt) 402
Aerztemangel auf dem Lande 305
Afrika, Im Auto quer durch 268
– (Abbildungen) 276
Akrobat, Der, Erzählung 510
Alarm, Schutz durch, Plauderei 49
Albu, A., Prof. Dr. 521
Alexejew, General 175
Alpen, Flug des Freiballons „Berlin" über die 312
– (Abbildungen) 314
*Alpenpässe, Die schweizerischen . . . 291
Alster, Frühlingsanfang auf der 526
– (Abbildung) 533
„Alt-Heidelberg" als Oper 389
– (Abbildung) 388
Althorp, Viscount, Lordkammerherr (Porträt) 186
d'Amade, General 440
– (Abbildung) 442
Amerikanischen Flotte, Die Fahrt der, um die Welt 138
– (Abbildung) 140
*Amerikas Erziehung zum Sport, Jung- . . 547
Amherst of Hackney, Lord (mit Porträt) 258
Amsterdam, Die grosse Eisbahn in . . . 559
– (Abbildung) 560
Andrejew, Leonid 84
Angesicht, Ein, Gedicht 237
Anhalt, Antoinette Anna Prinzessin von 312, 354
– (Porträt) 314
Aphorismen 105
Aristokratie unter dem Banner der Heilsarmee, Die 91
Arnauld, Alice von, Schauspielerin (mit Porträt) 346
Arning, C. Ludwig, Dr., Landgerichtspräsident a. D. 182
Arnold-Forster, Hugh Oakley, Minister a. D 484
Aulhorn, Emil, Dr., Oberkriegsgerichtsrat . 50
Ausfahrt, Gedicht 149

B.

Baiko, Schauspieler 29
– (Abbildungen) 25, 29
Balakirew, M., Komponist 216
– (Porträt) 218
Balck, Oberst (Abbildung) 317
Balkan, Oesterreichische Wachsamkeit auf dem 484
– (Abbildungen) 486
Ballinger, Richard A., Staatssekretär . . 440
– (Porträt) 443
Bambus-Dickicht auf Ceylon, Ein (mit Abbildung) 389
Bärensprung, von, Major (Porträt) . . . 228
Bariatinsky, Alexander, Fürst 526
Barlow-Schierenberg, Hiltrud . . . 379
Barth, Ernst, Dr. 412
Bashford, John, Schriftsteller 8
Baudin, Pierre, Minister a. D. 398
Baudissin, Eva Gräfin von 265
Baumann, Felix 24
Beauclair, M. de (Abbildung) 532
Beaulieu, H. von 207
Befestigungen, Grosse Städte und moderne 540
Beidler, Franz, Kapellmeister (Porträt) . . 372
Belgien, Leopold König von 440
– (Abbildung) 441
Belgrad, Kriegerische Kundgebungen in . . 398
– (Abbildung) 402
Bengell, Else, Opernsängerin (mit Porträt) 475
Berend, Alice 467
Berlin, Aufführung der Oper „Elektra" in 311, 312
– (Abbildung) 319
– Aufführung des Lustspiels „Der Schlagbaum" in 50
– – (Abbildung) 58
– Aufführung von Kotzebues „Die deutschen Kleinstädter" in (mit Abbildung) 216
– Ausstellung von Werken Emil Orliks in (mit Abbildung) 171
– Das Sechs-Tage-Rennen auf der Radrennbahn am Zoo in 484, 519, 526
– – (Abbildungen) 491, 530
– Der Arbeitsausschuss des Ballfestes der Bühnergenossenschaft in 312
– – (Abbildung) 320
– Der Tibetforscher Sven Hedin in . . . 484
– – (Abbildung) 487
– Die neue Königliche Bibliothek in . . . 312
– – (Abbildung) 320
– Die zentralafrikanische Ausstellung des Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg in 484
– – (Abbildungen) 490
– Eine Volkskunstvereinigung in 517
– – (Abbildungen) 518
– Flugversuche mit dem Voisinschen Aeroplan in 136, 137, 181, 226
– – (Abbildungen) 142, 183, 229
Berlin, Generalversammlung des Bundes der Landwirte im Zirkus Busch in . . 347, 354
– – (Abbildungen) 356
– Generalversammlung des deutschen Bühnenvereins in 219, 226
– – (Abbildung) 230
– Kunstgewerbliche Gegenstände aus Bernstein auf der „Weihnachtsmesse der Künstlerinnen" in (mit Abbildung) 42
– Tagung der internationalen kriminalistischen Vereinigung in 129
– – (Abbildung) 128
– Vom akademischen Fastnachtsfest in (mit Abbildung) 390
– Vom Besuch des englischen Königspaars in 175, 181, 225, 261, 267, 268
– – (Porträte) 186, 227, 228
– – (Abbildungen) 269, 270, 271
– Vom ersten Winter-Lawn-Tennis-Turnier in 182
– – (Abbildungen) 186
– Vom Hochbahnprozess in 219, 261
– Vom Umzug der Königlichen Bibliothek in 473
– – (Abbildungen) 474
– Von der Defiliercour im Schloss zu . . 182
– – (Abbildungen) 190
– Wahlrechtsversammlungen in . . . 175, 261
*Berlin, Die Ausstellung älterer ostasiatischer Kunst im Völkerkundemuseum in . . . 462
Berliner Eindrücke, Meine 219
Bernewitz, Kurt Freiherr von, Hauptmann 94
– (Porträt) 102
Bernstein, Kunstgewerbliche Gegenstände aus (mit Abbildung) 42
Bernstorff, Luise-Alexandra Gräfin von . 94
– (Porträt) 101
Bevers, Dr., Minister 94
Binns, Jack, Telegraphist (mit Porträt) . . 225
Biologie und die höheren Schulen, Die . 59
Björnson, Björn 110
Bissing, Freiherr von (Abbildung) 186
Bitter, von, Oberst (Porträt) 186
Blech, Leo, Kapellmeister (Porträt) . . . 372
Bleibtreu, Karl, Schriftsteller (mit Porträt) 86
*Blumenzwiebeln 37
Blüthgen, Klara 105
Bolle, Karl August, Dr. 354
Bordeaux, Empfang General d'Amades in . 440
– (Abbildung) 442
Borée, Albert 327
– (Abbildung) 320
Bormann, Friedrich, Geh. Ober-Reg.-Rat . 128
– (Porträt) 127




Seite

Brackenbury, Georgina (mit Abbildung) . 432
— Mary (mit Abbildung) 432
Brandenburg, Gustav Graf von, Wirkl. Geh. Rat 484
Brandenstein, von, Oberleutnant 398
Brandt, Fritz, Hofrat, Maschineriedirektor . 435
Braun, Oskar, Sänger 291
— (Abbildung) 288
Braunlage a. Harz, Winterfest und Skirennen in 226
— (Abbildungen) 234
Brecher, Gustav, Kapellmeister (Porträt) . . 375
Bremen, Aufenthalt des Kaisers in 439
— (Abbildung) 442
Breslauer, Max, Dr., Ingenieur 178
Brief einer Mutter, Der, Skizze 554
Briefe eines modernen Mädchens . 6, 180, 483
* Britische Museum in London, Das . . 203
Bruce, Mrs. 503
— (Porträt) 502
Bryan-Leavitt, Ruth, Mrs. 560
— (Porträt) 562
Buccleuch, Herzogin von (Porträt) . . . 228
Bücherkommode, Abschied von der, Plauderei 310
* Bühne, Highlife und 501
Bulgarien, Ferdinand König von . . 347, 398
— (Abbildung) 403
— Einberufung der Reserven in 175
* Bulgariens Wehrmacht 328
Bülow, Fürst von, Reichskanzler . . . 219, 391
— Frieda Freiin von, Schriftstellerin . . . 484
— — (Porträt) 492
Bunsen, Marie von 394
— (Porträt) 518
Burhaneddin-Effendi, Prinz 181
— (Porträt) 184
Burton, Lord 226

C.

Canzio, Stefano, General 138
Ceylon, Ein Riesenbambus-Dickicht auf (mit Abbildung) 389
Chamonix, Automobilschlitten in 226
— (Abbildung) 232
Chanoux, Pierre, Abbé 354
Chappuis, Hermann von, Generalleutnant z. D. 8
— (Porträt) 12
Charlottenburg, Vom ersten deutschen Jugendgerichtstag in 526
— (Abbildungen) 534
Charpentier, Alexander, Bildhauer . . . 440
Chilkow, Fürst, Minister a. D. 526
— (Porträt) 533
China, Tsai Fu Prinz von 226
— (Abbildung) 228
— Tschun Prinzregent von 43
— Vorbereitungen für die Beisetzung des Kaisers und der Kaiserinwitwe von . . . 8
— — (Abbildungen) 13
Chinda, Sutemi, Baron (Porträt) 12
Chinesische Sondergesandtschaft auf dem Wege nach Deutschland, Eine 226
— (Abbildung) 228
* Chinesische Tierbilder 164
Christensen, J. C., Vizepräsident 440
— (Abbildung) 445
Christiania, Die Wintersportwoche in . . 440
— (Abbildungen) 444
Clemenceau, Minister 43
— (Abbildung) 9
„Clément-Bayard“, Luftschiff 484
— (Abbildung) 492
Clifford, de, Lady 502
— (Porträt) 501
„Cognac“, Ballon, Vom Unfall des . . . 526
— (Abbildungen) 532
Colmers, Franz, Dr. 94
— (Porträt) 102
Conrad, Johannes, Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat 398
— (Porträt) 405
Conti, Vilma, Sängerin 288
— (Abbildung) 290
Cooch Behar, Die Töchter des Maharajah of 386
— (Porträte) 387
Coquelin, Alexandre, Schauspieler (mit Porträt) 268
— Benoit Constant, Schauspieler 226
— — (Porträt) 231
Costa de Beauregard, Charles de, Historiker 312
de la Croix, P., Generalsekretär 4
Culebra, Ankunft W. H. Tafts in 398
— (Abbildung) 401
Culp, Julia, Sängerin 440
— (Porträt) 448
Czartoryski, Zdzislaw, Prinz 182

D.

Dahn, Felix, Prof. Dr., Geh. Rat 87, 268
— (Porträt) 276
Dahn-Hausmann, Marie, Hofschauspielerin 526
Dalmeny, Lord 432
Dalmores, Charles, Opernsänger (mit Porträt) 83
Dame und Wintersport, Plauderei 47
* Damenschuh, Vom kleinen 342
Damm, Käthe 524
Dammer, Udo, Professor Dr. 37
Dänemark, Christian Kronprinz von (Abbildung) 445
— Waldemar Prinz von (Abbildung) . . . 445
Dänischen Parlament, Beratung der Landesverteidigungsvorlage im 440
— (Abbildung) 445
Das frühe Bild, Gedicht 298
Das Schweigen, Gedicht 379
Deiche und Deichbrüche 351
Delisle, Karl, Oberingenieur a. D. 226
Delphi, Professor Dörpfeld in den Ruinen des Amphitheaters zu (mit Abbildung) . 345
Demuth, Kammersänger (mit Abbildung) . . 302
Der zweit' Thoma, Skizze 379
Deutsch, Poldi, Sänger 291
— (Porträt) 286
Deutsch für die deutsche Frau, Etwas, Plauderei 265
Deutschland, Wilhelm II. Kaiser von 137, 175, 268, 391, 439
— (Porträt) 139
— (Abbildungen) 269, 442
— Auguste Viktoria Kaiserin von 268
— — (Abbildung) 270
— Die Ueberschwemmungen in . . 261, 268, 354
— — (Karten) 267, 353
— — (Abbildungen) . . . 272—275, 358, 359
Deutsch-Südwestafrika, Unruhen in 1, 87
* Deutsch-Südwestafrika, Diamantengewinnung in 339
* Diamantengewinnung in Deutsch-Südwestafrika 339
Die Stunde Glück . . ., Gedicht 110
Dierkens, Annie, Sängerin 290
— (Porträt) 287
Ditten, von, Frau 503
— (Porträt) 502
Doerry, Kurt 198
Doesburg Lannooy, J. A. 213
Dohna-Schlobitten, Sigmar Graf zu, Generalleutnant z. D. 354
„Dollarprinzessin, Die“, Operette, Aufführung der 285, 286
— (Abbildungen) 285, 288, 290
Dominik, Hans 23
Doninger, Lina, Sängerin 288
— (Porträt) 289
* Dorf, Das brandenburgische 542
* Dorfmusik, Holländische 213
Dörpfeld, Wilhelm, Prof. Dr. (mit Abbildung) 345
Dorsch, Ein, im Museum in Stockholm (mit Abbildung) 474
Dreher, Conrad, Hofschauspieler 301
— (Abbildung) 302
Dresden, Wahlrechtsdemonstrationen in . . 131
Droesigl, Roman 18, 61, 106, 149, 194, 237, 295
Drummond, Mrs. 503
— (Porträt) 504
Dunleath, Lord, Der Wagen zum Transport von erlegtem Geflügel des (mit Abbildung) 80

E.

Ebbinghaus, Hermann, Prof. Dr. 398
Egloff, Johannes Maria 29
Eheirrung, Eine, Skizze 337
Einfahrender Künstler, Skizze 34
Einem, von, General der Kavallerie, Kriegsminister 391, 398
— (Porträt) 400
Eisenmann, Oscar, Dr., Geh. Regierungsrat (mit Porträt) 86
Eisläufer, Die, Gedicht 65
Elbe und Havel, Von den Ueberschwemmungen der 354, 391, 398
— (Abbildungen) 358, 359, 406
— (Karte) 353
„Elektra“ Aufführung der Oper . 138, 311, 312
— (Abbildungen) 145, 319
Elektrizität, Beeinflussung des Pflanzenwachstums durch 178
* Elsass-Lothringen, Beim Staatssekretär von 414
Engel, Eduard, Prof. Dr. 477
England, Eduard VII. König von 225, 261, 267, 305, 440
— (Porträt) 227
— (Abbildungen) 269, 442
— Alexandra Königin von . 225, 261, 267, 305
— — (Porträt) 228
— — (Abbildungen) 270
— Finnische Frauenrechtlerinnen in . . . 94
— — (Abbildung) 100
Englischen Königspaares, Der Hofstaat des, Plauderei 223
Erbslöh, Oskar, Ballonführer 312
— (Abbildung) 314
Erlenmeyer, Emil, Prof. Dr. 182
Ernst, Leo, Dr., Vermählungsfeier der Sängerin Klara Rahn mit (mit Abbildung) . . . 562
* Esel im Süden, Der 513
Estevez, Dr., Vizepräsident a. D. 312
Europäischen Horizont, Wolken am . . 391

F.

Fackel und Flamme, Plauderei 435
Falke, Gustav 339
Fall, Leo, Komponist 286
— (Porträt) 285
Farben und Farbenechtheit 369
Farben und ihre Namen, Die 65
Fasching in den Bergen, Vom (mit Abbildung) 346
Feldmann, General 182
— (Abbildung) 184
Felix, Paul 284
Ferraris-Wyss, Dr. 430
Fétis, Edouard, Schriftsteller 226
Février, H., Komponist 138
— (Porträt) 140
Fiebach, Otto, Komponist 475
— (Porträt) 476
Fife, Alexandra Prinzessin von (mit Porträt) 215
Filchner, Oberleutnant (Abbildung) . . . 487
Fische, Luftatmende 103
Fischer, Franz, Kapellmeister (Porträt) . . 372
— Gisela, Sängerin 288
— — (Abbildung) 287
Flamme, Fackel und, Plauderei 435
Flugversuche auf dem Tempelhofer Felde, Die, Artikel 130
Foerster, Emil v., Ministerialrat 312
de Forest, Ethel, Baronesse 84
— (Porträt) 85
Förster-Lauterer, Frau, Hofopernsängerin (mit Abbildung) 302

Seite

- Förtsch, Leutnant 87, 94
- — (Porträt) 102
- Fragstein und Niemsdorff, Max v., Generalleutnant z. D. 440
- Frankenberg, v., Rittmeister (Abbildung) 532
- *Frankfurter Privatkunstsammlungen, Aus 506
- Frankreich, M. Fallières Präsident von 1, 7
- — (Abbildung) 9
- Franksen, Rudolf, Generalkonsul 386
- — (Porträt) 387
- Frauen als Schulleiterinnen 261
- *Frauen und ihre Maler, Schöne 552
- Frederick, Charles, Sir, Colonel (Porträt) 186
- Frese, Hermann, Senator 138
- — (Porträt) 144
- *Frühling, Es wird 469
- Fugger zu Kirchberg, Georg Graf 94
- Fund und Fundunterschlagung 384

G.

- Gagel, C., Professor Dr. 339
- Galyzin, Boris, Fürst (mit Abbildung) 476
- Garmisch, Maskierte Schellenrührer von (mit Abbildung) 346
- Geflügel, Ein Wagen zum Transport von erlegtem (mit Abbildung) 86
- Geijerstam, Gustav af, Schriftsteller 440, 517
- — (Porträt) 517
- Geist, Naturgeheimnis und 498
- Geld, Das bare, Plauderei 396
- Gentner, K., Opernsänger (mit Porträt) 130
- Geselligkeit, Die Pflicht zur höheren 454
- Geselligkeit, Politik und 479
- *Gesellschaftstoilette, Die moderne 298
- Gevaert, François Auguste, Komponist 8
- Gille, Karl, Kapellmeister (Porträt) 373
- Girardi, Alexander, Schauspieler 290
- — (Porträt) 286
- Gleichen-Russwurm, Alexander von 479
- Gneisenau, Maria Gräfin von 554
- — (Porträt) 553
- Godowsky, Leopold, Professor, Pianist (mit Porträt) 431
- Goehler, Georg, Dr., Kapellmeister (Porträt) 375
- *Goldfield 154
- Gomez, General, Vizepräsident 1, 8
- — (Porträt) 12
- Goschen, Edward, Sir, Botschafter (Porträt) 12
- Gossler, Konrad v., General der Infanterie 8
- — (Porträt) 12
- *Gotthardpass, Der 291
- Gottschall, Rudolf von, Dr., Geh. Hofrat 526
- — (Porträt) 533
- Graetz, Oberleutnant a. D 268
- — (Abbildungen) 276
- Graul, Otto, Administrationschef 354, 476
- — (Porträt) 476
- Grawitz, E., Professor Dr. 17
- Grey, Edward, Sir, Minister 181
- — (Porträt) 184
- Grimminger, Adolf, Dichter 484
- Grisewood, Mrs. 504
- — (Porträt) 505
- Grosvenor, Edward Earl 312
- — Dorothy, Miss (mit Porträt) 432
- Grube, Max 482
- Gruber, Hugo, Dr., Direktor 261
- Günther, Mizzi, Sängerin (mit Porträt) 290
- Guttadauro, Benjamin Pandolfi, Marchese 226
- Gutzkow, Bertha, Frau 302
- — (Porträt) 304
- Guzzanti, Direktor der Erdbebenwarte in Catania (Abbildung) 98
- Gwinner, Wilhelm, Dr., Geh. Reg.-Rat, Konsistorialpräsident a. D. 8
- — (Porträt) 14

H.

- *Haartracht und Kopfschmuck, Pariser 211
- Haas, Geheimrat 94
- — (Abbildung) 100
- Haase, Friedrich, Hofrat (mit Abbildung) 562
- Habicht, Ludwig, Schriftsteller 50
- Haeckel, Ernst, Prof. Dr., Wirkl. Geh.-Rat 268
- — (Porträt) 276
- Hamburg, Eisgang auf der Elbe bei 50
- — (Abbildung) 57
- Hamkens, Luise, Erfinderin des Schulwebstuhls (mit Porträt) 130
- Hanako, Schauspielerin (Abbildung) 28
- Hanseaten, Roman 277, 321, 363, 407, 449, 493, 535
- Hardinge, Charles, Sir (Porträt) 186
- — Mrs. 503
- — — (Porträt) 502
- Harke, Emma, Hofschauspielerin a. D. 226
- Harrach, Gräfin von (Porträt) 518
- Hartmann, E, Generalmajor z. D. 540
- Hartrott, Ludwig von, General der Kav. z. D. (mit Porträt) 432
- Harz im Winterkleid, Der (mit Abbildung) 216
- Hastings, Automobilmanöver bei 526
- — (Abbildung) 530
- Hausen, Freiherr von, General d. Inf., Kriegsminister 391, 398
- — (Porträt) 400
- Hauser, Alois, Professor 440, 517
- — (Porträt) 517
- Hausmann, Robert, Professor (mit Porträt) 138
- Havel und Elbe, Von den Ueberschwemmungen der 354
- — (Abbildungen) 358, 359
- — (Karte) 353
- Havestadt, Christian, Geh. Baurat 50
- Headfort, Marquise von 502
- — (Porträt) 505
- Heck, L., Prof. Dr. 164
- Hedin, Sven, Dr., Forschungsreisender 87, 137, 175, 221, 226, 477, 484
- — (Porträt) 143
- — (Abbildungen) 233, 487
- Heide, Minna von 554
- Heilsarmee, Die Aristokratie unter dem Banner der 91
- Heinemann-Grautoff, Erna 298
- Hekking, Anton, Cellist 172
- — (Abbildung) 171
- Hennig, R., Dr. 266
- Henrich, Friedrich, Kommerzienrat (mit Porträt) 301
- Herbers, Dorothea 474
- — (Abbildung) 475
- Heringsdorf, Eisstauungen am Strande von 484
- — (Abbildung) 491
- Hernsheim, Franz, Grosskaufmann (mit Porträt) 218
- Herse, Jaroslaw, Bürgermeister a. D. 226
- Hertzog, Wally, Frau (mit Porträt) 517
- Herzog, Rudolf, 242, 277, 321, 363, 407, 449, 493, 535
- — (Porträt) 243
- — (Abbildungen) 244, 245
- *Herzog, Rudolf, Bei 242
- Hess, Richard, Prof. Dr., Geheimrat 386
- — (Porträt) 387
- Hesse, Ludwig, Generalkonsul 182
- Hessischen Landstände, Das Präsidium der zweiten Kammer der 94
- — (Abbildung) 100
- Heveling, Dr., Pfarrer 226
- Heyden-Linden, Bogislav von, Generalmajor z. D. 312
- — (Porträt) 320
- Heyl, Hedwig, Frau (Porträt) 518
- *Highlife und Bühne 501
- Hildebrandt, Hauptmann a. D. 136
- Hilfstätigkeit bei Massenunfällen 88
- Hill, David Jayne, Dr., Botschafter (Porträt) 12
- Hilmi Pascha, Grosswesir 305, 312
- — (Porträt) 314
- Hirsch, Franz, Dr. 131
- Hirschfeld, Georg 498
- Hodler, Ferdinand, Das Wandgemälde von 440
- — (Abbildung) 446
- Hoek van Holland, Drahtseilbahn zur Rettung Schiffbrüchiger in 475
- — (Abbildung) 476
- Hoepke, Hermann, Professor (mit Porträt) 127
- Hoffmeister, Arno, Dr. 147
- Hohenzollern, Maria Theresia Fürstin von 398
- Hollaender, Viktor, Kapellmeister 260, 286
- — (Porträte) 260, 285
- Holland, Der Winter in 559
- — (Abbildungen) 560
- *Holländische Dorfmusik 213
- Holst, Ad. 149
- Holwede, Ruth 423
- Hompesch-Rurich, Alfred Graf von, Reichstagsabgeordneter 175, 181, 182
- — (Porträt) 184
- Horn, Freiherr von, General d. Inf., Kriegsminister 391, 398
- — (Porträt) 400
- Hornstein, Ferdinand von 121
- Hötzendorf, F. Conrad von, General 525
- — (Porträt) 528
- Howe, Earl of, Lordkammerherr (Porträt) 228
- Huberman, Bronislaw, Violinist 94
- — (Abbildung) 102
- Huhn, Wera von 162
- Hultin, Thekla, Dr. 94
- — (Abbildung) 100
- *Hutmoden, Neue Pariser 381
- *Hutmoden für das Frühjahr, Neue 556
- Hüttmann, Oberleutnant 81
- — (Abbildung) 89

J.

- Jahnke, Hermann, Schriftsteller 8
- Jannsen, Korvettenkapitän z. D. (mit Porträt) 86
- Japan, Eindrücke von meinem Aufenthalt in 175, 221
- *Japanischen Bühne, Die Neugestaltung der 24
- Jastrow, Henriette 91, 203, 223
- Jessen, Jarno 552
- Jettenhausen, Landung des „Zeppelin I“ bei 526
- — (Abbildungen) 532
- Indien, Earl of Minto Vizekönig von 181
- — (Abbildung) 185
- Infektionskrankheiten, Entstehung und Behandlung der 191
- Joachim, Hans 49
- Jodhpur, Der Maharajah von 181
- — (Abbildung) 185
- Johannesburg, Ankunft des Oberleutnants Graetz in 268
- — (Abbildungen) 276
- Jordan, Hedwig, Dr. 334
- Josephi, Josef, Schauspieler 291
- — (Abbildung) 290
- Irmelein Rose, Skizze 252
- Ischia, Das Erdbeben-Seismogramm des Observatoriums in 94
- — (Abbildung) 98
- Israels, Josef, Maler 182
- — (Porträt) 187
- Iswolski, A. P., Minister 1, 398, 433
- — (Porträt) 402
- Italien, Viktor Emanuel König von 43, 50
- — (Abbildung) 51
- — Helene Königin von 43, 50
- — Das Erdbeben in 1, 7, 43, 50, 87, 93, 94
- — — (Karten) 7, 52
- — — (Abbildungen) 51—55, 95—99
- Italienischen Alpentruppen, Wintermanöver der (mit Abbildungen) 431
- Jugendgerichtstag, Vom ersten deutschen 526
- — (Abbildung) 531
- Jürgensen, Geh. Justizrat, Landtagsabgeordneter (mit Porträt) 315
- Justh, J., Präsident 226
- — (Abbildung) 230

K.

- *Kabarette, Pariser 425
- Kaehler, Willibald, Kapellmeister (Porträt) 372
- Kaftal, Margot, Opernsängerin 84
- — (Porträt) 83



Seite
Kahlenberg, Hans von . . . 357
Kainz, Josef, Schauspieler . . . 138
— (Abbildung) . . . 146
Kapferer, Henry, Luftschiffer . . . 182
— (Abbildung) . . . 184
*Karnevalstoiletten im historischen Stil 116
Kartousch, Luise, Sängerin . . . 290
— (Porträt) . . . 288
Kawakami, Otajoro, Redakteur . . . 24, 27, 28
— (Porträt) . . . 28
Kelle, Johann Ritter v., Prof. Dr., Hofrat . 226
Keller, Friedrich, Professor, Maler (mit Porträt) . . . 258
— H., Dr.-Ing. . . . 351
Kelly, Mrs. . . . 503
— (Porträt) . . . 504
Kiamil Pascha, Grosswesir . . . 305
„Kimono", Vier Wochen im . . . 221
Kinderaustausch . . . 308
Kirchner, Martin, Prof. Dr., Geh. Obermedizinalrat . . . 347
Kirschner, Oberbürgermeister . . . 261, 268
— (Abbildung) . . . 269
Kirsten-Christensen, Fräulein, Richterin (mit Porträt) . . . 171
Kitzbühel, Vom Wintersportfest in . . . 440
— (Abbildungen) . . . 447
Klaussmann, A. Oskar . . . 396
Klavierbohrer, Der, Skizze . . . 121
Kleeberg, Clotilde, Pianistin (mit Porträt) 268
Klotz, Adolf, Reichstagsabgeordneter . . . 182
Knauer, Hermann, Ingenieur . . . 526
Knollys, Charlotte, Hofdame (Porträt) . . 186
Knox, Philander C., Staatssekretär . . . 8, 440
— (Porträte) . . . 12, 443
Koelsch, Adolf, Dr. . . . 103
Kollitsch, Mitzi, Rodlerin . . . 302
— (Abbildung) . . . 303
Kollmann, J., Professor . . . 235
Köln, Vom Karneval in . . . 354
— (Abbildungen) . . . 360
Komisarschewskaja, Vera, Schauspielerin . . . 398
— (Porträt) . . . 405
Königsberg, Aufführung der Oper „Robert und Bertram" in . . . 475
— (Abbildung) . . . 476
— Vom Winter in . . . 50
— — (Abbildung) . . . 56
Konstantinopel, Unterhandlungen zwischen der Türkei und Oesterreich-Ungarn in 87, 131
— Von der Parlamentseröffnung in . . . 1, 8
— — (Abbildungen) . . . 10, 11
Kopenhagen, Weibliche Wähler bei den Kommunalwahlen in . . . 484
— (Abbildung) . . . 489
Korell, Abgeordneter . . . 94
— (Abbildung) . . . 100
Körperkultur, Schönheit und . . . 134
Koschelew, Generalmajor . . . 305
Köthner, F., Dr. . . . 153
Krauss, Clemy, Regisseuse . . . 173
— (Porträt) . . . 174
Krenn, A. . . . 291
Kriegsministeriums, Hundertjahrfeier des preussischen . . . 391, 398
— (Porträte) . . . 400
Kronstadt, Johann von, Priester . . . 43, 50
— (Porträt) . . . 58
Krosigk, Buko v., Generalleutnant z. D. . 440
Krümmel, Otto, Professor Dr. . . . 43
Kruse, Georg, Theaterdirektor . . . 8
Krzyzanowski, Rudolf, Kapellmeister (Porträt) . . . 373
Kühn, Otto . . . 154
Kümmel, Otto, Dr. . . . 462
Kummer, Frau von (Abbildung) . . . 190
Kunst und Kultur auf dem Lande . . . 394
Kurz, Selma, Sängerin . . . 440
— (Porträt) . . . 448
Kutzner, Albert, Schauspieler . . . 291
— (Abbildung) . . . 290
Kwilecka, Isabella Gräfin . . . 354

L.

Seite
Lande, Kunst und Kultur auf dem . . . 394
Lande, Wasser und Luft, Zu . . . 4
Landpflege und Landpflegerin . . . 147
Lang, Georg, Intendenzrat . . . 173
— (Porträt) . . . 174
Lasker, Emanuel, Dr., Schachmeister 264, 477, 484
— (Abbildung) . . . 492
Lauff, Joseph . . . 133
Lecot, Kardinal, Erzbischof . . . 8
Lee, Heinrich . . . 50
Lehár, Franz, Komponist . . . 286
— (Porträt) . . . 285
Leicester, Earl of . . . 226
— (Porträt) . . . 230
Lenz, Max, Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat . . . 391
Leoben, Vom Wintersportfest in . . . 302
— (Abbildung) . . . 303
Lepcke, Ferdinand, Professor, Bildhauer . . 484
Lesseps, Gräfin Ferdinand von . . . 226
Leutheusser, Oberturnlehrer . . . 312
Lewisohn, Oskar, Mrs. . . . 504
— (Porträt) . . . 501
Liebert, Paul, Generaldirektor . . . 440
Liechtenstein, Rudolf Fürst, General der Kav. . . . 8
Lindau, Paul, Dr., Dramaturg . . . 8
— (Porträt) . . . 14
Lingner, Richard, Generalzolldirektor . . 440
Lipovac, General . . . 525
— (Porträt) . . . 529
Lobkowitz, Georg Fürst von, Oberstlandmarschall . . . 8
Loder, Basil, Mrs. (mit Porträt) . . . 503
Lohse, Otto, Kapellmeister (Porträt) . . . 373
London, Auf einer Rollschuhbahn in . . . 302
— (Abbildung) . . . 303
— Miss Viola Tree als „Schlafende Schönheit" im His Majesty's Theater zu . . . 129, 130
— — (Abbildung) . . . 130
— Triumphzug der Führerinnen der Suffragettes Mrs. und Miss Pankhurst durch . 8
— — (Abbildung) . . . 14
— Von der Vermählungsfeier der Mis Bellen mit Mr. H. C. Norten in (mit Abbildung) 260
*London, Das Britische Museum in . . . 203
Lopuchin, Chef der russischen Staatspolizei 219
Lorbeer, Gedicht . . . 467
Lorm, J. . . . 256, 342, 501
Ludassy, Julius v. . . . 456
Lüders, Dr., Geh. Legationsrat . . . 474
— (Porträt) . . . 475
— Heinrich, Prof. Dr. (mit Porträt) . . . 517
Ludl, Joseph, Sänger . . . 291
— (Porträt) . . . 286
*Luftschiffe, Die Bekämpfung der lenkbaren 375
Lukjanow, Reichsrat . . . 354
— (Porträt) . . . 361
„Lustige Witwe", Operette, Aufführung der 286
— (Abbildungen) . . . 287, 288
Lützow, F., Kapitänleutnant . . . 418

M.

Mac Andrew, Mrs. (mit Porträt) . . . 503
Mac Farland, Rennfahrer . . . 519, 526
— (Abbildung) . . . 530
Madame, Skizze . . . 162
Madrid, Grundsteinlegung der neuen deutschen Schule in (mit Abbildung) . . . 388
Mahler, Gustav, Kapellmeister . . . 375
— (Porträt) . . . 373
Mahnung, Gedicht . . . 87
Majorana, Quirino, Professor (mit Porträt) 42
Malmberg Aino, Mme. . . . 94
— (Abbildung) . . . 100
Malocchio, Skizze . . . 207
Mansfield, Charlotte, Mrs. (mit Porträt) . 215
Marchtaler, von, General d. Inf, Kriegsminister . . . 391, 398
— (Porträt) . . . 400
Märkische Wandertheater, Das, in Berlin (mit Abbildung) . . . 216
Seite
Marschall von Bieberstein, Freiherr, Botschafter . . . 43
Marseille, Zusammenstoss der Dampfer „La Ville d'Alger" und „Orléanais" bei (mit Abbildung) . . . 518
Marx-Hansemann, Luise, Frau . . . 94
*Maske, Das Werden einer . . . 158
Massenunfällen, Hilfstätigkeit bei . . . 88
Mathiesen, Oskar, Weltmeister im Distanzlaufen . . . 440
— (Porträt) . . . 317
— (Abbildung) . . . 444
Matkowsky, Adalbert, Schauspieler 477, 482, 484
— (Porträt) . . . 482
Mattl-Löwenkreuz, Emanuela Baronin 510
Matzner, Gustav, Schauspieler . . . 291
— (Porträt) . . . 287
Mau, August, Professor . . . 440
Mayer, Albert, Rechtsanwalt . . . 226
Mecklenburg, Adolf Friedrich Herzog von, Die zentralafrikanische Ausstellung des . 484
— (Abbildungen) . . . 490
Mehner, V. . . . 414
Melk, Alexander Karl Abt von . . . 226
Mendès, Catulle, Dichter . . . 268
Menschenformen, Die kleinen . . . 235
Mérat, Albert, Unterbibliothekar . . . 138
Messina, Erdbeben in . . 1, 7, 43, 50, 87, 93, 94
— (Karten) . . . 7, 52
— (Abbildungen) . . . 51–55, 97
Metzger, J. G, Dr. . . . 440
Meyer, George, Prof. Dr. . . . 88
— Hermann, J., Verlagsbuchhändler . . . 484
— Richard M., Prof. Dr. . . . 132
Meyer-Mahr, Moritz, Professor (mit Porträt) 127
Meyn, Hauptmann (mit Porträt) . . . 215
Mielke, Robert . . . 542
Milowanowitsch, M. D., Dr., Minister . 398
— (Porträt) . . . 402
*Minenleben Nordamerikas, Aus dem . . 154
Minto, Earl of, Vizekönig von Indien . . . 181
— (Abbildung) . . . 185
Mischlich, Adam, Professor (mit Porträt) . 304
Möhlau, R., Prof. Dr., Geh. Hofrat . . . 369
Montenegro, Nikolaus Fürst von . . . 477
Montès, Ricardo, Attaché (Abbildung) . . . 140
Moran, Rennfahrer . . . 519, 526
— (Abbildung) . . . 530
Morgan, William, Professor . . . 172
— (Porträt) . . . 173
Mosambik, Papagei und Zwergantilope aus (mit Abbildung) . . . 562
Motta, Vianna da, Pianist . . . 172
— (Abbildung) . . . 171
Mottl, Felix, Hofoperndirektor . . . 375
— (Porträt) . . . 372
Muck, Karl, Dr., Generalmusikdirektor . . . 375
— (Porträt) . . . 374
Müggelsee, Schlittschuhlaufen und Eissegeln auf dem (mit Abbildung) . . . 304
Müller, Egbert, Dr. . . . 484
— Wilhelm, Kommerzialrat (mit Porträt) . 501
München, Englische Suffragettes in (mit Abbildungen) . . . 432
— Karneval in . . . 398
— — (Abbildungen) . . . 404
— Vermählungsfeier der Sängerin Klara Rahn mit Dr. Leo Ernst in (mit Abbildung) . . 562
Musenküche, Die, Plauderei . . . 327

N.

Nähtisch und Schreibtisch, Plauderei . . . 524
Naturgeheimnis und Geist . . . 498
Nauta, Heinrich Ritter von, Flottenchef . . 525
— (Porträt) . . . 528
Nax, Einsturz einer Kirche im Dorf . . . 87
Negrin, Bela, Tragödin . . . 50
Nehring, Wladislaus, Prof. Dr., Geheimer Regierungsrat . . . 132
Neidhardt, Karl von, Dr., Wirkl. Geh. Rat, Gesandter a. D. . . . 484
— (Porträt) . . . 492

Seite
Neumann, Heinrich 370
Neuyork, Enthüllung eines Denkmals für Edgar Allan Poe in (mit Abbildungen) . 302
– Kabelgerüst für eine Brücke über den East River in (mit Abbildung) 41
Niedner, Dr., Stabsarzt 94
– (Porträt) 102
Nikisch, Arthur, Professor 371, 375
– (Porträt) 374
Nisami - Pascha, Osman, Botschafter (Porträt) 12
Nizza, Die internationalen Rennen in . . . 182
– (Abbildungen) 188
– Faschingzeit in 354
– – (Abbildungen) 362
– König Leopold von Belgien in 440
– – (Abbildung) 441
Noack, Karl, Dreher (mit Abbildung) . . . 346
Noailles, Marquis de, Botschafter a. D. . . 312
*Nordamerikas, Aus dem Minenleben . . 154
Norwegen, Maud Königin von 440
– (Abbildung) 444
*Norwegen, Der Winter in 110
Nowakowitsch, Ministerpräsident . . 391, 398
– (Porträt) 402

O.

Oberhof, Vom Sportfest des Thüringischen Wintersport-Verbandes in 312
– (Abbildungen) 318
Oesterreich, Franz Josef Kaiser von 477, 484
– (Abbildung) 485
– Renata Maria Erzherzogin von 8
– – (Porträt) 12
Oesterreichisch - serbischen Konflikt, Zum 391, 398, 433, 440, 477, 484, 519, 525
– (Abbildungen) . . . 402, 485, 486, 527–529
– (Karten) 439, 528
Oesterreich - Ungarns und Serbiens Streitkräfte 519
Ompteda, Georg Freiherr von 18, 61, 106, 149, 194, 237, 295
*Operette, Die 284
*Opernkapellmeister, Deutsche . . . 370
Oppenheim, Eduard Freiherr von 138
– (Porträt) 144
Orlik, Emil, Ausstellung der Werke von (mit Abbildung) 171
*Ostasiatischer Kunst, Die Ausstellung älterer, im Völkerkundemuseum 462
Ostsee, Der Eisgürtel der 389
– (Abbildungen) 390
Otani, Graf, Oberpriester 226
– (Abbildung) 233
Ottmann, Victor 438
– Marie, Sängerin 288
– – (Abbildung) 287
Oxford, Die Rhodesschüler an der Universität (mit Abbildung) 42

P.

Paak, Vali, Sängerin (mit Porträt) 288
Panamareise des Präsidenten Taft, Von der 398
– (Abbildung) 401
Pankhurst, Mrs. 8
– (Abbildung) 14
– Miss 8
– – (Abbildung) 14
Pannwitz, Prof. Dr. 526
– (Porträt) 533
Papagei, Ein afrikanischer (mit Abbildung) 562
Paprikow, Generalleutnant, Minister . . . 398
– (Porträt) 402
Par distance, Skizze 423
Paris, Ankunft des Aviatikers Orville Wright in 138
– (Abbildung) 144
– Ankunft König Eduards in 440
– – (Abbildung) 442
Paris, Demonstrationen medizinischer Studenten in 8
– – (Abbildungen) 10
– Der Gesandte Venezuelas Dr. Paul in . . 138
– – (Abbildung) 140
– Der grosse Poststreik in 519
– – (Abbildungen) 531
– Eröffnung der aeronautischen Ausstellung in 7
– – (Abbildungen) 9, 16
– Mittfastenfeier in 526
– – (Abbildung) 533
– Vom Winter in 50
– – (Abbildungen) 56
*Pariser Haartracht und Kopfschmuck . . 211
*Pariser Kabarette 425
Pau, General 182
– (Porträt) 184
Pau, König Alfons am Steuer des Aeroplans von W. Wright in 354
– (Abbildung) 355
Paul, Dr., Gesandter 138
– (Abbildung) 140
Pawlowa, Anna, Tänzerin 216
– (Porträt) 217
Peking, Vorbereitungen für die Beisetzung des Kaisers und der Kaiserinwitwe in . 8
– (Abbildungen) 13
Peradeniya auf Ceylon, Ein Riesenbambusdickicht des Botanischen Gartens von (mit Abbildung) 389
Perles, Moritz, Hofbuchhändler (mit Porträt) 517
Pernter, Professor, Hofrat 8
Perponcher - Sedlnitzky, Friedrich Graf von 526
– (Porträt) 533
Peschel-Huygens, Frau 94
– (Porträt) 101
Peters, Karl, Dr. 474
– (Abbildung) 475
Petersburg, Aufführung von L. Andrejews „Die Schwarzen Masken“ in (m. Abbildung) 84
– Sven Hedin in 87, 137
– – (Abbildung) 143
– Zar Ferdinand von Bulgarien in 398
– – (Abbildung) 403
– Das Schachturnier zu 264, 477, 484
– – (Abbildung) 492
*Pflanzenschutz im Süden 247
Pflanzenwachstums, Beeinflussung des, durch Elektrizität 178
Philippinos, Die ersten, in der Marine der Vereinigten Staaten (mit Abbildung) . . 559
*Pioniere deutscher Kultur 80
Pischel, Richard, Prof. Dr., Geh. Regierungsrat 50
Pitcairn-Knowles, A. 158, 247
Plaichinger, Thila, Opernsängerin . . . 312
– (Abbildung) 319
Podbielski, von, Staatsminister 354
– (Abbildung) 356
Poe, Edgar Allan, Feier des 100. Geburtstages von (mit Abbildungen) 302
Politik und Geselligkeit 479
Ponsonby, Fritz, Colonel (Porträt) . . . 186
Portugal, Manuel König von 354
– (Abbildung) 357
Poske, Friedrich, Professor Dr. 50
Possart, Ernst von, Intendant (mit Abbildung) 562
Poulett, Gräfin 504
– (Porträt) 501
Preuschen, Franz Freiherr von, Professor 50
– Hermione von 467
Preussen, Cecilie Kronprinzessin von . . 312
– (Abbildung) 315
Prüwer, Julius, Kapellmeister (Porträt) . . 374
Pulkowo, Die seismographische Station zu (mit Abbildung) 476
Pustau, von, Kapitän z. S. a. D. 89
Puttkamer, Alberta von 454

Q.

Quadt, Graf, Gesandter (mit Abbildung) . . 173

R.

Seite
Radolin, Fürst, Botschafter 301
Radziwill, Hieronymus, Prinz 8
– (Porträt) 12
Rahn, Hans Julius, Theaterdirektor (mit Abbildung) 562
– Klara, Konzertsängerin 562
Rally, Lola, Sängerin (mit Porträt) 218
Reder, Heinrich v. Generalmajor a D., Dichter 354
– (Porträt) 361
Reese, Senator, Reichstagsabgeordneter . . 152
Retik-Bei, Justizminister 440
Registratoren, Plauderei 23
Rein, W., Prof. Dr. 433
Reisezeit und Reiseziele, Plauderei. . . . 438
Rennschmidt, Elsa, Eisläuferin 312
– (Abbildung) 317
Renvers, Rudolf von, Prof. Dr., Geh. Medizinalrat 526
– (Porträt) 530
„Republic“, Untergang des Dampfers (mit Karte) 225
Reyer, Ernest, Komponist 138
Rezek, Anton, Dr., Minister a. D. 268
Rhinozeros, Ein junges 345
– (Abbildung) 346
Rhodesschüler an der Universität Oxford, Die (mit Abbildung) 42
Rhyn, Atz vom 242
Richepin, Jean, Schriftsteller 354
– (Porträt) 361
Richter, Hans, Dr., Kapellmeister 375
– (Porträt) 371
Richthofen, Freifrau von (Abbildung) . . 190
Ricotti, Mme. 182
– (Abbildung) 188
Rifaat-Pascha, Minister 398, 433
– (Porträt) 402
Rixdorf, Vom Königsschiessen der Hasenheider Schiessgesellschaft in (mit Abbildung) 86
„Robert und Bertram“, Oper, Aufführung der 475
– (Abbildung) 476
Rohne, H., Generalleutnant z. D. 375
Rojestwenskij, S. P., Admiral . . 131, 138
– (Porträt) 144
Rollschuhsport in England, Vom . . . 302
– (Abbildung) 303
Römer, Fritz, Prof. Dr. 526
Ronner, Henriette, Malerin 440
Roosevelt, Theodor 138, 433, 440
– (Abbildungen) 144, 443
Rosslyn, Gräfin 504
– (Porträt) 502
Rote Ranunkeln, Skizze 467
Rother, Rudi, Maler 226
Rottenberg, Ludwig, Dr. (Porträt) 375
Rubinstein, Akiba, Schachmeister . . 477, 484
– (Abbildung) 492
Ruegenberg, Dr., Geh. Sanitätsrat . . . 138
Rumänien, Maria Kronprinzessin von . . 559
– (Abbildung) 561
– Carol Prinz von 560
– – (Abbildung) 561
– Elisabeth Prinzessin von 560
– – (Abbildung) 561
Russland, Wladimir Grossfürst von . 347, 354
– (Porträt) 357

S.

Saal, Willem, Dirigent 214
– (Abbildungen) 213, 214
Saccur, Alma, Sängerin 290
– (Porträt) 289
Sachetto, Rita, Tänzerin 440
– (Porträt) 448
Sachsen - Weimar - Eisenach, Ernst Prinz von (mit Porträt) 138
Sada Yakko, Schauspielerin 27, 28
– (Porträt) 28
Said-Pascha, Grosswesir, Senatspräsident 8
– (Porträt) 12



Seite

Salchow, Ulrich, Weltmeister im Figurenlaufen (Abbildung) 317
Salzmann, E. von 80
Samhaber, Franz, Major 172
— (Porträt) 171
Sancha, Kardinal 398
— (Porträt) 405
Sauerma-Zülzendorf, Rosalie Gräfin von (mit Abbildung) 130
Schachturnier zu St. Petersburg, Das 264, 477, 484
— (Abbildung) 492
Schanz, Frida 65
*Schatsekou bei Tsingtau, Die Kolonie . 80
Schaumburg-Lippe, Friedrich Prinz zu 312, 354
— (Porträt) 314
Scheff, Fritzi, Opernsoubrette 129, 288
— (Porträte) 129, 289
Schenkel, Karl, Dr., Minister a. D. . . . 226
Schillings, M., Generalmusikdirektor (Porträt) 371
„Schlagbaum, Der“, Lustspiel, Aufführung des 50
— (Abbildung) 58
Schlar, Josef, Professor, Kapellmeister (Porträt) 373
Schmahl, Ewald, Bildhauer, Ein Zeppelinrelief vom 259
— (Abbildung) 260
Schmetterlingskreuzungsversuche, Prof. M. Standfuss bei einem (mit Abbildung) 128
Schmidt, Karl Eugen 425
Schmitt, Dr., Abgeordneter 94
— (Abbildung) 100
Schmitz, Oskar A. H. 67
*Schnee und Eis, Sportübungen auf . . 198
Schoen, Freiherr von, Staatssekretär . . . 391
Schönaich, Freiherr von, Kriegsminister . 525
— (Porträt) 528
Schönheit und Körperkultur 134
Schreibtisch, Nähtisch und, Plauderei . 524
Schröder, Hermann, Professor 226
Schua es Saltaneh, Bruder des Schahs von Persien 347, 354
— (Porträt) 357
Schuch, Ernst Edler von, Generalmusikdirektor 375
— (Porträt) 371
Schule, Zahnpflege in der 347
Schule und nationale Zukunft 1
Schulen, Die Biologie und die höheren . . 59
Schulleiterinnen, Frauen als 261
Schultz, Alwin, Prof. Dr. 484
— Anna, Dr. jur. (mit Porträt) 304
Schulz, August, Sinfoniedirektor 312
Schumann, Gotthold, Zirkusdirektor . . . 8
Schupp, A. 71
— Louise 47, 168
Schuster-Woldan, Raffael, Maler (mit Porträt) 552
Schutz durch Alarm, Plauderei 49
Schwabe, Kurd, Major 91
— (Porträt) 102
Schwalbe, J., Prof. Dr. 305
„Schwarzen Masken“, Aufführung von L. Andrejews (mit Abbildung) . . . 84
Schweden, Margarete Kronprinzessin von 312
— (Abbildung) 313
*Schweizerischen Alpenpässe, Die . . 291
Schwesternberuf nach Einführung der staatlichen Prüfung, Der 17
Seebebenwogen 43
Seehausen im Hochwasser, Die Stadt . 354, 473
— (Abbildungen) 359, 473
Seekriege, Die Erweiterung der neutralen Rechte im 89
Seggel, Karl, Dr., Generalarzt z. D. . . . 410
Sembrich, Marcella, Sängerin 354
— (Porträt) 361
Serbien, Kriegsrüstungen in 525
— (Abbildungen) 529
— Ministerkrisis in 317
Serbiens und Oesterreich-Ungarns Streitkräfte 519
Shackleton, Leutnant 519, 525
— (Porträt) 525
Sherman, James Schoolcraft, Vizepräsident . 440
— (Porträt) 443
Sindermann, A. R., Stadtverordnetenvorsteher 94
— (Porträt) 102
Singer, J. 65
*Skidress, Der 168
Skowronnek, Fritz, Dr. 282
Somary, Paula, Schauspielerin (mit Porträt) 173
Sonnenseite, Auf der 477
Spaits, Alexander 328
Spanien, Alfons König von 305, 354
— (Abbildungen) 355, 357
*Spanische Tänze 67
Spielhagen, Friedrich, Romanschriftsteller 312
— (Porträt) 314
Sport und Sportübertreibungen 521
*Sport, Jung-Amerikas Erziehung zum . . 547
*Sportübungen auf Schnee und Eis . . 198
St. Moritz, Der Freiballon „Berlin“ vor dem Aufstieg bei 312
— (Abbildungen) 314
— Skirennen mit Pferden in 226
— — (Abbildung) 232
— Winterfreuden in 182
— — (Abbildungen) 189
Städte und moderne Befestigungen, Grosse . 540
Stammann, Dr., Senator 268
Standfuss, M., Professor Dr. (mit Porträt und Abbildung) 128
Stangen, Eugen 110
Stephani, v., Oberleutnant (mit Porträt) . . 260
Stillen, Ueber das 430
Stimmung und Stimme 412
Stöcker, Adolf, Hofprediger a. D. . . 261, 268
— (Porträt) 276
*Stockknopf, Schätze im 256
Stockholm, Ein Riesendorsch im Reichsmuseum zu (mit Abbildung) 474
— Von den Nordischen Spielen in . . . 258, 312
— — (Abbildungen) 259, 316, 317
Straus, Oskar, Komponist 286
— (Porträt) 285
Strauss, Richard, Dr., Generalmusikdirektor 8, 311, 312, 375
— (Porträte) 15, 373
— Edmund v., Kapellmeister (Porträt) . . 375
Stubenrauch, von, Polizeipräsident . . . 484
— (Porträt) 488
*Studentinnenheim, Im 334
Stürgkh, Karl Graf von, Minister 312
— (Porträt) 314
*Süden, Pflanzenschutz im 247
Südpolar-Expedition des Leutnant Shackleton, Die 519, 525
— (Karte) 525
Suffragettes in München, Englische (mit Abbildung) 432
Swinemünde, Eisbrecher vor der Mole in 389
— (Abbildungen) 390
Sydow, Reinhold, Staatssekretär 398
— (Porträt) 399

T.

Tafel, Dr. (Abbildung) 467
Taft, William Howard, Präsident . . 398, 433, 440
— (Abbildung) 401
Tang Schao Yi, Exzellenz 226
— (Abbildung) 228
Tanne, Aus dem Leben einer 71
*Tänze, Spanische 67
Teck, Alexander, Prinzessin 312
— (Abbildung) 313
Teheran, Deutsche Weihnachtsfeier in (mit Abbildung) 173
Thalamas, Professor 182
— (Porträt) 184
Thale, Rauhfrost auf dem Hexentanzplatz bei (mit Abbildung) 216
Thomsen, Julius, Professor 312
— (Porträt) 320
Thurner, Leopold, Schauspieler 173
— (Porträt) 174
Tiedemann, Walter 513
*Tierbilder, Chinesische 164
Tiere als Werkmeister 282
Tiessen, Dr. 484
— (Abbildung) 487
Tillmanns, H., Prof. Dr., Geh. Med.-Rat . 191
Timirijaschew, W. J., Minister 226
— (Porträt) 228
*Tiroler Bauernbaukunst 29
Tischler, Hermann, Dr., Redakteur . . . 138
Tito, Negerhäuptling (mit Abbildung) . . . 41
Toro, Kasagama König von 474
— (Abbildung) 475
*Torpedobootfahrt im Winter, Eine . 418
Tree, Viola, Miss (mit Abbildung) 130
Treumann, Louis, Sänger 291
— (Porträt) 286
*Tsingtau, Die Kolonie Schatsekou bei . . 80
Türkei, Abdul Hamid Sultan der 8
— (Abbildung) 11
Türkischen Parlaments, Zur Eröffnung des 1, 8
— (Abbildungen) 10, 11

U.

Ueberschwemmungen in Deutschland, Die 261, 268, 354, 391, 398, 473
— (Karten) 267, 353
— (Abbildungen) . 272—275, 358, 359, 406, 473
Ueberschwemmungskatastrophe, Die jüngste 266
— (Karte) 267
Urban, Henry F. 547

V.

„Vagabund, Der“, Aufführung des Dramas 301
— (Abbildung) 302
Valli, Lulu, Miss, Schauspielerin 94
— (Abbildung) 100
Varesanin, v., General 525
— (Porträt) 528
*Verborgene Schätze 256
Vereinigten Staaten, Die ersten Philippinos in der Marine der (mit Abbildung) 559
Vignau, Hippolyt von, Generalintendant (mit Porträt) 84
Villa Vicosa, Begegnung des Königs Alfons mit König Manuel in 354
— (Abbildung) 357
Villefranche, Die Ankunft der amerikanischen Flotte in 138
— (Abbildung) 140
Villinger, Hermine 226, 379
— (Porträt) 228
Vincent, J., Direktor (mit Porträt) 218
Virginia, Julia 506
Voigtlaender, Edith von, Geigenvirtuosin 302
— (Porträt) 304
Voisinschen Aeroplan, Flugversuche mit dem, in Berlin 136, 137, 181
— (Abbildungen) 142, 183
*Völkerkundemuseum, Die Ausstellung älterer ostasiatischer Kunst im 462
Vollers, Karl, Professor Dr. 94
Vollmer, Arthur, Hofschauspieler 354
— (Porträt) 361

W.

Wagner, Siegfried, Kapellmeister (Porträt) . 374
Waldburg-Zeil, Marie Fürstin zu . . . 312
Walde, Gerda, Sängerin 290
— (Abbildung) 286
Wallenberg, Paul von, Generalleutnant . 133
„Walzertraum“, Operette, Aufführung der (mit Abbildung) 289

Seite

Warnecke, Hans, Dr., Theaterdirektor (mit Porträt) . . . 130
Warpachowski, N. A, Direktor 484
Wartensleben, Alexander Graf v., General der Kav. z. D. . . . 50
Wattendorf, Heinrich, Reichstagsabgeordneter 312
Weber, Adelheid . . . 252
Weinberg, Artur von, Dr. . . . 94
— (Porträt) . . . 101
Weingartner, Felix, Hofoperndirektor . . 375
— (Porträt) . . . 372
Weiskirchner, R., Dr., Präsident . . . 226
— (Abbildung) . . . 230
Welczek, Luise Gräfin von . . . 440
Wellesley Bell, Mrs. (mit Porträt) . . . 504
Werber, Mia, Sängerin . . . 288
— (Abbildung) . . . 285
Werner, Fritz, Sänger . . . 291
— (Porträt) . . . 286
— R., Referendar . . . 386
— Reinhold v., Vizeadmiral z. D. . . . 398
— — (Porträt) . . . 405
Wert des Lebens, Der, Skizze . . . 77
Westend, Das neue Säuglingsheim in . 386, 387
— (Abbildungen) . . . 388
Wheeler, Benjamin J., Professor (mit Porträt) . . . 171
Widmann, G. O. (Abbildung) . . . 186
Wied, Gustav . . . 34
Wiegand, Carl Friedrich . . . 431, 432
Wien, Aufführung der Oper „Alt-Heidelberg“ in . . . 389
— (Abbildung) . . . 388
— Aufführung der Operette „Der Rodelbaron“ in . . . 138
— — (Abbildung) . . . 146
— Aufführung des Dramas „Der Vagabund“ in 301
— — (Abbildung) . . . 302
— Ausrückende Truppen in . . . 525
— — (Abbildung) . . . 527
— Tumultuarische Szenen im Abgeordnetenhaus und Reichsrat in . . . 219, 261
*Wien aus der Vogelschau . . . 124
*Wiener Typen . . . 456

Wildenbruch, Ernst von, Dr, Geh Legationsrat z. D. . . . 131, 137, 138
— (Porträt) . . . 142
Wildenbruch, Ernst von, Artikel . . . 132
— Gedicht . . . 133
Windsor, Küchenraum im Schloss zu (mit Abbildung) . . . 174
*Winter in Norwegen, Der . . . 110
Winterabend, Gedicht . . . 339
„Winternacht“, Drama, Aufführung des . 431
— (Abbildung) . . . 432
Wintersport, Dame und, Plauderei . . . 47
Wirth, Mizzi, Sängerin . . . 287
— (Abbildung) . . . 285
Wittenberg, Alfred, Violinist . . . 172
— (Abbildung) . . . 171
Wohlbrück, Olga . . . 77
Wohlgerüche, Deutschlands Industrie der 153
Wojewodski, Admiral, Minister . . . 226
— (Porträt) . . . 228
Woiwode, Lina, Schauspielerin . . . 386
— (Porträt) . . . 387
Wolff, Phila, Sängerin . . . 287
— (Porträt) . . . 290
Wolken am europäischen Horizont . . . 391
Wöllmer, Ferdinand, Reichstagsabgeordneter 182
Wossidlo, Kapitänleutnant (Abbildung) . . 81
Wright, Orville, Aviatiker . . . 138
— (Abbildung) . . . 144
— Wilbur, Aviatiker . . . 138, 354
— — (Abbildungen) . . . 144, 355
— Katharina, Miss . . . 138
— — (Abbildung) . . . 144
Wychgram, Jakob, Professor Dr. . . . 1

X.

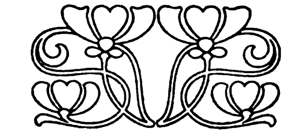
Xhenemont, Joseph, Dichter . . . 440

Y.

Yarde-Buller, Mrs. . . . 504
— (Porträt) . . . 505
Yellowstone-Park, Ein Idyll aus dem (mit Abbildung) . . . 218
Yuanschikai, chinesischer Staatsmann . . 43

Z.

Zahnpflege in der Schule . . . 347
Zeiss, August, Kommerzienrat . . . 50
— (Porträt) . . . 58
— Dr., Hofrat (mit Porträt) . . . 84
Zeppelin, Ferdinand Graf von . . . 398
— (Abbildung) . . . 400
— Hela Gräfin von . . . 398
— — (Abbildung) . . . 400
„Zeppelin I“, Uebungsfahrten des Reichsballons . . . 526
— (Abbildungen) . . . 532
Zeppelinrelief aus Marmor, Ein . . . 259
— (Abbildung) . . . 260
Ziegler, Klara, Hofschauspielerin (mit Abbildung) . . . 562
Zimmer, Friedrich, Prof. D. . . . 134
Zipfel, Armand, Aviatiker . . . 137, 181, 219
— (Porträt) . . . 142
— (Abbildung) . . . 183
Zivkowich, Kriegsminister . . . 525
— (Porträt) . . . 529
Zobeltitz, Fedor von . . . 310
Zorn von Bulach, Freiherr . . . 415, 416
— (Abbildungen) . . . 415–417
Züchtigungsrechts, Zur Frage des . . 433
Zuidersee, Fischerarbeit zur Winterzeit am (mit Abbildungen) . . . 172
Zülzer, Moritz (mit Porträt) . . . 127
Zum 27. Januar, Gedicht . . . 131
Zürich, Aufführung des Dramas „Winternacht“ in . . . 431
— (Abbildung) . . . 432
— Die Märzausstellung im Künstlerhaus zu 440
— — (Abbildung) . . . 446
Zwerenz, Mizzi, Sängerin . . . 290
— (Porträt) . . . 289
Zwergantilope, Eine (mit Abbildung) . . 562

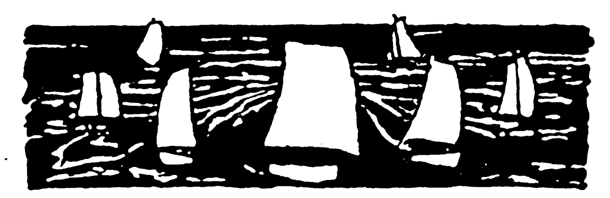


DIE·WOCHE

Nummer 1. Berlin, den 2. Januar 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 1.

Seite
Die sieben Tage der Woche 1
Schule und nationale Zukunft. Von Professor Dr. Jakob Wychgram, Schulrat der Freien und Hansestadt Lübeck 1
Zu Lande, Wasser und Luft. Von Generalsekretär P. de la Croix 4
Briefe eines modernen Mädchens 6
Unsere Bilder 7
Die Toten der Woche 8
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen) 9
Der Schwesternberuf nach Einführung der staatlichen Prüfung. Von Professor Dr. E. Grawitz 17
Droesigl. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda (Fortsetzung) . . . 18
Registratoren. Technische Betrachtung von Hans Dominik 23
Die Neugestaltung der japanischen Bühne. Von Felix Baumann. (Mit 10 Abbildungen) 24
Tiroler Bauernbaukunst. Von Johannes Maria Egloff. (Mit 11 Abbild.) 27
Ein fahrender Künstler. Skizze von Gustav Wied 34
Blumenzwiebeln. Von Professor Dr. Udo Dammer. (Mit 8 Abbildungen) 39
Bilder aus aller Welt 41



Die sieben Tage der Woche.

22. Dezember.

Aus Caracas wird gemeldet, daß der Vizepräsident Gomez (Portr. S. 12) nach Entdeckung einer gegen sein Leben gerichteten Verschwörung ein neues Ministerium aus verschiedenen Parteien berufen hat. Die neue Regierung hebt das gegen den holländischen Handel gerichtete Dekret auf.

In der niederländischen Kammer teilt der Minister des Innern mit, daß die Königin Wilhelmina einem freudigen Familienereignis entgegensieht.

Die spanischen Cortes vertagen sich nach Bewilligung des Budgets durch den Senat bis zum 11. Januar.

23. Dezember.

Aus Deutsch-Südwestafrika treffen Nachrichten ein, daß im Süden des Schutzgebiets mehrere Zusammenstöße mit Hottentotten stattgefunden haben. Dabei wurden drei deutsche Farmer und ein Bur sowie ein Sergeant und zwei Reiter von der Schutztruppe getötet.

Die französische Deputiertenkammer nimmt das Gesetz über die Vermehrung der Artillerie nach den Vorschlägen der Regierung an.

Bei den Präsidentschaftswahlen in der türkischen Kammer werden die drei jungtürkischen Kandidaten gewählt, von denen der Sultan einen zum Präsidenten zu ernennen hat.

In Washington wird ein Schiedsgerichtsvertrag zwischen Amerika und Argentinien unterzeichnet.

In Petersburg wird der erste allrussische Frauenkongreß eröffnet.

24. Dezember.

Das Ergebnis der Zeppelinspende beläuft sich nach endgültiger Feststellung auf 6 000 500 M.

Das französische Parlament vertagt sich nach Annahme des Budgets bis zum 12. Januar.

25. Dezember.

Der Präsident der französischen Republik Fallières (Portr. S. 9) wird bei einem Spaziergang von einem stellenlosen Kellner, der in Beziehungen zu royalistischen Komitees steht, überfallen und insultiert.

Der holländische Kreuzer „Gelderland" trifft wieder in Willemstad ein. Damit ist die niederländische Flottendemonstration gegen Venezuela formell beendet.

26. Dezember.

Der russische Minister des Aeußern Iswolski hält in der Duma eine Rede über die auswärtige Politik des Zarenreichs und erklärt, diese richte keine Spitze gegen Deutschland, sondern es bleiben die alten freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland gewahrt. Die Duma spricht dem Minister mit großer Mehrheit ihr Vertrauen aus.

In der Türkei wird durch ein Irade des Sultans Ahmed Riza Bei (Portr. S. 12) zum Präsidenten der Kammer ernannt.

In Portugal bildet der bisherige Justizminister Campos Henriques, der zur Partei der Regenerados gehört, ein neues Konzentrationsministerium.

Aus Aden kommen Nachrichten über neue Kämpfe zwischen dem Mullah und mehreren Stämmen, die England befreundet sind.

27. Dezember.

Das fünfzigjährige Jubiläum des Papstes findet mit einem Tedeum in der Basilika San Giovanni im Lateran seinen Abschluß.

Aus Serbien wird gemeldet, daß in der letzten Woche 31 Morde zur Anzeige gekommen sind.

28. Dezember.

Auf der Insel Sizilien und in der Provinz Kalabrien richtet ein Erdbeben furchtbare Verwüstungen an. Viele Orte wurden gänzlich oder zum großen Teil zerstört, darunter die Stadt Messina. Tausende von Menschen wurden getötet.

29. Dezember.

Kaiser Wilhelm sendet an König Viktor Emanuel von Italien ein in warmen Worten gehaltenes Sympathie- und Beileidstelegramm aus Anlaß der Erdbebenkatastrophe in Kalabrien und Sizilien.

Schule und nationale Zukunft.

Von Professor Dr. Jakob Wychgram.
Schulrat der Freien und Hansestadt Lübeck.

Wir gedenken jetzt oft der Zeit vor hundert Jahren. Die letzte Jahreswende hat unsere Gedanken zurückgelenkt zu der tiefsten Erniedrigung des Vaterlandes und zugleich zu den ersten Anzeichen einer Wendung; die jetzige ruft in uns die Erinnerung wach an die großen Schöpfungen Steins. Auch sie sind nur ein Symptom gewesen für die starken und zwingenden Gedanken, die damals die erleuchtetsten Köpfe und die wahren Patrioten beherrschten, und die ihren berühmtesten Ausdruck in den Reden Fichtes gefunden haben. Der Kern aller dieser Gedanken war der: in jedem Menschen das Verantwortlichkeitsgefühl für das Ganze zu entwickeln. Denn darin, daß in den „Untertanen" das Bewußtsein der Gesamtverantwortlichkeit erloschen war, hatte der Grund des Zusammenbruchs gelegen. Aber dieses Gefühl kann nicht durch Worte dauernd erhalten werden. Es gehört dazu die Gewöhnung von Jugend auf. Und auch diese Gewöhnung hält schließlich nicht stand vor Versuchungen und Erschütterungen, wenn sie nicht eng verbunden ist mit der Einsicht und dem bewußt auf das Gute gerichteten Willen. So kam

es, daß sich damals der Sinn der Besten und Weitestschauenden auf die Erziehung der Jugend wendete. „Die Menschen müssen andere werden, dann erst wird es anders werden.“ Man sandte kundige Männer in die Schweiz, um bei Pestalozzi, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, Anregungen zu einer gänzlichen Umgestaltung des Unterrichtswesens zu erhalten. Diese Umgestaltung ist dann auch erfolgt, langsam, wie es dem schwerfälligen Organismus des Staates und seinen lange unzureichenden finanziellen Kräften entsprach, und leider auch sehr unvollständig, wie es immer der Fall ist, wenn geniale Ideen in umfassende Praxis umgesetzt werden sollen. Aber immerhin: daß die Schule von vitaler Bedeutung ist für Erhaltung und Entwicklung des Staates, das ist seit jener Zeit eine nur in wenigen Kreisen noch nicht allgemein gewordene Ueberzeugung.

Der kräftige und überall sichtbare Beweis für diese Tatsache sind die Schulbudgets der Einzelstaaten und der Städte. Hunderte von Millionen werden jahraus, jahrein für die Erziehung und den Unterricht des nachwachsenden Geschlechtes ausgegeben. Und in edlem Wettstreit bringen besonders die Städte von Jahr zu Jahr immer mehr Opfer.

Angesichts der großen Summen und der großen Arbeit, die an diese Angelegenheit gewandt werden, taucht überall die Frage auf, ob die Erfolge den Aufwendungen entsprechen, ob unsere Jugenderziehung das erreicht, worauf das Vaterland rechnen muß. Die diese Frage stellen, sind Männer und Frauen, denen das Wohl des Volkes am Herzen liegt, und die sich in dem Treiben des Tages und der Routine klaren und weiten Blick für die letzten Ziele bewahrt haben. Man darf diese Frager nicht abtun wie ideologische Reformer. Wie ernst und wie berechtigt die Frage ist, mag man z. B. daraus ersehen, daß eine große nationale Partei im Abgeordnetenhause von der Regierung Aufklärung darüber verlangt hat, ob das Volksschulwesen noch auf der Höhe stehe, die man im Interesse des nationalen Wohles erwarten müsse. In der Tat handelt es sich hierbei um eine der wichtigsten Angelegenheiten der Zukunft, um nichts Geringeres als die Konkurrenzfähigkeit des Deutschen gegenüber den andern Völkern.

Glücklicherweise tragen so große Institutionen, wie das deutsche Unterrichtswesen eine ist, in sich selbst eine starke, auf beständige Vervollkommnung gerichtete Triebkraft. Sie ist heute in starker Bewegung. Zumal auf dem Gebiete des Volksschulwesens, in dem 95 Prozent aller jungen Deutschen ihre Schulbildung fürs Leben erhalten. In weiten Kreisen, nicht nur der Lehrer und Lehrerinnen, ist die Ueberzeugung lebendig, daß dem Volksschulwesen große Mängel anhaften und grundlegende Reformen not tun. Diese Ueberzeugung ist sehr wohl vereinbar mit der nirgends vorenthaltenen Anerkennung, daß die Volksschule in ihrer jetzigen Gestalt vollauf die Pflichten erfüllt, die ihr nach den behördlichen Lehrplänen und Ordnungen obliegen. Vielmehr sind es gerade diese Ordnungen, gegen die sich eine immer stärkere Kritik richtet. Der Angriff geht gegen das Grundprinzip. Während das Leben, so sagt man, immer größere und vielfältigere Anforderungen an den Menschen stellt, sei die Schule noch auf Verhältnisse zugeschnitten, die weit zurückliegen. Während das Leben eine, wenn auch elementare, Ausbildung aller Fähigkeiten des Menschen erfordert, stehe die Schule nach wie vor auf dem Standpunkt eines rein intellektualistischen Unterrichtes. Während im Leben nur der zu besserer Stellung und Leistung sich emporschwingt, der der Wirklichkeit mit Kritik und selbständigem Urteil, mit „Wirklichkeitssinn“ gegenübersteht, biete die Volksschule nach wie vor nur eine Wissensüberlieferung durch das Buch und durch das Wort des Lehrers und nicht, wie das in andern Ländern schon lange üblich ist, durch eigenes Erarbeiten, wodurch allein Selbständigkeit und Lust zur Arbeit erweckt werden könne. In diesem Gedanken berühren sich die heutigen Bestrebungen ganz nahe mit dem alten Erziehungsideal Pestalozzis selber: Harmonische Ausbildung des ganzen Menschen, aller seiner Kräfte und Organe; nicht Ansammlung von Wissen, sondern „Herausbildung der Kraft“, wie der Alte von Iferten selbst sich ausdrückte. Dazu aber ist nicht das Buch und das bloß übermittelnde Wort des Lehrers, mag es methodisch noch so fein angelegt sein, der rechte Weg, sondern die Arbeit, das Selbsthandeln. Der Vorkämpfer dieses Gedankens ist ein Mann, zu dem spätere Geschlechter als zu einer epochemachenden Gestalt in der Geschichte des Schulwesens aufschauen werden: der Stadtschulrat Kerschensteiner in München. Er hat mehr getan, als diesem Gedanken, daß aus „unserer Lernschule eine Arbeitsschule werden muß“, in alle Verästelungen schriftstellerisch nachzugehen*), er hat das Schulwesen der bayrischen Hauptstadt unter diesem Gesichtspunkt reorganisiert. Im Jahre 1896 hat er den Schulküchenunterricht eingeführt und den naturwissenschaftlichen und Rechenunterricht mit ihm in organische praktische Verbindung gesetzt; daran schloß sich der Betrieb der Schulgärten. Gleichzeitig hielt ein großes Beobachtungsmaterial in die Schulen Einzug: Aquarien, Terrarien, Volieren, Raupenkästen; zur Blumenpflege werden jährlich 10 000 Blumenzwiebeln an die Mädchen verteilt. Im Jahre 1900 gelang es seiner Beharrlichkeit, mit allen oberen Knabenklassen Holz- und Metallverarbeitungswerkstätten mit einem wöchentlich sechsstündigen Unterricht obligatorisch zu verbinden. Alsdann folgte die glänzende Reform des Zeichenunterrichts, dessen früherer Betrieb die Schüler tödlich gelangweilt hatte, dessen neue Form — sie ist mittlerweile fast im ganzen Reich eingeführt — die Begeisterung der nach Schaffen und Betätigung lechzenden Jugend bildet. Im vorigen Jahr ist es Kerschensteiner gelungen, durchzusetzen, daß vier Wochenstunden in den obersten Klassen auf Laboratoriumsunterricht in Physik und Chemie obligatorisch verwendet werden. Weitere Reformen nach dieser Richtung sind geplant. Die Wirkung dieses Prinzipwechsels, der also darin besteht, daß die Schüler nicht mehr bloß durchs Ohr und durchs Buch rezeptiv, sondern durch die Hand und das Auge produktiv lernen, daß, wie sich Kerschensteiner einmal ausdrückt, der „Massenohrenbetrieb“ aufhört, ist erstaunlich. Die Freude hält Einzug in die Schulen, und Wissen und Geschicklichkeit erfahren eine ungeahnte Steigerung. So ist München augenblicklich die hervorragendste Schulstadt Deutschlands; aus der ganzen Welt kommen Lehrer und Lehrerinnen, um die Ideen Kerschensteiners in der Praxis kennen zu lernen. Es ist gar kein Zweifel, daß eine so gesunde Idee rasch Verbreitung in unserem Vaterlande gewinnen wird. Schon ist, wenn auch in anderer Anwendung, manches auch in norddeutsche Schulen eingegangen; der Direktor Wetekamp vom Werner-Siemens-Realgymnasium in

*) Ich weise auf das bedeutende, auch dem Nichtfachmann völlig verständliche Buch hin: Grundfragen der Schulorganisation. Leipzig, 1907.



Schöneberg *) hat das Prinzip in seinen Vorklassen durchgeführt; die Landerziehungsheime machen starken Gebrauch davon; der Verfasser dieser Zeilen hat, als er noch Direktor der Augustaschule in Berlin war, den Arbeitsunterricht in Plastilin bei den Kleinsten eingeführt.

Selbstverständlich besteht nicht die Absicht, den ganzen Schulunterricht in derartigen Arbeitsunterricht aufzulösen; das würde schon an der Eigenart mancher Fächer (Religion, Deutsch, Geschichte) scheitern. Aber für alle Fächer läßt sich das Prinzip der Selbsttätigkeit, auch der bloß intellektuellen, durch geschickte Methoden einführen. Darin besteht die große Aufgabe der Zukunft.

Kerschensteiner hat aber bei diesem Arbeitsunterricht ein noch höheres Ziel im Auge: die staatsbürgerliche Erziehung der Jugend, d. h. die Entwicklung jener Eigenschaften, deren die zukünftigen Erwachsenen für ihr politisches und soziales Zusammenleben bedürfen. Ich kann hier nicht auf die sinnreiche Durchführung dieses Gedankens eingehen, verweise daher auf das obengenannte Buch. An der staatsbürgerlichen Erziehung der Jugend, die in allen großen Kulturstaaten schon in der Schule mit vollem Bewußtsein einsetzt, hat es bisher bei uns gefehlt.

Worauf es mir bei dieser Darlegung ankam, war, an einem Beispiel nachzuweisen, daß unser Schulwesen in sich Triebkräfte birgt, die vor jeder Gefahr der Stagnation wirksam schützen, vorausgesetzt, daß an den entscheidenden Stellen, in den Ministerien, Männer vorhanden sind, die derartige Kräfte sich auswirken lassen und den Strom mit sicherer und kundiger Hand zu lenken wissen. Die Menschen, die in den Schulen selbst solche Ideen ins Leben übertragen können, sind vorhanden: die deutsche Lehrerschaft, ernst und tüchtig, aber voll Sehnsucht, daß man gewisse Fesseln von ihr nehme, unter denen ihre Berufsfreude unnötig leidet.

Es wäre verlockend, das weite Feld des deutschen Unterrichtswesens zu durchwandern und den hemmenden wie den treibenden Kräften nachzugehen. Aber der Raum reicht nicht. Im ganzen wird der Blick mehr glänzende Fläche sehen als dunkle Punkte. Freilich, auch diese könnten geringer an Zahl sein, als sie sind. Noch steht in den Anfängen die große Frage, was wir mit der schulentlassenen männlichen und weiblichen Jugend anfangen sollen, um sie in diesen empfänglichen Jahren sowohl vor schädlichen Einflüssen zu schützen, als ihnen die Vorbereitung auf das Leben zu geben. Hier haben Staat und Gesellschaft noch große und ernste Pflichten. Auch auf dem Gebiet des höheren Unterrichtswesens sind Schatten genug. Ich erinnere nur an die viel zu großen wöchentlichen Stundenzahlen in unseren Gymnasien und Realschulen, denen gegenüber sowohl die körperliche Gesundheit als die geistige Frische nicht genug Pflege erfahren können. Ich erinnere an die trübe Erscheinung der Schülerselbstmorde, die gerade jetzt die peinliche Aufmerksamkeit weiter Kreise erregt hat. Ich erinnere an die wenigstens in Preußen fast völlig fehlende Einwirkung der städtischen Verwaltungen auf den inneren Betrieb der Schulen, worüber vor einiger Zeit der Oberbürgermeister von Hannover ein sehr ernstes Wort an öffentlicher Stelle gesprochen hat. Ich erinnere an die vielfach beklagte Indifferenz des Elternhauses der Schule gegenüber, die ein gut Teil ihrer Erklärung findet in der Zurückdrängung des Elterneinflusses in der Schulverwaltung, die tief bedauerlich und widersinnig genannt werden muß. Und so könnte man manches aufführen, was dringend der Beseitigung oder Besserung bedarf.

Aber man darf sich dadurch den Blick nicht trüben lassen für die Tatsache, daß das Erfreuliche, das Hoffnunggebende weit überwiegt. Allenthalben sind lebendige, in eine glückliche Zukunft weisende Kräfte am Werk, um der Jugend breite und schöne Bahnen zu eröffnen und dadurch unser Volk für den großen Wettkampf der Völker bereit und fähig zu machen. Vom Volksschulwesen sprachen wir bereits. Das in sozialer Hinsicht unendlich wichtige Fortbildungschulwesen breitet sich mehr und mehr aus und geht einer sachgemäßen Entwicklung entgegen, indem es die Jugend beider Geschlechter in Verbindung hält mit den geistigen Mächten und zugleich ihnen eine wirksame Berufsvorbildung gibt. Auch für die geistig Schwachen wird, wie es einer christlichen Gesellschaft ziemt, in besonderen, den sog. Hilfsschulen, gut gesorgt. Für die Blinden und Taubstummen wirken allenthalben zahlreiche, durchweg vortrefflich organisierte Anstalten. Das gewerbliche Unterrichtswesen aller Art steht ganz besonders in den süd- und mitteldeutschen Staaten in schönster Blüte und darf allen denen zur Beruhigung gereichen, die gerade auf diesem Gebiet die Konkurrenz des Auslandes fürchten. Auf dem Gebiet des höheren Unterrichtswesens sind große Fortschritte überall wahrnehmbar. Der Erziehung des Körpers ist, seit es ein deutsches Schulwesen gibt, noch nie so viel Sorgfalt zugewendet worden wie heute: die Knaben und Jünglinge können turnen, schwimmen, wandern, rudern, spielen, zwar nicht soviel sie wollen, aber doch so viel der wissenschaftliche Unterricht zuläßt (was allerdings mehr sein sollte, als es tatsächlich ist). Die Methoden vervollkommnen sich beständig: man vergleiche nur z. B. den Zustand des naturwissenschaftlichen, mathematischen und neusprachlichen Unterrichts von heute mit dem von vor dreißig Jahren! Auch die wichtige Frage, die unserem feiner differenzierten Kultur- und Geistesleben entspricht: wie es möglich sei, in dem Alter, da die individuellen Gaben und Neigungen hervortreten, diesen unterrichtlich gerecht zu werden, geht der Lösung entgegen; dem glücklichen Gedanken entsprechend, den zuerst Männer wie Friedrich Paulsen und Adolf Matthias geäußert haben, wird auf der Oberstufe der Gymnasien und Oberrealschulen eine größere Wahlfreiheit gelassen. Die sogenannten Reformschulen, als deren Vorkämpfer Reinhardt an einflußreicher Stelle wirkt, ermöglichen Aehnliches in anderem Sinn und auf früherer Altersstufe. So entspricht die höhere Knabenschule in glücklicher Vielgestaltigkeit dem reich entwickelten und gegliederten Leben unserer Gesellschaft. Der Vorbildung der Lehrer aller Gattungen wird musterhafte Sorgfalt zugewendet, so daß immer sicherere Ergebnisse des Unterrichts erzielt werden können. Und endlich wird die neue Ordnung für den Unterricht der Mädchen und Frauen nicht verfehlen, das ganze geistige und wirtschaftliche Leben der Nation aufs vorteilhafteste zu beeinflussen, indem sie den eigenartigen und heilsamen Einfluß der gebildeten Frau an Stellen leitet, wo er bisher völlig gefehlt hat.

Die Wissenschaft der Pädagogik wird von namhaften, mit der Praxis in steter Fühlung stehenden Gelehrten gepflegt, und es steht zu hoffen, daß der

*) Selbstbetätigung und Schaffensfreude in der Erziehung. Von Prof. Wetekamp. Leipzig. 1908.

lange und in weiten Kreisen gehegte Wunsch, jede Universität möge einen Lehrstuhl für Pädagogik haben, in Erfüllung geht. Auch über die Fachkreise hinaus ist bei den geistigen Führern der Nation das lebhafteste Interesse für das Unterrichtswesen lebendig; ich erinnere nur an Harnack und Paulsen, denen man aus anderen Schichten den Grafen Haeseler und den Staatssekretär Dernburg hinzufügen könnte.

So darf ich die Frage, die die Redaktion mir vorgelegt hat, ob unser Schulwesen Garantien genug biete für ein glückliches Bestehen unseres Volkes im Konkurrenzkampf der Nationen, ohne Bedenken bejahen. Es ist mir im Laufe meines Lebens vergönnt gewesen, auch mit dem Unterrichtswesen der fremden Völker ziemlich genau bekannt zu werden: aus dieser Kenntnis heraus darf ich sagen, daß wohl in einzelnen Punkten uns dieses oder jenes Volk voraus ist, so die Franzosen im staatsbürgerlichen Unterricht, die Engländer in der Erziehung zu früher Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit; aber wenn man alles in allem nimmt, wird man, ohne den Vorwurf des Chauvinismus zu fürchten, sagen dürfen, daß das deutsche Schulwesen dem aller großen Nationen mehr als ebenbürtig ist. Daß es so bleibe, ist eine Forderung der nationalen Existenz selber. Der alte Jules Simon, der einer der größten Schulpolitiker Frankreichs war, hat einmal gesagt: „Le peuple qui a les meilleures écoles, est le premier peuple; s'il ne l'est pas aujourd'hui, il le sera demain.“ Halten auch wir uns das stets vor Augen!

Zu Lande, Wasser und Luft.

Ein Ausblick in die Ferne. Von P. de la Croix, Generalsekretär des Kaiserl. Automobilklubs.

Wenn ein neues Jahr einem scheidenden das Zepter aus der Hand nimmt, dann ist es wohl Zeit, Umschau zu halten nach alledem, was Menschengeist und Menschenfleiß, was Wissenschaft und Technik erreichten. Ja, dann fühlen wir das Bedürfnis, behaglich zurückzublicken auf eine Reihe arbeitsreicher und von Erfolgen gesegneter Jahre. Aber noch mehr reizt es uns, den Blick auch in die Zukunft schweifen zu lassen, vorauszudenken, was weiter die Entwicklung bringen soll, uns eine reiche Ernte vor das geistige Auge zu malen, die erst in späteren Jahren in die Scheuern gefahren werden wird.

In 25 Jahren hat die Technik uns einen Motor erstellt, der die Natur in ihrer Arbeit um das Hundertfache übertrifft. Können wir doch annehmen, daß ein normales Ackerpferd, dessen Leistung wir ja allen unseren Maschinen zugrunde legen, etwa 400 Kilogramm wiegt. Aber der moderne automobile Explosionsmotor beansprucht für die Leistung einer Pferdestärke nur den hundertsten Teil dieses Gewichtes, er wiegt nur vier Kilogramm! Durch die technische Literatur vergangener Jahrzehnte zog sich wie ein roter Faden immer wieder die Sehnsucht nach einem leichten und dennoch starken Motor. Die verschiedensten Gebiete menschlichen Lebens und Strebens wurden theoretisch behandelt. Aber mochte es sich nun um ein so praktisches Gebiet wie die Landwirtschaft, oder mochte es sich um die Luftschiffahrt handeln, die damals noch theoretische Zukunftsphantasie war, immer wieder schlossen die technischen Erörterungen mit dem resignierten Seufzer: Wir könnten das Problem lösen, wenn wir den leichten starken Motor hätten.

Dies Sehnen ist heute gestillt. Dank der rastlosen und zähen Arbeit unserer Automobiltechniker und -ingenieure und dank dem ungeheuren Ansporn der zahlreichen automobilen Sportwettkämpfe ist unsere Automobilindustrie um die Wende des 20. Jahrhunderts zum Ziele gelangt. Wir haben nun den leichten starken Motor, und wir spüren sein Wirken und seinen Einfluß bereits an allen Ecken und Enden.

Ueber die Straßen in Stadt und Land rollen Kraftfahrzeuge aller Art, schneller als der Eisenbahnzug, ausdauernder als das kräftigste Pferdegespann und zuverlässiger als jedes andere Fahrzeug überhaupt. Da eilt der Motorradler auf einem Maschinchen dahin, das nicht schwerer ist als der Fahrer selbst, und das ihn doch, wenn es verlangt wird, zwischen Sonnenauf- und -untergang von den deutschen Bergen bis an das deutsche Meer trägt. Daneben sehen wir den leichten flinken Wagen des Arztes oder Notars, den der Besitzer selbst mit geschickter Hand von Ort zu Ort lenkt, um hier einen Besuch zu machen, dort Geschäfte zu erledigen und an einem Tage so mehr zu schaffen als zur Zeit des Pferdegespannes in drei Tagen. Und weiter sehen wir den motorischen Lieferungswagen, der Waren aller Art über das Land und die Stadt verteilt, sehen weiter die schweren Motorlastwagen, sehen endlich die ganz schweren Lastzüge, auf denen unser Heer das Material zu ganzen Schiffsbrücken oder auch hundert Zentner Stahlgranaten querfeldein transportiert.

Und auch auf dem Wasser zeigt sich der Einfluß der neuen Zeit. Auf den Binnenseen eilen die kleinen flinken Motorboote dahin und gewähren Tausenden die Möglichkeit erfrischender Ferien und einer Gesundung in Luft und Sonne. Doch auch zu ernsteren Dingen taugt das Motorboot. Von den stillen, blauen, sonnenbeglänzten Flächen der Binnengewässer führt uns der Flug der Gedanken auf die kochende Nordsee in stürmischen Wintertagen. Die Elemente sind in wildem Aufruhr, doch den ungebändigten Naturkräften setzt der Mensch die gefesselte Kraft, die einem zielbewußten Willen gehorcht, erfolgreich entgegen. Den Wellengischt durchschneidet der scharfe Rumpf eines in See gehenden Motorbootes. Unermüdlich schlagen die Schrauben ihren Wirbel, und unbeirrt dringen die Fischereiboote vor, Netze im Schlepp, die reiche Beute aufnehmen. Während jedes Segelfahrzeug den schützenden Hafen aufsuchen muß, machen die Motorboote stetige Fahrt und ringen der See ihren Reichtum ab.

Und nun richtet sich unser Blick nach oben. Da zieht ein schlankes Etwas seine Bahn, so sicher und zielbewußt wie ein Sturmvogel. Das lenkbare Luftschiff, der Traum des neunzehnten Jahrhunderts, wurde in unseren Tagen zur verheißungsvollen Wirklichkeit. Und dahinten flattert es weiß durch die Lüfte. Auch ein Riesenvogel, eine Möwe, ein Schwan, nein größer und stärker, ein Motordrachen, der mit Eilzuggeschwindigkeit seinen Weg durch das Luftmeer sucht.



Vieles, was die Väter erträumten, was zu verwirklichen ihnen aber zu kühne Hoffnung schien, wurde in unseren Tagen greifbare Wirklichkeit. Aber unendlich vieles noch bleibt zu tun übrig. Noch stehen wir ja erst am Beginn einer Entwicklungsreihe, deren Ende auch die Kühnsten nicht abzusehen vermögen. Eilen wir der Zeit einmal in Gedanken um ein Menschenalter voraus, sehen wir einmal, was dann wohl sein könnte, ja was dann sicher sein wird.

3000 Jahre hat die Landwirtschaft nach der Urväter Weise gearbeitet. Nur spärlich war der Ersatz, den die ortsbewegliche Dampfmaschine für menschliche Handarbeiten gewähren konnte. Während 1908 längst schon Maschinen Strümpfe strickten, Tücher stickten, Stoffe webten und Kleider nähten, während seit Menschenaltern schon Spinnrocken und Webestuhl aus dem Haushalt verschwunden waren, zupften und scharrten, hackten und häufelten Menschenhände im Zeitalter der Elektrizität noch immer den Acker wie zu Homers Zeiten.

Jetzt nun sehen wir etwas anderes, etwas Neues. Da zieht über das Stoppelfeld eine gewaltige Maschine dahin. Wie eine Art gigantischer Schildkröte kriecht sie über den Boden und saugt und schluckt mit gierigem Maule den Ackerboden in sich hinein. Und im Innern arbeiten Schaufeln und Schrauben und rotierende Messer. Die lassen das eingeschlürfte Erdreich nicht zur Ruhe kommen. Wild wird es durcheinandergewirbelt, zerschnitten, zerrissen und gemengt. Dabei fließen aus Röhren fortwährend fremde Stoffe hinzu: Kalkstickstoff, jener mit Hilfe der Elektrizität aus der Luft geschöpfte Dünger, und weiter Phosphate und anderes mehr. Was immer die letzte Ernte dem Boden entzog, wird ihm hier reichlich wiedergegeben. Und hinter der wandernden Maschine fällt es hinaus wie gleichmäßige schwarze Blumenerde. Das Feld hinter der Maschine ist bearbeitet wie das beste Gartenbeet. Freilich ist auch ein tausendpferdiger Motor notwendig, um solche Leistung zu vollbringen, um an Stelle des althergebrachten Pflügens eine solche intensive Durchmischung und Durchknetung des Ackerbodens zu bewerkstelligen.

Nicht lange bleibt das so vorbereitete Feld liegen. Schon erscheint die automobile Sämaschine und zieht Furchen, füllt sie mit dem Saatgut und schließt sie danach wieder sorgfältig. Was früher Wochen dauerte, wird jetzt viel umfassender und intensiver in Tagen erledigt. Und nun geht die Saat auf, hier Getreide, dort Rüben, an anderer Stelle andere Bodenfrüchte. Wieder tritt nun der Motor in Kraft. Wieder gleiten Maschinen über die Felder und verrichten Arbeit, die man früher niemals einer Maschine zugetraut hätte. Das Jäten, Hacken und Häufeln besorgt im Rübenfelde jetzt die Maschine, ohne eine einzige Rübe zu verletzen. Federnde Taster umschließen fühlend wie eine Menschenhand die zu schützende Frucht, während daneben scharfe Klingen den Boden bearbeiten. Und dann kommt die Ernte, aber keine Schnitter brauchen dazu aus fremden Ländern geworben zu werden. Die automobile Mähmaschine zieht durch das Feld. Ihre Messer durchschneiden die Halme. Aber noch ehe der geschnittene Halm Zeit hat, sich auch nur zu neigen, greifen Maschinenarme in den schwellenden Segen, raffen ihn wie Garben zusammen, und die gebundene Garbe wird auf einen der automobilen Begleitwagen geworfen, die den Ertrag des Feldes in die Scheuern führen, bevor die Elemente ihn gefährden können. Die Ernte ist vollendet, und die Flur harrt von neuem der Bodenbearbeitung, einer Bearbeitung, die dank des fleißigen Motors so ergiebig und so ertragreich ist, daß Deutschland das Brot für seine Kinder wieder selbst gewinnen kann.

Und dann der Verkehr durch die Lüfte. Noch im Jahre 1908, so wird der Historiker jener Tage berichten, saßen die Ingenieure über dem Problem regulärer Luftschiffrouten und rechneten hin und rechneten her, um die Preise, die bei einem wirtschaftlichen Unternehmen notwendigerweise gefordert werden mußten, mit dem Geldbeutel zukünftiger Passagiere in Einklang zu bringen. Schon damals war es ja allen klar, daß theoretisch eine Luftschiffreise nicht teurer sein könne als eine Automobilfahrt. Aber die Praxis bot noch so viel des Unbestimmten, daß hohe Sätze für mancherlei Dinge nötig wurden. Man mußte damit rechnen, daß einmal ein Luftschiff verloren gehen könne, man mußte für starke Reserven an Betriebsmitteln Sorge tragen, und so kam man zunächst immer noch auf Fahrpreise von etwa 1 bis 1½ M. für die Person und das gefahrene Kilometer, ein Satz, den der reiche Mann zweifellos wohl einmal für den Reiz der Neuheit zahlen würde, bei dem aber ein dauernder und durch viele Jahre währender Verkehr kaum zu erwarten war. Trotzdem wagten kühne Männer das Unternehmen, und die ersten Flugschiffe regulärer Linien zogen ihre Bahnen durch den blauen Aether, und wider Erwarten gelang es vorzüglich. Voll besetzt fuhren die Luftschiffe von Station zu Station, und rastlos arbeitete die Technik, um immer weitere Verbesserungen zu finden. Die Ballonhüllen wurden so gasdicht gefertigt, daß Nachfüllungen zu den größten Seltenheiten gehörten. Die Motoren bekamen statt des teuren Benzins das billige Generatorgas zu schlucken, das in der Gondel selbst aus Koks gewonnen wurde. Dabei wuchsen Erfahrung und Sicherheit, so daß immer geringere Reserven und Versicherungsprämien benötigt wurden, und so kam man auch praktisch in wenigen Jahren zu dem, was die Theorie bereits vorhergesagt hatte. Das Reisen im Luftschiff wurde billiger als die Fahrt im Kraftwagen, wurde schließlich sogar billiger als die Fahrt in der Eisenbahn. Neue Linien wurden gegründet, und in den Frühlingstagen der dreißiger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts fuhren die Ferienreisenden nicht mehr im engen Coupé dahin, sondern schwebten durch die Lüfte über das ständig wechselnde Antlitz der blühenden und grünenden Erde.

Und was die Seeschiffe im Anfang des Jahrhunderts als unmöglich oder jedenfalls unwirtschaftlich aufgegeben hatten, die Fahrt über den Atlantik noch weiter zu beschleunigen, von der Viertagereise zur Dreitagereise zu gelangen, das brachten die großen transatlantischen Luftschiffe spielend fertig. Von Hamburg aus überflogen sie mit unerhörter Geschwindigkeit das Weltmeer, um nach knapp drei Tagen in ihren Neuyorker Hallen zu landen. Das vollkommene Luftschiff, von vollkommenen Motoren bewegt, hatte auch eine neue Aera des Verkehrs begründet. Während der Frachtverkehr, der Transport schwerer Güter und Lasten nach wie vor auf der starren Unterlage, der Schiene, erfolgte, hatte das Luftschiff den Personenverkehr von der Erdoberfläche gelöst und in den Aether erhoben.

Auf unseren Landstraßen aber war Friede geworden. Nicht mehr brauchte der Fußgänger sich über die greu-



liche Staubbelästigung oder den üblen Benzingeruch der Automobile zu ärgern. Die Wegebautechnik hatte es verstanden, die Chausseen mit Hilfe von Teer und Erdöldestillaten so herzurichten, daß jede Staubentwicklung ausgeschlossen und die alljährlich im Frühjahr wiederkehrende „Buddelei" überflüssig war. Luftige, bequeme Autobreaks bewirkten den Nahverkehr von Dorf zu Dorf und vom Lande zur Stadt und beförderten die Arbeiter der Großstadt von ihren im Grünen gelegenen Wohnstätten nach dem Arbeitzentrum und wieder zurück, täglich für wenige Pfennig, weil die Technik es verstanden hatte, an Stelle des aus dem Ausland importierten Benzins billige Betriebsstoffe aus den Erzeugnissen der heimischen Landwirtschaft zu gewinnen.

Neben den Künsten des Friedens die des Kriegs. Ein Weltkrieg ist entbrannt. Zu Wasser und zu Lande stoßen die Streitkräfte der mächtigsten Staaten zusammen. Doch vorüber sind die Zeiten, da Tapferkeit und todesmutige Aufopferung allein das Schicksal der Schlachten wenden konnten. Ein Schachspiel wird auf dem Blachfeld getrieben, so logisch und mathematisch wie auf dem gewürfelten Brett. Die Stärke der Positionen entscheidet, und eine schwache Stellung ist auch durch kein Figurenopfer zu halten. Um das Schicksal zweier mächtiger Staaten spielen heute die Feldherren, und unentschieden steht die Schlacht. Da entwickelt das eine Heer neue Figuren. Panzertürme beginnen zu wandern und rücken vor wie die Türme des Schachspieles. Es sind die automobilen schwergepanzerten Feldbatterien, die der eine Staat in aller Heimlichkeit vorbereitete und hier zum erstenmal ins Treffen bringt. Wie Hannibals Kriegselefanten auf die Römer, so wirken sie auf den Gegner. Unaufhaltsam ist ihr Gang. Tausendpferdige Motoren, unzerstörbare Schneckentriebe und ungeheuer breite Walzenräder gestatten ihnen, jede Terrainschwierigkeit zu überwinden, und ein schwerer Panzer schützt sie gegen feindliches Feuer. Jetzt haben sie eine Stellung im Herzen des Feindes erreicht, ein vernichtendes Feuer entströmt ihren Kuppeln und rollt die Reihen des Gegners auf. Der Tag ist entschieden, die Schlacht ist gewonnen, nicht durch Mut und Tapferkeit, sondern durch technisches Können, durch den Besitz des stärksten Motors und seiner genialsten Anwendung.

Aber noch wird um die Herrschaft zur See gestritten. Die Handelsschiffahrt liegt danieder, denn feindliche Kreuzer kapern, was sie erreichen können. Da stößt es grau und riesenhaft aus den Hafenplätzen hervor. Die 12 Luftschiffe des angegriffenen Landes haben ihre Hallen verlassen und nehmen jetzt den Kurs zum feindlichen Lande. Motoren knattern, Schrauben schwirren, und in schnellem Flug geht es über die wogende See. Da liegen die feindlichen Kreuzer und lauern auf Beute. Die Luftschiffe kümmern sich nicht um sie, sondern ziehen ihre Bahn unentwegt weiter. Nacht senkt sich über die See, lagert auch über dem feindlichen Land. Doch aus der Finsternis strömt an einigen Stellen blendendes Licht. Fieberhaft wird dort auf den Kriegswerften für die Schlachtflotte gearbeitet, die den Kreuzern folgen, den Gegner vernichten soll. Wie das Licht sonst die Motten, so zieht es hier die Luftschiffe an. Schon schwebt über jeder Werft ein Flugschiff und bleibt in 600 Meter Höhe unbeweglich stehen. Da löst sich von der Gondel eine schwere Masse und stürzt nach unten, während das Luftschiff plötzlich in die Höhe schnellt. Sekunden verstreichen. Dann durchbrüllt eine Detonation die Luft, so gewaltig und so ungeheuer, als bräche ein neuer Krater durch die Erdrinde. Wie im Sturm schwankt das Luftschiff noch in 1000 Meter Höhe. Und jetzt sind die Lichter verschwunden. Nur rötliche Flammen und schwelender Qualm zeigen sich an ihrer Stelle. Die gesamten Sprengstoffe der Werft sind explodiert, die Werft selbst ist vernichtet. So ging es zur gleichen Zeit an 12 Stellen. Innerhalb weniger Sekunden hat der angreifende Staat jede Möglichkeit verloren, seine Schlachtflotte seeklar zu machen. In der Luft wurde die Frage der Seeherrschaft entschieden. Der Staat, der die besten Motoren besaß und sie am besten zu verwenden verstand, hat die Frage zu seinen Gunsten beantwortet. Auch hier bedeutet die Beherrschung technischer Fragen den Besitz der Macht.

Es sind Bilder der Zukunft, die wir hier sahen, aber sie können sich wohl verwirklichen, ja so bald verwirklichen, daß wir alle sie noch als reale Dinge erblicken. Und wegen dieser großartigen Zukunftsaussichten wollen wir nicht vergessen, welche bedeutende Rolle dem Automobilmotor, den langersehnten Erfindungen deutscher Männer in unserer wirtschaftlichen Entwicklung bis jetzt beschieden war und noch bevorsteht. Im Interesse unseres ganzen Landes liegt es daher, die Weiterentwicklung nach Kräften zu fördern und ihre Früchte zum Wohl des Ganzen zu verwenden. Der Staat, der anders handelt, der etwa durch ungünstige und unglückliche Gesetze die freie Entwicklung unterbindet, der schädigt in letzter Linie sich selbst und die Gesamtheit.

„Es mögen", so lautete für solche Fälle die alte römische Formel, „die Konsuln sehen, daß der Staat keinen Schaden erleide!"

◇◇◇

Briefe eines modernen Mädchens.

Berlin, den 29. Dezember.

Liebe Klara!

Ihr übertreibt immer gleich so in der Provinz! Wenn die Kunde von irgendeinem neuen Symptom des Großstadtlebens zu euch dringt, so haltet ihr die kleinen Ausnahmen gleich für die Regel. Das Wort über die Sparsamkeit, von hoher Stelle aus gesprochen, scheint Dir, liebe Klara, regelrecht in die Glieder gefahren zu sein und Dir die Vorfreude auf Deinen nächsten Berliner Besuch zu schmälern! Du hast von einer gewissen Einschränkung in geselliger Hinsicht gehört, die in der Tat hier und dort stattgefunden hat, und denkst nun gleich, Du wirst jetzt überall statt der Diners von weiland aus einer Terrine mit Brühe Frankfurter Würstchen fischen müssen, wie das schon früher in manchen sehr gesuchten Häusern Brauch war. Du glaubst, wir sind mit einem Mal alle Spartaner geworden und wollen zwecks Lebensverbilligung allerhand Askesen üben.

Aber Du überschätzest unsern Charakter!

Natürlich ist jeder dankbar, wenn übertriebener, unerfreulicher Luxus gestoppt, wenn einmal wieder festgestellt wird, daß Sparsamkeit eine vornehme Tugend ist und nur Knauserei gemein. Wir waren auch wirklich etwas überraffiniert geworden und grenzten schon ein wenig ans Lächerliche. Zum Beispiel habe ich eine



schöne Freundin, die mit müdem Seufzer zu behaupten pflegt, daß es ihr unmöglich sei, den Hummer anders als lebendig gekocht zu essen, weil ja durch vorherige Tötung sein feinstes Aroma sich verflüchtige — die sich ästhetisch minderwertig erscheint, wenn sie Federn von gefangenen Straußen trägt, da doch nur die in Freiheit lebenden Strauße jene breiten, kielstarken Federn abgeben, die zu tragen sich verlohnen. Und ich habe Freunde, die solche Thesen bisher als interessant bewunderten.

Dies Genre wird seinen Hummer auch weiter lebendig gekocht essen und seine Federn weiter von wilden Straußen beziehen — aber imponieren wird es nicht mehr vielen damit! Eine gesundere Bewertung äußerlicher Dinge hat entschieden Platz gegriffen.

In den Familien, deren Jahreseinkommen über eine bestimmte Nullenzahl herausgeht, markiert sich natürlich die leise Schwenkung nicht. Aber jene breiten Schichten, die bisher den Verschwendungsunsinn nur deshalb mitmachten, weil er herkömmlicher Usus war, profitieren dankbar davon, ohne etwas an Genuß dabei einzubüßen. Notorisch ist diese Saison matter angegangen als in früheren Jahren. Mancher hat sich eine Gesellschaft überhaupt geschenkt. Die Diners sind meist um einen Gang kürzer geworden und gewähren den Gästen den Vorteil, eine Viertelstunde früher nach Haus zu kommen — und viele Menschen konstatieren erstaunt, aber befriedigt, daß — wie bei jenen alten Brunnen, wo immer ein Eimer hochsteigt, während der andere ins Wasser taucht — das geistige Moment der Geselligkeit sich in genau dem Maße hebt, wie das Materielle als das Unwesentlichere in den Hintergrund gerückt wird.

Das Einladen zum „Abendbrot" (diesem dehnbaren Begriff, der sich von Bier und kaltem Aufschnitt zum warmen Souper mit Sekt in den mannigfaltigsten Abstufungen dehnen kann, und lange Zeit nur halb gerechnet und wie ein leiser Betrug in Hinsicht auf Naturalienlieferung angesehen wurde) tritt wieder in sein altes, normales und segensreiches Recht! Die so oft als „saurer Mops" oder „Kommißpekko" verschrienen Formen tauchen ähnlich wieder auf — nur in geistiger Verschönerung sozusagen. Jeder Gast fühlt sich in einer zwanglosen, vom abgetretenen Schema abweichenden Geselligkeit gleichsam verpflichtet, das Seine zur allgemeinen Unterhaltung beizutragen. Man hört wieder viel mehr after-dinner-Dilettanten rezitieren, von erst sich wehrenden, die Noten vergessen habenden, angeblich heiseren, aber im Grunde sehr sangesfreudigen Mädchen musizieren. Es wird Graphologie betrieben, aus Händen und Ohren geweissagt, und siehe da! das eigentlich unentbehrlichste Element, das eine, um das sich überhaupt erst die Mühe verlohnt und das doch so oft in den Winkel gestellt war, kommt wieder voller zu seinem Recht — der Flirt!

Ja, liebe Klara, es wird weniger gegessen, aber mehr geflirtet — und wie ich Dich kenne, wird diese Perspektive Deine verzagte Seele wieder beflügeln und Deine Furcht, Du könntest diesmal mit den Berliner Wochen nicht auf Deine Rechnung kommen, in Hoffnung umsetzen. Ich weiß, daß Du für Nußtorten und Salzmandeln bist, für „parfait à l'amour" und Hummer (in Deiner Provinzunschuld sogar für tot gekochten!), aber ich weiß auch, daß in Deiner ideal veranlagten Seele der Blick eines Courmachers, wenn er nur recht intensiv ist, höher gewertet wird als alles, was Konditoreien und die Inhaber der großen Delikatessenfirmen zu liefern vermögen.

Was hattest Du von den langen steif korrekten Diners, wo alles nach Tisch in halb abgetötetem Zustand in den Sesseln lehnt, mundfaul und leidenschaftslos wie Kanarienvögel, die zu viel Futter bekamen?

Alle jungen Menschen fahren mit der Neugestaltung entschieden besser. Und sieh mal! Flirt kostet ja nichts! Und als Bülow zur Sparsamkeit mahnte, hat er Sparsamkeit hierin nicht gemeint. Flirt ist gratis wie das Licht bei Tage und die Wärme im Sommer.

Vielleicht flirtet sich auch jemand bei Dir fest . . . Du kannst dann nach Harnacks Rat ohne Dienstmädchen anfangen, läßt Dich auf keinen anderen als auf Abendbrotverkehr ein und hast noch dazu das Bewußtsein, modern zu sein, Pionierin einer vernünftigeren Epoche!

Und wenn Du einen recht lohnenden Tischherrn garantierst, kommt jederzeit mit Wonne auf kalten Aufschnitt zu Dir

Deine

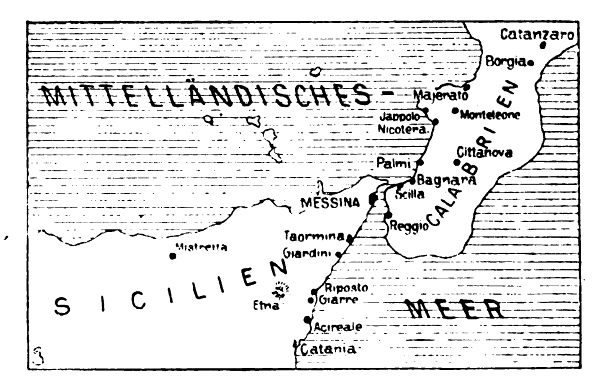
stets zum Sparen ratende, nur
leider selbst nicht sparen könnende

Ada-Alice.

Unsere Bilder

Präsident Fallières (Abb. S. 9) ist am 1. Weihnachtsfeiertag das Opfer eines ungefährlichen, aber den Motiven nach keineswegs harmlosen Attentats geworden. Auf einem Spaziergang wurde er von einem stellenlosen Kellner namens Mathis überfallen, der ihm einen Schlag versetzte und ihn am Bart zupfte. Der Täter, der seit längerer Zeit Beziehungen zu den Royalisten unterhält, erklärte nach seiner Verhaftung, daß er seine Tat nicht bereue, da er nur seine Pflicht erfüllt habe. Er war unbewaffnet und will nicht die Absicht gehabt haben, dem Präsidenten Böses anzutun, sondern bezeichnet das Attentat als ein Symbol. Die Pariser republikanischen Blätter sprechen ihre Entrüstung über das Attentat aus, die nationalistischen leugnen jede Gemeinschaft mit Mathis, und nur die „Action Française", das Organ des Herzogs von Orleans, äußert Sympathien für ihn. Am Tag zuvor hatte Präsident Fallières der Eröffnung der aeronautischen Ausstellung in Paris (Abb. S. 16) beigewohnt, der ersten, die überhaupt veranstaltet worden ist.

Erdbeben in Italien (Karte untenst.). Von einem entsetzlichen Unglück ist Italien heimgesucht worden. Fast das ganze Land zwischen dem Vesuv und dem Etna ist am 28. Dezember durch ein Erdbeben verwüstet worden. Am schwersten hat Messina



Zu dem Erd- und Seebeben in Italien.

gelitten. Noch sind nicht alle Einzelheiten bekannt, da das Erdbeben fast jeden Verkehr unterbrochen hat. Es dürfte jedoch ziemlich sicher sein, daß mehr als die Hälfte der Stadt in Trümmern liegt — und unter diesen Trümmern viele Tausende von Leichen!



Was nicht das furchtbare Naturereignis zerstört hat, begannen Bestien in Menschengestalt zu verwüsten. Die aus den Kerkern entwichenen Sträflinge rotteten sich mit dem internationalen Mob zusammen und unternahmen Raub- und Plünderungszüge durch die Stadt. Einer rasch gebildeten Schutzwache von Bürgern gelang es glücklicherweise bald, die Banden in Schach zu halten. Um die erste Not zu lindern, sind in aller Welt sofort Hilfsaktionen eingeleitet worden. Die in Paris wohnende Exkönigin von Neapel, die Schwester der verewigten Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, ist an die Spitze eines großen Damenkomitees getreten, das für die Unglücklichen in Messina und Reggio sammeln wird. Auch Deutschland wird nicht zögern, sein herzliches Mitempfinden zu betätigen.

Neujahr in der Politik (Porträte S. 12). Der Neujahrstag spielt heute in der Politik nicht mehr die Rolle wie zur Zeit des zweiten französischen Kaiserreichs; denn auf die Reden, die Napoleon bei dem Empfang des diplomatischen Korps hielt, horchte damals ganz Europa. Aber die Gratulationscour an den Höfen ist geblieben, und an ihr beteiligen sich wie früher auch die Diplomaten der auswärtigen Staaten. In Berlin haben daran diesmal nicht weniger als vier Großmachtvertreter zum erstenmal teilgenommen, da Amerika, England, Japan und die Türkei im Laufe des Jahres neue Botschafter ernannt haben.

Das türkische Parlament (Abb. S. 10 und 11) hat sich konstituiert. Die beiden Kammern wählen nicht wie bei uns in voller Freiheit ihre Präsidenten, sondern den des Senats ernennt der Sultan aus eigener Machtvollkommenheit, während der Zweiten Kammer das Recht zusteht, drei Kandidaten zu wählen, aus denen er den Präsidenten bestimmt. Abdul Hamid hat die Würde im Senat dem früheren Großwesir Said Pascha (Portr. S. 12) und in der Zweiten Kammer dem jungtürkischen Führer Achmed Risa Bei (Portr. S. 12) übertragen, der bei der Wahl die meisten Stimmen auf sich vereinigte.

Die Studenten der Medizin in Paris (Abb. S. 10) befinden sich gegenwärtig in großer Erregung über eine neue Prüfungsordnung für Mediziner, die Staatsstellungen erreichen wollen, weil nach ihrer Meinung dadurch der Protektion Vorschub geleistet wird. Sie haben, um ihrer Entrüstung Ausdruck zu geben, wiederholt Kundgebungen veranstaltet, an denen sich auch zahlreiche Aerzte beteiligten. Die Bewegung macht der Polizei viel zu schaffen, da die royalistischen Studenten der Sorbonne die Gärung benutzen, um ihrerseits politische Demonstrationen zu veranstalten.

In Peking (Abb. S. 13) ist man jetzt eifrig mit den Vorbereitungen für die Beisetzung des Kaisers Kuang-hsü und der Kaiserinregentin Tze-hsi beschäftigt. Um jeden Zwischenfall zu vermeiden, werden sogar die Katafalke besonderen Belastungsproben unterzogen.

Die Erzherzogin Renata Maria von Oesterreich (Abb. S. 12) wird sich im Laufe des Januar mit dem Prinzen Hieronymus Radziwill vermählen. Die Braut, die am 2. Januar 1888 geboren wurde, ist die zweite Tochter des Erzherzogs Karl Stephan, der Bräutigam, der am 6. Januar 1885 geboren wurde, der Sohn des Prinzen Dominikus aus der Linie Szydlowice-Polonezka des alten Hauses Radziwill.

Aus dem Heere (Porträte S. 12). Das siebzigste Lebensjahr vollendete am 26. Dezember der Generalleutnant z. D. Hermann von Chappuis. Er trat 1856 aus dem Kadettenhaus als Leutnant in die Armee ein und machte die Feldzüge gegen Dänemark, Oesterreich und Frankreich mit. Er erwarb auch das Eiserne Kreuz Erster Klasse. Zuletzt war er Kommandeur der 44. Infanteriebrigade in Kassel. 1893 wurde er als Generalleutnant zur Disposition gestellt. — Den sechzigsten Geburtstag feierte am 28. Dezember der Gouverneur von Mainz General der Infanterie Konrad von Goßler. Er trat 1868 als Freiwilliger in die Armee ein und wurde im folgenden Jahr Offizier. Während eines großen Teils seiner Dienstzeit war er zur Kriegsakademie oder zum Generalstab kommandiert. 1900 wurde er Generalmajor und Inspekteur der Infanterieschulen, 1903 Generalleutnant und Kommandeur der 11. Division in Breslau, 1907 General der Infanterie und im April d. J. Gouverneur von Mainz.

Mrs. und Miß Pankhurst (Abb. S. 14), die Führerinnen der Bewegung für das Frauenstimmrecht in England, haben eine ihnen wegen Ausschreitungen bei der Agitation zudiktierte Strafe abgebüßt. Nach ihrer Entlassung veranstalteten sie einen förmlichen Triumphzug durch London.

Richard Strauß (Abb. S. 15) steht zurzeit mehr als je im Mittelpunkt des Interesses der musikalischen Welt, da in Dresden demnächst sein neues Tondrama „Elektra“ zur ersten Aufführung kommt. Unsere Aufnahme zeigt den Komponisten mit seinem Sohn.

Personalien. (Porträte S. 12 und 14). Der zukünftige Präsident Taft hat als Staatssekretär des Auswärtigen für die Vereinigten Staaten den Senator Philander Chase Knox in Aussicht genommen, der in seiner Heimat Pennsylvanien als Rechtsgelehrter in hohem Ansehen steht. — General Gomez, der Vizepräsident von Venezuela, hat dem Regime Castros ein Ende gemacht. Er führt, wenn er sich auch nicht zum Präsidenten hat ausrufen lassen, völlig selbständig die Regierung. — Dr. Paul Lindau ist zum Ersten Dramaturgen der Königlichen Schauspiele in Berlin ernannt worden. Lindau, der bereits im siebzigsten Lebensjahr steht, ist bekannt als Dramatiker, Kritiker, Intendant und Theaterdirektor. — Den erblichen Adel hat der Kaiser dem Konsistorialpräsidenten a. D. Dr. Wilhelm Gwinner in Frankfurt a. M. verliehen. Gwinner, der am 17. Oktober 1825 geboren wurde, ist nicht nur ein bedeutender Jurist, er hat sich auch durch eine Biographie Schopenhauers und ein Werk über Goethes Faustidee einen Namen gemacht.

Die Toten der Woche

John Bashford, bekannter englischer Journalist und Schriftsteller, † in London am 26. Dezember im Alter von 58 Jahren.

François Auguste Gevaert, Direktor der Brüsseler Musikakademie und Komponist, † in Brüssel am 24. Dezember im Alter von 80 Jahren.

Hermann Jahnke, bekannter Schriftsteller, † in Pötzscha bei Wehlen im Alter von 63 Jahren.

Georg Kruse, ehem. Theaterdirektor und Bühnenschriftsteller, † in Berlin im 79. Lebensjahr.

Kardinal Lecot, Erzbischof von Bordeaux, † in Chambéry im 78. Lebensjahr.

Fürst Rudolf Liechtenstein, General der Kavallerie, Erster Obersthofmeister des österreichischen Kaisers, † auf Schloß Kromau in Mähren im Alter von 71 Jahren.

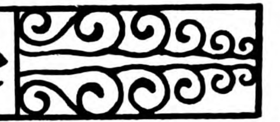
Georg Fürst von Lobkowitz, ehem. Oberstlandmarschall von Böhmen, † in Prag am 21. Dezember im Alter von 74 Jahren.

Hofrat Professor Pernter, Direktor der Meteorologischen Zentralanstalt, † in Meran am 20. Dezember.

Gotthold Schumann, Senior der deutschen Zirkusdirektoren, † in Braunschweig am 23. Dezember im Alter von 83 Jahren.



Bilder vom Tage



1. Minister Clemenceau. 2. Präsident Fallières. 3. Der Präsident der Ausstellung.

M. Fallières, Präs. der franz. Republik, bei der Eröffnung der aeronautischen Ausstellung in Paris.

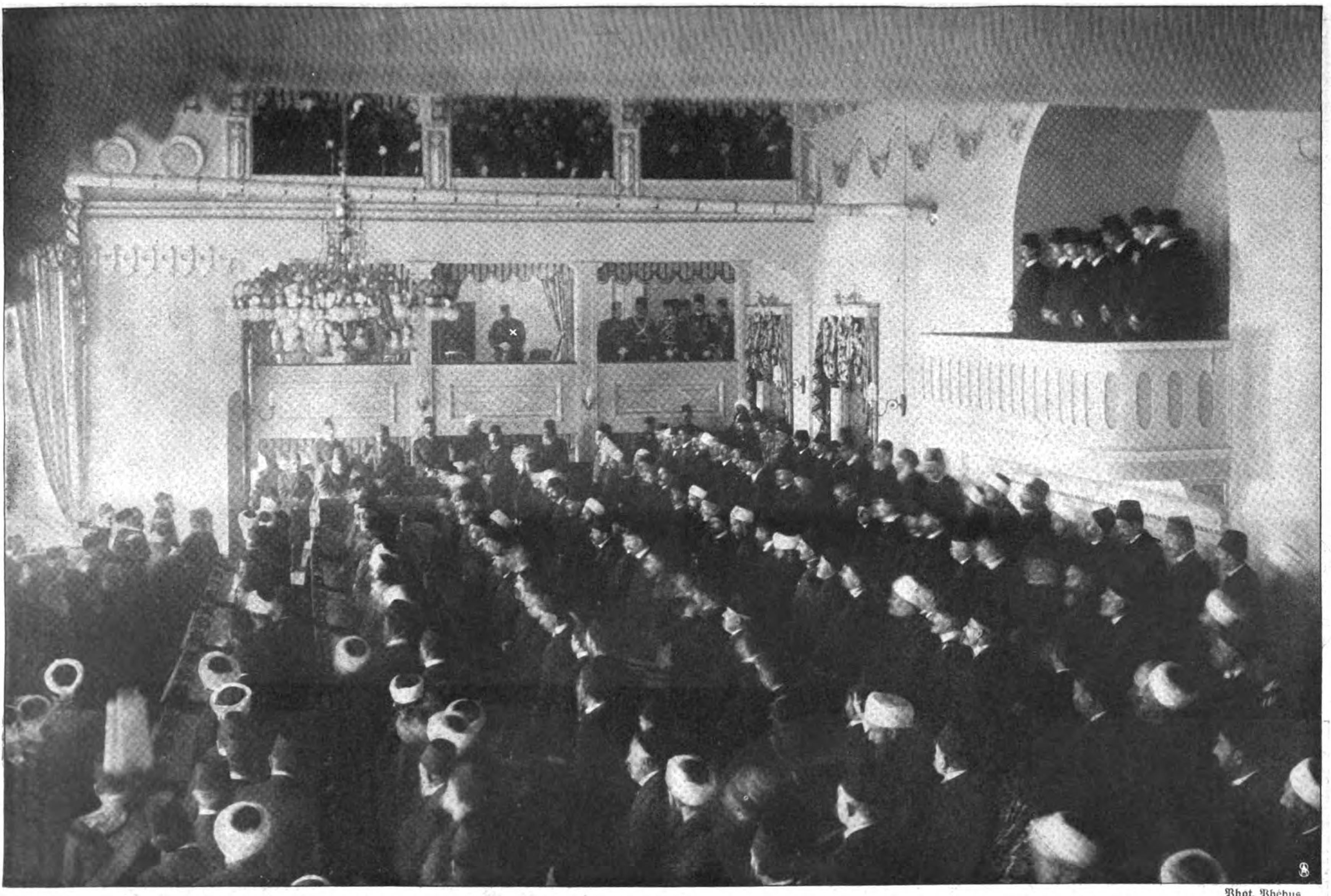
Worlds Copyright Preß.

Demonstrationen medizinischer Studenten an der Sorbonne in Paris.

Oberes Bild: Die Aufrührer werden durch die Polizei dringlich zur Ordnung gemahnt.
Nebenstehend: Ein Heißsporn in Haft. Phot. M. Rol & Cie.

Zur türkischen Parlamentseröffnung:
Das Gemach des Sultans im Parlamentsgebäude zu Konstantinopel.





Phot. Phebus.

Von der Parlamentseröffnung in Konstantinopel: Die erste Sitzung der türkischen Volksvertretung in Gegenwart des Sultans (×).


Baron Sutemi Chinda
(Japan.)

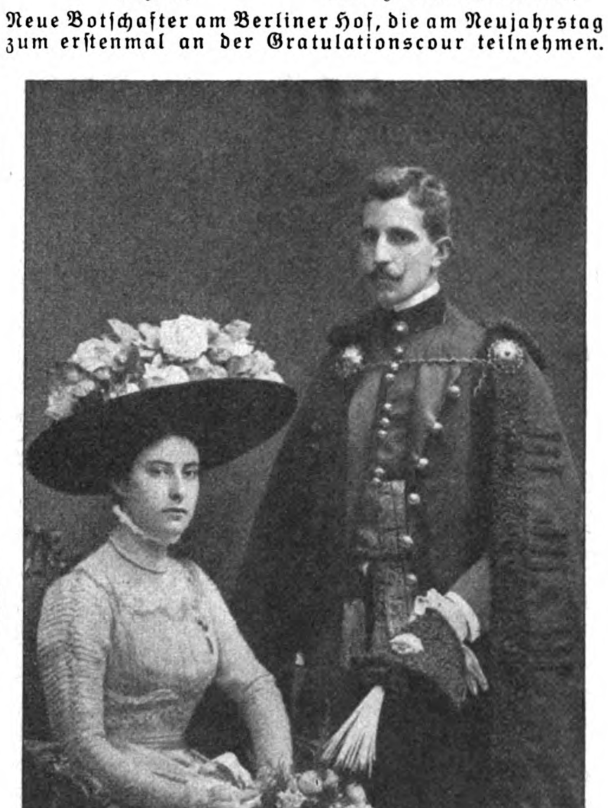

Sir Edward Goschen
(England)


Dr. David Jayne Hill
(Vereinigte Staaten von Amerika.)


Osman Nisami-Pascha
(Türkei.)

Neue Botschafter am Berliner Hof, die am Neujahrstag zum erstenmal an der Gratulationscour teilnehmen.


Achmed Risa-Bei,
wurde zum Präsidenten des türkischen Parlaments ernannt.



Zur bevorstehenden Vermählungsfeier im österreichischen Kaiserhaus:
Erzh. Renata Maria von Oesterreich u. Prinz Hieronymus Radziwill.
Hofphot. Pietzner.


Said-Pascha,
der neue Präsident des türkischen Senats.

Generalleutnant z. D. von Chappuis,
Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse
Zur Feier seines 70. Geburtstags.


General d. Inf. v. Goßler,
Gouverneur von Mainz
Zur Feier seines 60. Geburtstags.


Senator Ph. Knox,
der zuk. Staatssekretär des Auswärtigen der Ver. Staaten von Amerika.


Vizepräsident General Gomez,
beherrscht augenblicklich die Situation in Venezuela.



Eine Tragübung mit dem für den Sarg des verstorbenen Kaisers bestimmten Katafalk.

Eine Belastungsprobe des Katafalks durch niedere Beamte.

Vorbereitungen für die Beisetzung des Kaisers und der Kaiserinwitwe von China in Peking.

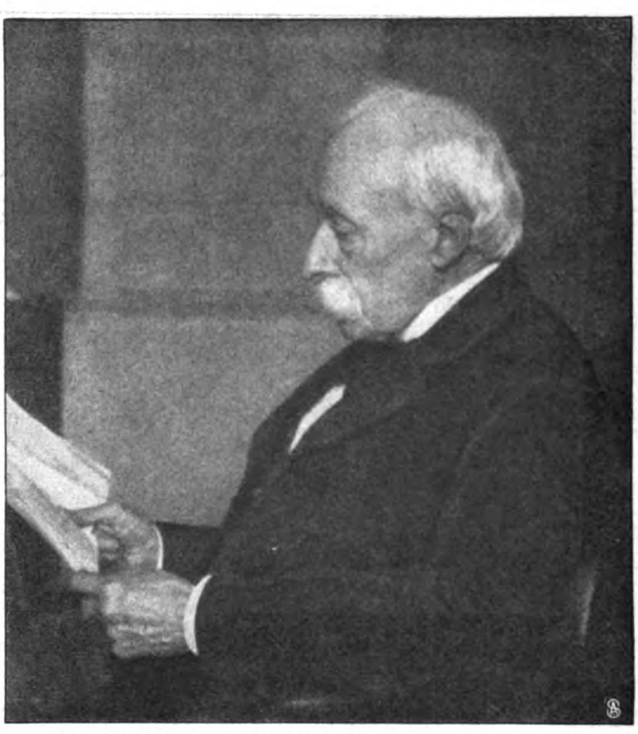






Hofphot. Raupp.

Dr. Paul Lindau, Berlin.
Zu seiner Ernennung zum Ersten Dramaturgen der Kgl. Schauspiele in Berlin.



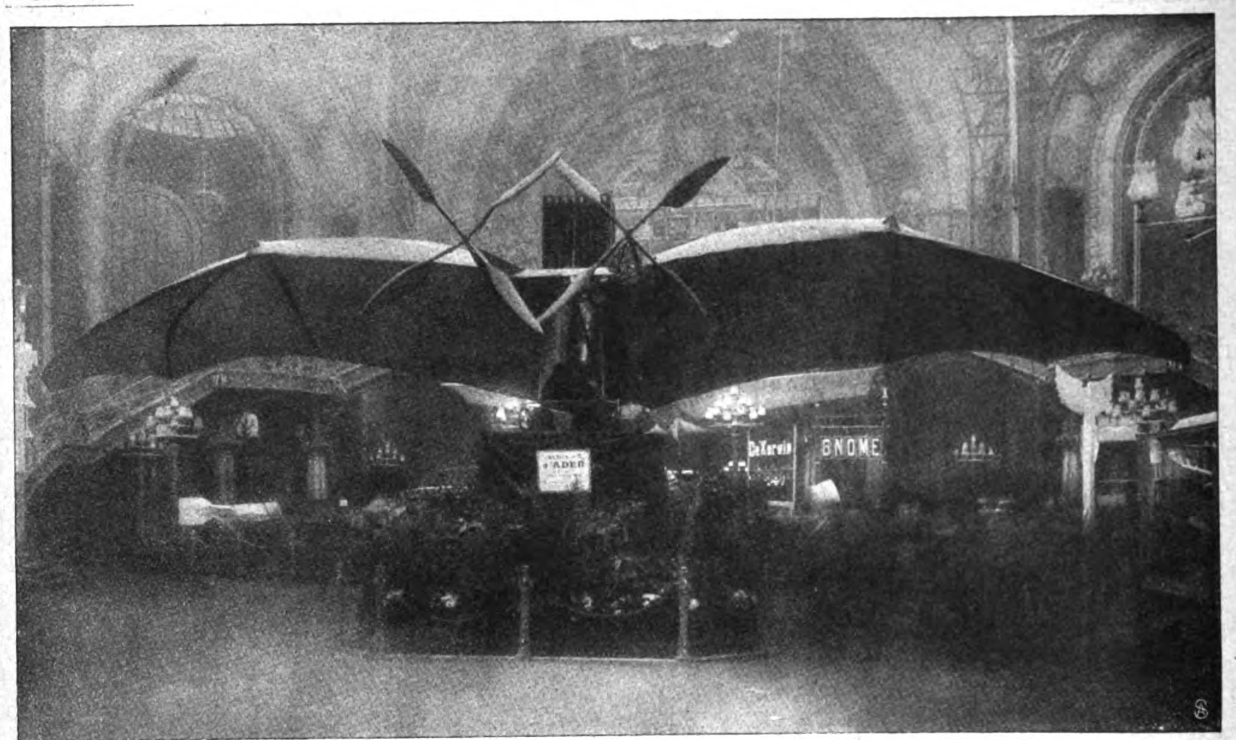
Konsistorialpräs. a. D. Geh. Reg.-Rat W. Gwinner, Frankfurt a. M.
wurde in den erblichen Adelstand erhoben



Von der Frauenbewegung in England:
Triumphzug der aus dem Gefängnis entlassenen Führerinnen der Suffragettes Mrs. und Miß Pankhurst durch London.

Zur bevorstehenden Erstaufführung des Tondramas „Elektra“ im Dresdner Hoftheater:

Richard Strauß mit seinem Sohn. — Neueste photographische Aufnahme.



Die Flugmaschine „L'Aviso d'Ader".



Das lenkbare Luftschiff „Ville de Bordeaux". Copyright J. Theodoresco.

Das neue Jahr im Zeichen der Flugtechnik: Die erste aeronautische Ausstellung in Paris.

Der Schwesternberuf nach Einführung der staatlichen Prüfung.

Von Professor Dr. E. Grawitz.

So große Zweifel und Bedenken man haben kann, ob das stürmische Drängen der Frauen nach Erschließung solcher Berufsarten, welche bisher den Männern vorbehalten waren, für die Frauen durchweg berechtigt und für die Berufe selbst nutzbringend sein wird, so unzweifelhaft gibt es einen Beruf, für welchen die Frauen von vornherein, das heißt durch die dem weiblichen Geschlecht eigentümlichen Eigenschaften, den Männern bei weitem überlegen sind, das ist der Beruf der Krankenpflegerin. Aus den ritterlichen, bürgerlichen und geistlichen Pflegegenossenschaften des Mittelalters hat sich die weibliche Krankenpflege allmählich und im letzten Jahrhundert besonders unter der Einwirkung der großen Kriege zu einer Berufsart entwickelt, welche nicht nur in den geistlichen Ordensgesellschaften eine Befriedigung in praktisch religiöser Betätigung gewährt, sondern auch in zahlreichen weltlichen Schwesternschaften eine gesicherte und dem weiblichen Empfinden durchaus zusagende Existenzbedingung schafft.

Aus diesem letzteren Grunde findet seit Jahren gerade aus den gebildeten Kreisen ein starkes Angebot von weiblichen Kräften zu dem Schwesternberufe statt, und die Bedeutung des letzteren ist um so größer geworden, als auch die Nachfrage nach zuverlässig ausgebildetem Schwesternpersonal in den öffentlichen Krankenanstalten sowie in der privaten Hauspflege sich bedeutend gesteigert hat. Diese gesteigerte Nachfrage ist ohne weiteres verständlich, wenn man berücksichtigt, wie viele und wie verschiedenartige Krankenhäuser, Irrenanstalten, Heimstätten, Tuberkuloseheilstätten, Säuglingsheime, Sanatorien und Privatkliniken in den letzten Jahren errichtet und immer weiter vergrößert und vermehrt wurden, und daß die Mehrzahl dieser Anstalten die Krankenpflege durch Schwestern ausüben läßt. Aber auch in den Familien beginnt die Überzeugung sich immer weiter auszubreiten, daß nicht nur bei chirurgischen Eingriffen eine sachverständige Hilfe zur Hand sein muß, sondern daß auch bei vielen innerlichen Erkrankungen die größte Liebe und Sorgsamkeit einer Mutter oder Gattin nicht imstande ist, die positiven Kenntnisse, die Übung und die sonstigen Fähigkeiten einer geschulten Krankenschwester zu ersetzen. Man kann so weit gehen zu behaupten, daß bei vielen Erkrankungen, bei denen es aufs strengste und sorgfältigste Durchführung diätetischer Vorschriften, ferner auf Überwachung der Herztätigkeit, auf kunstgerechte Hilfe bei diesen oder jenen Verrichtungen des Körpers, schließlich auch auf Verhütung von Übertragung ansteckender Stoffe ankommt, nur durch eine tadellos funktionierende Schwesternhilfe des Kranken Leben zu retten und die Verbreitung ansteckender Krankheiten zu verhüten sind. Es ist kein Zweifel, daß viele schwere innere Krankheiten in den Krankenhäusern schneller, sicherer und in größerer Prozentzahl zur Heilung gelangen als in der häuslichen Pflege, und zwar trägt, abgesehen von dem Fehlen mancher technischer Einrichtungen, besonders das Widerstreben vieler Familien gegen eine sachverständige Schwesternpflege die Hauptschuld hieran. Der Arzt mag noch so genau seine Anordnungen für die Behandlung treffen: die Ausführung und unablässige Überwachung der Kranken muß eben gelernt und viel geübt sein, damit diese Anordnungen den gewünschten Erfolg haben, und es ist daher verständlich, daß von ärztlicher Seite eine immer zunehmende Ausdehnung der privaten Schwesternpflege dringend befürwortet wird.

Leider hat sich nun unter diesen Verhältnissen und durch den zunehmenden Andrang weiblicher Pflegerinnen in die oft recht einträgliche Privatpflege ein Mißstand ergeben, der gerade in den großen Städten zu vielen Klagen Veranlassung gegeben hat und bis vor kurzem zu einem schweren Schaden für die pflegesuchenden Kranken wie auch für die Gesamtheit der Schwesternschaft zu werden drohte. Bei der vollen Gewerbefreiheit des Pflegeberufes ist es leicht verständlich, daß auch Elemente in diesen Beruf eintraten, welche weder die notwendige technische Ausbildung noch vor allem die ebenso notwendige moralische Befähigung hierfür besaßen, und die sehr schlechten Erfahrungen, welche manche Familien mit derartigen vertrauensvoll aufgenommenen sogenannten Schwestern gemacht haben, bewirkten vielfach eine äußerst heftige persönliche Aversion gegen die einzelne unfähige Pflegerin, und es wurde, wie das meist zu geschehen pflegt, das vereinzelte Vorkommnis der erwiesenen Unfähigkeit oder des schweren Vertrauensbruches verallgemeinert und daraus eine Verurteilung der Schwesternpflege schlechthin in manchen Familien gefolgert. Vollständige Verweigerung der vorgeschlagenen Pflege bei erneuten Krankheitsfällen in diesen Familien war die Folge davon, und die große Mehrzahl der tüchtigen und ehrenwerten Schwestern hatte unter diesem Vorurteil zu leiden.

Diese für alle Teile sehr unerfreulichen Verhältnisse haben nun eine bedeutungsvolle Besserung dadurch erfahren, daß vor zwei Jahren durch Bundesratsbeschluß eine fakultative staatliche Prüfung des Pflegepersonals eingeführt wurde, während von einer zwangsweisen Prüfung aus verschiedenen Rücksichten abgesehen wurde.

Für die Ablegung dieser Staatsprüfung muß die Absolvierung eines einjährigen praktischen und theoretischen Unterrichts in der Krankenpflege durch Zeugnisse nachgewiesen werden, ferner müssen Bescheinigungen über den Gesundheitzustand und tadellose sittliche Führung beigebracht werden. Die Prüfung geschieht in Gegenwart eines Regierungsbeamten an verschiedenen Krankenanstalten. Sie dauert drei Tage und erstreckt sich auf die Tätigkeit am Krankenbette, auf technische Fähigkeiten und theoretische Kenntnisse, wobei ein besonderer Abschnitt den allgemeinen Berufspflichten der Pflegepersonen gegenüber den Kranken sowie den Angehörigen und den Behörden gewidmet ist. Nach bestandener Prüfung erhalten die Pflegepersonen ein staatliches Zeugnis als Ausweis, doch kann dieses Zeugnis wieder aberkannt werden, wenn grobe Verfehlungen im Berufe zur Kenntnis der Medizinalbehörden gelangen und die Pflegeperson hiernach für unwürdig befunden wird.

Diese zeitgemäße Prüfungsordnung hat nun schon in der kurzen Zeit seit ihrer Einführung in verschiedenen Bundesstaaten, speziell in Preußen, eine große Zahl von gut ausgebildeten Schwestern veranlaßt, sich die staatliche Approbation zu erwerben, und auch ein Teil der geistlichen Krankenpflegeorden steht dieser staatlichen Maßnahme sympathisch gegenüber. Hier in Berlin dürfte es schon heute möglich sein, für private Krankenpflege in der Familie nur solche Schwestern von den Mutterhäusern und Genossenschaften zu erhalten, welche im



Besitz des staatlichen Zeugnisses sind, und es kann den pflegesuchenden Familien nur aufs dringendste angeraten werden, nur solche Schwestern anzunehmen, welche im Besitze dieses Befähigungsnachweises sind.

Ist somit für die Kranken und deren Angehörige eine weitaus bessere Garantie für zuverlässige Pflegschaft geboten, so verlohnt es sich anderseits, für junge Mädchen, welche sich vorübergehend oder dauernd der Krankenpflege widmen wollen, einige Ratschläge zu geben, die sich allerdings in erster Linie an deren Eltern oder Erzieher wenden. Es spielt bei diesem Berufe die vorangegangene Erziehung eine sehr wichtige Rolle, und es sollten sich für denselben nur solche Mädchen melden, welche eine ausgeprägte Neigung für die Krankenpflege und einen kräftigen Körper besitzen, um die nicht geringen Schwierigkeiten dieses Berufs auch leisten zu können.

Da hier nicht von den geistlichen Pflegeorden, sondern von den Schwesternschaften gesprochen werden soll, welche jungen Mädchen einen innerlich befriedigenden Beruf bei auskömmlichen Erwerbsverhältnissen bieten wollen, so sei erwähnt, daß heute im allgemeinen als Vorbildung eine gute Schulbildung, die aber nicht durchaus in der Absolvierung einer höheren Töchterschule zu bestehen braucht, und die Herkunft aus sittlich einwandfreien Familien gefordert wird. Im Dienste selbst wird in den meisten Krankenhäusern von den Schwestern vorzugsweise die eigentliche Pflege der Kranken verlangt, dagegen werden die groben Hausarbeiten einem Unterpersonal übertragen, doch muß von den Schwestern verlangt werden, daß sie auch die Reinigung des Krankenzimmers so weit beherrschen, um z. B. in der Privatpflege bei ansteckenden Krankheiten nötigenfalls ohne Unterstützung auszukommen. Aber auch bei diesen gegenüber früheren Zeiten herabgesetzten Anforderungen an die körperliche Leistungsfähigkeit erweisen sich doch viele junge Mädchen als zu schwächlich, andere wieder in ihrem Nervensystem zu wenig widerstandsfähig gegenüber den Anforderungen des Berufes, und es ist eine unerfreuliche Aufgabe, diese häufig gerade sehr strebsamen Elemente nach einer Probezeit von ihrer Ungeeignetheit zu diesem Beruf zu überzeugen. Es muß daher an die Erzieher die dringende Mahnung gerichtet werden, bei heranwachsenden Mädchen, welche sich später diesem Beruf widmen wollen, für eine genügende Entwicklung und Betätigung der Körperkräfte zu sorgen, eine Mahnung, die, nebenbei bemerkt, nicht minder für alle Anwärterinnen auf solche Berufe zutrifft, welche bisher dem männlichen Geschlecht vorbehalten waren.

Ein großer Vorteil des Schwesternberufes ist es, daß die Ausbildung für denselben auch in den städtischen und staatlichen Krankenhäusern unentgeltlich ist, meist erhalten die sogenannten Lehrschwestern gleich von ihrem Eintritt an ein kleines Taschengeld und nach vollendeter Ausbildung ein Anfangsgehalt von monatlich 30 M., das bei den älteren Schwestern auf 50 bis 60 M. steigt, neben freier Dienstkleidung und voller Verpflegung. Einzelne Städte z. B. Charlottenburg, gewähren den Schwestern für den Fall der eintretenden Erwerbsunfähigkeit dieselbe Pensionsberechtigung wie den städtischen Beamten, ein Punkt, der für die meisten Schwestern von besonderer Wichtigkeit ist. Daß für intelligente und neben der eigentlichen Pflege auch in der Verwaltung tüchtige Schwestern heutzutage vielfach selbständige Stellungen als Leiterinnen von Kliniken und Sanatorien offenstehen, bietet bei der Frage nach den weiteren Aussichten dieses Berufes eine günstige Perspektive.

Wenn somit die Berufsschwestern heute sich vielfach verbesserter Existenzbedingungen erfreuen, so finden sich erfreulicherweise immer mehr Familien, welche ihre Töchter vorübergehend eine Schwesterndienstzeit durchmachen lassen, in der richtigen Erwägung, daß es für die künftige Mutter und Hausfrau unendlich viel wichtiger ist, nach Ableistung der Schule die kunstgerechte Pflege von Kranken, die Ernährung von Säuglingen, die Anlage eines Notverbandes und viele ähnliche Dinge zu lernen, als auf Konservatorien theoretische Kenntnisse zu erwerben, die häufig in der Ehe als unnützer Ballast empfunden werden. Es ist eine besonders dankenswerte Aufgabe des Diakonievereins, diesen Zweig des Schwesternberufs zu pflegen, und den Nutzen, welche derartig ausgebildete Töchter und Mütter ihren Familien bringen, kann nur richtig einschätzen, wer die vielen Fehler sieht, welche gerade in den Familien gegen die Lehren der Gesundheitspflege begangen werden.

Droesigl.

Roman von

Georg Freiherrn von Ompteda.

14. Fortsetzung.

Wenn Ludwig über neue Pläne nachsann, unterbrach ihn Agathe nicht. Sie hatte in den Jahren ihrer Ehe gelernt, daß der einzige Augenblick, der ihn grillig fand, der war, wenn man seine Gedankenwelt antastete.

Dann sagte er nur: „Ich habe allerlei Pläne, und wir wollen mal sehen, was die Zukunft bringt.“

Das war seine Lieblingsredensart. Dann kamen dunkle Gedanken, die allmählich durch eine weitere Bemerkung immer mehr ins Licht wuchsen, bis plötzlich von ihnen nicht mehr die Rede war.

Unausgesetzt dachte er an Verbesserungen und Vorwärtskommen.

Immer blieb Agathe nur der stille Zuhörer. Sie hatte es dadurch erreicht, daß er ihr Dinge sagte, von denen er in der ersten Zeit nie gesprochen hatte. Früher hatte er die Bekannten alle reizend gefunden. Jetzt aber redete er bisweilen schärfer von ihnen. Es war, als sei eine neue Seele in ihm, und doch ahnte Agathe, daß alles das ihn auch früher beschäftigt, daß er es nur nicht gesagt habe.

Als sie vorsichtig davon begann, blickte er sie von der Seite an: „Das ist doch immer so unter Menschen. Ehe man sich nicht genau kennt, sagt man sich nicht alles.“



In der nächsten Zeit war er verschwiegener, und Agathe ärgerte sich, so etwas auch nur angedeutet zu haben.

Als sie einmal von einer Besichtigung wiederkamen, die mit Ankaufsplänen zusammenhing, sagte Ludwig: „Ja, wenn man in Berlin wäre!"

Agathe bekam einen Schreck. Das schönste war ihr doch der Winter in Kölln, wo sie nur ihre Kinder hatte und ihren Mann.

Aber er begann von neuem: „Ja, die in Berlin sitzen an der Quelle!"

Und es gab Augenblicke, wo er bereute, seine Wohnung in der Tiergartenstraße aufgegeben zu haben.

Agathe fragte, warum sie, statt im Hotel zu wohnen, nicht lieber eine kleine Wohnung nähmen in Berlin!

„Liebes Kind, mit einer kleinen Wohnung, wie du meinst, wäre uns nicht gedient. Da kann man ja niemand einladen."

Sie ließ sich hinreißen zu antworten: „Aber, Ludwig, ich bin ja am liebsten mit dir allein!"

Seine Stirn legte sich in Falten: „Nein, entweder anständig oder gar nicht. Ja, die an der Quelle sitzen" — —

Und er brach wieder ab.

In der nächsten Zeit schien er auf andere Gedanken gekommen zu sein, denn er schrieb und schrieb. Agathe kümmerte sich um ihre Jungen, lief in Haus und Hof umher, auch Ludwig zu Gefallen in die Ställe, den Pferden Zucker zu geben; sie schrieb der alten Gräfin, auch mit Baly wechselte sie ab und zu einen Brief — Köllner Hausgeschichten von Agathens Toilettenfragen, Wut über Haddensen, Ausdruck fürchterlichste Langweile von ihrer Schwester Seite. Von Patsch wußte Agathe wenig, nur die junge Gräfin Lindenbach, Reguiers Schwester, die schon ein Baby hatte, deutete an, ihr Bruder sei nicht glücklich.

Ludwig zog sich immer mehr zurück. Der Hauslehrer Herr von Istrow war öfters noch abends in Ludwigs Zimmer.

Agathe fragte nicht. Einmal fand Agathe die beiden am Schreibtisch sitzen, und Ludwig rief, den Kopf auf die Tischplatte geneigt: „Einen Augenblick!"

Es klang beinah wie beim alten Droesigl im Askanischen Hof. Da warf Ludwig einmal hin, er sei doch nicht ganz überzeugt, ob der Hauslehrer wirklich ins Haus passe.

Agathe war erstaunt: „Wie meinst du das?"

„Ja, er ist eigentlich — — er hat nicht immer Manieren. Ich finde überhaupt seine Art und Weise nicht ganz passend. Immer dieses ‚Herr Droesigl, Herr Droesigl' — ich nenne ihn doch auch nicht fortwährend ‚Herr von Istrow, Herr von Istrow'."

Agathe verstand nicht: „Was soll er denn sagen?"

„Ja, ja, die einfachsten Leute im Dorf finden doch das Richtige."

Agathe fragte: „Gnädiger Herr? Das wird er doch nicht sagen."

Plötzlich wurde Ludwig heftig: „Ach, der Grünschnabel, der alles besser weiß! Allerdings, wie soll er mich denn nennen? Er hat ganz recht. Aber ein unverschämter Peter ist's doch. Man kann eben hier sterben, und keiner weiß, was man ist."

Sie schmiegte sich an ihn und sprach beruhigend lange Zeit. So erregt habe sie ihren Ludwig noch nie gesehen, ob es an ihr fehle, ob sie etwas ändern könne.

Das rührte ihn. Als sie nun ihr Glück schilderte, daß sie keinen Augenblick auch nur den Gedanken gehabt hätte, es wäre nicht der schönste Moment ihres Lebens, da sie ihn genommen, sagte er, das Wort gebrauchend, das er sonst nie in den Mund nahm: „Aga, meine kleine Aga!"

Es hauchte sie etwas Fremdes an: „Ich bin nur dein Kind!"

Da nahm er sie jubelnd in die Arme: „Ja, wenn ich dich nicht hätte!"

Sie fragte leise: „Ludwig, hast du kein Vertrauen zu mir?"

Er blickte sie gleichsam fremd an: „Wie meinst du das?"

„Ich meine, es bedrückt dich etwas, und du willst mir's nicht sagen."

Er wurde wieder um einen Grad zurückhaltender: „Meinst du mit Berlin und mit der Anrede, da?" .....

Ihr praktischer, aber nie über das nächste weit hinausgehender Verstand ahnte nichts von Plänen und Hoffnungen. Er las es aus ihrem nicht verstehenden Staunen.

Und er begann zu erzählen: Er wolle seine Jagd- und Reitererinnerungen aus England aufschreiben, dann die Reise um die Erde beschreiben, die er als junger Mensch gemacht hatte, vielleicht sollte auch sein Aufenthalt in Aegypten, die steirischen Gemsjagden mithineinkommen. Er war vom Khedive empfangen worden, hatte dem Papst den Pantoffel geküßt; Lord Fitz-Venor, eine Principessa, eine Marchioneß, ein paar Earls und Vicomtes, die Gestalt des alten Herzogs von Robeira spukten mit hinein.

Er unterbrach sich mitten im Satz, lief in sein Zimmer und brachte einen Stoß Papiere mit: „Hör zu. Aber, bitte, unterbrich mich nicht. Ich will dir das mal vorlesen."

Er begann sein Manuskript vorzutragen. In des klugen Mannes Kopf, dem die Poesie der Natur verschlossen geblieben war, spiegelten sich all die Reisen und Erlebnisse nur wider als Bekanntschaft mit den Hochgestellten dieser Erde. Man wurde den Eindruck nicht los, als wolle er nur zeigen, mit wem er, Louis Droesigl, an einem Tisch gesessen hatte. Es fehlte Farbe, Gegenständlichkeit, Interesse, ja der geordnete Gang. Der Mann, der den Herren bei der Jagd ganz hübsch seine Erlebnisse zu berichten wußte, der den Damen in leicht fließendem Geplauder nach Tisch allerlei zu sagen hatte, konnte nicht erzählen. Es fehlte alles und wurde auch nicht ersetzt durch den Nachdruck, mit dem Ludwig alles vorlas.

Einen Bogen nach dem andern legte er zur Seite, indem er dazwischenwarf, es würde noch viel interessanter. Doch es blieb das gleiche Wortgeprassel, in dem immer das gleiche etwas selbstgefällige Antlitz hinter den Leuten stand, die die Seiten beleben sollten —Ludwig Droesigl.

Es war spät geworden. Agathe war müde. Sie suchte es zu verbergen, indem sie das Taschentuch fallen ließ, um es aufzuheben, dann gleichsam nachsinnend mit der Hand die Augen beschattete. Als er nun fertig war, sich erhob und fragte, quälte sie sich nicht mit einem Urteil ab. Sie hatte in ihrer Ehe sich gewöhnt, nie über etwas, das er tat oder dachte, ihre Meinung zu sagen. Sie sagte ihm also nur: es habe sie sehr interessiert.

Er sagte erregt: „Das ist die ganze Meinung?"

Sie wollte es gutmachen und fragte, indem sie an ihren Schwiegervater dachte: „Wäre es nicht ganz interessant, wenn die großen Industriellen, die großen Erfinder, die Professoren, weißt du, ich kann mich nicht so ausdrücken, die Geistesmenschen, wenn die auch drin wären?"

Er schlug die Hände zusammen: „Aber dann hast du's ja gar nicht begriffen! Aber, Kind, es soll ja ein ganz bestimmter Gesellschaftsausschnitt sein! O mein Gott, mein Gott!"

Er lief auf und ab und rang die Hände. Ihr erstarb die Antwort im Munde, als er nun gar sagte, sie sei geradeso wie der Herr von Istrow, der hätte ihm ähnliche Dummheiten eingeworfen!

Und nun entlud sich sein ganzer Zorn und Groll auf den unglücklichen Hauslehrer. Er sei ein taktloser Mensch, er, Ludwig, habe ihn überhaupt nicht um seine Meinung gefragt, sondern hätte ihn nur bei den Uebersetzungen ins Englische und Französische zu Rate gezogen. In Französisch und Englisch würde es nämlich übersetzt, in drei Sprachen müßte es zugleich erscheinen.

„Siehst du, damit ist's nicht abgetan. Immer ‚Herr Droesigl, Herr Droesigl' hinten und ‚Herr Droesigl' vorn. Du hast recht, ich habe ja keinen Titel, in meinem nackten, schwarzen Frack steh ich da, der vielleicht immer noch besser gemacht ist als der manches Menschen, der von und zu heißt, aber immer ‚Herr Droesigl, Herr Droesigl' muß ich mich eben nennen lassen. Nur seine Kritik verbitte ich mir! Ein taktloser Bengel ist das."

Als er sich ausgetobt hatte, sah er, wie Agathe das Taschentuch an die Augen hielt.

Im ersten Augenblick wurde er böse: „Was, du weinst? Darf ich dir mein Herz über diesen Kerl nicht ausschütten, der mir in meinem eigenen Hause unverschämte Kritiken sagt? Unverschämt, jawohl. Aber, liebes Kind, was hast du denn?"

Er suchte ihr den Kopf aufzuheben.

Agathe sagte fast beschämt: „Ludwig, du bist so sehr hart."

Er kniete plötzlich vor ihr auf dem Teppich: „Hart? Ich hart gegen mein liebes Kind? Ich habe doch nur dich!"

Stürmisch riß er sie an sich: „Du weißt ja gar nicht, was du mir alles bist. Du bist mir alles ganz allein auf der Welt. Und darum schmerzt mich's, wenn du mich nicht verstehst."

Sie sah ihn an: „Und wenn du mir nichts sagst?"

Wieder kam sein seltsamer Blick. Aber dann fiel er ihr um den Hals, und auch sie legte ihm die Arme um die Schultern.

Der Sturm schien verweht, Ludwig nahm seine Papiere mit und schloß sie in den Schreibtisch. Sie blieben verschwunden.

Nie wieder sprach er mit einem Wort davon. Aeußerlich war er gegen Herrn von Istrow höflich, aber jeder nähere Verkehr hörte auf.

Da fragte Agathe den Lehrer, ob er nicht bald sein Examen machen wolle. Ein Wort gab das andere, es kam heraus, er hätte gern den Doktor gemacht, müsse dazu aber noch sparen, denn was er besaß, reichte nicht aus.

Agathe sagte freundlich: „Dafür lassen Sie mich nur sorgen. Ich werde es meinem Mann sagen."

Als Ludwig das Geld Herrn von Istrow gab, der dankend versprach, es zurückzuzahlen, sobald er in der Lage sei, hatte der Schloßherr von Kölln einen Ton, der zu sagen schien: „Adieu, Herr von Istrow, sehen Sie, das ist ‚Herr Droesigl', ‚Herr Droesigl'."

* * *

Von der Berliner Wohnung sprach Ludwig für den Augenblick nicht wieder.

Inzwischen fanden sich immer mehr Herren zu den Jagden ein. Immer vornehmere Leute waren darunter.

Eine Einladung nach Kölln zu erhalten, war für einen Prinzen leichter als für einen kleinen adligen oder gar bürgerlichen Offizier. Dann fragte wohl manchmal nach Tisch, wenn die große Gesellschaft sich in die Räume verteilte, ein Prinz einen Grafen, dessen Gesicht er noch nie hier gesehen hatte, wie er hergekommen sei, und sie gestanden sich, daß sie es kaum wußten.

Sie redeten aber nur Günstiges über den reichen Hausherrn. Die Frau des Hauses fanden alle äußerst vornehm, und immer wurde dazugesetzt: „Sie ist ja eine Kölln."

Allmählich hatte sich aber das Andenken an den alten Grafen ein wenig verwischt, namentlich unter den Jüngeren.

Es gab jetzt schon eine ganze Anzahl von Herren, die ihn nicht mehr gekannt hatten. Ja, im Lauf der Jahre hatte sich alles dermaßen verwischt, daß es sogar einzelne gab, die meinten, der Reichtum, mindestens aber das Schloß stamme von ihr. Ja, das war alles erster Klasse: die Pferde, die Meute, das Diner. Immerhin zwinkerte man sich zu: Ludwig war ja ein tadelloser Gentleman, nur etwas hatte er ohne Zweifel: den „Fürstenvogel"! Ob sie das nur nicht merkte? Doch man mußte sich in acht nehmen mit solchen Gedanken vor den Getreuen des Hauses. Bei einem, der einen Prinzen als Schwager hatte, galt es vorsichtig sein. Und nun war auch einmal der Fürst gekommen und hatte ein paar Jagden mitgeritten. „Er ist sozusagen verwandt", hieß es.

Da Gräfin Patsch plötzlich Vergnügen daran gefunden hatte, wieder in Kölln zu sein — es war doch eine Abwechslung gegen die Garnison — so erschien auch ihr Mann.

Dann gehörten noch zu den Getreuen des Hauses Oberst von Herrnwerth, der einstige Kommandeur



der Liebstätter Ulanen, jetzt mit der Führung einer Kavalleriebrigade beauftragt, und der große Graf Tiefenau. Auch der kleine, freche, blonde Leutnant, nun längst Oberleutnant, hatte sich seit der dummen Tischkartengeschichte, die er später ehrlich seinem Kommandeur gestanden hatte, zu ihnen geschlagen. Sein loses Maulwerk im Dienst der Sache Droesigl war nicht zu verachten.

Graf Sczogony hatte sich damit versöhnt, daß nicht gespielt wurde. Seine Frau mochte Berlin nicht. Auf dem Lande aufgezogen, freute sie sich immer, auf einem Schloß zu sein, und hätte am liebsten ihren Mann die ganze Zeit hier gehabt, dann konnte er, der einzige Mißton in dieser glücklichen Ehe, nicht zu den gefährlichen Karten greifen, auch wenn er wirklich niemals unbar spielte.

Und dann hatte die Gräfin Agathe gern. Die Liebe zu Kindern und Häuslichkeit einte die beiden Frauen. Oft gingen sie nach Tisch hinauf in die Kinderzimmer, um zu sehen, ob die beiden Jungen auch schliefen, dann kehrten sie Arm in Arm zu den Gästen zurück.

Graf Sczogony hatte Droesigls oft nach Berlin eingeladen.

Bei dem österreichischen Diplomaten waren Ludwig und Agathe Droesigl die einzigen Bürgerlichen. Wenn man sie bekannt machte, wurde immer leise dazugesetzt, gleichsam wie eine Entschuldigung: sie ist nämlich eine geborene Gräfin Kölln.

Da kam mitten während der Jagden ein Brief von Fräulein Lüttgen, der Haushälterin des Geheimrats.

Herr Droesigl sen. hatte jetzt eine Wohnung in Berlin. Die Einzelverwaltung seiner Bergwerke interessierte ihn von Jahr zu Jahr weniger, und längst war alles geplant, eine Aktiengesellschaft daraus zu machen. Er hatte immer mehr Politik und soziale Dinge im Kopf, war auch in der letzten Zeit nicht so arbeitsfreudig wie in früheren Jahren.

Sein Auge blitzte noch genau so scharf wie sonst unter den buschigen Brauen, aber seine Haltung war gebeugter geworden.

Die Haushälterin schrieb an Agathe, es ginge dem alten Herrn schlecht. Er hätte seit acht Tagen den Lehnstuhl nicht verlassen, denn tagsüber sich zu Bett zu legen, wie der Arzt es verlangt, täte er nicht. Der Brief klang etwas ernst. Ein „man kann nie wissen" war eingeflochten oder ein „wenn ihm doch das Essen schmeckte". Am Schluß stand: „Der Herr Geheimrat fragt immer: ‚Kommt denn meine Schwiegertochter nicht mal her?' Da gestatte ich mir die Anfrage, ob die gnädige Frau nicht geneigt wären, den alten Herrn mal zu überraschen."

Agathe sagte Ludwig, sie halte es für ihre Pflicht, zu seinem Vater zu fahren.

Er war nicht recht einverstanden: „Es muß doch eine Dame hier sein!"

„O, du weißt, daß das Baly gern übernimmt!"

Er widersprach nicht, kam aber gar nicht auf den Gedanken, daß er zu seinem Vater fahren könne. Am nächsten Tage, wo keine Jagd war, brachte er Agathe auf die Bahn.

Als sie am geöffneten Fenster des Zuges stand, sagte er: „Kind, bleib nicht zu lange fort. Ich habe das nicht gern."

Sie freute sich: „Brauchst du mich denn?"

Er meinte, nachdem er sich umgeblickt, wie er nie Gefühl zeigen mochte, wenn es etwa jemand bemerken konnte: „Du weißt ja, ich kann ohne dich nicht sein."

Als die Türen längs des Zuges zugeschlagen wurden, sagte er noch schnell: „Ich meine, Agathe, du verstehst mich . . . helfen kann ich meinem Vater nichts. Und wir sind ja nicht sehr . . ."

Das Abfahrtsignal ward gegeben, der Zug ging davon. — —

Der alte Herr saß im Stuhl. Sein Haar schien länger geworden, sein Bart wilder. Agathe kniete neben ihm hin, doch er gab kaum eine Antwort. Sie tat, als merke sie es nicht, sondern begann von seinen Enkeln zu erzählen.

Das hörte er gern. Allmählich hellten sich seine Züge auf, und wenn er auch noch nicht sprach, so hörte er doch wenigstens zu. Es schien ihn zu stören, daß Fräulein Lüttgen, eine ältere Dame in schwarzer Seide und einen Schlüsselbund in der Hand, im Zimmer blieb. Sie drehte unausgesetzt den Schlüsselring um den Zeigefinger der linken Hand.

Er herrschte sie plötzlich an: „Fräulein, halten Sie sich mal ruhig, ich kann kein Wort verstehen!"

Dann richtete er sich auf und krächzte heiser, nicht mehr mit der gewaltigen Stimme: „Himmeldonnerwetter, machen Sie doch was, aber drehen Sie nicht immer! Sie drehen ja den ganzen Tag!"

Die Dame im schwarzen Seidenkleid ging augenblicklich hinaus.

Der alte Herr lächelte leise vor sich hin: „Das habe ich gut gemacht, was? Ich bin gar nicht so böse, aber immer hat die alte Schaute da rumzustehen. Und wir wollen doch einmal allein sprechen."

Er ärgerte sich trotz seiner Versicherung, daß er ruhig sei, und erklärte noch einmal, mit diesem Schlüsseldrehen würde sie ihn noch wahnsinnig machen. Das Fräulein sei schon über 20 Jahre bei ihm. Seit 20 Jahren drehe sie den Schlüsselring, seit 20 Jahren mache ihn das verrückt.

Agathe hörte einen Augenblick zu, dann begann sie wieder von den Kindern zu erzählen. Sie fragte nicht nach seiner Gesundheit, das durfte man nicht. Aber sie war doch erschrocken, wie er sich verändert hatte. Und als sie die Decke wieder emporzog, die bei der Aufregung heruntergerutscht war, bemerkte sie, daß die Beinkleider bis über das Knie aufgeschnitten und, um sie zu erweitern, ein anderer Stoff eingesetzt war.

Als sie erschrocken hinsah, sagte er: „Ja, das ist das Ende: Wasser. Ich lasse mir von den Quacksalbern nichts vormachen. Meine Beine sind dick, dann kommt Herzschwäche, Herzschlag, aus, drei Kreuze, punktum!"

Seines Sohnes durch den Verstand eingegebene Versuche, ihn nach seinem Leiden zu fragen, hätten ihn wütend gemacht, Fräulein Lüttgens altjüngferliche Sorge ihn zur Raserei getrieben. Agathe versteckte ihren Schreck und sagte nur, sie fände es praktisch, daß man



an den Beinkleidern Keile eingesetzt hätte. Diese Bemerkung lenkte ihn ab. Er behauptete, der Schneidermeister könne vielleicht nähen, sei aber ein Esel. Die Hose sei nämlich der Länge nach gestreift, und dieser Hornochse habe die Streifen quer gesetzt.

„Das hätte ich besser selbst gemacht! Du glaubst wohl nicht? Als ich noch kein Geld hatte, habe ich mir alle Knöpfe selbst angenäht."

Und er begann mit einem Mal von seiner Jugend zu erzählen, wie er gehungert, nur weil er immer hätte sparen wollen.

Dann fing er von dem wackeren Pastor an, bei dem er, wenn er keine Schicht gehabt, den Schlaf sich abringend, allerlei gelernt hatte. Darauf war er in das Kontor gekommen, und allmählich durch seinen „hellen Kopf" war er immer mehr in die Höhe gekommen.

Sein Chef hatte ihn einmal in sein Haus gezogen. Er besprach bald Dinge mit ihm, die er mit höheren Beamten seiner Werke nicht geredet hätte. Allmählich saß dann der junge Droesigl Sonntag für Sonntag am Tisch seines Brotherrn.

Dort hatte er seine Frau kennen gelernt. Der Geheimrat meinte — ein Schmunzeln ging über sein Gesicht — und er drehte sich den Bart: „Ich war nämlich nicht häßlich, wir Droesigls sind gar nicht schlecht gewachsen. Damals guckten die Mädels nach mir. Ich aber hatte — ich will dir's nur gestehen, liebes Kind — ein einziges im Kopf: Arbeit und In-die-Höhe-Kommen Und da habe ich gedacht — so was hängt ja keiner an die große Glocke — das Mädchen hat Geld, hier ist der Hebel, das ist der Weg nach oben. Der Chef sagte ja. Da hab ich sie gekriegt. Sie hatte noch eine Schwester, die Frau vom Platz, auch so 'ne feine Dame. Du hast sie bei deiner Hochzeit gesehen. Das waren die beiden einzigen Erbinnen. Na, und eines Tages tat mein Schwiegervater, was ich auch bald tun werde — er biß ins Gras! Red nicht dagegen, es ist so! Nun lag alles auf mir. Da habe ich geschuftet, mein ganzes Leben geschuftet bis heute. Es kamen Krisen, Streik, Wassereinbruch, schlagende Wetter, Grubenbrand, die Kohlenzölle wurden herabgesetzt, kurz, die Geschichte ging schief, und in manchem Werk alles zum Teufel. Aber daran denken die Weiber nicht, daß, wenn man mit ihnen rumbummelte und nicht schuftete, sie nicht mal 'ne Kledage auf den Leib zu ziehen hätten. Nur amüsieren wollen sie sich. Und das gefällt mir an dir, mein liebes Kind, du machst mit, was dein Mann macht, aber vergnügungsüchtig bist du nicht. Weiß ich, wenn du's auch nicht sagst. Also: als wir den Sohn hatten, deinen Mann ... von dem Tage ab war's aus. Einfach aus mit dem ... Weib!"

Er geriet in solche Wut, daß er ganz rot wurde und nichts mehr sprach.

Agathe benutzte die Gelegenheit, sich einen Stuhl heranzuziehen.

Sofort ward er ungeduldig: „Laß mich weiter sprechen. Louis weiß das alles, aber er wird's seiner Frau nicht so sagen. Er sagt den Menschen immer nur, was gut klingt. Ich habe ihnen gesagt, was schlecht klingt, denn das Gute versteht sich von selbst. Na, Vater und Sohn müssen verschieden sein. Sieh zu, daß du bei deinen Söhnen nicht mit in den Topf kriegst, was der Alte und der Sohn zu viel haben. Also Louis' Mutter war, ich sag es noch einmal, eine Kanaille! ‚Gehst du nicht mit ins Theater? Warum gehst du nicht mit mir spazieren? Heute könnten wir den einladen! Das müssen wir mal sehen!' Der Teufel soll so'n Frauenzimmer holen. Ich hab ihr gesagt, wenn ich nicht im Kontor säße, könntest du betteln gehen. Da kam der große Wutanfall über sie. Ich bin immer ruhig, d. h., weißt du, wenn eine den ganzen Tag mit den Schlüsseln klappert, und wenn eine, wie meine Frau, nur von ihren 50 seidenen Unterkleidern spricht und wie 'n Aff bei uns rumläuft, daß meine Leute sie ansehn, als wollten sie ihr gleich an die Kehle springen, dann kann ich wütend sein. Kurz, beim großen Wutanfall hat sie mir geantwortet: das Geld käme von ihr! Von dem Tage ab: reine Wirtschaft; Trennung; du hier, ich da. Ich habe ihr das nie vergessen! Ich bin mal so. Ich habe ihr Vermögen verwalten lassen und bin durch Fleiß und Arbeit zu meinem eigenen Vermögen gekommen. Und im Lauf der Jahre wurde ihrs ein Nichts gegen meins! Nichts, sage ich dir! Aber wenn man Geld verdienen soll und sorgen, daß die Armen auch zu leben haben, und daß die, die in unserm Dienst Krüppel geworden sind, nicht umkommen, da hat man eben keine Zeit, jeden Abend den Frack anzuziehen, wie sie sich das wohl gedacht hat. Dann, liebes Kind, haben wir uns bei der Konfirmation von Louis wiedergesehen und dann, glaube ich, nie, bis sie gestorben ist. Ich hab 'n Flor umgebunden und 'ne Angströhre aufgesetzt und bin hinterhergegangen. Habe aber keinem Menschen gesagt, daß ich traurig wäre. Gelogen habe ich nie. Na, und dann ist Fräulein Lüttgen gekommen, und ich vom Regen in die Traufe. Den Schlüsselbund hat meine Frau nicht gehabt. — Ludwig aber ist andere Wege gegangen. Siehst du, das wollte ich dir nur mal erzählen. Ich dachte so, wenn deine Jungen mal groß sind, kannst du ihnen von ihrem Großvater erzählen. Ich erlebe es ja nun nicht mehr, denn das kannst du Louis sagen, ich gehe bald auf die große Reise."

Agathe nahm seine Hand, die er ab und zu losgelassen hatte, und begann, als sei gar nichts geschehen, zu erzählen, daß die Kanalhochleitung für die elektrische Kraft, die Jahre tadellos gehalten hätte, plötzlich Wasser durchließe und das ganze Bett wahrscheinlich ausgemauert werden müsse. Das nahm der alte Herr wie alles Technische mit Interesse entgegen. Da er aber zu befürchten schien, Fräulein Lüttgen könne sie unterbrechen, so ging Agathe hinaus, es ihr ganz einfach zu sagen. Sie meinte das Fräulein verletzt, vielleicht gar in Tränen zu finden, aber die meinte nur: „Ach Gott, gnädige Frau, das kenne ich seit zwanzig Jahren."

Als Agathe wieder eintrat, lag der Geheimrat blaß mit geschlossenen Augen im Stuhl. Sie erschrak, doch er streckte ihr seine breite, sommersprossige Hand, auf der ein dickes Adergeflecht schwoll, entgegen. Es schien ihn zu beruhigen, daß er ihre Hand fühlte.

(Fortsetzung folgt.)



Registratoren.

Technische Betrachtung von Hans Dominik.

Es soll hier nicht von jenen würdigen Beamten die Rede sein, die in den Bureaus des zivilisierten Europa ihren Dienst verrichten und die Registraturen verwalten. Unsere Registratoren bestehen aus Stahl und Eisen, aber sie verrichten ihre Arbeit so exakt und getreu, daß wir ihre Dienste heut nicht mehr missen möchten.

Als unsere Technik im neunzehnten Jahrhundert den bekannten gewaltigen Aufschwung nahm, als in schneller Folge Wasser, Gas und Elektrizität in die Häuser geliefert wurde, da trat alsbald auch die dringende Forderung auf, die gelieferten Sachen zum Zwecke der Bezahlung ordnungsgemäß zu registrieren und zu verbuchen. Es entstand das Bedürfnis nach zuverlässigen technischen Meßinstrumenten. Dem Verlangen ward Genüge, und heut bildet der Bau von Meßinstrumenten überhaupt einen integrierenden Bestandteil unserer Technik. Ganz allgemein müssen wir dabei drei Gruppen unterscheiden, nämlich: Zeiger, Zähler und Registratoren.

Als ein allgemein bekanntes Beispiel für zeigende Instrumente können wir das Thermometer herausgreifen. Es zeigt uns in jedem einzelnen Augenblick die Temperatur seiner Umgebung an. Dagegen können wir ihm nicht ansehen, ob es vor einer Stunde zehn Grad Wärme oder zehn Grad Kälte angezeigt hat, denn das gewöhnliche Thermometer registriert nicht. Aber wir brauchen beispielsweise nur einen Blick auf die in Berlin befindlichen Uraniasäulen zu werfen, da treffen wir auch auf registrierende Thermometer. Ein Streifen aus Bimetall führt, entsprechend den Schwankungen der Temperatur, bestimmte Bewegungen aus. Ein feiner Schreibhebel überträgt diese Bewegungen auf einen Papierstreifen, der von einem Uhrwerk gleichmäßig weiterbewegt wird, und so bekommen wir eine Kurve, die für jede vergangene Minute genau die zugehörige Temperatur verzeichnet. Aus dem einfachen zeigenden ist ein registrierendes Thermometer geworden, das getreulich seine Aufzeichnungen macht, gleichviel ob es in einer Uraniasäule steckt oder, an einem Pilotballon hängend, in zwei Meilen Höhe über halb Deutschland dahintreibt, im wahrsten Sinne des Wortes ein Registrator auf Reisen.

Wenden wir uns nun den zählenden Apparaten zu. Wir können die Uhr dazu rechnen, obwohl man sie gelegentlich auch als Zeitzeiger betrachtet. Tatsächlich zählt sie von einem bestimmten Nullpunkt, nämlich von zwölf Uhr ab, die Stunden, Minuten und Sekunden. Weil wir aber die jeweilige Zeit eben mit der Summe der seit zwölf Uhr verflossenen Stunden, Minuten usw. bezeichnen, so zeigt sie auch gleichzeitig jeden Augenblick die jeweilige Zeit. Hier finden wir also, daß ein Apparat gleichzeitig Zähler und Zeiger ist, und das wird sich stets wiederholen. Da haben wir beispielsweise die Gas- und Wassermesser. Es sind in Wirklichkeit Zähler, die die verbrauchten Kubikmeter und Liter zählen, damit aber auch jederzeit den jeweiligen Gesamtverbrauch zeigen. In die Gruppe der Zähler gehört ferner auch der Taxameter. Er ist gleichzeitig Kilometerzähler und Fahrpreisanzeiger. Die Umdrehungen des Wagenrades werden durch eine biegsame Welle auf ein Zählwerk übertragen. Unserem Auge erscheinen aber gar nicht mehr die vollendeten Radumdrehungen, sondern vielmehr sofort die dafür in jedem Augenblick fälligen Summen. Des weiteren wird der Taxameter durch besondere Schaltwerke kompliziert, die von der Hand in Wirksamkeit gesetzt werden können und nun das Anzeigen nach verschiedener Taxe bewerkstelligen. Schließlich ist bei Aufenthalten die Möglichkeit vorgesehen, ein Uhrwerk einzuschalten, das dann seinerseits das Preistableau alle vier Minuten um einen Groschen vortreibt. Wir haben hier also eine ziemlich zusammengesetzte Apparatur, die sowohl unsere Fahrwege wie auch unsere Aufenthalte ad notam nimmt und uns die fertige Rechnung darüber jeden gewünschten Augenblick präsentiert.

Dem Taxameter entfernt verwandt sind die kurzweg Geschwindigkeitsmesser genannten Apparate. In ihren vollkommensten Ausführungen sind sie gleichzeitig Zähler, Zeiger und Registratoren. Sie zeigen in jedem Augenblick die Geschwindigkeit, sie zählen die zurückgelegten Kilometer, und sie liefern gleichzeitig eine Aufzeichnung über die ganze Fahrt, aus der man für jeden einzelnen Augenblick die Geschwindigkeit und den Ort der Fahrt ersehen kann. Besonders die Kraftfahrzeugindustrie interessiert sich für diese Apparate, und hier kommt gleichzeitig der Moment, da der biedere Registrator auch noch die Rolle des getreuen Eckehart übernimmt und Warnungzeichen von optischer und akustischer Art gibt, sobald bestimmte Geschwindigkeiten überschritten werden. Damit kommen wir zu einer ganzen Gruppe von Meßinstrumenten, die im allgemeinen von zeigender Art sind und bei bestimmten Vorkommnissen Alarm schlagen. Dem Hausbesitzer wird es im allgemeinen ziemlich gleich sein, welche Temperatur in seinem Keller oder auf dem Boden herrscht. Wenn diese Temperatur aber plötzlich zehn Grad über die Norm steigt, so dürfte etwas faul im Staate Dänemark sein, und daher schließt das Alarmthermometer in solchem Fall einen elektrischen Kontakt und meldet jeden Dachstuhl- oder Kellerbrand, bevor er unangenehme Dimensionen annimmt.

Die Arbeit unserer Registratoren ist nun von ganz eigener Art. Wir sahen vorstehend, wie zum Beispiel ein registrierendes Thermometer eine Kurve zeichnet, die zu jeder Zeit die zugehörige Temperatur angibt. Zweifellos hat das Thermometer die Kurve, die wir hier auf dem Papier vor uns sehen, beschrieben, aber es hat sie nicht in den zwei Dimensionen der Papierebene, sondern nur in einer räumlichen Ausdehnung und ferner in der Ausdehnung der Zeit zurückgelegt. Wir bewegen uns hier in einem Schattenreich von vier Dimensionen, drei räumlichen und einer zeitlichen, die völlig gleichwertig erscheinen, und unsere diversen Registratoren sind in diesem vierdimensionalen Gelände jedem Spiritisten zum Trotz wohl zu Hause.

Und was registrieren sie nicht alles. Die meteorologischen Ballons bekommen Apparate mit, die die Temperatur, den Barometerstand und die Luftfeuchtigkeit aufschreiben. In den festen meteorologischen Stationen haben wir ferner Instrumente, die die Richtung und die Stärke des Windes, die Tageshelligkeit und



die Stärke etwaiger Niederschläge für jeden Augenblick sorgfältig zu Papier bringen. In allerletzter Zeit hat man für die Niederschrift von Gewittern noch besondere Apparate unter Benutzung lichtempfindlicher Selenzellen und empfindlicher Mikrophone gebaut, die auch jeden Blitz und Donner nach Zeit und Stärke notieren. Zu erwähnen sind ferner die registrierenden Magnet- und Erdbebenmesser. Die ersteren sind gewissermaßen magnetische Gewitterschreiber, die uns jede Aenderung des Erdmagnetismus von Sekunde zu Sekunde festlegen, während die Seismographen jede Erschütterung der Erdrinde notieren. Was alle diese unabhängig voneinander aufgeschrieben haben, das gibt dann, vom Gelehrten miteinander verglichen, oft merkwürdigen Aufschluß über verborgene Zusammenhänge. Dienen nun die eben genannten Apparate den Zwecken der Wissenschaft, so sorgt ein anderes nicht minder großes Heer für die Bedürfnisse der Technik. Da sind zunächst die elektrischen Registratoren, die über die Lieferung von Spannung, Stromstärke und elektrischer Energie genau Buch führen. Aus ihren Angaben läßt sich sofort ersehen, ob und wie ein Elektrizitätswerk wirtschaftlich gearbeitet hat. Nach ihren Aufzeichnungen kann der Direktor des Werkes noch nach Tagen und Wochen strenge Kritik halten, warum nicht dort eine Maschine, die nur mit geringer Last und daher unwirtschaftlich lief, beizeiten stillgesetzt wurde, oder warum dort eine Batterie unzulässig stark entladen wurde. Jedweden Unfug, den das Personal getrieben hat, bringt eben der registrierende Apparat an den Tag. Das gleiche gilt von den Registratoren für Druck- und Wasserstand an Dampfkesseln. Auch sie bilden eine scharfe Kontrolle für den Heizer und können ihm im Fall der Nachlässigkeit zu ernster Rüge verhelfen.

Ueber die Notwendigkeit und den Nutzen derartiger Apparate dürfte demnach kaum noch ein Wort zu verlieren sein. In früheren Jahren, als namentlich in der Elektrotechnik derartige Dinge noch fehlten, mußte man in Hunderten und Tausenden von Fällen die Vorgänge durch menschliche Arbeitskraft registrieren lassen, ein kostspieliges und langweiliges Geschäft, das jetzt der tote Apparat ungleich besser und billiger besorgt.

Was Wunder daher, wenn diese Registratoren immer weitere Verbreitung, immer neue Arbeitsgebiete fanden. Gegenwärtig beginnen sie dem Portier und Straßenbahnschaffner Arbeit abzunehmen. Bekannt ist ja die alte Feindschaft zwischen dem Arbeiter und dem Fabrikportier. Der Arbeiter soll pünktlich zur Arbeit kommen, der Portier soll ihn aufschreiben, wenn er unpünktlich kommt. Immer wieder hat es hier am Fabriktor und später bei der Lohnauszahlung Streit gegeben, so daß viele Fabriken ihre Pforten fünf Minuten nach sechs Uhr überhaupt schlossen und sie erst um sieben Uhr wieder öffneten, derart also, daß jemand, der sechs Minuten zu spät kam, eine ganze Stunde verlor. Dies Verfahren war nicht sonderlich wirtschaftlich, und mit Freude sind daher die modernen registrierenden Kontrollapparate zu begrüßen. Jeder Arbeiter hat einen besonderen Schlüssel, den er beim Betreten und Verlassen der Fabrik in ein besonderes Loch des Apparates stößt. Dadurch druckt er sich selbst seine genaue Zeittabelle, und alle Streitigkeiten sind aus der Welt geschafft und gleichzeitig bereits vollkommene Vordrucke für die Lohnlisten gewonnen. In ähnlicher Weise arbeiten die Registrierappararate der amerikanischen Straßenbahnen. Der Schaffner muß hier jedes Fahrgeld in eine Art Glaskiste werfen und eine Stange drehen. Er betätigt dadurch einen geistreichen Druckapparat, der bereits während der Fahrt eine vollkommene Fahrtabrechnung druckt, die später ohne weiteres in die Rechnungsbücher eingeklebt wird, so daß die schriftlichen Kalkulationsarbeiten auf ein Minimum beschränkt werden können.

So nehmen uns die mechanischen Zeiger, Zähler und Registratoren eine Fülle notwendiger, aber stumpfsinniger Arbeit ab. Sie gestatten es, menschliche Intelligenz an bessere Arbeit zu setzen, und sind uns daher in kurzem unentbehrlich geworden.

Die Neugestaltung der japanischen Bühne.

Von Felix Baumann. — Hierzu 10 Aufnahmen.

„Männern ist der Zutritt verboten!“ lautet die Inschrift eines Plakats an einem der Hauseingänge in der Sakuragawa-cho in Tokio. Das Verbot erscheint verständlicher, wenn man erfährt, daß sich in diesem Hause die kürzlich von der „Duse des Ostens“, wie Jules Claretie die weltbekannte japanische Schauspielerin Sada Yakko genannt hat, gegründete Theaterschule für junge Mädchen befindet. Die Gattin des japanischen „Bühnenrevolutionärs“ Otajoro Kawakami wünscht es nicht, daß ihre angehenden Kunstnovizen durch das stärkere Geschlecht im Studium gestört werden. Nur die beiden für das Kunstinstitut engagierten europäischen Lehrer finden Einlaß.

Mit der Gründung der Theaterschule, in der vorläufig nur fünfzehn Elevinnen aufgenommen wurden, ist ein weiterer bedeutungsvoller Schritt für die Reorganisation der japanischen Bühne unternommen worden. Die Japaner verhielten sich dem neuen Unternehmen gegenüber zuerst sehr kühl, schließlich siegte auch in diesem Fall ihr fortschrittlicher Geist, so daß sich unter den fünfzehn Auserwählten sogar die Tochter eines Abgeordneten befindet. Auch die anderen jungen Damen, die im Alter von sechzehn bis zu vierundzwanzig Jahren stehen, entstammen den gebildeten Ständen. Schon das beweist, daß jetzt auch der Japaner geneigt ist, das Theater als Kulturfaktor in Betracht zu ziehen und mit der alten Anschauung zu brechen, die Bühne und die Schauspieler als minderwertig zu betrachten.

Welche Gründe haben in Japan zur Verachtung des Schauspielerstandes geführt? Im Jahre 1630 tauchte eine Liedersängerin namens O'Kuni aus der Provinz Iwami auf, die einen pantomimischen Sang zu dem schon bekannten Liede „Joruri“ erfand und in Gemeinschaft mit ihrem Liebhaber und einem Dritten öffentliche Vorstellungen gab. Da O'Kuni den niedrigen Volksklassen entstammte, so nannte man ihren Tanz „Kawara-Kojiki“, d. h. Bettlerspiel. Mit der





Der Schauspieler Baiko in einer Frauenrolle.

Zeit brachte es die Tänzerin zu einer so großen Virtuosität auf ihrem Gebiet, daß der damalige Shogun Tokugawa sie einmal im Garten seines Palastes auf dem Rasen spielen und tanzen ließ. Auch die Zuschauer saßen außer dem Shogun auf dem Rasen. Die Vorstellungen der Tänzerin wurden daher Shiba-I (Shiba = Rasen, I = sitzen) „auf dem Rasen sitzen" genannt. Das heutige Wort „Shiba" für Theater hat also seinen Ursprung in diesem „Naturtheater". Die Tänzerin O'Kuni gilt somit für die Begründerin des



Männlicher Schauspieler in der Rolle einer Geisha.

eigentlichen japanischen Theaters. Sie fand auch bald Nachahmerinnen. Ihr Lebenswandel ließ aber so viel zu wünschen übrig, daß der Shogun den Frauen bald jedes weitere öffentliche Auftreten untersagte und die Bühne nur für männliche Darsteller freigab. Nach einigen Jahren waren auch diese so demoralisiert, daß das Theater ganz verboten und erst nach längerer Zeit wieder erlaubt wurde. Mit dem Ansehen der Schauspieler war es jedoch damit vorbei; ihr gesellschaftlicher Boykott dauerte bis in die Aera des vor einigen Jahren verstorbenen Schauspielers Danjuro. Erst diesem gelang es, die Schranken zu durchbrechen und mit





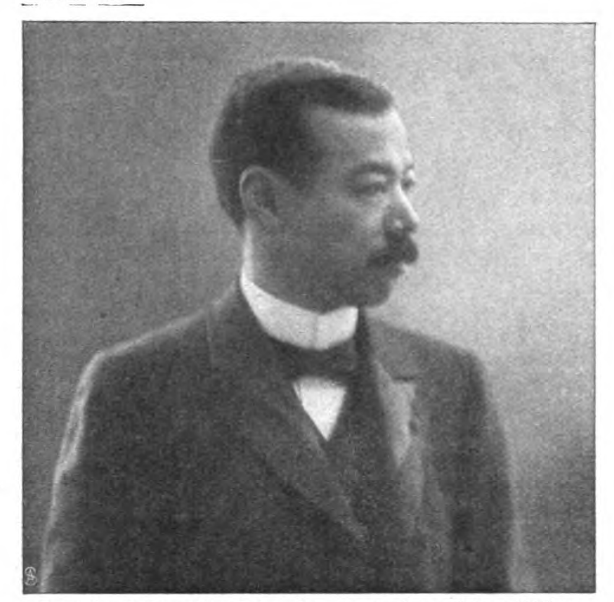
Von der alten japanischen Bühne: Männliche Darsteller in Frauenrollen.

Hilfe des italienischen Gesandten Martino die gebildete Welt für das Theater zu interessieren und das Ansehen des Schauspielerstandes zu heben. Der Gesandte lud Danjuro zu einer Soiree ein und stellte ihm auf diese Weise ein Zeugnis der Gesellschaftsfähigkeit aus. Als das Eis einmal gebrochen war, nahmen auch hervorragende japanische Persönlichkeiten keinen Anstoß mehr, die Künstler bei sich zu empfangen.

Hat Danjuro das Ansehen der Schauspieler zu Ehren gebracht, so gebührt dem einstigen Kaufmann und Redakteur Kawakami und seiner Gattin Sada Yakko das Verdienst, der Frau einen legitimen Platz auf der Bühne verschafft zu haben. Sada Yakko ist allerdings nicht die erste Frau gewesen, die seit dem Verbot des Shoguns die Bühne betreten hat. Denn bereits vor vierzig Jahren traten in einem Marionettentheater in Osaka statt der üblichen Puppen Mädchen auf. Dadurch entstand ein sogenanntes Frauentheater, das später nach Tokio verlegt und dort unter dem Namen „Mikazi-za“ bekannt wurde. In diesem Theater, aus dem auch die sogenannte japanische Sarah Bernhardt, die heute über 60 Jahre alte Schauspielerin Kumehachi — die „Königin der japanischen Bühnenkünstlerinnen“ — hervorgegangen ist, durften aber nur Frauen auftreten; Sada Yakko gilt daher für die erste Frau, die mit männlichen Schauspielern zusammen aufgetreten ist.

Das Kawakamische Ehepaar wird auch als der eigentliche Reorganisator der japanischen Bühne betrachtet. Kawakami erklärte den Vertretern der alten Schauspielweise den Krieg und rief eine neue freie Bühne ins Leben, der er dadurch eine naturalistische Richtung gab, daß

Ein männlicher Darsteller als japanische Dame.



Kawakami, der Begründer der neuen japanischen Bühne.

Die berühmte Schauspielerin Sada Yakko, Gattin Kawakamis.

er aktuelle, die neusten weltgeschichtlichen Ereignisse behandelnde Stücke zur Darstellung brachte. Sein „Soshi Shibai" (Junge Bühne) erregte ein um so größeres Aufsehen, als er sich mit einem Kreis von Dilettanten — Studenten — umgab, mit denen er von Ort zu Ort zog. Daher werden die Soshistücke heute noch „Studentenspiele" genannt.

Kawakami hatte sich inzwischen mit der Geisha Sada Yakko verheiratet und beschloß nun, mit ihrer Hilfe die Bühne im großen Stil zu modernisieren. Er wollte sie den Künstlern beiderlei Geschlechts wieder zugänglich machen und suchte seinen Plan durch einen richtigen Theatercoup auf Umwegen über Europa auszuführen. Das Unternehmen gelang, denn wie bekannt, war das gemeinsame Auftreten des Paares außerhalb Japans von einem großen Erfolge begleitet, und bereits in London konnte der japanische Gesandte Sada Yakko mitteilen, daß der Mikado ihr infolge der Intervention der verstorbenen Königin Viktoria verziehen und somit das alte Frauenverbot für die japanische Bühne aufgehoben habe.

Als Sada Yakko jedoch nach Jahren zurückkehrte, war sie zuerst nicht dazu zu bewegen, sich auch ihren Landsleuten öffentlich zu zeigen. Sie erklärte, sie könne nicht japanisch Theater spielen, weil die europäische Art ganz anders sei. Schließlich gelang es dem früheren Minister Baron Kaneko, der stets die Ansicht vertreten hatte, daß



Das größte japanische Theater in Tokio



Die Schauspielerin Hanako.

Frauenrollen nicht durch Männer dargestellt werden sollten, die Künstlerin zu überreden, den Versuch zu wagen. Nach diesem bedeutungsvollen Schritt für die japanische Bühne ging deren weitere Neugestaltung schnell vonstatten. Europäische Dramen wurden ins Japanische übersetzt, und wenn auch aus Othello ein japanischer Generalleutnant gemacht und „Monna Vanna" in Kostümen der französischen Revolutionszeit dargestellt wurden, so haben die Soshi-Bühnen mit der japanisch-europäischen Dramatik doch immer neue und begeisterte Anhänger gefunden.

Ein Teil der „Alten" ist jedoch der traditionellen Spielweise treu geblieben; sie verlieren aber immer mehr an Bedeutung, und die neue, von Marquis Ito und anderen einflußreichen Persönlichkeiten begründete „Teikoku-Gekijo-Kabushiki-Kaisha" (Schauspielhausgesellschaft) sowie das im Entstehen begriffene Modelltheater Kawakamis in Osaka dürften den „Alten" einen weiteren schweren Stoß versetzen. Beide Theater — auch der größte japanische Kunsttempel, das „Kabukitheater" in Tokio, wird demnächst ganz modernisiert — werden im europäischen Stil erbaut und eingerichtet. Das neue Schauspielhaus in Tokio erhält sogar eine Kaiserloge und andere bevorzugte Plätze für in- und ausländische Gäste. Außerdem plant die Gesellschaft die Errichtung einer Theaterschule für Schauspieler beiderlei Geschlechts.



Der Schauspieler Baiko in bürgerlicher Kleidung.

Im „Kabuki-za" dominieren heute noch die berühmten Schauspieler Baiko, Shikwan, Yaozo, Tossho, Kikugaro u. a. in ihren Frauenrollen, aber die neuen Theaterakademien werden mit der Zeit eine stattliche Zahl weiblicher „Stars" den Bühnen zuführen, so daß auch der Rest der „Alten" das alte künstlerische Frauengewand mit einer modernen männlichen Bühnentracht zu vertauschen haben wird.

Tiroler Bauernbaukunst.

Von Johannes Maria Egloff. — Hierzu 11 photographische Aufnahmen.

Während die alten farbenfrohen Vätertrachten in Tirol leider Gottes immer mehr durch eine charakterlose, halbstädtische Kleidung verdrängt werden und trotz aller künstlerischen Förderungsversuche in wenigen Jahrzehnten wohl aus dem letzten Bergtal verschwunden sind, hat sich die Baukunst der Bauern in erfreulicher Weise städtischen Einflüssen gegenüber widerstandsfähiger gezeigt. Nur selten stört ein geschmackloser Neubau die behagliche Gleichart des Bauernstiles unserer Dörfer, und wenn man nach dem Erbauer sich erkundigt, so erfährt man in neun Fällen unter zehn, daß es die „Villa" eines Sommergastes ist, die diesen Mißklang in die ländliche Harmonie hineinbringt.

Der Tiroler Bauer aber baut heute noch im gleichen Stil, in dem seine Vorfahren vor fünf Jahrhunderten und mehr ihre Wohnstätten aufführten. Ein Stil, dessen oberste, wenn auch unbewußt angewendete Leitsätze seltsam genau übereinstimmen mit den Richtpunkten, die von der Reformbewegung unserer Tage für die Handwerkskunst und Baukunst aufgestellt wurden: Zweckmäßigkeit, Echtheit des Materials und Anpassung an seine Art. Während die städtische Architektur seit den dreißiger Jahren jeden Zusammenhang mit dem Leben und seinen Anforderungen, mit der Landschaft und ihrer wechselnden Eigenart verloren hatte und sich mit abstrusen Papierkonstruktionen abquälte, blieb der Bauer seiner von den Vätern geerbten Bauart treu, weil er keine andere kannte, und führte sie rein und unverdorben bis in unsere Tage hinauf, da die Raumkünstler wieder in das Land hinausgingen und

1. Bauernhaus im Unterinntal. Phot. Gratl

staunend die schlichte, einfache Schönheit und den Formenreichtum der bäuerlichen Bauweisen erkannten.

In wenigen Ländern dürfte sich die Bauernbaukunst, unbeeinflußt von irgendwelchen äußeren Faktoren, zu einer solch hohen Stufe der Abrundung und Vollendung haben ausreifen können wie in Tirol. Die Abgeschlossenheit der einzelnen Täler, nicht nur von der großen Welt, sondern auch von der Nachbarschaft, die Verschiedenheiten der Rasse und die Ungleichheit der klimatischen und landschaftlichen Verhältnisse ließen beinah in jedem Tal einen eigenen Stil sich herausbilden, der zwar mit dem Typ der näheren Umgebung eine gleiche Grundform zeigt, aber in den Einzelheiten charakteristische Eigenheiten aufweist. Vor allem sei eins recht deutlich und kräftig betont: einen Tiroler Bauernstil gibt es nicht. Alles das, was man auf Ausstellungen unter der Bezeichnung Tiroler Bauernhaus zu sehen bekommt, ist ein Produkt spekulativer Industrie, an dem meistens die Steine am Schindeldach — sofern sie nicht aus Papiermaché — das einzige Echte sind. Es gibt keinen gemeinsamen Typ des Bauernhauses in Tirol. Der Unterinntaler baut grundverschieden von dem Etschländer, der Vintschgauer anders wie der Grödner und der Passeirer nicht wie der Lechtaler. Die Mannigfaltigkeiten der Stilformen macht Tirol so überaus interessant für den, der es offenen Auges und klaren Blickes durchwandert.

Gemeinsam ist den Tiroler Bauernhäusern nur die Verbindung von Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude. Der vordere, meist gemauerte Teil des Hauses enthält die „Stubn", die „Kuchl" und die „Kammern", wie die Schlafzimmer genannt werden; der rückwärtige Teil, fast immer aus Holz, den Stall und die Scheune. Aber schon von dieser Regel gibt es beträchtliche Ausnahmen. So zimmern die Alpacher ihre Häuser bis auf die Kellermauern ganz aus Holz, vereinigen die Scheune nur ungern mit dem Wohngebäude, wogegen die Grödner und die deutschen Bauern auf der Hochebene zwischen dem Eggen- und Fleimstal ganz in Stein bauen.

2. Bauernhof aus dem Eisacktal bei Gossensaß.

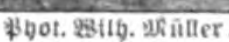


3. Häuser in der Frag bei Klausen. Phot. Wilh. Müller.

Vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, gebührt den lebensfreudigen bajuvarischen Bewohnern des unteren Inntals, von Hall bis Kufstein, der erste Preis. So wohnlich und abgemessen in allen seinen Verhältnissen, so angepaßt an die Gegend und so stattlich sieht kein anderes Bauernhaus aus (Abb. 1). Breite Altane umlaufen es zwei- und dreifach, je nachdem es zwei oder drei Fensterreihen besitzt. Hat das Alter dem Holzwerk schöne tiefbraune Färbung verliehen, leuchten von den Fenstern blaue Geranien und knallrote Nelken, oder schlingt sich gar um den Söller der wilde Wein, so glaubt man beinah ein Märchenhäuschen zu schauen. Der ernste Wipptaler hingegen und der Bauer im Eisacktal bis Franzensfeste, der näher den Bergen zu wohnt, baut sein Haus einfach und nüchtern (Abb. 2). Der Söller fehlt meist ganz, ein kleiner Erker bietet schlechten Ersatz dafür. Erst dort, wo im Eisacktal der Weinbau



4. Häusergruppe aus Welschtirol.



Phot. Wilh. Müller.



5. Tiroler Bauernbaukunst: Straße in Auronzo.

Phot. Wilh. Müller.

beginnt, von Klausen ab, kommt ein freierer künstlerischer Zug in die Bauweise, der bis Bozen hinunter anhält (Abb. 3). Neben dem Erker trifft man auch wieder den Söller, die Stiegen führen nicht im Innern des Hauses zum ersten Stockwerk, sondern außerhalb. Der Rebstock wird an der Sonnenfront emporgezogen und bringt die reizendsten malerischen Wirkungen hervor. Der tiefste Süden Tirols reicht dem Norden die Hand. Holzaltane ziehen sich um die einzelnen Stockwerke, und wenn nicht Schmutz, Unordnung und Zerfall auf südliche Nachbarschaft hindeuteten, könnte man aus manchem Bauernhaus in der Ampezzaner Gegend auf Nordtirol schließen (Abb. 4 u. 11). Sicherer und verläßlicher als die Sprache gibt die Bauweise die Abstammung der Bevölkerung kund. So beweisen die Häuser von Auronzo, daß seine Bewohner, trotzdem sie bereits italienische Staatsbürger, doch den Ampezzanern brüderlich verwandt und, vom gleichen Stamm wie diese, von den Rätholadinern entsprossen sind (Abb. 5).



6. **Gasthaus in Freienfeld**
(Eisacktal). — Phot. Wilh. Müller.

7. **Altes Wirtshaus in Oetz**
(Oberinntal). — Phot. Gratl.

Für den ersten Blick seltsam scheint es, daß die Wirtshäuser fast in allen Ortschaften aus dem Gesamtstil fallen, daß sie sich aber alle, im Norden und im Süden, untereinander überraschend ähnlich sehen. Meist besitzen sie über der Eingangstür ein vorspringendes Erkerfenster, und bunte Fresken zieren die Straßenfront (Abb. 6, 7 u. 8). Die Erklärung liegt darin, daß die Wirte, die



8. **Gasthof in Mutters bei Innsbruck.** Phot. Gratl.

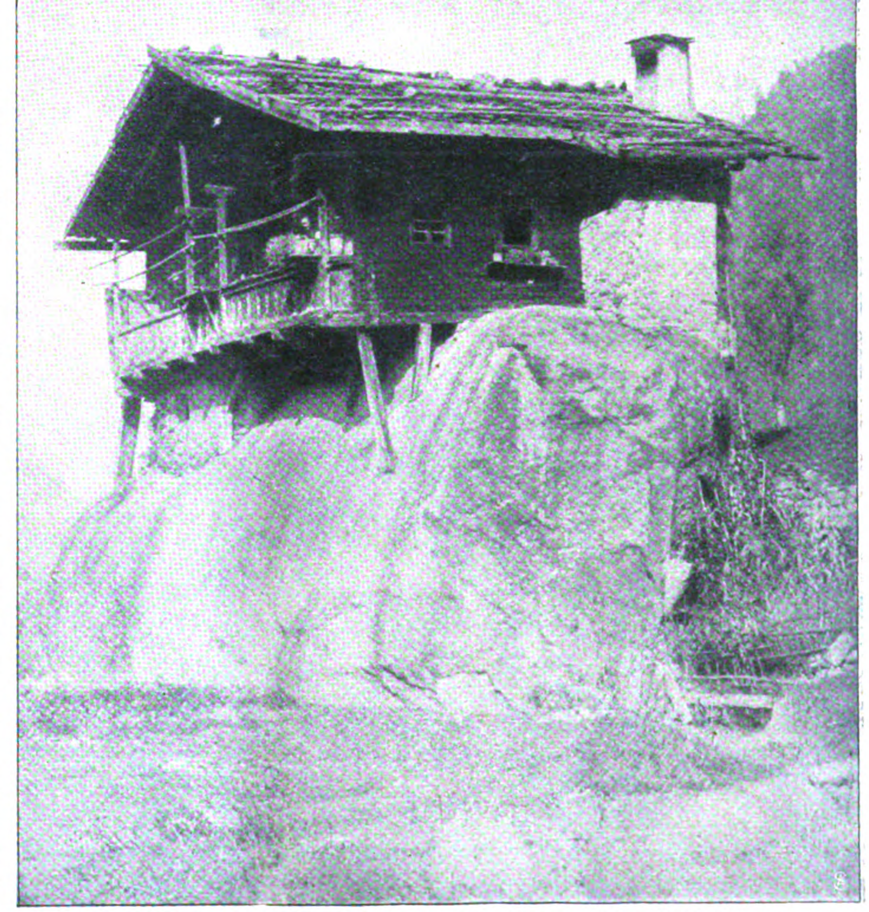


9. **Gerichtsgebäude in Wenns** im Piztal. — Phot. Gratl.

ja in der Geschichte Tirols überhaupt eine große Rolle spielen, meist keine Einheimischen, sondern Zugewanderte waren, die ihr Einkehrhaus in dem Stil bauten, den sie anderwärts gesehen und für praktisch befunden hatten.

Außer dem Wirtshaus weicht zuweilen auch noch das Gerichtsgebäude von der Bauweise des Tales ab, indem es herrschaftliche und bäuerliche Stilformen, so gut es gehen will, in sich vereinigt. Ein Prachtstück hiervon ist das alte Landgericht zu Wenns im Piztal, das von köstlichen Fresken übervoll bedeckt ist (Abb. 9). Zu welch seltsamen und gewagten Baugründen mitunter Wildbachfurcht und Lawinengefahr zwingen, zeigt das auf einen großen Findling mühsam hinaufgestützte Bauernhäuschen im Ultental bei Meran (Abb. 10).

Der Tiroler Bauernbaukunst in ihrer historischen und kulturellen Entwicklung nachzugehen bis in die ersten Anfänge zurück, ist eine Aufgabe, die noch der Erfüllung harrt, aus deren Lösung neue über-



10. **Auf einem Findling erbautes Bauernhaus im Ultental bei Meran.**

raschende Beweise sich ergeben dürften für die Rassenverwandtschaft der Tiroler mit den Bewohnern der übrigen Hochgebirge Europas, für die Dr. Albrecht Wirth vor kurzem eine Reihe bedeutsamer und schwerwiegender Gründe ins Feld geführt hat. Aus dem schlechtesten und einfachsten Bauernhaus spricht die gewaltige Sprache der Geschichte deutlicher, unverfälschter und leidenschaftsloser als aus den Werken aller gelehrten Historiographen. Die einzige Schwierigkeit besteht nur darin, diese stumme und doch beredte Sprache zu verstehen.



11. Bauernhaus bei Lana in Südtirol.

Ein fahrender Künstler.

Skizze von Gustav Wied.

Es regnete so gesegnet mild und gerade herunter, und ich hatte meine staubige, wintertrockene Palme genommen und sie auf das Steinpflaster vor der Flurtür gestellt.

Es war so ein richtiger, delikater Frühlingsregen, der die Luft mit dem Duft von morschen Bäumen und feuchtem Laube, von knospenden Blüten und keimendem Gras und dunkelbrauner, dampfender Dammerde erfüllt. —

Stunde auf Stunde hatte es geregnet, aber es war auf den Wegen und den Gängen des Gartens gerade ebensoviel Wasser zu sehen wie vorher, so durstig war die Erde.

Als es sieben Uhr wurde, erhob ich mich von meinem Schreibtisch, um die Pflanze zu holen, die nun seit Mittag dagestanden und sich in diesem frischen, triefenden Sturzbad erquickt hatte. Ich freute mich geradezu darauf, sie wieder hineinzubekommen, damit sie etwas von dem würzigen Wohlgeruch des Regens mit sich ins Zimmer bringen könnte.

Ich ging durch das Entree und öffnete die Tür zum Treppenflur. Dann blieb ich stehen, denn auf der Steinstufe vor der Flurtür saß eine merkwürdige, zusammengesunkene Gestalt. Ich konnte ihren Rücken sehen, der einen Bogen bildete, und sah ihren Kopf, der gegen die Brust vornüber geneigt war. Auf dem Kopf saß eine hellbraune, verschossene Mütze von grobem Filz, und unten am Mützenrand entlang sah ein Kranz weißer Haare hervor, die ganz über den Rockkragen hinabhingen. Er saß gewiß und schlief, der alte Kerl. Die Tür hatte geknirscht, als ich sie aufschloß, aber er hatte sich nicht gerührt. Ich schlich mich dicht hinter ihn und beugte mich über seine Schulter. Ja—a, er schlief. Ich guckte an ihm herab. Es war ein altes, altes Gesicht, runzlig und eingefallen, aber mit einem klaren, hellen, zart rötlichen Teint, wie man ihn zuweilen bei Kindern und leichtlebigen Männern und Frauen treffen kann. Der Alte saß ein wenig schräg und stützte die eine Schulter gegen den Türrahmen. Die Füße waren zu den Knien hinaufgezogen, und die Hände waren unter den Knien gefaltet. Der Mund stand halb offen. Ein kleiner, feiner Mund mit blassen, schmalen Lippen; und er atmete gleichmäßig und sicher und ruhig, als säße er zu Hause in der Kachelofenecke im Lehnstuhl seiner Großmutter.

Ich beschloß, ihn weiterschlafen zu lassen. Es schien mir, als könne ich ihm ansehen, daß er sich so wohl fühlte und seinen Schlaf recht genoß. Nicht gerade, weil er müde und abgerackert war, sondern weil es ihm direkt ein Vergnügen war, bei Regenwetter auf einer Steinstufe zu sitzen und, mit dem Kopf gegen einen Türpfosten gelehnt, zu schlafen.

Und dann war er ja auch so tief unter den Dachrand gekrochen, daß nur seine Stiefelspitzen herausragten.

Ich wollte mich also wieder hineinschleichen, aber indem ich mich von ihm zurückbeugte, puffte ich ihn mit meinem einen Knie in den Rücken.

Er erwachte und hob lächelnd das Antlitz zu mir empor.

„Ich habe wohl geschlafen?" sagte er und rieb sich die Augen. „Ich bitte um Entschuldigung, wenn der Herr hinauswollen, aber ich stehe gleich auf."

„Danke, danke, gar nicht nötig."

„Ja, aber ich muß doch auf, denn ich habe wahrhaftig keine Zeit, hier zu sitzen und zu bummeln. — — Das wird wohl am schlimmsten gehen", fuhr er fort, indem er einen vergeblichen Versuch machte, sich zu erheben. „Ach, wollen der Herr die nicht halten", bat er dann und reichte mir eine Violine zu, die unten in einem Futteral aus weißbuntem Kalbleder lag. Ich hatte sie vorher nicht beachtet, da er sie sorgfältig unter seinem Rock verborgen hatte.

Ich nahm die Violine, und der Alte kam wieder auf die Beine, indem er sich an dem Türrahmen festhielt und sich so aufrichtete.

„Darf ich nicht helfen?"

„Danke," lächelte er, „ich bin schon oben." Er hatte ein Paar große, klare, hellblaue Augen, die wie der reine Sonnenschein und Frohsinn aussahen — solche Augen, wie man sie bei fröhlichen, spielenden Kindern findet.

Dann machte er ein paar Schritte vorwärts, und ich sah jetzt, daß er die Füße nicht mehr als eine gute Viertelelle auseinandersetzen konnte. Und dann war er so x-beinig, daß an der Innenseite seiner Beinkleider oben

an den Knien zwei längliche Stücke Leder aufgenäht waren, die zum Abschaben dienten.

„Ja, ich bin etwas schlecht zu Fuß," sagte er, als er meinen Blick bemerkte, „und ich bin von Koster bis hierher gegangen, und nun sind die Beine wohl auch ein bißchen steif geworden von der nassen Treppe."

„Wollen Sie nicht ins Zimmer kommen", fragte ich, „und sich ein bißchen auf einen Stuhl setzen?"

„Ja, danke", nickte er, und seine Augen leuchteten dankbar. „Ja, danke schön, dann kann ich ja auch die Freundin da drinnen ein bißchen abtrocknen, falls sie vom Regen etwas feucht geworden ist."

„Bitte schön", sagte ich und machte dem Mann die Tür auf. „Wollen S i e die Violine nehmen, ich muß eine Blume hereinholen, die draußen steht."

Der Alte hob langsam das eine Bein von der Steintreppe, darauf hielt er sich am Treppenpfosten fest und zog das andere hinterher.

„Treppen und so was," sagte er, „das ist ja das allerschlimmste für mich."

„Ich kann's nicht begreifen, daß Sie die fünf Viertelmeilen von Koster hergehen konnten."

„Ach, das sind Kleinigkeiten, wenn es den geraden Weg langgeht."

Dann nahm er mir die Violine ab und fragte: „Ist es da drinnen?"

„Ja," sagte ich, „das Zimmer rechts."

Und er schleppte die Füße über die Türschwelle und ging hinein. Als ich einen Augenblick später mit meiner Palme hineinkam, saß er auf der Chaiselongue und hatte die Violine aus dem Futteral genommen und trocknete sie mit einem rotbunten Taschentuch ab.

„Sie hat doch keinen Schaden gelitten?" fragte ich.

„Nein, sie ist nur ein bißchen naß auf dem Hals geworden. Nee — für die muß ich wirklich eher sorgen als für mich", fuhr er fort; „denn käme ihr was zu, dann könnte ich wohl auch gleich Adieu sagen." — — „Das ist übrigens eine hübsche Pflanze, die Sie da haben."

„Ja", sagte ich und stellte die Palme auf den Tisch vor das Fenster. „Und sehen Sie nur, wie frisch sie vom Regen geworden ist."

„Ja," nickte er und nahm ein Stück Harz aus der Westentasche und begann den Violinbogen damit zu bestreichen, „wir gedeihen ja alle, wenn wir in die Natur hinauskommen."

Ich setzte mich auf den Stuhl an meinem Schreibtisch, so daß ich den Alten mir gegenüber hatte. Er klemmte die Violine oben zwischen Kinn und Brust fest und begann die Saiten abzustimmen. Das eine Bein hatte er — die Göttter mögen wissen, wie er es fertiggebracht hatte — über das andere geschlagen, und ich konnte seine weißwollenen Strümpfe zwischen den etwas kurzen Beinkleidern und den Schnürschuhen sehen.

„Wissen Sie etwas von dem neuen Assistenten drüben beim Bürgermeister?"

„Nein."

„Ja, denn mit dem alten ließ sich so leicht umgehen. ‚Spielen Sie nur immer zu, Conradsen', sagte er immer, sobald er mich sah, aber die Jüngeren sind ja immer schärfer, sobald sie ins Amt kommen."

„Wollen Sie denn die Erlaubnis haben, hier in der Stadt zu spielen?"

„Ja, gewiß doch, das will ich freilich," sagte er „und bei den Dorfschulzen draußen auf dem Lande; aber damit hat's ja gar nicht solche Eile."

Nun begann er zu spielen. Er schlug den Takt mit dem Fuß auf den Boden und bewegte den Oberkörper fast zirkelrund.

Es war die Melodie zu „Laßt uns wandern", die er spielte. Er schloß die Augen und wiegte den Kopf ein wenig hin und her und versah sein Spiel mit vielen seltsamen Tremulanten und Schnörkeln. Nun konnte ich ihn recht in Augenschein nehmen: Er hatte langes, weiches, weißes Haar, das glatt über den Scheitel hinaufgestrichen war und ihm über den Nacken hinabhing. Die Stirn war hoch und ohne Runzeln, die Nase groß und etwas gebogen, und Augenbrauen und Augenwimpern waren dicht und dunkel, fast schwarz. Jetzt, als er spielte, erschien eine feine Röte auf seinen Wangen und ein leises, entzücktes Lächeln auf seinen Lippen.

Ich wünschte, ich hätte einen Zeichner im Zimmer gehabt oder auch nur einen photographischen Apparat.

„Glauben Sie, daß ich bis morgen zum Klint kommen kann?" fragte er und hielt mit der Musik inne.

„Es sind drei Meilen", sagte ich und blickte auf seine Füße herab.

„Ja—a — die sind's freilich — — nee, ich muß wohl zwei Tage dazu nehmen. Ich will ja auch ein bißchen für die Bauern unterwegs bierfiedeln."

„Wo sind Sie eigentlich her?" fragte ich.

„Ich bin aus Valdby, da wohne ich im Winter, aber sobald die Sondermark zu grünen beginnt, so muß ich davon. Dann stecke ich Christine in den Sack, und wir ziehen los."

Er streichelte die Violine, nickte zu ihr herab und machte einige Striche mit dem Bogen.

„Da ist besonders ein Baum, an dem ich mich halte," fuhr er fort, „der steht gerade in der Hecke nach Südosten in der Richtung des Karlsberger Weges, und wenn dieser Baum beginnt, zwischen den anderen grün hervorzulugen, dann bekomme ich gleich so ein wunderliches Kribbeln in den Beinen."

Er machte wieder einige Striche über die Saiten und schlug den Takt mit den Füßen, und dann legte er plötzlich los mit einem fegenden Walzer oder Hopser oder was es nun war. Er stolperte oft im Takt und spielte falsch, aber Feuer war in ihm.

„Ja, nun ist ja unsereins ein bißchen lädiert, sowohl oben wie unten", begann er wieder, als der Tanz zu Ende gespielt war; „das ist seit meiner Krankheit im vergangenen Jahr. Und die Frau, bei der ich drinnen in Valdby wohne, predigte und machte ein Wesens, um mich zu bewegen, zu Hause zu bleiben. Aber das half gerade was! Christine und ich, wir sind nicht so zu halten, wenn der Kiebitz auf den Wiesen schreit."

Er legte die Violine wieder unter dem Kinn an und strich einzelne Töne aus. Und nun fuhr er ununterbrochen fort, seine Rede mit Bruchstücken und Restchen von Liedern und Tänzen zu begleiten.

„Ob wohl die alte Marie Andersen noch ihr Speisehaus da oben hat?"

„Das weiß ich wirklich nicht."

„Ja, denn da pflege ich zu wohnen, wenn ich hierherkomme. Es ist nun fünf Jahre her, seit ich das letztemal hier war und wäre es nicht um des Felsenufers wegen, so glaube ich wirklich, ich hätte mir an Fünen und Jütland genügen lassen in diesem Jahr; denn es ist ja ein tüchtiger Umweg, dies hier."

„Wollen Sie denn auch nach Fünen und Jütland?"



„Ja; es ist ja Sommermarkt in Svendborg im nächsten Monat! Und dann gehe ich über Odense nach Fredericia und weiter nordwärts, und dann pflege ich mit ‚Balder' erst im Monat Oktober von Friedrichshafen nach Hause zu segeln — — ach, mich läßt ja der Kapitän gratis mitlaufen," schloß er — „sonst ging ich wohl den Weg ein bißchen früher zurück."

„Gehen Sie immer?"

„Nein, ach nein, ich fahre ja auch oft mit den Bauern! Sie kennen mich an all den Stellen, wo ich hinkomme."

„Fahren Sie niemals mit der Eisenbahn?"

„Nein, das neumodische Fahrzeug kann ich nicht leiden! Ich hab es einmal gemacht von Odense nach Svendborg, aber da kamen wir mit der Lokomotive aus dem Gleise, und nun will ich gewiß nichts mehr damit zu tun haben! Waren Sie in Skagen?"

„Nein, leider nicht."

„Ja, denn ich habe gehört, daß es da oben so von Malern und Künstlern und so was im Sommer wimmeln soll; und das ist ja eine gesegnete Menschenklasse im Geldausgeben, wenn sie welches haben. Ob ich nicht auch da oben hinrutschen sollte, nun ich einmal im Zug bin?"

„Ja, Sie könnten es ja probieren."

„Wissen der Herr", sagte er dann plötzlich und legte den Kopf auf die Seite und hielt mit dem Selbstakkompagnement inne, und es war das erstemal, daß ich eine kleine Wolke in seinen Augen sah. „Es ist nun doch 'ne Quälerei, das Altwerden! Denn selbst wenn man den Humor behält, so merkt man's doch immer in den Gliedern."

Ich blickte unwillkürlich auf seine armen, elenden Beine herab.

„Ja," sagte ich, „aber Sie sind ja nicht so alt."

„Na nu, ich bin 72."

„Was sind Sie?"

„72", wiederholte er und lächelte über meine Überraschung.

„Das würde man Ihnen nicht ansehen."

„Na," lachte er vergnügt, „und hätte ich nicht die verdammten Beine, so wäre ich, weiß Gott, auch selbst imstande, darauf zu schwören, daß es eine Lüge ist."

„72?"

„Ja, und in den letzten 47 Jahren jeden einzigen Sommer gewandert. Ich habe ja zu Anfang viel mit meiner Familie ausgehalten, denn gespielt, das habe ich ja immer; aber sie wollten mich ja zu einem Handwerk haben, und so wurde ich denn auch Schneider, unter der Kondition, daß sie mir Christine zu Erb- und Eigentum geben, denn sie hat nämlich vor meiner Zeit dem Großvater gehört. Aber als ich sie nun mit dem Sack und dem Ganzen bekommen hatte, so rannte ich ja freilich dem Meister davon und spielte zu Tanz und Maskerade auf den Bällen, und wo es gerade nötig war.

„Aber dann bekam ich das auch satt, und so begann ich in einem Sommer zu wandern. Und es gibt wirklich keinen Winkel in Dänemarks Gauen, in dem ich nicht gebierfiedelt habe, wenn ich nicht eben gerade Bornholm mitrechne."

„Aber denken Sie nicht bald daran aufzuhören?" fragte ich.

„Ach ja, daran denke ich wirklich jeden Herbst, wenn ich mit dem ‚Balder' heimkomme! Aber ich weiß wahrhaftig nicht, was das ist, denn in jedem Frühjahr, wenn die Bäume stehen und schwanken mit den grünen Zweigen, dann müssen wir heraus. — — Aber nun wollen wir wieder ein Stückchen hören", sagte er dann und setzte die Violine in Stellung und spielte ein patriotisches Lied.

„Wissen der Herr, was ich glaube", begann er dann wieder. „Ich glaube, daß manche von uns Menschen so eine Macht in sich haben, für die wir selbst nichts können, und dieser Macht müssen wir gehorchen, sonst bekommen wir keinen Frieden in die Seele. Und was kann's uns nützen, wenn irgendein andrer anhebt und sagt: so und so sollst du sein, und so und so sollst du handeln; Gott bewahre! Es gibt ja natürlich welche, die ebensogut das eine wie das andere werden können, aber an denen ist nach meiner Meinung nicht viel dran! Und sie haben ja gut reden, daß ich hätte auf dem Schneidertisch sitzenbleiben und mein Futter verdienen sollen, indem ich anderer Leute Hosen pflicke. Aber mögen die's doch, die das Blut dazu haben. Ich verwehre es ihnen nicht! Aber dann verlange ich auch für mein Teil, daß sie mich so laufen lassen, wie ich bin! — Meinen der Herr nicht?" schloß er dann und blickte treuherzig fragend zu mir hinüber.

„Ja—a, natürlich," sagte ich, „aber die anderen sind doch in gewisser Beziehung die klügsten; sie meinen, daß man am besten tut, sich ein wenig auf seine alten Tage zu sichern."

„Ja, Herr Gott, dann mögen sie's doch, mögen sie's doch!" sagte der Spielmann eifrig, „aber wenn ich nun meine Freude daran habe, ‚auf meine alten Tage', wie der Herr sagen, herumzulaufen und zu spielen — — und es ist doch bei Gott die Freude, auf die es ankommt!"

„Ja—a, das ist schon wahr," sagte ich, „aber wenn Sie nun krank werden und nicht mehr herumwandern können und spielen?"

„Ja, sehen Sie, deshalb sehne ich mich gerade so wild nach dem Sommer", nickte der Alte ernsthaft. „Deshalb kribbelt und krabbelt es ja gerade zu Hause in Valdby in mir, wenn im Walde die Bäume mit dem Grünwerden zögern! Denn ich habe ja alle meine Freunde hier draußen auf dem Lande, sehen Sie; und ich habe solche Angst davor, daß ich liegen und ihnen drinnen in meinem Bett im Winter absterben soll, denn dann können sie doch nicht begreifen, wo ich und Christine bleiben?"

„Möchten Sie denn lieber hier draußen sterben, während Sie herumtraben?"

„Ja, gewiß möchte ich das, natürlich," sagte der Alte, „denn drinnen, wo all die Schneider und Schuhmacher sitzen und nähen und nähen und sich gegenseitig die Finger wegschnappen, wenn sie den Faden abschneiden sollen, da würde es sich keiner zu Herzen nehmen, wenn so ein Landstreicher hinginge und krepierte! Sie würden mich nur draußen auf dem westlichen Kirchhof eingraben und mich dann liegen lassen, wie ich bin! Aber hier draußen, in der freien Natur," nickte er und lächelte zuversichtlich, „habe ich manch guten Freund, sowohl unter den Erwachsenen wie unter den Kindern, der ein freundliches Wort über mich fallen lassen und ab und zu ein Blümchen auf mein Grab pflanzen würde, wenn der Sommer sich meldete und der alte Conradsen und seine Christine drei Ellen unter der Erde lägen und bierfiedelten! — — Na, aber nun wollen wir noch einen flotten Schluß haben", unterbrach er sich und bohrte die Violine unter das Kinn ein. „Ich muß ja in die Stadt und Madame Andersens Logierhaus suchen."



„Wie viel müssen Sie nun für die Wohnung dort geben?“ fragte ich.

„Ach, so fünfzig Pfennig mit dem Morgenkaffee.“

„Erlauben Sie, daß ich es für Sie bezahle?“

„Ja, weiß Gott, das tue ich, dann brauche ich es ja nicht“, lächelte er und strich mit einem sausenden Wiener Walzer los. Diesmal p f i f f er den Takt dazu.

Als er fertig war, stopfte er Christine in das Kalblederfutteral und knöpfte es zu. Dann stemmte er beide Hände gegen die Chaiselongue und erhob sich.

„Die Beine, die Beine,“ sagte er, „hätte ich die nicht, so würde ich mir wohl noch an die fünfzig Jahre durchhelfen — na, das g e h t ja noch,“ fügte er hinzu, „solange es nicht schlimmer ist“ — —

Er setzte die Mütze auf, steckte Christine unter den linken Arm und reichte mir seine rechte Hand.

„Adieu“, sagte er, „und Dank für die Mark! Nun kann ich ja zweimal zu der Madame gehen. — — Ob es wohl noch regnet?“

„Nein; können Sie nicht die Sonne draußen über dem Fjord sehen?“

„Doch, doch“, sagte er. — — „Na, adieu, adieu!“

„Adieu und danke für den Besuch! Wenn Sie auf diesem Wege zurückgehen, so kommen Sie doch zu mir heran.“

„Nein, das tue ich nicht!“

„Ach, Sie nehmen den südlichen Weg?“

„Ja, denn ich komme niemals zweimal in einem Jahre!“

Ich begleitete ihn durch die Entree und den Treppenflur zur Haustür. Und er scheuerte sich die Treppe hinab auf seinen armen, mißgestalteten Beinen, deren Knie einander bei jedem Schritt berührten.

Als er auf die Landstraße hinausgekommen war, drehte er sich um und blickte auf den Fjord hinaus, wo die Sonne unterging und einen goldroten Glanz über Himmel und Meer und die einzelnen leichten Wolken legte, die hoch oben davonsegelten. Und an der feuchten Straße entlang standen Bäume und Hecken mit leuchtenden grünen Blättern und Schößlingen nach dem Regen.

Der Alte holte tief Atem und sog begierig die frische, feuchte Luft ein, die von dem Duft knospender Blüten, keimenden Korns und schwarzer, dampfender Dammerde gewürzt war.

Dann wandte er sein Gesicht nach mir um und sagte — — und seine großen, hellblauen Augen strahlten: „Wissen der Herr was,“ sagte er, „ich kann's, weiß Gott, nicht verstehen, daß nicht alle Gottesgeschöpfe um diese Zeit hier auf der Landstraße herumrennen!“

(Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Ida Anders.)

Blumenzwiebeln.

Von Professor Dr. Udo Dammer. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Seit langer Zeit ist Holland das Land der Blumenzwiebelzüchter. Allbekannt ist es, daß einst eine Tulpenmanie in Holland herrschte, der große Vermögen geopfert wurden, und wenn heute auch nicht mehr so hohe Preise für eine einzelne Tulpenzwiebel gezahlt werden wie früher, so kann man doch noch jetzt in jedem besseren holländischen Blumenzwiebelkatalog einzelne Sorten aufgeführt finden, die mit mehreren Goldstücken bezahlt werden müssen. Die wirklich hohen Preise erzielen heutzutage Amarylliszwiebeln und Orchideen, für die aber hauptsächlich Engländer die Käufer sind. Amarylliszwiebeln, die hundert Guineen kosten, kommen alljährlich eine ganze Anzahl in den Handel. Der hohe Preis wird bei ihnen dadurch bedingt, daß sie aus Samen herangezogen worden sind, daß aber unter Tausenden von Sämlingen nur wenige wirklich vollkommene Blumen, die allen Anforderungen der Kenner entsprechen, zeigen. Sodann ist bestimmend für den hohen Preis hier der Umstand, daß der Käufer die neue Sorte, denn um eine solche handelt es sich stets, in der einen Zwiebel ganz allein erwirbt, so daß er eventuell durch Vermehrung und Verkauf der Nachzucht einen Teil oder auch den ganzen Kaufpreis wieder einbringen kann.

Wie schon erwähnt wurde, sind diese Zwiebeln Sämlinge. Die Samen wurden erhalten, indem man die schönsten und vollkommensten Blumen kreuzte. Drei Jahre lang mußte dann der Züchter alle Sämlinge mit voller Aufmerksamkeit pflegen, denn ehe die Zwiebel nicht geblüht hat, kann er nicht wissen, ob sie wertvoll sein wird oder nicht. Es ist nämlich eine Eigentümlichkeit aller hochkultivierten Pflanzen, die durch Kreuzung gewonnen worden sind, daß ihre Nachkommenschaft außerordentlich verschiedenartig ist. Wenn wir von irgendeiner wildwachsenden Pflanze, z. B. vom Feldmohn, alle Samen einer Pflanze aussäen, so unterscheiden sich die vielen Tausende Sämlinge voneinander fast gar nicht. Die Abweichungen, die auftreten, sind gewöhnlich so gering, daß schon ein ganz besonders geschultes Auge dazu gehört, um sie zu entdecken. Hin und wieder nur, aber selten tritt eine stärker abweichende Form, eine Mutation, auf. Kreuzt man dagegen den Feldmohn mit dem Gartenmohn, dann zeigen die Sämlinge untereinander vielfach Verschiedenheiten, und kreuzt man dann einen dieser Sämlinge mit einer dritten Mohnart, so wird die Zahl der Varianten eine ganz ungeheure. Das wissen die Gärtner aus der Praxis schon seit sehr langen Zeiten. Ihr ganzes Bestreben ist darauf gerichtet, durch Kreuzung neue Formen zu erzielen, dann aber, wenn sie neue Sorten gezüchtet haben, diese zu vermehren; denn nur in seltenen Fällen, wie eben bei Amaryllis und Orchideen, erzielen sie für das einzelne Exemplar der Neuzüchtung einen Preis, der sie für die vielen Mühen und das Risiko einigermaßen entschädigt.

Die Vermehrung der Neuheit wird auf verschiedene Weise vorgenommen. Bei ein- und zweijährigen Gewächsen ist der Züchter gezwungen, den mühsamen Weg der Aussaat und Auslese zu beschreiten. Zunächst findet er unter den Sämlingen einige wenige Exemplare, die der Mutterpflanze ähneln oder gleichen. Die nächste Generation bringt dann schon einen etwas höheren Prozentsatz Sämlinge, die der neuen Sorte entsprechen; aber es sind noch eine ganze Reihe von Jahren nötig, um schließlich dahin zu gelangen, daß ein nennenswert hoher Prozentsatz der Sämlinge „echt“ ist. Während dieser langen Zeit müssen alle abweichenden Pflanzen sorgsam entfernt, die Blumen womöglich mit

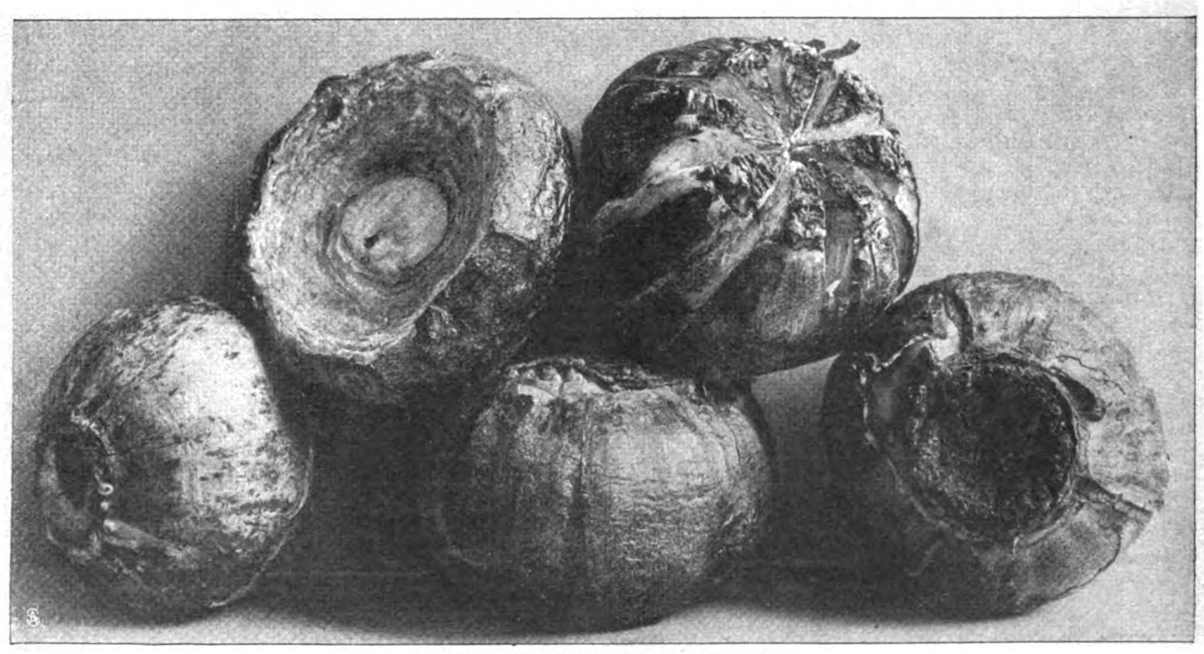


Die beschnittenen Zwiebeln im Brutraum

den besten Blumen wieder bestäubt werden. Wer die zahlreichen Formen unserer ein- und zweijährigen Gartenpflanzen sieht, der ahnt in den seltensten Fällen, welche unendliche Summe von Mühe und Arbeit dazu gehörte, um diese Sorten wirklich „samenecht" zu bekommen.

So sind denn die Gärtner darauf bedacht gewesen, von den mehrjährigen Gewächsen auf schnellerem Wege eine größere Anzahl „echter" Pflanzen zu erhalten. Die Wege, die sie einschlagen können, sind verschiedener Art, alle aber haben das Gemeinsame, daß die Vermehrung nicht durch Samen erfolgt, sondern daß einzelne Teile der Neuheit zu selbständigen Individuen ausgebildet werden.

Der neueren Chirurgie ist es bekanntlich gelungen, Hautstücke von einem Körperteil auf einen anderen Körperteil zu übertragen und zum Anwachsen zu bringen. Einen ähnlichen Weg schlagen die Gärtner häufig ein, wenn sie eine Neuheit vermehren wollen. Sie bringen einen Zweig oder eine Knospe, die ja im Grunde genommen nichts anderes als ein kurzer Zweig ist, in innige Berührung mit einem anderen Zweig, sorgen durch einen festsitzenden Verband dafür, daß die beiden Stücke längere Zeit in enger Berührung bleiben, und erreichen dadurch, daß die beiden Stücke miteinander verwachsen. Diese Vermehrung wird ganz besonders bei Gehölzen angewendet, z. B. bei Obst, Rosen, Zierbäumen und Ziersträuchern. Da man die Neuheit meist auf einen Sämling einer wildwachsenden Pflanze bringt, so wird der „Wildling" dadurch gewissermaßen veredelt, und man hat diese Vermehrungsweise deshalb Veredelung genannt.



Zwiebeln vor und nach dem Beschneiden.

Gewisse Pflanzen trockener Klimate haben die Eigentümlichkeit, in ihren Blütenständen junge Knospen zu bilden, die, abgelöst, zu selbständigen Individuen heranwachsen. Da diese jungen Knospen oft Zwiebelgestalt haben, hat man sie auch Brutzwiebeln genannt. Solche Brutzwiebeln, die z. B. beim Porree sehr reichlich gebildet werden, finden sich bisweilen



Das erste Erscheinen der Brutzwiebeln.



Wie die Brutzwiebeln ausgepflanzt werden.

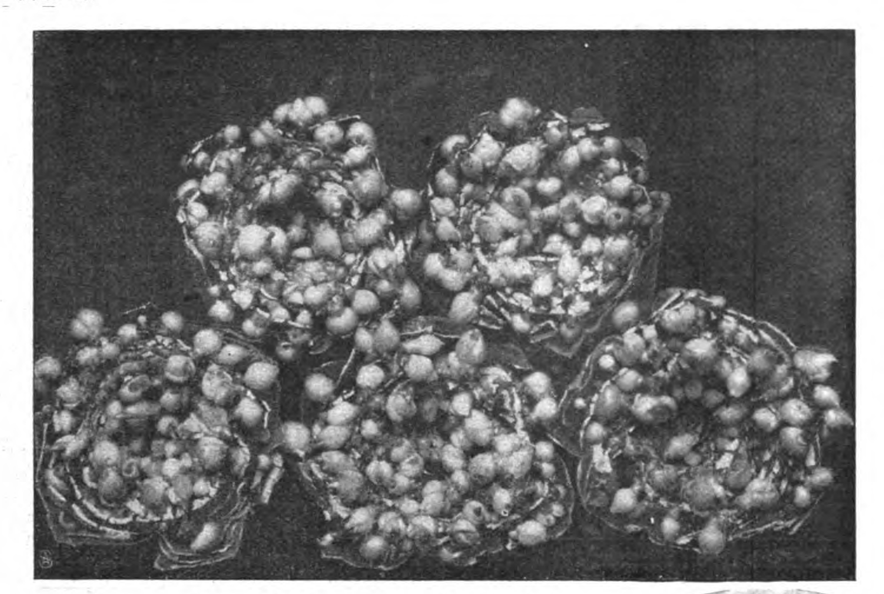
auch an Stengeln in den Blattachseln, z. B. bei manchen Schiefblättern und fast stets an den Zwiebeln direkt. Hier sind sie kurze Seitentriebe, die gleich wieder Zwiebelform annehmen, d. h., auf einem starkgestauchten Stempel dicke fleischige Blätter bilden. Fast an jeder Küchenzwiebel können wir gegen das Frühjahr solche Brutzwiebeln finden. Von der Mutterzwiebel abgelöst und in Erde gebracht, entwickeln sie sich weiter wie ein Steckling.

Endlich haben manche Pflanzen die Eigentümlichkeit, auf ihren Blättern Knospen zu bilden. Normal ist das bei manchen Farnen der Fall, deren Blätter oft dicht besät mit jungen Blattknospen sind, die sich zu jungen Pflanzen mit Wurzeln ausbilden. Aber auch höhere Pflanzen zeigen die Eigentümlicheit, namentlich dann, wenn das Blatt an der Pflanze abgetrennt und verletzt wird. Ganz besonders sind durchschnittene Blattnerven die Bildungstätten derartiger junger Knospen.



Eine Riesenzwiebel mit fertiger Brut.

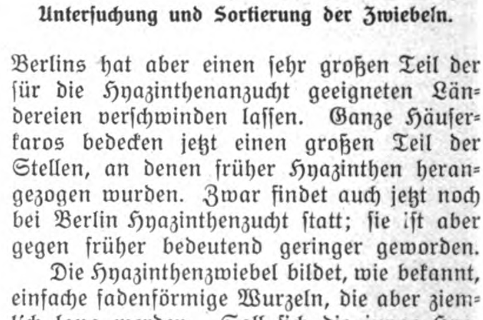
Die Methoden, die man in Holland bei der Vermehrung der Hyazinthenzwiebeln anwendet, zeigen unsere Abbildungen. Bei der einen Methode, der älteren, entfernt man den Zwiebelkuchen, d. h. den eigentlichen Stengel der Zwiebel, so daß nur die sich scheidenförmig umschließenden verdickten Blätter übrigbleiben. An den Schnittflächen dieser Blätter, besonders an den durchschnittenen Blattnerven, werden dann junge Knospen gebildet, die zu Zwiebeln heranwachsen. Bei der



Ausgehöhlte Zwiebeln mit junger Brut.

anderen Methode wird die Zwiebel durch vier Schnitte in acht Teile zerlegt, die nur noch oben zusammenhängen. Hier bildet sowohl der Stengel als auch die Blätter an den Schnittflächen junge Knospen, die zu Brutzwiebeln auswachsen. Dabei ist es bemerkenswert, daß man die Operation nicht zu jeder beliebigen Zeit mit gleichem Erfolg ausführen kann, sondern daß man dann die besten Resultate erzielt, wenn man die Operation kurz vor jenem Zeitpunkt ausführt, in dem die Zwiebel normal zur Blütenknospenbildung schreitet. Das Plasma ist dann eben von der Konstitution, die eine Knospenbildung zur Folge hat. Wir sehen auf unseren Bildern, welche verschiedene Stadien der Entwicklung beide Methoden zeigen, wie nach und nach immer mehr Brutzwiebeln gebildet werden, bis schließlich alle Wundränder dicht mit den jungen Brutzwiebeln besetzt sind. Sehr schön lassen auch diese Bilder erkennen, daß eine solche Brutzwiebel aus den am Grunde verdickten jungen Blättern besteht.

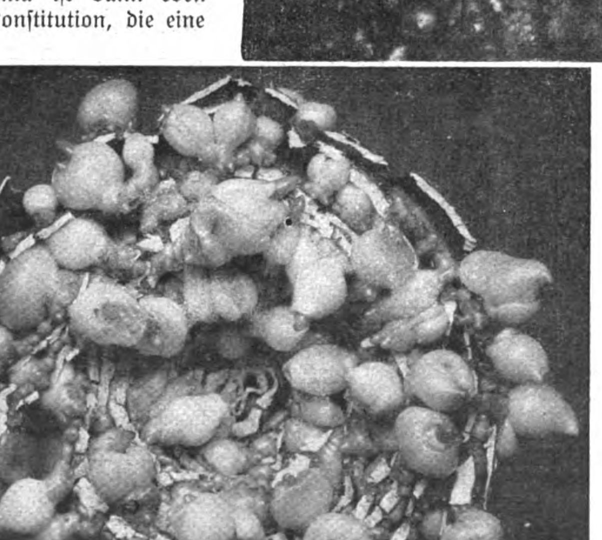
Der Grund, weshalb die Hyazinthenanzucht gerade in Holland, man kann jetzt sagen fast ausschließlich, betrieben wird, liegt in den eigenartigen Grundwasserverhältnissen. In früheren Jahren machte die Berliner Umgegend Holland stark Konkurrenz. Das allzu schnelle Wachstum



Untersuchung und Sortierung der Zwiebeln.

Berlins hat aber einen sehr großen Teil der für die Hyazinthenanzucht geeigneten Ländereien verschwinden lassen. Ganze Häuserkaros bedecken jetzt einen großen Teil der Stellen, an denen früher Hyazinthen herangezogen wurden. Zwar findet auch jetzt noch bei Berlin Hyazinthenzucht statt; sie ist aber gegen früher bedeutend geringer geworden.

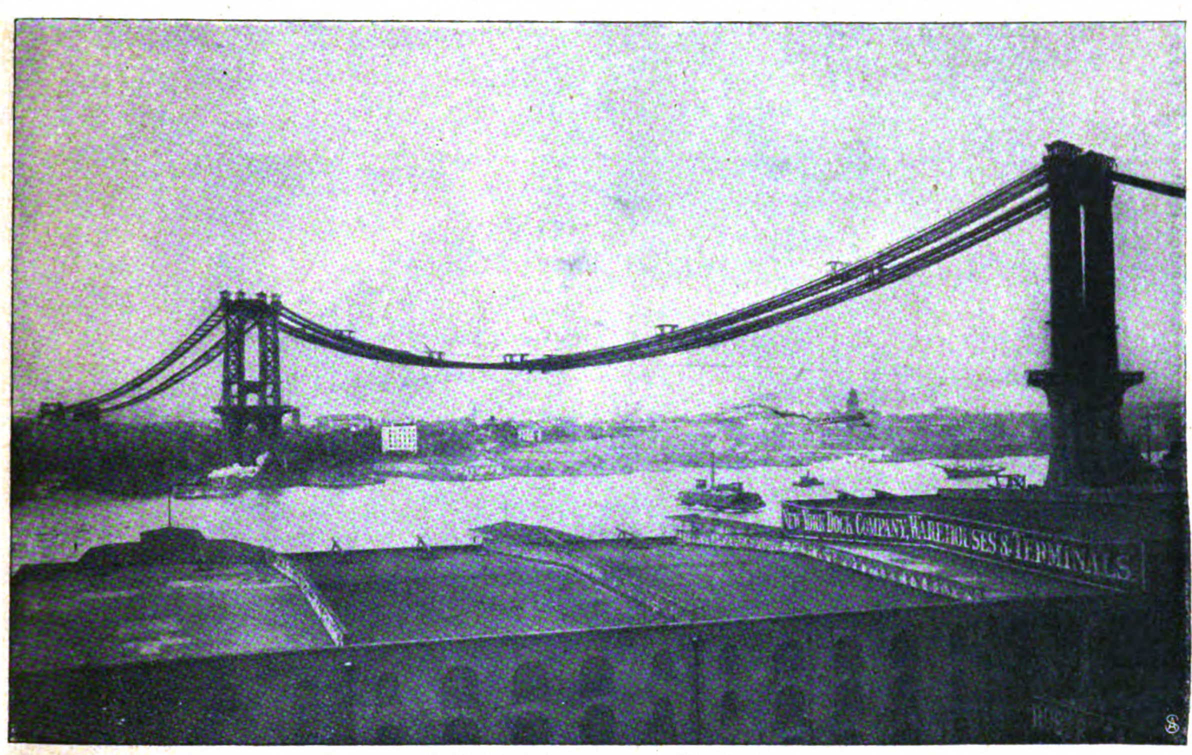
Die Hyazinthenzwiebel bildet, wie bekannt, einfache fadenförmige Wurzeln, die aber ziemlich lang werden. Soll sich die junge Hyazinthenzwiebel schnell entwickeln, dann muß die Wurzel in bestimmter Tiefe in Erdreich gelangen, das stets gleichmäßig feucht ist. Das ist nur dort möglich, wo der Grundwasserstand ein ziemlich hoher und gleichmäßiger ist In Holland wirft man flache Gräben von etwa einem Meter Breite aus, in die die jungen Brutzwiebeln gepflanzt werden. Die Gräben werden dann wieder mit Erde bedeckt. Hier erreichen die Brutzwiebeln in drei Jahren die Größe, daß sie dann verkaufsfertig sind.



Eine ausgehöhlte Riesenzwiebel mit fertiger Brut.

Bilder aus aller Welt.

Im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten feiert die Technik, die Kunst der Ingenieure, immer neue Triumphe. Die größte Stadt der Neuen Welt, die an schwindelerregenden Bauwerken wahrlich nicht arm ist, wird in absehbarer Zeit um ein neues Wunder technischer Konstruktionskunst reicher sein, um die große Manhattanbrücke, die ohne Pfeiler über den East River geschlagen wird. Unsere Aufnahme veranschaulicht die jetzt fertiggestellten Riesenkabel, die die gewaltige Brücke tragen sollen.



Aus dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten:

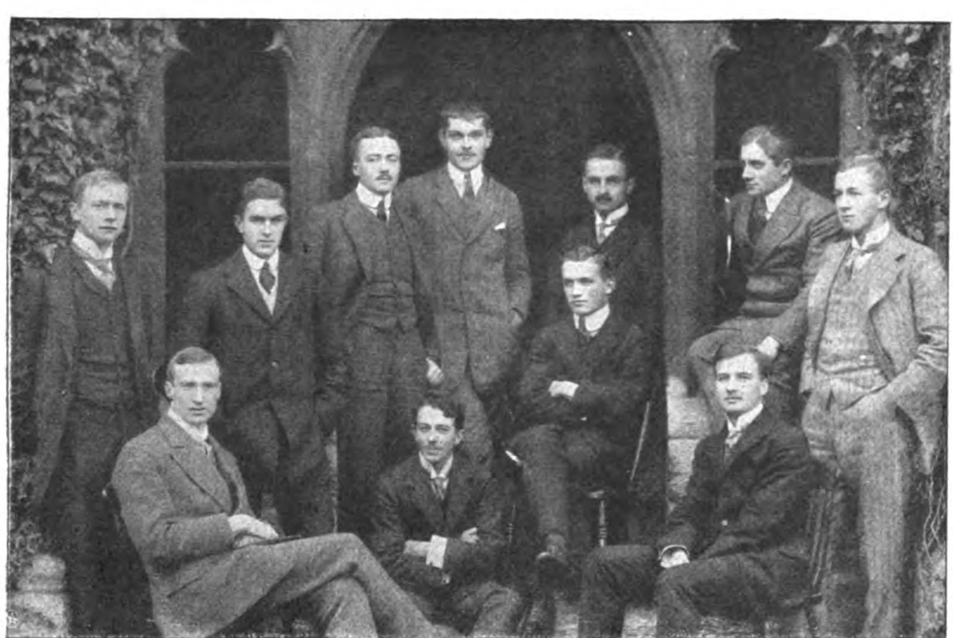
Das Kabelgerüst für eine Riesenbrücke über den East River in Neuyork.

Einen seltenen exotischen Gast beherbergt augenblicklich die englische Hauptstadt: den Negerhäuptling Tito aus Westafrika, der sich mit einigen Stammesgenossen auf einer Europareise befindet. In London benutzte er die erste Gelegenheit, den Minister John Burns aufzusuchen, der ihm einstmals das Leben gerettet hatte. Als junger Mann war Burns nämlich eine Zeitlang Ingenieur im Ausland, und als solcher hatte er Gelegenheit, im Hafen von Sierra Leone an der afrikanischen Westküste den Negerfürsten unter eigener Lebensgefahr zu retten. Diesen Dienst hat der dankbare Schwarze dem jetzigen Minister nie vergessen. Es läßt sich wohl denken, daß die afrikanischen Gestalten in ihrer halb europäischen, halb tropischen Kleidung in



Exotische Gäste in der Hauptstadt des britischen Weltreichs:

Negerhäuptling Tito (×) mit Stammesgenossen in den Straßen Londons.



Von links nach rechts: Krause, Baron v. Ow-Wachendorf, v. Kamphoevener, Baron v. Berchem-Koenigsfeld, v. Blumental, v. Bethmann-Hollweg, Baron v. Gell, v. Trotha, Jakobi, Heink, Mandt.

Deutsche Studenten in England: Die Rhodesschüler an der Universität Oxford.

den Straßen Londons allgemeines Aufsehen erregen und stets von einer Schar Neugieriger begleitet sind.

Cecil Rhodes, der südafrikanische Diamantenkönig, hatte in der Stiftung seiner umfangreichen Stipendien für wissenschaftliche Zwecke auch Deutschland bedacht. Dank der hochherzigen Stiftung ist alljährlich einer Anzahl deutscher Studenten Gelegenheit gegeben, an der Universität Oxford während zweier Semester sich die Wissenschaftsquellen der englischen Alma mater zunutze zu machen, dabei auch die körperliche Ausbildung durch die mancherlei Sports, die Oxford bietet, nicht zu vernachlässigen. — Für die Benutzung des Stipendiums schlägt der Kultusminister dem Kaiser einige gut empfohlene Studenten vor, unter denen der Monarch selbst nach den Bestimmungen des Testaments die Wahl zu treffen hat.

Der italienische Professor Majorana hat auf dem Gebiete der drahtlosen Telephonie einen neuen, sehr bemerkenswerten Erfolg zu verzeichnen. Seine bisherigen Versuche ermöglichten ein deutliches Gespräch nur auf etwa 150 englische Meilen. Jetzt hat der Gelehrte seinen Rekord mehr als verdoppelt und ein durchaus klares Gespräch zwischen Rom und dem 312 englische Meilen entfernten Trapani erzielt. Weitere günstige Perspektiven eröffnet ein von Professor Majorana erfundenes, speziell für die drahtlose Telephonie konstruiertes Mikrophon. Bei diesem wird die störende Wirkung der starken Akkumulatorströme, die die Kohlen im Hörapparat zu stark erhitzen, durch entsprechende Kühlung ausgeschaltet.

Das „nordische Gold“, wie der gelbe Bernstein genannt wird, der in der Schmuckindustrie und im Kunstgewerbe so lange eine untergeordnete Rolle spielte, soll wieder mehr zu Ehren kommen. In der „Weihnachtsmesse der Künstlerinnen“ in Berlin ist eine Sonderausstellung eröffnet worden, die von Kunstgegenständen nach Entwürfen von Fräulein Schlieder die künstlerische Bedeutung des Bernsteins erkennen läßt. Unter den verschiedenen Arbeiten aus Palmnicker Bernstein, wie Leuchter, Schreibtischgarnitur, Standuhr, Schmuckkästchen, Schale usw., sind wahre Prachtstücke. Unsere Abbildung zeigt ein sehr geschmackvolles Fruchtbesteck. Die Messergriffe sowie die Säulchen und Verzierungen an der Fruchtschale sind aus geschmolzenem Bernstein gefertigt. Das goldgelbe glänzende Material kommt hier sehr wirkungsvoll zur Geltung und vereinigt sich mit den herbstlichen Farben der Früchte zu einem Stilleben von eigenartigem Reiz.

Professor Quirino Majorana, Mailand.
Zu seinem Erfolg auf dem Gebiet der drahtlosen Telephonie.



Der Bernstein im modernen Kunstgewerbe:
Aus Bernstein gefertigte Gegenstände auf der „Weihnachtsmesse der Künstlerinnen“ in Berlin.

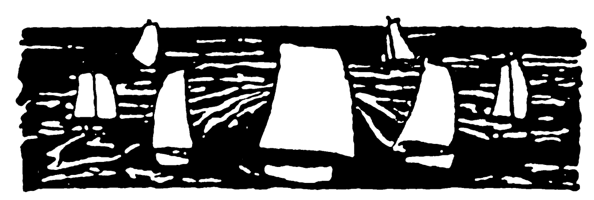
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 2. Berlin, den 9. Januar 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 2.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	43
Seebebenwogen. Von Prof. Dr. Otto Krümmel	43
Dame und Wintersport. Plauderei von Luise Schupp	47
Schutz durch Alarm. Plauderei von Hans Joachim	49
Unsere Bilder	50
Die Toten der Woche	50
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	51
Die Biologie und die höheren Schulen. Von Prof. Dr. Friedrich Poske	59
Droesigl. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda (Fortsetzung)	61
Die Eisläufer. Gedicht von Frida Schanz	65
Die Farben und ihre Namen. Von J. Singer	65
Spanische Tänze. Von Oskar A. H. Schmitz. (Mit 8 Abbildungen)	67
Aus dem Leben einer Tanne. Von A. Schupp. (Mit 6 Abbildungen)	71
Der Wert des Lebens. Skizze von Olga Wohlbrück	77
Pioniere deutscher Kultur. Von E. von Salzmann. (Mit 7 Abbildungen)	80
Bilder aus aller Welt	83



Die sieben Tage der Woche.

30. Dezember.

Der König und die Königin von Italien treffen in Neapel ein, um sich von dort in das Erdbebengebiet zu begeben.

In allen Ländern werden Sammlungen zugunsten der von der Katastrophe in Süditalien betroffenen Bevölkerung veranstaltet. Die im Mittelmeer befindlichen beiden deutschen Schulschiffe erhalten Befehl, mit Lebensmitteln nach Messina zu fahren.

Im Auswärtigen Amt zu Berlin werden die Ratifikationsurkunden zu den vom Deutschen Reich mit Oesterreich und Ungarn abgeschlossenen Uebereinkommen, betreffend den gegenseitigen gewerblichen Rechtsschutz, ausgewechselt.

31. Dezember.

Der serbische Kriegsminister Stepanowitsch reicht seine Entlassung ein, die von König Peter angenommen wird.

In Paris gibt ein Korse namens Benedetti vom Hof des Ministeriums des Innern aus mehrere Revolverschüsse auf den Minister Clemenceau ab, ohne eine Person zu verletzen.

Das Handelsvertragsprovisorium zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien wird auf drei Monate verlängert.

1. Januar.

Mit dem neuen Jahr beginnt im Deutschen Reich der Postscheckverkehr auf Grund der Postscheckordnung vom 16. November 1908.

Aus London wird amtlich die Meldung verbreitet, daß England und Rußland dem Auswärtigen Amt in Wien ihre Zustimmung zu den Vorschlägen angezeigt haben, die Oesterreich-Ungarn für die Beratung der der europäischen Balkankonferenz vorzulegenden Fragen gemacht hat.

2. Januar.

Aus Rom wird gemeldet, daß der König von Italien den Bürgermeister von Messina wegen Pflichtvergessenheit hat absetzen und den Stadtbaurat suspendiren lassen.

Der serbische Ministerpräsident hält eine Rede über die auswärtige Politik und stellt die Autonomie Bosniens als notwendig hin.

In Kronstadt bei Petersburg stirbt der als Wunderpriester und Haupt der Johanniterſekte bekannte „Vater" Johann von Kronstadt (Portr. S. 58.)

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß der deutsche Botschafter Freiherr Marschall von Bieberstein auf der Pforte die Erklärung abgegeben hat, die Türkei könne bei der geplanten Erhöhung der Einfuhrzölle und der Einführung bestimmter Monopole auf die wohlwollendste freundschaftliche Unterstützung der deutschen Regierung rechnen.

3. Januar.

Aus Peking kommt die Nachricht, daß der Prinzregent Tschun den reformfreundlichen chinesischen Staatsmann Yuanschikai seiner Aemter und Würden entsetzt und in seine Heimat verbannt hat.

In Messina ereignen sich neue, sehr starke Erdstöße.

In Berlin tritt die internationale kriminalistische Vereinigung zu einer außerordentlichen Tagung zusammen, um die deutsche Strafprozeßreform zu beraten.

4. Januar.

Aus Peking wird gemeldet, daß die Gesandten von Deutschland, England und Amerika in der englischen Gesandtschaft zu einer Beratung wegen der Entlassung Yuanschikais zusammengetreten sind.

5. Januar.

Aus Belgrad wird gemeldet, daß das ganze serbische Ministerium seine Demission gegeben hat.

▫ ▫ ▫

Seebebenwogen.

Von Professor Dr. Otto Krümmel (Kiel).

Noch stehen alle Gemüter unter dem tiefen Eindruck der gewaltigen Katastrophe, der die Städte Messina, Reggio und zahlreiche andere Ortschaften an der Sizilien vom kalabrischen Festland trennenden Meeresstraße mit vielen Zehntausenden von Einwohnern zum Opfer gefallen sind, und die sicherlich zu den furchtbarsten Naturereignissen gehört, die unser Zeitalter erlebt hat. Gleich der ähnlichen Katastrophe, die am 1. November 1755 Lissabon zerstörte, und der Immanuel Kant eine klassische Schilderung geweiht hat, wird sie sich auf Jahrzehnte hinaus dem Gedächtnis der Menschen einprägen. In beiden Fällen liegt nicht nur eine volkreiche Stadt in wenigen Sekunden in Trümmern, sondern werden Tausende von Menschen, die sich aus den zusammenstürzenden Ruinen der engen Straßen auf die freien Plätze am Hafen gerettet zu haben wähnen, durch plötzlich von der See hereinbrechende Flutwogen fortgerissen und einem jähen Tode überliefert. Der Wissenschaft ist diese Verbindung von Erderschütterungen mit gewaltigen Flutwogen etwas Wohlbekanntes; an den Küsten des Stillen Ozeans, insbesondere denen von Chile und Peru, sodann aber namentlich denen Japans sind sie eine keineswegs seltene und immer sehr gefürchtete Erscheinung. So häufig sind sie in Japan, daß man das Bedürfnis empfunden hat, für sie eine besondere Benennung zu schaffen. Sie heißen „Tsunami". Die Erscheinung selbst bietet noch mancherlei schwer Verständliches dar, weil die Beobachtungen begreiflicherweise vielfach lückenhaft bleiben, da den Augenzeugen in der eigenen Not und persönlichen Gefahr des Leibes und Lebens die Deutlichkeit und

Kritik der Sinneswahrnehmungen beeinträchtigt ist. Das gilt offenbar auch für die wenigen ausführlichen Berichte, die von Zeugen jener Katastrophe an der Straße von Messina bisher an die Oeffentlichkeit gelangt sind. Ueberdies sind in diese Berichte Deutungen hineingelegt worden, die jene furchtbaren Naturvorgänge erklären sollen, aber teilweise mit den Ergebnissen der Wissenschaft im Widerspruch stehen, so daß es sich empfiehlt, die mit den Erdbeben verbundenen Wellenbildungen des Meeres einmal systematisch darzulegen.

Man hat hier zunächst zu unterscheiden zwischen den direkt vom Meeresboden oder von der Küste ausgehenden Schütterwellen der Erdbeben und den sekundär entstehenden Flutwogen.

Die kurzen und raschen Schwingungen unterseeischer Erdbeben gehören zu den sog. longitudinalen oder elastischen Wellen, die sich mit der Geschwindigkeit des Schalles (1450 bis 1480 Meter in der Sekunde) durch das Wasser verbreiten. Seeschiffe, die sich zufällig über einem solchen unterseeischen Erdbebenherde befinden, erleiden dann mehr oder weniger heftige Stöße, so daß unkundige Schiffer meinen, das Fahrzeug sei auf ein Riff aufgelaufen. In einzelnen verbürgten Fällen sind diese echt seismischen Stöße so stark gewesen, daß die Schiffe aus dem Wasser geprellt oder leck gesprungen sind, ja die Masten eingebüßt haben; einzelne bei gutem Wetter in seebebenreichen Gegenden verschollene Schiffe mögen ganz dabei zugrunde gegangen sein. Die Seebeben werden gleich vielen festländischen Erderschütterungen von einem starken Geräusch begleitet, das aus dem Wasser heraufdringt und den Donner- oder Kanonenschlägen oder dem Rumpeln der aus den Klüsen fahrenden Ankerkette verglichen wird. Nur in sehr wenigen Fällen erhebt sich ein verstärkter Seegang, weitaus vorherrschend bleibt das Seebeben ohne Einfluß auf die Wellenbewegung an der Meeresoberfläche. Aus den sehr fleißigen Zusammenstellungen von E. Rudolph in Straßburg wissen wir, daß Seebeben keineswegs eine seltene Erscheinung sind. Neuere Beobachtungen im Umkreis des Stillen Ozeans, der auch in dieser Hinsicht seinen Namen zu Unrecht trägt, haben ergeben, daß die sog. „Gräben", schmale, über 6000, ja 9000 Meter tief eingesenkte, die Bruchränder der Kontinente und Inselreihen begleitende Austiefungen, solche habituellen Stoßzentren besitzen. Auch mitten im Atlantischen Ozean, in einer Zone längs dem Aequator zwischen St. Paul (1° n. Br. 29½° w. L.) und dem Romanchetief (7370 Meter in 1° s. Br. 18° w. L.), sind auf einer Fläche, die etwas größer als das Deutsche Reich ist, rund 90 Fälle gemeldet. Aus den von Rudolph namentlich den Schiffstagebüchern der Deutschen Seewarte entnommenen Daten zeigt sich, daß diese Seebeben sich nur sehr selten auf größere Entfernungen hin fortpflanzen, diese longitudinalen Wellen also im Wasser rasch gedämpft werden. In zahlreichen Fällen hat sich auch bestätigt, daß Schiffe, die sich vor einer erschütterten Küste befanden oder dort in den Häfen vor Anker lagen, die vom Festland ausgegangenen Erdbebenstöße nur geschwächt empfingen und bei größerer Entfernung überhaupt nicht spürten.

Diesen elastischen Wellen stehen nun die gewaltigen Flutwogen gegenüber, die von der Physik als transversale oder Gravitationswellen bezeichnet werden und nach der Art ihrer Bewegungsform nichts anderes sind als die gewöhnlichen Windwellen, nur solche von ungeheurer Länge und Höhe. Sie entstehen auf zweierlei Art: durch Explosion unterseeischer Vulkane und durch riesige, durch Erdstöße ausgelöste Bergschlipfe entlang den Steilabfällen der kontinentalen Bruchränder, namentlich an den vorhererwähnten „Gräben". Wir unterscheiden also danach Explosionswogen und Dislokationswogen.

Die Explosionswogen sind in den Ozeanen eine sehr seltene Erscheinung. Ihre Eigenschaften sind aber den modernen Minentechnikern durch Experimente im kleinen wohlbekannt; diese wissen sehr wohl zu unterscheiden zwischen dem auch hier unmittelbar nach der Detonation der Mine dem auf dem Minenprahm stehenden Beobachter fühlbar werdenden Schlag, der von der longitudinalen Elastizitätswelle herrührt, und der an der Explosionsstelle nach einiger Zeit sich aufwölbenden und in die Luft geschleuderten Wassergarbe, deren Wassermassen bei ihrem Zurückfallen konzentrische Kreiswellen liefern, die sich durch das Wasser hin nach allen Seiten ausbreiten wie nach einem Steinwurf, die also transversale Wellen vorstellen. Es ist möglich, daß es Explosionswogen dieser Art, ausgegangen von den unterseeischen Vulkankuppen der Miniabank (53¼° n. Br., 35° w. L.) und Faradaybank (49¾° n. Br., 29° w. L.), waren, die über nordatlantische Postdampfer hereingebrochen sind, Masten und Schornsteine über Bord warfen, Deckaufbauten zerstörten und Rettungsbote zerschlugen, wie u. a. auf dem Cunarddampfer Umbria am 26. Juli 1887 (in 50¾° n. Br., 27° w. L.). Doch ist für diese und ähnliche Fälle nicht abzuweisen, daß es sich nur um starke Dünungsformen gehandelt hat, die aus einem entfernten Sturmfelde herbeiliefen. Als klassisches Beispiel solcher Explosionswogen wird gewöhnlich die Katastrophe genannt, die am 26. und 27. August 1883 durch die Eruption des Krakatauvulkans in der Sundastraße herbeigeführt wurde. Der Ausbruch dieses Inselvulkans hatte schon im Mai 1883 begonnen, steigerte sich aber gegen Ende August zu einer unerhörten Intensität. Der Krater warf Aschenmassen aus, die den Himmel ringsum verfinsterten, so daß am 26. August die ganze Sundastraße in Finsternis gehüllt war. Drei gewaltige Explosionen folgten dann, deren Getöse bis nach Singapore, Ceylon und Nordwestaustralien (auf mehr als 4500 Kilometer Entfernung) gehört wurde. Nach jeder der Explosionen traten Wogen auf, die sich zerstörend über die Küsten der Sundastraße ergossen. Schon am 26. abends 6 Uhr wurden an der Ostseite der Straße die Strandbewohner durch das Aufbranden von 1½ Meter hohen Wellen geängstigt und um 7 Uhr der Ort Merak hinweggespült. Am 27. früh 6½ Uhr trat die zweite große Explosion ein; die dabei entstandenen Wogen rissen den Ort Anjer an der Ostseite und Telok Betong an der Nordseite der Straße mit sich fort. Da die Aschen- und Dampfausbrüche unvermindert anhielten, wurde es auch am 27. August nicht hell, so daß die dritte und größte Explosion um 10 Uhr vormittags die Küstenanwohner völlig überraschte. Die Ueberflutung der Ufer und die dabei angerichteten Zerstörungen waren beispiellos: alle am Strande gelegenen Ortschaften wurden von dem überall 15 Meter hohen, stellenweise aber über die doppelte Höhe hinaus aufbrandenden Wogenschwall zerstört, über 36 000 Menschen, darunter 37 Europäer, kamen um und wurden zum großen Teil im Schlamm verschüttet. Den ganzen Tag hindurch wogte das Wasser alle halbe Stunde auf und nieder, und von

der Sundastraße aus liefen die Wogen weit in den Ozean hinaus. Die in der Straße selbst ihren Kurs segelnden Schiffe bemerkten wegen der Dunkelheit von den Zerstörungen der Ufer nichts, und die Berichte erwähnen auch nichts von ungewöhnlichen Wellen; nur ein vor Kap St. Nicholas vor Anker gegangenes Schiff weiß von einem außerordentlich heftigen, auf den Vulkan hinlaufenden Strom zu melden. Bemerkenswert und sicher verbürgt ist, daß alle Erderschütterungen im Umkreise der Sundastraße gefehlt haben. Auch die in den Ozean hinausgelaufenen Wogen wurden wegen ihrer großen Länge und Periode (von einer halben Stunde) von keinem Schiffe in See wahrgenommen. Die Wogen waren noch an der Küste von Ceylon 2 bis 2½ Meter, in Westaustralien 1½ Meter hoch. Sehr deutlich verzeichneten sie sich auf allen registrierenden Pegeln am Indischen Ozean und über diesen hinaus, so 14 Stunden nach der größten Explosion am Pegel der gerade damals auf Südgeorgien weilenden deutschen Expedition. Ja bis in die europäischen Gewässer hinein will man ihre letzten Ausläufer verfolgen an gewissen Unregelmäßigkeiten der Gezeitenkurven, die ungefähr gleichzeitig an den Pegeln des Biskayagolfs und Aermelmeers bis nach Havre hin aufgezeichnet wurden; ist das richtig, so hätten diese Wogen einen Weg von 20 000 Kilometer in 32½ Stunde durchlaufen. — Als Ursache wird die Explosion betrachtet, die gewaltige Mengen nicht nur von hochgespannten Gasen in die Luft schleuderte, sondern auch kleinere oder größere Teile des Vulkankegels selbst fortgerissen haben muß, die dann nahe am Ausbruchspunkte wieder in das seichte Wasser zurückfielen. Denn nördlich vom Vulkan waren nach Beendigung der Eruption eine neue Insel und viele Untiefen aufgeschüttet, während die Hälfte des alten Vulkankegels fehlte und ein tiefes Loch im Meeresboden dafür ausgeblasen war. Also ein Minentrichter von Riesengröße. Einige englische Forscher wollen aber auch die Meinung vertreten, daß die abgeschleuderten Felsmassen selbst beim Niederfallen ins Wasser die Wogen erregt hätten; noch andere wollen einen Zusammenbruch des durch die langandauernde Eruption unterhöhlten Vulkankegels annehmen, wogegen aber die Tatsache spricht, daß nur die eine Hälfte des Kegels fehlt und keinerlei Erdbeben wahrgenommen wurde.

Viel häufiger ist die zweite Art dieser Wogen, die auf unterseeischen Bergstürzen beruhen. Mit Wasser durchtränkte steile Böschungen sind sehr instabil und geraten leicht ins Abrutschen. An gewissen tropischen Steilküsten stellen sich solche submarinen Bergschlipfe von kleineren Dimensionen fast in jeder Regenzeit ein, wo das aus dem Land seewärts hinausdrängende Grundwasser die Gehänge ins Gleiten bringt; da hierbei die entlang den Küsten gelegten Telegraphenkabel zerbrachen, haben die Kabeltechniker gelernt, solche gefährdeten Stellen zu erkennen und zu umgehen. Erderschütterungen aber, die ganze Küstenstrecken treffen, werden imstande sein, solche steilen Gehänge auf viele Kilometer hin gleichzeitig zum Abrutschen zu bringen. Dadurch aber wird den umgebenden Wassermassen ein heftiger Impuls zuteil, der sie erst in der Fall- und Stoßrichtung und dann wieder zurückschwingen läßt, wodurch dann Wogen von ungeheurer lebendiger Kraft entstehen, stark genug, um nicht nur die benachbarten Küsten zu überfluten, sondern sich auch weit durch die Ozeane hin zu verbreiten. Auch diese Wogen haben eine große Länge und eine Periode von 20 bis 40 Minuten, so daß sie im tiefen Wasser der offenen See nicht gespürt werden; erst an den Küsten branden sie hoch auf.

Das klassische Gebiet dieser Art von Wogen ist die chilenisch-peruanische und nächstdem die japanische Küste. Die großen Erdbeben von Valparaiso 1822, Concepcion 1835, Valdivia 1837, Callao 1860, Arica 1868, Iquique 1877, Esmeraldas 1. Februar 1906 und Valparaiso 17. Juli 1906 (es ist eine traurige, aber unvollständige Liste!) lösten solche Wogen aus, die meist über den ganzen pazifischen Ozean hinwegrollten, die flachen Koralleninseln unvermutet überschwemmten und z. B. noch 18 Stunden nach dem Erdstoß in Iquique in Neuseeland Brücken zerstörten und Schiffe leck stießen, ja nach 24 Stunden noch die Küsten der japanischen Insel Hondo erreichten. Ebenso sind umgekehrt die von der Ostküste der eben genannten Insel ausgehenden Wogen nicht bloß in der Nähe des Ursprungsgebiets von gewaltigen Zerstörungen begleitet gewesen (so ging 1293 die alte Schogunresidenz Kamakura unweit von Jokohama zugrunde, wobei 30 000 Menschen von diesen „Tsunami" in die See hinausgerissen wurden, und wurde 1703 die benachbarte Provinz Awa überflutet und mehr als 100 000 Einwohner ertränkt), sondern auch bis an die amerikanischen Küsten und in die pazifische Inselwelt hinein zu verfolgen gewesen wie die Flutwogen des Erdbebens von Simoda (23. Dezember 1854) und desjenigen von Kamaïschi (15. Juni 1896). Gerade die japanischen Erdbebenforscher haben für diese und viele andere minder furchtbare Fälle genauer feststellen können, daß der Herd des Erdbebens, das die Wogen auslöste, allemal an der Westseite des über 8000 Meter tiefen Japangrabens gelegen war, und daß oft schwache Erdstöße genügten, die instabilen, sehr steilen Böschungen entlang dem Ostrande der japanischen Inseln in Bewegung zu setzen.

Seltener sind diese Erscheinungen im Atlantischen Ozean, wo aber doch als ein hervorragender Fall das schon anfangs erwähnte Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755 aufzuführen wäre: Die erste Woge war im Hafen so gewaltig, daß sie alle Schiffe von den Ankern riß und diese samt dem kurz vorher neuerbauten Hafenbollwerk mit sich fortführte; im Hafen selbst wurde vorübergehend eine Höhlung von fast 200 Meter Tiefe ausgewaschen. In Cadiz erschien die Woge als ein Wasserberg von 18 Meter Höhe, der die Landzunge, auf der die Stadt liegt, teilweise wegspülte. In den Häfen der marokkanischen Küste, auf Madeira, ja noch auf den westindischen Inseln waren Zerstörungen an Uferbauten zu beklagen. Nordwärts liefen die Wogen durch den Englischen Kanal in die Nordsee, wo man sie noch in der Themse- und der Elbmündung wahrnahm.

Auch aus dem Mittelmeer liegen zahlreiche Berichte vor, die zum Teil ins klassische Altertum zurückreichen und erweisen, daß die moderne Katastrophe an der Straße von Messina keineswegs etwas Außerordentliches für dieses erdbebenreiche und steilufrige Meer bedeutet. Thucydides weiß von verheerenden Wogen zu erzählen, die im sechsten Jahre des Peloponnesischen Krieges die Orte Orobia und Atalante am euböischen Euripus zerstörten, und die gleiche Gegend ist von einem ähnlichen Ereignis wiederholt, so noch 1894 wieder, betroffen worden, allemal im Anschluß an heftige Erdstöße in den Gebirgen Nordböotiens. Der Korinthische Golf war ebenfalls häufig der Schauplatz gleicher



Katastrophen. Im Jahre 373 v. Chr. versank am Südufer die Stadt Helike, wobei ein Küstenstreif von über zwei Kilometer Breite mit ihr im Meer verschwand. Ganz nahebei wurde am 26. Dezember 1860 die Stadt Aigion gleich nach einem heftigen Erdstoß von Seewogen überschwemmt, die 200 Schritte weit hier wie auch auf der gegenüberliegenden Seite des Golfs in Itea ins Land hineinspülten; auch diesmal versank ein langer Streifen des Ufers ins Meer. Die gleiche Stelle ist durch wiederholte Brüche des durch den Golf geführten Telegraphenkabels berüchtigt, und die Lotungen der Kabeltechniker ergaben allemal beträchtliche Zunahme der Meerestiefen. Das ganze östliche Mittelmeer wurde zweimal nacheinander, am 24. August 358 und 21. Juli 365 n. Chr., von solchen Wogen durchlaufen. Nach des Ammianus Marcellinus ausführlichem Bericht erbebte jedesmal zuerst die Erde, dann zog sich das Meer weit zurück, kehrte nach einiger Zeit mit gewaltigem Schwalle wieder und fegte über die Küsten und Inseln dahin, wobei Tausende von Menschen und Gebäuden nebst vielen Schiffen von der See verschlungen wurden. In Alexandrien sah er selbst Schiffe auf den Dächern der Häuser und an der messenischen Küste ein Wrack 2000 Schritte landeinwärts liegen.

Aus dem süditalienischen Erdbebengebiet ließe sich leicht eine lange Liste von mehr oder weniger verheerenden Wogen zusammenstellen, vom Ausbruch des Vesuv im Jahre 79 an bis in die jüngste Zeit hinein: um einige neuere zu erwähnen, sei auf den 19. Januar 1742 an der Küste von Toskana, 16. Juni 1760 am Golf von Neapel, 1763 und 1824 an der Straße von Messina und den 8. September 1905 an der kalabrischen Küste hingewiesen. Im letzten Falle wurde namentlich der Golf von Eufemia schwer betroffen, und nach den Untersuchungen von Giov. Platania ist nicht zu bezweifeln, daß hier unterseeische Nachsackungen vorlagen, die auch das Telegraphenkabel östlich von der Insel Vulcano beschädigten. Das neue Ereignis an der Straße von Messina übertrifft freilich an Intensität sowohl des Erdstoßes wie des von diesem ausgelösten unterseeischen Bergsturzes und der hieraus wieder entstandenen Schlammwogen die meisten seiner Vorgänger. Infolge des Erdstoßes und Bergsturzes an der kalabrischen Seite ist die Stadt Reggio teilweise in die See abgesunken. Die Wogen selbst mußten in der zwar schmalen, aber doch recht tiefen Meeresstraße mehrfach hin und her geworfen werden und dabei namentlich das von flachen Anschwemmungen gebildete Ufer beim Orte Faro am Nordeingange zerstören. An der engsten Stelle zwischen Punta Pezzo und dem ebenfalls vernichteten Orte Canzirri hat die Straße vor der Katastrophe 3300 Meter Breite und eine Tiefe von 90 Meter gehabt, wobei aber die Tiefen nach Norden und Süden hin rasch anwuchsen und auf der Höhe von Reggio über 1000 Meter erreichten. Hiernach ist nicht wahrscheinlich, daß die Befahrbarkeit der Straße infolge der am Meeresboden eingetretenen Veränderungen wesentlich gelitten haben wird, wie ja auch König Victor Emanuel, mit seinen Panzerschiffen von Norden herkommend, ohne Schwierigkeit nach Messina und Reggio gelangt ist. Wenn im Anschluß an einen der vorliegenden Berichte die Auffassung ausgesprochen worden ist, es habe sich in der Straße von Messina ein unterseeischer Vulkan geöffnet und durch seine Explosion die Katastrophe hervorgerufen, so sind bisher keine Tatsachen bekannt geworden, die für eine solche Deutung sprächen: vor allem vermißt man Angaben über ausgeworfene Laven, Aschen oder Bimssteine, die sonst bei derartigen Vulkanexplosionen nicht fehlen. Unzweifelhaft wird die italienische Marine das ganze betroffene Gebiet neu vermessen und ausloten, und man wird dann die neuen mit den alten Bodenformen vergleichen können. Dann werden sich auch brauchbare Anhaltspunkte für eine Würdigung der Ursachen ergeben, die diese Veränderungen bewirkt haben. Solche gewaltigen Katastrophen vermag auch die moderne, mit ihrem technischen Können sich brüstende Menschheit nicht abzuwenden, sie steht ihr in der gleichen Ohnmacht gegenüber wie vor zwei oder drei Jahrtausenden auch. Man muß sich damit bescheiden, diese Naturvorgänge wissenschaftlich zu untersuchen und, soweit es möglich ist, zu erklären, d. h., in den Bereich des Notwendigen zurückzuführen.

Dame und Wintersport.

Plauderei von Luise Schupp.

Der moderne Wintersport ist noch sehr jung. Vielleicht vor zwei Dezennien haben wagelustige Männer angefangen, der Winterhaft der Städte zu entrinnen. Der Wintersport ist nicht auf dem Lande, nicht in den Bergen geboren, sondern in der Stadt, aus dem zwingenden Bedürfnis nach Luft, Licht und Bewegung. Den ersten Pionieren des alpinen Wintersports folgten bald einige getreue Gefährtinnen nach, die zu dem neuen Frauengeschlecht gehörten, das nicht — wie seine Ahnen — die Männer bloß erobern wollte, sondern nach dem schönsten und dauerndsten Verhältnis zwischen Mann und Frau strebte: der Kameradschaft. Sie haben es nicht leicht gehabt, diese Vorkämpferinnen des Wintersports. Sie haben Dinge geleistet, von der sich die junge Generation nichts träumen läßt. Das Gebirge, der hauptsächliche Tummelplatz der Rodler und Skiläufer, war damals wohl im Sommer von Städtern schon viel besucht, aber im Winter noch ebenso gemieden und gefürchtet wie zu den Zeiten, da Hannibal seinen Zug über die Alpen machte. Der erste Schnee verschloß die Berge wie eine chinesische Mauer vor neugierigen Eindringlingen. Wenn im Sommer ein redelustiger Gebirgler manchmal von sausenden Rodelfahrten, von der Herrlichkeit sonniger Wintertage erzählte und versicherte: „I bin g'wiß un wahrhafti an heili Dreikeni hemdärmelig auf der Hausbank gesessen", lauschte man ihm ungläubig wie einem Märchenerzähler. Fast ebenso ungläubig wurden die ersten begeisterten Berichte von winterlichen Hochtouren aufgenommen, die allerdings nach unseren heutigen Begriffen viel Uebertreibungen enthielten, aber es waren doch Taten. Damals gab es noch keine gepflegten Rodelbahnen, keine bewirtschafteten oder wenigstens für den Winter gebauten Unterkunftshäuser, keine Wintermarkierungen, keine in Wintertouren geübten Führer. Selbst in besuchten Gebirgsorten waren



die Gasthäuser so im Winterschlaf versunken, daß man nur die primitivste Verpflegung bekam. Auf den Bergen aber war das „Nachthotel" meist eine zwar gastlich offene, aber auch recht luftige Almhütte. Zur Bezwingung der winterlichen Bergriesen hatte man nur den Schneereifen. Welche Zeit, Geduld und Anstrengung es kostete, damit tausend Meter Höhenunterschied im pulverigen Winterschnee zu überwinden, davon haben die Skiläuferin von heute und ihr männlicher Genosse, die mit Seehundsfellen unter den Brettern fast mühelos eine Höhe erklimmen, um dann mehr oder weniger schneidig, aber jedenfalls im zehnten Teil der Zeit, den ein Schneereifenmensch gebrauchte, wieder zu Tale zu eilen, gar keine Ahnung.

Die Skilauftechnik in ihrer heutigen Vollendung hat es fertiggebracht, den Zeitaufwand für eine Wintertour auf das Sommermaß zu beschränken, während man früher das Drei- bis Vierfache rechnen mußte. Gewandte Fahrer können sogar häufig einen günstigen Skiberg in so kurzer Zeit absolvieren, wie es im Sommer nie möglich ist. Auch die gepflegten Bergrodelbahnen, die einen schnellen Aufstieg — besonders mit Eisen an den Füßen — ermöglichen, an deren Endpunkt ein gastliches, bewirtschaftetes Unterkunftshaus zur Rast ladet, während die Abfahrt ein köstliches, meist nur zu kurzes Vergnügen ist, bedeuten eine unendliche Erleichterung des Wintersports. Vielen weniger Kräftigen und Gewandten ist durch die Rodelbahn überhaupt erst eine Winterbergfahrt ermöglicht worden.

Gerade von der Frauenwelt wird das Rodeln mit Leidenschaft betrieben. Jede Stadt, die nicht gerade das Pech hat, flach wie auf einem Teller zu liegen oder niemals Schnee zu sehen, hat jetzt ihre Rodelbahnen mit Musik, elektrischer Beleuchtung und Sanitätswache. Auf diesen Miniatur-„Runs", diesen bescheidenen Surrogaten des großen Sports, passieren infolge der Ueberfüllung und der Unerfahrenheit der Rodler mehr Unfälle als bei den winterlichen Hochtouren. Trotz der scheinbaren Ungefährlichkeit und Leichtigkeit des Sports setzt sich die Rodlerin größeren Gefahren aus als die Skiläuferin, wenn sie aus Eitelkeit oder Sparsamkeit keine Nagelschuhe trägt, denn nur mit solchen ist es möglich, wirksam zu bremsen und zu lenken.

Ueber zweckmäßige Ausrüstung sind schon Bände geschrieben worden. Das Gesetz der weiblichen Wintersportkleidung läßt sich in vier Worten zusammenfassen: leicht, lose, warm, wetterfest . . . Wie viel wird dagegen noch gesündigt, und wie leicht hat es die Rodlerin und Skifahrerin von heute, sich richtig zu equipieren! Vor 10 bis 15 Jahren war für weiblichen Wintersport rein gar nichts aufzutreiben. Da wurden vergessene Strickkünste versucht, um warme Sweater und Mützen herzustellen; da wurden die Schneiderinnen mit unmöglichen Schnitten gequält; da tobte der Kampf: Hie Rock! Hie Hose! Da mußte alles selbst erdacht, ausgeführt und erprobt werden. Der Anfängerin von heute steht eine ganze ausführliche Literatur über Kleidung und Sportgeräte zur Verfügung. Jedes Damenjournal bringt Schnitte und Abbildungen. In jeder größeren Stadt hat sie hundert Gelegenheiten, sich vom Kopf bis zum Fuß sportmäßig zu kleiden. Frau Mode ersinnt die reizendsten Kostüme, die manche junge, frische Frauengestalt verführerischer erscheinen lassen als ein rauschender Ballstaat. In dieser Ueberfülle des Gebotenen liegt nun die Gefahr des gedankenlosen Einkaufs. Da sind z. B. die allbeliebten gestrickten Jacken und Shetlandschals. Sie sind für die Schlittschuhläuferin und Rodlerin ebenso kleidsam als praktisch, aber für die Skiläuferin oft die Ursache von Erkältungen. Schon Dr. Paulcke stellt in seinem bekannten Buch über den Skilauf den Grundsatz auf: nur glatte Stoffe für Skiüberkleidung. An allen rauhhaarigen Wollsachen bleibt zu viel Schnee haften, der durch die Körper- und Sonnenwärme schmilzt und die Kleidung durchnäßt. Bei sinkender Temperatur steckt man dann in einer steifen Eishülle. Die norwegische Mütze mit Ohren- und Nackenschutz ist noch immer die zweckmäßigste Kopfbedeckung, das fußfreie Wollkleid mit langem Herrenjackett und knapper Hose der beste Skidreß. M. Hoek macht sich in seinem Buch „Der Skilauf" mit Recht über einen Kompromiß zwischen Sport und Moral lustig, der die faltigen „Bloomers" mit dem ganz kurzen Röckchen gezeitigt hat. Diese „Skiballetteusen" sind immer ein komischer Anblick. Auf der Reise, im Tal, auf besuchten Rodel- und Skiplätzen trage man über dem Beinkleid den fußfreien, nicht zu schweren Rock. Sowie man den neugierigen, kritischen Augen entronnen, allein mit der Natur und seinen verständigen Sportgenossen ist, soll die schneefangende Hülle in den Rucksack wandern. Damit das Ab- und Anlegen des Rockes nicht eine unbequeme, unästhetische Aktion sei, bei der die männlichen Begleiter ersucht werden müssen, sich abzuwenden, soll der Rock seitlich vollständig zum Aufknöpfen sein. Der Sweater, am besten geschlossene Herrenfasson, nicht zu knapp anliegend, ersetzt die Bluse, verhüllt Taille und Hüften und macht Korsette und Gürtel überflüssig.

Nun noch ein Wort über die Fußbekleidung. Bergstiefel oder „Lauparsken", warme Wollstrümpfe und Gamaschen genügen nicht. Zwischen Strumpf und Stiefel muß noch eine isolierende Schicht sein; Uebersocken oder Fußschlüpfer können eine solche herstellen. Ein praktischer Notbehelf ist ein Bogen Zeitungspapier, in den der bestrumpfte Fuß gewickelt wird. Bei der Anfertigung des Winterstiefels muß natürlich in der Weite Rücksicht auf die doppelte Fußhülle genommen werden, die Frostschäden fast unmöglich macht.

Hat sich die Sportsdame equipiert, so stehen ihr nicht nur in Bayern, Oesterreich und der Schweiz, sondern auch in allen Mittelgebirgen Skikurse offen, in denen sie in kurzer Zeit von tüchtigen Lehrern in der Beherrschungskunst der beflügelten Bretter unterwiesen wird. Eine vollendete Läuferin ist sie dann noch nicht, aber immerhin hat sie in einer Woche mehr gelernt als wir Skiläuferinnen von einst in einem langen Winter mühsamer Versuche. — Die Rodlerin braucht überhaupt keine Lernzeit, nur etwas Mut und Vorsicht. Für das schwierigere und gefährlichere Bobsleighfahren haben sich verschiedene Klubs gebildet, die meist sehr kostspielige Bahnen unterhalten und ihren Mitgliedern Fahrzeuge und kundige Führer zur Verfügung stellen.

Wenn man jetzt das Leben und Treiben an einem internationalen Wintersportplatz betrachtet, die Runs und Sprunghügel mit elektrischen Aufzügen, die Damen in ihrem feschen, weißen Dreß, die Hotels, die allen Luxus und alle Zerstreuung der Großstadt in die Winterpracht der Berge versetzen, da denkt man oft mit Wehmut der Zeiten, da man einsame Spuren durch weite Schneehänge gezogen und in einer verlassenen Alm ein Stück Brot und Speck verzehrt hatte. Trotz aller Plage, aller Mühe, aller mißlungenen Ver-



suche möchte wohl keins von uns die Erinnerung an die ersten winterlichen Bergfahrten missen, das stolze Gefühl: du stehst hier auf einem Gipfel, den vor dir noch keiner in Schnee und Eis bezwungen.

Der Ski hat den Schrecken des Bergwinters besiegt, nicht nur für den Städter, auch für den Gebirgler. Jahrhundertelang hat er die für den Menschenfuß oft unpassierbaren Schneemassen, die ihn in seinem einsamen Hofe tage- und wochenlang zum Gefangenen machten, als etwas Unabänderliches hingenommen. Mißtrauisch und zögernd wie allem Neuen ist er dem Ski gegenübergestanden. Jetzt ist dieser nordische Geselle in Hunderten von Berghäusern heimisch. Zu dieser Ausbreitung des Schneeschuhes hat das Beispiel der Skiläuferin viel beigetragen. Mancher Bauer, der mit den widerspenstigen Brettern zum erstenmal kämpfte, hat seinen männlichen Ehrgeiz zu Hilfe gerufen: „Sakra, was a söllenes Weibats z'weg bringt, werst decht aa no dapack'n."

Der Wintersport ist jetzt die große Mode; sie zeigt Auswüchse und zeitigt Karikaturen; sie wird wachsen, abnehmen und verschwinden wie jede Mode, aber sie wird etwas Bleibendes hinterlassen: Die Berge sind für die Menschen im Winter nicht mehr „tabu", sondern eine Stätte der Erholung, der Sehnsucht und gesunder Freuden.

◇◇◇

Schutz durch Alarm.

Plauderei von Hans Joachim.

Es gibt drei Möglichkeiten, um irgendeinen Raum vor Einbrechern zu schützen, um so unliebsame Vorfälle wie etwa die neuliche Beraubung der dänischen Königsgruft zu verhindern, nämlich die ständige Bewachung durch Menschen, den Schutz durch Panzer und Mauern und endlich den Alarmapparat. Dieser letztere, so recht eigentlich ein Kind der modernen Technik, stellt bei weitem den billigsten Schutz dar, ohne an Güte den anderen Möglichkeiten nachzustehen.

Die einfachste Form des Alarmapparates finden wir im alltäglichen Leben sehr häufig. Wenn wir irgendwo eine Ladentür öffnen und die Klingel in den Hinterräumen erschrillt, so haben wir eben selbst einen Alarmapparat in Tätigkeit gesetzt, und der Ladeninhaber kommt nun nach vorn, um zu sehen, was vorliegt, ob ein normaler Kunde da ist oder einer von denen, die gern ohne Geld kaufen. Hier liegt der Fall sehr einfach, und dementsprechend ist auch der Alarmapparat nicht kompliziert. Ein einfacher Kontakt zwischen Türzarge und Türflügel und die übliche Klingelanlage bilden die ganze Apparatur.

Aber die Einbrecher kommen nicht immer durch die Tür. Sie wählen den Weg durch das Fenster. Sie brechen durch Mauern, ja die Geschichte der großen Bankdiebstähle kennt Beispiele dafür, daß weite Gänge unter der Erde bis zum Kellerboden geführt wurden. Auch gegen so etwas muß die Alarmanlage schützen, und die Aufgabe ist hier wesentlich schwerer.

Ein wertvolles Mittel ist hier die bewegliche Plattform. Nehmen wir den Laden eines Juweliers an. Die Vitrinen des Ladentisches enthalten Schmuck im Werte von vielen Tausenden. Dieser Ladentisch steht frei im Ladenraum. Der Fußboden, der ihn von allen Seiten umgibt, ist nicht fest gelagert, sondern ruht auf Stahlfedern, die sich bei der Belastung durch eine Person ein weniges durchdrücken und dadurch den Stromkreis schließen, der eine schrille Glocke im Zimmer des Wächters und eventuell auch in der Polizeistation ertönen läßt. Bei Tage wird die Plattform durch eine einfache Hebeldrehung festgelagert, und gleichzeitig kann auch der Strom an anderer Stelle unterbrochen werden. Des Nachts wird alles auf Alarm gestellt, und nun wehe dem Dieb, der in den Laden eindringt. Lange bevor er den Tisch erreicht, hat er sich selbst verraten und fällt in die Hände des Wächters.

Aber unsere Einbrecher sind gewiegte Jungen. Sie lassen es sich der Mühe nicht verdrießen, erst einmal vom sicheren Terrain aus nach Leitungsdrähten zu suchen und diese durchzukneifen. Dann wäre eine einfache Alarmglocke der geschilderten Art doch wieder wirkungslos, und die Sore könnte in aller Ruhe in Sicherheit gebracht werden. Indes auch dafür hat die Technik gesorgt. In dem kombinierten Ruhestrom-Arbeitstrom-Dreileitersystem hat sie den Herren Einbrechern eine Nuß hingelegt, die auch der schwerste Junge nicht knacken kann. Diese Anordnung enthält tatsächlich zwei Alarmanlagen. Die eine benutzt Arbeitstrom, d. h., der Alarm ertönt erst, wenn die Kontakte geschlossen werden und der Strom fließen kann. Die andere dagegen benutzt Ruhestrom, d. h., auch während die Anlage in Ruhe ist, durchfließt ein ständiger Strom die Leitungen und hält an irgendeiner Stelle beim Wächter eine Sperrklinke fest. Sowie aber durch irgendwelche Vorgänge, beispielsweise auch infolge Durchkneifens der Leitungen, der Strom unterbrochen wird, fällt die Sperrklinke zurück, und ein Uhrwerk vollführt einen gehörigen Lärm. Beide Anlagen können dem Einbrecher das Leben schon reichlich sauer machen. Zu allem Ueberfluß aber verflicht man diese beiden Anlagen noch derartig, daß man ihnen eine gemeinschaftliche Rückleitung gibt, so daß also ein Dreileitersystem entsteht. Dabei werden die Drähte gleichfarbig gewählt und boshafterweise miteinander verdrillt, so daß der arme Spitzbube überhaupt nicht mehr weiß, woran er ist. Man kann ihm die Leitungen vor der Nase entlangführen. Sie sind unangreifbar, denn jede Veränderung an ihnen, jeder Versuch, einen Draht zu durchschneiden, löst entweder den Ruhestromalarm oder infolge Kurzschlusses zweier Leitungen den Arbeitstromalarm aus. Mit diesem System ist absolute Sicherheit gegeben, und es kann sich nun nur noch darum handeln, die Kontakte zweckmäßig anzuordnen. Da mag zum Beispiel frei und allen Augen sichtbar eine goldene Krone auf einem Kissen liegen. Aber dieses Kissen hat es in sich. Es ist nicht mit gewöhnlichen Daunenfedern, sondern mit allerlei Stahlfedern gefüllt. Eine diebische Hand mag nach der Krone greifen. Im Augenblick spielen die Federn, und der Alarm durchschrillt alle Räume. Das wird in der Praxis meistens genügen, aber in besonderen Fällen kann man noch weiter gehen. Es kann im selben Moment, immer von den Alarmwerken betätigt, das elektrische Licht aufflammen, es können sich vor sämtliche Türen des Gebäudes magnetische Riegel legen, die dem Dieb jeden Ausweg versperren. Es kann eine Blitzlichtpatrone aufleuchten, während eine Kamera das Konterfei des Diebes nimmt, ja es kann schließlich das Stück Fußboden, auf dem der Dieb notwendigerweise stehen muß, im Augenblick des Diebstahls mit ihm in die Tiefe gehen und ihn dort bis zur weiteren

sachgemäßen Behandlung in einem kahlen Schacht aufbewahren. Man sieht aus diesem einen Beispiel, daß der Alarmapparat in seiner höchsten Ausbildung die Gefangennahme des Diebes besorgt, ja daß er in Verbindung mit Falltüren und Selbstschüssen unter Umständen ein Todesurteil vollstrecken kann.

Der Varianten gibt es hier unzählige, und für jeden besonderen Zweck läßt sich ein absoluter Schutz erreichen, sofern man nur die zweckentsprechende Anordnung wählt. Juweliere, Goldschmiede und andere Geschäftstreibende haben sich diese Erfahrung schon seit langem zunutze gemacht. Zu wünschen wäre es, daß auch Museen, Galerien und ähnliche Sammlungen davon profitieren. Bilderdiebstähle zum Beispiel, die zurzeit ganz besonders auf der Tagesordnung zu stehen scheinen, ließen sich mit Anlagen, die nur wenige Groschen kosten, sicher verhüten.

Unsere Bilder

Die Erdbebenkatastrophe in Süditalien (Abb. S. 51 bis 55). Die Erdbebenkatastrophe, die über die Provinz Kalabrien und die Insel Sizilien hereingebrochen ist, gehört zu den furchtbarsten, die sich je ereignet haben. Noch läßt sich der volle Umfang des Unheils nicht mit Bestimmtheit feststellen, aber das steht bereits fest, daß 24 Städte und Dörfer zerstört worden sind, weit über 100 000 Menschen das Leben verloren haben. Dabei muß man mit dem schrecklichen Gedanken rechnen, daß die Kraft der verheerenden unterirdischen Gewalten noch lange nicht gebrochen ist, sie setzen jetzt ihr Vernichtungswerk fort und werden, wenn sie der Menschheit eine Zeitlang Ruhe gelassen haben, mit größter Wahrscheinlichkeit ihre verderbenbringende Tätigkeit erneut aufnehmen. Der bekannte italienische Seismologe Professor Palazzo hat sich über die Ursachen der Erdstöße dahin geäußert, daß Kalabrien ein noch junges Land und deshalb noch stark tektonischen Verschiebungen in den unteren Schichten unterworfen sei. Es liegt in einem jener Abschnitte, durch die die von Professor Süß festgesetzte Bruchlinie geht, die in Form eines Kreisbogens durch Kalabrien läuft und sich bis nach Messina erstreckt. Palazzo sagt ausdrücklich: Solange die große tektonische Verschiebung, die am 8. September eingesetzt hat, nicht ihr Ende erreicht, werden die Erdstöße andauern. Dem Laien leuchtet diese Theorie um so eher ein, da die Erfahrung für sie spricht. Die gegenwärtige Katastrophe erinnert nach ihrem Umfang und ihrem ganzen Verlauf an die vom Jahre 1783. Damals wie heute trat mit den Erdstößen zugleich ein Seebeben auf, eine ungeheure Flutwelle ergoß sich verheerend über die Küsten, und jetzt wurden zum Teil die gleichen Ortschaften zerstört wie damals. Messina, Reggio, Baragnara, Palmi liegen in Trümmern, und es heißt, daß wenigstens Messina nicht wieder aufgebaut werden soll. Jetzt kommt es vor allem darauf an, der von der Katastrophe heimgesuchten Bevölkerung zu helfen, Not und Elend, soweit menschliche Kraft reicht, zu lindern. Und da kann mit Genugtuung gesagt werden, daß sich in allen zivilisierten Ländern Mitleid und Opferwilligkeit regt, daß innerhalb und außerhalb Italiens nicht nur die Idee Platz griff, es müsse etwas getan werden, sondern daß allenthalben auch sofort mit ihrer Durchführung begonnen wurde. Gleich in den ersten Tagen eilten einheimische und fremde Schiffe nach den zerstörten Orten, um die Ueberlebenden in Sicherheit zu bringen, die Verwundeten mit ärztlichem Beistand, die Frierenden mit wärmender Kleidung, die Hungernden mit Lebensmitteln zu versehen. Dann aber wurden alsbald überall Sammlungen veranstaltet und Hilfsaktionen in großem Maßstab eingeleitet. Der König von Italien hat sich, als die Kunde von dem Unglück zu ihm drang, mit seiner Gemahlin in das Erdbebengebiet begeben, er hat dort Entsetzliches gesehen, aber ihm und seinem Volke wird die sich in Worten und Taten äußernde Anteilnahme der ganzen Welt wenigstens einigen Trost gewährt haben.

Der Winter (Abb. S. 56 und 57) zeigt diesmal ganz besondere Launenhaftigkeit. Ungewöhnlich früh hielt er seinen Einzug mit gelindem Frost, der von der Schlittschuh laufenden Jugend freudig begrüßt wurde. Nach wenigen Tagen aber schon stellte er sich an, als sei er seines Regiments überdrüssig, um in der Weihnachtzeit mit erneuter und verstärkter Kraft seine Herrschaft zu dokumentieren. Brachte er sich vor zwei Jahren auch in Gegenden, wo man sich schon anschickte, ihn wegen seiner lange geübten Milde zu mißachten, durch überreiche Schneefälle in Erinnerung, so hielt er es diesmal mehr mit dem Eis, ohne jedoch deshalb auf die Betonung seines anderen Charakteristikums zu verzichten. Speziell in Deutschland haben wir Kälte gehabt wie schon seit vielen Jahren nicht mehr. Zum Zeichen, wie es der Winter treibt, bringen wir heute Schneebilder aus Paris und Eisbilder aus Hamburg und Königsberg.

„Der Schlagbaum" (Abb. S. 58), ein Volkslustspiel in drei Akten von Heinrich Lee, fand bei seiner Erstaufführung im Berliner Königlichen Schauspielhause als Silvestergabe eine freundliche Aufnahme. Es ist ein älteres Stück, das der Verfasser einer kürzenden Bearbeitung unterzogen hat. Er behandelt darin den Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland zu Beginn der dreißiger Jahre. Ein junger Münchner ist als Anhänger eines geeinigten Deutschlands für den Zollverein, der eben ins Leben treten soll, ein älterer Berliner, mit dessen Tochter sich jener verlobt hat, als preußischer Partikularist und nur auf den eigenen Vorteil bedachter Geschäftsmann, dessen Gegner. Darüber kommt es zum Bruch zwischen den beiden, der aber schließlich wieder überbrückt wird. Am Ende gibt es zwei glücklich vereinte Brautpaare, der Münchner führt seine Berlinerin heim, und ein junger Berliner deren Freundin.

Vater Johann von Kronstadt (Abb. S. 58) ist am 2. Januar, 80 Jahre alt, gestorben; ein merkwürdiger Mann, dessen Charakterbild mehr noch als das manches anderen, von der Parteien Haß und Gunst entstellt, in der Geschichte schwanken wird. Die nach Millionen zählende Sekte der Johanniter verehrte ihn als Gott und Christus, und Tausende, die an ihn glaubten, pilgerten zu ihm, um von ihm das Abendmahl und den Segen zu erhalten. Unter denen, die der Sekte nicht angehörten, waren die Meinungen über ihn sehr geteilt. Da zu seinen Anhängern Angehörige aller Schichten des Volkes und auch des Hofes gehörten, besaß er großen Einfluß, den er religiös für die Orthodoxie und politisch für den Absolutismus des Zaren einsetzte.

Kommerzienrat August Zeiß (Abb. S. 58) in Berlin feierte am 1. Januar sein 25jähriges Geschäftsjubiläum. Am 18. Juni 1860 in Frankfurt a. M. geboren, widmete er sich der kaufmännischen Laufbahn, bildete sich nach vollendeter Lehrzeit im Ausland weiter und machte sich bereits 1883 in seiner Vaterstadt selbständig. Die erste Neuerung, die er auf den Markt brachte, war der Shannon-Registrator und Binder, nach dem er auch seine Firma „Shannon-Registrator Co. August Zeiß & Co." nannte, als er sie 1885 nach Berlin verlegte. Aus kleinen Anfängen entwickelte er hier sein Geschäft zu einem Unternehmen von Weltruf. Seine umfangreiche Berufstätigkeit ließ ihm aber noch Zeit, sich mit den schönen Künsten zu befassen. Auch zu poetischem Schaffen fand er die Muße; er veröffentlichte unter dem Titel „Die goldene Frucht" einen Band Gedichte.

Die Toten der Woche

Oberkriegsgerichtsrat Dr. Emil Aulhorn, † in Berlin am 4. Januar im Alter von 63 Jahren.

Ludwig Habicht, bekannter Romanschriftsteller, † in Amalfi im Alter von 78 Jahren.

Geheimer Baurat Christian Havestadt, Erbauer des Teltowkanals, † in Berlin am 29. Dezember im Alter von 56 Jahren.

Priester Johann von Kronstadt, Gründer der Johannitersekte, † in Petersburg am 2. Januar im 80. Lebensjahr (Portr. S. 58).

Bela Negrin, berühmte serbische Tragödin, † in Belgrad im 45. Lebensjahr.

Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Richard Pischel, bedeutender indogermanischer Philologe, † in Madras im 60. Lebensjahr.

Professor Freiherr Franz von Preuschen, bekannter Gynäkologe, † in Wiesbaden am 31. Dezember im Alter von 64 Jahren.

General der Kavallerie z. D. Alexander Graf v. Wartensleben, † in Berlin am 4. Januar im Alter von 70 Jahren.



Bilder vom Tage



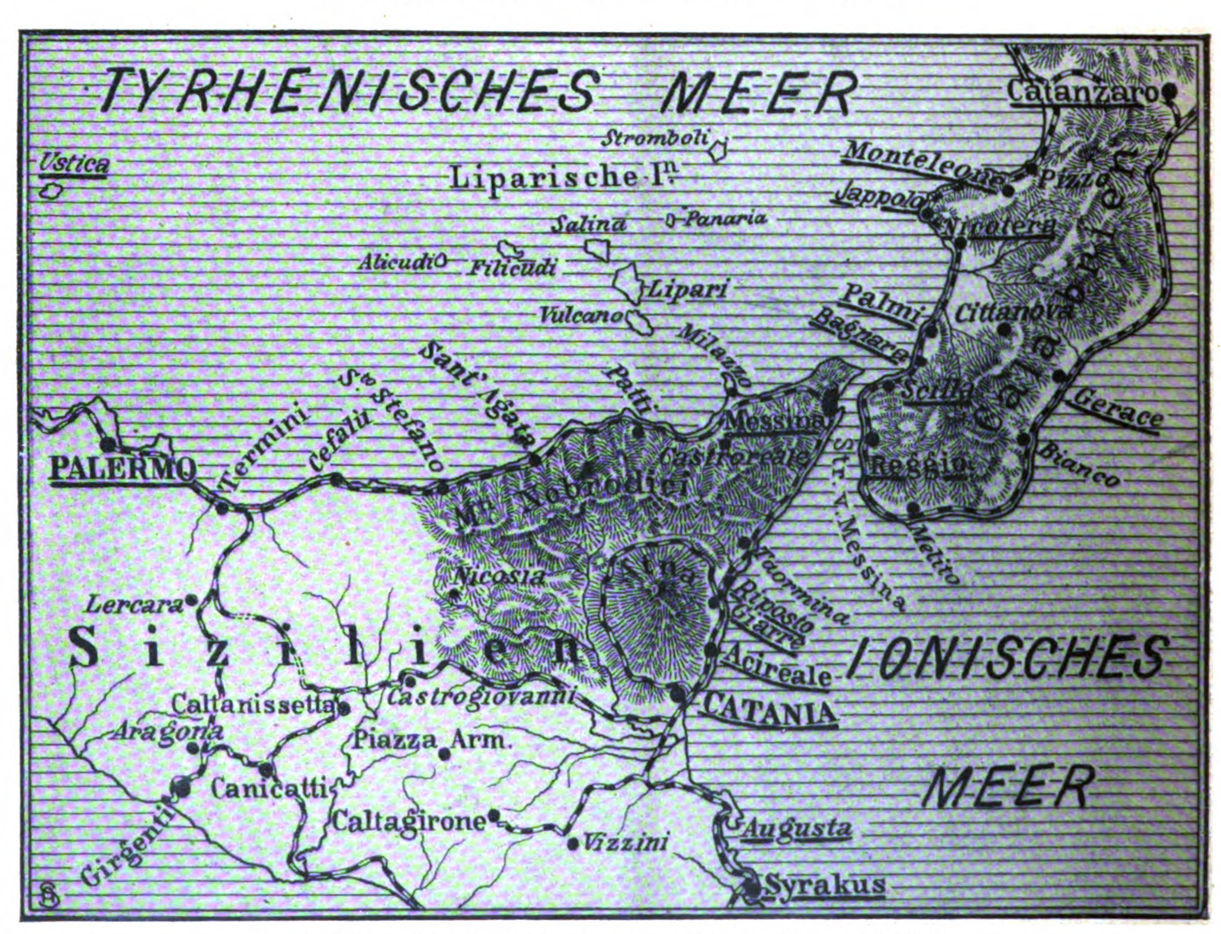
König Viktor Emanuel von Italien (×) auf der Unglückstätte von Reggio

Die Erdbebenkatastrophe in Süditalien.

Phot. Scarpettini, Rom.



Rettungsarbeiten auf der Via Cavour in Messina. Phot Scarpettini.



Uebersichtskarte des von der Katastrophe betroffenen Gebietes.

Die Erdbebenkatastrophe in Süditalien.



Die Erdbebenkatastrophe in Süditalien: Flüchtlinge auf dem Corso Vittorio Emanuele in Messina.

An der Straßenseite stehengebliebene Fassaden zerstörter Häuser. — Phot. Scarpettini, Rom.



Transport Verwundeter nach dem Hospital in Neapel.

Phot. Abeniacar.

Ankunft der Geretteten in Neapel: Ausschiffung der Verletzten.

Die Erdbebenkatastrophe in Süditalien.



Straßenbild aus Messina nach dem Erdbeben.



Russische Hilfsmannschaften bei den Rettungsarbeiten auf den Trümmern von Messina.

Die Erdbebenkatastrophe in Süditalien.

Phot. Scarpettini, Rom.





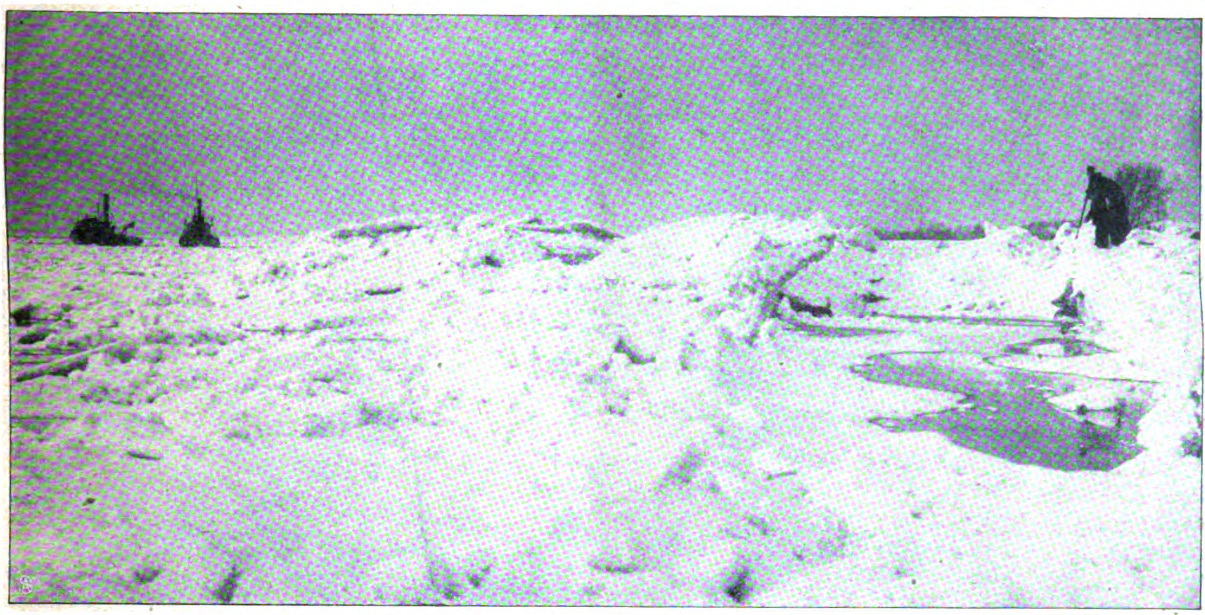
Copyright World Graphic Preß.

Pariser Arbeitslose beim Wegschaffen der Schneemassen.



Phot. M. Rol & Co.

Winterbilder aus Paris: Boulevard unter der Schneedecke.



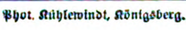
Phot. Atelier Schaul, Hamburg.

Eisgang auf der Elbe bei Hamburg.

Phot. Kühlewindt, Königsberg.

Ankunft eines Dampfers im Königsberger Hafen nach stürmischer Fahrt.

Der strenge Winter an der Nord- und Ostsee.





Phot. C. O. Bulla.

Vater Johann von Kronstadt †
der russische Wunderpriester und Gegner Tolstois.



Hofph. C. Bieber.

Kommerzienrat August Zeiß, Berlin.
Zur Feier seines 25jährigen Geschäftsjubiläums.



Frau Pickert (Frl. Abich). Handlungsgehilfe (Herr Boettcher). Pickert (Herr Zeisler) Fiekchen (Frl. Eschborn)

Szenenbild aus der Erstaufführung von Heinrich Lees Lustspiel „Der Schlagbaum“ im Königl. Schauspielhaus zu Berlin.
Spezialaufnahme für die „Woche“.



Die Biologie und die höheren Schulen.

Von Professor Dr. Friedrich Poske.

Die biologische Bewegung — so bezeichnet man kurz die Bestrebungen zur Einführung des biologischen Unterrichts in die oberen Klassen der höheren Schulen — hat in den letzten Jahren beträchtliche Fortschritte aufzuweisen. Im Jahre 1901 wurde auf der Naturforscherversammlung zu Hamburg von einer großen Zahl hervorragender Fachmänner die Bedeutung der Biologie für den Unterricht aufs kräftigste betont; das in neun Leitsätzen zusammengefaßte Ergebnis der Verhandlungen wurde zwei Jahre darauf in Kassel von der gesamten Naturforscherversammlung angenommen. Im Anschluß daran wurde 1904 auf der Versammlung in Breslau von neuem über den Gegenstand verhandelt und eine Unterrichtskommission von zwölf Mitgliedern gewählt, die dann in drei Berichten zu Meran, Stuttgart und Dresden ihre Vorschläge für eine Umgestaltung des ganzen mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts vorlegte. Nach Auflösung dieser Kommission wurde von seiten der bedeutendsten wissenschaftlichen Gesellschaften ein „Deutscher Ausschuß für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht“ eingesetzt, dem die Aufgabe obliegt, weiterhin für die Verwirklichung jener Vorschläge tätig zu sein.

In diesen Vorschlägen nimmt die Biologie als die bisher am meisten vernachlässigte unter den Naturwissenschaften die erste Stelle ein. Dem Fernerstehenden könnte es scheinen, als dränge sich hier ein neues, eben erst zur Entwicklung gelangtes Wissensgebiet in die Reihe der anderen altehrwürdigen Unterrichtsfächer. In der Tat aber ist es nichts als die gute alte Naturgeschichte, allerdings in neuem Gewande, die Einlaß begehrt. Man bezeichnet sie heute als Biologie, insofern sie sich nicht mehr oder minder ausschließlich mit der Beschreibung der Formen der Pflanzen und Tiere beschäftigt, sondern mehr die Lebenstätigkeit und die Beziehungen der lebenden Wesen untereinander in Betracht zieht. Daß ein hierauf gerichteter „biologischer“ Unterricht von besonderem Werte für die Allgemeinbildung sei, wird heut wohl von allen Seiten anerkannt. Aber das tiefere Eindringen in die biologischen Lehren setzt reifere Schüler voraus, die den hier auftretenden bedeutsamen Problemen volle Verständnisfähigkeit entgegenbringen. Wie unterscheiden sich Tiere und Pflanzen voneinander? Wie unterscheidet sich die lebende Zelle vom Kristall? Wie geht die Ernährung, wie das Wachstum der lebenden Wesen vor sich? Wie wird die Körpertemperatur hervorgebracht und reguliert? Wie geht eine neue Generation aus der alten hervor? Wie greifen geistige und körperliche Funktionen ineinander? Dies und vieles andere sind Fragen, die erst den reifer gewordenen Schüler angehen, und die zugleich für das Verständnis des Lebens von der größten Wichtigkeit sind. Es ist erschreckend, wie unwissend oder unklar viele unter den heutigen Gebildeten hinsichtlich solcher biologischer Fragen sind. Der als Gegner Häckels bekannte Botaniker Reinke sprach es unumwunden aus, er halte es für eine Schande unserer Zeit, wenn ein gebildeter Mann keine Ahnung davon habe, was eine Zelle sei, oder worin die fundamentalsten physiologischen Vorgänge, Ernährung, Wachstum, Fortpflanzung, eigentlich bestehen. Halte man es für notwendig, daß ein Gebildeter etwa von Hannibal oder von den Persern wisse, so sei es doch nicht minder notwendig, daß er über die kunstvolle Organisation und die Verrichtungen seines eigenen Körpers unterrichtet sei; mancher Mißbrauch der Jugendkraft sei auf totale Unwissenheit in biologischen Dingen zurückzuführen.

Wenn nun die Schule an der Naturentfremdung des heutigen Geschlechts die Hauptschuld trägt, so muß auch die Abhilfe von ihr ausgehen. Man könnte vielleicht meinen, daß es ausreichend sei, wenn die Schüler der oberen Klassen durch eine Reihe von Vorträgen in die Grundlehren der Biologie eingeführt würden, und wenn man das Weitere der reichen populären Literatur überließe. Gewiß könnte das recht interessant sein; aber der Bildungswert wäre gering. Denn nicht auf eine bloße flüchtige Kenntnisnahme kommt es an, auch nicht auf ein Redenkönnen über allerhand Tagesfragen, sondern auf die Gewinnung von Einsichten, die auf eigene Anschauung und eigenes Urteil gegründet sind. Dazu ist ein Unterricht erforderlich, der sich nicht mit dem bloßen Mitteilen begnügt, sondern die Schüler an die Dinge und Erscheinungen selbst heranführt und diese, wo es geht, von ihnen selbst beobachten und untersuchen läßt. Soll dies möglich werden, so muß die Biologie als besonderer Unterrichtsgegenstand neben den anderen eine Stelle im Lehrplan eingeräumt erhalten.

Auch das preußische Unterrichtsministerium hat sich der Notwendigkeit nicht verschlossen, dieser von allen Seiten und namentlich auch vom preußischen Abgeordnetenhause als berechtigt anerkannten Forderung entgegenzukommen. Durch einen Erlaß des Herrn Unterrichtsministers vom 19. März v. J. wird an allen neunklassigen Anstalten die Einrichtung des biologischen Unterrichts in den oberen Klassen zugelassen, sofern Direktor und Lehrerkollegium diese Einrichtung befürworten, und unter der Voraussetzung, daß geeignete Lehrer dafür vorhanden sind. Dabei soll möglichst die eigene Anschauung der Schüler zur Grundlage der Belehrung gemacht und auf praktische Uebungen Bedacht genommen werden. Eine Vermehrung der Gesamtzahl der Stunden soll durch die Neuerung nicht verursacht werden; es sollen vielmehr, sofern nicht ein bloß wahlfreier Unterricht beabsichtigt wird, die erforderlichen Lehrstunden von andern Fächern genommen werden. Anträge in dieser Richtung zu stellen, ist den Direktoren und Lehrerkollegien überlassen.

Es ist leicht, zu sehen, daß hier noch eine große Schwierigkeit zu heben ist. Denn bei der Mehrzahl der Vertreter anderer Fächer dürfte die Neigung, Stunden zugunsten des neuen Unterrichtsfaches abzugeben, nicht sehr groß sein. Es ist daher immerhin erfreulich, daß nach authentischen Mitteilungen, die dem Deutschen Ausschuß im September v. J. zugegangen sind, damals bereits von 57 Anstalten Anträge der bezeichneten Art gestellt waren. Man wird aber nicht fehlgehen in der Annahme, daß in der Mehrzahl der Fälle diesem Unterricht nur ein sehr bescheidenes Maß von Lehrstunden zugewiesen worden ist; ja, es wird



nicht selten sein, daß, namentlich an Gymnasien, die Biologie gezwungen ist, bei den übrigen Fächern hausieren zu gehen, derart, daß die nötigen Stunden von Woche zu Woche abwechselnd verschiedenen Fächern entnommen werden. Wie der Herr Minister in der Abgeordnetenhaussitzung vom 25. Februar 1908 erklärte, ist indes die Ordnung der Sache nur vorläufig dem freien Ermessen der Anstalten überlassen; es besteht die Absicht, vielleicht schon nach Jahresfrist eine allgemeine Regelung der Einrichtung vorzunehmen.

In der Tat handelt es sich hier um eine Frage der Organisation, die nicht von Fall zu Fall, sondern nach einheitlichen Gesichtspunkten betrachtet sein will. Und wie seinerzeit — und heut von neuem — das „bißchen Herzegowina" das Gleichgewicht Europas zu stören drohte, so greift das „bißchen Biologie" ganz wesentlich in den Organisationzustand unserer höheren Schulen ein, und es werden prinzipielle Stellungnahmen erfordert, bei denen die gesamten Bildungziele der einzelnen Schulgattungen ins Auge zu fassen sind. Dies geht sowohl die Gymnasien als auch die Realanstalten an, wie schon daraus ersichtlich ist, daß sich unter den obenerwähnten 57 Anstalten 26 Gymnasien, 12 Realgymnasien und 19 Oberrealschulen befinden.

Am schwierigsten erscheint die Lösung der Frage bei den Gymnasien, an denen ohnehin schon der naturwissenschaftliche Unterricht stark eingeschränkt ist, und denen gegenüber selbst die Unterrichtskommission der Naturforschergesellschaft sich mit einem Achselzucken begnügen mußte, allerdings zumeist aus dem Grunde, weil sie glaubte, die durch den kaiserlichen Erlaß von 1900 festgelegte Eigenart dieser Anstalten respektieren zu müssen. Hierüber sind in letzter Zeit mehrfach Kontroversen geführt worden, an denen u. a. auch der kürzlich verstorbene Friedrich Paulsen, einer der gründlichsten Kenner unseres Unterrichtswesens, sich beteiligt hat. Wer auch für das Gymnasium eine Fortentwicklung in modernem Sinne wünscht, wird nicht umhin können, den Umfang des altsprachlichen Unterrichts einer Revision zu unterziehen. Läßt man, wie schon einmal in dieser Wochenschrift auseinandergesetzt, die schriftlichen Uebersetzungen ins Lateinische als Zielforderung und als Maßstab der Leistungen auf der obersten Stufe fallen, so ergibt sich eine nicht unbeträchtliche Zeitersparnis, die den Naturwissenschaften zugute käme. Und es ist ja nicht allein die Biologie, die Anforderungen erhebt; nicht minder verlangen auch Chemie, Mineralogie und Geologie ihr Recht, und auch für die Physik ist, wenn man ihre Bedeutung für die Methode des Erkennens und für die Gewinnung eines Weltbildes in Betracht zieht, noch allzu kümmerlich gesorgt.

Ist so für die Gymnasien der Weg zur Reform angedeutet, so erscheint bei den Realanstalten die Lösung leichter, weil bei diesen jüngeren Anstalten das Gefüge der Lehrverfassung noch nicht so fest und so widerstandsfähig ist wie bei den Gymnasien. Aber anderseits ist dadurch auch der Willkür mehr freie Bahn gelassen, und leicht wird fehlgreifen, wer nicht die ganze Entwicklung dieser Anstalten ins Auge faßt. Die Unterrichtskommission hat selbst schon, von solchen Ueberlegungen ausgehend, den Vorschlag gemacht, an den Realgymnasien von der Mathematik (5 Stunden), an den Oberrealschulen von der Chemie (3 Stunden) je eine Stunde in den oberen Klassen fortzunehmen — obwohl namentlich dem ersteren Vorschlag gewichtige Bedenken entgegenstehen — und sie der Biologie zuzuweisen. Aber selbst wenn dies zugestanden wird, so bleibt immer noch die Frage, woher soll die zweite noch erforderliche Stunde genommen werden. Nun liegt an den Realgymnasien die Sache so, daß hier das Latein vor 26 Jahren eine erhebliche Verstärkung erfahren hat eben auf Kosten der Biologie, es wäre daher nicht mehr als billig, daß jetzt auch das Latein die Kosten der Reform trüge; dies um so mehr, als heut nicht mehr die Gründe bestehen, die zu der noch bis heut fortdauernden Verstärkung des Lateins geführt haben. Denn die Zuerkennung der Gleichberechtigung mit den Gymnasien, vornehmlich für das Medizinstudium, wurde seinerzeit von einem verstärkten Betrieb des Lateinischen abhängig gemacht. Inzwischen hat aber auch die lateinlose Oberrealschule die Gleichberechtigung erlangt; die Nachprüfungen in Latein, die für gewisse Studienzwecke den Oberrealschülern noch auferlegt werden, stellen so mäßige Anforderungen in bezug auf das Verständnis leichterer Schriftsteller, daß auch ein Lateinbetrieb, wie er vor 1882 an den Realgymnasien bestand, dafür völlig gegenügend erscheint. Dazu kommt, daß ohnehin die Realgymnasien an dem Uebermaß von drei fremdsprachlichen Hauptfächern kranken; für sie würde eine solche Einschränkung des Lateinischen einen Schritt zur Gesundung bedeuten — nicht zuletzt auch zur Gesundung der Schüler, die unter dem Uebermaß sprachlicher Anforderungen Schaden leiden müssen.

Die Oberrealschule endlich, diese jüngste unter den drei Schulformen, hat erst allmählich den Fachschulcharakter abgestreift; aber gerade ihrem Ursprung aus einer technischen Vorbereitungschule entsprechend wäre sie auch am ersten dazu berufen, den Naturwissenschaften einen wesentlichen Anteil an der Gesamtbildung der Schüler zu gewähren. Zurzeit freilich trägt auch sie noch vorwiegend sprachlichen Charakter; denn es stehen den jährlich 83 mathematisch-naturwissenschaftlichen Stunden nicht weniger als 106 sprachliche gegenüber. Auch wäre ja keineswegs zu wünschen, daß die sprachlichen Fächer hinter den realistischen zurückträten. Das jetzige Ueberwiegen der Sprachen ist darauf zurückzuführen, daß man diese Schulen den älteren Schulgattungen, namentlich den Gymnasien, dadurch annähern zu müssen glaubte, daß man ihnen ebenfalls eine breite sprachliche Basis gab. Und da das Latein hierfür nicht zur Verfügung stand, bürdete man die Aufgabe der logisch-grammatischen Schulung dem Französischen auf, das dementsprechend in den unteren Klassen mit sechs, in den oberen mit vier wöchentlichen Stunden betrieben wird. Aber auch hier gilt, was oben vom Latein am Gymnasium gesagt wurde. Nach einem so ausgiebigen grammatischen Betrieb auf der Unter- und Mittelstufe könnte sich das Französische auf der Oberstufe mit einer geringeren Stundenzahl begnügen. Man bedenke, daß dem Französischen auf der Oberrealschule 47 Stunden zugewiesen sind gegenüber nur 29 auf dem Realgymnasium, daß aber gleichwohl die Forderungen der Lehrpläne für beide Anstalten im wesentlichen die gleichen sind. Es ist denn auch schon von einer autoritativen Stimme aus der obersten Schulbehörde zugestanden worden, daß sich über eine derartige Verschiebung der Unterrichtstunden würde reden lassen. Aus allem Gesagten dürfte hervorgehen, daß die Möglichkeiten für einen verstärkten Betrieb der Naturwissenschaft und im besonderen für Einführung der Biologie an allen drei Arten von Anstalten gegeben sind. —



Es sei noch gestattet, einen Blick auf die andern deutschen Staaten und auf Oesterreich zu werfen. Unter den deutschen Staaten hat Bayern die neuen Anregungen am entgegenkommendsten aufgenommen und bei der Organisation seiner neuen Oberrealschulen verwirklicht. Es sind den Naturwissenschaften in den Oberklassen je sieben Wochenstunden zugewiesen, davon allerdings der Biologie nur eine, der Chemie drei, doch ließe sich durch eine Verschiebung von nur einer Stunde, sobald dies als das Zweckmäßigere erkannt wird, die von der Unterrichtskommission empfohlene Verteilung der Stunden (2 Biologie und 2 Chemie) herstellen. Auch sind auf der Mittel- und Oberstufe praktische Uebungen der Schüler vorgesehen. Auf diesem Gebiet also (wie auch auf dem des Fortbildungsschulwesens unter der großzügigen Leitung Kerschensteiners) ist Bayern voran.

Weniger weit gegangen ist man dagegen in Sachsen. Man hat sich dort nach preußischem Vorbild mit sechs Stunden Naturwissenschaft auf der Oberstufe begnügt, dafür aber dem Rechnen und der Mathematik ein Maß von Stunden zugebilligt, das noch stark an den älteren fachschulmäßigen Charakter der Oberrealschulen erinnert. Das Französische und Englische sind aber an diesen Schulen (ebenso wie an den bayrischen) mit einer erheblich geringeren Stundenzahl bedacht als in Preußen.

Von besonderem Interesse endlich ist die ebenfalls durch das Vorgehen der deutschen Unterrichtskommission angeregte Bewegung in Oesterreich. Hier ist nicht bloß eine Umgestaltung der bisher nur siebenklassigen Realschulen in achtklassige Vollanstalten im Gange, es ist auch im Anfange dieses Jahres speziell über die Lage des naturwissenschaftlichen Unterrichts an den österreichischen Gymnasien eine viertägige Beratung von Hochschulprofessoren und Gymnasiallehrern, unter Beteiligung von Vertretern des Unterrichtsministeriums und von Landesschulinspektoren, abgehalten worden. Die Naturwissenschaften stehen an den österreichischen Gymnasien schon jetzt günstiger da als bei uns, und vor kurzem erst ist in der zweitobersten Klasse eine Erhöhung der naturwissenschaftlichen Stunden auf wöchentlich vier angeordnet worden. Gleichwohl hat man sich darüber geeinigt, daß auf der Oberstufe der Gymnasien eine Vermehrung der Wochenstunden in Chemie, Botanik, Zoologie und Geologie erforderlich ist, und daß in erster Linie durch Einschränkung des Unterrichts in den alten Sprachen Platz für diese Fächer zu schaffen sei.

So kommt immer mehr die Ueberzeugung zum Durchbruch, daß auch das Gymnasium, sofern es ein lebendiger Organismus bleiben will, sich in steigendem Maße den Bildungsbedürfnissen der Gegenwart wird anpassen müssen.

Droesigl.

Roman von

Georg Freiherrn von Ompteda.

15. Fortsetzung.

Nun, wo der alte Droesigl den Groll über seine Ehe von der Seele hatte, begann er so weich zu werden, daß Agathe eine seltsame Ahnung beschlich, als ginge es doch mit ihm zu Ende.

In den großen Zügen dieses eisernen Arbeitsmenschen lag etwas Verklärtes, als sei der wilde Trieb zur Tätigkeit, der ihn in die Höhe gebracht und sein ganzes Leben hindurch beherrscht hatte, erloschen. Er sagte stolze Worte. Er freue sich über das, was er hinterlassen würde, es klang daraus ein leiser Schalk, als wollte er sagen: Ihr werdet euch wundern! Ihr ahnt ja gar nicht, wie viel es ist.

Dann sprach er von seinen Enkeln, endlich über seinen Sohn.

Es war, als bedaure er manchen Zusammenstoß von ihnen beiden. Er meinte, sie seien doch zu verschiedene Naturen. Und ein wenig deutete er an, manches, das ihm an seinem Sohn nicht gefiel, sei ein Erbteil der Mutter. Die fünfzig Unterröcke kehrten wieder, gleichsam in Verbindung mit Ludwigs Sinn für Aeußerlichkeiten.

Aber als der sonst so rücksichtslose Mann sah, daß Agathe leise die Augen senkte, legte er auch noch die rechte Hand auf den Rücken ihrer Finger, die er mit der Linken umschlossen hielt, und sagte, immer weicher werdend: „Ich will dich nicht kränken. Ich weiß, du hast Louis lieb, und ich danke dir so dafür. Man soll vor einer Frau nicht Böses über ihren Mann sagen. In meiner Natur liegt's nun mal, das Schlechte zu finden, weil man's eben verbessern möchte, und das Gute nicht weiter zu besprechen, weil's einem selbstverständlich scheint. Da werde ich mich jetzt acht Tage vor meinem Tode, jawohl, acht Tage — wehre nicht ab — nicht mehr ändern. Dazu ist's nun zu spät. Und nun will ich dir mal was sagen, ganz leise ins Ohr. Komm her."

Er blickte sich um, immer als fürchte er, die mit dem Schlüsselbund könne eintreten. Dann sprach er beinah zärtlich und preßte immer die Hand, die er in seinen beiden hielt: „Nie soll man einen ins Gesicht loben. Ich habe meinen Sohn nie gelobt. Deswegen sind wir auch wohl aneinandergeraten wie Erde und Blitz. Aber dir will ich mal eine Freude machen, sieben Tage vor meinem Tode — siehst du, jetzt hast du's auch schon eingesehen und sagst nichts mehr — nun sage ich: es können auch sechs sein. — Ich habe mich mit Louis in meinem Innern versöhnt. Seine Wege sind meine nicht. Ihr denkt übrigens, ich säße nur hinter den Kontobüchern und hätte keine Phantasie. Weißt du, daß einer, der Verbindungen schafft, Werte scheidet und eint, Phantasie haben muß? Ein Dichter bin ich nicht — unnützes Gelichter — aber geträumt hab ich immer. Von was? Vom Vorwärtskommen. Ich bin vorwärts gekommen. Je weiter meine Frau zum Teufel fuhr, desto mehr gelang mir's. Als ich eines Tages aufwachte und hatte die



ganzen Kohlenfritzen unter einem Hut, da habe ich selbst erstaunt die Augen aufgerissen. Aber ich war nicht etwa zur Welt gekommen mit dem Gedanken: du mußt der deutsche Oberkohlenmohr werden! Ich bin zur Welt gekommen mit dem Gedanken, du mußt schuften. Aber eines Tages war ich der Obermohr. Geld habe ich gemacht. Geld ist Macht, die Macht, seine Absichten den andern aufzuzwingen. Ich habe die Grundlage geschaffen. Louis kann weiterbauen. Ich hoffte, er würde es einmal auf meinen Wegen tun, aber es ging nicht — jeder nach seinen Gaben. Ich rechne nicht mit Unmöglichkeiten. Wenn ich sehe, etwas geht nicht, keine Leichenreden halten, Strich drunter. Heute freue ich mich, daß mein Sohn sich auf seine Weise 'ne Stellung gemacht hat. Ich werde mal vergessen sein. In fünf Tagen, nein, sechs hab ich vorhin gesagt, ist's vielleicht aus. Dann kommt ihr dran. Dann meine Enkel. Kind, es ist doch niemand hier?"

Agathe schüttelte den Kopf. Und er fuhr fort, schwerer sprechend, immer leiser, als dürfe es niemand hören: „Mir ist mal 'ne Namensverlängerung angeboten worden. Verstehst du? Ich habe höflich dankend abgelehnt. Würde wohl nicht die passende Figur dazu sein! Bin immer fürs innere und äußere Gleichgewicht gewesen. Ernst Droesigl als Baron wäre mir lächerlich vorgekommen. Nee, ich will als Ernst Droesigl sterben. Was später kommt, wird man sehen. Louis weiß nichts davon. Ich sage dir's hier, weil ich dich von Herzen liebgewonnen habe. Ist schwer bei mir! Meine Frau hat mal gesagt, ich kann keinen Menschen auf der Welt lieben. Also: merk dir's, daß du's weißt, oder wenn ihr's mal für die Jungen wollt. Ich habe abgelehnt — für meine Person. Wenn ihr's richtig anfangt — vielleicht wird man den ollen Droesigl nicht ganz vergessen — und der Eltern Segen baut den Kindern Häuser. Und nun Schicht, fertig mit dem Unsinn. Ich wollte dir nur sagen, das soll mein Erbteil sein. Behalt das für dich. Nun wollen wir uns Adieu sagen. Könnte sonst auch mal grob gegen dich sein, und das täte mir leid. Reise ab, mein liebes Kind. Wenn mir's ganz schlecht geht, werde ich dir telegraphieren. Es wäre mir recht, wenn du da wärst und nicht nur die mit dem Schlüsselring. Grüß mir Louis und gib den Kindern einen Kuß."

Agathe erhob sich, unfähig, zu sprechen. Sie wollte sagen, es würde besser werden; sie wollte sagen, sie bliebe noch hier, und sie wußte, das alles war diesem klugen, unerbittlichen Mann gegenüber Unsinn, der reizte ihn nur, der Unsinn, den sie vermieden hatte, solange sie ihn kannte.

Er hatte auch schon geklingelt. Fräulein Lüttgen erschien. Sie wollte dem alten Mann im Stuhl wieder aufhelfen, denn er war während der Unterhaltung nach vorn gerutscht.

Doch als sie den unvermeidlichen Schlüsselbund dazu aus der Hand legte und die Schlüssel leise klirrten, gewann der alte Herr mit einem Mal seine ganze Kraft wieder und rief: „Zum Donnerwetter noch mal, warum kommt das Abendessen nicht!"

Und er klingelte wütend dreimal. Alle weiche Stimmung war dahin, er achtete kaum auf seine Schwiegertochter, nur von dem einen Gedanken beherrscht: sein Abendessen.

Ein älteres Mädchen im schwarzen Kleid und leise ergrautem Haar brachte die Suppe.

Er herrschte sie an: „Sie wissen, ich will zur rechten Zeit essen! Keinen Abend und keinen Tag geschieht's."

Die beiden Frauen bemühten sich um ihn, und Agathe ging langsam hinaus.

* * *

Als hätte der Geheimrat eine Ahnung von seinem Tode gehabt, als er scherzend die Zahl der ihm noch gegönnten Tage herabsetzte, kam unerwartet am fünften Tage nach dem Besuch ein Telegramm an Agathe: „Geheimrat neun gestorben. Herzschlag."

Es war der bündige Stil des alten Herrn, seine Haushälterin war also offenbar nicht so ungelehrig, wie er wegen des Schlüsselringes behauptete.

Es war kein Jagdtag heute, Ludwig war zum Kanal gegangen, um nach den Mauerarbeiten an der Elektrizitätsanlage zu sehen.

Agathe schickte Oskar sogleich in den Park, ihren Mann zu holen. Er sollte schonend ein paar Worte sagen, der Geheimrat wäre kränker geworden. Inzwischen ging sie hinüber zu ihren Söhnen. Der Nachfolger des Herrn von Istrow erhob sich und machte eine Verbeugung, wie sie Ludwigs Wünschen entsprach.

Sie wollte es Erich mitteilen, doch der hatte schon die Tränen im Auge der Mutter bemerkt, sprang auf, schlang den Arm um sie, und wie er sie mit ritterlicher Artigkeit tröstete, wie er die Absätze schloß und eine Art stramme Haltung einnahm, war er das Ebenbild seines Vaters: „Was hast du denn, Mutti?"

Sie strich ihm über den blonden Kopf: „Ich muß euch was erzählen. Komm, Egon."

Egon sah sie an mit scharfen Augen, die ihm die Großväter gegeben zu haben schienen. Der kleine Mann hatte etwas Sicheres, als er aufstand, sein Buch zuklappte und zu der Mutter schritt. Während nun Erich schmeichelnd ihren Aermel glatt strich, denn er hatte einen auffallenden Sinn für Ordnung, begann Agathe ihren beiden Söhnen, indem ein Schleier sich über ihre Augen senkte, zu erzählen, der Großvater sei gestorben. Die Jungen schwiegen. Egon machte ein ernstes Gesicht und sah vor sich hin, Erich küßte seine Mutter und tröstete sie in förmlich wohlgesetzter Rede: „Mutti, du darfst nicht weinen, das mag Papa nicht gern. Nicht wahr, Herr Holzmer, Mutti soll nicht weinen?" Und dann sagte er altklug: „Der arme Papa!"

Er schien nur traurig zu sein für seine Mutter und für seinen Vater. Sie kannten ja beinah den Großvater nicht.

Egon aber sagte kein Wort.

Da fragte Agathe: „Nun, Egon, ist das nicht traurig?"

Er blieb vor sich hinstarrend stehen, die zart geschwungenen Augenbrauen, jetzt, wo er die Stirn in krause Falten legte, dicht und stark.

Seine Mutter sagte vorwurfsvoll: „Nun, ist das nicht traurig? Der arme Großpapa!"

Der Knabe regte sich nicht.

Agathe nahm seine Hand. Widerstrebend nur überließ er sie ihr.

Erschrocken fragte sie: „Bist du denn nicht traurig, Egon?"

Der schüttelte den Kopf, während Erich seinem Bruder den erziehlich mißbilligenden Blick des Aelteren zuwarf. Als seine Mutter ihm weiter zuredete, sagte der kleine Mann, immer mit gerunzelten Brauen, kurz und scharf: „Mama, warum soll ich traurig sein?"

„Wenn Großpapa gestorben ist?"

Aber das Kind schüttelte den Kopf: „Er hat mir nie was geschenkt."

Die Mutter zog ihn auf den Schoß. Sie sagte etwas von den Pflichten der Kinder gegen die Eltern und fragte, ob es ihm denn zum Beispiel gleich sein würde, wenn Mutti stürbe?

Da wandte der Knabe seinen harten Schädel der Mutter zu und verbarg ihn an ihrem Hals.

Da dachte Agathe an ihren Mann, ließ Egon sanft vom Schloß herab, stand auf und sagte: „Nicht wahr, Egonchen, das machst du nicht wieder! So was sagst du nicht vor Papa, wenn er dir von Großpapa spricht!"

Der Kleine schüttelte den Kopf: „Papa spricht nicht vom Großpapa, nur du, Mutti!"

Weil Herr Holzmer dabei stand, schämte sich Agathe über das Wort aus dem Kindermund und ging schnell hinaus. —

Ludwig trat in das Zimmer seiner Frau.

Blaß, ernst fragte er: „Mein Vater ist wohl gestorben?"

„Woher . . ."

„Was soll es denn anders sein? Und du weinst?"

Da sagte sie es ihm. Er ging im Zimmer auf und nieder, trat ans Fenster und blickte hinaus. Agathe griff schmeichelnd nach seiner Hand. Aber er machte sich sanft los und ging wieder im Zimmer hin und her. Mit einem Mal stürzte er auf sie zu, umschlang sie, küßte ihre Wange, ihren Mund, zog ihre Hand an die Lippen und legte seinen Kopf an ihre Brust.

Dann machte er sich los und sagte mit unbewegtem Gesicht, in dem das Auge nicht zuckte, in dem die Wimpern sich nicht näßten: „Jetzt habe ich auf der ganzen Welt nur dich!"

Sie meinte: „Und unsere Kinder!"

„Das kommt erst später. . . . Jetzt habe ich nur dich."

Er schloß sie noch einmal heftig in die Arme und rannte spornstreichs zum Zimmer hinaus. Oskar gab er den Befehl, sofort alles Nötige zur Abreise einzurichten.

White gab er kurze Anweisungen über das Diner, und was er jedem einzelnen Hausbesuch zu sagen hätte. Dann ging er zu einem der Fremdenzimmer im andern Flügel, klopfte, und als der Prinz „Herein!" rief, streckte er seinem Schwager die Hand entgegen: „Mein Vater ist gestorben, ich muß gleich abreisen. Unter diesen Umständen können hier keine Jagden mehr sein. Es wären ja nur noch drei. Sage es, bitte, den Herren. Und bitte, sage ja jedem ein paar entschuldigende Worte von mir."

Der Prinz wollte ein Wort des Beileids sagen, doch Ludwig fuhr hastig fort: „Aber natürlich: wer bleiben will, bleibt. Dränge niemand fort! Ich bin nicht imstande, mit jemand zu sprechen, es werden jetzt so bedeutende Aenderungen in meinem Leben . . . das wollte ich nicht sagen, ich meine nur, ich muß eben fort. Willst du so gut sein?"

Dann war Ludwig hinaus.

*

Die Beisetzung des Geheimrats Droesigl fand in Dümen statt, mitten im Kohlenrevier, auf dem kleinen Dorffriedhof im schwarzen Lande, wo keine prunkvollen Grabdenkmäler standen, aber überall die gekreuzten Hämmer des Bergmanns über den Inschriften. Im Testament fanden sich kurze Bestimmungen über das Begräbnis.

Blumenschmuck war verbeten, auch von den nächsten Angehörigen, mit der seltsamen Begründung: „Ich habe niemals Interesse für Blumen gehabt, wünsche deshalb nicht, daß meine Erben auch nur den geringsten Teil meines Nachlasses für Blumenschmuck verwenden."

Der Sarg wurde getragen von Bergleuten jener Zeche, auf der der Geheimrat als Kohlenzieher begonnen hatte.

Jeder der Träger erhielt dafür die Höhe des ersten Jahreslohnes, den im Bergwerk Geheimrat Droesigl einst verdient hatte. Als Geistlichen wünschte der Tote einen Enkel jenes Pastors zu haben, der ihm einst den ersten Unterricht erteilt und ihm somit im Leben weitergebracht hatte. Auch die Bibelstelle für die Grabrede war bestimmt: „Hiob 7, 16: Ich begehre nicht mehr zu leben. Höre auf von mir, denn meine Tage sind eitel gewesen. — 42, 17: Und Hiob starb alt und Lebens satt."

Zu der Beisetzung war eine unendliche Anzahl von Menschen erschienen, die Ludwig, den Geschäften seines Vaters vollkommen fernstehend, gar nicht einmal dem Namen nach kannte.

Da waren alle die Herren, die mit ihm im Kohlensyndikat vereinigt gewesen waren. Da kamen Grubenbesitzer, Maschinenbauer, Bankdirektoren, Aufsichtsräte, Handelsrichter, Großkaufleute, Techniker, Juristen, Bergakademiker, Hochschulprofessoren. Das Herrenhaus hatte eine Abordnung entsandt, die Ludwig mit besonders tiefer Verbeugung begrüßte. Die Regierung war vertreten vom Landrat bis zum Oberpräsidenten und einer ganzen Anzahl von Ministern. Und bei keinem versäumte er es, sich als Sohn bekannt zu machen. Am Tage des Begräbnisses kam heraus, welch fürstliche Wohltätigkeit der alte Herr im stillen geübt hatte, denn wo er gab, geschah es unter der ausdrücklichen Bedingung, es dürfe kein Wort in die Oeffentlichkeit dringen.

Da standen die Vorsitzenden, die Aerzte, die Abordnungen von einer unendlichen Reihe von Wohltätigkeitsanstalten, Kassen, Krankenhäusern, Krüppelheimen, Siechenhäusern, Irrenanstalten, von Kliniken und Tuberkuloseheimen. Alle sagten Ludwig, wie sie gar nicht genug ihren Dank ausdrücken könnten für das Institut, das sie vertraten. Ja, dieser und jener machte, besorgt für seine Armen, seine Kranken, eine Anspielung, Ludwig möchte als Sohn ihnen seine Wohlgeneigtheit erhalten.



Jedesmal verneigte sich Ludwig vor den Herren, jedesmal schien er sich ein wenig höher aufzurichten in befriedigtem Stolz.

Es war ein trüber Herbsttag. Man ahnte die Stelle am Himmel, wo die Sonne stand, aber es ward nur ab und zu heller, als würde sie sich durchkämpfen; dann nahm das Licht wieder langsam ab. Endlos schien der Leichenzug.

Niemand hatte eine solche große Beteiligung vorausgesehen. Und jeder der Tausende hatte einen Grund, weshalb er erschienen war. Hier hatte der alte Brummbär die Frau unterstützt, dort die Tochter, hier den Enkel.

In seiner Verwaltung gab es, wie bei Ludwig in kleinem Maßstab, ein besonderes Kontor, wo alle Bittgesuche geprüft wurden, um schließlich dem Chef zur Ablehnung oder zur Erfüllung der Wünsche vorgelegt zu werden.

Und all diese Menschen, die von dem alten Herrn einmal im Leben einen Dienst empfangen, hatten sich eingefunden.

Unabsehbar war das große Heer der Grubenarbeiter, gegen die der Verstorbene immer menschlich gehandelt, deren Partei er oft gegen die Kollegen oder im Parlament ergriffen, für die er immer eine offene Hand gehabt hatte, nie vergessend, daß er aus ihnen emporgekommen war.

Der kleine Friedhof lag erhöht um die Kirche. Rundum konnte der Blick frei schweifen über das schwarze Land, das dunkel dalag mit seinen Schlackenhalden, dem Wald von Essen, Rauch und Ruß verbreitend, daß es über dem Revier wie eine ewige Wolkenschicht schwebte. Schwarz wimmelte es von all den Menschen, aus denen nur hier und da im Zuge die Goldspitzen der Fahnen von Korporationen und Vereinen leuchteten.

Ungezählte Neugierige standen überall herum, hockten auf den Mauern, lehnten an den Fenstern, saßen auf den Dächern. Für die größtenteils katholische Bevölkerung war dieses riesige protestantische Begräbnis etwas, das sie mit einer gewissen Neugierde betrachteten.

Als der Geistliche anfing zu sprechen, in seinem einfachen, schwarzen Talar, war atemlose Stille in aller Runde. Irgendwelche hatten den Hut abgenommen, obgleich es noch nicht notwendig war, und nun folgte ihrem Beispiel die ganze Menge: ein Rauschen ging durch die Menge, in einer gleichen Bewegung sah man helle Hände steigen und schwarze Hüte senken.

Agathe stand da in ihrem dichten, schwarzen Schleier neben ihren Söhnen. Erich ruhig, die Augen gesenkt, Egon aufmerksam sich umblickend mit seinem kleinen, glatten Gesicht, über dem sich nur die Augenbrauen runzelten.

Prinz und Prinzessin Hohengart waren erschienen, Gräfin Patsch hatte es nicht für nötig gehalten, aber Ludwigs Schwager Reguier stand da im Mantel, mit der Tschapka. Der junge Graf Lindenbach vertrat die Werffener, der Gesandte war auch gekommen.

Alle die Getreuen des Hauses waren beinah vollzählig vertreten. Bei all den vornehmen Namen und glitzernden Uniformen, die mit der Kohlenarbeit des Geheimrats wenig Berührungspunkte hatten, würde der alte Droesigl wohl ein erstauntes Gesicht gemacht haben.

Die Feier war ganz kurz, wie es der Tote gewünscht hatte.

Als der Geistliche das „Amen" gesprochen hatte und der Sarg niedersank, drängte man sich, stieß sich, und all die Dürftigen und kleinen Leute in ihrem schwer errungenen schwarzen Sonntagsrock und all die Zuschauer reckten die Hälse. Man machte sich aufmerksam auf den Sohn.

Da ward manch einem bange: „Wird er auch was geben wie der alte Herr?" Sie sahen ängstlich das ernste Gesicht, den Anzug nach dem letzten Schnitt, dieses Mannes, der so viel kleiner war als die Riesengestalt des alten Herrn, dieses Mannes, der so ganz anders aussah als die wilde Mähne und der wüste Bart des Toten.

Dann trat in langer Reihe einer nach dem andern an die Gruft, den letzten Gruß hinabzusenden, und wie die Schollen prasselten und sich der Grabhügel hob, kein Erbbegräbnis, sondern ein Hügel mitten unter der Reihe der bescheidensten andern, da wurde geflüstert, der Tote hätte bestimmt, Kreuz und Schmuck auf seinem Grabe dürfen fünfzig Mark nicht übersteigen.

Darüber freuten sich die kleinen Leute: so war der alte Herr ja gewesen!

Ludwig ging zu den Ministern, zum Oberpräsidenten mit abgenommenem Hut und machte eine tiefe Verbeugung.

Jedem drückte er seinen Dank aus. Diesen und jenen begleitete er ein Stück. Dann begann der Strom sich zu verlaufen, die Sonne hatte sich nach vergeblichem Kampf mit den Wolken ganz versteckt; es war düster auf dem Friedhof geworden, und das schwarze Land, das den Kohlenbaron geboren hatte, lag da mit seinen qualmenden Essen grau in grau.

Agathe fuhr mit ihren Kindern und Hohengarts nach Kölln zurück.

Ludwig blieb noch da. Er machte den wichtigsten Herren, die er im Hotel oder in den Nachbarstädten noch erreichen konnte, einen Erkenntlichkeitsbesuch für die Teilnahme an der Beisetzung.

Dann wurde nach einer Liste, die peinlich genau aufgenommen worden war, die Danksagung verschickt, unterzeichnet: Ludwig Droesigl, Agathe Droesigl, geborene Gräfin von Kölln, und zwei Söhne.

Dann kehrte Ludwig auf einige Zeit nach Kölln zurück.

Er war ernst, sprach öfters von seinem Vater, aber den größten Eindruck schien ihm das Leichenbegängnis gemacht zu haben. Er wußte jeden, der dagewesen war, und sagte immer wieder bei Tisch: „Liebes Kind, hast du Exzellenz Dittfurth gesehen und Exzellenz von Greben?"

Sie schüttelte den Kopf. Sie hatte sich nicht umgeblickt.

(Fortsetzung folgt.)

Als er einmal fragte, ein wenig erstaunt, der oder jener wäre doch für ihn wichtig, fragte sie: „Wichtig? Wie meinst du das?“

Er brummte: „Ach, ich meine nur so.“

Da gab sie zurück, ein wenig gegen ihr Gefühl, weil sie ihn nervös fand: „Denke doch, der dichte Schleier.“

„Ja, ja!“

Nach ein paar Tagen fragte er beim Frühstück: „Der Minister des Innern war doch da und der Eisenbahnminister und der Handelsminister — sollte ich den Herren vielleicht in Berlin meine Aufwartung machen?“

„Du hast dich doch bedankt.“

„Es könnte nichts schaden. Ich will nicht ungezogen sein.“

Sie hatte Angst, er täte zuviel: „Aber, Ludwig, das wirst du nie sein.“

Nun wurde er aufgeregt: „Du scheinst ja nicht zu wollen?“

Da sagte sie: „Vielleicht sprechen wir nach Tisch darüber?“

Und sie warf einen Blick zum Hauslehrer und zu den Kindern.

Als sie aber dann allein in ihrem Zimmer saßen, denn die Jungen liefen bei den kurzen Sonnenstrahlen des beginnenden Winters noch einmal durch den Park, bat Agathe: „Ludwig, sei mir nicht böse. Hast du nicht gesagt, du hättest nur mich?“

Er fragte freundlich: „Ja, Kind, und ist das nicht richtig?“

„Sollten wir beide dann nicht alles miteinonder besprechen?“

„Ich frage dich doch immer!“

„Du hast den Kopf voll, gerade jetzt bei den vielen Geschäften entgeht dir vielleicht etwas, und deiner Frau Augen sehen für dich! Habe ich nicht recht?“

Fortsetzung folgt.

Die Eisläufer.

Alle Lenze, wenn die Eisdecke splittert,
Sieht man sie versinken im Grund,
In milchheller Mondnacht, nebeldurchzittert,
Mit glashellem Schrei, ertrinken im Sund.

Zwei Eisläufer, die wie die Schwalben fliegen,
Zwei Läufer, die in der Ewigkeit
Nicht schweben wollen, sie wollen sich wiegen
In geschmeidiger Kräfteseligkeit.

Sie kommen, sie fassen sich an den Händen,
Die eine von Süden, der andre von Nord,
In schwalbenseligem Fliegen und Wenden
Gleiten sie über den weissen Fjord.

Wer sie sah, den hat es durchgraut und durchzittert,
Wie sie sich hoben vom bleichen Grund.
Alle Lenze, wenn die Eisdecke splittert,
Sieht einer sie versinken im Sund.

Frida Schanz.

Die Farben und ihre Namen.

Von J. Singer.

Die Farben sind das schönste in der Natur. Sie sind der Ausdruck ihres Lebens und Schaffens. Im Januar, in den Karnevalsfesten feiern die Farben im Volk ihren höchsten Triumph.

Wie viel Farben gibt es, und haben alle Farben Namen? A. König hat berechnet, daß ein normales (nicht farbenblindes) menschliches Auge im Sonnenspektrum (wenn dasselbe in seinen verschiedenen Teilen den gleichen Helligkeitsgrad hat) 160 verschiedene Farben unterscheiden kann. Herschel hat die Zahl der Farben in den römischen Mosaiken bis auf 30,000 berechnet. Der geübte Maler unterscheidet viel mehr Farben und viel feinere Farbennuancen als der Laie. Außerdem haben die Alten überhaupt weniger Farben unterscheiden können als wir, denn der Farbensinn der Menschheit hat sich entwickelt. Den Aegyptern soll das Violett unbekannt gewesen sein. Bei Homer, in den altindischen Dichtungen, in der Bibel wird der Himmel nicht ein einziges Mal „blau“ genannt; man muß daher annehmen, sie haben nicht gewußt, daß er blau ist — verschwiegen hätten sie uns eine solche Wahrnehmung sicher nicht. Bei den Griechen und Römern finden sich Bezeichnungen wie κυάνεος, caeruleus, die heute mit blau übersetzt werden; das letztere heißt eigentlich „wachsfarben“. Nach der Farbe ihres Haares nannten sich die Griechen κυανόθριξ, was sich doch wohl nur mit „schwarzhaarig“ übersetzen läßt; tiefschwarzes Haar hat freilich einen bläulichen Schimmer. Es geht daraus hervor, daß die Grenzen bei jenen nicht zu enge gezogen und Farben, die wir trennen, unter ein und dieselbe Bezeichnung zusammengefaßt wurden. Noch merkwürdiger ist, daß Homer den Regenbogen nicht bunt, sondern purpurfarben nennt. Dies läßt vermuten, daß auf ihn die rote Farbe einen besonders starken Eindruck gemacht hat, wogegen die anderen mehr zurücktraten, namentlich aber die blaue, die weder so feurig ist wie die rote, noch so licht wie die gelbe. Dafür spricht auch, wenn von den ältesten griechischen Malern berichtet wird, sie hätten nur mit Rot, Gelb, Schwarz und Weiß gemalt.

Die Sprachforschung zeigt, daß die Namen der Farben ursprünglich den Gegenständen angehörten, die die entsprechende Farbe haben. Bei den ältesten



Farbennamen Rot, Grün, Gelb, Blau, Schwarz, Weiß und Grau kann ihr Ursprung nicht mit Sicherheit nachgewiesen werden. Doch bezieht sich wahrscheinlich Rot auf das Blut; Grün kommt von einem alten Zeitwort, das unserem „wachsen" etwa entspricht; Grau ist ebenfalls damit verwandt. Gelb soll mit hell (und auch mit Galle) zusammenhängen, Braun mit brennen ahd. brûn; Blau von blagen (qualmen; englisch black = Schwarz) wird mit dem lateinischen flavus (blond) in Beziehung gebracht. Weiß kommt von weit. Schwarz oder gemein-germanisch swartaz läßt sich mit dem lateinischen sordes = Schmutz in Zusammenhang bringen.

Die Ableitung der Farbennamen von äußeren Objekten wird durch sprachliche Erscheinungen unterstützt, die sich fortwährend unter unseren Augen ereignen oder der geschichtlichen Nachweisung noch zugänglich sind. Die Farbenbezeichnungen, zu denen die neuere Technik und Optik gegriffen haben, um die altüberlieferten Farbennamen zu ergänzen, wurden, soweit sie nicht ganz willkürlich nach Personen- und Ortsnamen gebildet sind (wie Bismarcksbraun, Schweinfurtergrün, Berlinerblau u. dgl.), gefärbten Gegenständen entnommen: wie Orange (Frucht), Violett (Viola), Purpur, Rosa, Olivgrün, Schwefelgelb usw. — Dagegen scheint es, daß die Bezeichnung des allgemeinen Begriffs Farbe, die gemäß dem Bildungsgesetz der Begriffe späteren Ursprungs als die Benennung der Einzelfarben ist, von der Vorstellung des „Bedeckens, Verbergens" ausging. Das Wort Farbe rührt wahrscheinlich von var — bedecken her.

Viele Farbenbezeichnungen verdanken wir unseren Frauen. Bei diesen sind ja Beschäftigungen, die in das Gebiet der Farbe hineinreichen, weit allgemeiner. Dadurch ist manches Fremdwort bei uns heimisch geworden; so Lila, Paille, Strohfarbe, ein helles reines Gelb, Chamois, Rehfarbe — sanftes Hellbraun, Pensee — das tiefe samtfarbige Violett vom Stiefmütterchen, Ponceau — Punischrot, Isabellfarbe — sehr blasses Orange.

Die Farben, die am meisten in der Natur vorkommen, haben zuerst ihre Bezeichnungen erhalten. Das sind: blau, grün, gelb, rot, weiß und schwarz. Das Blau des Himmels und das Grün der Vegetation spielen in der Natur vor allen anderen Farben eine bevorzugte Rolle; das Gelb gehört als Farbe der herbstlichen Pflanzenwelt, des Wüsten- und Dünensandes usw. zu den verbreitetsten Färbungen in der Natur. Das Rot des Blutes nimmt, wenn nicht durch seine Verbreitung, so doch durch den starken Eindruck, den es ausübt, eine ausgezeichnete Stellung ein. Weiß und Schwarz sind die beiden Kontrastfarben des Lichtes und der Finsternis.

Wenn nun die Bezeichnungen der Farben ursprünglich den farbigen Gegenständen angehörten und nur langsam in der Entwicklung des Menschen eine selbständige Bedeutung als Empfindung erlangt haben, so hatte sich im weiteren Fortgang der menschlichen Entwicklung der umgekehrte Prozeß eingefunden: Infolge der wichtigen Rolle, die die Farben im Leben spielen, wurden die Farbennamen auf Gegenstände symbolisch übertragen. Insbesondere wurden verschiedene Gefühle durch Farben dargestellt, die ähnliche Gefühle hervorriefen. Schwarz ist Beharren in dem von außen unerregten Zustand, „Schlaf des Auges" (Oken), und darum die Farbe der Leerheit, Ruhe, des Todes und der Ewigkeit, auch der zurückweisenden Abgeschlossenheit, der männlichen Festigkeit und Pflichttreue. Weiß drückt die Stimmung allseitig und gleichmäßig herab; sein Charakter ist einerseits ruhige, widerstandslose Verkündigung einer höheren Macht (Priesterfarbe), andererseits unbefangene Hingabe an eine harmonische Welt (weibliche Unschuld, Kandidatentracht). Blau grenzt durch seinen Ton an das Schwarz, mit dem es, wie erwähnt, in einigen Sprachen den Namen teilt; auf Schwarz bezogen, wirkt es milde erregend, sanft belebend („ein reizend Nichts", Goethe); auf die helleren Farben gelb, grün und rot bezogen, erscheint es als Zurücksinken in Ruhe, Ausdauer, Gleichmut und Treue, aber auch als Eingeständnis der Schwäche und Demut (Lieblingsfarbe beschaulicher Völker, wie der friedlichen Noraqueindianer, Navayan der Inder). In ähnlicher Weise verhält sich Gelb zu Weiß, dessen Gegensatz es bildet: Gelb gilt daher als Mäßigung des Lichtes, wie es Goethe darstellte, als Symbol für das Herabsteigen des Göttlichen in das Menschliche oder umgekehrt, die Erhebung der tieferen Farbe in die Region des Lichtes und schließt insofern etwas Beseligendes, Verklärendes in sich. Es ist die heilige Farbe der Chinesen, der Japaner, der Buddhisten überhaupt, der Sandwichinsulaner u. a., wird aber auch am leichtesten matt und trübe und liebt darum glänzende, feine Stoffe. Rot ist die kräftigste Farbe, bricht gleichsam die Stimmung durch starke, aber gemessene Eindrücke in zwei gleiche Teile um: Farbe des Kampfes, der Kraft, heißt Farbe überhaupt und gilt bei kriegerischen Völkern (den Spartanern, Mandanerindianern) als die heilige Farbe, als die Farbe der Schlacht, des Gerichts und der höchsten Festfeier (des Hochgezites bei den Germanen). Bei Homer heißt der Tod (bei Anakreon die Kypris) πορφύρεος. Ein sehend gewordener Blinder erkannte im Scharlachrot das Charakteristische des Trompetengeschmetters wie im Himmelblau das des Flötentons; der taubstumme Kruse stellte den Schall der Trommel mit der Wirkung des Rot, den der Orgel mit Grün, den des Basses mit Blau zusammen. Violett hat etwas Beunruhigendes, Prickelndes an sich; als Wandfarbe verbannt es nach Goethes Behauptung das Behagen ruhiger Konversation; es ist die Farbe des Mangels (Oerstedt), der inneren Gärung (Bratranek), der unbestimmten Sehnsucht. Grün nimmt eine mittlere Stellung ein zwischen dem hellen Rot und dem dunklen Violett, bildet die echte Durchschnitts- und Gleichgewichtsfarbe, die mütterliche Farbe (Tieck), die Farbe des Vertrauens (Oerstedt), der Naivität des Kinderlebens (Bratranek), die Lieblingsfarbe des deutschen Bürgertums im Mittelalter.

Grau ist, wie allgemein bekannt, die zerfallene, schwankende Farbe; daher ihre Geringschätzung: es ist die Farbe der Möglichkeiten, des Zweifels, der Tatenlosigkeit, der Geister zwischen gut und böse. „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, Und grün des Lebens goldener Baum", sagt im „Faust" der Mephistopheles. Die symbolische Verwendung der Farben geht übrigens bei den verschiedenen Völkern sehr weit auseinander, was durch den Nationalcharakter und die Verschiedenheit der Auffassungsweise bedingt sein mag. Eins der stärksten Beispiele hierfür sind die Feuerländer, die sich des Weiß als Kriegs- und des Rot als Friedensfarbe bedienen.

Spanische Tänze.

Von Oskar A. H. Schmitz.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen von H. Manuel.

In allen Ländern wird getanzt, aber nur in Spanien ist der Tanz ein wirklich integrierender Bestandteil des Lebens geblieben wie wohl unter keinem anderen christlichen Volk in Europa. Provinziallandtage werden mit Tänzen eröffnet, am Fronleichnamsfest tanzen Jünglinge am Altar wie weiland König David vor





Der spanische Tanz: Begrüßung des Publikums.



Kastilianische Tänzerin.

der Bundeslade. Schon die Briefe des Plinius rühmen die Tänzerinnen aus Cadiz, die bei römischen Gastereien ebensowenig fehlen durften wie Austern und seltene Fische. Ein Pater Martin aus Alicante versucht um 1600 in einem Buch „delicias gaditanas“ den Nachweis, daß die damaligen spanischen Tänze die gleichen sind wie im Altertum. Die crotalia der Alten sind nichts anderes als Kastagnetten, die unter dem spanischen Trajan in Rom Mode wurden. Die baskische



Typus einer Tänzerin aus Malaga.

Trommel, pandero, findet sich auf antiken Reliefs als tympanon wieder. Alle diese Elemente treffen wir noch heute, wenn wir ein echt spanisches Wirtshaus, etwa eine malaguenische Schänke, oder ein Café in Sevilla betreten.

Was aber den spanischen Tanz so besonders charakterisiert, das erotische Element, hat er von den Mauren überkommen. Wer je eine orientalische Stadt betrat, erinnert sich der dürftigen Holzbühnen in verqualmten Räumen, wo vier oder sechs Frauen hocken in grellen Gewändern, von Flitter beladen, mit gemalten Gesichtern. Abwechselnd erheben sie sich beim erregenden Rhythmus altertümlicher Instrumente. Mit langsamen Schritten beginnen sie, die Gebärden werden immer lebhafter und deutlicher, bis sie unter ermunternden Zurufen und Händeklatschen der Umgebung in einen krampfhaften Taumel geraten, in dem es kein Ermüden mehr gibt. Langsam werden die Zuschauer von der aufgeführten Raserei fasziniert. Ein Schweigen, als



Tänzerin mit sevillanischer Mantilla.

Spanische Tänzerin mit orientalischem Kopfschmuck.





Spanische Kastagnettentänzerin.

lausche man einer Tragödie, liegt über dem Raum. Alle Augen starren auf das bunte Flitterbündel, das sich mit jauchzenden Seufzern auf der schmalen Bühne dreht. „On danse l'amour", flüsterte mir in einem algerischen Caféhaus ein Nachbar erklärend ins Ohr. Von dieser mystischtragischen Erotik, deren äußerste Erregung sich ganz nach innen kehrt und den Zuschauer selbst nicht aufpeitscht, sondern in starre Ekstase versenkt, ist ein gutes Teil in den spanischen Volkstanz übergegangen. Während des 17. und 18. Jahrhunderts zwar, als italienische und französische Gesellschaftsitte das akademisch höfische Ballett auch nach Spanien brachte, wurden nationale Sitten in den Hintergrund gedrängt. Aber nach dem Erbleichen des Sterns von Versailles finden wir auch hier wie im übrigen Europa ein Wiedererstarken heimatlicher Traditionen. Unter den heute allgemein bekannten Namen Seguidilla, Bolero, Fandango kommen die alten andalusisch-



Volkstänzerin mit buntgesticktem Schal.

maurischen Tänze wieder zur Herrschaft, die wir noch heutigestags finden.

In ihrer vom nordischen Reisenden besonders gerühmten „Urwüchsigkeit“ liegt indessen nicht die mindeste regellose Unordnung, die man hie und da auf unseren modernen Festen findet, wo die konventionelle Form der Gesellschaftstänze durchbrochen werden soll. Diese Ausbrüche spontaner Leidenschaft sind vielmehr an gewisse, dem Kenner (aficionado) wohlbekannte Regeln gebunden, deren Verletzung keineswegs als originell, sondern im Gegenteil als Unfähigkeit empfunden wurde.

Der spanische Tanz ist fast immer Pantomime. Ihr Inhalt ist die Liebe in ihren zahlreichen, mehr oder weniger dezenten oder indezenten Nuancen: Werbung, Ablehnung, Gewährung, Entgleiten, sei es, daß wie in der Seguidilla mehrere Paare sich ineinander verschlingen, um im gesteigertsten Leidenschaftsausbruch der Musik gleichzeitig den Höhepunkt der Tanzbewegung zu finden und bei kurzem Abbrechen in stilvoller Pose plötzlich zu erstarren (bien parar nennt man das), sei es, daß beim Polo oder Fandango, dem tollsten von allen, ein einzelnes Paar unter Seufzen und Sängen eine Liebesszene tanzt. So wie oft in der Kunst ein technischer Zwang den Ausdruck steigert, so scheint auch hier die Intensität der Form dadurch zu gewinnen, daß die einzelnen Tänzer sich nicht berühren dürfen.



Varietétänzerin aus Madrid.

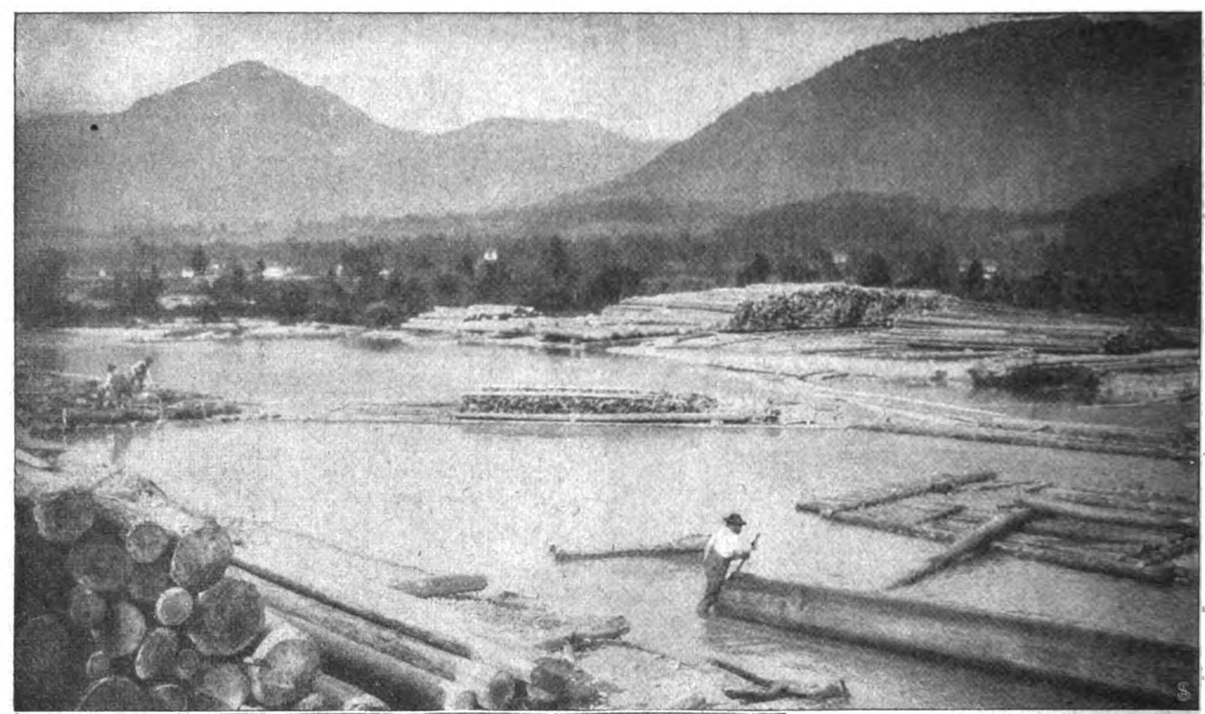
Die berühmte Fanny Elsler hat zuerst den spanischen Tanz, die Cachucha, auf die mitteleuropäischen Bühnen gebracht, wo er, immer mehr gemildert und banalisiert, seine Beliebtheit bis heute behauptet. Natürlich hat diese jedem Varietébesucher bekannte Umformung auf Spanien zurückgewirkt, und wie in Neapel und Sizilien finden wir dort bereits unechte, auf Fremde berechnete Schaustellungen, wie sie verliebten und zerstreuten Hochzeitsreisenden zu genügen pflegen.

Aus dem Leben einer Tanne.

Von A. Schupp. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen von H. Traut.

Einst verehrten die Menschen — besonders in Germanien — den Wald als eine Wohnstätte der Götter. Die einzelnen Bäume galten als Aufenthaltsort der Seelen Abgeschiedener, und überdies bevölkerte die Phantasie unserer Vorfahren den Wald mit „Wildleuten“, „Holz- und Moosfräulein“, „Fanggen“, „Saligen“ und anderen Geistern, die die Bäume bewohnten. Da Götter und Geister den Menschen nützen oder schaden können, entwickelte sich ein Wald- und Baumkultus, der aus Furcht und Dankbarkeit bestand und seinen Ausdruck in Versöhnungs- und Dankopfern fand. Die Verehrung des Waldes ist bei fast allen Völkern noch heute lebendig; in Wort und Bild wird er gefeiert, doch haben die Menschen mit dem Wachsen ihrer Bedürfnisse dem Waldkultus recht praktische Formen gegeben. Man fürchtet den Wald nicht mehr, man liebt ihn, weil er das Auge erfreut, man hegt und pflegt ihn aus Zweckmäßigkeit. Man hat sich den Wald dienstbar gemacht und verwendet seine Produkte in mannigfacher Weise. Vor allem liefern die Bäume Holz zu Heiz- und Bauzwecken. Da aber ein planloses Abholzen bald mit allen Beständen aufgeräumt haben würde, entwickelten sich je nach dem Grad der Einsicht bei Völkern und Behörden nach und nach bestimmte Regeln für den Holzschlag und für die damit zusammengehende Verjüngung oder Erneuerung des Waldes. Die moderne Forstwirtschaft und geeignete Schutzgesetze haben es zuwege gebracht, daß in den Kulturstaaten einer Ausrottung der Wälder möglichst vorgebeugt ist.

Unter den Waldbäumen ist der Tannenbaum einer der populärsten. Er ist eigentlich seltener, als man gewöhnlich annimmt; denn in manchen Gegenden



Die Flöße werden zusammengesetzt.



Wie der Stamm der Tanne entrindet wird.

werden sowohl die Fichten wie auch die Kiefern gleichfalls Tannen genannt. Größere reine Tannenwälder kommen in Deutschland hauptsächlich in den Vogesen, im Schwarzwald und in Franken vor; sonst und besonders im Hochwald wird die Tanne wegen ihrer größeren Sturmfestigkeit gern den anderen Beständen beigemischt. Es fällt ihr dabei die Aufgabe zu, die jüngeren Bestände auch anderer Bäume gegen Frost und Sturm zu schützen, und ihre Eigenschaft, sich bis zu hohem Alter gesund zu erhalten, läßt sie eine mehrfache Umtriebzeit aushalten, d. h., sie kann mehrere Generationen anderer Bestände überdauern und steht daher auch bei Forstleuten in großer Gunst.

Wenn so ein Tannenbaum reden könnte! Es gibt deren heute noch einzelne, die verschollene Dinge aus der Hohenstaufenzeit, von Kreuzzügen und Römerfahrten erzählen, Geschichten von heimlicher Minne zarter Ritterfräulein, von fahrenden Scholaren und Sängern, die in ihrem Schatten geruht, flüstern könnten. Ein Durchschnittsalter von 400 Jahren ist bei Tannenbäumen in manchen Gegenden nichts Seltenes. Die Tanne erreicht oft eine beträchtliche Höhe (bis 65 m) und eignet sich dann bei ihrem geraden Wuchs zu Schiffs- und Fahnenmasten; bei entsprechendem Alter und genügender Stärke liefert sie ein vorzügliches, leicht zu bearbeitendes, weiches



Aus dem Leben einer Tanne: Der Stamm wird angehauen.



Wie der Stamm angesägt wird.

Bauholz. Hierfür wird die Tanne erst spät geschlagen, und wer den Samen einst der Erde anvertraute, wird den ausgewachsenen Baum nicht unter der Axt fallen sehen. Sie blüht erst vom 60. Jahre an, und etwa 200 Jahre lang besitzt sie die Fähigkeit, der Höhe nach zu wachsen.

Im Schatten des Altholzes eines gelichteten Waldes wächst das junge Tannenbäumchen — durch natürliche Besamung oder durch künstliche Untersaat bzw. Unterpflanzung hervorgebracht — heran, durch die stehengebliebenen alten Bäume zunächst gegen Frost und Sturm geschützt. Erst nach 8—10 Jahren fängt der Höhenwuchs an, sich stärker zu entwickeln, und nach erfolgtem Abtrieb des Altholzes findet eine rasche Kräftigung des jungen Stammes statt. Im Laufe der nun folgenden Jahre, — Jahrzehnte muß man sagen — hat der Tannenbaum manchen Sturm zu bestehen. Wenn er den Kinder- und Jugendkrankheiten, die ihn als „Krebs" und andere Uebel befallen, wenn er den Gefahren durch feindliche Insekten, durch Annagen (Verbiß) des Wildes, durch Schnee- oder Windbruch, durch Blitzschlag glücklich entronnen ist, kommt für ihn die Stunde, da sein ärgster Feind, der Mensch, der ihm bis dahin Freundschaft geheuchelt hat, ihm mit kalter Berechnung den Garaus macht.

In der Ebene ist die Gewinnung des Nutzholzes verhältnismäßig leichter als im Gebirge. Besonders die Fortschaffung der gefällten Stämme gestaltet sich im Hochland recht schwierig, doch bietet sie eine Reihe interessanter Momente.

Wer hat nicht bei einer Bergwanderung die kräftigen Gestalten der „Holzknechte" in ihrer malerischen, oft abenteuerlichen Tracht erblickt? Mit Sägen, Aexten und Seilen beladen, ziehen

Einfahrt des Floßes in den Ländekanal.

sie während des Sommers und Herbstes jeden Montag früh hinauf in die Bergwälder, um dort bis zum Sonnabend die Holzarbeit zu verrichten, in sog. Holzstuben kampierend, am offenen Feuer abkochend und manchen Banzen Bier, der eigens hinaufgeschafft wird, ausleerend. — Axtschläge und das Kreischen der Sägen verkünden dem Wanderer, daß er sich einem „Schlag“ nähert. Manchen Riesenstamm, der über den Weg gefallen, hat er übersteigen müssen, und nun steht er plötzlich vor einigen Arbeitern, die sich bemühen, einen solchen Koloß zu Falle zu bringen. Auf der einen Seite des Stammes, ganz nahe dem Boden, wird mit der Riesensäge, die zwei Leute handhaben, ein tiefer Einschnitt gemacht, doch geht sogar beim weichen, aber frischen Tannenholz die Arbeit langsam vorwärts, auch muß der Stamm nach einer bestimmten Seite hin gefällt werden, damit er nicht unversehens einen der Arbeiter bei seinem Sturze mit erdrückt oder einen nicht zum Tode verurteilten Baum beschädigt. Der Stamm wird also nur „angesägt“, dann wird auf der entgegengesetzten Seite mit dem Beil ein starker, keilförmiger Einschnitt ausgehauen, und nach dieser Richtung wird, muß der Riese schließlich fallen. Um dies zu erreichen, werden nach und nach mehrere Keile in den Sägeschnitt eingetrieben — solange bis der Stamm sich neigt. Die Holzknechte treten zurück, und langsam, ächzend und krachend, fällt die prächtige Tanne mit Wucht auf den dröhnenden Waldboden. Nachdem der Stamm vom Geäste, das als Brennholz zerteilt und aufgeschichtet wird, befreit ist, wird er entrindet und außerdem an beiden Enden mit der Axt abgestumpft, um bei seinem Fortschaffen durch Wasser keine scharfen Kanten zu bieten und beim Anprall nicht zu zersplittern oder gar hängenzubleiben. Mit dem „Sapi“, einer Art von spitzer, im stumpfen Winkel zum Stiel stehender Hacke, werden die nunmehr blanken Stämme nach einer Stelle teils gehoben, teils gezogen, an der sie bis zum Weiterschaffen angesammelt werden. In vielen Fällen werden sie in eigens hergerichteten Steilrinnen des Berges, durch die sie pfeilgeschwind schießen, hinabgelassen, und wehe dem Unberufenen, der sich einer solchen „Rutschbahn“ während der Arbeitzeit nähert! Ist ein geeignetes, tiefes Wildwasser in der Nähe, so werden die Hölzer ihm anvertraut und vollends zu Tal getriftet. Trotz des Abstumpfens bleiben solche Stämme, die einen Wert von 50—80 M. darstellen, oft an den Felsen hängen und sinken nach einiger Zeit zu Boden, wo sie der Macht der Jahrhunderte Widerstand leisten.



Der gefällte Stamm wird fortgeschafft.

Meistens bleiben die gefällten Bäume bis zur Winterzeit droben im Wald. Ist eine genügende Schneedecke vorhanden, werden durch Pferde drei bis vier Stämme zugleich hinabgezogen bis zu einem breiten fahrbaren Wege, wo sie auf Schlitten geladen und bis zur nächsten Bahnstation, öfter aber zu einer wenig entfernten, am Ufer eines Flusses gelegenen Ortschaft verbracht werden. Hier erfolgt dann die Zusammenstellung des Floßes. Das Ziel des Floßes ist die „Lände“. Sie befindet sich am Ende des „Ländekanals“, der vom Fluß abzweigt, und dessen Wasserstand durch Schleusen reguliert ist. Bei der Lände sind die Stapelplätze des Holzhandels, von dort werden die Stämme, sofern sie nicht am Ort Verwendung finden, mit der Bahn nach allen Richtungen verschickt und dann in Sägewerken zu Brettern verarbeitet.

Der Wert des Lebens.

Skizze von Olga Wohlbrück.

Als Herr von Bruckner starb, erinnerte sich die noch immer sehr schöne Frau von Bruckner wehmütig ihres ersten Gatten, des Freiherrn von Tölz.

Zu ihrer Verheiratung hatte er ihr einen herzlichen, vornehm gehaltenen Brief geschrieben, ihr alles Glück gewünscht, das sie in hohem Maße verdiene, und sich ihren „Freund für immer" genannt. Das war nun freilich beinahe fünfzehn Jahre her. Seitdem hatte sie nichts mehr von ihm gehört. Sie wußte nur von früheren, gemeinsamen Bekannten, daß er noch immer auf seinem Gute Töltzen im Pommerschen lebte, mit dem jetzt zwanzigjährigen Hans.

Wie die Zeit verging! Sie hatte einen zwanzigjährigen Sohn! . . . Sie, der man die sechzehnjährige zarte Tochter nicht glauben wollte. Es war bei der Trennung ein festes Abkommen gewesen, daß die Gatten völlig auf jenes Kind verzichten sollten, das der eine dem anderen überließ.

Frau von Bruckner konnte sich trotz aller Anstrengung nicht mehr entsinnen, warum eigentlich ihre Ehe mit dem schönen, blonden, vornehmen Manne so unhaltbar für sie gewesen. Wenn sie an ihn zurückdachte, sah sie immer eine geschmeidige, schlanke Gestalt, ein ernstes, tiefes Auge, hörte sie eine angenehme, beinahe sanfte Stimme. Er hatte Bücher geliebt und schöne Bilder, spielte wundervoll Geige — er war eine Künstlernatur gewesen voll feiner, manchmal allzu subtiler Empfindsamkeit, die vor allen Brutalitäten, ja vor jeder Nüchternheit des Lebens zurückschreckte.. Sie — heißblütig, temperamentvoll, beunruhigend in ihrer auffallenden achtzehnjährigen Schönheit, war wie ein wilder, heißer Traum durch sein stilles Dasein gerast.

Und die Stille dieses beschaulichen, kunstdurchtränkten Daseins hatte auf ihr gelastet mit immer zunehmender Schwere eines erstickenden Alps. In scheuer Nachgiebigkeit hatte der Gatte sie nach Berlin geführt, und der wirbelnde Strudel des gesellschaftlichen Lebens hatte ihm die Frau, der er in ruhiger, anbetender Liebe so sicher zu sein glaubte, von der Seite gerissen.

Die zweite Ehe brachte ihr alles, was sie in ihrer ersten vermißt hatte, und nichts von dem, was ihr aus jener ersten Zeit in der Erinnerung doppelt lieb wurde. Sie führte nach außen hin das Leben einer großen Weltdame. Innerlich fror sie an der Seite ihres korrekten, strengen Gatten, der im Dienst aufging und in der Sklaverei „nützlicher Beziehungen". Und je größer ihre kleine, zarte, blonde Annamie wurde, desto öfter schlich sich das Bild des ersten Gatten in die vereinsamte Seele der schönen Frau.

Annamie hing mit schwärmerischer Liebe an ihrem unbekannten Vater, an ihrem großen Bruder, den sie nie gesehen, der aber nach Aussagen ihrer Mutter feinsinnig, gütig und vornehm sein mußte — wie es der Vater war. Und wenn sie jetzt auch dem strengen, aber gerechten Stiefpapa Tränen nachweinte, so war ihr doch, als wäre mit seinem Tode das einzige Hindernis beseitigt, das ihre „wirklichen Eltern" trennte.

Und noch in ihren tiefschwarzen Trauerkleidern mit den breiten Kreppstreifen sprachen Mutter und Tochter vom „lieben Papa oben auf dem Gute" und malten es sich aus, wie er sehnsuchtsvoll ihrer gedachte und mit dem „lieben Hans" in einer Welt von Schönheit lebte.

Jetzt wurde Herr von Bruckner „Vater" — Freiherr von Tölz aber „Papa" genannt, in kosend-kindlicher Betonung tiefster Innigkeit.

Papas schöne Bilder wurden in breiten, kostbaren Rahmen aufgestellt, und Frau von Bruckner wurde nicht müde, dem Töchterchen aus ihrem ersten Eheleben zu erzählen. „Papa liebte es so, wenn ich in hellen, seidenen, schleppenden Gewändern einherging. Er hatte mir einen wundervollen, hochlehnigen Stuhl schnitzen lassen, genau für meine Gestalt. Den nannte er meinen Rahmen. Da mußte ich sitzen, wenn er Geige spielte. . . . Und Winter und Sommer gab es die seltensten Pflanzen und Blumen in meinen Zimmern, damit ich mich nicht übermäßig zurücksehne nach Italien, wo wir das erste halbe Jahr unserer Ehe verbrachten. Jedes Buch, das mir gefallen hatte, ließ er mit kostbarem Einband versehen und in goldenen Buchstaben die Tage vermerken, an denen ich es gelesen."

Annamie blickte ihre Mutter mit großen Augen an. Es lag maßloses Staunen in ihnen — fast ein Vorwurf.

„Ich war so jung damals und wußte nicht, worin der Wert des Lebens liegt", sagte Frau von Bruckner leise.

Nach vielen inneren Kämpfen, zagend, aber doch im festen Hoffen auf die vornehm gütige Gesinnung ihres ersten Gatten, schrieb Frau von Bruckner ihm nach Ablauf des Trauerjahres einen kurzen Brief.

„. . . Unsere Tochter verlangt nach Dir. Und auch mich drängt es mit unwiderstehlicher Gewalt, unseren Sohn in die Arme zu schließen. Sei großmütig: gib mir mein Wort zurück, demzufolge ich Deinen Lebensweg nicht mehr kreuzen durfte. Gönne mir einige wenige Tage Deines Lebens. Sieh, ich bin so erregt, daß ich nicht den Mut habe, auf eine Antwort von Dir zu warten. Nenne es keinen häßlichen Überfall, wenn ich im Vertrauen auf Deine schöne Güte ohne weiteres mit unserer Annamarie bei Dir eintreffe. Du kannst uns ja fortschicken — es steht in Deiner Macht. Aber schick uns nicht fort, bevor ich meinen Sohn — Du Deine Tochter gesehen hast. Anna Maria."

— — — An einem schneeigen, kalten Dezembertag stiegen zwei elegante, dunkelgekleidete Damen auf der kleinen Station Züssow aus einem Abteil erster Klasse.

„Als ich hier einzog," sagte Frau von Bruckner mit leisem Beben in der Stimme, „war es ein schöner Sommertag, und Papa hatte den Weg bis zum Wagen mit Teppichen auslegen und mit Rosen bestreuen lassen."

Diesmal lag das Stationsgebäude unwirtlich da, im Dämmer der sinkenden Wintersonne.

Frau von Bruckner hatte telegraphisch um einen Wagen gebeten. Sie hoffte wohl im stillen, von Vater und Sohn empfangen zu werden. Aber nur ein Knecht trat unbeholfen an die Damen heran. „Ich soll's Gepäck besorgen . . . und Pferde sind ooch da." . . .

Es war eine alte, unschöne Kutsche, mit breitflankigen Arbeitspferden bespannt. Im Innern des Wagens lagen grobe Pferdedecken, die einen Geruch von Stall und Tabak verbreiteten.

Mutter und Tochter setzten sich still je in eine Ecke. Sie sahen starr vor sich hin, eingeschüchtert und betreten.

Die Fahrt dauerte qualvoll lange. Sie froren und waren wohl gezwungen, die übelriechenden Decken bis an die Brust heraufzuziehen. Manchmal glitt ein Pferd



aus, oder das Hinterrad glitschte in ein Schneeloch. Es gab dann jedesmal einen Stoß, der sie angstvoll aufschrecken ließ. Annamie sagte: „Der arme Papa!“

Frau von Bruckner legte ihr die Hand beschwörend auf den Arm. „Nicht, Annamie, du tust mir weh.“ ...

Die Pferde liefen plötzlich schneller. Der Weg schien ebener. Einzelne Lichter blinkten auf. Ein harter Ruck. Der Wagen hielt.

Der Schlag wurde von draußen geöffnet. Frau von Bruckner erkannte den Mann mit dem breiten, graumelierten Bart und den rissigen Zügen nicht, der in einer pelzgefütterten, verwetzten Lederjoppe mit hochgezogenen Schultern vor ihr stand. Auch die Stimme war ihr fremd, die ein kurzes, rauhes „Guten Abend“ hervorstieß.

Aber dann ging es wie heftiges Erschrecken über ihre Züge, und der Ruf: „Andreas!“ war wie ein Aufschrei.

Der Freiherr drückte ihr kurz die Hand. „Und das ist wohl die Annamarie?“

Mit einer ungeschickten Bewegung fuhr er der Tochter über die Wange, freundlich — aber ohne sonderliche Bewegung. Gleich darauf schrie er den Kutscher an: „Verfluchter Kerl! Hat er die Gäule wieder angetrieben, daß sie voller Schaum sind. Marsch ... los ... die Gäule abgerieben.“

Er ließ die Frauen stehen und warf den dampfenden Tieren selbst die Decken über. Dann erst wandte er sich wieder zu seinem Besuch. „Ihr müßt schon entschuldigen, aber ich hab die Pferde eben erst gekauft. Famose Zugtiere — für Holzfuhren wie geschaffen. Wenn der Kerl sie mir verhunzt — is es 'n Verlust von tausend Mark. Ja ... na, kommt herein. Ihr müßt schon fürliebnehmen. Auf Damenbesuch sind wir nicht eingerichtet.“

Wortlos, wie gelähmt, folgten die Damen ins Haus. Ihre an helles, elektrisches Licht gewöhnten Augen konnten sich nur mühsam in dem von Petroleumlampen spärlich erleuchteten Raum zurechtfinden. Frau von Bruckner kannte die große Halle, die zum schönen Salon führte, und schritt beherzter auf den Steinfliesen, über die ein schmaler, dünner Läufer gebreitet war.

Annamie kannte das Haus nur aus den Schilderungen ihrer Mutter. Was sie sah, war aber so ganz anders, daß ihr der Atem stockte.

Der „schöne Salon“ war in eine Art Wohn- und Eßzimmer verwandelt. An den Wänden hingen Hirschgeweihe, Waffen und Pfeifen. In einer Ecke stand ein alter, tintenbekleckster Schreibtisch, mit unendlich viel Papieren bedeckt, an der Wand ein schön geschnitztes Büfett mit etlichem schwerem Silbergerät.

Eine große Hängelampe beleuchtete einen mit Wachsleinwand bedeckten Tisch.

„So, macht's euch bequem“, sagte der Freiherr und wechselte ungeniert seine Joppe gegen einen leichten Lodenrock. „Hier ist's am wärmsten. Drum hab ich euch hierhergeführt. Das Haus muß mal von Grund auf renoviert werden — na, das hat Zeit, bis Hans heiratet. Vorläufig muß es auch so gehen. Hättet ihr mir mehr Zeit gelassen — wäre dies und das noch zu machen gewesen, aber nun müßt ihr euch schon behelfen!“

Ein alter Mann, mehr jäger- als dienermäßig gekleidet, brachte auf einem gewöhnlichen schwarzen Tablett drei Glas Grog herein.

„Trinkt. Das tut gut nach der Fahrt.“

Die Frauen bebten am ganzen Körper. Aber es war nicht vor Kälte. „Wo ist ... Hans“? fragte Frau von Bruckner mit weißen Lippen.

„Hans? Ja, ich versteh nicht, daß der Bengel noch nicht zurück ist. Heute war Schweinemarkt drüben in Züssow. Schon seit gestern ist er mit dem Verwalter dort. Keinem kann man ja trauen. Im Handumdrehen wird man um 100 Mark begaunert. Und dabei — was für Tiere sind's! In der ganzen Provinz findest du nichts Ähnliches!“

Töltz stopfte sich seine Pfeife, zündete sie umständlich an und lehnte sich dann breitspurig an den geheizten Kachelofen. Seine Augen ruhten halb unsicher, halb spöttisch auf den beiden Damen, die sich an den Tisch gesetzt hatten und vorsichtig den heißen Grog löffelten.

„Wie alt bist du denn jetzt?“ fragte er Annamie.

Sie verfärbte sich und warf einen hilfeflehenden Blick auf die Mutter. Frau von Bruckner wagte nicht einmal einen erstaunten Augenaufschlag.

„Sechzehn“, sagte sie tonlos.

„So ... so, sechzehn ...“

Der Freiherr paffte den Rauch in dicken Ringeln vor sich hin. „Schönes Alter. Sechzehn. Hans ist zwanzig. Nächstes Frühjahr schick ich ihn sein Jahr abdienen. Dann kommt er zurück auf die Klitsche und heiratet.“

Frau von Bruckner krampfte unterm Tisch die Hände ineinander. „Hat er schon eine Wahl getroffen?“ kam es abgerissen von ihren Lippen.

„Nee. Die Wahl treffe ich. Es sind da ein paar nette Mädels auf den Nachbargütern: gesund, tüchtig, beschlagen in der Wirtschaft und um ein paar Jahre älter als er. Gerade das Richtige.“

„Wird er eine von ihnen liebgewinnen, glaubst du?“

Der Freiherr lachte kurz auf. „Na, aber selbstredend. Warum denn nicht? Zwei junge und gesunde Menschen, die keinen Unsinn im Kopf haben, lieben sich, sobald man ihnen erlaubt, sich zu lieben.“

„Andreas!“ unterbrach Frau von Bruckner erschreckt.

Er sah sie erstaunt an, und da sein Blick auch auf das dunkelrote Gesicht der Tochter fiel, wurde er leicht verlegen. „Entschuldige ... man verbauert hier wirklich.“

Von draußen tönte Peitschenknall herein, lautes Lachen, dann von der Diele her das Aufstampfen schwerer Schaftstiefel, wie um sie vom Schnee zu befreien. Und nun wurde die Tür aufgerissen, ein junger Mann in kurzem Pelzrock, eine nasse Pelzmütze in der Hand, trat über die Schwelle.

Der Freiherr donnerte ihn an: „Hast du keine Lebensart, Junge? Kannste den Pelz nicht draußen lassen?!“

„Eine Mark pro Kilo!“ rief lachend statt jeder Antwort der Sohn. — „Na, Väterchen — was sagste nu?“

Der Freiherr schmunzelte. „Schlingel verdammter!“ Und mit einer Kopfbewegung auf die Damen weisend, die aufgestanden waren und den Ankömmling aus großen, erschreckten Augen anstarrten: „Deine Mutter — deine Schwester.“

„n'Abend ... n'Abend!“

Der junge Mann reichte jeder die Hand und drückte sie kräftig, aber sehr zerstreut. „Ich habe mich schon gesputet, aber die Bella hat plötzlich 's Lahmen gekriegt. Die kriegt noch 'n Spat in die Knochen!“

„Die Bella lahmt ... solche Zucht, den Jochen, den Kerl, den schmeiß ich noch raus! — Entschuldigt mal, ich muß in den Stall!“ ...

Ohne eine Antwort abzuwarten, die Mütze des Sohnes auf den Kopf stülpend, stolperte der Freiherr aus dem Zimmer.

Die Mutter blieb allein — mit ihren beiden Kindern.

Hans stellte sich an den Ofen wie vorhin der Vater. Mutig und gedankenleer blickten seine hübschen, blauen Augen in die Welt, und ein weicher, blonder Flaum beschattete die kräftige, energische Lippenlinie.



Eine Weile war es still im Zimmer. Dann machte Hans eine Bewegung, als wollte er sich eine Pfeife vom Regal herunterholen, besann sich aber plötzlich, als sein Blick auf die feinen, eleganten Frauengestalten fiel, und ein etwas unbeholfenes Lächeln huschte über sein Gesicht.

„Willst du dich nicht zu mir setzen, Hans?“ fragte Frau von Bruckner.

„Aber ja“ . . .

Wiegenden Ganges näherte er sich dem Tisch und ließ sich schwerfällig auf einen Stuhl nieder.

„Willst du uns nicht etwas von deinem Leben erzählen?“ fragte die Mutter weiter, beinah zaghaft, und legte ihre weiße, feingepflegte Hand auf die breite, abgearbeitete Rechte des Sohnes.

„Ach, da gibt's nicht viel zu erzählen. Passieren tut ja so nichts auf dem Lande. Seit ich die Büffelei los bin, bin ich ganz zufrieden. Nu komm ich zum Militär — das ist auch ganz nett. Und dann habe ich hier Arbeit alle Hände voll. Zum Langweilen ist keine Zeit.“

„Liest du Bücher?“

„Ja, freilich, landwirtschaftliche. Da hat Vater 'ne ganze Menge . . . und am Abend manchmal das Kreisblatt. Aber meist falle ich mit der Nase auf den Tisch — so müde bin ich. Der Tag fängt hier zeitig an. Um vier im Sommer. Jetzt im Winter um fünf, halb sechs.“

Immer zaghafter wurden die Fragen der Mutter, immer scheuer irrte der Blick über den ihr fremden Sohn.

„Und dann wirst du wohl auch bald heiraten?“

Es sollte scherzhaft klingen..

Er wurde sehr rot und lachte. „Auf dem Lande kann man Hilfe brauchen. Da muß 'ne Hausfrau sein. Wir haben vierzig Kühe, mußt du wissen.“

Da kam auch schon der Freiherr wieder herein, ihm folgte der alte Diener mit Tafeltuch und Eßbesteck. „Wie gesagt, ihr müßt fürliebnehmen mit dem, was wir haben: Schinken, Eier, gute Butter, Hausbrot. Wir sind's einfach gewöhnt.“

Das frugale Mahl wurde in ganz einfachen Schüsseln aufgetragen. Und als alles bereit war, griffen Vater und Sohn ohne viel Umstände zu. Sie sprachen auch nicht während des Essens. Man sah, die Mahlzeit — so einfach sie auch sein mochte — gehörte zu den wichtigsten Geschehnissen des Tages.

Frau von Bruckner berührte die Speisen kaum. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt. War dieser Mann wirklich einst ihr Gatte gewesen? Ihr war, als hätte sie sich in eine Bauernstube verirrt, als narrte sie nur eine entfernte Aehnlichkeit. Sie genierte sich ihrer nicht unabsichtlich kokett-elegant gewählten Toilette, ihrer weißen, zarten Hände, die sich so seltsam auf dem groben Tischzeug ausnahmen. Sie fragte nach dem alten Pfarrer, dem musikalischen Arzt. Der Freiherr mußte lange nachdenken. Und dieses Nachdenken schien ehrlich. Ja . . . der eine war gestorben, der andere versetzt. . . . Kein Schimmer von Bewegung ging über sein Gesicht.

„Wie fein ihr riecht“, sagte Hans plötzlich.

„Ja . . . so riecht's in der feinen Gesellschaft, mein Junge“, sagte der Vater zurechtweisend und ohne jede gewollte Ironie. Der arme Tölz war ganz und gar verbauert. Frau von Bruckner war sich keinen Augenblick mehr darüber im Unklaren. Und das Schuldgefühl, das sie dabei beschlich, machte sie noch unsicherer. Wäre sie doch nie auf den unseligen Gedanken gekommen, hierherzufahren! Welche Eindrücke für die arme Annamie — für sie selbst! Es war zum Weinen. Sie sprach von der Abreise morgen, hastig, erregt, mit kaum verhaltener Ungeduld.

Und der Freiherr sagte: „Ich halte dich nicht zurück, denn wir haben mächtige Arbeit mit dem Abholzen — es trifft sich gerade schlecht, daß ich auch die Pferde brauche.“ . . .

„Ja, die brauchen wir eben“, bekräftigte Hans, dem die beiden fremden Damen, die er Mutter und Schwester nannte, auf die Dauer recht unbequem wurden.

Nach dem Abendbrot ließ der Freiherr wiederum Grog bringen. „Steifen — verstanden?“

Und nach dem zweiten Glas wurde er etwas gemütlicher, erzählte von dem vorteilhaften Holzhandel, den er im Herbst gemacht hatte, sprach von der Anschaffung neuer Milchseparatoren und anderer Wirtschaftsgegenstände. Schließlich lachte er: „Was, Hansemann, deiner kleinen Schwester müssen wir doch eine fette Mitgift geben — was meinste?“

„Können wir ja — können wir ja“, schmunzelte Hans.

„Meine ich auch.“

Annamie erhob sich, ging langsam auf den Vater zu und legte ihm beide Arme um den Hals. „Lieber Papa.“

Es zuckte etwas in dem rissigen Gesicht. Die von schweren Lidern halb verdeckten blauen Augen blickten plötzlich klar und scharf.

„Was denn, Kleine? Schon gut, schon gut. Es war nett gemeint von euch, ich weiß. Tut mir leid, wenn es anders ausgefallen ist, als ihr erwartet habt.“

Frau von Bruckner drückte heimlich ihr Taschentuch an die Augen. „Es ist so schrecklich . . . Andreas.“

„Du, Hans, zeig mal deiner Schwester das Fremdenzimmer“, gebot der Freiherr.

Frau von Bruckner zuckte zusammen. Das „Fremdenzimmer“ . . . das sagte alles.

Annamie hing sich in den Bruder ein, mit kindlich zutraulicher Gebärde. „Ja, komm, Hans.“

Sie wollte den spröden Menschen schon gefügig machen. Er war es aber nicht gewöhnt, eine Dame am Arm zu haben, und ließ ihn steif herabhängen. Dann gingen sie durch den mattbeleuchteten, großen Korridor bis zu einem dreifenstrigen Eckzimmer.

„Das war Mamas Schlafzimmer“, rief Annamie.

„So?“ . . . kam es gleichgültig zurück.

„Ach, Hans, ich weiß ja alles, wie es hier gewesen ist! Ich kenne den Musiksalon und die wunderbare Bibliothek und den geschnitzten Lehnsessel, in dem Mama immer saß. Wo ist denn der Lehnsessel, Hans?“

Er zuckte die Achseln. „Weiß ich nicht. Auf dem Boden steht eine Unmasse Gerümpel, vielleicht ist auch der Sessel dabei.“

Annamie fiel auf das schmale Feldbett, das ihr als Nachtlager dienen sollte, und fing bitterlich an zu weinen. Hans blickte sie ratlos an.

„Solche Zucht“, murmelte er zwischen den Zähnen. „Aber, Annamarie, so heul doch nicht, was ist denn los?“ sagte er endlich laut.

Sie aber stieß unter Schluchzen hervor: „Geh weg. . . Du bist nicht mein Bruder, und dein Vater ist nicht mein Papa. . . Mein lieber, schöner, vornehmer Papa. . . Ihr liebt keine Bilder, keine Bücher mehr! Wie verhezt seid ihr“. . .

Hans stampfte ärgerlich mit dem Fuße auf. „Ja, zum Kuckuck nochmal, was seid ihr denn hergekommen? Wer hat euch gerufen? Wir haben anderes zu tun, als uns mit feinen Damen zu unterhalten. Morgen versäumt schon der Vater euretwegen einen wichtigen Termin, und die Schweine hätte ich auch noch besser verkauft, wenn ihr nicht plötzlich so reingeschneit wärt und ich Hals über Kopf hätte nach Hause kommen müssen. Vater



hat gerade Zeit, sich um Bücher und Bilder zu kümmern — ja, das fehlte uns noch! Arbeit mal erst wie wir, dann wirste dich den Deuwel um all so'n Kram scheren. Solange ich mich besinnen kann, hat's hier nichts wie Arbeit gegeben, und wir sind gottlob gesund und zufrieden damit."

Annamie haschte nach der Hand des Bruders, zog ihn zu sich nieder auf das kleine eiserne Gestell. „Hans . . . wirklich . . . glaub mir . . . Papa war früher anders. Weißt du, wie er war?"

Und sie lehnte ihr Köpfchen an seine Schulter und erzählte vom Vater alles, was sie durch die Mutter wußte.

„Ach wo! . . . Ach was?!" sagte er zuerst. Dann sagte er gar nichts mehr. Es langweilte ihn. Und es gefiel ihm das alles auch nicht.

Sein kraftvoller, energischer Vater — ein wohlriechender, süßlicher Schmachtlappen? Nee . . . daran mochte er gar nicht denken. Aber aus Gutmütigkeit ließ er sie reden, und als sie sich in Schlaf gesprochen, bettete er ihr blondes Köpfchen sorglich auf das grobe Kissen und verließ, so leise er konnte, das Zimmer.

Am nächsten Morgen befahl der Freiherr Wagen und Pferde, um die Damen zur Station zu bringen. Er wetterte nicht, und seine Stimme klang leiser als sonst. Hans sah ihn besorgt und etwas neugierig an.

Dann wurde das Frühstück gemeinsam eingenommen. Die Damen waren sehr bleich, nippten kaum vom Tee, den sie sich erbeten hatten.

Während Annamie noch einmal in ihr Zimmer ging, um ihre Tasche zu holen, und Hans im Stalle den Kutscher zur Eile antrieb, sagte der Freiherr, indem der alte Abglanz seines früheren Lächelns über sein Gesicht flog: „Mach dir keine Vorwürfe darüber, du hättest den Wert des Lebens in deiner Ehe mit mir nicht erkannt, Maria. Der Wert des Lebens liegt nicht in der Weltabgewandtheit hier — in der Unverwundbarkeit liegt er! Und wenn dir das mal klar geworden sein wird, wirst du auch mich und den Jungen verstehen, wie wir jetzt sind. Alles andere ist Blech! Den Jungen unverwundbar machen — und es selbst werden, das hab ich hoffentlich erreicht! Das sollte man allen Menschen beibringen, damit sie leben lernen!"

In weichen, weißen Flocken fiel der Schnee aus hellgrauem Himmel herab. Lautlos beinah fuhr der Schlitten vor.

Mit verweinten Augen, den Schleier tief übers Gesicht gezogen, so stiegen Mutter und Tochter ein. Der Freiherr deckte sorglich wollene Decken über ihre Knie. „Wenn Hans erst eine Hausfrau hat, kommt ihr wieder. Ihr werdet dann besser aufgehoben sein."

Vater und Sohn schüttelten den Abfahrenden die Hand, dann glitt der Schlitten pfeilschnell über die schneeige Bahn. . .

Nach viertelstündiger Fahrt brach Annamie zuerst das Schweigen: „Hans hat aber wirklich furchtbar schlechte Manieren beim Essen, nicht wahr, Mama?"

Frau von Bruckner antwortete nicht. Erst beim Aussteigen sagte sie: „Hoffentlich finden wir einen Speisewagen im Zug, mir ist ganz elend." —

Währenddessen gingen Vater und Sohn ihrer Beschäftigung nach wie immer. Abends saßen sie sich am Eßtisch gegenüber. Plötzlich prustete Hans lachend heraus.

„Was gibt's?"

„Die Annamarie sagte mir heute früh, ich sollte ihr schreiben, wenn du Sehnsucht kriegst nach ihr und der Mama." . . .

Der Freiherr sah an ihm vorbei in das Dunkel des Zimmers. „Hältst du das für so ganz unmöglich?"

Hans machte ein recht dummes Gesicht. Aber als der Vater noch immer schweigend ins Dunkel starrte, wurde er nachdenklich. Sollte das Leben doch nicht so einfach sein, wie er es bis jetzt geglaubt hatte? — —

Pioniere deutscher Kultur.

Von E. von Salzmann. — Hierzu 7 Aufnahmen.

Noch heute zeugt in Süddeutschland manch uralter Ort ganz abseits von den großen Zentren des Lebens und den großen Heerstraßen von der einstigen Kolonisationstätigkeit des alten Rom. Soldaten waren es, die diese Orte gründeten, und deren Bedürfnissen sie ihr Fortbestehen verdankten. Das gleiche Bild, das wir jetzt in unserer Kolonie Südwestafrika sehen. Auch in China entstanden nach der Besetzung von Kiautschou vor elf Jahren solche vorgeschobene Posten, als deren letztes noch besetztes Ueberbleibsel der Posten Schatsekou drei Meilen nordöstlich Tsingtau anzusehen ist.



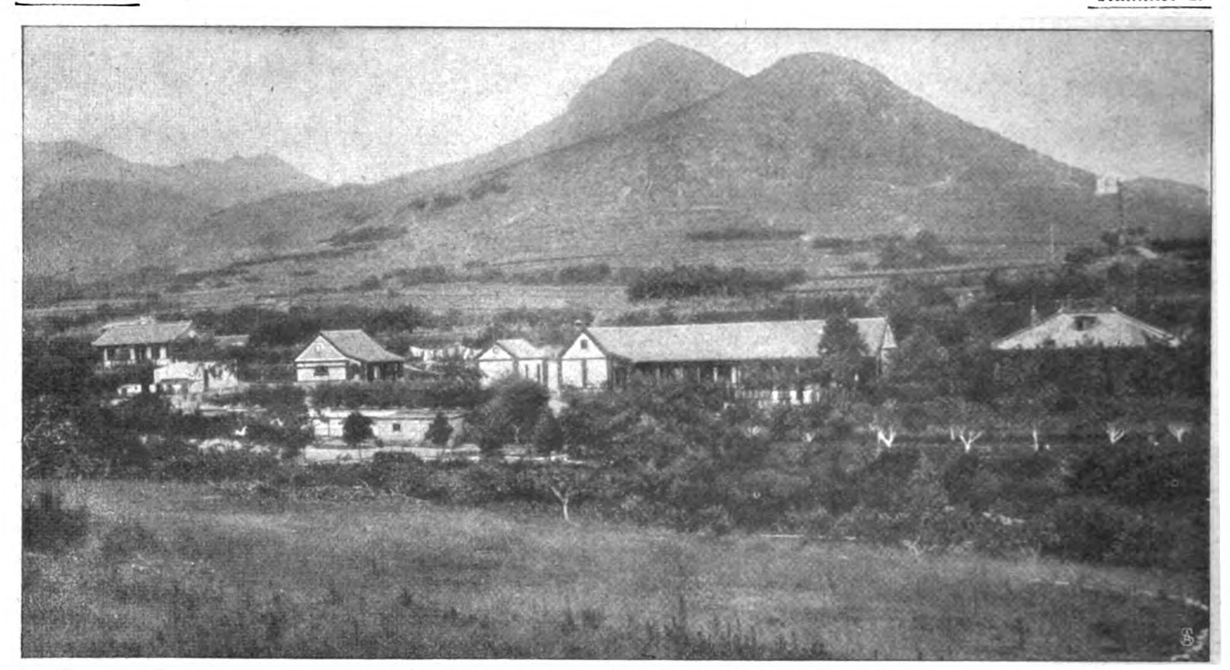
Aus der Kolonie Schatsekou bei Tsingtau: Unsere Soldaten bei der Feldarbeit.

Im Dezember konnte der Ort auf sein zehnjähriges Bestehen zurückblicken, und man kann wohl sagen, daß er besonders dazu beigetragen hat, das deutsche Ansehen zu heben, zu befestigen und bei der einheimischen Bevölkerung ein unbegrenztes Vertrauen zu der deutschen Regierung des



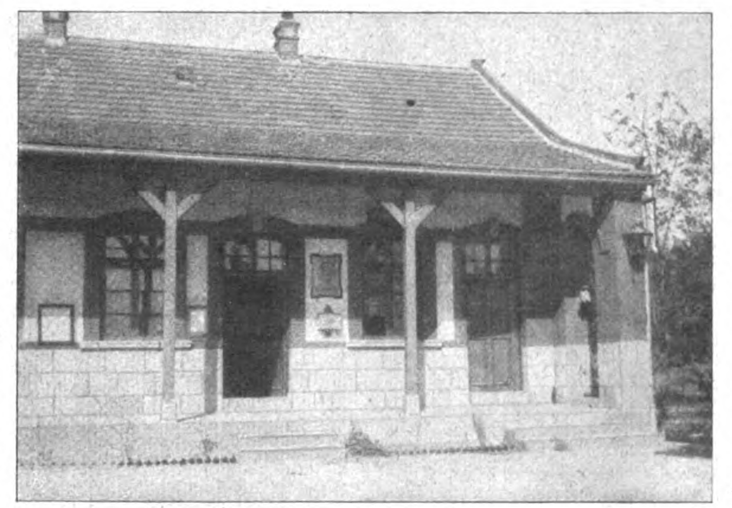
Der Detachementsführer Oberleutnant Hüttmann (rechts) und Kapitänleutnant Wossidlo am Strand auf Unstand.

Landwirtschaftlicher Betrieb in Schatsekou bei Tsingtau: Die Herde des Detachements.



Gesamtansicht von Schatsekou bei Tsingtau.

Schutzgebiets zu schaffen. So mancher Ehrenschirm, an den jeweiligen Detachementsführer in feierlicher Prozession von den umliegenden Ortschaften überreicht, beweist dieses am besten. Die ernsten Ziele, die Betätigung deutscher Autorität im Schutzgebiet, der Schutz der Bevölkerung gegen Uebergriffe von jenseit der Grenze und die Unterdrückung der bei Besetzung noch recht zahlreichen Räuberbanden sind jetzt allmählich in den Hintergrund getreten. Nur noch Friedensarbeit wird hier verrichtet, Schatsekou ist zu einem wirklichen Idyll geworden, dessen Kommandant zu sein das Ideal jeden Offiziers unseres Seebataillons ist. Und nicht mit Unrecht kann der jeweilige Kommandant — zurzeit Oberleutnant Hüttmann — mit Stolz auf sein kleines Rittergut, denn ein solches ist Schatsekou mit der Zeit geworden, herabsehen. Schließlich ist das Ideal jeden Berufs Selbständigkeit, und die hat der Kommandant im vollsten Maß. Ein Offizier und etwa 25 Mann bilden die Besatzung neben einigen Rekonvaleszenten, die hier an diesem besonders günstig gelegenen und gegen alle kalten Winde gut geschützten Punkt nach überstandener Krankheit Erholung finden. Die Mannschaften sind meist Handwerker, denn in Schatsekou wird alles selbst gemacht; hier wird selbst gebacken und geschlachtet, hier wird geschmiedet und gebaut, Dämme werden geschüttet, um dem Meer neues Weideland abzuringen, und die Wege bedürfen ständiger Besserung, denn das Klima mit seinen zeitweiligen starken Regengüssen und den die Verwitterung begünstigenden hohen Tages- und Nachttemperaturunterschieden greift viel mehr an als daheim. Stets sind alle Hände voll zu tun, und ganz besonders die Landwirtschaft muß alle Mann auf dem Posten finden. Da hat schon so manches schmale Stadtkind den Wert der Arbeit im Freien schätzen gelernt, und es ist eine Freude, unsere dunkelbraun gebrannten braven Seesoldaten auf den Kauleang-, Kartoffel- und Rübenfeldern oder im Garten tätig zu sehen. Jeder ist gern bei der Arbeit, und „Leutenot" gibt's nicht. Auch in den Ställen ist viel zu tun, Rinder, Hammel und Schweine sind da, Ziegen, Puten, Hühner, Gänse und Enten in Menge. Den Stolz der Station bildet aber doch der mächtige Obstbestand, besonders an Birnbäumen, von deren Erträgnis die Menagen der Truppenteile in der Stadt profitieren. Auch Aprikosen- und Pfirsichbäume sind im Garten. Unser Forstamt hat auch hier seine segensreiche und allmählich für ganz China vorbildlich gewordene Tätigkeit bewiesen und die bis vor der Besetzung ganz kahlen Höhen angepflanzt. Schonungen von Kiefern, Akazien und Schantungeichen gedeihen prächtig. Erlen, Platanen und Maulbeerbäume sieht



Post und Fernsprecher.

man häufig. Auch der militärische Dienst wird nicht vernachlässigt; am Strand ist ein Schießstand, oben in den Bergen eine Heliographenstation, auch eine meteorologische Station und das Telephon müssen ständig bedient werden. — Die Kranken — es gibt selten solche — behandelt zuerst der Sanitätsgast, der „Herr Sanitätsrat“. Er ist eine hochangesehene Persönlichkeit, zu der die Chinesen ein unbegrenztes Vertrauen haben. Allmorgendlich, wenn der Revierdienst vorüber ist, zieht er, bewaffnet mit Lysolflasche und einem Brotbeutel mit Verbandzeug, in die „umliegenden Dörfer“ auf „Privatkundschaft“. — So ist dieses schöne Plätzchen Erde zu einer wahren Idylle geworden, und wer irgend einmal in Tsingtau abkommen kann, nimmt die sprichwörtlich gewordene Gastfreundschaft des jeweiligen Kommandanten in Anspruch, um sich zu erholen oder auch dem edlen Weidwerk obzuliegen. Vorzüglich ist die Wasserjagd, Gänse, Enten, Kraniche, Reiher der verschiedensten Arten sind da, ganz abgesehen von einer Unzahl fremdartiger kleiner Wasservögel. Am Lande zieht die Schnepfe, die Wachtel und die wilde Taube. Haarwild ist spärlicher, „der“ Detachementshase ist bisher allen Nachstellungen entronnen und soll sich in diesem Jahr sogar eines Sprößlings erfreuen. Ja, es wird sogar versichert, daß sich ein Dachs im Detachementsgebiet aufhält.



Ansicht der Mannschaftsgebäude.



Auf Jagd in der Taubenbucht.

Wenn dann am Abend der Blick von der Veranda des „Herrenhauses“ hinunterschweift zum Strande, auf dem es sich im Sommer so schön nach dem erfrischenden Seebad im Sande liegen läßt, und auf dem jetzt bei Ebbe die Chinesenkinder Krabben fangen, dann zieht Ruhe und Frieden ins Herz. Auf der tiefdunkelblauen See ziehen unförmige Dschunken hinaus zum Fischfang. Drüben steigen die Felsen pittoresk an, das herbstliche Laub bringt einen bunten Farbenton in die graue zyklopische Landschaft. Den Hintergrund bildet das mächtige Lauschangebirge, dessen Schroffen und Zinnen die Abendsonne in wunderbare Farben hüllt, die höchsten Kämme vergoldend. Leise brandet unten das Meer, leise nur klingt der Chorgesang unserer Soldaten herüber: „Nach der Heimat möcht ich ziehen.“ — Sie ist so anders diese Landschaft und doch so friedlich, man muß sich wie zu Hause fühlen; es ist fast so wie in der lieben Heimat, in Deutschland.

Bilder aus aller Welt.

Charles Dalmores, der große französische Tenor, dessen Auftreten in dem Riesenraum von Hammersteins Manhattan Opera in Neuyork jedesmal ein bis auf den letzten Platz ausverkauftes Haus bedeutet, ist dem Namen nach dem deutschen Publikum kein Fremder mehr. Sang er doch mit außerordentlichem Erfolg in den Baireuther Festspielen den Lohengrin. Dalmores wurde soeben von der Direktion des Londoner Coventgarden Theaters für ein vierzehnmaliges Gastspiel eingeladen, da sein Rivale Caruso in dieser Saison in London nicht auftreten wird. Vorher wird Dalmores wieder an deutschen Bühnen eine größere Anzahl von Gastspielen absolvieren, und zwar u. a. an den Opernbühnen von Wiesbaden, Mannheim, Straßburg, Bremen, Hamburg, Köln, Darmstadt und Wien.

Dieser Künstler, bei dem nicht nur das wunderbare Organ, sondern auch die fürstlichen Honorare in Caruso den einzigen Rivalen finden, hat einen besonders interessanten Werdegang aufzuweisen. Von Nationalität und Geburt Franzose, machte Dalmores seine Studien als Waldhornist und Violoncellist am Pariser Nationalkonservatorium, wonach er als Lehrer an das Konservatorium in Lyon berufen wurde. Während



Charles Dalmores
wurde für diese Saison an die Coventgarden Oper in London verpflichtet.



Margot Kaftal,
eine deutsche Wagner-Darstellerin in romanischen Ländern.



Generalintendant von Vignau.
Zu seinem Rücktritt von der Leitung des Weimarer Hoftheaters.

seiner Unterrichtsstunden hatte Dalmores, den das viele Waldhornblasen ermüdete, die Gewohnheit, seinen Schülern die Studien vorzusingen. Bei einer solchen Gelegenheit wurde er von einem berühmten Gesangsmeister, welcher damals das Konservatorium besuchte und an Dalmores' Lehrklasse vorbeiging, gehört, und sofort war sein herrliches Material entdeckt. Nach bloß sechsmonatigem Studium finden wir ihn bereits als ersten Tenor an einer größeren französischen Bühne tätig, von wo aus sich dann mit Riesenschritten seine internationale, überaus glänzende Karriere entwickelte.

Margot Kaftal vertritt seit einer Reihe von Jahren die Wagnersche Kunst an den Bühnen von Rom, Neapel, Madrid. Wie durch die Großen Opern von Paris und London, so hat Wagner auch längst durch die südromanischen Lande seinen Siegeszug gehalten. Margot Kaftal ist durch ihre umfangreiche Stimme und ihre imposonte äußere Erscheinung ganz besonders für die Rollen der Wagnerschen Heldinnen geeignet; als „Brünhilde" in der Götterdämmerung erringt die begnadete Künstlerin fortgesetzt die glänzendsten Erfolge.

Generalintendant v. Vignau tritt von seinem Posten als Leiter des Weimarer Hoftheaters zurück. Dreizehn Jahre lang hat Hippolyt von Vignau mit gutem Erfolge die klassische Bühne geleitet. Er hat nicht nur die alten Traditionen dieser Bühne gepflegt, sondern gelegentlich auch die ausgetretenen Pfade verlassen und durch modernes Streben freundliches Verständnis und Entgegenkommen betätigt. In Theaterkreisen wird dem scheidenden Intendanten als Hauptverdienst die Begründung einer Pensionsanstalt des Hoftheaters angerechnet.

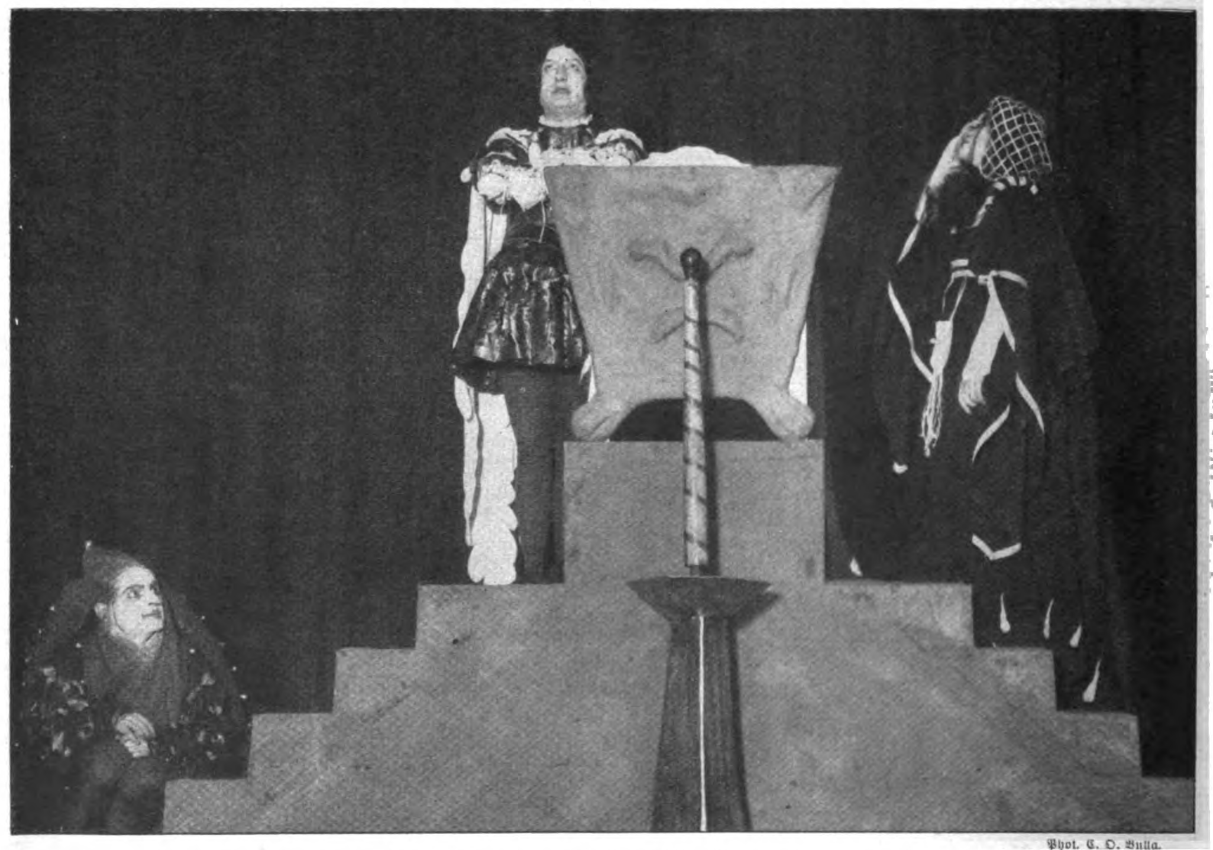
Hofrat Dr. Zeiß wurde zum Ersten Königlichen Hoftheaterdramaturg an der Dresdner Hofbühne ernannt; mit ihm hat sich die berühmte Pflegestätte deutscher Bühnenkunst eine für die Aufgaben eines Dramaturgen selten geeignete Persönlichkeit gesichert.



Hofrat Dr. Zeiß.
Zu seiner Ernennung zum Kgl. Hoftheaterdramaturg in Dresden.

Leonid Andrejew ist im literarischen Rußland ein bekannter und vielumstrittener großer Name. Es ist namentlich eine Gruppe von Schöngeistern der Petersburger Gesellschaft, die dem Dichter besonderes Interesse entgegenbringt und sich zur Premiere der „Schwarzen Masken" versammelt hatte. Die Aufnahme und die Kritik des Stückes fanden bei seiner intellektuellen Zuhörerschaft ihren Widerhall in einem Wort, das Tolstoi einmal über den etwas psychopathisch veranlagten Dichter ausgesprochen hat: „Er will mich schrecken, aber ich bekomme keine Spur von Angst."

Baronesse de Forest ist eine der anmutigsten Erscheinungen in der Londoner Gesellschaft. Die Empfänge und Festlichkeiten bei der liebenswürdigen Herrin des „Spencer House" erfreuen sich großer Gunst in der englischen Residenz; selbst König Eduard hat wiederholt als Gast dort geweilt. Die Baronin



Phot. C. O. Bulla.

Szenenbild aus Leonid Andrejews „Die Schwarzen Masken" bei der Erstaufführung im dramatischen Theater zu St. Petersburg.
Aus dem russischen Theaterleben.



Eine Schönheit aus der Londoner Gesellschaft:

Phot. Rita Martin.

Baroneß de Forest, geborene Hon. Ethel Gerard.



Aus dem irischen Jagdleben: Phot. „Sport u. General“.

Lord Dunleaths sizilianischer Wagen zum Transport von erlegtem Geflügel.



Karl Bleibtreu,
der bekannte Schriftsteller, feiert seinen 50. Geburtstag.



Korvettenkapitän z. D. Jannsen,
zum Hafenkapitän in Tsingtau ernannt.

ist eine Schwester Lord Gerards; ihr Gatte erbte als Adoptivsohn des Barons Hirsch das nach vielen Millionen zählende Vermögen dieses bekannten Finanziers.

Auf den ausgedehnten irischen Moors bringt der Jäger, der mit Büchse und Setter (dem irischen Vorstehhund) auszieht, oft eine reiche Strecke an Rebhühnern, Fasanen und Wasserhühnern zusammen. Lord Dunleath hat in Sizilien einen eigens für diesen Zweck gebauten Eselswagen erworben, der auf dem Landgut des irischen Weidmanns beim Transport der Jagdbeute gute Dienste leistet.

Der durch seine historischen Erzählungen und kriegsgeschichtlichen Bücher allgemein bekannte Schriftsteller Karl Bleibtreu feiert demnächst seinen 50. Geburtstag, an dem der große Freundes- und Verehrerkreis des beliebten Erzählers zweifellos regen Anteil nehmen wird.

Geh. Regierungsrat Dr. Oscar Eisenmann kann als bisheriger Leiter der berühmten Kasseler Gemäldegalerie auf eine lange und segensreiche Schaffenszeit zurückblicken. Den wohlverdienten Ruhestand wird der bedeutende Kunstkenner und Gelehrte in Karlsruhe genießen.



Geh. Reg.-Rat Dr. Oscar Eisenmann,
Direktor der Königl. Galerie in Kassel, trat in den Ruhestand.

Zum Hafenkapitän von Tsingtau wurde der Korvettenkapitän z. D. Jannsen ernannt, der bisher zur Dienstleistung beim Bezirkskommando Bremerhaven kommandiert war. Der Tsingtauer Hafen hat neben seiner militärischen Bedeutung auch als Handelshafen in den letzten Jahren eine sehr große, vielversprechende Entwicklung gezeigt.

Schützenvereine, Schützengilden und Schützenfeste haben wohl nirgends schon von alters her so fest ihren Boden behauptet als in deutschen Landen. Unsere Aufnahme zeigt ein Gruppenbild vom Königsschießen eines Schützenvereins in Rixdorf bei Berlin.

Die Mitglieder des Vereins bei ihrem Schießstand auf der Hasenheide bei Rixdorf.

Vom 47. Königsschießen der Hasenheider Schießgesellschaft.

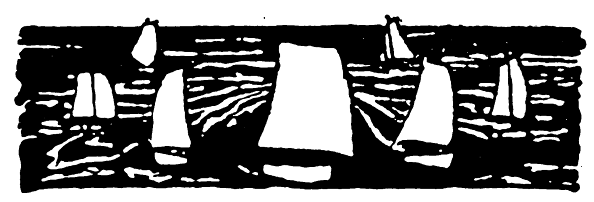
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 3. **Berlin, den 16. Januar 1909.** **11. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 3.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	87
Mahnung. Zur Neujahrsansprache des Kaisers an die Generale. Gedicht von Felix Dahn	87
Hilfstätigkeit bei Massenunfällen. Von Prof. Dr. George Meyer	88
Die Erweiterung der neutralen Rechte im Seekriege. Von Kapitän z. S. a. D. von Pustau	89
Die Aristokratie unter dem Banner der Heilsarmee. Plauderei von Henriette Jastrow	91
Unsere Bilder	93
Die Toten der Woche	94
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	95
Luftatmende Fische. Von Dr. Adolf Koelsch	103
Aphorismen. Von Klara Blüthgen	105
Droesigl. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda (Fortsetzung)	106
Die Stunde Glück ... Gedicht von Eugen Stangen	110
Der Winter in Norwegen. Von Björn Björnson. (Mit 13 Abbildungen)	110
Karnevalstoiletten im historischen Stil. (Mit 10 Abbildungen)	116
Der Klavierbohrer. Skizze von Ferdinand von Hornstein	121
Wien aus der Vogelschau. (Mit 7 Abbildungen)	124
Bilder aus aller Welt	127



Die sieben Tage der Woche.

6. Januar.

Aus Belgrad wird gemeldet, daß König Peter den General Zimkowitsch zum Kriegsminister ernannt hat.

Aus Marokko wird gemeldet, daß der Doyen des diplomatischen Korps in Tanger den Delegierten Mulay Hafids die Note überreicht hat, mit der die Signatarmächte diesen als rechtmäßigen Sultan anerkennen. — Der Kronprätendent Buhamara ist aus Marokko geflüchtet.

Eine vom Zentralkomitee des Roten Kreuzes organisierte Hilfsexpedition für Süditalien tritt von Berlin aus ihre Reise an.

In Teheran wird ein neuer Erlaß des Schahs veröffentlicht, in dem die Auflösung des Parlaments als unabänderlich bezeichnet wird.

7. Januar.

Aus Deutsch-Südwestafrika treffen Nachrichten ein, daß mehrere Hottentottenbanden teils auf deutschem, teils auf englischem Gebiet gefangen und ausgeliefert wurden.

Die Regierung im Haag erhält die Nachricht, daß die neue Regierung in Venezuela den holländischen Konsuln das ihnen von Castro entzogene Exequatur wieder erteilt hat.

8. Januar.

Aus Hamburg wird gemeldet, daß der Fischdampfer „Orion" in der Nordsee die Leiche des am 12. Oktober bei der internationalen Ballondauerwettfahrt verunglückten Leutnants Förtsch (Portr. S. 102) aufgefischt und im Meer bestattet hat.

Die italienische Deputiertenkammer ernennt eine Kommission zur Vorberatung eines Projektes für den Wiederaufbau von Messina und Reggio.

Aus Täbris wird gemeldet, daß der Führer der Revolutionäre Sattar Khan die Beschlagnahme aller Besitzungen des Schahs in der Provinz Aserbeidschan angeordnet hat.

9. Januar.

In Konstantinopel protestiert eine von 200 000 Personen besuchte Versammlung gegen die Angliederung der Insel Kreta an Griechenland.

Dem Reichstag geht ein neuer Gesetzentwurf, betreffend die Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs, zu.

In Konstantinopel beginnen neue Verhandlungen zwischen Oesterreich-Ungarn und der Türkei. Die Wiener Regierung erklärt sich bereit, 2½ Millionen türkische Pfund als Ersatz für die in Bosnien und der Herzegowina gelegenen ehemaligen türkischen Staatsgüter zu zahlen.

Der rumänische Ministerpräsident Sturdza gibt seine Entlassung. Zu seinem Nachfolger wird der Minister des Innern Bratianu ernannt.

10. Januar.

Der schwedische Forschungsreisende Sven Hedin trifft auf der Rückreise von seiner zentralasiatischen Expedition in Petersburg ein.

In dem Dorf Nax im schweizerischen Kanton Wallis stürzt während des Gottesdienstes das Gewölbe der als ehemaliger Wallfahrtsort bekannten Kirche ein. Dabei werden 28 Personen getötet und mehr als 30 verwundet.

11. Januar.

Aus Kamerun kommt die Nachricht, daß die deutsch-englische Grenzkommission auf englischem Gebiet schwere Kämpfe mit den Mundschis zu bestehen hatte.

In Berlin tritt der Deutsche Handelstag zusammen.

Der internationale Luftschiffertag in London erkennt endgültig den Preis im Gordon-Bennett-Fliegen dem Schweizer Oberst Schaeck zu.

12. Januar.

Der deutsche Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus nehmen ihre Arbeiten nach den Weihnachtsferien wieder auf.

Der türkische Ministerrat nimmt den Vorschlag Oesterreich-Ungarns wegen der finanziellen Entschädigung für die Staatsgüter in Bosnien und der Herzegowina an.

13. Januar.

Aus Pernambuko wird gemeldet, daß die brasilianischen Angestellten der Great-Western Railway Company in den Ausstand getreten sind und sich in den Besitz der Stationen gesetzt haben.

Mahnung.

(Zur Neujahrs-Ansprache des Kaisers an die Generale.)

Nun aber haltet — endlich! — wieder Frieden!
Und lebte der im Sachsenwalde noch,
Der „treue Eckart", wie man recht ihn nennt —
Nichts Weiseres zu raten, würd er wissen.
Wer weiß, wie bald ringsum der Brandung Wogen
Des Reiches Schiff umbrausen: solln sie dann
In Hader und Gezänk den Führer und
Die Mannschaft treffen? Nein! Drum haltet Frieden!
Ein Kaiserwort soll man nicht drehn noch deuteln:
Das gilt vom Volke, dem's gegeben ward,
Wie von dem Kaiser, der es gab — und hält.
„Der Kaiser lügt nicht!" sagt ein deutsches Rechtswort.

Felix Dahn.

Hilfstätigkeit bei Massenunfällen.

Von Professor Dr. George Meyer, Berlin.

Das furchtbare Schicksal, von dem soeben Süditalien betroffen wurde, gibt Veranlassung zu der Ueberlegung, ob und in welcher Weise es möglich sei, derartige Unglücksfälle zu verhüten, und in welcher Weise eine Hilfstätigkeit organisiert werden kann, um die Folgen solcher Katastrophen nach Möglichkeit einzuschränken. Eine vollständige und sichere Verhütung der durch gewaltige Naturereignisse, Gewitter mit allen ihren Folgen, Ueberschwemmungen, Hochwasser, Erdbeben, vulkanische Ausbrüche, große Feuersbrünste usw., bedingten Massenunfälle wird wohl kaum jemals gelingen können. Erfolgreicher ist die Verhütung von Unfällen einzelner, wie sie durch Verordnungen im Deutschen Reich, insbesondere durch die mustergültigen Unfallverhütungsvorschriften der Berufsgenossenschaften bezweckt wird. Solche Verfügungen dienen häufig auch zur Verhütung von Unfällen größerer Menschenmengen, so zum Beispiel die Verordnungen der Baupolizei bezüglich der Sicherheit gegen Feuer und andere Gefahren, der Bergpolizei gegen Unglücksfälle in Bergwerken, der Eisenbahnbehörden zur Verhütung von Eisenbahnunfällen usw.

Wie häufig Massenunfälle großen und größten Umfanges sich ereignen, möge folgende kurze Zusammenstellung erweisen:

Im neunzehnten Jahrhundert bis zum Jahre 1882 fanden im ganzen 460 große Theaterbrände mit einem Verlust von mehr als 4000 Menschenleben statt. Allein beim Brande des Wiener Ringtheaters am 8. Dezember 1881 kamen 600 Personen um.

Aus den letzten Jahren seien nur folgende Massenunfälle erwähnt:

Im Mai 1901 der Brand eines Wohltätigkeitsbasars in Paris, 1902 der Ausbruch des Mont Pelé auf der Insel Martinique, am 31. Dezember 1903 der große Theaterbrand in Chikago, am 10. März 1905 die Grubenkatastrophe in Courrières, im April des gleichen Jahres der Ausbruch des Vesuvs, zwölf Tage später das Erdbeben und der Brand von St. Franzisko, im August der Untergang des Dampfers „Sirio“, im November Explosion in der Roburitfabrik in Annen und Witten, im Januar 1907 die Schlagwetterexplosion in der Grube Reden, im Februar Untergang des Dampfers „Berlin“ bei Hoek van Holland, im März Explosion auf dem Panzerschiff „Jena“.

Die folgenschweren Ereignisse des letzten Jahres sind noch in frischer Erinnerung.

In kurzen Zwischenräumen, fast sich einander ablösend, erfolgte der Brand von Donaueschingen, das Grubenunglück bei Radbod, schließlich das erschütternde und größte Unglück in Messina.

Bei Betrachtung dieser Zahl der Massenunfälle, die fast alle große Opfer an Menschenleben forderten, wird die Notwendigkeit einer zweckmäßigen Organisation der Hilfstätigkeit bei dergleichen Vorkommnissen klar.

Genau wie das Rettungswesen bei Unglücksfällen in den Bergwerken, bei Eisenbahnunfällen, das Rettungswesen der Feuerwehr usw., bei denen es sich zum großen Teil um Vorkehrungen zur Rettung zahlreicher Menschen handelt, in fast allen Ländern in trefflicher Weise eingerichtet ist und immer weiter gefördert wird, so muß auch versucht werden, unter Zusammenfassung aller Kräfte ein mehr gemeinsames und von allen in Frage kommenden Faktoren gleichmäßig unterstütztes Vorgehen nach dieser Richtung vorzubereiten, wozu in letzter Zeit auch bereits Vorarbeiten gemacht worden sind. Die für genannte Zwecke vorhandenen Rettungswehren aller Art und Herkunft, Grubenwehren, Feuerwehren, Wasserwehren, müssen sowohl in Deutschland als auch in den anderen Ländern zur gemeinsamen Hilfsarbeit bei solchen Katastrophen verfügbar sein.

Auf dem I. Internationalen Kongreß für Rettungswesen zu Frankfurt a. M. im Juni 1908 wurde die Kongreßleitung beauftragt, Vorschläge für die Errichtung eines ständigen internationalen Komitees für das Rettungswesen zu beraten und dem nächsten internationalen Kongreß in Wien vorzulegen. Zu den Aufgaben dieses Komitees wird auch die Fürsorge bei Massenunfällen gehören. Das internationale Komitee setzt eine Vereinigung der nationalen Einrichtungen in den einzelnen Ländern voraus. Vertreter aller größeren Rettungskörperschaften der Länder sind in diesen Vereinigungen erforderlich, damit das den einzelnen Gesellschaften zur Verfügung stehende Personal und Material unmittelbar auf Anfordern an die Unfallstelle abgesendet werden kann. Bei Massenunfällen größten Umfanges wäre sofort das ständige internationale Komitee in Kenntnis zu setzen, damit es in der Lage ist, weitere Maßnahmen zu treffen. In welcher Weise die Vereinigung in den einzelnen Ländern, auf welche Art das ständige internationale Komitee zu organisieren ist, muß den Beratungen der betreffenden Körperschaften selbst und untereinander vorbehalten bleiben.

Es gelten also für die Massenunfälle größten Umfanges im ganzen die gleichen Grundsätze wie für das Rettungswesen überhaupt. Die Einrichtung eines wohl durchdachten und gut funktionierenden zentralisierten Meldewesens unter Dezentralisation der Hilfskräfte ist auch für diese Fälle unerläßlich.

Personal, bestehend aus Aerzten, Sanitätsmannschaften, ferner Militär (Pioniere usw.), sowie die vortrefflich ausgebildeten Mannschaften der Feuerwehren, Grubenwehren usw. müssen zur Verfügung stehen. Das gleiche gilt für die Vorbereitung des Materials, denn nicht erst im Augenblick des Unfalles, sondern bereits in der Ruhezeit muß alles gerüstet sein, um im Notfall so schnell wie möglich an die gefährdete Stelle abzugehen. In genau gleicher Weise ist die Kriegskrankenpflege, unterstützt von den großen, freiwilligen Organisationen, schon im Frieden vollkommen für den Kriegsfall gerüstet.

Als Material sind in Bereitschaft zu halten: Unterkunftsräume [Zelte, Baracken, die Arzt- und Rettungswagen der Eisenbahnen, Sanitätszüge des Militärs und Schiffe (auch Kriegsschiffe)], Kleidung, Nahrungsmittel (auch Trinkwasser), Feuerung, ärztliche Instrumente, Verbandstoffe, Medikamente und Desinfektionsmittel, sonstige Rettungsgerätschaften und Werkzeuge zur Aufräumung usw.

Die Beförderung sowohl der Verunglückten als der Gesunden ist mit in erster Reihe zu bedenken. Transportmittel sind mitzuführen. Für die Beförderung des Personals an die Unfallstelle sind je nach Umständen



Schiffe oder Eisenbahnen, die, wie erwähnt, auch zur Unterkunft dienen, zu benutzen. Besonders Schiffe eignen sich trefflich als schwimmende Hospitäler.

Die administrative Leitung des Rettungswerkes muß bei Massenunfällen in den Händen der Behörden in Gemeinschaft mit rettungstechnischen Sachverständigen (Aerzten usw.) liegen. Vertreter der Regierungen müssen daher im ständigen internationalen Komitee vorhanden sein.

Sind alle Faktoren in den Zeiten der Ruhe vorbereitet, so wird es sich ermöglichen lassen, im Ernstfalle in größter Schnelligkeit ein Ineinandergreifen aller Helfer und eine gedeihliche Zusammenarbeit aller Kräfte zu erzielen.

Sicher ist eins, daß die Bemühungen der Nationen, im edlen Wettstreit die auch jetzt noch unabsehbaren Folgen der Katastrophe von Messina einigermaßen zu lindern und durch Entsendung von Hilfskräften aller Art Großes zu leisten, für die Zukunft herrliche Früchte tragen werden.

Wenn die Völker sich im Liebeswerk der Barmherzigkeit einander immer mehr nähern und brüderlich Schulter an Schulter im Kampfe gegen das Unglück stehen, um ihren bedrängten Mitmenschen zu helfen, sie aufzurichten und zu unterstützen, so kann das für die Beziehungen der Völker untereinander nur von größtem Segen sein. Das Band der Freundschaft wird fester und fester, wenn sich die Menschen einander im Unglück beistehen und helfen, wenn sie sich nicht als Feinde, sondern als Brüder nähern. Wie das Rettungswesen und das gesamte Gebiet der Nächstenliebe keinen Unterschied der Menschen kennt, so ist das ganz besonders bei den großen Werken der Fall, die die höchsten Ansprüche an Entschlossenheit, Mut und Ausdauer, Entsagung und Opferwilligkeit der Helfer stellen.

So möge aus dem Unglück, das viele blühende Ortschaften zugrunde gerichtet und zahlreiche Menschenleben vernichtet hat, für die Völkerschaften ein weiteres Band für den Weltfrieden geknüpft werden!

Die Erweiterung der neutralen Rechte im Seekriege.

Von Kapitän z. S. a. D. von Pustau.

Die komplizierten Probleme, mit denen sich die am 4. Dezember zusammengetretene, von zehn Mächten beschickte Londoner Seekriegsrechtskonferenz zu beschäftigen hat, schließen einige der allerwichtigsten Fragen für den Weltfrieden in sich. Ihre Aufgabe ist die Einigung über die Grundsätze, nach denen der gemäß den Abmachungen der II. Haager Konferenz am 30. Juni 1909 zu bildende Internationale Prisenhof künftig Recht sprechen soll. Das bedeutet aber nichts Geringeres als einen ersten Versuch zur Schaffung eines faktischen Seekriegsrechts, das bis heute nur dem Namen nach besteht.

Das Fehlen allgemein anerkannter Rechtsnormen auf diesem Gebiet hat dahin geführt, daß gemeinhin erst nach dem Ausbruch eines Seekriegs die Kriegführenden verkündeten, welche besonderen Rechte sie für sich auf dem freien Meer beanspruchen, das bekanntlich ebensogut wie ihnen selbst auch den Neutralen gehört. Je weniger Widerstand von diesen gegen die ihnen zugemutete Schmälerung ihres natürlichen Rechts auf freien Meeresverkehr zu befürchten ist, um so weniger wird der Kriegführende sich bei der Bemessung seiner Ansprüche um sie kümmern. Da nun die Macht, die in fast allen großen Seekriegen der letzten Jahrhunderte siegreich gefochten hat, England, vermöge seiner der ganzen übrigen Welt überlegenen Seemacht in der glücklichen Lage war, seine Kriegsregeln ohne jede weitere Rücksichtnahme auf andere so aufzustellen, wie es ihm am besten paßte, so ist es kein Wunder, daß in der bisherigen Praxis die Seerechte der Neutralen in ihrer Entwicklung ganz erheblich zurückgeblieben sind. Daran ist auch nichts geändert worden durch die seltenen Seekriege, wo England selbst Neutraler war, wie z. B. im amerikanischen Sezessionskriege oder im Russisch-Japanischen Kriege. Es ließ sich dann auch ziemlich starke Beeinträchtigungen seines eigenen Seehandels ruhig gefallen, um nur nicht durch Protestieren die Prinzipien zu gefährden, deren kluger und zielbewußter Anwendung es nicht zum geringsten seine weltbeherrschende Stellung verdankt.

Vergebens hat schon Friedrich der Große durch ein Bündnis mit Rußland und anderen kleinen Seemächten, die „bewaffnete Neutralität" von 1780, sich bemüht, eine festere Grundlage für die Sicherung des neutralen Handels gegen die Uebergriffe der Kriegführenden zu schaffen. Auch die spätere Vereinbarung zwischen Rußland, Dänemark und Schweden im Jahre 1800 blieb ohne jegliche praktische Wirkung. Den ersten wirklichen Fortschritt auf diesem Gebiet stellte die bekannte Pariser Seerechtsdeklaration vom 16. April 1856 dar, in der die meisten großen Seemächte folgende vier Grundsätze anerkannten:

a. die Kaperei ist und bleibt abgeschafft;
b. die neutrale Flagge deckt das feindliche Gut, mit Ausnahme der Kriegskonterbande;
c. neutrales Gut unter feindlicher Flagge, mit Ausnahme der Kriegskonterbande, darf nicht mit Beschlag belegt werden;
d. Blockaden müssen, um rechtsverbindlich zu sein, wirksam sein, d. h., durch eine Streitmacht aufrechterhalten werden, die hinreicht, um den Zugang zur Küste des Feindes wirklich zu verhindern.

Mit den Rechten der Neutralen beschäftigen sich dann noch die späteren Abkommen über den Schutz der unterseeischen Telegraphenkabel (14. März 1884); über den freien Verkehr im Suezkanal (1888), über die Anwendung der Grundsätze der Genfer Konvention auf den Seekrieg (I. Haager Friedenskonferenz vom 29. Juli 1899) und die besonderen Abmachungen der II. Haager Konferenz, betreffend die Beschränkung des Legens von Seeminen, den Aufenthalt von Kriegschiffen der Kriegführenden in neutralen Gewässern, die Umwandlung von Handelschiffen in Kriegsfahrzeuge, die Unverletzlichkeit der Seepost, die Behandlung der Besatzungen aufgebrachter Kauffahrteischiffe und die bereits erwähnte Einsetzung eines unparteiischen internationalen Prisengerichtshofs.

Man ersieht aus dieser Aufzählung, daß bereits manche bedeutungsvolle Ansätze vorhanden sind, um



einem Zustand ein Ende zu machen, dessen außerordentliche Gefährlichkeit sich insbesondere bei der Beschlagnahme mehrerer deutscher Reichspostdampfer im Indischen Ozean während des Burenkriegs gezeigt hat. Aber es bleibt noch ein sehr weiter und mühevoller Weg zurückzulegen bis zur Schaffung eines vollständigen und bindenden Seekriegsrechts, und die englische Regierung verdient deshalb dankbare Anerkennung dafür, daß sie durch die Einberufung der Londoner Konferenz den Nationen die Möglichkeit gewährt, die Rechte der Neutralen durch Vereinbarungen über einige der wichtigsten strittigen Punkte des Seekriegsrechts zu erweitern oder wenigstens besser als bisher zu fixieren.

Nach dem Programm ist dort über die folgenden Einzelfragen zu verhandeln:

1. Neutralitätswidrige Dienste. Neutrale Personen oder Schiffe, die Personal, Vorräte, Material, Reparatureinrichtungen oder Nachrichten für die feindliche Flotte befördern, sollten nach einem im Haag von England eingebrachten Vorschlage stets als feindlich gelten. Danach wäre also ein neutrales Schiff, das einen Offizier einer kriegführenden Partei als Passagier an Bord hat, ohne weiteres der Beschlagnahme verfallen. Es ist klar, daß die vernunftgemäße, präzise Einschränkung eines so weitgehenden Prinzips unerläßlich ist, um endlosen Konfliktsmöglichkeiten und schweren Beeinträchtigungen der Rechte der Neutralen vorzubeugen. Diese Frage steht insofern in engstem Zusammenhang mit der Frage der

2. Konterbande, als England im Haag beantragt hatte, diese gänzlich abzuschaffen, sofern es mit seiner verschärften Definition der neutralitätswidrigen Dienste durchdränge. Das hieße aber nach der Meinung anderer den Teufel durch Beelzebub vertreiben. Deutschland und Frankreich haben sich bisher durchaus abgeneigt gezeigt, auf eine solche Bedingung einzugehen; sie ziehen es vor, den mannigfachen Nachteilen und Gefahren, die der überaus dehnbare und deshalb von jeher heftig umstrittene Begriff der Konterbande in sich birgt, durch neue Bestimmungen und Definitionen zu begegnen. Inwieweit sie hiermit Erfolg haben werden, ist noch zweifelhaft, da die beiderseitigen Auffassungen sich in einem der für die neutrale Schiffahrt hervorragend wichtigen Punkt nicht decken. Das ist die von Deutschland vorgeschlagene Abschaffung der Lehre von der

3. Voyage continu, die davon ausgehend, daß beispielsweise von einem neutralen Lande nach dem neutralen Belgien verfrachtete Konterbandegegenstände unter Umständen beschlagnahmt werden dürfen, weil sie möglicherweise als Endbestimmung das im Kriege befindliche Deutschland oder Frankreich haben könnten. Das läuft also praktisch darauf hinaus, daß im Seekriege überhaupt jeglicher Transport von Gegenständen der Konterbandeart auf allen Meeren und nach allen Häfen verboten bzw. gefährdet ist.

Ginge der deutsche Vorschlag durch, so würde die neutrale Schiffahrt zwischen neutralen Ländern vom Kriege fortab ganz unbehelligt bleiben, und die Gefahr der Aufbringung würde sich nur auf die Fahrt direkt nach einem der kriegführenden Länder beschränken. Die Tatsache, daß diese vom Standpunkt des allgemeinen Rechts ganz selbstverständliche Forderung überhaupt noch ernstlich bestritten wird, zeigt am besten, mit welch souveräner Rücksichtslosigkeit die bisherige Praxis des Seekriegs die Rechte der Neutralen behandelt hat.

4. Die Blockade gewährt den Kriegführenden die Befugnis, das feindliche Küstengebiet oder einzelne Teile durch bewaffnete Macht gegen das Ein- und Auslaufen aller Schiffe abzusperren, also auch solcher, die keine Konterbande mitführen. Da diese Maßnahme sich auf ein Gebiet bezieht, das, anders wie das freie Meer, bestimmten nationalen Hoheitsrechten dauernd unterworfen ist, so liegen hier die Verhältnisse ganz so wie im Landkriege, und an sich können die Neutralen ebensowenig etwas gegen die Verhängung einer Blokade einwenden wie etwa gegen die Absperrung einer Landgrenze oder eines feindlichen Landgebiets. Wohl aber stellt es eine schwere Beeinträchtigung ihrer Rechte dar, wenn schon die bloße Ausklarierung eines Schiffes nach einem blockierten Hafen als Blockadebruch mit der Aufbringung des Fahrzeuges geahndet werden soll, auch wenn der Versuch, die Blokade wirklich zu brechen, gar nicht gemacht wird. England und einige andere Staaten vertreten diese letztere Auffassung, und die Mehrheit der europäischen Kontinentalstaaten wird jedenfalls in London versuchen, eine den Interessen der Neutralen bisher entsprechende Auslegung des Begriffs des Blockadebruchs herbeizuführen.

5. In bezug auf das Recht der Vernichtung neutraler Prisen vor der Aburteilung herrschen gleichfalls unter den Konferenzmächten schroffe Gegensätze, je nachdem diese nämlich über zahlreiche überseeische Stützpunkte gebieten oder nicht. Ebenso in betreff der

6. Umwandlung von Handelsschiffen in Kriegschiffe auf hoher See. Bekanntlich haben gerade diese beiden Fragen im Russisch-Japanischen Kriege zu sehr ernstlichen Spannungen zwischen England und Rußland geführt, als nämlich die Schiffe der „Freiwilligen Flotte" ihre Tätigkeit als Kreuzer und Handelzerstörer begannen. Die damals gemachten Erfahrungen beweisen deutlich, wie notwendig es ist, einen Ausgleich zwischen den sich gegenüberstehenden Meinungen herbeizuführen. Eine Einigung soll endlich in London versucht werden über

7. die Anerkennung des Flaggenwechsels feindlicher Handelschiffe in oder vor einem Kriege sowie über die Frage, ob der Wohnort oder die Nationalität der im Frachtbrief als Empfänger bezeichneten Persönlichkeit entscheidend sein soll für die Behandlung des betreffenden Schiffsgutes. Soll beispielsweise in einem Kriege Frankreichs die für einen neutralen, in Bordeaux domizilierten Amerikaner bestimmte Schiffsladung der Beschlagnahme durch den Gegner unterliegen oder nicht? —

Die vorstehenden Ausführungen ergeben ohne weiteres die große Schwierigkeit der Aufgabe, vor die die Londoner Konferenz gestellt ist. Die Neutralen müssen schon zufrieden sein, wenn nur ein Teil der zur Beratung stehenden Punkte dahin erledigt wird, daß ihre Reeder und Kapitäne etwas mehr Klarheit darüber erlangen, was sie im Kriege tun dürfen und was nicht. Ihre Lage bleibt auch dann noch immer äußerst unsicher und gefährdet, weil das Programm nicht entfernt die Gesamtheit der strittigen Fragen des sogenannten Seekriegsrechts umfaßt, sondern nur einige der wichtigeren unter ihnen herausgegriffen hat. Ohne diese weise Beschränkung wäre an eine Verständigung überhaupt nicht zu denken, denn es erscheint absolut ausgeschlossen, mit einem Mal einen Zustand aus der Welt zu schaffen, der, so anormal und unlogisch er ist, doch durch die Praxis von Jahrhunderten allen Protesten zum Trotz als Gewohnheitsrecht sich Geltung verschafft hat.

Zum Teil kommt das daher, daß auch die Nationen, die selbst niemals die Vorrechte der Kriegführenden auszunutzen in der Lage waren, sondern immer nur als schwächere Kriegspartei oder als Neutrale ihre Schiffe auf dem freien Meer angehalten, durchsucht und gekapert sahen, meinen, auch sie könnten einmal als Stärkere oder Verbündete eines Stärkeren Herrenrechte auf dem Ozean ausüben. Daher auch die eigenartige Erscheinung, daß die kleineren Seemächte bisher keineswegs in geschlossener Front die auf eine Erweiterung der Rechte der Neutralen hinauslaufenden Vorschläge gutgeheißen haben, daß vielmehr einzelne von ihnen nur mit sichtlichem Zögern auf eine Einschränkung der sogenannten Rechte der Kriegführenden eingehen möchten.

Sicherlich aber ist der hier zugrunde liegende Gedankengang falsch. Bei dem internationalen Charakter der modernen Schiffsladungen, ganz besonders der ungezählten Postdampfer, birgt die Ausübung der traditionellen Vorrechte der Kriegsparteien so viele Konfliktsmöglichkeiten mit Neutralen in sich, daß selbst die allerstärksten Seemächte sich die Frage vorlegen müssen, ob der zu erwartende Vorteil das große Risiko lohnt. Hätte Japan England nicht auf seiner Seite gehabt, so würde es im letzten Kriege sich schwer gehütet haben, der neutralen Schiffahrt Beschränkungen aufzuerlegen. Das große Rußland stellte seine Kaperpolitik damals bald ein, als es die gefährliche Erregung der öffentlichen Meinung in England bemerkte. Was würde wohl passieren, wenn Deutschland alleinstehend in einem Krieg mit Venezuela oder Portugal in einem Krieg mit China begännen, neutrale Schiffe auf dem freien Ozean anzuhalten und zu untersuchen? Ja, sogar das meerbeherrschende England wird es sich gewiß zweimal überlegen, ehe es wieder einen Konflikt mit den Vereinigten Staaten heraufbeschwört, wie schon einmal im Jahr 1812, wo letztere wegen der unerträglichen Belästigung ihres neutralen Handels ihm kurzerhand den Krieg erklärten, der der Schiffahrt und dem Wohlstand Großbritanniens schwere Wunden schlug.

Nein, genau so, wie der Landkrieg entsprechend den Forderungen der Zivilisation seine früheren Formen gänzlich geändert hat, so wird auch der Seekrieg seine barbarischen, aus alten Zeiten übernommenen Züge abzulegen haben. Ein Recht, das in seiner extremen Auslegung dem Kriegführenden gestattet, eben außerhalb des letzten Elbefeuerschiffs oder bei Sandy Hook jedes passierende neutrale Schiff anzuhalten und zu durchsuchen, verdient nicht den Namen eines Rechts, und seine Tage sind gezählt, jetzt wo die großen Mächte diesseit und jenseit des Atlantischen Ozeans und auch im fernen Pazifik Flotten entstehen lassen, mächtig genug, um als Neutrale unzulässige Schädigungen ihrer Interessen zu einem äußerst gefährlichen Unternehmen zu machen.

Das Seebeuterecht an dem Eigentum friedlicher Bürger mag vielleicht noch auf absehbare Zeiten im Prinzip erhalten bleiben, obschon seine Abschaffung seit langem von verschiedenen Seiten gefordert, neuerdings auch in England lebhaft befürwortet wird. Die Zeiten sind dafür leider noch nicht reif, und das Argument hat auch unleugbar eine gewisse Berechtigung, daß, solange es keinen Völkerareopag mit wirksamer Exekutivgewalt gibt, das Seebeuterecht unter Umständen das einzige oder doch das sicherste Mittel ist, um einen Gegner zur Räson oder zur Unterwerfung zu bringen. Wenn nun aber auch das Grundübel vorläufig noch weiter besteht, so ist es doch um so mehr geboten, seine schädlichen Nebenerscheinungen so weit zu beschneiden, daß die Rechte des neutralen Handels in zukünftigen Kriegen ungleich mehr respektiert und geschützt werden als bisher. In dieser Hinsicht ist es von ganz besonderer Bedeutung, daß die Einberufung der Londoner Konferenz auf die Initiative Englands zurückzuführen ist. Seine Regierung gibt dadurch zu, daß sie den zweischneidigen und gefährlichen Charakter des bisherigen Seekriegsrechts anerkennt, und ihr unverkennbarer guter Wille ist die sicherste Bürgschaft dafür, daß die jetzigen Verhandlungen zu einer bedeutungsvollen Erweiterung der Rechte der Neutralen im Seekriege führen werden. Jeder Fortschritt nach dieser Richtung hin bringt uns aber den ersehnten Endzielen näher: der Einschränkung der allgemeinen Kriegsgefahr bei einem Seekriege zwischen einzelnen Nationen und der gesicherten Freiheit des privaten Eigentums auf dem freien Meer, wie sie unser modernes Rechtsbewußtsein dringend verlangt.

Die Aristokratie unter dem Banner der Heilsarmee.

Plauderei von Henriette Jastrow, London.

Es war ein Ereignis, das nur von wenigen beachtet wurde, als der Methodistenprediger William Booth im Jahre 1865 sich von seiner Gemeinde in Nottingham lossagte, um in seiner eigenen Art das Evangelium zu verkünden. Er selbst ahnte es nicht, daß er am Abend seines Lebens auf ein Werk würde zurückblicken können von einem Umfang und einem Erfolg, wie es als Schöpfung eines Menschen nicht oft von Sterblichen erreicht worden ist. Als er schließlich die Idee erfaßte, eine völlig neue, eine Art religiös-militärischer Organisation ins Leben zu rufen, war er selbst zwar mit loderndem Enthusiasmus davon durchdrungen, daß er auf dem rechten Wege sei, aber die Hindernisse, die sich entgegenstellten, schienen fast unüberwindlich. Nicht nur das Werk, auch der selbsternannte „General" mußten Anfeindungen, Schmähungen aller Art, im besten Falle Spott und Hohn über sich ergehen lassen. Selbst in England, wo die Bewegung wurzelte, dauerte es geraume Zeit, bis man sich darüber klar wurde, daß hinter den Pauken und Trompeten und den Fahnen und Bannern, die als notwendiges Requisit erachtet wurden für die an allen Straßenecken auftauchenden Gottesdienste, doch ein Ernst und eine Hingabe sich verbargen, die Respekt einflößen mußten; und daß es hier vor allem sich nicht um eine wortreiche und tatenlose Religionssekte handle, sondern um eine soziale Organisation bewundernswerter Art. Am bezeichnendsten vielleicht ist das Wesen der Heilsarmee seinerzeit von Sir Walter Besant ausgedrückt worden. „Diese Männer und Frauen lehren uns von neuem, was Jesus und Franz von Assisi vergebens dem Christentum einzuflößen suchten: was



Mildtätigkeit sei. Wir glaubten sie bisher auszuüben, wenn wir dem Armen ein Almosen gaben, wenn wir ihn kleideten und sättigten und ihm Obdach gewährten. Aber General Booth und seine Armee belehren uns, daß die wahre Mildtätigkeit nicht darin bestehe, daß wir Almosen spenden, uns selbst müssen wir geben. Und das tun sie. Ich bin überzeugt, daß Tausende und aber Tausende dieser Männer in den rotwollenen Westen und der Frauen in den schutenartigen Hüten Inhalt, Freude und Herrlichkeit in das Leben derer bringen, unter denen zu leben sie sich zur Aufgabe gestellt haben: in die Existenz Mühseliger und Beladener, in das Leben Gefallener und Ausgestoßener der menschlichen Gesellschaft. Und obwohl ihre Namen nicht genannt werden und keine Ehrungen sie erwarten und keine Belohnung ihnen zuteil wird, so sind sie doch wie ein Leuchtfeuer für diejenigen, denen sie sich widmen."

Für Sir Walter Besant trat die religiöse Seite der Bewegung zurück gegenüber der sozialen Tätigkeit. Und nicht nur die Tendenz derselben, auch die staunenswert geregelte Organisation fand seine Bewunderung, und sie fordert die Bewunderung der Welt heraus; eine Organisation, die sich mit ihren Asylen und Rettungswerken aller Art über die ganze Erde verbreitet und in zielbewußter Folge durch Errichtung einheimischer und überseeischer Landwirtschaftskolonien und durch Angliederung von ländlichen und städtischen Arbeitstätten und sogar Fabrikbetrieben auch ein nicht zu unterschätzendes industrielles Unternehmen geworden ist. Ein Werk dieser Art konnte nur einem Menschen gelingen, der ein Organisationstalent ohnegleichen mit einer Persönlichkeit von faszinierendem und zwingendem Einfluß verbindet, und eine solche Vereinigung findet sich anerkanntermaßen in General Booth.

Hat er länger als mancher andere auf die Anerkennung der Welt warten müssen, so wird sie ihm nun reichlich zuteil. In England ist er heute eine der populärsten Persönlichkeiten, und als die alte Universität Oxford ihm kürzlich die hochgehaltene Auszeichnung verlieh, ihn zum Ehrendoktor zu ernennen, da jubelte nicht nur die akademische Jugend ihm zu, sondern es ging ein Zug der Genugtuung durch die ganze Nation. Den Männern der Wissenschaft war der Hof damit vorangegangen, General Booth und sein Werk zu ehren. Bei der Krönung König Eduards in der Westminster-Abtei gehörte der „General" mit seinen obersten Offizieren zu den geladenen Gästen, und als sie beantragten, anstatt in der vorgeschriebenen Hoftracht dem König in ihrer eigenen Uniform huldigen zu dürfen, wurde diesem Ersuchen bereitwilligst entsprochen; und so saßen die Vertreter der Heilsarmee unter den Großen des Reiches. — Aber das war nicht die erste Mischung dieser Elemente. Haben doch manche, die zu Titeln und Würden geboren waren, diesen freiwillig entsagt, um unter dem Banner der Heilsarmee zu arbeiten. Ihr Rang und Stand gilt da nichts. Hoch und niedrig, arm und reich, aus der Hütte oder einem Grafenschloß kommend, alle werden sie mit der gleichen Freundlichkeit und Herzlichkeit willkommen geheißen, alle müssen sie sich der gleichen Disziplin unterordnen, und nur durch Verdienst können sie in höhere Posten aufsteigen. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß diejenigen, die Opfer gebracht haben, um den Dienst aufzunehmen, auch mit besonderer Hingabe sich ihm widmen und daher einen um so größeren Einfluß ausüben werden, und daß sie deshalb an hervorragenden Stellen am besten an ihrem Platze sein würden.

Auf einem solchen Posten steht „Oberstleutnant" Mildred Duff, eine Tochter aus der bekannten schottischen Aristokratenfamilie der Duffs. Gibt hohe Geburt bei der Heilsarmee keine Anwartschaft auf Beförderung, so ist anderseits das Geschlecht kein Hindernis dazu. Wie in manchem anderen, so ist die Heilsarmee der Welt auch darin mit dem Beispiel vorangegangen, keine Barriere zu errichten, die das Verdienst ausschließt des Geschlechtes wegen. Das ergab sich bei der Gründung der Organisation von selbst, denn wie General Booth ihr Vater ist, so war seine Gattin Catherine Booth die Mutter der Heilsarmee und, solange sie lebte, fast ein so wichtiger Faktor darin wie er selbst. Auch Miß Duff wurde von Catherine Booth angezogen, und still und ernst kam sie mit sich überein, ihren Lehren zu folgen. Zuerst übernahm sie es, in den „Slums" von London zu arbeiten, dann wurde sie als Pionierin nach Schweden geschickt, wozu sie besonders geeignet erschien, da sie neben Französisch und Deutsch auch Schwedisch beherrscht, und heute steht sie mit dem Rang eines Oberstleutnants dem fremdsprachlichen literarischen Departement vor, in dem ihr Einfluß hervorragend ist. Major Mary Murray, als Tochter des Generals Sir John Murray in militärischen Kreisen aufgewachsen, schien speziell dafür prädestiniert, sich der Armee- und Marineliga der Heilsarmee zu widmen, und als Superintendent steht sie jetzt an der Spitze dieser Abteilung. Wo ihr Heim ist, wird sie kaum zu sagen vermögen, denn heute mag sie in Hongkong sein und morgen auf dem Weg nach Gibraltar, oder gen Afrika mag sie ihre Schritte lenken oder gen Australien hin oder nach der heimatlichen Insel. So streift sie in der ganzen Welt umher, und wo immer Soldaten oder Matrosen sich aufhalten und die Heilsarmee ihren religiösen oder ihren Einfluß als Temperenzler geltend macht und zu einem reinen und höheren Leben anfeuert, da ist auch Major Murray mit ihrer feurigen Beredsamkeit so oft wie möglich unter ihnen.

Commissioner (was sich vielleicht als „Bevollmächtigter" übersetzen läßt) Booth Tucker, der Schwiegersohn des Generals, stammt ebenfalls aus einer alten aristokratischen Familie. Er lernte die Heilsarmee in Indien kennen, wo er eine hohe, glänzend dotierte Stellung als Richter bekleidete, aber hingerissen von der neuen Lehre, gab er alles auf, um in ihren Dienst zu treten. Seine Arbeit brachte ihn mit der Tochter des Generals zusammen, die er heiratete, aber schon früh durch den Tod verlor. Inzwischen war er infolge seines ungewöhnlichen Sprachtalents, vermöge dessen er acht verschiedene Zungen zu beherrschen vermag, zum Präsidenten des fremdländischen Departements aufgestiegen, und Oberstleutnant Minnie Reid, die Tochter eines früheren Gouverneurs von Bombay, die mit ähnlichem Talent begabt ist und in Italien, Belgien, Frankreich und Deutschland Pionierdienste für die Heilsarmee geleistet hatte, wurde seine Gehilfin und kurz darauf seine zweite Gattin. Nun stehen sie beide gemeinschaftlich dem immer größer werdenden fremdländischen Departement vor. Auch die Schwester des Lord St. Leonards, die von dem Banner der Heilsarmee angezogen wurde, heiratete einen der „Offiziere", mit dem sie zusammen arbeitete; unter der kooperativen



Verwaltung dieses Ehepaares steht die sehr wichtige Station der Heilsarmee in Kalifornien.

Aber nicht alle die, die wir gegenwärtig ins Auge fassen, können oder mögen an hervorragender Stelle stehen. Lady Sarah Sladen oder „Adjutant Sladen“, wie sie in der Heilsarmee heißt, findet Befriedigung darin, unter der Straßenjugend zu arbeiten, ein Feld, auf dem sie außerordentlich erfolgreich ist, und Mrs. Bird, die Gattin des früheren Premierministers von Tasmanien, hat sich die Gefängnisse als Arbeitstätte erwählt. Die Tochter von Lady Galt wirkt auf einem bescheidenen Posten in Kanada zusammen mit Miß Macdonald, die aus einem Millionenhaus in Toronto stammt, und in Kanada war auch Fräulein van Norden, die Tochter eines Neuyorker Bankiers, unter dem roten Banner tätig gewesen, ehe sie von einem tödlichen Automobilunfall jäh dahingerafft wurde. In den fernen westindischen Inseln arbeitet eine Nichte des Grafen von Onslow als Offizier der Heilsarme, während ihre Schwester unter den Zulus in Südafrika ihr Wirkungsfeld hat. Wieder andere, die sich zu den Prinzipien der Heilsarmee bekennen, wirken für sie, ohne doch ganz zu ihr überzutreten. So war die Gräfin von Seafield zwar eine Zeitlang aktiver „Soldat“ der Truppe, und ihre Tochter Lady Ina Ellenora Ogilvie-Grant, die in zartem Alter starb, trug schon als Kind die Uniform der Heilsarmee, später aber trat die Gräfin zu den „Hilfstruppen“ über, in deren Dienst sie sich gegenwärtig befindet. Im Stadtteil Chelsea ist sie bei den Salvation Army Meetings eine vertraute Erscheinung, und mit Wort und Tat vertritt sie auch jetzt noch die von ihr so geliebte Heilsarmee. Sogar der Mitwirkung eines Ritters des Bath-Ordens — des zweithöchsten Ordens im Lande — kann die Organisation sich rühmen. Das ist Sir Algernon West, der vor einiger Zeit einem großen Meeting in der Queen's Hall präsidierte, in dem die Frauenabteilung der Heilsarmee Bericht erstattete über ihre Tätigkeit. Diesem großen und bedeutenden Zweige steht Mrs. Bramwell Booth vor, die Tochter des Arztes Dr. Soper, und damit nimmt sie einen der höchsten Posten ein, den die Heilsarmee zu vergeben hat. Ihre außerordentliche und vielseitige Befähigung und ihre ganze Persönlichkeit scheinen sie hierfür geschaffen zu haben. Und wenn auf ihren Gatten, Sohn des General Booth und selbst ein bedeutender Organisator, eines Tages, wie man annimmt, der Feldherrnstab seines Vaters übergeht, wird es doppelt wertvoll sein, daß eine Frau wie Mrs. Bramwell Booth ihm zur Seite steht. Mit sicherem Blick hat sie auch unter den Gehilfen die rechte Kraft zu ihrer Assistentin gewählt: Commissioner Cox, eine Pastorentochter und eine Frau mit ungewöhnlich hoher Begabung und reicher Bildung. Commissioner Cox ist nicht mit Brigadier Blanche B. Cox zu verwechseln, die in Detroit in den Vereinigten Staaten von Amerika auf verantwortlichem Posten stationiert ist. Mit ihr ist die alte Universität Cambridge bei der Heilsarmee vertreten, denn Miß Cox hat in Girton College Geschichte studiert, bevor die Lehren der Heilsarmee sie gefangennahmen. Noch manche andere Vertreter der geistigen Aristokratie sind unter General Booth' Fahnen vereinigt, Männer sowohl wie Frauen. Unter den letzteren sind vielleicht zwei Schwestern besonders bemerkenswert, Elisabeth und Susie Swift, Töchter eines amerikanischen Bankiers, die auf der Harvard Universität studiert hatten und nach England kamen zur Erweiterung ihrer Ausbildung. Hier lernten sie die Heilsarmee kennen, und — in der Uniform der Armee kehrten sie nach Amerika zurück und blieben ihr und dem neu erwählten Dienste treu trotz des Widerspruches ihrer Familie.

Den Protesten gegenüber, die so oft von den Familien gegen den Uebertritt ihrer Mitglieder zur Heilsarmee erhoben werden, ist es eine rechte Abwechslung, daß auch manchmal ganze Familien, von der Wurzel bis zur Krone, sich unter die gleiche Fahne scharen. Dieses Los zum Beispiel hat die alte holländische Aristokratenfamilie der Schoch erwählt, die vordem durch Generationen hindurch im Königschloß im Haag vertraute Freunde waren. Auf Major Schoch und seine Gattin übte die Heilsarmee eine solche Anziehungskraft aus, daß sie sich entschlossen, all ihre alten Verbindungen aufzugeben und sich mit ihren ganzen Kräften der neuen Lehre zu widmen. Ihren Kindern aber — vier Töchtern — ließen sie die Wahl, und sie alle wählten das gleiche, nicht nur die zwei, die noch zu Hause waren, und die nachmalig Frauen von „Offizieren“ der Heilsarmee wurden, sondern auch die bereits verheirateten Töchter traten mit ihren Männern zur Armee über. Die älteste, Mrs. Oliphant, steht mit ihrem Gatten, der früher Prediger der englischen Kirche war, dem deutschen Departement der Heilsarmee vor, während die zweite mit ihrem Manne, Hauptmann Roussel, fern in den Kolonien gemeinschaftlich arbeitet.

In Rußland hat die Heilsarmee noch keinen rechten Boden gewonnen, aber sie hat dennoch auch dort in den höheren Kreisen Rekruten gefunden. So trat die Fürstin Ouchtomsky zu ihr über, und ihrem Beispiel folgte ihre Tochter, die später einen Offizier der Heilsarmee heiratete. Dieser hatte seine Professur in Bern aufgegeben, um an dem Werke General Booth' mitzuarbeiten, dessen Einfluß ihn gefangennahm. Das gleiche Schicksal hatte Hauptmann von Tavel, der früher Professor der Botanik war. In seinem neuen Wirkungskreise lernte er dann seine Landsmännin, die Finnländerin Hedwig von Hartmann, kennen und heiratete sie, und vereint unternahmen sie es, der Heilsarmee in Finnland ein Feld zu eröffnen.

In Deutschland scheint die Bewegung die oberen Kreise bis jetzt noch unberührt gelassen zu haben. Daß sie sich sonst aber immer mehr im Lande ausbreitet, ist unverkennbar, und auch daran ist kein Zweifel, daß man immer mehr dazu kommt, sie ernst zu nehmen. Und General Booth ist fest davon durchdrungen, daß die Heilsarmee auch im Volke der Denker feste Wurzel fassen werde, wie sie es fast auf der ganzen Welt getan.

Unsere Bilder

Das Erdbeben in Süditalien (Abb. S. 95—99) steht noch immer im Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion, und noch immer laufen Nachrichten ein, daß die unterirdischen Gewalten ihre Tätigkeit fortsetzen. Bald hier, bald dort ereignen sich neue Erdstöße und halten die Bevölkerung der heimgesuchten Gegenden in dauernder Besorgnis. In weiterer Entfernung aber registriert man nur noch die sich wiederholenden Erschütterungen, ohne sich sonst viel um sie zu kümmern. Die Frage, was geschehen soll, um Not und Elend zu lindern, um die Schäden der furchtbaren Katastrophe nach Möglichkeit wieder gut zu machen, beschäftigt die Menschen. Soll neues Leben aus den Ruinen erblühen? Heute kann man darauf mit einem unbedingten „Ja“ antworten. Der Gedanke, Messina in Trümmern liegen zu lassen, ist schnell, wie er aufgetaucht, wieder verschwunden. Kenner von Land und Leuten haben



erklärt, selbst wenn ein dahingehender Beschluß gefaßt werden sollte, würde er nicht durchgeführt werden können, die Stadt würde von selbst wieder erstehen, da ihre Lage und die Gestaltung der Küste dazu drängen. Die allgemeine Ansicht aber ist, daß es aus patriotischen und historischen Gründen eine Notwendigkeit sei, Messina wieder aufzubauen, und die gesetzgebenden Faktoren sind bereits an der Arbeit, dieser Notwendigkeit gerecht zu werden. Das Parlament hat, einer Aufforderung der Regierung entsprechend, eine Kommission eingesetzt, die einen Plan für das große Werk beraten soll. Inzwischen wetteifert die ganze Welt mit Italien, den Notleidenden Hilfe zu bringen, und mit Genugtuung darf es gesagt werden, daß Deutschland dabei an der Spitze marschiert. Schon sind bei dem deutschen Hilfskomitee Geld und andere Liebesgaben im Werte von zweieinhalb Millionen Lire eingegangen, der Kaiser hat für die Opfer der Katastrophe eine Anzahl von Baracken gestiftet, deren Aufstellung von seinem Leibarzt, dem Stabsarzt an der Kaiser-Wilhelm-Akademie in Berlin, Dr. Niedner (Portr. S. 102) geleitet wird, und eine vom Roten Kreuz organisierte Hilfsexpedition, deren Führung Dr. Franz Colmers-Heidelberg (Portr. S. 102) übertragen wurde, ist nach dem Schauplatz der Erdbeben abgegangen. — Von besonderem Interesse dürfte die Wiedergabe der Aufzeichnungen eines Seismographen (S. 98) sein, der die Beben aus nächster Nähe, im Observatorium zu Ischia, registriert hat. Das Seismogramm gibt ein drastisches Bild der ungeheuren Erderschütterungen.

Die hessischen Landstände (Abb. S. 100) nehmen unter den Parlamenten der kleineren deutschen Bundesstaaten besonderes Interesse in Anspruch; zu ihren Mitgliedern zählen eine Anzahl politischer Charakterköpfe, und in neuerer Zeit sind wiederholt Fragen erörtert worden, die nicht nur für das Großherzogtum Bedeutung haben. Die Sozialdemokraten tragen auch hier ihr Teil dazu bei, die Verhandlungen lebhaft zu gestalten. Sie haben Sitz und Stimme natürlich nur in der Zweiten Kammer, in der kürzlich eine Adresse als Antwort auf die Thronrede des Großherzogs zur Beratung stand. Da stellte nun die äußerste Linke zwar ein Amendement, in dem Beschwerde geführt wurde, daß die hessische Regierung im Widerspruch mit der Verfassung sozialdemokratische Gemeindebeamte nicht bestätige, erklärte aber im Gegensatz zu sonstigen demokratischen Anschauungen eine Adresse überhaupt für überflüssig. Wir bringen heute eine Gruppenaufnahme des Präsidiums der Zweiten Kammer: in der Mitte sitzt der Erste Präsident Geheimrat Haas, der auch dem Reichstag als Mitglied angehört, ihm zur Rechten der Zweite Präsident Korell und ihm zur Linken der Dritte Präsident Dr. Schmitt. Vizepräsidenten kennt die hessische Kammer merkwürdigerweise nicht.

Finnische Frauenrechtlerinnen in England (Abb. S. 100). In keinem anderen europäischen Lande haben es die Frauen politisch so weit gebracht wie in dem sonst zwar freiheitlich gesinnten, aber keineswegs übermäßig freiheitlich regierten Großfürstentum Finnland. Dort besitzen sie sogar das passive Wahlrecht zum Parlament, und nicht weniger als neunzehn Damen haben bei den letzten allgemeinen Wahlen Mandate errungen. Zwei von ihnen, Dr. Thekla Hultin und Madame Aino Malmberg, haben eine Agitationsreise nach England unternommen, wo bekanntlich seit längerer Zeit ein heftiger Kampf tobt, um den Frauen das parlamentarische Stimmrecht zu erobern. Es wird der Sache nur nützlich sein, wenn die ruhigere Art der beiden Damen aus Finnland auf die englischen Suffragettes, die dazu neigen, sich bei der Agitation über die Gesetze hinwegzusetzen, einen mäßigenden Einfluß ausübt.

Bronislaw Huberman (Abb. S. 102), der berühmte Violinist, der schon als Wunderkind das größte Aufsehen machte und jetzt als gereifter Künstler eine hervorragende Stellung in der Musikwelt einnimmt, hat dieser Tage in Genua in einem Konzert zum Besten der Notleidenden von Messina mitgewirkt. Für diesen Zweck wurde ihm die Geige Paganinis, eine Guarneri, die sonst in der Stadt wie ein Heiligtum gehütet wird, zur Verfügung gestellt.

Gräfin Luise-Alexandra von Bernstorff (Abb. S. 101) ist die einzige Tochter unseres Botschafters in Washington, des Grafen Johann von Bernstorff und seiner Gemahlin, geborenen Luckemeyer. Die junge Komtesse, die im 21. Lebensjahr steht, verfügt über eine sehr vielseitige Bildung und wie viele Diplomatenkinder über reiche Sprachkenntnisse. Ihrem jugendlichen Charme wird es bald gelingen, die Herzen der amerikanischen Gesellschaft zu gewinnen und namentlich für die Jugend die Feste im deutschen Botschaftspalais zu einer besonderen Attraktion zu gestalten.

Dr. Artur von Weinberg in Frankfurt a. M. (Abb. S. 101) hat sich mit Frau Peschel-Huygens, der Witwe eines bekannten Ingenieurs, verlobt, ein gesellschaftliches Ereignis, das namentlich in Sportkreisen großes Interesse erregt. Dr. Weinberg, der mit seinem jüngeren Bruder an der Spitze der Weltfirma Casella & Co. steht, hat mit diesem auch den Rennstall begründet, der Erfolge erzielt, wie noch kein anderer in Deutschland sie bisher errungen hat.

Miß Lulu Valli (Abb. S. 100), eine junge Schauspielerin vom Kenningtontheater in London, ist auf einen eigenartigen Reklametrick verfallen, den sie zuvor schon in Amerika mit Erfolg angewandt hat. Sie setzt nämlich einen Preis von hundert Mark und ein Saisonbillett für den aus, der ihr nachweisen kann, auf welchem Weg sie abends ins Theater gelangt. Natürlich sammelt sich nun vor dem Musentempel regelmäßig eine große Menschenmenge an, um dem Geheimnis auf die Spur zu kommen, aber die junge Dame weiß es so vortrefflich zu wahren, daß noch niemand den Schleier zu lüften vermochte.

Personalien (Porträte S. 102). Mit dem Charakter als Major ist der bisherige Hauptmann im Mecklenburgischen Füsilierregiment Nr. 90 Kurd Schwabe aus dem Dienst des Heeres ausgeschieden. Schwabe, der früher der Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika angehörte, hat sich in den Kämpfen gegen Hendrik Witboi und während der Wirren in China ausgezeichnet. — In der Nordsee ist die Leiche des Leutnants Förtsch aufgefunden worden, der als Führer des Ballons „Hergesell" bei der internationalen Dauerwettfahrt am 12. Oktober verunglückte. — Ein seltenes Jubiläum feierte der Stadtverordnetenvorsteher des schlesischen Städtchens Neurode A. R. Sindermann; er wurde zum fünfzigstenmal in dieses Amt gewählt. — Hauptmann Kurt Freiherr von Bernewitz ist zum Militärattaché an der Botschaft in Tokio ernannt worden, zu der er schon vor längerer Zeit kommandiert war.

Die Toten der Woche

Dr. Bevers, Minister der öffentlichen Arbeiten, † in Haag am 5. Januar.

Georg Graf Fugger zu Kirchberg, Senior der Fuggerschen Gesamthäuser und der Raimunduslinie, † in München 7. Januar im Alter von 59 Jahren.

Frau Luise Marx-Hansemann, Tochter des einstigen preußischen Ministers Hansemann, † in Berlin am 11. Januar im Alter von 85 Jahren.

Professor Dr. Karl Vollers, Orientalist an der Universität Jena, † in Jena am 5. Januar im 52. Lebensjahr.



Bilder vom Tage

Ankunft der vom Unglück Betroffenen mit dem Rest ihrer Habe auf dem Bahnhof in Palermo.

Das Erdbeben in Süditalien.



Einschiffung der Verwundeten durch deutsche Seekadetten. Copyright Worlds Graphic Preß.



Wegzug von der Stätte des Unglücks.



Copyright Illustrations ureau.

Engl. Matrosen tragen ein verletztes Kind an Bord.



Eine provisorische Heimstätte nach den Schreckenstagen. Copyright Hutin.

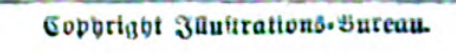


Aus der Umgebung des Bahnhofs: Die Trümmer eines Hotels.

Phot. M. Branger.



Der Kai von Messina mit den Ruinen seiner Häuserfront.



Copyright Illustrations-Bureau.

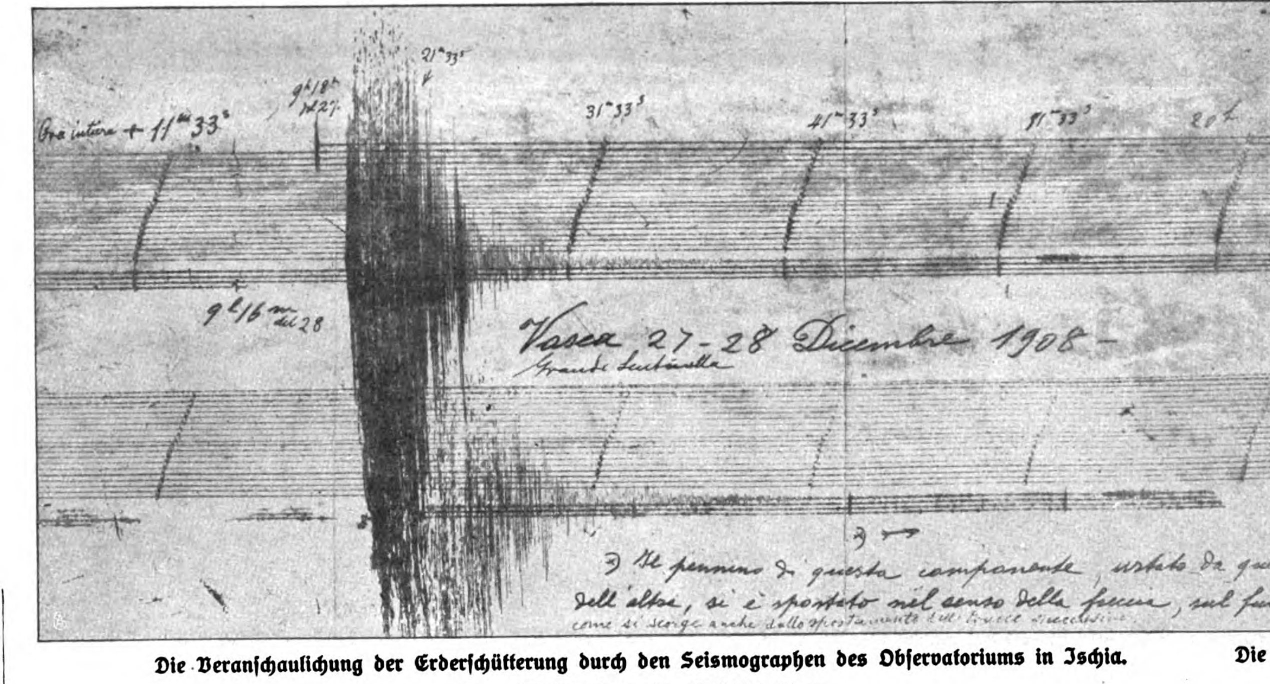
Das Erdbeben in Süditalien.





Phot. Abeniacar.

Blick auf das zerstörte Reggio (Kalabrien).

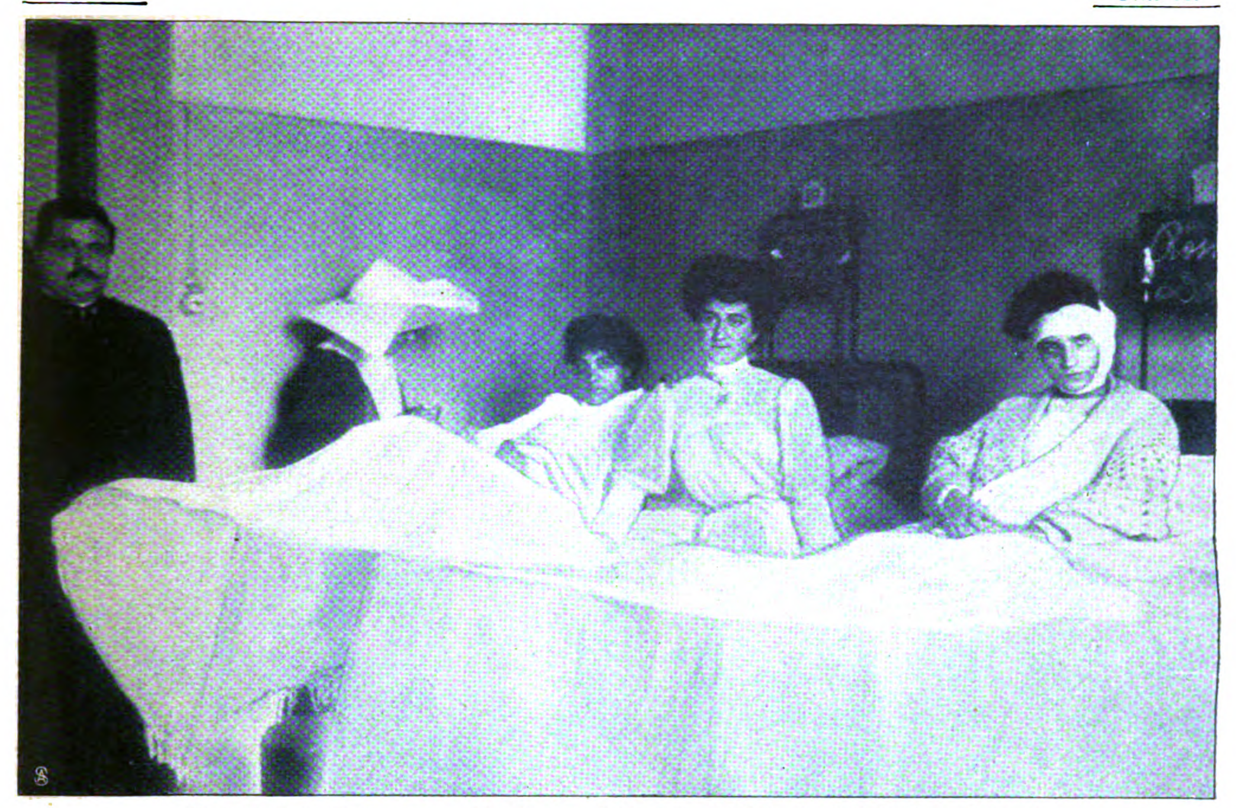


Die Veranschaulichung der Erderschütterung durch den Seismographen des Observatoriums in Ischia.



Die unbeschädigt gebliebene Erdbebenwarte in Catania.
Direktor Guzzanti beim Prüfen eines Seismogramms.

Das Erdbeben in Süditalien.



Verwundete Frauen aus Messina und Reggio im Marinehospital zu Neapel.

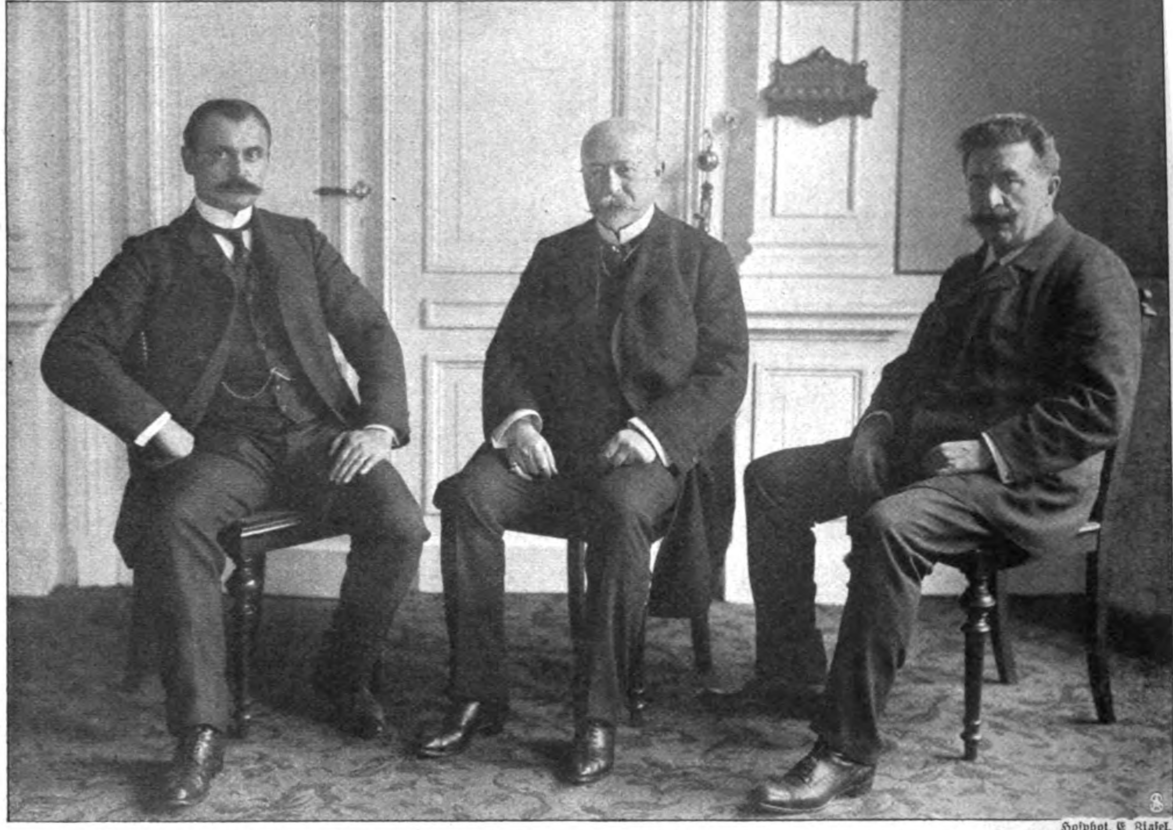


Marineärzte und Krankenschwestern bei der Pflege der Verunglückten.

Das Erdbeben in Süditalien: Samariterdienste in den Hospitälern Neapels.

Phot. Abeniacar.





Hofphot. C. Blafel.

Abgeordneter Korell, Zweiter Präsident. Geheimrat Haas, Erster Präsident. Abgeordneter Dr. Schmitt, Dritter Präsident.

Das Präsidium der Zweiten Kammer der hessischen Landstände.



Dr. Thekla Hultin und Mme Aino Malmberg, Phot. „Sport u. General."
die finnischen weiblichen Abgeordneten, auf einer Agitationsreise durch England



Miß Lulu Valli vom Kenningtontheater in London,
das sie allabendlich auf geheimnisvolle Weise unbemerkt betritt.


Hofphot. Ciolina. Hofphot. Voigt.

Dr. A. v. Weinberg, Frankfurt a. M., und seine Braut Frau Peschel-Huygens.
Zur Verlobung des bekannten Rennstallbesitzers.


Phot. Clinedinst.

Luise-Alexandra Gräfin von Bernstorff,
die Tochter des deutschen Botschafters in Washington.





Major Schwabe,
ein bekannter Südwestafrikakämpfer, nahm seinen Abschied.



Stabsarzt Dr. Riedner,
wurde vom Kaiser nach Messina entsandt.



Dr. Franz Colmers,
Führer der deutschen Abordnung des Roten Kreuzes.



Phot. Sciutto.



Bronislaw Huberman mit der Paganinigeige,
auf der er in einem Konzert in Genua zum Besten Messinas spielte.



Hauptmann Frhr. v. Bernewitz,
wurde zum Militärattaché der deutschen Botschaft in Tokio ernannt.



Leutnant Förtsch,
Teilnehmer an der internat. Ballondauerwettfahrt, dessen Leiche in der Nordsee gefunden wurde.



A. R. Sindermann
wurde in Neurode zum 50. Mal zum Vorsteher der Stadtverordneten gewählt.



Luftatmende Fische.

Von Dr. Adolf Koelsch.

Die Mitglieder der Linnéschen naturforschenden Vereinigung in London mögen nicht wenig erstaunt gewesen sein, als sie im Jahre 1797 in den gelehrten Abhandlungen ihrer Gesellschaft einen Aufsatz von Daldorff fanden, in dem ihnen von einem Fisch erzählt wurde, der zeitweilig das Wasser verlasse und bald einzeln, bald in Gesellschaft von Artgenossen stundenweit hinwandere über das trockene Land. Ja, wenn es wenigstens dabeigeblieben wäre! Aber nun behauptete Daldorff auch noch, unter Umständen klettere der Fisch sogar Bäume hinauf, und berichtete haarklein, wie das Tier das mache: es hake sich mit den auseinandergespreizten Stacheln des Kiemendeckels an den rauhen Vorsprüngen der Baumrinde fest, krümme den Körper etwas ein, stemme Schwanz- und Afterflosse gegen die Unterlage, und indem es sich nun plötzlich strecke, schiebe es sich ein Stückchen nach vorn, worauf die Kiemendeckelzähne von neuem in die rissige Baumrinde eingeschlagen werden und abermals eine Stütze für die Schwanzflossenstacheln gesucht wird. Auf Tranquebar habe er mit eigenen Augen einen Fisch auf diese Weise an einer Palme emporklimmen sehen . . .

Den sachkundigen Zeitgenossen Daldorffs war das zu viel, und sie erklärten seinen Bericht für ungewässerten Schwindel.

Aber dann kam im Jahre 1864 Mitchell und bestätigte die Schilderungen Daldorffs Wort für Wort. Und seit der Kletterfisch, der Anabas scandens der Zoologen, auch bei uns als Zierfisch eingeführt und bekannter geworden ist, weiß jeder, der diese Tiere schon gehalten hat, daß sie tatsächlich imstande sind, mit Hilfe der starken Stacheln, sporn- und zähnchenartiger Gebilde, mit denen ihr Kiefer- und Kiemendeckelapparat dicht besetzt ist, sich auf dem Lande sehr geschickt fortzubewegen und dabei Steigungen von 45 bis 60 Prozent ohne sonderliche Mühe zu überwinden.

Aber das Merkwürdige an der ganzen Sache war doch eigentlich nicht, daß der Fisch sich auf dem Lande fortzubewegen vermag, sondern daß er überhaupt ans Land geht. Denn Fische sind Kiemenatmer. Sie brauchen zwar, um leben zu können, ebensogut Sauerstoff wie jedes andere Tier, aber sie können diesen Sauerstoff nicht aus der atmosphärischen Luft herunterholen wie die Lungenatmer, sondern müssen ihn aus dem Wasser beziehen. Nur die dort gelöste Luft ist für ihre Kiemen zum Atmen verwendbar, nicht hingegen die über dem Wasser liegende Luft. Weshalb denn auch bekanntermaßen ein Karpfen oder ein Hecht, aufs Land gebracht, ebenso in der Luft ertrinkt wie der Mensch im Wasser.

Aber nun war da plötzlich ein Fisch, der so wenig Lungen hatte wie die Bachforelle oder der Hecht oder der Karpfen und trotzdem auf dem Land nicht erstickte. Der mitunter sogar das Land von selber aufsuchte und sich stundenlang außerhalb des Wassers zwischen Gras und Felder herumtrieb . . . . Wie das zugehen sollte, war rätselhaft.

Einige machten das Rätsel zum Sprungbrett ihrer Phantasie und landeten bei wilden Geschichten; anderen aber wurde das Unbegreifliche zum wissenschaftlichen Problem, und sie bemühten sich, es zu erforschen. Zu diesen gehörte unter andern namhaften Gelehrten auch der berühmte französische Naturforscher Cuvier.

Schließlich glaubte er die Lösung des Rätsels wirklich gefunden zu haben. Als er nämlich den Atmungsapparat des Kletterfisches genauer untersuchte, stieß er in der Kiemenregion auf ein eigenartiges Organ, das er wegen seines komplizierten Baues als Labyrinth bezeichnete. Man findet es leicht, wenn man die Kiemenhöhle des Fisches von der linken Seite her öffnet. Dann liegt hinter der Mundhöhle und über den Kiemen, also auf dem Grenzgebiet zwischen Kopf und Rumpf, ein blasig aufgetriebener Hohlraum, der sich am Hinterhirn vorbei bis dicht unter die Rückenhaut ausdehnt. Das ist die sogenannte Labyrinthhöhle. In ihr erhebt sich von unten her ein korallenstockartig verzweigtes Organ, das eine knöcherne Stütze hat, und dessen einzelne Aeste sich blätterartig verbreiten. Eine zarte, blutgefäßreiche Haut zieht sich über das ganze, mannigfach durcheinandergewundene Plattengerüst hinweg und überkleidet sorgsam jeden einzelnen Balken.

Dieser Knochenbaum ist das Labyrinthorgan.

Die Höhle, in der es liegt, hat zwei Ausführwege. Der eine mündet von hinten in die Mundhöhle, der andere öffnet sich am oberen Kiemendeckelrand, also seitlich am Kopf, direkt nach außen. Von diesen beiden Oeffnungen ist die zur Mundhöhle führende als Eingang zu betrachten und durch einen besonderen Deckel verschließbar. Bei geöffnetem Mund ist dieser Deckel gehoben, und der Zugang zur Labyrinthtasche ist frei; sowie aber der Fisch das Maul zumacht, schiebt die Klappe sich vor den Eingang und sperrt die Mundhöhle gegen das Labyrinthorgan ab.

Alle diese Einzelheiten hat, wie gesagt, schon Cuvier gesehen. Und er vermutete ganz richtig, daß der Labyrinthapparat in Beziehung stehe zum Atmungsgeschäft; schon seine Lage in den erweiterten Kiemenhöhlen deutete auf eine derartige Hilfsfunktion hin. Aber da der Anabas nun einmal ein Fisch war, dachte Cuvier dabei nur an die Wasseratmung und faßte das Labyrinthorgan als eine Art Flüssigkeitspeicher auf; durch das mannigfache Zusammengefaltet- und Verschlungensein der knöchernen Labyrinthplättchen komme ein System von zahlreichen ineinanderlaufenden Röhren, Gängen und Höhlungen zustande, das in seiner Gesamtheit einem Schwammgerüst gleiche und wie ein Schwamm das Wasser auffaugen könne. Schicke sich also der Fisch zu einer Landwanderung an, so schöpfe er einfach seine Labyrinthhöhle mit Wasser voll; durch festes Anpressen des Kiemendeckels an den Körper werde verhindert, daß das Wasser verdunste, und so habe das Tier stets genügende Flüssigkeit bei sich, um seine Kiemen auf lange Zeit hinaus feucht und funktionsfähig zu erhalten.

Das war nun freilich ein Irrtum. Aber dieser Irrtum war begreiflich. Denn man schrieb das Jahr 1831, als Cuvier seine Untersuchungen über die Labyrinthfische veröffentlichte. Die Lurchfische aber, jene so überaus merkwürdigen, zwischen den wasseratmenden Flossentieren und den Amphibien stehenden Bewohner afrikanischer, südamerikanischer und australischer Gewässer, die außer Kiemen auch Lungen besitzen und infolge-



dessen befähigt sind, die wasserlose Zeit ihrer tropischen Heimat luftatmend im ausgetrockneten Bachschlamm zu überdauern, wurden erst vier Jahre später entdeckt. Es fehlte also in Cuviers Tagen jenes so überaus wichtige Analogon, auf das man sich später berufen konnte, noch ganz.

Der erste, der das tat, war der Engländer Day. Im Jahre 1864 veröffentlichte er eine Arbeit, in der er den Nachweis erbrachte, daß die Labyrinthorgane des Kletterfisches, des Paradiesfisches, des Schlangenkopfes und anderer ähnlicher Flosser keine Wasserspeicher, sondern Organe zur Luftatmung seien. Ein Teil des verbrauchten Blutes ströme an den Kiemen vorbei zum Labyrinth, wo das zuführende Gefäßsystem sich in ein haarfeines Wundernetz auflöse und das Blut seine Kohlensäure abtausche gegen den Sauerstoff der in den Labyrinthkanälen zirkulierenden Luft. Nachdem das Blut auf diese Weise arteriell geworden sei, sammle es sich wieder und ströme in einem größeren Gefäß zum Herzen, von wo es direkt in den Körperkreislauf übertritt.

Diese Deutung war richtig. Hingegen blieb die Frage, wann die Labyrinthatmung nun eigentlich in Funktion trete, auch fürderhin unaufgeklärt. Am verbreitetsten war wohl die Ansicht, daß das Organ nur dann zur Tätigkeit herangezogen werde, wenn der Fisch über Land gehe, oder wenn das Wasser, in dem er zu leben hat, durch Verschlammung oder sonstige Zufälle so sauerstoffarm geworden sei, daß es den Gasbedarf des Tieres nicht mehr decken könne, die Kiemenatmung zur Sauerstoffüllung des Blutes also nicht mehr ausreichend sei. Dann steige der Fisch an die Wasseroberfläche empor, schnappe Luft, presse sie in die Labyrinthhöhle hinein und mache sie sich dort für seinen Lebensunterhalt dienstbar; die Labyrinthe seien also eine Art Ersatzstücke für Lungen.

Eine befriedigende Erklärung für die erstaunliche Tatsache, daß die Labyrinthfische unter Lebensbedingungen zu existieren vermögen, denen unsere gewöhnlichen Süßwasser- und Meerfische sehr rasch erliegen, schien damit gefunden zu sein. Denn immer waren es kleine schlammige Gräben, sumpfige Teiche und vergraste Tümpel oder vom Regen hingesetzte und vielleicht nach Tagen von der Sonne schon wieder ausgesogene Wasserpfützen, in denen man die Tiere erbeutete. Andere Fische hätten dort auf die Dauer unmöglich auszuhalten vermocht, sie aber waren stets in bester Verfassung und kamen auch dann nicht um, wenn die heiße Jahreszeit ihre Wohnbezirke aufs Trockene setzte. Die Labyrinthfische wären also eine Parallelgruppe zu den schon erwähnten Lurchfischen oder Dipnoern gewesen, die ja ebenfalls zur Luftatmung befähigt sind. Solange die Lurchfische sich im Wasser aufhalten, atmen auch sie durch Kiemen. Wenn sie aber infolge Verdunstens der Gewässer ans Land geraten, treten ihre zu Lungensäcken umgewandelten Schwimmblasen in Tätigkeit und holen den notwendigen Blutsauerstoff aus der Luft.

Bei näherem Zusehen merkte man aber doch, daß der Vergleich mit den Lurchfischen nicht ganz stimmte, denn die Lurchfische können, solange sie im Wasser sind, die Luft ganz entbehren. Wenn man aber einen Labyrinthfisch in das denkbar beste Wasser setzt, Wasser, dessen Luftgehalt genügen müßte, um den Sauerstoffbedarf der anspruchsvollsten Bachforelle auf Tage hinaus zu decken, so läßt er auch hier nicht von seiner Gewohnheit, von Zeit zu Zeit an die Oberfläche zu steigen und mit einem Maul voll Luft wieder unterzutauchen. Und wenn man ihn an diesem Luftschöpfen hindert, so kommt er auch im sauerstoffreichsten Aquarium schon nach wenigen Stunden um.

Diese Erfahrung machte es wahrscheinlich, daß die Labyrinthfische überhaupt nicht imstande sind, ihren Sauerstoffbedarf nur durch Wasseratmung zu decken; sie haben zwar Kiemen zur Gewinnung des im Wasser gelösten Sauerstoffes, aber die Leistungsfähigkeit dieser Kiemen schien nicht hinzureichen, um dem Wasser so viel Gas zu entreißen, als das Tier zum Leben unbedingt nötig hat. Da der Fehlbetrag aber gedeckt werden muß, so wenden die Fische sich an die atmosphärische Luft und machen sich das über dem Wasser liegende Sauerstoffgas nutzbar durch ein Organ, das weder Kieme noch Lunge ist und auch sonst im Tierreich nicht wieder seinesgleichen hat ... Die Labyrinthfische wären also im eigentlichen Sinne des Wortes Doppelatmer gewesen; sie hätten gleich den Pflanzen, die mit ihren Wurzeln auf dem Grund eines Teiches verankert sind, aber mit ihren Blättern und mit ihren Blüten auf der Oberfläche treiben, gleichzeitig aus zwei Medien gezehrt und wären damit als eine bisher kaum beachtete, aber höchst bedeutsame Klasse für sich mitten drin gestanden im bald nur wasser-, bald nur luftatmenden Reich der endlos weiten tierischen Welt.

Dieses erst in den letzten Jahren aufgetauchte Problem war wert, einmal voller Klarheit entgegengeführt und unzweideutig gelöst zu werden. Ein junger Zoologe namens Henninger hat das jetzt in ungemein gründlicher Art getan. Drei Labyrinthfische hat er zu seinen Studien herangezogen: den wenig bekannten Trichogaster Indiens, den chinesischen Paradiesfisch und den Kletterfisch, der im ganzen tropischen Asien mit Einschluß der malaiischen Inselwelt und der Philippinen zu Hause ist. Alle diese Arten sind sehr schön gefärbt, anspruchslos in der Pflege und klein von Gestalt, so daß sie sich ganz hervorragend als Zierfische eignen. Einem von ihnen, dem chinesischen Paradiesfisch (Polyacanthus viridi-auratus), begegnet man denn auch sehr häufig bei uns. Oben olivenbraun, nach unten zu graugrün, der Leib mit sonnengelben, salbeiblauen oder weinrot getönten Streifen quer gebändert, der Kiemendeckel spanischgrün mit safrangelbem Rand, sehr leicht erregbar, sehr gefräßig, mit stachelharten Flossenstrahlen und acht, neun Zentimeter lang — so würde ungefähr sein Steckbrief lauten. Und ähnlich wäre der des Kletterfisches, nur daß bei ihm die Bänderung fehlen kann und sich die großen Farben in sehr aparter Anordnung mehr auf die Flossenteile konzentrieren. Auch ist er reichlich zwanzig Zentimeter lang und fauler.

Ins Aquarium gesetzt, steigen alle diese Fische von Zeit zu Zeit empor, um Luft zu schöpfen; der Paradiesfisch kommt alle 3, der Kletterfisch nur alle 18 Minuten herauf, und der Trichogaster macht sogar von Mal zu Mal etwa eindreiviertelstündige Pausen. Sind sie am Wasserspiegel angekommen, so wird mit dem rüsselartig vorstülpbaren Maul Luft gefaßt, gleichzeitig wird die ausgenützte Atemluft am hinteren Labyrinthausgang entleert, und dann geht's mit der frischen Tracht ins Wasser zurück. Nur kurze Zeit vor und nach einem Aufstieg sind die Kiemenbewegungen lebhaft; während der übrigen Zeit haben sie so schwachen Ausschlag, daß man sie kaum mehr erkennen kann, und zeitweilig scheinen sie überhaupt ganz zu ruhen

Aber nun braucht man nur ein paar Zentimeter unter der Wasseroberfläche ein Netz in den Rahmen des Bassins einzuspannen und den Fischen auf diese Weise den Zutritt zur atmosphärischen Luft zu verrammeln, so wird man bald recht merkwürdige Vorgänge zu sehen bekommen. Während die Riemlinge oder Elritzen, die man als Kontrollfische zu den Labyrintheen ins Aquarium gesetzt hat, munter zwischen den Wasserpflanzen umherschwimmen und von dem Netz nicht die geringste Notiz nehmen, beginnt sich der Paradiesfische schon nach zwei, drei Minuten eine große Unruhe zu bemächtigen. Aufgeregt umherfahrend suchen sie das Netz nach einem Durchlaß ab, rennen wohl auch mit aller Gewalt dagegen und sinken zuletzt, erschöpft und von heftiger Atemnot geplagt, auf den Boden hinab. Während die Atembewegungen immer heftiger werden, die Versuche, unter Aufbietung aller Energie das Netz zu durchstoßen, sich wiederholen und immer mehr Wasser an die sauerstoffhungrigen Kiemen herangeworfen wird, nimmt die Mattigkeit der Paradiesfische von Minute zu Minute zu, und bereits eine halbe Stunde nach Beginn des Versuches sind die Tiere todkrank; sie können kaum mehr das Gleichgewicht halten, machen von nun ab nur selten noch einen verzweifelten Steigversuch, fallen zuletzt bewußtlos auf die Seite und gehen nach sechseinhalb bis siebeneinhalb Stunden ganz ein. Die Elritzen und Riemlinge aber, zwei unserer allergewöhnlichsten Bachbewohner, fühlen sich noch immer ganz wohl und zeigen dadurch an, daß nicht etwa ungenügende Durchlüftung des Wassers den Tod der Paradiesfische verschuldet, sondern einzig die Ausschaltung der Labyrinthatmung sie getötet hat. Entfernt man jedoch das Netz, bevor völlige Erschöpfung eingetreten ist, so steigen die Fische sofort in die Höhe, holen Luft und haben nach Verlauf eines halben Tages die üblen Nachwirkungen der vorübergehenden Luftabsperrung ganz überwunden.

Kletterfisch und Trichogaster verhalten sich prinzipiell gleich. Nur daß beide ausdauernder sind als der Paradieser aus China. Schon unter normalen Verhältnissen pflegen sie ja weit seltener Luft zu schöpfen als jener, der Kletterfisch alle 18 Minuten, der Trichogaster alle $1\frac{3}{4}$ Stunden. Ob das daher kommt, daß ihre Kiemen an sich funktionsfähiger sind als die des Paradiesfisches, oder ob ihr Labyrinth eine größere Leistungsfähigkeit besitzt als das gleichartige Organ des Makropoden, ist fraglich geblieben. Jedenfalls hat sich der Trichogaster unter Netzabschluß, also ohne Luftgenuß, volle $4\frac{1}{2}$ Tage durchschlagen können. Drei Tage davon hat er allerdings in einer Art Ohnmacht und schon vollkommen hilflos auf dem Boden des Bassins gelegen. Der zur Kontrolle ihm beigegebene Riemling ließ auch nach diesen $4\frac{1}{2}$ Tagen noch keinerlei Beeinträchtigung seines Befindens erkennen.

Alle diese Versuche beweisen unwiderleglich, daß die Labyrinthfische nicht imstande sind, mit den Sauerstoffmengen auszukommen, die die Tätigkeit ihrer Kiemen auch im günstigsten Fall dem Wasser abzuringen vermag. Sie brauchen zur Sättigung ihres Blutes mehr Sauerstoff, als die Kiemenatmung liefern kann, und dieses Mehr holen sie aus der Luft.

Auf die Kiemenatmung hingegen können sie vollständig verzichten. So macht es ihnen zum Beispiel gar nichts aus, im Wasser leben zu müssen, das durch Auskochen sauerstofffrei gemacht worden ist. Während der Riemling in solchem Wasser schon nach fünf Minuten das Gleichgewicht nicht mehr halten kann und nach 50 Minuten verendet, hat der Paradiesfisch selbst nach 14 Tagen noch nicht den mindesten Schaden genommen. Die Luftatmung reicht eben hin, um sein Sauerstoffbedürfnis zu decken ... Das gleiche gilt für den Kletterfisch und den Trichogaster, von denen besonders der letztere das Abhängigkeitsverhältnis, in dem Kiemen- und Labyrinthatmung zueinanderstehen, sehr schön veranschaulicht. Während er nämlich in gewöhnlichem Wasser nur alle $1\frac{3}{4}$ Stunden zum Luftschöpfen an die Oberfläche kommt, veranlaßt ihn der Sauerstoffmangel des ausgekochten Wassers, schon alle 17 bis 18 Minuten einen Aufstieg zu machen. Er gleicht also das Defizit aus der aufgehobenen Kiemenatmung kurzerhand durch öfteres Luftschnappen aus.

Es ist schade, daß die Entwicklung, die bei den Labyrinthfischen eingeleitet wurde und zur Schaffung eines ganz eigenartigen Luftatmungsorganes geführt hat, von der Natur nicht ebenso fortgesetzt worden ist wie jene andere Entwicklungsreihe, die bei den schwimmblasenatmenden Lurchfischen begann und — über heute ausgestorbene Formen — hingeführt hat zu den Salamandern, Fröschen, Reptilien, Vögeln und Säugetieren. Aus der Schwimmblase der Lurchfische gingen die Lungen aller höheren Wirbeltierwesen hervor, in dem Augenblick, als lurchfischähnliche Geschöpfe vom Wasserleben übergingen zum dauernden Landaufenthalt; so erschien der erste Luftatmer neben dem Kiementier. Was möchte wohl aus dem Labyrinthorgan geworden sein, wenn Vorfahren dieser Tiere in der gleichen Weise wie die Vorfahren der Lurche den Schritt vom Wasser zum Land gewagt haben würden?

Die Natur gibt keine Antwort auf diese Frage. Vielleicht hat sie's versucht, den Typus des reinen Labyrinthatmers neben das Lungentier zu stellen, aber das Verfahren hat sich nicht bewährt; die so entstandenen Tiere haben sich nicht als fortbildungsfähig erwiesen. Wer kann das wissen? Jedenfalls hat sich die Natur in der Folge mit dem Erreichten begnügt, dieses wenige aber so behütet, daß die Labyrinthfische sich bis auf den heutigen Tag neben den Kiemen- und Lungenatmern haben erhalten können als Richtungsweiser für einen Weg, den die Natur vorzeiten einmal eingeschlagen, dann aber wieder aufgegeben hat.

▽▽

Aphorismen.

Keine Frau ist so großmütig, daß sie es einem Manne, den sie liebt, zu verzeihen vermöchte, wenn er sich kleiner zeigt als sie.

▽

Von den Zigarren und der Leidenschaft schmeckt das letzte Drittel unweigerlich bitter.

▽

Gib allen Erdenwünschen Erfüllung, und das eifrigste Bestreben wird sein, neue Wünsche zu schaffen.

▽

Glück ist eine Welt für sich. Entweder man ist ein Kind dieser Welt, oder man ist es nicht.

▽

Gute Manieren sind das Erlernbare wie in der Kunst die Technik; Herzenstakt aber ist etwas Angeborenes wie das Genie.

▽

Bei körperlichen Leiden ist für starke Naturen das bitterste, auf die Nachsicht des Schwächern angewiesen zu sein.

Klara Blüthgen.



Droesigl.

Roman von

Georg Freiherrn von Ompteda.

16. Fortsetzung.

Agathe ließ ihren Mann nicht mehr los. Sie fragte ihn: „Bin ich nicht die, die's auf der ganzen Erde am besten mit dir meint?"

Ludwig rief freudig: „Ja!"

„Und wenn ich dir nun sage, das und das täte ich nicht, weshalb meinst du wohl, daß ich das tue?"

Er antwortete etwas gewunden: „Ich weiß, daß es niemand so gut meint wie du."

Da ergriff sie den Augenblick: „Es kommt jetzt niemand. Siehst du, da hinten gehen die Kinder. Sie sind jetzt beim ‚Neptun'. Siehst du, jetzt gehen sie noch weiter. Wir haben eine Viertelstunde allein, eine halbe Stunde vielleicht. Soll ich dir einmal mein Herz ausschütten?"

Mit dem seltsamen Mißtrauen, das gleich etwas Verstecktem in ihm saß, fragte er: „Hast du mir etwas verborgen?"

Sie zog seine Hand durch ihren Arm und ging mit ihm in den großen Renaissanceerker, an dem draußen das riesige Wappen der Kölln gemeißelt war, von wo man den Park übersehen konnte. Die Vorhänge zog sie zu bis auf einen kleinen Spalt: „Es blendet."

Aber der trübe Dezembertag blendete nicht, nur schien es leichter, in halber Dämmerung zu reden: „Also, nun hör zu. Ich habe dir nichts zu beichten, möchte dir nur etwas sagen. Ich habe wie du nur mich, ich nur dich. Ich habe dich genommen — nun sei nicht böse — gegen die Ansicht meiner Familie. ‚Droesigl' war ihnen nicht recht für die Gräfin von Kölln — Ludwig, bleib sitzen, das darf dir niemand anders sagen als ich. Ich hätte dich genommen, und wären sie alle dagegen gewesen. Und ich möchte mich auch einmal rechtfertigen — es ist nun so viele Jahre her — und dir sagen, wie du kamst mit deinem vielen Geld: ich wollte keine Versorgung von dir."

Er war jetzt ruhig geworden. Dahin wollte sie hinaus?

Er lachte: „Das habe ich doch nie geglaubt!"

„In jedem steckt eine Art Mißtrauen. Aber Mann und Frau sollen sich alles sagen, und deshalb will ich dir etwas gestehen: Wenn Papa am Leben geblieben wäre, und du wärst gekommen, ich hätte ja gesagt, auch wenn er nein gesagt hätte. Und er hätte nein gesagt. Du kanntest seinen Charakter! Ich wäre mit dir . . ."

Sie lachte ihn an: „— durchgegangen wäre ich mit dir!"

Ludwig fragte nachdenklich: „Aber warum sollte dein Vater nein . . ."

„Er hätte nein gesagt."

„Aber er hat mir doch . . ."

Er brach ab und kniff wieder die Lippen aufeinander. Plötzlich streifte er ihre Hand ab, stand auf, und es war, als wollte er beichten.

Er begann zuerst vom alten Grafen zu sprechen, doch wie sie den Kopf schüttelte, weil sie nicht abgelenkt sein wollte von dem, was sie ihm hatte sagen wollen, ward er unsicher. Er wollte von dem Spielabend erzählen, aber sie sollte ihm helfen, ein Wort nur, und die Ahnungslose verstand ihn nicht, kam ihm nicht entgegen.

Da brachte er es nicht über die Lippen, und in einer allgemeinen Erzählung ging der Befreiungstrieb seiner Seele unter.

Und die beiden Menschen, die nur einander hatten auf der ganzen Welt, begriffen sich nicht. Sie wollten den gleichen Weg gehen, den des Vertrauens und der Wahrheit in ihrer Ehe, und kamen weiter auseinander.

Sie fing an zu sprechen: „Die Kinder können gleich wiederkommen. . . Ich wollte dir nur sagen, die ich unsere Leute kenne, wenn ich dir sage, geh nicht zu dem, komme dem nicht so entgegen, sei stolzer, tu nicht zu viel, dann . . ."

Die Röte stieg ihm jäh ins Gesicht, und er sagte in einem Ton, den er nie sonst gegen sie gehabt: „Liebes Kind, benehme ich mich denn so taktlos?"

Sie sah ihn erschrocken an: „Aber ich wollte dir ja . . ."

Er hatte ihr sein Herz ausschütten wollen, und sie kam jetzt mit diesen Kleinigkeiten, ob er einen Besuch machen sollte oder nicht.

Da schlossen sich wieder die Tore seiner Seele, die von Jugend an keinen Menschen gehabt hatten, der sich um sie kümmerte, da die Mutter gesellschaftlichen Freuden nachjagte, der Vater seinen Geschäften nachging und in dem Kampf beider Eltern gegeneinander der Sohn als unseliger Prellbock dazwischen gestanden. Seine Seele schloß ihre Tore fester und fester, seine Seele, die mit immer wachsender Liebe an dieser Frau hing.

Und auch sie schwieg.

Sie dachte, ist es noch zu früh, jetzt nachdem wir so viele Jahre verheiratet sind?

Sie beugte den Kopf ein wenig traurig und blickte auf ihr schwarzes Kleid, dann lugte sie zwischen den geschlossenen Vorhängen in den Park hinaus, mit dem Gedanken, vielleicht könnte sie gelegentlich noch einmal besser beginnen.

Aber als sie sich zurückwandte in das dunkle Zimmer, einen Augenblick geblendet, sah sie ihren Mann nicht mehr.

Auf dem weichen Teppich war er lautlos zur Tür geschritten, die sich hinter ihm schloß.

* * *

Der verstorbene Geheimrat Droesigl hatte in seinem Testament die meisten jener Anstalten, die er bei Lebzeiten unterstützt, bedacht. Da nun aber eine große An-



zahl mit dem Ressort dieses oder jenes Ministers in Verbindung stand, so war eingetreten, was Ludwig sich gewünscht hatte.

Er war mit den verschiedensten maßgebenden Herren der Ministerien in Verbindung getreten. Die Summen, die in den Zeitungen genannt worden waren, als für diese oder jene wohltätigen Zwecke gestiftet, wurden jetzt ergänzt, indem sein Sohn Ludwig in fürstlicher Weise eine Anzahl jener Vermächtnisse nach oben abgerundet hatte.

Eine Zeitlang hörte es gar nicht auf, im Blätterwalde zu rauschen: „Herr Ludwig Droesigl auf Schloß Kölln hat zur Erinnerung an seinen verstorbenen Vater usw."

Die Zeitungen kamen zu Dutzenden ins Haus geflattert, die betreffenden Stellen angestrichen, und jedesmal zeigte Ludwig seiner Frau das Blatt: „Sieh mal, liebes Kind, das ist doch nett!"

Aber eine schwarze Taube flatterte den weißen nach: „Ein reicher Mann, durch seine Schenkungen in letzter Zeit in allen Zeitungen genannt, hat schon wieder ein paar Tausende seiner Millionen locker gemacht. Für ihn gewiß eine Unbeträchtlichkeit, unbeträchtlich aber insofern nicht, als nun sein Name wieder in aller Mund gekommen ist. Uebrigens ein Vergnügen, das man dem Mann lassen kann, denn in der Tat werden manche Tränen auf diese Weise getrocknet. Wir kennen das in vollster Aufrichtigkeit an. Warum sie getrocknet werden — vanitas vanitatum! O Glück der menschlichen Eitelkeit!"

Ludwig trug tagelang das Blatt bei sich, das ihm, genau wie die anderen, rot angestrichen, eine liebenswürdige Seele zugeschickt hatte.

Endlich, eines Tages wieder nach Tisch, als er mit Agathe allein war, gab er es ihr: „Es ist doch wirklich eine Gemeinheit! Lies einmal das! Sie werden es noch fertigbringen, daß kein Mensch mehr eine Schenkung macht."

Agathe sagte: „Warum ist es auch in die Zeitungen gekommen? Dein seliger Vater hat das doch, wie wir aus dem Testament gehört haben, nie gewollt."

Ludwig zuckte die Achseln: „Ich habe es nicht hineingesetzt."

Er zerriß das Papier und verbrannte es in dem schönen, alten Kamin, der nur noch zur Zierde dastand, denn die angenehme Wärme strömte die Zentralheizung aus.

Die Blätter beruhigten sich. Die guten ebenso wie die bösen.

Es war auch keine Gelegenheit, von Ludwig Droesigl mehr zu sprechen, denn das Trauerjahr verlief ganz still. Das Ehepaar reiste gegen das Frühjahr auf ein paar Wochen nach Italien, was sich Agathe längst brennend gewünscht hatte. Den Sommer verbrachten sie still in Kölln.

Allerlei Marmorsachen, die Ludwig gekauft hatte, immer mit dem Gedanken an die Stelle, wo sie stehen sollten, kamen an und wurden aufgestellt.

Und eines Tages sagte Ludwig zu Agathe: „Liebes Kind, unser Areal ist von heute ab über nochmal so groß."

Er hatte mit einem Schlage alles gekauft, mit dem er zur „Arrondierung" seit Jahren liebäugelte. An dem Abend gingen sie spät zu Bett, denn er hatte Pläne herausgesucht und zeigte ihr nun, wie der neuerworbene achtzigjährige Bestand einbezogen werden könnte und der oft mit Ueberschwemmung drohende Kanal einen Teil seines Wassers an Seitenarme abgeben sollte, die in schnurgeraden Linien vom Schloß nach allen Seiten führten.

Nur wenig Räume mußten geopfert werden, dann gab es Durchblicke von Kilometerlänge bis zur Mauer, die, das Ganze umschließend, gleich einer Art Stadtbefestigung von Türmen flankiert war.

Diese neue Tätigkeit machte Ludwig glücklich, er konnte seine geschäftlichen Anlagen verwerten und seine künstlerischen dazu.

Irgendwelche Grenzen in seinen Mitteln schienen nicht mehr gezogen. Und doch ward wieder bei den Jagden kein übermäßiger Luxus getrieben; alles war nur so, wie es sich zum Stil eines großen Herrensitzes gehörte.

Da nun bald ein Jahr vorüber war, seit der alte Herr die Augen geschlossen hatte, wurde nur noch darauf gehalten, daß es bei den großen Jagddiners keine Musik gab.

Dann verliefen sich die Gäste, Prinz und Prinzessin Hohengart blieben noch ein paar Tage, dann war alles wieder still in Kölln.

Die Werffener waren diesmal gar nicht gekommen. Der alten Gräfin war die Wagenfahrt auch schon beschwerlich, ihr Sohn aber, jetzt ganz an den Rollstuhl gefesselt, war im letzten Jahr beinah ein alter Mann geworden.

In der Nachbarschaft hatte es einige Veränderungen gegeben.

Die Freifrau von Mengen, geborene Honig, hatte, wie der kleine, blonde Oberleutnant mit dem Einglas es genannt, ihre sechseckige Bienenzelle draußen auf dem Friedhof bezogen, und über ihrem Honig hatten die Arbeitsbienen den Wachsdeckel geschlossen.

General von Herrnwerth war mit seinem Korpskommandeur nicht ganz einer Meinung. Dieser hatte die Idee, der tadellose Reiter müsse, wenn er eine Division bekommen wolle, auch gemischte Truppen zu führen verstehen.

So blieb dem Master der Köllner Jagden nichts übrig, als grollend den Abschied zu nehmen.

Wenige Tage nach der Hubertusjagd war dann plötzlich Graf Tiefenau gestorben. Er wollte eben auf den Bahnhof fahren, zu einem Ordenskapitel der Johanniter, als er im Wagen lautlos umgesunken war.

Ein paar der Nachbarn hatten bei einem großen Bankkrach einen erheblichen Teil ihres Vermögens verloren und zogen sich nun sehr zurück. Andere, die wegen heranwachsender Töchter überall erschienen waren, wo es heiratsfähige junge Leute gab, hatten die Mädchen glücklich an den Mann gebracht und entdeckten nun in sich Einsiedleranlagen oder mußten der jungen Ehe mit zu großen Mitteln helfen, als daß sie nicht Sparmeister geworden wären.



Es war ein Kehraus wie noch nie. Alles schien verändert, tot und still.

Als nun eines Tages der Köllner Park unter dichter Schneedecke begraben lag, daß nur noch der „Neptun" herausragte und der große Torbogen an der Einfahrt, als auf dem Kanal das Eis glitzerte, fand es Agathe zum erstenmal einsam in ihrem geliebten Kölln, und sie war es selbst, die ihren Mann bat, ein bißchen nach Berlin zu fahren, um ein paar Opern zu hören. Er war sofort dabei.

Wie immer wohnten sie in ihrem Hotel Unter den Linden. Zu dieser Zeit weilten viele ihrer Bekannten in Berlin. Die einen wollten der Eintönigkeit des winterlichen Landlebens entfliehen, die anderen waren zum Fasching in der Reichshauptstadt. Bei Droesigls häuften sich bald die Menge Karten von großen und kleineren Herren, von allen, denen sie Besuch gemacht hatten, oder die zu ihnen kamen, weil sie gern bei ihm hinter den Hunden geritten hatten.

Graf und Gräfin Sczogony hatten eben Agathe verlassen. Es war das letztemal, daß sie sich sahen, denn er war zur Gesandtschaft nach Washington versetzt.

Auf der Treppe trafen sie den Gesandten Reguier und Gräfin Reguier, die zum Tee kamen. Die Gräfin schien gedrückt, doch Se. Exzellenz war unverändert frisch, lebhaft, nur etwas weißer geworden. Er hielt es auch nicht lange aus, still zu sitzen; er behauptete, er müsse eine Zigarre rauchen. Agathe bat, es ruhig in ihrem Salon zu tun, dazu war er aber aus Artigkeit nicht zu bewegen, und die beiden Herren zogen ihre Pelze an, setzten die Zylinder auf und gingen Unter die Linden.

In Wirklichkeit wollte er ein wenig bummeln: „Die netteste Zeit in Berlin, so gegen Abend, meinen Sie nicht, lieber Freund? Das heißt, soweit hier überhaupt etwas nett sein kann."

Er hing sich in Ludwigs Arm: „Wie können Sie's nur den ganzen Winter auf dem Lande aushalten? Sie haben ja aus Kölln wirklich ein kleines Juwel gemacht oder meinetwegen auch ein großes — aber solche Leute, die repräsentieren wie Sie, die gehören den Winter hierher, Sie entziehen sich Ihren Pflichten."

Ludwig lächelte: „Ich habe auch schon daran gedacht."

„Geben Sie Ihrem Herzen einen Stoß und kaufen sich 'nen Palazzo. Wissen Sie übrigens, daß die peruanische Gesandtschaft umzieht? Ins eigene Haus! Die bisherige Gesandtschaft, die sie gemietet hatten, das wäre so was für Ihren Geschmack. Sie wird frei, mein Freund, der Gesandte hat mir's gesagt. Bleibt aber unter uns."

Doch Graf Reguier blieb nicht bei seinem Thema.

Wenn sie einer schönen Erscheinung begegneten, gab er seinem Begleiter einen Stoß, dann erzählte er von irgendeinem Skandal, der in Aussicht stand.

Ludwig liebte derartiges nicht. Aber er hörte ruhig zu, wie er nie einem Grafen und Gesandten und Exzellenz etwas anders als Interesse entgegengebracht hätte.

Trotzdem fragte er mit einem Mal: „Sagen Sie mal, Exzellenz, ist es das Renaissancehaus mit der wundervollen Einfahrt?"

„Was denn? Die Grotesktänzerin?"

„Nein. Sie erzählten doch von der Gesandtschaft."

„Natürlich die Einfahrt mit den Karyatiden. Sieht aus wie 'n Florentiner Palazzo. Ah, ein feines Ding! . . . Uebrigens, wenn Sie wollen, machen Sie schnell. Denn es sind noch andere dahinter her, und sobald's bekannt wird . . . . . ."

Ludwig rief eine Droschke an: „Lieber Graf, würden Sie wohl mal mit hinfahren?"

„Mit Vergnügen!"

Graf Reguier hatte seiner Frau gesagt, sie solle nur auf ihn warten, aber die Zeit verstrich, und er kehrte nicht zurück.

Die Gräfin wollte mit Agathe sprechen, aber es war Besuch dazwischengekommen, und erst als es schon beinahe sieben Uhr war, blieben die beiden Damen allein.

Da sagte Gräfin Reguier schnell, denn die Herren mußten doch jeden Augenblick zurückkommen: „Ich wollte nämlich über Patsch sprechen."

Die Ehe ging nicht.

Agathe wußte es längst. Ihr Schwager hatte sich in den letzten Jahren sehr verändert. Aus dem lustigen Offizier war ein Mensch geworden, der kaum die Miene zu einem Lächeln verzog. Agathe war es aufgefallen, wenn er und seine Frau sich zu den Jagden in Kölln befanden, daß sie einen kurzen, unangenehmen Ton mit ihm hatte. Und immer wollte sie etwas: er sollte dies tun oder jenes. Er tat es auch, aber nicht mehr mit der liebevollen Freudigkeit wie früher, er tat es wie: „Ach Gott ja, wenn ich muß". Man sah sie nie zusammen. Immer lachte und unterhielt sich Patsch mit den jungen Offizieren, und wenn sie ausritt, war es nicht mit ihrem Mann, sondern bald mit diesem, bald mit jenem.

Eines Tages, als sein Urlaub zu Ende war, hatte er sie gefragt, ob sie mitkäme. Sie antwortete beinahe verächtlich: „In das lederne Nest?"

Von all dem erzählte Gräfin Reguier, als habe die Schwester ihrer Schwiegertochter davon keine Ahnung gehabt. Zum Schluß klagte sie, die beiden brauchten so viel Geld! Dann verbesserte sie aber: „Nicht die beiden. Pauline. Unser Junge ist so bescheiden! Sie hat ihm gesagt, er müsse sich besser anziehen, aber neulich, denke dir, Aga, sagte er mit Tränen in den Augen: ‚Und ich spare doch nur für Pauline.'"

Dann kam heraus, daß Schwiegermutter und Schwiegertochter kaum miteinander redeten.

Agathe fragte, warum sie nicht früher darüber gesprochen hätte.

„Glaubst du, Aga, ich weiß nicht, wie du mit deiner Schwester stehst? Würdest du ihr etwas sagen?"

Agathe zögerte einen Augenblick, dann meinte sie: „Was sollte es helfen, wir sind uns ganz fremd. Patsch spricht nie mit einer Frau, sie will nur Herren um sich sehen. Valy kann auch mit Damen verkehren. Sie schwatzt ebenso gern hier auf meinem Zimmer mit



mir, wie sie manchmal ihre Leseperiode hat. Patsch hat seit Jahren kein Buch in die Hand genommen. Bei uns in Kölln verlangte sie nur nach der Zeitung, aber auch nur, wenn eine Skandalgeschichte darin stand oder ein Mordprozeß. Valy ist eigentlich anspruchslos, ihr genügt ein neues Kleid. Mein guter Ludwig läßt ihr manchmal vom Gärtner ein paar Blumen bringen. Darüber kann sie sich einen ganzen Tag freuen. Gott, sie ist doch auch älter geworden! Und dabei ist doch Valy viel schöner als Patsch. Patsch hat nur eine gute Figur, aber Valy — ach, wenn ich so schön wäre!"

Gräfin Reguier vergaß den eigenen Kummer: „Aga, die schönen Frauen sind nicht immer die glücklichen!"

„Nun, ich gefalle meinem Mann, und mehr braucht's ja nicht."

Die Exzellenz stand auf: „Ja, wenn deine Schwester so dächte! Mein Gott, wie ist meine Tochter glücklich! Warum kann's mein Junge nicht auch sein? Und ich muß alles in mich verschließen. Du weißt nicht, Aga, wie gut du's hast, du kannst deinem Mann alles sagen, und er sagt dir alles. Nicht wahr?"

Agathe schlug die Augen nieder: „Ist denn dein Mann nicht auch unglücklich darüber?"

Die Gräfin blickte sie erstaunt an: „Ach Gott, wenn er sich nur unterhält! Er schimpft höchstens mal, wenn er zahlen muß. Aber Pauline kommt mit ihrem Schwiegervater ganz gut aus. Er erzählt ihr unpassende Geschichtchen, das unterhält sie. Wenn sie nur jemand hat, der sie amüsiert. Ich glaube auch weiter nichts Schlechtes; die Ehe bricht sie nicht, aber mein Junge soll doch glücklich sein, und die beiden leben ja wie zwei fremde Menschen!"

Die Gräfin sah nach der Uhr: „Mein Gott, schon halb acht? Mein Mann ist wahrscheinlich nach Haus gegangen. Sage deiner Schwester nichts, es hilft doch nichts."

Dann legten die beiden einen Augenblick Wange an Wange.

Eine kleine Weile darauf trat Oskar ein mit der Meldung, der gnädige Herr habe eben telephoniert. Er ließe die gnädige Frau bitten, immer zu essen, er hätte zu tun.

Mit kaum merklicher Verbeugung nahm er an der Tür noch einmal Stellung: „Befehlen gnädige Frau vielleicht das Diner hier serviert? Der gnädige Herr hat gesagt, die gnädige Frau äßen nicht gern allein unten."

Agathe meinte freundlich: „Gut, ich will hier essen."

Als zwei Kellner bedienten, stand Oskar ein Stück entfernt, ohne sich zu bewegen, nur mit den Augen gleichsam das Servieren leitend.

Aber es dauerte und dauerte, und Ludwig kehrte nicht zurück. Sie nahm ein Buch, begann schließlich zu gähnen, klappte das Buch zu, den Finger zwischen den Seiten, und lehnte sich im Stuhl zurück. Sie fühlte sich in wohliger Stimmung, sie war eine glückliche Frau, ihre Kinder gediehen, ihr Mann liebte sie. Hatte es nicht Gräfin Reguier fast mit ein wenig Neid gesagt? Nur etwas beunruhigte sie leise: er hatte nicht immer das rechte Vertrauen zu ihr. Es war ein letzter Rest von Fremdem in ihm, den die vielen Jahre ihrer Ehe noch immer nicht hatten überwinden können.

Eine Hand legte sich auf ihre Schulter. Sie fuhr auf: „Ach endlich!"

Doch es war die Jungfer, die ihr zuredete, zu Bett zu gehen. Das Mädchen sah selbst ganz verschlafen aus. Agathe zog sich aus und löschte das Licht.

Da war es wieder, als ob jemand sie berühre. Sie versuchte wach zu werden. Das Licht blendete, sie blinzelte.

„Verzeih, liebes Kind", hörte sie nur. Ludwig erzählte etwas von italienischer Renaissance. Sie mußte ihre Gedanken erst sammeln, sie war doch in Berlin!

Aber damit war sie auch wach und erblickte ihn nun auf dem Bettrand mit gerötetem Gesicht, wie er mit lebhafteren Gebärden als sonst erzählte: „Dieses Karyatidenportal ist prachtvoll. Der Herzog hat mir gesagt, was das allein gekostet hat. Sein Vater hat es aus Italien mitgebracht! Und das Gitter mit den goldenen Lanzen! Vielleicht zu französisch, aber es ist herrlich! Ich sage dir, die Räume! Ein Saal!!! Es mag größere in Berlin geben, aber kaum einen, der edler in seinen Verhältnissen wäre. Und die Kassettendecke! Im oberen Geschoß: englische Schlafzimmer, ich habe wirklich manchmal an Kölln gedacht. Nur schlecht gehalten ist's. Es gibt eine Menge zu reparieren. Ueberall abgestoßene Ecken und beschädigte Simse! Der Herzog war auch wütend, als ich es ihm erzählte. Wie die Vandalen haben sie gehaust. Der Gesandte selbst, Reguiers Freund, ist ein vornehmer Mann, sehr artig. Ich muß Reguier wirklich ungeheuer dankbar sein. Denke dir, durch seine Vermittlung war auch der Herzog so liebenswürdig, mich zu so später Stunde noch zu empfangen. Er hatte schon ein glänzendes Anerbieten von einem Börsianer. Aber er war so gnädig zu sagen, ich sei ihm natürlich viel lieber."

Dabei machte er ein Gesicht, wie wenn er mit sehr vornehmen oder sehr einflußreichen Leuten sprach.

Agathe sah ihn erstaunt an.

Er fragte: „Freust du dich denn nicht?"

„Aber, Ludwig, ich weiß ja von gar nichts."

Da begann er zu lachen und strich ihr das Haar aus der Stirn. Aber sie stützte sich auf einen Ellbogen und fragte neugierig: „Wovon sprichst du denn? Wo bist du denn gewesen?"

Er wollte sich ausschütten vor Lachen, so daß er dunkelrot ward. Etwas wie Weindunst schlug ihr entgegen. Sie dachte: mein Gott, Ludwig hat etwas getrunken, und war erschrocken, denn das tat er sonst nie.

Aber er begann zu erklären: „Reguier hat mich nämlich auf ein Haus aufmerksam gemacht in der Wilhelmstraße, ein paar Schritte nur von uns. Ich hab dir's ja vorhin beschrieben. O, der Park! Und die Nachbarschaft! Agathe, das suchte ich ja! Aber wie soll man auf so was kommen! Ich habe mir immer eingebildet, die Gesandtschaft besitzt es. Dabei wohnen sie nur zur Miete. Der Gesandte, Reguiers Freund, erzählte, es könne jeden Tag in der Zeitung stehen, daß sie in ihr eigenes Palais übersiedeln. Da sind Reguier



und ich sofort zum Herzog von Raschan gegangen, dem's gehört. Aber das habe ich dir doch alles schon erzählt? Ich bin ein bißchen konfus heute abend. Die Geschichte hat verflucht lange gedauert."

Agathe fing an zu lachen: „Ludwig, wie sprichst du denn heute? Ich glaube gar . . . ."

Er begann wieder zu lachen. Und nun kam heraus: der Herzog war nicht zu Hause gewesen, er soupierte mit ein paar Bekannten. Ludwig hatte es nicht für passend gefunden, den alten Herrn gar noch im Restaurant zu belästigen, aber Graf Reguier, der mit dem Herzog die Schulbank gedrückt, hatte ihn in ein Einzelzimmer gerufen, wo, nachdem der Herzog sich von den Bekannten verabschiedet hatte, alles besprochen wurde.

Der Herzog besaß noch ein anderes Palais, das viel länger in seiner Familie war, während den Palazzo in der Wilhelmstraße erst sein Vater gebaut hatte. So war er nicht abgeneigt zu verkaufen, aber als ausgezeichneter Geschäftsmann hatte er eine sehr hohe Summe genannt, schon mehr einen Liebhaberwert.

Ludwig schloß: „Als ich einschlug, wollte es der Herzog zuerst gar nicht glauben. Auch Reguier machte ein erstauntes Gesicht. Na, nun hab ich's aber."

Agathe blieb, immer noch auf dem rechten Arm gestützt, liegen und starrte ins Dunkel. Er bemerkte gar nicht, daß seine Frau nichts sagte: „Am ersten April zieht die Gesandtschaft aus. Bis zum Dezember haben wir Zeit zum Einrichten. Am Tage nach Hubertus siedeln wir nach Berlin über."

Er rieb sich die Hände und lief im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er stehen: „Uebrigens, liebes Kind, ich weiß schon, was du denkst, weil du so still bist: ich hätte mich im ersten Augenblick hinreißen lassen, weil ich was von Liebhaberwert sagte. Das habe ich aber nur dem Herzog gesagt. Der Wert steigt ja unbezahlbar. Und wenn die Kinder parzellieren wollten . . . . . das Areal ist ja riesig. Darin liegt der Wert! Viel mehr als in dem Palais, das immer nur ein vornehmer Herrensitz bleibt."

Er ließ die Worte „vornehmer Herrensitz" wohlgefällig klingen. Als sie noch immer schwieg, fragte er: „Kind, freust du dich denn nicht?"

Er kniete nieder auf dem Teppich vor ihrem Bett: „Siehst du nicht, wie glücklich ich bin? Ich bin lange nicht so guter Laune gewesen. Aber du sollst an allem teilnehmen! So sage doch nur ein Wort, ein Wort!"

Ein wenig matt gab sie zurück: „Ich freue mich ja sehr."

Er nahm sie bei den Schultern und rüttelte sie: „Ach, du bist noch verschlafen! Denke dir mal, was das heißt. Hier in Berlin muß man sein, an der Quelle! Paß mal auf, wir werden den Leuten noch . . . . . aber freust du dich denn nicht?"

Fortsetzung folgt.

Die Stunde Glück ...

Tritt leiser auf, der Schmerz ist eingeschlafen,
sieh, wie er ruht, als hätt er nie getost . . .
Ach wüßtest du, wie seine Pfeile trafen —
ich habe ihn mit Liedern eingekost.

Nun laß uns diese kurze Mittagstunde
in stummer Wonne beieinander sein —
wir zwei allein — nur mit dem Glück im Bunde,
komm, komm — o du — tritt leise, leise ein.

Sieh, wie der Sonnenstäubchen Goldgestiebe
den Reigen schlingt in lichtem Flimmertanz . . .
Leg deinen Arm um mich — einmal in Liebe —
sei mein — sei mein — in dieser Stunde — ganz —

ganz mein . . . ich küsse deine schmalen Hände,
so lieb ich dich — nach all dem schweren Lauf . . .
Die Stunde Glück — wie bald ist sie zu Ende — —
da schlägt der Schmerz schon seine Augen auf . . .

Eugen Stangen.

Der Winter in Norwegen.

Von Björn Björnson. — Hierzu 13 Aufnahmen von Hofphot. Wilse.

Ein Winter in Norwegen mit seinem wunderschönen Wald-, Gebirgs- und Fjordlandschaften wird wohl jedem unvergeßlich bleiben, der sich von norwegischer Natur am tiefsten ergriffen gefühlt hat! Leicht versteht man dann auch, glaube ich, wodurch die besten Kräfte im Gemüt und Gesinnung unseres Volks gestählt worden sind. Dies in einer stets flammenden Liebe zu der kalten und oft rauhen Schönheit des Nordens! Ihr gegenüber haben wir auch oft die Knie beugen müssen. Doch haben wir uns immer wieder erhoben als stärkere und reichere Männer in den Umständen, die uns daheim so geboten wurden.

Keine Spur von Schneeschlamm und trübem Wetter, das was einen am warmen Ofen hält in den meisten andern Ländern, wenn auch die Winterkälte sich darüber senkt mit ihrem Eis und Schnee. Nein! In dem weißen, windstillen Winter Norwegens will man sich am liebsten im Freien bewegen, immerzu!



den Inseln, längs den Ufern — weit, weit weg! Mitten im Fjord aber läuft die dunkle Wuke mit offenem Gewässer, wo selbst die größten Schiffe ihren Weg finden bis zu den Ablade- und Ladungsplätzen im inneren Hafen der Stadt.

Allerdings kann man auch anderswo ebenso meilenweit Schlittschuh laufen, wenn das Eis Flüsse und Seen bedeckt. Nirgends erheben sich wie in Norwegen zu beiden Seiten dieses Fjordeises solche hohen Felsen, wo man es oft hoch oben zwischen den Bäumen glühen sieht wie von roten, starrenden Troll-



Ein junger Sportsfreund!

Unter den besten Erinnerungen meiner Jugend sind die von meinem Treiben in freier Luft bei Winterzeit. Dann zogen wir immer lustig zu frischen Ski- und Schlittenfahrten durch die Wälder auf die Berge in der Umgegend von Christiania. Oder auf langen Schlittschuhfahrten, Burschen und Mädchen scharenweise, über die glitzernde Eisfläche des tiefen Fjords zwischen

Auf der Heimkehr mit Fackeln im Walde.

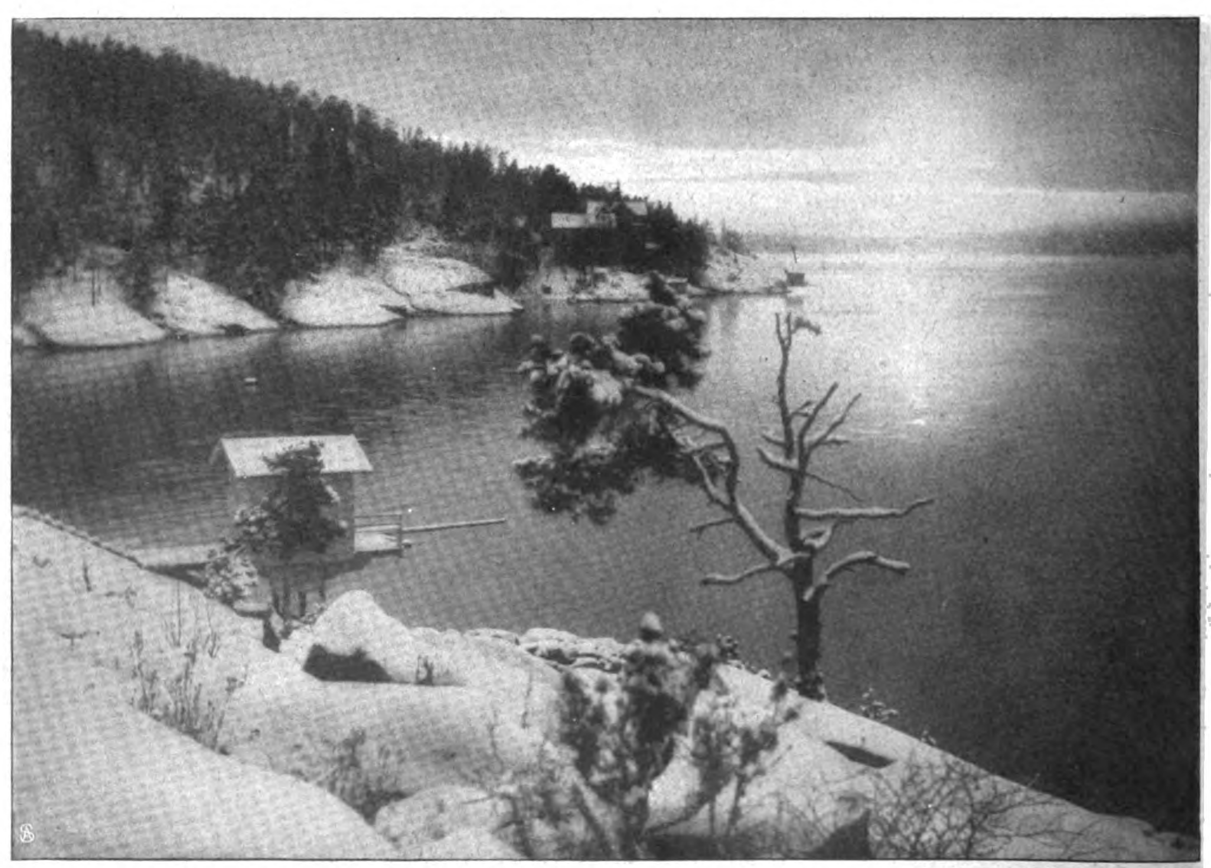
augen. Dort oben wohnen die Menschen in den niedrigen, warmen Häusern. Und von ihren Fenstern **strahlt es nun über den Fjord hinaus. Immer sind mir doch die weiten Schneefelder Norwegens von überwältigender Schönheit, wenn wir darüber hinwegeilen nach dem tiefen**

Ein Meisterschwung:
Die sogenannte Telemarkbiegung.



In Schneeschuhen über die Felder bei Christiania.

Dunkel der tannenbewachsenen Berge. Und wie der Dichter auch sagt, eben unter diesem tiefen, hohen Schnee schlummert die schönste Natur Norwegens langsam einem neuen Frühling und Sommer entgegen! Hu-hei! Nun geht es bergan, bergab. Alle Hindernisse werden beseitigt! Dies alles, um endlich die

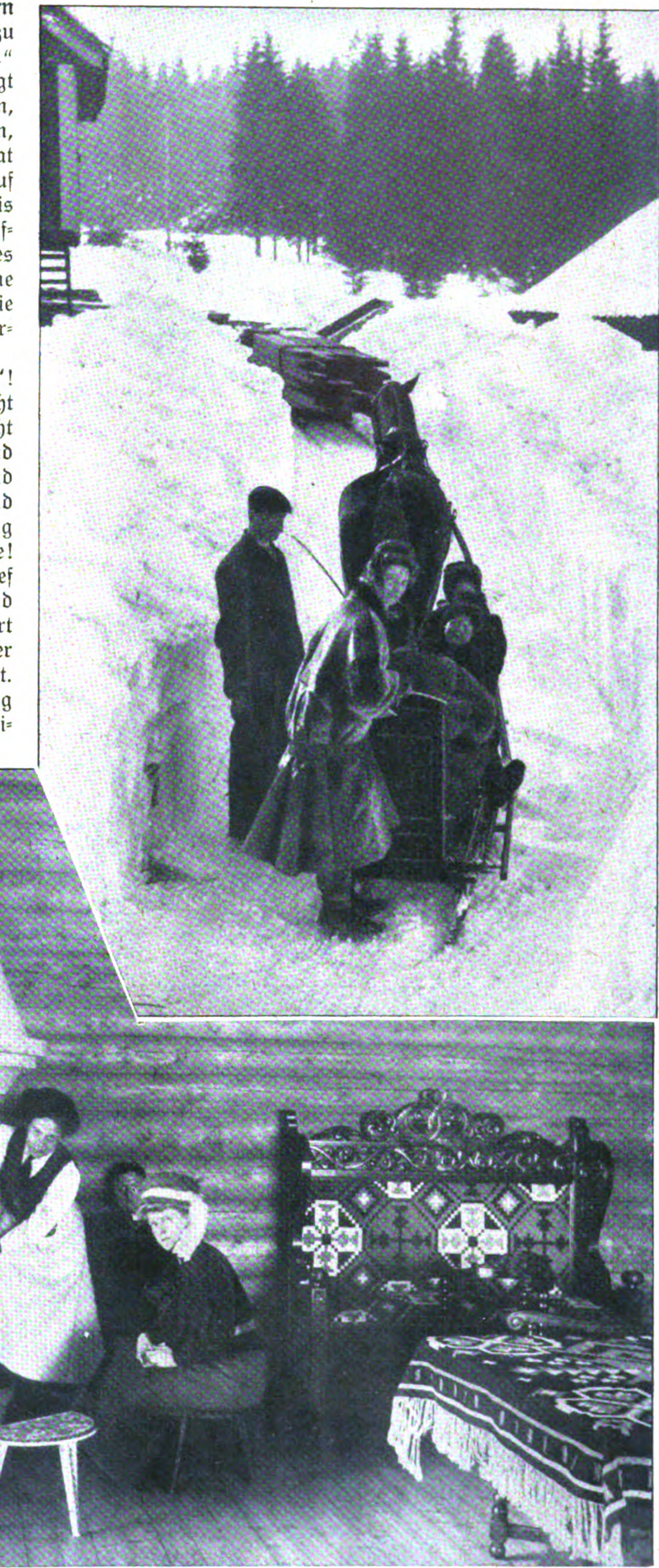


Winterstimmung am Christianiafjord.

Romantik des Ski- und Waldhäuschens, fern vom Leben und Treiben der Großstadt, zu erreichen. Oder hinauf zum „Soria Moria“ Winterschloß, das wir erreicht haben. Es liegt da, nach allen Seiten von Wald umgeben, anscheinend zwischen Schneehügel begraben, oben auf dem Berge. Von weitem schon hat man es strahlen und winken sehen. Aber auf dem Wege hinauf verschwindet es ganz, bis es wie durch ein Wunder dicht vor uns aufwächst mitten im Wald. Und nun, da wir es wirklich gefunden haben „östlich von der Sonne und westlich vom Monde“, ist wieder freie Aussicht über all die weißen, glitzernden Herrlichkeiten der im Schnee versunkenen Welt.

Erst hinein ins Haus, nach dem „Peis“! Man zieht die großen Baumstumpfstühle dicht an das knisternde Flammenfeuer auf dieser echt nordischen Feuerstätte und wird durch und durch erwärmt. Die Kieferklötze krachen und knistern, werfen ihr fantastisches Licht und Schattenspiel über die altnordische Ausstattung dieser großen und doch so behaglichen Balkenstube!

Dann wieder hinaus auf den Balkon: Tief unten, auf der anderen Seite der Felder und des Waldes, durch die unser Weg uns geführt hat, sieht man die Dächer und Türme der Hauptstadt, die am Ende des Fjords liegt. Hier oben kann man seiner ganzen Ausdehnung zu den Füßen der mächtigen Berge auf bei-



Am „Peis“ (Kamin), der echt nordischen Feuerstätte. Oberes Bild: **Hindernisse am Wege.**



Auf dem großen Balkon
des Kaminzimmers.

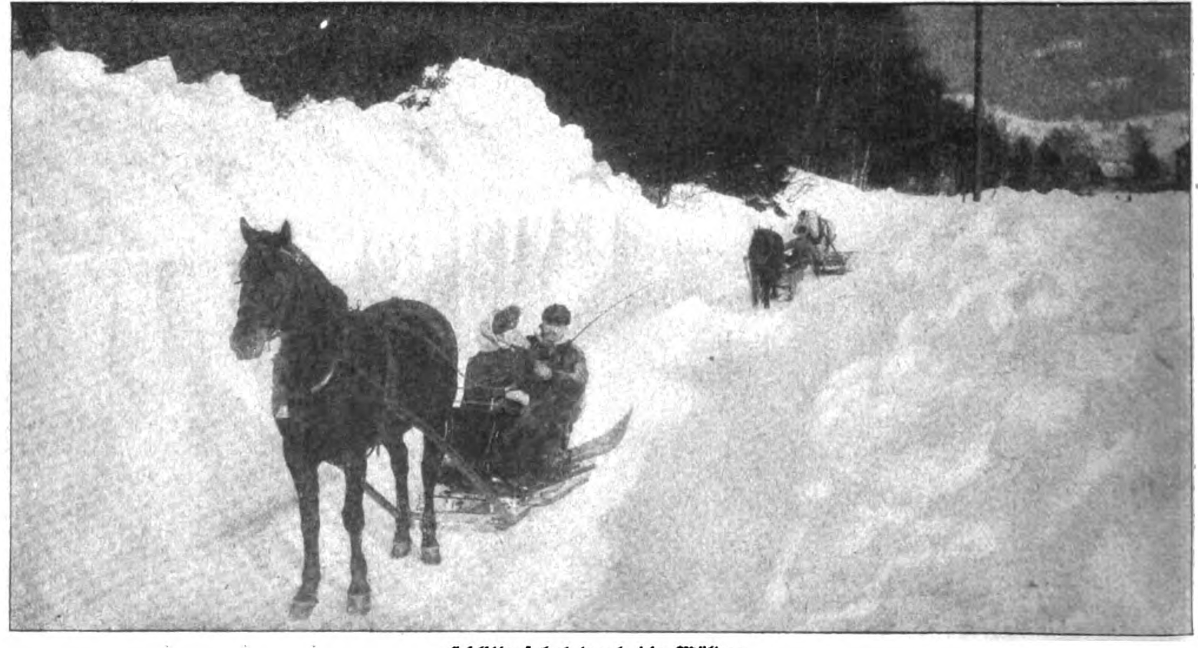
hinter Rücken, der sich richtet und krümmt mit dem zartesten weißen Hermelinmantel des Schnees über der immergrünen Samtkleidung des Tannenwaldes, soweit das Auge sehen kann! —

Und dann muß man auch bedenken: allerdings gibt es in Europa Gegenden genug, die herrliche Winter haben mit Schnee und Eis, wo auch die Gedanken klarer erscheinen, das Herz wärmer schlägt beim Herumtummeln in all den wunderbaren Szenerien, die die den Ufern folgen, wenn die Luft klar ist, die ganzen hundert Kilometer in der Runde.

Nach der anderen Seite hin, wo man von diesem großen Balkon die weiteste Aussicht hat, wird man erst ganz überwältigt von dem herrlichen Anblick: Das Auge folgt erst den Wipfeln der Bäume, wie sie sich in den Talgrund tief, tief hinabsenken. Dann hebt sich der Blick wieder und folgt dem Wald, wie er sich zu einem neuen Hügelzug richtet. Hinter diesem noch einer und abermals einer, wie Rücken



Eine Holzbahn für den Eistransport.



Schlittenfahrt durch die Wälder.

Winter in Norwegen: Schlittschuhläufer auf dem Fjordeis.



weißen Blüten des Schnees über alle Wege und Straßen, über Wald und Felsen streuen.

Aber eins hat Norwegen vor allen anderen Ländern voraus: Wenn es in den Tälern grünt, kann man bis in den Monat Mai hinein mit Schlittschuhen und Ski oben auf den Bergen die Herrlichkeiten des Winters genießen: Sommerfreuden und Schneeromantik auf einmal!

Ja! In der nächsten Umgegend von Christiania, in dem bekannten Nordmarken, ist dies der Fall. So gibt es kein Osterfest, wie spät es auch kommen mag, wo nicht die ganze Jugend der Hauptstadt auf den Beinen ist, um die Feiertage zu weiten Skitouren in den schneebedeckten Bergen der näheren Umgegend zu benutzen.



Am Ski- und Waldhäuschen.



Detachementsübungen im Winter.

Apropos — diese Telemarkbiegung! — Es war unten in Tirol. Richtiger Winter, wo man sich auf Ski und Schlitten tummelte. Aus alter Liebe suchte ich die Abhänge. Gerade als ich kam, schlug ein kleiner Bursche, ebensogroß wie der kleine Mann auf unserem Bild Seite 111, einen Purzelbaum im Schnee.

Ich fragte, was er übte?

„Die Telemarkbiegung", antwortete der Junge sehr ernsthaft.

„Na, es wird aber wohl ziemlich lange dauern, ehe du so weit bist!"

„Eben deshalb muß ich üben, bis ich es kann", meinte der Kleine und fing mutig wieder von vorn an.

Karnevalstoiletten im historischen Stil.

Hierzu 10 Aufnahmen.

Kaum sind die Weihnachts- und Neujahrsfestlichkeiten mit ihren großen Empfängen und der sich daran schließenden Kette von Diners und Soireen zu Ende, so beginnt man sich mit Wort und Tat auf den Karneval vorzubereiten. Man ist in den Aufzügen und der Anordnung der privaten und offiziellen Kostüm- und Maskenfeste diesmal sehr historisch gestimmt, vielleicht weil überall trotz äußerer Fröhlichkeit der Blick doch etwas nach innen gerichtet ist und ein Vergleichen von gegenwärtigen und vergangenen Tagen damit heraufbeschworen wird. Die Theater tragen dieser Rückschau schon seit Wochen Rechnung. Auf Pariser und Londoner Bühnen, an der schönen blauen Donau und in der Reichshauptstadt erzielen Stücke mit historischem Hintergrund, zu deren wirkungsvoller Inszenierung alte Modealmanache durchstöbert werden, höchst befriedigende Kassenerfolge. Man interessiert sich für die Helden und Heldinnen auf den Brettern nicht nur, weil der Dichter ihrem Schicksal so schöne Worte lieh, sondern viel mehr noch der malerischen Tracht wegen, durch die der Theaterschneider ein gut Teil zur Zugkraft des Werkes beiträgt. Die Bühne ist längst — auch außerhalb von Paris — das führende Element in der Mode geworden. Ihre zwingende Gewalt beweist sie jetzt, da man schon im Zuschauerraum, in den großen Hotels, bei Privatgesellschaften usw. Abendtoiletten sieht, die in streng historischem Stil gehalten sind, an deren bunte Zusammensetzung sich das Auge aber erst gewöhnen muß. Sie schafft die Vorbilder für Kostüme, die in der Karnevalsmode die meistgetragenen und hübschesten sein werden. Abb. 7 zeigt eine Toilette Louis' XV aus lachsfarbener schwerer Seide mit handgestickten Blütenzweigen. Den Ausschnitt der tiefspitzigen Schnebbentaille umrandet ein Volant von flittergesticktem Tüll, aus dem ein paar lachsfarbene Seidenmusselinbauschen emporsteigen. Ein gleicher Volant schließt sich um die Ellbogenärmel, von denen schmale Atlasschleifen herabflattern. Eine Girlande von künstlichen Blumen liegt wie eine Adjutantenschärpe über der rechten Schulter. Der Rock ist über den Hüften gebauscht und endigt in einer langen Schleppe. Im gepuderten Haar stecken ein paar dunkle Rosen. Einer früheren Epoche entstammt die Toilette



Phot. Dover Street Studios.

1 Kostüm aus dem schottischen Hochland.

auf Abb. 3. Der mit leichten Streifen durchsetzte rosa Atlas zeigt herablaufende Zwischensätze von paillettierter gelblicher Spitze, die ebenso wie der Atlas mit kleinen girlandeartigen Blütenzweigen bestickt sind. Auf dem breiten Saum des faltigen und über den Hüften sehr hochgebauschten Rockes ruhen Kränze von rosa Seidenmusselinrosen. Auch den Ausschnitt des Mieders umgibt ein Kranz solcher Rosen. Der weite Mantel aus schwarzem Samt zeigt hellrosafarbenes Atlasfutter und eine Randborte in Reliefstickerei. Den über den Kopf gezogenen Capuchon umrahmt ein Kranz von Seidenmusselinrosen. — Die Toilette auf Abb. 10 hat einen vollen gebauschten, weißen Seidenmusselinrock, unter dem das pastellblaue Futter kaum hervorschimmert, der am unteren Rand puffig eingekraust ist und mit einem englisch gestickten Fußvolant abschließt. Hochhackige Louis-Quinze-Schuhe mit großen Pompadourschleifen gucken unter dem nicht allzu langen Rock hervor. Die weiche, dekolletierte Atlasjacke über dem gleichfalls ausgeschnittenen Mieder scheint eine Phantasie der Karnevalsmode zu sein, ebenso wie das Häubchen, das aus einem in der Mitte des Kopfes zusammengerafften Chantillyspitzenschal besteht. Das anmutige Maskengewand auf Abb. 6 gehört ebenfalls keiner bestimmten Zeit an. Der kurze, runde Rock aus pastellblauem Wollenstoff mit Draperie, das in Blau gehaltene Mieder, das über einer dekolletierten Bluse aus weißem Leinen vorn verschnürt ist, sind nur auf Kleidsamkeit berechnet. Der große, runde, nur mit einer schmalen Seidenschleife gezierte Hut aus grobem Stroh ruht



Phot. Dover Street Studios

2. Englisches Gesellschaftskleid um 1800.

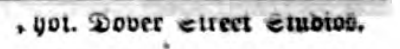




3. **Französische Edeldame**
aus der Zeit Louis' XIV.
Phot. Reutlinger

auf einer Coiffüre aus gesticktem Leinenbatist, die Haar und Gesicht in weichen Falten umrahmt. Von der Landstraßenpoesie dieses Kostüms wenden wir uns zu dem Fischermädchen (Abb. 4), das mit den hochhackigen Tanzschuhen zwar nicht am Meeresstrande sitzen, aber doch durch den Ballsaal hüpfen wird. Den sehr faltigen Rock aus dunkelroter Liberty überdeckt, von dem schwarzen Mieder ausgehend, ein Behang aus Schilf. Das einfache Blusenhemd mit kurzen Aermeln wird am besten aus Leinen — nicht aus Seide — gewählt. Viel bunte Perlketten und ein leuchtendes Kopftuch erinnern an den Geschmack italienischer Küstenbewohnerinnen, die sich nicht genug tun können an „sprechenden" Farben, Farben, die beinahe ebenso beredt sind wie ihre Plappermäulchen, im Gegensatz z. B. zu den Frauen der Bretagne, die sich dunkel kleiden und wenig sprechen. In die Rubrik historischer Volkstrachten gehört Abb. 8. Die Gironde hat sich noch einen Rest ihrer malerischen Frauentracht bewahrt, die hier etwas idealisiert und ins Elegante gesteigert erscheint. Tiefblauer, feiner Wollenstoff ist mit breitem samtgeblümtem Ansatz und Goldborten besetzt. Ein langtailliges Samtmieder mit Boleroärmeln, das rote Brusttuch, die seidene, kurze, aber stoffreiche Schürze erinnern schon etwas an spanischen Einfluß. Die große, schwarze Flügelhaube wird noch heute in der Umgegend von Bordeaux getragen. Abb. 1 zeigt zu einem schottischen Knierock eine feste, dunkelgrüne Samttaille, vorn über einer Chemisette geöffnet. Grobe Spitze umrandet Halsausschnitt und Aermel; eine flotte Schleife ruht in der hochgesteckten Frisur. Abb. 2 führt in die schwärmerischen Tage der Stammbuch-




Phot. Dover Street Studios.

4. **Miederkleid einer italienischen Strandfischerin.**

Phot. Dover Street Studios.

5. **Wiener Modekostüm von 1830 aus weißem Batist mit Spitzenbesatz.**

6. Kostüm eines englischen Landmädchens aus früherer Zeit.

Phot. Reutlinger.



7. **Helles Rokokokostüm mit gepuderter Frisur.**

Phot. Reutlinger.

verse und Haarlockenandenken zurück. Ueber den weißen broschierten Seidenrock fällt ein in den Seiten gehobenes Ueberkleid aus rosa Satin, mit Faltenbesatz umrahmt und im Gürtel über einem Devant von Spitzen und Schleifen



Phot. Dover Street Studios.

8. **Südfranzösische Bäuerin in Festtracht.**

zusammengefaßt. Ueber das volltoupierte, halbgepuderte Haar schlingt sich ein Spitzentüchlein, mit einer Schleife befestigt. — Das Falbelkleid auf Abb. 5 aus weißem, geblümtem Batist mit dem Kragenfichu über der langärmeligen Spitzenbluse ist den Garderobenschätzen von 1830—1840 nachgebildet. Der „Backenhut" und der „Knicker" dürfen ihm nicht fehlen. Daß auch ernste Zeiten bei



9. Tschako und Jacke aus großer Zeit.
Phot. Dover Street Studios.

Spiel und Tanz erwachen, bestätigt die nebenstehende Abbildung 9. Der Tschako der Schillschen Husaren und ihre schnürenbesetzte Jacke können recht fesch aussehen; nur liegt die Gefahr des allzu Maskenhaften sehr nahe.

Mit diesen markanten Zeittoiletten ist der bunte Reigen, der in dieser Faschingzeit in den Festsälen herumschwirren wird, natürlich nicht erschöpft. Nur eignen sich viele der Kostüme in ihrer allzu pointierten Geschmacksfreiheit nicht für die vornehme Welt und sind mehr Schaustücke als elegante Salonfaschingsscherze. Der Karneval treibt aber sein Wesen nicht nur an Stätten allgemeiner Lustbarkeit, sondern zieht auch, freilich sehr viel weniger ausgelassen, in die oft noch recht altmodisch ausgestatteten Galerien vornehmer Adelshäuser ein.



10. Weißes Phantasiekostüm.
Phot. Reutlinger.

Der Klavierbohrer.

Eine Erfindung von Ferdinand von Hornstein.

„Vor allem sagen Sie nicht ‚leider‘. Man kann nie wissen, wozu etwas gut ist.“

„Sie sind auch gut. Wenn ich mir den Fuß breche, darf ich das doch noch bedauern, hoff ich?“

„Nein. Denn Sie wissen nicht, ob Sie nicht überfahren worden wären, wenn Sie weiter hätten gehen können, oder ob Sie nicht ein Dachziegel erschlagen hätte.“

„Wenn Sie sich jede Möglichkeit so ausmalen —“

„Gar nicht jede, nur die eine, daß uns ein kleines Uebel oft vor einem größeren bewahrt.“

„Da bin ich gottlob —“

„Gottlob dürfen Sie auch nicht sagen. Das ist die gleiche Beschränktheit. Wenn Sie das Große Los gewinnen und sich dann ein Automobil kaufen, mit dem Sie verunglücken —“

„Das kann ich ebensogut ohne Großes Los.“

„Dann haben Sie wenigstens nicht vorher ‚gottlob‘ gesagt und stehen, wenn es eine Vorsehung gibt, nicht als Trottel da.“

„Das kommt ja gerade heraus, als ob sich die Vorsehung ein Vergnügen daraus machte, die Menschen aufsitzen zu lassen.“

„Das tut sie auch. Das ist ihre Hauptfreude.“

„Die Schadenfreude?“

„Nein, die Zusammenhangsfreude, die wir nie haben, weil wir alles nur einzeln, im Augenblick sehen und erleben.“

„Gottlob, sonst gäbe es überhaupt kein Glück für uns.“

„Im allgemeinen mögen Sie recht haben. Auch ist das ein Ausnahmefall, in dem Sie ‚gottlob‘ sagen dürfen. Aber sehen Sie, wenn ich zum Beispiel an Herrn Pabus denke, hab ich doch so etwas wie ein dauerndes Glück, das mir auch durch Einsicht in den Zusammenhang der Dinge nicht mehr geraubt werden kann.“

„Jetzt machen Sie wieder einen Ihrer Clownsprünge. Sonst könnten Sie in unserer ernsten Unterhaltung nicht mit Herrn Pabus kommen.“

„Ich bitte sehr. Ihre Aeußerung ist mir der schlagendste Beweis, daß Sie auch in diesem Fall den Zusammenhang nicht kennen und deshalb so schief urteilen. Aber mir ist es mit Pabus ebenso gegangen. Er ist vielleicht das glänzendste Beispiel für das Thema, von dem wir sprechen; denn er ist schuld, daß ich nicht mehr ‚leider‘ sage.“

„Also ist das, was Sie sagen, auf Pabus' Grund und Boden gewachsen?“

„Ich habe mit Herrn Pabus nie ein philosophisches Gespräch geführt. Ich kenne ihn nur ganz entfernt.“

„Er hat aber doch unter Ihnen gewohnt und eine sehr einflußreiche Stellung innegehabt.“

„Stimmt alles. Trotzdem hab ich ihn nie empfangen, wenn er zu mir heraufkam. Sonderbar, was? Das begreifen Sie wieder nicht? Aber er kam immer nur um zehn Uhr nachts, wenn ich Gäste hatte.“

„Da hätten Sie ihn das erstemal schon dazu bitten müssen. In solchen Dingen verstehe ich Sie wirklich nicht, lieber Freund.“



„Es wäre auch besser gewesen. Seine Frau hatte nämlich ihr Schlafzimmer gerade unter meinem Salon. Das heißt, der Salon war eigentlich ein Atelier, in dem hie und da musiziert wurde, wenn ich einmal kurze Zeit in München war. Na, und zuerst wurde dann gewöhnlich noch Konversation gemacht, so daß es ziemlich spät wurde, bis sich jemand ans Klavier setzte. Kaum waren aber dann die ersten Akkorde erklungen und in heiterster Stimmung die Sitzplätze auf der gepolsterten Zuhörertreppe erklommen, so fing die elektrische Glocke, die von der Wohnungstür direkt ins Zimmer ging, mörderisch zu klingeln an. Das war das Zeichen, daß Herr Pabus vor der Tür stand, um höflichst festzustellen, daß es zehn Uhr sei, und zu ersuchen, daß nicht mehr musiziert werde. Natürlich war der Aerger jedesmal sehr groß und die Stimmung verdorben, wenn mein alter Diener mit der Meldung hereinkam. Aber aus Rücksicht für Frau Pabus —"

„Ja, warum haben Sie denn nicht vorher um Erlaubnis nachgefragt? Das versteh ich nicht."

„Weil die paar musikalischen Abende, die ich in fünf Jahren hatte, meist improvisiert waren. Man traf sich kurz vorher an einem anderen Ort, und ein Herr oder eine Dame machte dann den Vorschlag, noch ein wenig zu musizieren. Da stellte ich dann mein gemütliches Atelier zur Verfügung. Doch war natürlich keine Zeit mehr, um Erlaubnis zu fragen oder Frau Pabus in ein anderes Bett zu legen. Man riskierte es eben. Oft war sie auch im Theater oder in Gesellscha,t. Und abgesehen von alledem wollte ich nicht fragen. Ich hatte mich das erstemal zu sehr geärgert, weil nur ein paar Minuten über zehn Uhr waren und ich sonst immer ein rücksichtsvoller Ueberwohner gewesen bin. Ich war ja damals noch so töricht und in Einzelerlebnissen befangen. Wenn ich den Zusammenhang gekannt hätte —"

„Den haben Sie mir doch eben geschildert."

„Nur den menschlichen. Wie verblendet ich damals war, erfuhr ich erst einige Monate später, als ich wieder einmal nachts einen unerwarteten Besuch bekam."

„Auch von Pabus?"

„Nein. Von einem unbekannten Herrn, der ganz geräuschlos hereinkam."

„Mitten in der Nacht?"

„Etwa um zwei Uhr. Ich hatte einen unruhigen Schlaf und wollte gerade wieder Licht machen, als ich im Nebenzimmer, das heißt also im Hauptzimmer, im Atelier — im Zimmer daneben schlief ich und hatte meine Tür offen, weil das Schlafzimmer keinen eigenen Ofen besaß. Die Tür war sogar festgemacht, weil der Boden dort etwas abschüssig ist und sie sonst zufiel. Das ist alles wichtig zur Erklärung der Situation. Vor die Tür war nämlich eine schwere Bücherkiste gerückt. Gut also. Ich liege im Bett, starre ins Dunkel und rühr mich nicht. Da hör ich plötzlich im anderen Zimmer an der Gangtür ein leises Geräusch im Schloß, wie wenn ein Zahnarzt in den Löchern bohrt. Der ganzen Situation und Art des Geräusches nach war kein Zweifel, daß das nicht Herr Pabus war. Ich fahre auf, lausche atemlos, will hastig Licht machen, aber — zu spät. Das mußte schon der Schlüssel gewesen sein, der zu Boden fiel, und gleich darauf knarrte die Tür leise.

„In einer Sekunde durchläuft mein Gehirn alle Möglichkeiten: ans Fenster, vier Stockwerke — Rufen umsonst, bis jemand kommt, kaltgemacht — Waffe, ein altes Familienschwert im Schrank — Tür verriegeln, Kiste davor, zu viel Lärm — Endlich ein verrückter, genialer Gedanke.

„Ich stehe auf, unhörbar — Wenn ich nur einen Meter noch ins Nebenzimmer komme, denk ich, nur bis zum großen Büchergestell an der Wand, dann bin ich geschützt — davor steht der Flügel mit seiner ganzen Länge — Von der gegenüberliegenden Tür sind fünf bis sechs Meter bis dahin, dort muß er noch stehen —

„Mehr denk ich nicht und bin schon in der Tür. Nur noch einen Schritt über den weichen Atelierteppich, lautlos, geduckt zwischen Gestell und Flügel hindurch. Dann den Deckel hoch, und — wie zwei Eisenhammer mit titanischer Gewalt fallen meine Hände auf die Tasten nieder, als ob ein wütender Geist im weißen Gewand im Dunkel der Nacht den Flügel zertrümmern wollte.

„Einen ähnlichen Eindruck mußte diese unerhörte Ueberraschung auch auf den Einbrecher gemacht haben. Denn ich hörte, daß etwas wie ein Stück Eisen zu Boden fiel. Nach ein paar Sekunden schien es aber, als hätte er seine Fassung wiedergewonnen. Denn der Schatten bewegte sich jetzt langsam in gerader Richtung auf mich zu.

„Ich habe nur noch einen Gedanken: Wenn ich zu spielen aufhöre, bin ich verloren. Wie ein Steuermann auf brennendem Schiff halte ich meinen Posten, gewärtig, schon in der nächsten Sekunde eine eiserne Faust an meiner Kehle zu haben. Da — im letzten Moment, ich hatte mich nicht verrechnet — kommt die Rettung. Ein mörderisches elektrisches Geprassel geht über der Türe los, und seine Wirkung auf den Einbrecher muß noch unheimlicher gewesen sein als das Geisterklavier. Denn in einem Satz war er jetzt zurück, und in der offenbaren Ueberzeugung, daß ihm der Rückweg durch die Gangtür abgeschnitten war, nahm er seinen Weg ins Schlafzimmer.

„Auch jetzt hörte ich noch nicht zu spielen auf, als ob mich das Läuten nichts angehe, und überlegte, wie Pabus hereinkäme, ob er den Hausmeister wecken oder die äußere Gangtür sprengen würde. Das war aber gar nicht nötig. Das hatte der Einbrecher schon besorgt. Pabus eilte geradeswegs auf die Zimmertür los, schimpfte draußen schon, wurde aber auf einmal ganz still, als er hereinkam ins dunkle Zimmer, und traute seinen Sinnen kaum, als er mich im Hemd am Flügel sitzen sah.

„‚Sind Sie verrückt?' war das einzige, was er ganz zaghaft hervorbrachte.

„Ich hörte zu spielen auf und sagte: ‚Nein, mir ist vorhin im Bett nur ein famoser Gedanke gekommen.'

„‚Und da können Sie nicht bis zum Morgen warten?'

„‚Nein', sagte ich ruhig. ‚Da wär es zu spät gewesen. Weil Sie sich aber schon einmal für mein Schaffen und meine Gewohnheiten so lebhaft interessieren, so warten Sie gefälligst einen Augenblick, bis ich in Hosen und Rock geschlüpft bin. Dann will ich Ihnen alles erzählen.'

„Drauf tappte ich nach ein paar Kleidungstücken, die ich in Ermanglung eines Kleiderständers über ein Notenpult gehängt hatte, zog in der Hast ein Paar arabische Schlappschuhe an, die zur Kuriosität herumstanden, und entschuldigte mich die ganze Zeit bei Herrn Pabus, daß ich ihn im Dunkeln stehen ließe, weil ich kein Licht fände. Als ich das Notdürftigste



anhatte, um auf die Straße zu gehen, eilte ich zur Tür, erinnerte mich dabei des Schlüssels, fand ihn auch richtig auf dem Boden vor der Tür, und schnell, ehe Pabus folgen konnte, ging ich hinaus und schloß von außen ab.

„‚Was tun Sie da?‘ ruft Pabus erschreckt.

„Ich öffne draußen die Klappe, die ursprünglich für Briefe bestimmt war. Denn es war noch eine kleine Atelierwohnung in dem Stock, aber damals nicht bewohnt. Ich rufe: ‚Wenn Sie ganz nahe herkommen, will ich es Ihnen sagen.‘ Dann flüstere ich so leise, daß es der Dieb im Nebenzimmer nicht hören kann: ‚Ich habe zugesperrt, weil im Nebenzimmer ein Dieb ist. Deshalb hab ich auch Klavier gespielt, damit Sie heraufkommen. Ich schwör es Ihnen. Jetzt geben Sie nur um Gottes willen acht, daß der Kerl uns nicht auskommt. Das beste ist, Sie spielen ebenfalls Klavier, bis ich wiederkomme. Ich will nur schnell einen Schutzmann holen.‘

„In welcher Verfassung ich meinen Gast zurückließ, zeigt am besten, daß er meinen Rat wirklich befolgte. Als ich langsam auf die Treppe ging — jetzt hatte ich ja keine Eile mehr — hörte ich aus meinem Zimmer ein fürchterliches Potpourri aus italienischen Opern und Gassenhauern, die Pabus zeitlebens ein Greuel gewesen waren. Wollte er dem Dieb damit seine Unbefangenheit und Kaltblütigkeit beweisen, oder gab sein Gedächtnis in der Angst nichts Besseres her?

„Als ich eine Treppe tiefer an seiner Wohnung vorbeischlappte, rief mir Frau Pabus in dürftigster Toilette im Glanz eines Nachtlichtes entgegen: ‚Spielt der unverschämte Mensch denn immer noch?‘

„Ich antwortete ruhig: ‚Ja.‘

„Da erkannte sie mich erst und rief erschrocken: ‚Sie sind es!‘ und zog sich schnell hinter der Tür zurück.

„‚O, genieren Sie sich nicht, gnädige Frau!‘ sagte ich. ‚Ihr Mann hat mich auch gerade im Hemd gesehen.‘

„‚Ja, was fällt ihm denn jetzt ein?‘ rief sie entsetzt.

„‚Italienische Opern‘, sagte ich einfach und ging weiter, worauf sie voll Zorn und Angst die Tür zuschlug.

„Es dauerte ziemlich lange, bis ich einen Schutzmann erwischte. Endlich, bei einem Nachtcafé, sah ich einen mit einem Frauenzimmer reden.

„‚Kommen Sie rasch!‘ rief ich ihm zu. ‚Bei mir ist ein Hausfriedensbruch vorgekommen.‘ Einbruch traute ich mich nicht zu sagen. Sonst hätte er am Ende das arme Frauenzimmer arretiert. ‚Ein Hausbewohner,‘ fuhr ich dann fort, ‚der sich offenbar im Stockwerk geirrt hat, ist nachts bei mir eingedrungen. Er spielt Klavier und will mich noch zur Rechenschaft ziehen. Der Kerl muß schwer betrunken sein. Kommen Sie nur gleich. Dort ist ein Wagen. Ich hab mich in der Eile nicht einmal recht anziehen können.‘

„Wir fuhren also zusammen zu meiner Wohnung, und die Bedenken meines Begleiters legten sich, als er mich so gut mit dem Hausschlüssel umgehen und so sicher auftreten sah. Erst als ich versuchte, die offene Wohnungstür nach unserm Eintritt zu verrammeln, damit mir der Schutzmann nicht mehr auskäme, schien ihm die Sache nicht mehr geheuer, und er rief barsch: ‚Was mach'ns denn da für G'schicht'n? Da muß i doch wieder 'naus.‘ Jetzt hielt ich den Augenblick für gekommen und sagte mit Nachdruck: ‚Sie schon, aber der Einbrecher nicht, der in meinem Schlafzimmer ist.‘

„‚Was! An Einbrecher!‘ rief der Schutzmann peinlichst überrascht. ‚Warum haben S' mir das nicht g'sagt?‘ Und dabei zündete er wieder ein halbes Dutzend Streichhölzer an seiner Hose an wie schon den ganzen Aufstieg und rückte den Tisch wieder von der Türe fort.

„‚Auch gut‘, sagte ich. ‚Dann steh ich derweil hier Posten. Da ist der Schlüssel zum Zimmer.‘

„‚Was! I glaub, Sie wollen mi zum besten haben, Sie — da such'n S' Ihna an andern!‘ rief er empört und wollte davongehen. Ich hielt ihn aber fest und rief noch lauter: ‚Was, einen andern suchen, nachdem ich schon eine halbe Stunde gesucht hab, bis ich Sie gefunden hab? Ich schwör Ihnen, daß ein Dieb drinnen ist!‘ Und dabei sperrte ich unter heilloser Angst auf. Denn es war schon beim Heraufkommen so still gewesen, daß ich glaubte, die beiden hätten sich entweder gegenseitig umgebracht oder einander zur Flucht verholfen. Dabei wär mir das erste noch lieber gewesen, um nicht vor dem Schutzmann als Schwindler dazustehen. Im Augenblick aber, wo ich öffnete und ihm mit seinen Zündhölzern den Vortritt ließ, erwachte Herr Pabus aus seiner Erstarrung und eilte uns entgegen.

„Der Schutzmann packte ihn gleich an der Brust, ich rief aber: ‚Lassen Sie ihn los, das ist ja der Klavierspieler. Der arme Mann hat schon genug ausgestanden.‘

„‚Jawohl‘, rief Herr Pabus schlotternd und zähneklappernd. ‚Ich bin der Herr Pabus vom dritten Stock. Ich bin nur heraufgekommen, weil hier Klavier gespielt wurde.‘

„‚Also hat doch einer Klavier gespielt? Das is mir schon zu dumm. Jetzt mach'n S' amal Licht, und Sie bleiben da.‘

„‚Ja‘, herrschte auch ich. Denn es war mir auch lieber, daß noch ein dritter da war. Dann, als alle Glühlichter angezündet waren und der Schutzmann seinen Revolver gezogen hatte — ich glaube noch mehr gegen uns als gegen den Einbrecher — denn er ging immer seitwärts, ohne uns den Rücken zu wenden. Na also — was hab ich gesagt? Ja. Wie wir also so zu dritt ins Nebenzimmer gehen, bewegt sich etwas sehr unbehaglich in meinem Bett, macht aber keine Anstalten herauszukriechen, als wir ihm auf den Leib rücken.

„‚Das ist er!‘ rief ich. ‚Machen Sie, daß Sie aus meinem Bett kommen mit Ihren schmutzigen Socken, Sie Gauner.‘

„‚Sie haben gar nichts zu sagen,‘ ruft der jetzt, fast weinerlich, ‚das verbitt ich mir, wenn Sie nachts um zwei Uhr Klavier spielen.‘

„‚Ja Kruzitürk'n‘, ruft jetzt der Schutzmann. ‚Wer hat denn jetzt eigentlich Klavier g'spielt? Das möcht' i wissen.‘

„‚Der Herr da,‘ schreit drauf Pabus, ‚der spielt immer nach zehn Uhr‘ und deutet dabei auf mich, und der Lump in meinem Bett bestätigt es.

„‚Wer sin nacha Sie‘, schreit jetzt der Schutzmann den Lumpen an.

„‚Ich — ich hab mich auch nur beschweren wollen‘, ruft dieser wehmütig. ‚Ich wohne neben dem Zimmer im andern Haus.‘

„‚So ein Schwindler!‘ ruf ich. Aber ich hatte keinen Zeugen und war selbst vor dem Schutzmann noch nicht legitimiert. Zum Glück entdeckte der jetzt



ein verdächtiges Instrument bei dem Einbrecher. Aber der war inzwischen wieder frech geworden, sprang auf und behauptete, das sei ein Klavierbohrer. Nachdem man ihn für einen Einbrecher gehalten, sei ihm nichts übriggeblieben, als sich mit dem nächstbesten Instrument, das er fand, zu bewaffnen und sich zu verstecken.

„Dem Schutzmann brach jetzt der Angstschweiß aus. Hatte er drei Gauner vor sich, oder war er das Opfer eines unerhörten Witzes? Um wenigstens wieder ins helle Zimmer zu kommen, von dem das Licht nur spärlich hereinfiel, schrie er den Einbrecher an: ‚Beweisen Sie mir, daß das ein Klavierbohrer ist!' und trieb uns alle drei mit dem vorgehaltenen Revolver hinaus.

„‚Das werd ich Ihnen beweisen', rief der freche Kerl, kroch mit seinem Brecheisen, oder was es war, unter den Flügel, machte einige Schrauben los und rief zum Schutzmann heraus: ‚Kommen Sie her, wenn Sie was verstehen!'

„Der Schutzmann, der sich keine Blöße geben wollte, kroch wirklich unter das Klavier, und im selben Augenblick schlug ihm der Lump den Revolver aus der Hand, sprang heraus, gab mir einen Stoß in den Bauch und war auch schon zur Tür draußen.

„Jetzt wußte der Schutzmann, wie er dran war, und alle drei machten wir uns auf die Verfolgung. Der Gauner konnte ja nicht aus dem Haus, weil das Haustor versperrt war. An das Stiegenfenster zu ebener Erde dachten wir erst, als wir es klirren hörten. Dann sahen wir ihn noch über die Mauer setzen und uns winken, bis er im Nachbargarten verschwand.

„‚Da haben Sie's!' fuhr ich den verdutzten Polizisten an.

„‚Warum haben Sie mir nicht geglaubt! Wissen Sie jetzt, was ein Klavierbohrer ist?'

„Innerlich aber war ich dem entsprungenen Halunken gar nicht böse. Ich wußte: der kommt nicht wieder und der Herr Pabus auch nicht. Und dazu hab ich noch eine großartige Weltanschauung bekommen."

Wien aus der Vogelschau.

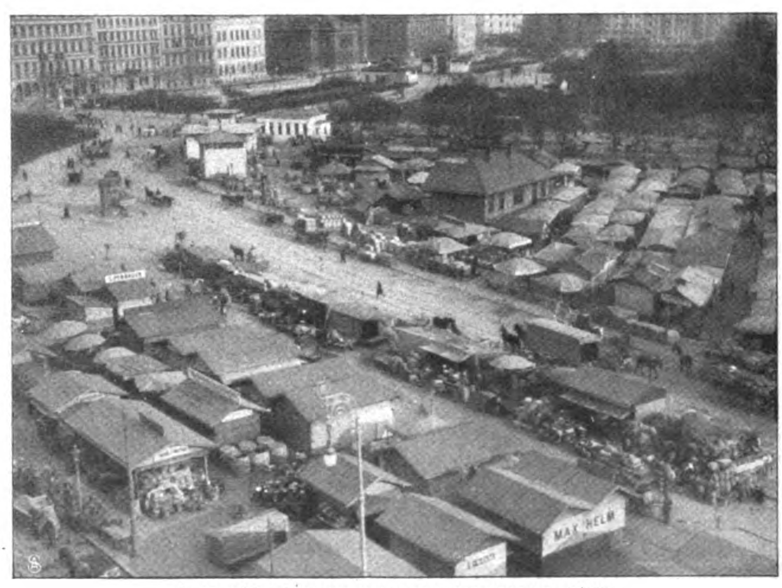
Hierzu 7 Aufnahmen.

Wenn man die Bewohner einer Stadt verblüffen und überraschen will, dann zeigt man ihnen ihren vertrauten Wohnort aus der Vogelschau. Kaum ein gelungenes Vexierbild ist so schwer aufzulösen wie das Rätsel einer von oben gesehenen Stadt. Das „Häusermeer", von dem wir so oft sprechen, und das wir so selten zu sehen Gelegenheit haben, wird dann zur Tatsache, die uns vollständig verwirrt. Kaum daß aus den Wogen, die die Dächer bilden, ab und zu ein Wahrzeichen emporragt, an dem wir uns orientieren können. Aber auch Türme und Kuppeln haben, von oben gesehen, eine andere Gestalt angenommen und werden für die Beschauer zu Streitobjekten. Für Wien gilt als Orientierungspunkt die hochgelegene Stefanskirche oder vielmehr ihr schlanker gotischer Turm, von Wienern respektswidrig „der alte Steffel" genannt, von dem man getrost sagen kann, daß er eins der schönsten Bauwerke der Welt ist. Von wo immer man die Stadt betrachtet, ist das über 136 Meter hohe steinerne Ausrufszeichen sichtbar, und es lassen sich die übrigen Türme und die Kuppeln der großen Stadt und damit auch die Straßen und Plätze feststellen.

Um aber ein Bild von Wien aus der Vogelschau zu gewinnen, hat man keine andere Wahl, als eben den Stefansturm selbst zu besteigen und vom Turmzimmer aus den photographischen Apparat nach den verschiedenen Himmelsrichtungen operieren zu lassen.

Die Fernsicht vom Turm reicht über die Riesenstadt hinaus zur Donau über die Auen hinweg bis zum Marchfeld. An schönen hellen Morgen sind Eßlingen und Aspern sichtbar; im Osten liegen Semmering und Ebersdorf; von Westen nach Süden zieht sich das Kahlengebirge; im Südwesten tauchen die Häupter des Schneebergs und des Oetscher auf. So weit reichen natürlich unsere Bilder nicht. Abb. 2 zeigt die unmittelbare Umgebung der Stefanskirche, links das Haus mit der abends beleuchteten Weltkugel des Reisebureaus Cook, dahinter, leider nicht sichtbar, das Haus der Equitable, an dessen Ecke der alte, man könnte beinahe sagen prähistorische „Stock im Eisen" angebracht ist, der dem Platz seinen Namen verleiht. Man weiß über ihn nur, daß es der letzte Waldbaum sein soll, der in Wien stehengeblieben ist, in den jeder wandernde Schlossergesell einen Nagel schlug, wenn er fortzog. Gegenüber öffnet sich die Goldschmiedgasse.

Diese ganze Gegend ist sozusagen das Herz von Wien. Von hier aus ziehen sich die Hauptschlagadern des Verkehrs: der Graben, in weiterer Folge die



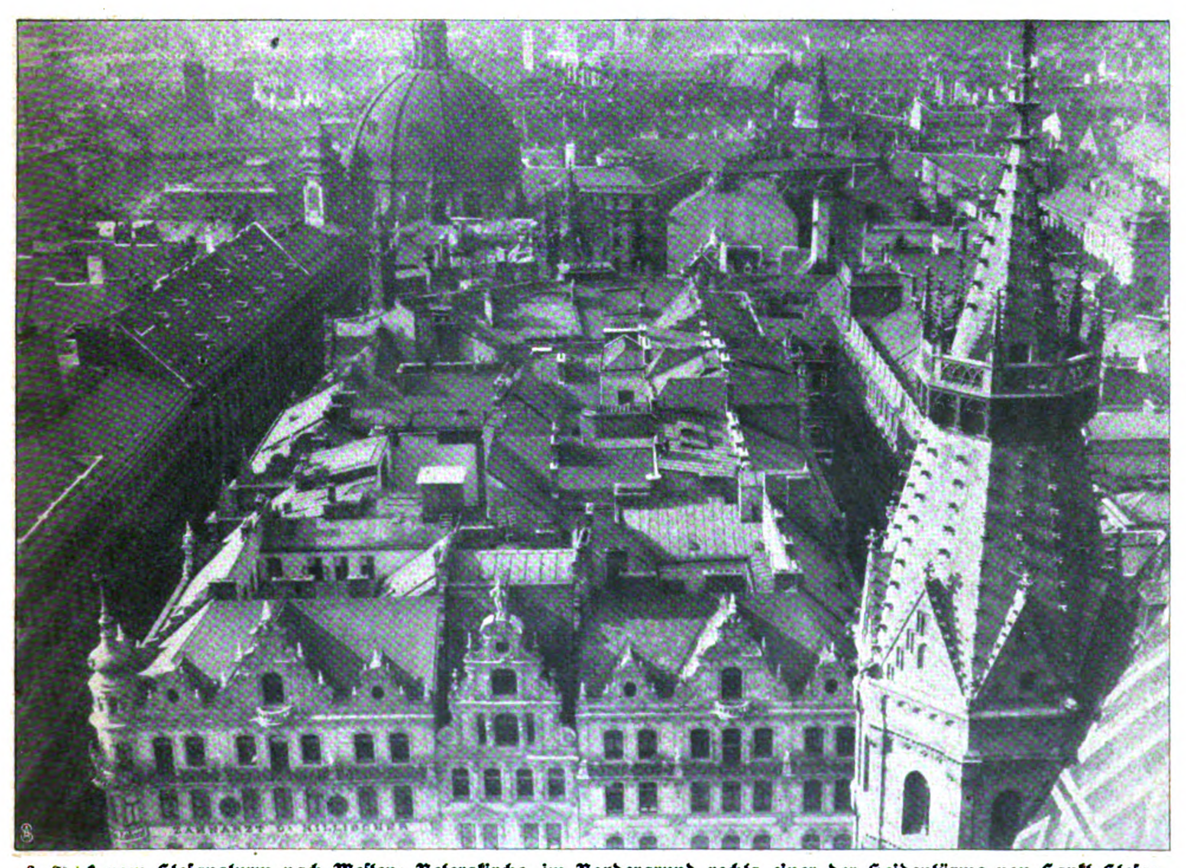
1. Der Naschmarkt auf der überwölbten Wien.

Kärnthner Straße usw. Echt großstädtisches Treiben entfaltet sich hier. An schönen Tagen bietet namentlich der Mittagskorso auf dem Graben ein prächtiges Bild.

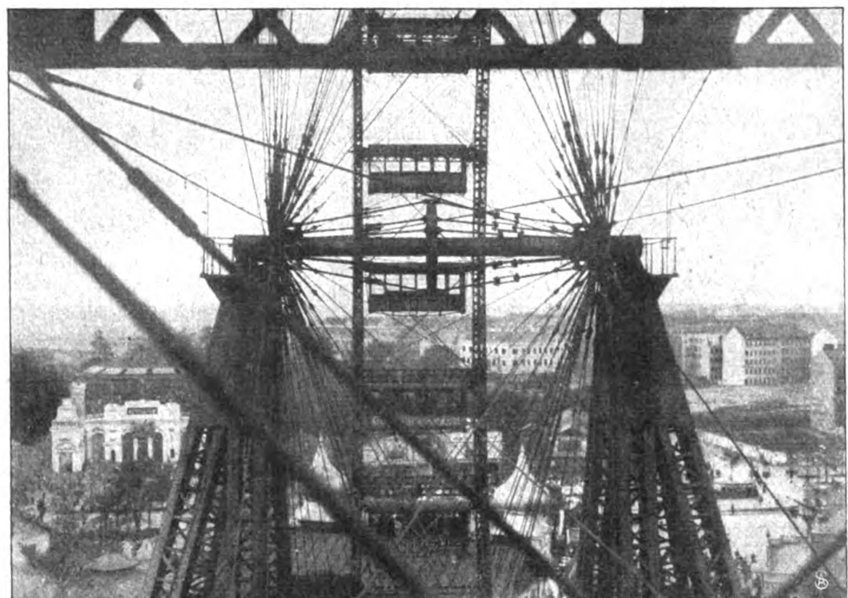
Auf Abb. 7 drängt sich der Dachgiebel der Stefanskirche links in den Vordergrund. Dies ist die Seite, an der der unausgebaute Turm steht und die schöne Kanzel, auf der Abraham a Sankta Clara der andächtig lauschenden Menge unter freiem Himmel predigte. Das gegenüberliegende Gebäude ebenso wie das zur Rechten sind Eigentum der Chorherrn zu Sankt Stefan, ersteres wird mit seinem großen Hofe als Durchhaus in die Wollzeile benützt. Die Häuser tragen jährlich ein Vermögen an Zins. Rechts biegt die Schulerstraße ein, in der alle



2. Ausblick vom Stefansturm auf den Stefansplatz.



3. Blick vom Stefansturm nach Westen: Peterskirche, im Vordergrund rechts einer der Heidentürme von Sankt Stefan.



4. **Der Wurstprater**
vom Riesenrad

zu finden. Rechts in der Ecke erheben sich die Türme der Jesuitenkirche bei der alten Universität, und noch weiter ist die Kirche zu Sankta Barbara sichtbar, hinter der man das alte Kloster zu suchen hat, in dem Handelsministerium und alte Post untergebracht sind.

Abb. 3 ist eine sehr gelungene Aufnahme vom Turmzimmer des Stefansturms aus. Der Blick ist nach Westen gerichtet und fängt gleich zu Anfang einen der reizenden „Heidentürme" auf, die an der Fassade der Stefanskirche angebracht sind. Links führt die Goldschmiedgasse schnurgerade zur Peterskirche, hinter der links der Turm der Minoritenkirche



Phot. Schuster.

5. **Der Wien-Boulevard**
gegenüber der Oper

Wiener Zeitungen ihre Annoncenbureaus haben. In diesem Stadtteil ist außer der Wollzeile kein längerer Straßenzug zu finden — der Weg zum Ring ist für den Einheimischen nur durch winklige Gäßchen und Durchhäuser, durch häufiges Um-die-Ecke-Biegen und für den Fremden durch mehrmaliges Fragen



6. **Die Wienzeile mit der Sezession.**

sichtbar ist, rechts die Schottenkirche in der Ferne und etwas näher die Rückseite der Kirche zu den Neun Engelchören, die am Hof und neben dem Kriegsministerium steht.

Unsere übrigen Bilder sind von weniger hohen Standpunkten aufgenommen. Abb. 6 zeigt die Neue Wienzeile, wie sie nach Ueberwölbung der übelriechenden Wien sich gestaltet hat. Links die Sezession mit der goldenen Laubkuppel, die im Volksmund noch immer das „Krauthäuptl" heißt, das Werk des kürzlich verstorbenen Architekten Olbrich. Abb. 1 ist die Fortsetzung des vorigen Bildes



7. Aussicht vom Stefansturm nach Nordost: Die Stiftshäuser von St. Stefan, rechts die Universitätskirche.

nach rechts, der Naschmarkt, der diesseit der Wienstraße auf der überwölbten Wien bis zur Wienzeile fortgesetzt wurde. Einen guten Ueberblick über diesen ganzen Stadtteil samt Sezession, Theater an der Wien und der überwölbten Wien bietet Abb. 5. Die Straße im Vordergrund ist genau an der Stelle erbaut, wo die mit Bildsäulen geschmückte Elisabethbrücke den Wienfluß überquerte.

Abbildung 4 ist in luftiger Höhe aufgenommen — es zeigt die Aussicht vom Riesenrad im Prater, das mit Rotunde und Stefansturm eins der drei Wahrzeichen von Wien bildet. Das Bild ist nach der Donau zu aufgenommen und zeigt den unschönen, verbauten Prater, den sogenannten Wurschtlprater, mit der einstigen Feuerwerkwiese, auf der sich jetzt ganze Straßenzüge von Zinshäusern breitmachen. Links ist das Hippodrom, ein ephemeres Gebäude, das eben so lange zusammenhalten wird, als der Pachtvertrag mit dem Obersthofmeisteramt dauert. Denn der Prater ist noch immer kaiserlich, und alle Gasthäuser, Kaffeeschänken und Schaubuden sind der Hofverwaltung zinspflichtig. —

Bilder aus aller Welt.

Den Titel Professor erhielt der Direktor des Rheinischen Technikums in Bingen Regierungsbaumeister a. D. Hermann Hoeple in Anerkennung seiner Verdienste um die Entwicklung des technischen Schulwesens. Er gründete vor 11 Jahren die von ihm geleitete Lehranstalt für Maschinenbau und Elektrotechnik und verstand es, sie zu hoher Blüte zu bringen.

Der Pianist Moritz Meyer-Mahr in Berlin wurde vom Großherzog von Baden zum Professor ernannt. Der Künstler, der erst 39 Jahre alt ist, hat sich in der Musikwelt nicht nur als Klavierspieler, sondern auch als Pädagoge eine höchst geachtete Stellung erworben.

Das fünfundzwanzigjährige Jubiläum ihres Bestehens feierte die Allgemeine Fleischerzeitung. Sie wurde von Moritz



Hermann Hoepke, Direktor des Rhein. Technikums in Bingen, wurde zum Professor ernannt



Moritz Meyer-Mahr, bekannter Klaviervirtuose, wurde zum Professor ernannt.



Moritz Zülzer, feierte sein 25jähriges Jubiläum als Direktor d. „Allgem. Fleischerzeitung"



Geh. Ober-Reg.-Rat Bormann, Direktor der Ostafrikan. Eisenbahnges., feierte seinen 80. Geburtstag.



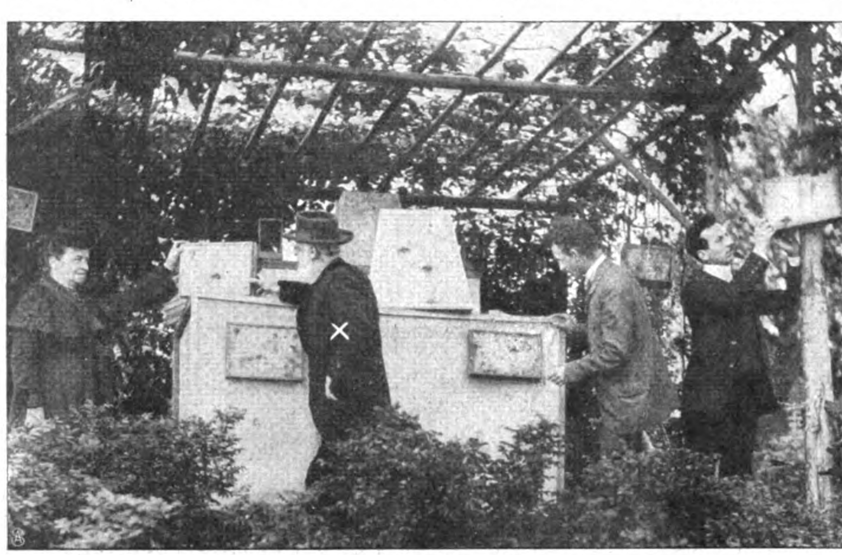
Zülzer, der ursprünglich dem Kaufmannstande angehörte, begründet und wird noch heute von diesem geleitet. Zülzer, unter dem sich die Zeitung zu dem verbreitetsten Fachblatt emporgehoben hat, ist auch Vorsitzender des Verbandes der deutschen Fachpresse.

Das achtzigste Lebensjahr vollendete der Direktor der Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft Geheimer Oberregierungsrat Friedrich Bormann. Aus diesem Anlaß wurde dem verdienten Manne vom Kaiser der Stern zum Kronenorden II. Klasse verliehen.

Dr. M. Standfuß, Professor der Entomologie (Insektenkunde) und Direktor des Entomologischen Instituts der Polytechnischen Hochschule in Zürich, ist 1854 in Schreiberhau im Riesengebirge geboren. Von seinem Vater, der selbst ein tüchtiger Insektenforscher war, erhielt der junge Standfuß schon früh die beste Anleitung. Nach Absolvierung der Schule studierte er zunächst Theologie in Halle, dann Naturwissenschaften in Breslau und machte eine Reihe von Studienreisen. Seit 1897 weilt der Forscher fast alljährlich für einige Monate in den Hochalpen. — Am bekanntesten ist Standfuß geworden durch sein „Handbuch der paläarktischen Großschmetterlinge“. Mit diesem Werk hat er auf weite naturwissenschaftliche Kreise nachhaltig eingewirkt. Die Tätigkeit unzähliger Sammler wurde durch dieses Handbuch in wissenschaftliche Bahnen gelenkt. Die Temperaturexperimente, bei denen etwa 50000 Raupen und Puppen der verschiedensten Arten erhöhten oder erniedrigten Temperaturen unterworfen wurden, zeitigten als wichtigstes Resultat die Feststellung, daß das durch Temperatureinfluß neuerworbene Kleid auf einen Teil der unter normalen



Prof. Dr. M. Standfuß, Zürich.



Professor Standfuß (×) bei seinen Schmetterlingskreuzungsversuchen.



1. Amtsrichter Dr. Friedeberg. 2. Prof. Dr. Mittermaier. 3. Generalstaatsanwalt Geheimrat Geßler (Dresden). 4. Unterstaatssekretär Prof. Dr. v. Mayr (München). 5. Geh. Reg.-Rat Kammerherr Dr. von Engelberg. 6. Landgerichtsdirektor Dr. Aschrott. 7. Geh. Rat Prof. Dr. von Kirchenheim. 8. Geheimrat Prof. Dr. v. Liszt. 9. Staatsanwalt Dr. Rosenfeld. 10. Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. von Tischendorf. 11. Privatdoz. Dr. Graf zu Dohna. 12. Landtagsabg. Landgerichtsrat Peltasohn.

Die außerordentliche Tagung der deutschen Landesgruppe der internationalen kriminalistischen Vereinigung in Berlin:
Die Sitzung im Festsaal des Abgeordnetenhauses.



Bedingungen erzogenen Nachkommenschaft vererbt wird. Durch die mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbundenen Hybridationsexperimente (Kreuzungen verschiedener Arten) wurde eine ganze Stufenleiter der inneren Wahlverwandtschaft zwischen den gekreuzten Arten festgestellt. Die Lokalrassen der Arten erwiesen sich als Vorstufen neuer, in Bildung begriffener Arten. Die Vorstufen der Lokalrassen aufzufinden und nachzuweisen, ist das augenblickliche Streben des Forschers. Welch riesiges Material er seinen Unternehmungen zugrunde legte, erhellt daraus, daß er zu Kreuzungszwecken bisher 60 000 Falter verwandte. Jetzt sind die Experimente nach dreiunddreißigjähriger Arbeit zu einem gewissen Abschluß gekommen. Mancherlei Ehrungen wurden dem verdienstvollen Gelehrten seitens der zahlreichen in- und ausländischen entomologischen und allgemein naturwissenschaftlichen Gesellschaften zuteil. Seine grundlegenden Arbeiten wurden ins Französische, Englische, Russische übersetzt. Unser zweites Bild stellt Professor Standfuß bei seinen Hybridationsversuchen dar. Links seine Gemahlin, die den Forscher bei seiner Arbeit treu unterstützte, rechts seine Assistenten. Das Bild ist kurz nach Sonnenuntergang aufgenommen, da gerade der Anflug der ersten Lindenschwärmer- und Abendpfauenaugenmännchen beginnt, die zwecks Kreuzung mit anderen nahe verwandten Arten herbeigelockt werden.

Die internationale kriminalistische Gesellschaft ist auf Einladung der deutschen Landesgruppe in Berlin zu einer außerordentlichen Tagung zusammengetreten. Den Gegenstand der Beratungen bildete die deutsche Strafprozeßreform.

Fritzi Scheff hat sich mit dem amerikanischen Schriftsteller Mr. Fox vermählt. Die Künstlerin, die zu den hervorragendsten Opernsoubretten der Gegenwart gehört, ist ein Wiener Kind und begann ihre Laufbahn in München, wo sie schnell zu Ansehen gelangte. Seit einer Reihe von Jahren wirkt sie bereits in Amerika.

Zur Weihnachts- und Neujahrszeit wetteifern die großen Londoner Theater in Darbietungen von Märchenstücken und Pantomimen in erster Linie für die kleine Welt. Im His Majesty's Theater fand diesmal Gra-

Fritzi Scheff, ein amerikanischer Bühnenstern aus der Donaustadt.

Zu ihrer Vermählung mit dem amerikanischen Schriftsteller John Fox.



Phot. Dover Street Studios.

Das Märchen auf der englischen Bühne:
Miß Viola Tree als „Schlafende Schönheit“ in „Pinkie and the Fairies“ im His Majesty’s Theater zu London.



K. Gentner, Frankfurt a. M.,
erhielt einen Ruf an die Wiener Hofoper.



Luise Hamkens †
die Erfinderin des Schulwebstuhls.



Dr. Hans Warnecke,
der neue Direktor des Karlsbader Stadttheaters.

ham Robertson’s „Pinkie and the Fairies“ bei Kindern wie Eltern begeisterte Aufnahme. Die Tochter Beerbohm Tree’s Miß Viola Tree gab die „schlafende Schönheit“, die, sobald sie aufhört zu singen, in tiefen Schlummer verfällt; durch ihre holde Erscheinung und ihren wunderbaren Gesang entzückte sie groß und klein.

Für die Wiener Hofoper wurde von Direktor Felix Weingartner, der sich die Ergänzung und Auffrischung des Personals sehr angelegen sein läßt, auch der jugendliche Heldentenor der Oper zu Frankfurt a. M. K. Gentner verpflichtet. Der Künstler tritt das neue Engagement nach Ablauf seines Frankfurter Vertrages an.

Die Erfinderin des Webstuhls, an dem echter Smyrna geknotet werden kann, und des Schulwebstuhls, der kürzlich im Lichthof des Berliner Kunstgewerbemuseums ausgestellt wurde, Fräulein Luise Hamkens ist an einer Lungenentzündung gestorben. Die Verewigte, eine Schleswig-Holsteinerin, hat mit niederdeutscher Zähigkeit dauernd an der Vervollkommnung ihrer Erfindungen gearbeitet.

Um die freigewordene Leitung des Karlsbader Stadttheaters hatten sich zahlreiche Direktoren aus Oesterreich-Ungarn und aus dem Deutschen Reich beworben. Die Wahl der Stadtverordneten fiel auf den Direktor Dr. Hans Warnecke in Gablonz.



Gräfin Rosalie von Sauerma-Zülzendorf, geb. Spohr.
Zum 80. Geburtstag der bekannten Harfenvirtuosin.

Den 80. Geburtstag feiert am 22. Januar Gräfin Rosalie von Sauerma-Zülzendorf in Berlin, eine Nichte des Komponisten Ludwig Spohr. Frühzeitig bekundete sie große musikalische Begabung; sie genoß zuerst Unterricht im Gesang und Klavierspiel, wandte sich dann aber dem Harfenspiel zu und wurde eine bedeutende und berühmte Künstlerin auf diesem Instrument.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 4. **Berlin, den 23. Januar 1909.** **11. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 4.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	131
Zum 27. Januar. Gedicht von Dr. Franz Hirsch	131
Ernst von Wildenbruch. Von Prof. Dr. Richard M. Meyer	132
Ernst von Wildenbruch. Gedicht von Joseph Lauff	133
Schönheit und Körperkultur. Von Prof. D. Friedrich Zimmer	134
Die Flugversuche auf dem Tempelhofer Felde. Von Hauptmann a. D. Hildebrandt	136
Unsere Bilder	137
Die Toten der Woche	138
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen.)	139
Landpflege und Landpflegerin. Von Dr. Arno Hoffmeister	147
Ausfahrt. Gedicht von Ad. Holst	149
Droesigl. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda (Fortsetzung)	149
Deutschlands Industrie der Wohlgerüche. Von Dr. F. Köthner	153
Goldfield. Aus dem Minenleben Nordamerikas. Von Otto Kühn. (Mit 7 Abbildungen)	154
Das Werden einer Maske. Von A. Pitcairn-Knowles. (Mit 9 Abbildungen)	158
Madame. Kapriccio von Wera von Huhn	162
Chinesische Tierbilder. Von Prof. Dr. L. Heck. (Mit 8 Abbildungen)	164
Der Skidreß. Von Louise Schupp. (Mit 4 Abbildungen)	168
Bilder aus aller Welt	171



Die sieben Tage der Woche.

14. Januar.

Bei einem Hofdiner zu Ehren der Deputation des Kaiser-Franz-Garde-Grenadier-Regiments zu Schönbrunn bringt Kaiser Franz Josef einen Toast auf unseren Kaiser als seinen erhabenen Bundesgenossen und treuesten Freund aus.

In Petersburg stirbt, 61 Jahre alt, der russische Admiral Rojestwenskij (Portr. S. 144).

15. Januar.

In Berlin stirbt im Alter von 63 Jahren der Dichter Ernst von Wildenbruch plötzlich infolge eines Herzschlags (Portr. S. 141).

Die österreichische Regierung beruft die Vertrauensmänner aller deutschen und tschechischen Parteien für den 26. Januar zu einer Konferenz zusammen, um den deutsch-tschechischen Kampf einer entscheidenden Lösung entgegenzuführen.

Aus Peking wird berichtet, daß der englische und der amerikanische Gesandte beim Prinzen Tsching Vorstellungen wegen der Entlassung Yuanschikais erhoben haben.

16. Januar.

Das Kronprinzenpaar übergibt einer Abordnung von Arbeitern der Zeche Radbod den Ertrag der von ihm veranstalteten Sammlung, der sich auf 300 000 Mark beläuft.

In Washington wird der Schiedsgerichtsvertrag zwischen den Vereinigten Staaten und Oesterreich-Ungarn unterzeichnet.

17. Januar.

In der Nähe der Insel Amrum strandet der englische Dampfer „Fidra" aus Leith; die sechzehn Mann starke Besatzung findet bei dem Untergang des Schiffes den Tod.

In Dresden werden im Anschluß an sozialdemokratische Volksversammlungen auf der Straße Wahlrechtsdemonstrationen veranstaltet, die das Einschreiten der Polizei notwendig machen.

18. Januar.

In Konstantinopel werden die Unterhandlungen zwischen der Türkei und Oesterreich-Ungarn zum Abschluß gebracht. Der Großwesir Kiamil Pascha und der Botschafter Markgraf Pallavicini unterzeichnen das Protokoll.

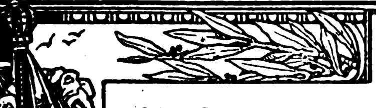
19. Januar.

Im preußischen Abgeordnetenhaus hält Fürst Bülow eine Rede über verschiedene Fragen der inneren Politik.

In Petersburg trifft die Nachricht ein, daß Täbris, der Hauptsitz der persischen Revolutionäre, von den Regierungstruppen eingenommen worden ist. In der Stadt fanden zahlreiche Hinrichtungen statt.

20. Januar.

Aus Washington wird gemeldet, daß der japanische Botschafter bei der Regierung der Vereinigten Staaten Protest gegen das kalifornische Gesetz erhoben hat, das Ausländern den Erwerb von Grund und Boden verbietet.



Zum 27. Januar.

Ob's stürmisch tost im Wogenbrand,
Ob mag die Sonne scheinen,
Es ist ein Tag im deutschen Land,
Da blickt man nur auf Einen.

Da regt sich alles, was getreu
Zum Reiche sich bekennet,
Es schweigt der Hader der Partei,
Verstummt ist, was uns trennet.

Dem, der die deutsche Fahne trägt,
Dem rüstet man zum Feste.
Heil ruft das Volk ihm froh bewegt
Und seine hohen Gäste.

Dem Kaiser gilt's, der nun beschloß
In Kraft ein halb Jahrhundert,
Ein echter Hohenzollernsproß,
Verehrt und viel bewundert.

Blickt trüber Tag, blickt Sonnenschein
Durch deutschen Hauses Scheiben,
Wir bleiben, Kaiser Wilhelm, Dein
Und Du sollst unser bleiben!

Heil, Hoher, Dir und Deinem Haus,
Mag alles Dir gelingen,
Und bringt Dein Wohl man jubelnd aus,
Soll hell durch's Reich es klingen.

Franz Hirsch.



Ernst v. Wildenbruch.

(Geb. 3. Februar 1845 in Beirut, gest. 15. Januar 1909 in Berlin.)

Von Prof. Dr. Richard M. Meyer.

„Auch Wildenbruch, der Dramatiker, war hier, der Enkel Louis Ferdinands, ein guter Junge mit Blut in den Adern. Ich känn mich irren, aber ich stelle ihn sehr hoch."

So schreibt vor einem Vierteljahrhundert, am 16. November 1883, Conrad Ferdinand Meyer an seinen alten Freund, Heinrich Heines Studiengenossen François Wille.

Im Grunde enthalten die wenigen Worte alles, was zum Verständnis, was zur Charakteristik Wildenbruchs gesagt werden muß. Künstlernaturen können nicht gut weiter auseinanderstehen als Conrad Ferdinand Meyer, der langsam feilende, im kostbarsten Stoff („Brokat", sagte Gottfried Keller) psychologisch seine Gemälde stickende Meister der Form, und Ernst v. Wildenbruch, der wild darauf losstürmende Improvisator. Wie jenem die Objektivität das höchste Ziel war, so diesem der Ausdruck der eigenen Persönlichkeit; wie der Zürcher Patrizier in aristokratischer Scheu sich vor der Welt zurückzog, so liebte der preußische Adlige mitten im Gedränge zu stehen. Aber C. F. Meyer verstand Wildenbruch — wie er die leidenschaftlichen Kraftmenschen der Renaissance verstand.

„Wildenbruch, der Enkel Louis Ferdinands." Damit muß man füglich beginnen. Der Prinz, der bei Saalfeld fiel als ein Vorbote der Katastrophe von Jena, zugleich ein Abenteurer und ein Held, war der richtige Ahn des „Brandenburgischesten aller Poeten". Wildenbruch fühlte Hohenzollernblut in seinen Adern, und wenn er den Besieger der Quitzows pries, so trieb er (wie Hinzpeter von den Geschichtstudien des Kaisers gesagt hat) zugleich Familiengeschichte. Hohenzollernblut pulste in ihm, wenn er den „großen Moment" liebte: den Kampf und seine schicksalsvolle Entscheidung, aber auch das Fest mit dem ganzen Prunk einer schwungvollen Beredsamkeit, wie Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm II. es lieben. Hohenzollernblut aber ist längst preußisches Blut geworden: die Freude, die der Sänger von „Vionville" und „Sedan" an dem dröhnenden Gleichschritt der Bataillone empfand, teilte er mit Kleist und Fontane, mit Hesekiel und Alexis. Der schwerhörige, körperlich ungewandte Mann hat seine militärische Unbrauchbarkeit wohl so schwer getragen wie Heinrich v. Treitschke und hat wie er in ihr einen Ansporn mehr gefühlt, mit anderen Waffen, in anderer Rüstung seinem Vaterland zu dienen.

Und Louis Ferdinand war ein leidenschaftlicher Mensch, voll heißer Sinnlichkeit, den alles geistreiche Gespräch der Berliner Salons, alles Mitempfinden von Musik und Poesie nicht zurückhalten konnte, wenn er jenen höchsten Gütern zueilte: dem Lorbeer und der Gunst der Frauen. Diese Ader fehlte dem Enkel keineswegs; wie es aber in sittlich gebändigten Naturen nicht selten begegnet, schlug dies Feuer mit voller Kraft erst in seinen letzten Jahren auf, um dann mit der Naivität seines späten Jugendrausches seltsame Bekenntnisse („Lucrezia", „Semiramis") zu erfüllen.

Denn jenes herzlich wohlwollende Wort, mit dem Meyer noch den Vierziger charakterisierte, trifft wirklich ins Innerste. „Ein guter Junge" — ein reines, gütiges Herz, sagen wir pathetischer an dem offenen Sarge eines Mannes, dem kein Gegner feind sein konnte. Ein Herz voll Menschenliebe und Treue, dem jener wundervolle Sterberuf des von Shakespeare besiegten Christoph Marlow entsprang: „Ihr Götter, seid gelobt — ich liebe ihn!" Kein Fünkchen von Unwahrhaftigkeit oder ängstlicher Rückhaltung in diesem Manne, der sich als das Gewissen der Nation fühlte wie in Italien und Norwegen seine größeren Genossen Carducci und Björnson: rücksichtslos trat er den Machthabern entgegen, wo er es für seine Pflicht hielt, und nicht Fürsten bloß — auch Völkern. Ob er es mit der Jugend verdarb, wenn er gar zu laut Schiller gegen die Neueren ausspielte — was lag daran; er war bereit, für seine Fahne zu fallen wie Louis Ferdinand.

Denn „Blut in den Adern" — das hatte er. In eine Epoche der sachdenklichen Poeten und der wissenschaftlichen Schriftsteller verirrt, konnte er nicht daran denken, zu verleugnen, was ihm das köstlichste war. Man hat gefabelt, Napoleon sei kriegslustig geworden, weil nur in der Schlacht sein Blut so heiß wurde, wie es bei andern Sterblichen täglich ist; anders stand es jedenfalls mit Wildenbruch, dessen siedende Bluthitze immer noch weitere Steigerung verlangte — und sie nur in der dichterischen Schlacht fand. Hier liegt die Stärke wie die Schwäche des Dramatikers. Seine Schwäche: in dem naiven Egoismus des künstlerischen Epikureers versagte er sich keinen Rausch, den ein großes Wort, ein wirkungsvolles Bühnenbild, eine begeisternde Prophezeiung auf der Bühne ihm selbst bereiteten, mochte auch das Drama vor diesem Wort, diesem Bild, dieser Wahrsagung zurückschrecken. Er griff zu, so leidenschaftlich, daß man diese natürliche Sehnsucht nach romantischen Augenblicken, in denen das Hohenzollernblut aufwallte, gelegentlich — sehr ungerecht! — mit äußerlicher Effekthascherei verwechseln konnte. Aber Wildenbruch dachte nie an ein konkretes Publikum; er sah vor sich sein ganzes geliebtes Volk und träumte sich in die höchste Wonne, sein Prophet zu sein: —

Rollend zog der heilge Donner
Ueber das Hellenen-Land.

Aber auch seine Stärke lag hier. Waren diese Wirkungen allzu oft von dem Dichter hineingepackt, wo weder dramaturgische noch psychologische Rücksichten sie forderten — nun, so verrieten sie doch der von der Herzlosigkeit gewisser (wahrlich nicht aller!) Naturalisten ermüdeten Jugend einen Dichter: eine stark und poetisch empfindende Seele.

Und in diesem Sinne darf man ihn denn auch „den Dramatiker" nennen. Es wäre unwahrhaftig dem Wahrhaftigen gegenüber, wollten wir ihn in die große Ahnenreihe unseres Dramas einreihen, zu Schiller und Kleist, nach denen er sich gern benannt hat, zu Hebbel und Hauptmann. Wir glauben nicht, daß seine Tragödie (und erst recht nicht sein Lustspiel, in denen der sonst so Unabhängige sich so merkwürdig stark nach zeitgenössischen Meistern richtete!) in der Geschichte unserer Dichtung etwas Neues bedeutet. Sie wiederholt Schillersche Rhythmen, Kleistische Gesten, aber



sie veräußerlicht sie; und nur, wo entweder der Boden der geliebten Heimat lokale Züge bringt, wie in den „Quitzows", oder der des ihm ebenso teuren Dichterberufs, wie im „Marlow", nur da kommt das Persönliche zu seinem vollen Recht. Aber Dramatiker war er, indem er sein Leben als ein Drama erlebte. Als ein Starker fühlte er sich, durfte er sich fühlen:

„Wir wissen, was wir mit uns bringen:
Das sind wir selbst
Und das, was wir sind."

Er sah sich auf der großen Bühne und vor sich sein Volk als Zuhörer; er sah sich in großen kritischen Momenten, in denen er zu kämpfen hatte mit Feinden seiner Nation, seiner Kunst, seiner Weltanschauung: ob immer mit Recht? „Ich kann mich irren, aber ich stelle ihn sehr hoch", sagte der Schweizer Dichter; „sehr hoch als einen Mann, der gegen alle Versuchungen mutig und stark fortschritt, nicht wund wie Pescara, nicht sich selbst betrügend wie Jürg Jenatsch, nicht am Leben erlahmend wie Hutten, sondern aufrecht und siegesbewußt."

Dramatiker war er nach seiner Naturanlage — Dramatiker in diesem Sinn. Ob er Schlachtgesänge und Balladen dichtet — auf den Kampf, auf den Zweikampf läuft es bei ihm immer heraus, wo seine Vorbilder Scherenberg, Strachwitz statt des einen Moments eine epische Schilderung gaben; mag er Novellen schreiben oder mit weniger Glück Romane — alles bleibt Vorbereitung auf die stürmisch bewegte entscheidende Szene, auf den leidenschaftlichen Dialog oder den pathetischen Monolog. Dahin zieht es ihn immer. Er versucht zuweilen abzubiegen ins Stille, ins Idyllische; aber die „Kindertränen" werden tragisch, und die landschaftliche Milieuschilderung mitten im Schlachtendrama, die in Grabbes „Hermannsschlacht" oder „Napoleon" ins Alltägliche hinabführt, mündet in den „Quitzows" immer wieder in den patriotischen Chorus. Er war kein Dramatiker der langsamen, stillen Entwicklung — ihm kam Gott nicht im leisen Rauschen, nur im Gewittersturm. Ohne Begeisterung konnte er nicht leben, konnte er seine Gestalten nicht leben lassen; er war Dramatiker wie es Sophokles war, nicht als er die „Perser" dichtete, aber als er bei Salamis kämpfte; wie Kleist es war, nicht als er seine „Hermannsschlacht" schrieb, aber als er sie konzipierte. Und so ist es vielleicht dies, was den Dichter wie den Menschen Wildenbruch am innerlichsten kennzeichnet. Er war eine Natur, die die dramatische Konzeption so unmittelbar miterlebte, daß ihre genauere dichterische Ausarbeitung ihm fast als Unwahrhaftigkeit erschien; er war ein Patriot, dem die Wirkung auf die Volksseele so zwingende Bedeutung hatte, daß er atemlos ihr zueilen mußte.

Eine solche Persönlichkeit konnte Ibsens Hingabe der Individualität an das Kunstwerk nicht verstehen und mußte sie mit unheilig „Heiligem Lachen" verspotten. Ihm war zuletzt die Dichtung doch nur ein Mittel. Und rächte sich dafür die Poesie, so gewann der Mensch, was der Poet verlor. Wildenbruch ward uns eine symbolische Persönlichkeit. In einer Zeit, die Kunst und Leben schied, ward er ein Prophet ihrer Einheit; in einer Epoche, die die Künstler hochmütig vom Volk trennte, erinnerte er unermüdlich an ihre Zusammengehörigkeit; in einer Periode, in der der alte Ibsen am Ende seines Lebens fürchten konnte, nur Tiermasken geformt zu haben, konnte er mit dem Bewußtsein sterben, in jedem Augenblick nach dem Höchsten gestrebt zu haben, was dem Patrioten gegönnt ist: nach sittlich aufbauender Wirkung auf sein Volk!

* * *

Ernst von Wildenbruch.

Und nun auch du . . .! —
Ein Pflüger du, der schon vor Tau und Tag
Im Reich der Dichtkunst schwere Schollen brach! —
Bei deinem Schritt die Morgenglocken klangen,
Im Aetherblau die Heidelerchen sangen —
Und trotz der Neider giftgeschwollnem Mund
Gingst du ein Freier über freien Grund,
Hast Furche neben Furche du gefügt
Und unentwegt gepflügt, gepflügt, gepflügt.
Nun ruht dein Fuß, Alldeutschland ist in Not;
Verhüllt das Antlitz — Wildenbruch ist tot!

Und nun auch du . . .! —
Ein Sämann du, der, morgenlichtumhegt,
Das eigne Herzblut in den Grund gelegt! —
Bei deinem Schritt enthüllte sich die Erde,
Und sie empfing dein Schöpfungswort: „Es werde!"
Und wenn auch oft, das Unkraut bei der Hand,
Der böse Feind am Straßenraine stand —
Das Sämannstuch von frischem Wind gebläht,
Hast fröhlich du gesät, gesät, gesät.
Nun steht dein Herz, Alldeutschland ist in Not;
Verhüllt das Antlitz — Wildenbruch ist tot!

Und nun auch du . . .!
Ein Mäher du, deß' Sichel hell erklang
Den Berg entlang, das goldne Tal entlang! —
Das rief und rauschte in den hohen Halmen
Wie deutsche Pfingsten, deutsche Osterpsalmen! —
Und wenn auch lärmend in die Melodie
Der Lärm des Alltags unverhohlen schrie —
Ein edler Mann hast du den Lärm verschmäht
Und unentwegt gemäht, gemäht, gemäht.
Nun ruht dein Arm, Alldeutschland ist in Not;
Verhüllt das Antlitz — Wildenbruch ist tot!

Und nun auch du . . .! —
Ein Ernter du, der, abendlich umloht,
Die vollen Garben seinem Volke bot,
Um dann beglückt nach goldnem Erntesegen
Das müde Haupt zum Schlafe hinzulegen! —
Dein Weg war irdisch, himmlisch war dein Tun;
Ein Großer ging, ein Großer will jetzt ruhn.
Dem deutschen Volk galt deine Seherkraft;
Du hast gelebt, gerungen und geschafft. —
Beugt euer Haupt! — Alldeutschland ist in Not;
Verhüllt das Antlitz — Wildenbruch ist tot!

Joseph Lauff.

* * *



Schönheit und Körperkultur.

Von Prof. D. Friedrich Zimmer.

Von der „Nacktkultur" hatten wir in den letzten Wochen zu lesen und zu hören. Was ist es damit? Der Name ist irreführend, denn bekanntlich ist nicht etwa die Pflege des nackten Körpers durch Turnen, Abwaschungen oder Baden gemeint, sondern Schaustellungen nackter Körper. Wie er solche zu beurteilen habe, wird der einzelne rasch entschieden sein. In der Gesamtheit aber finden sich die größten Gegensätze. Die Schriftleitung der „Woche" wünschte deshalb eine Beurteilung der Frage von allgemeineren Gesichtspunkten aus, und nach meinen Auffassungen von den Aufgaben der Presse möchte ich mich ihrem Ersuchen um eine solche Darlegung nicht entziehen, wennschon ich voraussehen muß, daß das, was hier zu sagen ist, dem einen sehr indezent, andern dagegen recht philisterhaft vorkommt.

Denn so steht es ja doch: wenn nach Gustav Freytag für das historisch geschulte Auge in unserer Zeit Menschen ganz verschiedener Jahrhunderte zusammenleben, so macht sich das vielleicht nirgends so bemerklich wie in dieser Frage, wo die Verschiedenheiten sittlicher und psychologischer Art zum schroffen Gegensatz führen. Die Freude am Nackten, heißt es auf der einen Seite, ist eine rein sinnliche, darum von Grund aus böse, und von andrer Seite heißt es, sie ist das Zeichen gesteigerter ästhetischer Kultur.

Hier sehen wir zunächst Gegensätze offen zutage treten, die sonst meist verborgen durch unser Volksleben ziehen, es aber im tiefsten Grunde noch immer zerreißen, die Gegensätze bezüglich der ethischen Frage nach dem Verhältnis von Natur und Sittlichkeit. Nach mittelalterlich-kirchlicher Auffassung ist alles Sinnliche und schließlich alle Natur etwas Unheiliges, das abzutöten die sittliche Aufgabe ist; darum ist die freiwillige Jungfrauenschaft hiernach ein geistig höherer Stand als die Ehe, wennschon diese als Sakrament gilt, und der Priester soll deshalb ehelos sein. Nach der neuzeitlich-humanen Auffassung dagegen ist die Natur, also auch das sinnliche Empfinden an sich weder gut noch böse; es kann nicht abgetötet werden, denn es wirkt mit dem ewigen Naturgesetz: Du mußt, und es soll auch nicht abgetötet werden, denn Natur ist göttliche Schöpfung; aber sie ist für den Menschen nicht bloß Gabe, sondern auch Aufgabe für Erfüllung seiner Pflicht. Nicht „der Natur entgegen", sondern „mit der Natur zur Herrschaft der Vernunft" — das wird hier als Aufgabe erkannt. Im vollen Bewußtsein dieser grundsätzlich neuen sittlichen Auffassung hat Luther geheiratet und damit sein Priestertum niedergelegt. Aber dieser Gegensatz zwischen zwei Weltanschauungen besteht weiter, wennschon er nicht mit den Grenzen der katholischen und der evangelischen Kirche zusammenfällt. Für den mittelalterlich kirchlichen Standpunkt ist natürlich alle Freude am Nackten sittlich verwerflich.

Aber der Gegensatz ist nicht bloß ein ethischer, sondern auch ein psychologischer. Tiere bekleiden wir nicht; oder gefällt uns etwa ein als Dame oder Herrlein ausstaffiertes Aeffchen im Zirkus oder ein Hund, den altjüngferliche Fürsorge mit warmer Decke und blauem Bändchen geziert hat, besser als das nackte Tier? Wenn nicht, warum bekleiden wir Menschen denn uns selbst? Offenbar aus verschiedenen Gründen, teils, um uns gegen die Unbilden der Witterung zu schützen, teils des Zierats halber, zweifellos doch aber auch aus sittlichen Gründen. Nach dem Sündenfall erkannten die Menschen, daß sie nackt waren, und da kleideten sie sich.

Es ist natürlich, und es ist zugleich sittlich und sozial von größter Bedeutung, daß Menschen aneinander Freude haben. Solche Freude kann sein die Freude an der Persönlichkeit, an dem geistig sittlichen Wesen des Menschen, wie sie das Lebenselement der Freundschaft ist. Mit einer solchen hat das Nackte nichts zu tun. Sollten gute Freunde sich aus irgendeinem Grunde nackt sehen, würde ihnen das eher störend sein, weil es sie nur ablenken würde von dem, worauf es ihnen ankommt. Gingen wir immer nackt, würde das natürlich nicht stören, aber die Freude am nackten Körper hat mit der Freude an der sittlichen Persönlichkeit schlechterdings nichts zu tun.

Ganz anders ist die sinnliche Freude. Hier, wo wir nicht die ethische Frage dessen, was sein soll, sondern die psychologische dessen, was ist, behandeln, haben wir lediglich festzustellen, daß sinnliche Empfindung und sinnlicher Trieb zur Ausstattung der menschlichen Natur gehören. Und das ist notwendig so. Denn solange nach Schillers Wort das Weltgetriebe nicht durch Philosophie zusammengehalten wird, wird es mit Naturnotwendigkeit erhalten durch Hunger und Liebe.

So sind die Freude an der sittlichen Persönlichkeit und sinnliche Freude völlige Gegensätze in der Stellung zum Nackten. Wie steht es aber mit der ästhetischen Freude?

Hier ist es bekanntlich Tatsache, daß der bildende Künstler in der Malerei und zumal in der Plastik möglichst die Gelegenheit zur Darstellung nackter Körper sucht. Das hat praktisch seinen Zweck, denn indem man die Kleidung fortläßt, fällt das Zufällige der Mode fort, das ein Kunstwerk schon in wenigen Jahrzehnten veralten lassen kann. Wie würde heute in Stein gehauen eine Dame in der Modezeit der Krinoline uns anmuten? Man vergleiche Goethes sitzendes Standbild auf dem Ring in Wien, den behäbigen alten Herrn mit hochgeschlossenem langem Rock, und Klingers nackten Beethoven. Ersteres ist eine Art plastischer Photographie, letzteres ein Kunstwerk.

Denn es ist doch nicht bloß dieser praktische Zweck, das Kunstwerk über die Zeit seiner Entstehung hinaus unvergänglich zu machen, was die Kunst und zumal die Plastik immer wieder dazu bringt, nackte Körper darzustellen, sondern die dadurch gebotene gesteigerte Ausdrucksfähigkeit.

Worin das Wesen des Schönen besteht, darüber ist noch immer keine Einheit erzielt; jedenfalls erfordert das Schöne Harmonie. Solche Harmonie kann herrschen zwischen der Wirklichkeit und ihrer Wiedergabe durch das Kunstwerk. Für solches, ich möchte es nennen Darstellungschöne, ist das Nackte ohne Bedeutung, ja, es kann den Künstler umgekehrt die technisch schwierige Aufgabe der vollendeten Wiedergabe des Stoffs veranlassen, den nackten Körper zu meiden, indem es den Maler reizt, etwa Samt und Seide mit ihren leuchtenden Farben zu malen, oder den Bildhauer, über dem Gesicht einen zarten Schleier durchsichtig wiederzugeben. Auch für das Stimmungs-





schöne, d. h. die Harmonie zwischen dem dargestellten Gegenstand und der Stimmung des Beschauers, ist das Nackte ohne Bedeutung. Anders aber ist es beim Formenschönen, der Harmonie der Teile zum Ganzen, und beim Ausdruckschönen, der Harmonie zwischen seelischem Leben und körperlichem Ausdruck desselben.

Besteht beim Formenschönen das Schöne in der Harmonie der Teile untereinander und zum Ganzen, so muß es als ein Mangel empfunden werden, daß bei uns der größte Teil des Körpers bekleidet ist; es kann damit eben jene Harmonie gar nicht voll empfunden und dargestellt werden. Und das gilt nicht bloß von der Kunst, die darstellt, sondern auch von dem künstlerischen Genuß im Anschauen, und wie man etwa Makarts „fünf Sinne“ im Wiener Belvedere ohne jene sinnliche Erregung mit lediglich ästhetischer Freude an den dort in Farbe und Form so schön wiedergegebenen nackten Frauengestalten anschaut, so muß auch eine rein ästhetische, von allem sinnlichen Empfinden freie Betrachtung des nackten Menschenleibes in Natur möglich sein.

Beim Ausdrucksschönen hat der Künstler zweifellos ebenfalls den nackten Körper als wesentliches Mittel zur Erreichung seines Zweckes anzusehen. Die Persönlichkeit, die lebend vor uns steht, drückt ihren seelischen Inhalt nur zum geringsten Teil aus, im wesentlichen nur durch das sprechende Auge oder durch die Bewegung der Hand für das Auge, der Hauptsache nach durch das Wort für das Ohr. Mit dem Auge nehmen wir das Aeußere wahr, mit dem Ohr dagegen die Seele eines Menschen, sowohl in dem, was er sagt, wie darin, wie er es sagt. Aber der bildende Künstler hat nur die Gestalt, nicht das Wort und nicht einmal die Bewegung. So fehlen ihm damit die bedeutungsvollsten Ausdrucksmittel. Der Maler hat wenigstens noch die Farbe, und er vermag dadurch, daß er auf der Leinwand viel leichter Gruppen von Persönlichkeiten darstellen kann, als dies in der Plastik möglich ist, auch durch die Darstellung der gegenseitigen Einwirkung dieser verschiedenen Personen das seelische Leben einigermaßen zur Anschauung zu bringen. Viel übler ist die Plastik daran. Sie muß im allgemeinen darauf verzichten, größere Gruppen von Personen darzustellen; sie hat auch keine Farbe, sondern nur die Form. Und darum kann ihr, wenn sie seelisches Leben zum Ausdruck bringen will, das Gesicht und die Hand allein großenteils nicht genügen. Selbst in der religiösen Kunst ist Michelangelo so weit gegangen, Christus als den guten Hirten in einer Nacktfigur darzustellen, und technisch ist es für jeden Bildhauer sehr wertvoll, daß er den am Kreuze hängenden Christus nackt darstellen kann. Man denke sich Christus am Kreuz bekleidet, und man erkennt sofort, welche Bedeutung der nackte Körper als seelisches Ausdrucksmittel zumal für den Plastiker hat.

Nun aber ist die Betrachtung eines nackten Körpers etwas anderes als die malerische oder plastische Darstellung eines solchen, und man kann nicht einfach sagen, weil der Künstler das Nackte nicht entbehren kann, sei auch im Leben das Anschauen nackter Gestalten uneingeschränkt zulässig und eine Forderung ästhetischer Kultur. Der Künstler stellt dar, der Anschauende aber schaut eben nur an. Und indem der Künstler darstellt, vermag er das, worauf er den Blick lenken will, hervorzuheben, anderes dagegen in den Schatten zu rücken oder auch sonst zu verhehlen. So kann durch die Darstellung des Künstlers das Sinnliche ganz beiseite gedrückt werden, so daß nur eine verdorbene Phantasie an solchen künstlerischen Nacktgestalten sinnliche Befriedigung sucht und doch enttäuscht wird. Bei der Betrachtung eines nackten Körpers in Natur dagegen ist das Objekt in allen seinen Teilen unverhüllt dem Auge ausgesetzt, und hier hängt es nun allein von dem Beschauer ab, mit welchem Auge und mit welcher Gesinnung er den Körper anschaut. Der eine wird sich eben da sinnlich erregen lassen, wo ein anderer nur eine ästhetische Empfindung hat, sei es in der Freude an der Form an sich oder in der Widerspiegelung des inneren seelischen Lebens in allen Gliedern des Leibes.

Daraus ergibt sich ohne weiteres, daß jede Schaustellung nackter Menschen, namentlich des anderen Geschlechts, ein Unfug ist, der schärfste Verurteilung verdient, wenn man auch auf der andern Seite die Möglichkeit einer rein ästhetischen Freude am Nackten zugibt und geradezu wünschen möchte, daß das Auge Gelegenheit habe, den Menschen in der reinen, schönen Gestalt zu sehen, wie ihn der Schöpfer geschaffen hat.

Aber an solcher Gelegenheit fehlt es doch auch nicht. Sie bietet sich am selbstverständlichsten und reinsten in der Familie. Wenn die Kleinen gebadet werden und ihr ganzes Körperchen sich bewegt, wenn sie sich dehnen und mit Händchen und Beinchen strampeln, so ist das für Vater und Mutter und ältere Geschwister eine reine, staunende Freude.

Ferner wird uns das Nackte nicht stören, sondern erfreuen überall da, wo es etwas Selbstverständliches ist, namentlich wenn sinnliche Empfindungen dadurch ausgeschlossen sind, daß man nur nackte Körper des eigenen Geschlechtes sieht. So beim Baden, wo der größte Teil des Körpers enthüllt ist, sei es ein Fluß- und See- oder ein Luft- und Sonnenbad. So beim Sport, namentlich aber bei der Arbeit, bei der eine teilweise Entblößung des Körpers erforderlich ist, etwa bei den Arbeitern am Hochofen oder in der Glasbläserei, wo man am nackten Körper seine Leistung sieht und sich der kräftigen, ausdrucksvollen Muskeln erfreut.

Ob man mit sinnlichem oder mit ästhetischem Auge die Welt ansieht, hängt zuletzt viel weniger von dem Gegenstand ab, den man betrachtet, als von der Gesinnung, mit der man ihn beschaut. Dem Reinen ist alles rein; wer aber unrein ist, wird auch durch das Verborgene sinnlich erregt werden und vielleicht noch um so mehr, weil es verhüllt ist. Und wer die Sinne reizen will, vermag das vielleicht noch mehr durch die Art der Verhüllung, als es je möglich wäre bei offenem Darbieten der unverhüllten Natur. Es gilt eben auch hier: es kommt alles auf die Gesinnung an, darum nicht sowohl Zwang als Erziehung!

◇◇◇

Die Flugversuche

auf dem Tempelhofer Felde.

Von Hauptmann a. D. Hildebrandt.

(Hierzu die Abbildungen auf Seite 142.)

Vom 28. Januar ab wird auf etwa 7—10 Tage der französische Flugtechniker und Sportsmann Armand Zipfel mit einer Flugmaschine nach dem System der Gebrüder Voisin zu Paris Flugversuche unternehmen. Zipfel besitzt in Lyon eine Flugmaschinenfabrik, in der

er Aeroplane nach dem Typ Voisin baut. Ursprünglich war er in der Pianofortefabrik seines Vaters zu Lyon beschäftigt, hatte aber schon seit seiner frühesten Jugend, seinen Neigungen folgend, die Ingenieurwissenschaften zum Lieblingsstudium erwählt. In seiner freien Zeit lag er auch besonders dem Sport ob; im Segelboot, im Automobil war er ebenso zu Hause wie auf den Motorbooten. Sobald durch den Amerikaner Rotch die Verwendung des Drachens für meteorologische Zwecke auch in Europa bekannt geworden war, widmete er sich im Verein mit den beiden Brüdern Charles und Gabriel Voisin dem Drachensport. Er beteiligte sich an den Versuchen, Gleitflieger zu konstruieren, wie sie der amerikanische Ingenieur Chanute bei Chikago gebaut und erprobt hatte. Der Zwang der Militärdienstzeit trennte die drei Freunde, und Zipfel mußte definitiv in die Pianofortefabrik seines Vaters eintreten. Trotzdem benutzte er seine ganze freie Zeit, von Lyon nach Paris zu fahren, um bei allen besonderen Versuchen und Neukonstruktionen auf dem laufenden zu bleiben und, wenn nötig, auch seinen Freunden mit Rat beizustehen. Im April 1908 erhielt er endlich von seinem Vater die Genehmigung, aus der Fabrik auszutreten und eine Konstruktionswerkstätte für Flugmaschinen zu gründen. Sofort ging er an den Bau eines Aeroplans, der in seiner Bauart jenen entsprach, die die Gebrüder Voisin für Farman und Delagrange erbaut hatten. Es ist in Fachkreisen allgemein aufgefallen, daß die Flugversuche, die Zipfel sofort nach Fertigstellung des ersten Apparates begonnen hatte, äußerst günstig ausfielen: der erste freie Flug führte über eine Strecke von 600 Meter in 10 Meter Höhe.

Der Typ Voisin ist als Zweidecker bekannt; als ein Hauptvorzug wird die große Stabilität gerühmt, die er ohne jegliche besondere Vorrichtung selbst in den Wendungen behält. Gegenüber der Wrightschen Flugmaschine hat er den großen Vorteil, daß er mit eigenen Mitteln auf seinen Rädern auf dem Boden anfahren kann. Der Aeroplan ist zu diesem Zweck auf vier Rädern montiert, von denen sich zwei vorn unter den Haupttrageflächen und zwei hinten unter den hinteren Stabilitäts- und Steuerflächen befinden. Das Fahrzeug vermag unmittelbar, nachdem es aus dem Schuppen gezogen worden ist, den Flug zu beginnen: die hinter dem Sitz des Führers befindliche Luftschraube wird mit der Hand angeworfen, die beiden Leute, die die vorderen Trageflächen rechts und links halten, springen zur Seite, und der Drachenflieger fährt wie ein Automobil, selbst auf sehr holprigem Boden, leicht nach vorwärts. Bei allmählich wachsender Geschwindigkeit heben sich zunächst die hinteren Räder vom Boden ab, dann nach etwa 50 bis 150 Meter auch die vorderen Räder, und der Flieger schwebt im freien Fluge durch die Lüfte. Da die Räder fest mit dem Apparat verbunden sind, vermag er an jeder beliebigen Stelle zu landen und auch wieder aufzusteigen; natürlich gehört einigermaßen geeignetes Gelände dazu. Jede einigermaßen feste Landstraße, die an der Seite keine Bäume hat, oder bei der man die Bäume auf einer Strecke von einigen hundert Metern niedergelegt hat, kann zum Anflug benutzt werden. Die Anflugstrecke hängt von der Stärke des Windes ab; am zweckmäßigsten fährt der Drachenflieger direkt gegen den Wind an, jedoch hat die Praxis erwiesen, daß er auch in irgendeiner beliebigen Richtung zum Wind seinen Anflug mit gutem Erfolg beginnen kann.

Bei den Flugversuchen auf dem Tempelhofer Feld wird man sich einen Begriff davon machen können, wie die Technik der Flugversuche am besten vonstatten geht, man wird sich ein Urteil darüber bilden können, ob die Anflugmethode praktisch oder noch verbesserungsfähig ist. Ferner kann man sich davon überzeugen, in welcher Weise die Stabilität beim Geradeausflug und bei Wendungen gehalten wird. Es wird allerdings fraglich sein, ob es aus Sicherheitsrücksichten möglich sein wird, stets Wendungen ausfahren zu lassen. Der Motor ist ein Antoinette von 50 P. S. Die Gebrüder Voisin bezeichnen die Motorfrage als eine der brennendsten und machen fortgesetzt Versuche mit neuen Motoren, da es zu häufig vorkommt, daß der Antoinettemotor aus irgendeinem Grunde während der Flüge versagt. Man kann jedoch die Lösung dieser Frage als nahe bevorstehend bezeichnen.

Unsere Bilder

Kaiser Wilhelm II. (Abb. S. 139) feiert am 27. Januar seinen 50. Geburtstag; das deutsche Volk wird die Gelegenheit wahrnehmen, ihm die herzlichsten Glückwünsche zum Ausdruck zu bringen; es weiß, was er in einer mehr als zwanzigjährigen Regierung geleistet hat. Fürst Bülow hat es in kurzen Worten gerade dieser Tage vor den preußischen Abgeordneten noch einmal zusammengefaßt: „Wir wissen alle, daß wir in unserem König und Kaiser einen von großen Idealen erfüllten Herrscher haben, der beseelt ist von dem Wunsch, Deutschland vorwärts zu führen. Er hat hohe Friedenswerke geschaffen, er hat Handel und Industrie, Technik und Wissenschaft gefördert wie wenige Herrscher vor ihm. Er hat für die Bedürfnisse der Landwirtschaft ein offenes Auge. Er hat die Flotte geschaffen, er hat unser Heer schlagfertig erhalten und vervollkommnet, er hat den Frieden erhalten.“ Kaiser Wilhelm ist ein Friedensfürst, dafür zollt ihm sein Volk Dank und die Welt Anerkennung.

Ernst von Wildenbruch (Abb. S. 141) ist am 15. Januar in Berlin plötzlich gestorben. Deutschland verliert in ihm einen seiner hervorragendsten Dichter. Am 3. Februar 1845 zu Beirut in Syrien geboren, schlug er zunächst die militärische Laufbahn ein und wurde 1863 Offizier. Nachdem er den Abschied genommen hatte, studierte er Jura und wurde 1877 in das Auswärtige Amt berufen, dem er bis 1900 angehörte. Er ist da Geheimer Legationsrat geworden, aber wenn von ihm die Rede war, hat niemand daran gedacht, ihn mit diesem Titel zu bezeichnen; das Publikum kannte ihn nur als den Dichter, den bedeutenden Novellisten und Dramatiker, und als solchen liebte es ihn.

Sven Hedin (Abb. S. 143), der berühmte schwedische Forschungsreisende, ist von seiner anstrengenden und gefahrvollen Expedition nach Tibet in die Heimat zurückgekehrt und hat reiche, wissenschaftliche Ausbeute mitgebracht. Der Forscher erklärte, die wirklichen Quellen des Indus und Brahmaputra entdeckt zu haben. Sein spezielles Forschungsgebiet umfasse das ganze zusammenhängende System der Gebirgsketten Transhimalajas. Die eine unserer Aufnahmen zeigt Sven Hedin in Petersburg, wo ihm während eines kurzen Aufenthalts große Ehrungen erwiesen wurden, die andere seine Begrüßung durch die Eltern in Furnesund.

Flugversuche mit dem Voisinschen Aeroplan in Berlin (Abb. S. 142). Wir haben von den Fortschritten der Aviatik in Deutschland zwar sehr viel gehört, aber bisher noch blutwenig gesehen. Jetzt sollen auf dem Tempelhofer Feld bei Berlin zum erstenmal Flugversuche mit dem Voisinschen Aeroplan in größerem Maßstab unternommen werden. Der Berliner Lokal-Anzeiger, der sie veranstaltet, hat dazu den erfolgreichsten fremden Aviatiker Armand Zipfel gewonnen, der mit seinen Fahrten am 28. Januar beginnen wird.

Frankreich und Venezuela (Abb. S. 140), die während der Regierung des Präsidenten Castro besonders hart an-



einander gerieten, sind auf dem Weg, in freundschaftliche Beziehungen zu treten. Der frühere venezuelaische Minister des Auswärtigen Dr. Paul ist als Spezialgesandter in Paris gewesen, um mit der französischen Regierung über die hierzu geeigneten oder notwendigen Schritte zu beraten. Von dort hat er sich nach Holland begeben, um eine ähnliche Friedensmission zu erfüllen.

Präsident Roosevelt (Abb. S. 144) muß während der letzten Wochen seiner glänzenden Amtszeit noch böse Erfahrungen machen; er ist mit dem Kongreß in einen Konflikt geraten und sieht sich heftigen Angriffen ausgesetzt Aber der Aerger, den ihm die Politik bringt, raubt ihm nicht seine Elastizität, er ist noch immer der „Rauhe Reiter", der Erholung auf Jagdausflügen im „Wilden Westen" sucht und findet.

Das amerikanische Geschwader (Abb. S. 140), dessen Ausreise in den Stillen Ozean vor einem Jahr eine gewisse Aufregung in der politischen Welt hervorrief, da man darin eine Demonstration gegen Japan erblicken zu müssen glaubte, weilt zurzeit in Europa. Aus der Reise an die Westküste der Vereinigten Staaten ist eine Reise um die Welt geworden, und heute ist man überzeugt, daß es sich tatsächlich lediglich um eine Uebungsfahrt gehandelt hat. In Suez haben sich die sechzehn Linienschiffe geteilt, um verschiedene Häfen anzulaufen und sich zur Heimfahrt in der Nähe von Gibraltar wieder zu vereinigen. Unsere Aufnahme zeigt zwei von ihnen, die „Kansas" und die „Minnesota", im Hafen von Villefranche.

Orville Wright (Abb. S. 144), der bekannte amerikanische Aviatiker, hat sich von seinem schweren Sturz so weit erholt, daß er in Begleitung seiner Schwester Katharina eine Reise nach Paris unternehmen konnte. Die Flugversuche wird er freilich einstweilen seinem Bruder Wilbur überlassen, sich selbst auf die Verbesserung seines Apparats beschränken müssen. Beide Aviatiker haben in ihrem Aerodrom auf der Ebene von Pontlong bei Pau mit der Zusammensetzung zweier Apparate begonnen.

Das Theaterleben (Abb. S. 145 und 146) steht in vollster Blüte, allenthalben werden dem Publikum mehr oder minder erfolgreiche Novitäten vorgeführt. Zu einer der bedeutsamsten Premieren bereitet sich die Dresdner Hofoper vor, sie bringt am 25. Januar die „Elektra" von Richard Strauß zur ersten Aufführung. — Eine sehr beifällige Aufnahme fand am Wiener Apollotheater die Operette: „Der Rodelbaron" von Fritz Fürst. Zu ihrem Erfolg trugen wesentlich zwei auch in Berlin bekannte Künstler bei: Joseph Josephi und Gerda Walde. — Der junge französische Komponist Février hat Maeterlincks Drama „Monna Vanna" in Musik gesetzt, oder richtiger, er hat dazu eine Musik geschrieben; denn ein großer Teil des Dialogs wird gesprochen. Das Werk wurde zum Besten der Erdbebenopfer von Messina an der Großen Oper in Paris aufgeführt. — Am Neuen Schauspielhaus gastiert gegenwärtig wieder Josef Kainz, und wieder erzielte er im höchsten Maß die Gunst des Berliner Publikums.

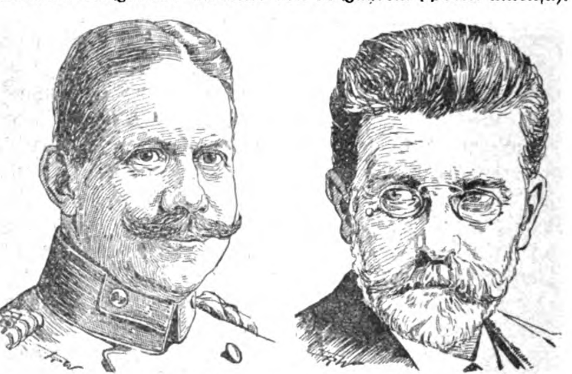
Personalien (Porträte S. 144). In Bremen ist, fast 66 Jahre alt, der Senator Hermann Frese gestorben, der im öffentlichen Leben seiner Vaterstadt eine bedeutende Rolle gespielt hat. Ein hervorragender Kaufmann, hat er viele Jahre als Handelsrichter gewirkt. Von 1893 bis 1903 vertrat er Bremen auch im Reichstag, in dem er sich der Freisinnigen Vereinigung anschloß. — In Köln ist im Alter von 77 Jahren Freiherr Eduard von Oppenheim gestorben, der Senior der deutschen Rennstallbesitzer und Vollblutzüchter. Er hat sein Gestüt Schlenderhan zu hohem Ansehen gebracht, und sein Stall zeichnete sich stets durch vornehme Leitung aus. Herr von Oppenheim hatte viele glänzende Erfolge im Inland und im Ausland zu verzeichnen, deren letzter der Sieg „Siegers" im Deutschen Derby des vergangenen Jahres gewesen ist. Das Gestüt des Verstorbenen war von jeher auch dadurch berühmt, daß es fast ausschließlich aus selbstgezogenen Stuten besteht und aus langen Generationen von Familien, die in Schlenderhan groß geworden sind. — In Petersburg ist, 61 Jahre alt, der Admiral Sinowij Petrowitsch Rojestwenskij gestorben, der schon im verflossenen Jahr einmal fälschlich tot gesagt wurde. Der Verewigte war einer der hervorragendsten Seeoffiziere des Zarenreichs, wenn auch seine Laufbahn unglücklich abschloß. Er zog im Oktober 1906 an der Spitze eines Geschwaders in den Krieg gegen Japan, konnte aber bei dem schlechten Zustande seiner Flotte nichts ausrichten und erlitt in der Straße von Tsuschima eine vernichtende Niederlage.

Die Toten der Woche

General Stefano Canzio, Schwiegersohn Garibaldis, † in Genua am 14. Januar im Alter von 72 Jahren.

Senator Frese, bekannter Großkaufmann, ehem. Reichstagsabgeordneter, † in Bremen am 16. Januar im Alter von 66 Jahren (Portr. S. 144).

Professor Robert Hausmann, bedeutender Cellist, † in Wien am 19. Januar im Alter von 56 Jahren. (Portr. untenst.).



Prinz Ernst von Sachsen-Weimar † Prof. R. Hausmann †

Albert Mérat, bekannter Dichter, Unterbibliothekar des französischen Senats, † in Paris im Alter von 63 Jahren.

Eduard Freiherr von Oppenheim, der älteste deutsche Rennstallbesitzer, † in Köln am 15. Januar im 78. Lebensjahr (Portr. S. 144).

Ernest Reyer, bekannter Komponist und Musikschriftsteller, † in Toulon am 15. Januar im Alter von 85 Jahren.

Vizeadmiral Rojestwenskij, Führer eines Geschwaders im russisch-japanischen Kriege, † in Petersburg am 14. Januar. (Portr. S. 144).

Geh. Sanitätsrat Dr. Ruegenberg, Reichstagsabgeordneter, † in Koblenz am 16. Januar im Alter von 63 Jahren.

Prinz Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach, † in Neu-Wittelsbach bei München am 19. Januar im 50. Lebensjahr. (Portr. obenst.)

Dr. Hermann Tischler, langjähriger Redakteur der „Gartenlaube", † in Berlin am 16. Januar im Alter von 64 Jahren.

Generalleutnant Paul von Wallenberg, Stadtkommandant von Breslau, † in Breslau am 16. Januar im Alter von 58 Jahren

Geh. Legationsrat z. D. Dr. Ernst v. Wildenbruch, bedeutender dramatischer Dichter, † in Berlin am 15. Januar im 64. Lebensjahr. (Portr. S. 142).

Bilder vom Tage

Hofphot. T. H. Voigt, Homburg v. d. H.

Kaiser Wilhelm II.

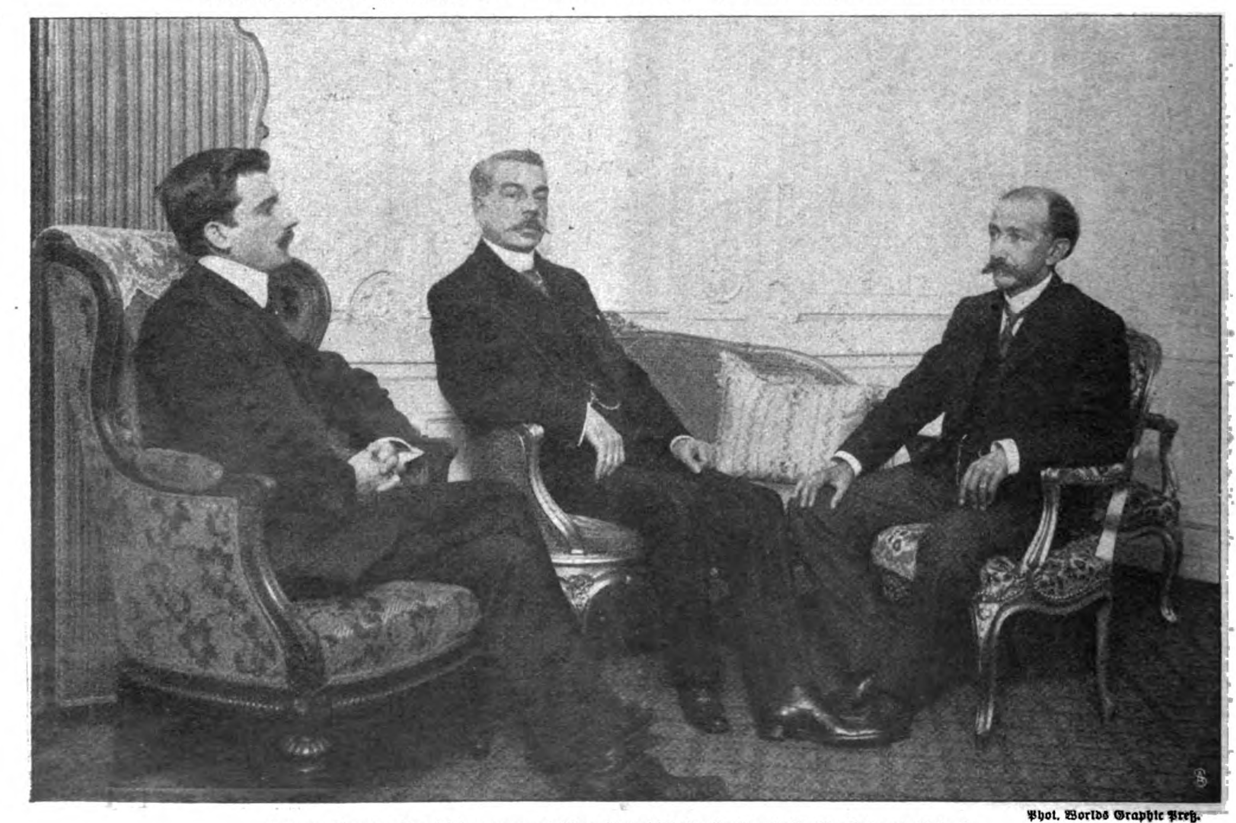
Zum fünfzigsten Geburtstag des Deutschen Kaisers.





Phot. Tresca.

Von der Fahrt der amerikanischen Flotte um die Welt:
Ankunft der Kriegsschiffe „Minnesota" und „Kansas" im Hafen von Villefranche.



Phot. Worlds Graphic Preß.

Ricardo Montès, Attaché der venezuelaischen Gesandtschaft; Dr. Paul; Emilio Calcano, Sekretär

Der außerordentliche Gesandte Venezuelas Dr. Paul in Paris.
Zu den Vertragsverhandlungen zwischen Frankreich und Venezuela.



Ernst von Wildenbruch †

Zum plötzlichen Hinscheiden des großen Dramatikers.





Der Aeroplan vor dem Start.

Armand Zipfel, Lenker der Voisinschen Flugmaschine. Der Aeroplan beim Aufstieg.

Zu den vom Berliner Lokal-Anzeiger veranstalteten Flugversuchen auf dem Tempelhofer Feld.



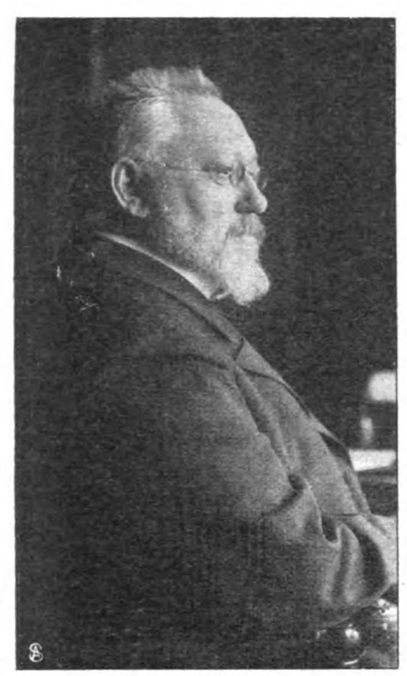
Dr. Sven Hedin,
der erfolgreiche Tibetforscher, auf der Rückreise in seine schwedische Heimat.

1 Januar 1909
St Petersburg
Sven Hedin

Dr. Sven Hedin in Petersburg. — Phot. C. O. Bulla.

Oben:

Begrüßung des Forschers durch seine Eltern (1 und 2) in Furnesund.



Hermann Frese †
Bremer Senator und früherer freisinniger Reichstagsabgeordneter.



1. Orville Wright. 2. Miß Wright. 3. Wilbur Wright. Phot. Worlds Graphic Preß.
Die Ankunft des amerikan. Aviatikers Orville Wright mit seiner Schwester in Paris:
Begrüßung der Geschwister auf dem Bahnhof St. Lazare.



Der Präsident als „Rauher Reiter“:
Theodor Roosevelt auf einem Jagdausflug im „Wilden Westen“.
Phot. Underwood & Underwood.



Eduard Freiherr von Oppenheim †
Finanzmann und Rennstallbesitzer.



Admiral Rojestwenskij †
Der durch den russisch-japanischen Krieg bekannt gewordene russische Flottenführer.

Elektra (Anny Krull). Aegisth (Joh. Sembach). Phot. Zander & Labisch.

„Die Fackel muß brennen!“ Szene aus der Straußschen Oper „Elektra“.

Zur bevorstehenden Erstaufführung im Königlichen Hoftheater zu Dresden.



Phot. Berl.

H. Février, Komponist der Oper „Monna Vanna“.
Zur erfolgreichen Erstaufführung des Werkes in Paris.





Joseph Josephi. Gerda Walde. Phot. Gutmann

Eine Wintersportoperette in Wien: Der Rodelbaron.

Nebenstehend: **Der berühmte Wiener Tragöde Josef Kainz** in Berlin. — Zu seinem Gastspiel im Neuen Schauspielhaus.

Aus dem Theaterleben.

Landpflege und Landpflegerin.

Eine alte Kulturaufgabe und ein neuer Frauenberuf. Von Dr. Arno Hoffmeister.

Die gesamte deutsche Volkswirtschaft steht unter dem Einfluß der gewaltigen Massenabwanderung der ländlichen Bevölkerung in die Großstädte unseres Vaterlandes. Die Entwicklung unseres Verkehrswesens, der gewaltige Aufschwung der Industrie und ferner nicht klar erkennbare massenpsychologische Momente haben in die jahrhundertelang in Seßhaftigkeit verharrende Landbevölkerung die Wanderunruhe gebracht, die alle Stände, Großgrundbesitzer und Bauer, Geistliche, Beamte und Lehrer, und vor allem die Masse der ländlichen Arbeiter gleichmäßig erfaßt hat. Jahrzehntelang hat man dieser tief in unser wirtschaftliches Leben eingreifenden sozialen Erscheinung gleichgültig gegenübergestanden, über ein Jahrzehnt hat man sich dann mit theoretischen Erörterungen gequält, um die Wurzeln der Landflucht zu entdecken, und erst in den letzten Jahren begann man mit praktischen Maßnahmen, die ländliche Bevölkerung wieder seßhafter zu machen. In der Theorie sind alle diese Bestrebungen, die jetzt in allen Gegenden Deutschlands innerhalb kurzer Zeit gleichmäßig, unbeeinflußt voneinander, sich in die Tat umsetzen, schon seit langem von führenden Volkswirten ausführlich dargelegt: daß auf dem Lande wieder Spielplätze sein müßten, ein Dorfanger, auf dem das ganze öffentliche Leben sich abspielt, daß Haushaltungsunterricht gegeben werde, daß Frauen, die hierfür besonders befähigt sind, zum Unterrichten ausgewählt und angestellt werden sollten. Schon vor zwei Jahrhunderten wurde in großen Zügen das gesagt, was wir heute unter Landpflege verstehen: „ein liebevolles, verständnisvolles Eingehen auf die Bedürfnisse der Landbewohner, das rechte Erkennen ihrer Lebens- und Wirtschaftsbedingungen, die Erziehung und Belehrung in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht, die soziale Hebung des Landarbeiterstandes, die Pflege der Lust zur ländlichen Arbeit und der Liebe zur Heimat". Die Landpflege greift dort ein, wo der Wirkungskreis von Staat und Gemeinde aufhört, wo nur Kleinarbeit geleistet werden kann; aber gerade diese Kleinarbeit ist in ihren Folgeerscheinungen eine Lebensfrage für die deutsche Landwirtschaft, eine Frage des nationalen Wohlstandes und der gesunden wirtschaftlichen Entwicklung des Vaterlandes.

Die „Landpflege", dieses alte deutsche Wort, in dem alle diese Bestrebungen treffend zusammengefaßt sind, beschäftigt sich naturgemäß vor allem mit der Landarbeiterfrage. Es ist ein überwundener Standpunkt, die Landarbeiterfrage als reine Lohnfrage aufzufassen. Der Landwirt darf in seinem wirtschaftlichen Interesse und dem der gesamten Volkswirtschaft dem Arbeiter nicht durch die soziale Kluft als Arbeitgeber getrennt gegenüberstehen, sondern muß mit ihm zusammenarbeiten und mit ihm fühlen. Wie der Arbeiter für die große Wirtschaft seines Herrn schafft, so muß der Herr auch für den kleinen Hausstand seines Arbeiters Interesse haben. Die großen landwirtschaftlichen Unternehmer und deren Ehefrauen, „die geborenen Landpflegerinnen", sind jedoch, wie heute die Verhältnisse sich entwickelt haben, persönlich nur selten in der Lage, diese Aufgabe voll zu erschöpfen. Die Aufgabe der berufsmäßig organisierten Landpflege ist es deshalb, diese Lücke auszufüllen.

Durch die Aufhebung der Schollenpflichtigkeit wurde der alte Zusammenhang des Bauern mit der Gutsherrschaft zerrissen. Die durch die ausländische Konkurrenz bedingte intensivere Arbeit der heimischen Landwirtschaft führte eine Aenderung der alten Arbeitsverfassung und Lohnsysteme herbei, die den Arbeiter als landwirtschaftlichen Produzenten herabdrückte zum einfachen Lohnarbeiter. Der sich von Jahr zu Jahr steigernde Güterhandel, durch den der landwirtschaftlich genutzte Grund und Boden mehr und mehr zum Spekulationsobjekt wird, zu dem sich noch die durch dauernde Abwanderung der ländlichen Arbeiter hervorgerufene ständige Aenderung in der Arbeiterzusammensetzung gesellt, bewirkt, daß sich heute — an Stelle der alten patriarchalischen Arbeiterverhältnisse — dauernd fremde Personen, ohne Beziehung zueinander, gegenüberstehen. Dem Eindringen des städtischen Kapitals in die ländlichen Kreise entspricht der Eingang städtischer Lebensweise in die bisher eigenartigen, natürlichen, ländlichen Verhältnisse. Es schwindet heimatliche Tracht, der Hausfleiß, der früher der Stolz der Familie war, das Verständnis für die Eigenwirtschaft. Die Arbeiterfrau hat es verlernt, sich selbständig in ihrer Wirtschaft zu betätigen. Und hierzu soll die Landpflegerin sie wieder erziehen.

Gerade weil die Landarbeiterfrage sich immer mehr zu einer Frauenfrage zuspitzt, ist die Landpflege von der größten Bedeutung für sie. Alle die kleinen Mittel, die geeignet sind, die Eigenwirtschaft zu heben — „geregelte Geflügelzucht, Verwendung und Verwertung des Obstes, Bienenzucht, Beschäftigung der Kinder, auch der Erwachsenen, im Winter im Hausfleiß, wie Korbflechten, Stricken, Nähen, Flicken, Weben, dann eine wirtschaftlichere Verwendung der Lebensmittel in der Küche, abwechslungsreiche und gesunde Ernährung, zu der die Anleitung fehlt" — sind vielen Arbeiterfamilien kaum bekannt; hierin sie zu unterweisen, wird eine Hauptaufgabe der Landpflege sein.

Weitere Aufgaben der Landpflege sind: die Krankenpflege, die Fürsorge für die Kleinen (Säuglingspflege und Kinderbewahranstalten), die Veredlung der Geselligkeit und vieles andere, das sich je nach den örtlichen Verhältnissen richtet. Es ist ein weites, umfangreiches Gebiet, das lange brachliegen geblieben ist. Es sollte daher überall dort, wo die natürliche Landpflege fehlt oder nicht ausreicht, eine organisierte Landpflege eingreifen.

Segensreich haben auf dem Gebiet der Gemeindepflege seit langem schon die Diakonissen (Gemeindeschwestern) gewirkt, die in der Regel durch Vermittlung und mit Unterstützung des Vaterländischen Frauenvereins unter Zuschüssen der Kreise, Gemeinden, Landesversicherungsanstalten und Berufsgenossenschaften in immer steigender Zahl in ländlichen Kirchspielen stationiert worden sind. Von ähnlicher Bedeutung sind die „freiwilligen Helferinnen" der Frauenhilfe und des Charitasverbandes. Neben ihrer Hauptaufgabe, der Krankenpflege, übernehmen diese Schwestern vielfach auch die Leitung von Sonntagsschulen, Jungfrauenabenden, Kinderbewahranstalten, Familienabenden. Neuerdings gewinnt die Auffassung immer mehr Raum, daß die Diakonissen allein nicht imstande sind, die Aufgaben der Land-



pflege zu erfüllen. In den letzten Jahren hat sich daher das Bestreben geltend gemacht, eine spezielle Vorbildung für die Landpflege als Lebensberuf zu schaffen.

Es sind auf diesem Gebiet tätig der Verein für wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande, die Pestalozzi-Fröbel-Häuser und vor allem der Deutsche Landpflegeverband, dessen Organisation und Ausbildungsplan vorbildlich erscheint. Im Mai v. J. hat sich der Pommersche Landpflegeverband gegründet, der in der gleichen Weise wie der deutsche Verband, nur unter Beschränkung auf die Heimatprovinz, Landpflegerinnen ausbilden und unterbringen will.

Die Pestalozzi-Fröbel-Häuser I und II in Berlin haben sich seit einiger Zeit verbunden, um aus ihren sich ergänzenden Arbeitsgebieten heraus eine Ausbildungstätte für Landpflegerinnen zu schaffen. Sie gehen davon aus, daß Jugenderziehung und soziale Fürsorge Aufgaben sind, die der Lösung durch Frauen bedürfen. Um Einfluß auf die ländliche Bevölkerung zu gewinnen, glauben sie, daß Vertrautsein mit dem Landleben und eine gewisse Schulung dazu gehört. Sie zerlegen daher die Ausbildung in die Vorbildung in Hauswirtschaft und Kindererziehung und in Uebungen in praktischen Arbeiten auf dem Lande.

Im Jahr 1895 wurde der „Verein für wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande" gegründet. Die Vorsitzende ist Fräulein von Kortzfleisch; der Sitz des Vereins ist in Reifenstein im Kreis Worbis in Sachsen. Der Verein bezweckt nach seinen Satzungen: Erschließung praktischer Arbeitsgebiete für unsere auf christlichem Grund stehende gebildete deutsche Frauenwelt; erziehliche Einwirkung auf die ländliche Bevölkerung durch arbeitsfähige, für die Aufgabe vorgebildete Frauen; Belebung des allgemeinen Interesses für Wirtschaftsbetrieb und Wohlfahrtspflege auf dem Lande. Die Schülerinnen werden in allen häuslichen Arbeiten unterrichtet, ferner in Gartenarbeiten, Geflügelzucht und Molkerei. Daneben findet entsprechende wissenschaftliche Unterweisung statt, die ausgedehnt wird auf Nahrungsmittellehre und Buchführung. Auch in der Gesundheitspflege wird unterrichtet.

Bisher sind Schulen für je etwa 30 Schülerinnen von dem Verein errichtet in Reifenstein, Obernkirchen, Maidburg, Scherpingen; angegliedert sind dem Verein ähnliche Schulen in Arwedshof im Königreich Sachsen, Amalienruh in Meiningen und die katholische Schule in Geiselgasteig bei München.

Während dieser Verein für wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande mehr das Ziel hat, gebildeten Frauenkräften verschiedene Berufe, darunter den der Landpflegerin, zu eröffnen, will der im Februar 1907 gegründete „Deutsche Landpflegeverband" nur im Kampf gegen die Landflucht an der einen Stelle, nämlich an der wirtschaftlichen Lage der breitesten unteren Schichten des Landvolks, mitwirken und dafür im besonderen Frauenkräfte ausbilden, die zu einer Schwesternschaft des Deutschen Landpflegeverbandes vereinigt werden.

Die Vorsitzende des Deutschen Landpflegeverbandes ist die Gräfin zur Lippe-Ober-Schönfeld, die schon fünfzehn Jahre lang selbst als Landpflegerin auf den Gütern ihrer Familie tätig war und nun für die Allgemeinheit ihre Erfahrungen verwerten will. Das Ziel des Vereins ist, gebildete Frauen vom Lande zu Landpflegerinnen gründlich auszubilden und sie den Auftraggebern, Gemeinden und größeren Gutsbesitzern nach Schwesternordnung zu vermitteln.

Der Verein besitzt eine eigene Ausbildungstätte für Landpflegeschwestern in Ostheim im Rhöngebirge, die mit einer Obstverwertungsanstalt verbunden ist. Die Gräfin zur Lippe hält die Vereinigung der Haushaltungschule mit einem Erwerbzweig für außerordentlich segensreich, da das Ansehen der Station und der Landpflegeschwestern in den Augen der Landbevölkerung außerordentlich gehoben wird, wenn sie selbst werteschaffend zu ihrer Erhaltung beitragen. Der erste grundlegende Kursus (ein halbes Jahr) besteht in Anleitung zu einfach-ländlicher Haushaltsführung mit Küche unter Berücksichtigung von Krankenkost, in Obstverwertung und Geflügelzucht. Auch die Grundzüge der Pädagogik, Einführung in soziale und Volksliteratur, Pflege des Kirchen- und Volksliedes stehen auf dem Lehrplan. Außerdem werden die Schülerinnen durch die Ostheimer Gemeindeschwester in die praktische Kranken- und Armenpflege eingeführt und haben sich in der dortigen Kleinkinderschule zu betätigen. An den vom 15. Mai bis 15. November dauernden Kursus schließt sich für die Schülerinnen, die Landpflegeschwestern mit Haube werden wollen, eine sechsmonatige unentgeltliche Ausbildung in Krankenpflege im Elisabethkrankenhaus in Berlin. Nach Abschluß dieser Lehrzeit kommen die jungen Schwestern ein halbes Jahr auf die Landpflegestation Oberschönfeld. In einzelnen Sonderkursen werden die Schwestern noch in anderen geeigneten Fächern für die Landpflege unterrichtet, so in Handfertigkeit für Knaben und Mädchen und in Gemeindepflege.

Die Unterbringung der Landpflegerinnen ordnet der Vorstand auf Grund eines schriftlichen Vertrags zwischen diesem und dem Auftraggeber.

Die Anstellung der Landpflegerinnen erfolgt meist erst nach vollendetem 25. Lebensjahr, doch werden Ausnahmen gemacht, wenn alle Bedingungen gründlicher Vorbildung sowohl auf dem Gebiet der Krankenpflege wie auch der ländlichen Hauswirtschaft und Jugenderziehung vorhanden sind. Ein Teil der alljährlichen Erholungzeit ist in Oberschönfeld zu verleben, damit der Schwesternverband einen Mittelpunkt — ein Mutterhaus — hat, in dem ihm Gelegenheit geboten ist, seine Erfahrungen auszutauschen und sich seelisch und körperlich auszuruhen und zu erfrischen.

Die Gründung einer Schwesternschaft, d. h. die Verpflichtung zur Amtstracht, wie die feste Organisation erschienen zweckmäßig nach dem Beispiel der Krankenschwestern. An der straffen Organisation haben die Schwestern einen Rückhalt; außerdem ist ein gegenseitiger Stellenwechsel ermöglicht, wenn sich die einzelnen in ihrem Bezirk nicht wohl fühlen oder als nicht geeignet erscheinen. So werden dem Verband viele Reibungen erspart.

Ueberall erkennt man an, daß eine Landpflege notwendig ist; es fragt sich nur, ob die Schwierigkeiten, die Landpflege zu organisieren, nicht zu groß sind. Erscheint doch der Beruf der Landpflegerin in seiner Vielseitigkeit als Krankenpflegerin, Kinderpflegerin, Wirtschaftsberaterin, Leiterin von Bibliotheken, Frauen- und Geselligkeitsvereinen usf. sehr schwer. Jedoch die Menge der Aufgaben, die sich ja ganz nach den örtlichen Verhältnissen verschieben, und von denen bald die einen und bald die anderen hervortreten, ist nur auf den ersten Blick bedenklich; für Frauen und Mädchen, die auf dem Lande aufgewachsen sind und ihre Heimat lieb behalten, bietet sich hier ein neuer verantwortungsreicher, aber auch durchaus befriedigender Beruf.



Und diesen Beruf werden, so sind wir überzeugt, allmählich viele Frauen und Mädchen ergreifen. Gibt es doch gerade heute in den Besitzerkreisen auf dem Lande oft Mädchen, die nicht heiraten können oder wollen; für diese ist es fraglos besser, Landpflegerin zu werden, als in der Stadt gebückt über der Arbeit zu sitzen oder den Tag mit müßigem Dilettantismus hinzubringen. Die Landpflege ist ein neuer Frauenberuf, in dem die weibliche Arbeitskraft nicht mit der männlichen in Interessenkollision gerät.

Man muß die „Landpflegeorganisation" in ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutung zur Lösung der Arbeiterfrage mit Aufmerksamkeit verfolgen. Besonders wichtig erscheint es, daß jetzt bei der überall stark einsetzenden inneren Kolonisation die Ansiedler gleich von vornherein wirtschaftlichen Rat bei einer Vertrauensperson, der Landpflegerin, finden, und daß hiermit wirtschaftliche Rückschläge, die sonst leicht unausbleiblich sind, vermieden werden.

Von weiterer Bedeutung ist der Ausbau der Landpflegeorganisation als Beitrag zur Lösung der Frauenfrage, gerade weil hier ein Beruf geschaffen wird, der den Mädchen und Frauen die Wirksamkeit der Hausfrau — wenn auch in größerem Kreise — ermöglicht.

Ausfahrt.

Die seidene Standarte sank in grauen Regen.
Es dämmerte schon stark.
Die Herzogin fuhr langsam auf den breiten Wegen
Sechsspännig durch den stillgewordnen Park
Den Heimlichkeiten einer wunderbaren Nacht entgegen.
Die Hengste schritten silbermähnig, isabellenfarben,
Mit finstren Federbüschen, edel, ohne Hast,
Und leise wiehernd trugen sie den hohen Gast
Zur schmalen Herbergskammer derer, die da starben.
Kein Vogel, der im Laube schlug.
Ein stilles Rieseln sank von allen Zweigen,
Wie müdes Weinen, das der Wind behutsam weiter trug.
Zum Mausoleum schleppte schwer der Zug —
Und in den Zedernwipfeln nistete ein ungeheures Schweigen.

Ad. Holst.

Droesigl.

Roman von

Georg Freiherrn von Ompteda.

17. Fortsetzung.

Agathe sagte leise: „Ja, ich freue mich ja für dich, Ludwig, aber warum teilst du mir deine Pläne nie vorher mit?"

Der Mund blieb ihm offen stehen: „Ich habe es doch selbst nicht gewußt."

Sie blickte ihn ungläubig an.

„Du glaubst mir wohl nicht? Aber heute, als ich hier fortging, wie die Gräfin bei dir saß, hatte ich noch keine Ahnung. In ein paar Stunden war die ganze Geschichte erledigt! Ich schwöre dir, Kind, ich habe kein Sterbenswörtchen vorher gewußt."

Sie streckte die Arme aus, ihn an sich zu ziehen: „Verzeih."

Da sie fühlte, daß sie ihm seine ganze Freude gestört hatte, wollte sie ihre Stimmung erklären. Und sie erzählte, was Gräfin Reguier ihr mitgeteilt hatte, vor allem von der Geldverlegenheit ihrer Schwester.

Ludwig meinte, als sei ihm das gar nichts Neues: „Ach Gott, wenn man sich darüber aufregen wollte!"

„Ja, weißt du denn etwas davon?"

In diesem Augenblick, wo er unter den lösenden Geistern des Weines ein wenig die Straffheit seiner Gedanken verloren hatte, dachte er an die manchmal schlechte Behandlung, die ihm von seiner Schwägerin zuteil geworden war, und wie sie dann später vor ihm zu Kreuze gekrochen, um, sobald er ihre Bitte um Geld erfüllt hatte, wieder die Hochmütige zu spielen: „Sie hat mich oft genug angepumpt!"

Agathe setzte sich aufrecht im Bett: „Patsch?"

„Ach, ich tat es ja gern!"

„Du hast ihr Geld gegeben?"

„Nicht der Rede wert."

„Was sagt er denn dazu?"

„Er weiß es doch natürlich nicht."

Agathe sank langsam in die Kissen zurück: „So ist es in der Ehe! Hier weiß der Mann nichts und dort die Frau!"

„Was meinst du damit?"

„Daß du mir kein Wort davon gesagt hast."

„Papperlopapp!"

„Nein, Ludwig, du hast kein Vertrauen zu mir."

Er erregte sich mit einem Mal furchtbar: „Bin ich nicht gut gegen dich? Ich trage dich auf Händen, ich kann dir sagen, ja, jetzt kann ich dir's sagen: Ich habe dich erst nicht so geliebt wie heute, aber jetzt könnte ich gar nicht leben ohne dich! Ich würde . . . totschießen würde ich mich, wenn du nicht lebtest."

Sie meinte, ohne ihn anzusehen: „Aber du vertraust mir nicht, du sagst mir nicht die Wahrheit."

Wie er sie erschrocken anstarrte, kam der Mut über sie zu vollenden, zu dem sie schon so und so oft angesetzt. Sie bat ihn, sich zu ihr zu setzen. Er zog einen Stuhl heran.

Sie begann: „Wenn ich dir alles sagen soll, mußt du mir dann nicht auch alles sagen? Wollen wir nicht, wie es in der Bibel heißt, ein Geist sein und ein



Fleisch? Und in dir ist immer etwas, das du mir nicht anvertraust. Ich würde stolz sein, alles mit dir zu tragen, aber dazu müßte ich dich kennen vom letzten Grund auf, wie du jede Faser meines Herzens kennen sollst!"

Sie dachte plötzlich daran, wie ihr Ludwigs Vater mitgeteilt hatte, ihm sei der Adel angeboten worden. Und um das Recht zu haben, volle Offenheit zu verlangen, fuhr sie fort: „Ludwig, auch ich habe dir etwas nicht gesagt. Als ich zu deinem Vater fuhr, kurz ehe er starb — erinnerst du dich? — hat er so gütig, so weich mit mir gesprochen wie nie. Da hat er, der bei meinem Brautbesuch sagte, er mache sich nichts daraus, daß seine Schwiegertochter eine Gräfin sei, mir gesagt, ihm sei der Adel angeboten worden."

Ludwig sprang auf: „Und er hat ihn — nicht ...?"

„Er hat ihn abgelehnt, für seine Person abgelehnt, hat aber angedeutet, wenn einmal für seine Nachkommen etwas getan werden sollte, würde das mit Dankbarkeit angenommen werden. So, Ludwig, habe ich es verstanden. Ich sollte es dir erst sagen, wenn ich glaubte, der Augenblick sei gekommen. Ich weiß jetzt, warum du so glücklich bist über deinen Kauf von heute abend, du wirst jetzt Fuß fassen."

Er trat dicht an das Lager und blickte sie an: „Ich?"

„Also w i r, w i r werden jetzt Fuß fassen, w i r werden hier leben, und ich, die ich lieber in unserem stillen Kölln bin, will mit dir leben und dir helfen als dein treues Weib. Habe ich je verlangt, daß etwas nach meinen Wünschen geschehen sollte?"

„Nein!"

„Siehst du, also schütten wir unsere Herzen gegeneinander aus. Wenn ich dir sagte, ich finde das taktvoller so oder besser so, ist da nicht ein Gedanke in dir gewesen, daß du der Bürgerliche wärest und dein Verkehr, deine Umgebung, deine Verwandten nicht?"

Er sah sie nicht an: „Ich kann doch nichts dafür."

„Nein, du kannst nichts dafür, aber habe ich danach gefragt, wie ich dich geheiratet habe? Und es ist ganz gleich, und du kannst stolz sein auf deinen Vater. Aber wenn du geadelt würdest, wäre dir das nicht recht?"

Er sah sie an: „Ja, o ja, Agathe, ... für unsere Kinder."

Sie zog ihn an sich und hauchte ihm ins Ohr: „Ludwig, überwinde dich einmal deiner Frau gegenüber, sage ja, aber nicht der Kinder wegen, sage, daß du es für dich willst, daß du glücklich darüber wärest."

Dann erinnerte sie ihn, wie er mit diesem Verkehr gesucht und jenem ausgewichen, wie er Geschenke gemacht, wie er sich allmählich in den Nachbarkreis gefunden, wie er das Regiment herangezogen, wie er die Jagden eingerichtet, wie er sich verletzt gefühlt hatte, daß der Herr von Istrow ihn, den Titellosen, nur Herr Droesigl genannt hatte.

Während die kleine Frau sprach, immer kecker werdend, den Mann, den sie in seinem Wissen und Wollen so hoch über sich fühlte, zu wecken, ihn sich ganz zu gewinnen, da biß er die Lippen aufeinander, in der Weise, als wenn ein Höherer ihm die Wahrheit geigte.

Er ward rot und blaß, die Adern schwollen an seinem Hals, aber immer weniger widerstrebte er. Mit einem Mal umschlang er sie und — war es Jubel, daß sie fühlte, was ihn wie durch ein Naturgesetz von Jugend antrieb, daß sie ganz eins war mit ihrem Manne, war es Glück, in dem er den Weg nach oben nun klar vor sich sah; war es der Wein, der den Mut, eine Seele zu entblößen, gestärkt hatte, sich in Tränen entlud — kurz, Ludwig Droesigl begann zu schluchzen wie ein kleines Kind. Sie lehnte seinen Kopf an ihre Brust, in der das treueste, beste, einzigste Herz schlug, das er besaß.

Dann schwiegen die beiden lange Zeit, bis sie endlich leise fragte: „Ludwig, hat deine kleine Frau nicht recht?"

Er hob den Kopf, ohne sie anzublicken: „Woher weißt du das, Agathe?"

Sie preßte ihn an sich und rief laut in dem großen, nächtlichen Schweigen des Hotels, während unten auf dem Asphalt nur ab und zu der Hufschlag einer späten Droschke hallte: „Weil ich dich liebhabe."

Dann hielten die beiden Menschen sich lange umschlungen.

Als sie sich losließen, fragte sie nur: „Wirst du mir jetzt immer alles sagen?"

Er blickte ihr in die Augen: „Ja."

Er hatte das schwerste Opfer menschlicher Eitelkeit gebracht. Und es war, als bedürfe dieser Mensch, der bisher in seinem ganzen Leben gewohnt gewesen war, in keinem anderen Herzen Widerklang zu suchen, Zeit, sich hinüberzufinden in den neuen Zustand, wie es ein Gefangener, vom Lichte der Freiheit geblendet, noch nicht glauben mag, daß er nicht mehr in enger Zelle sitzt.

Es wühlte und arbeitete in ihm, das Blut stieg ihm zu Kopf, und er fragte: „Ist es nicht fürchterlich heiß?"

Dann ging er ans Fenster, und als die kalte Winterluft hereinströmte, fächelte er sie sich mit dem Taschentuch entgegen.

Er fühlte sich so unsäglich glücklich, er trug keine Maske mehr vor seiner Frau! Ihm schien, als sei seine ganze Vergangenheit versunken, er dachte nur an das neue Leben.

Und in seinem Glücksrausch blieb er lange stehen, die Blicke auf die Linden hinaus gerichtet, die schweigend in dem durch winterlichen Nebeldunst nur matt strahlenden Licht der elektrischen Lampen lagen.

Agathe rief: „Ludwig, mein lieber Ludwig, erkälte dich nicht!"

Da schloß er das Fenster und zog sich langsam aus. Als er das Licht gelöscht hatte, griff er in der Dunkelheit nach ihrem Arm. Dann zog er die Hand zu sich herüber und hielt sie fest.

So schliefen die beiden Menschen, die heute ganz eins geworden waren, einen tiefen, glückseligen Schlummer bis in den späten Morgen.

* * *

Schon im April wurden die Rüstungen um das Palais in Berlin errichtet. Die Dachdecker gingen an die Arbeit, im Ehrenhof und im Park waren die Gärtner beschäftigt, das Gitter an der Einfahrt wurde neu vergoldet.

Im Innern klang Hämmern und Sägen und die



Schritte des Heeres der Arbeiter jeden Tag. Stuckateure, Vergolder, Maurer, Anstreicher, Maler, italienische Marmorarbeiter, Tischler, Klempner, Schlosser, Zimmerleute, Wasser-, Licht- und Heizungsinstallateure waren am Werk.

Ludwig kam jede Woche mehrmals von Kölln herüber, alles zu beaufsichtigen.

Er sagte zu seiner Frau: „Entweder werden die Kerle nicht fertig, oder sie übervorteilen uns, wenn ich nicht nach dem Rechten sehe."

„Uns", denn immer mehr glitt er aus dem Doppelleben hinein in das Bewußtsein: sie waren nur eine Seele.

Wenn er auf den vielen Eisenbahnfahrten nach Berlin auf einen neuen Plan kam, war sein erster Gedanke, Aga, wie er sie jetzt nannte, zu fragen, was sie darüber dächte. Und wenn er müde die Augen schloß beim Rütteln des Zuges und beim Rattern der Räder, schwebte ihm das Bild seiner Frau vor, wie sie ihn damals in Berlin so glückselig angeblickt hatte, daß es ihm tief in der Seele hängengeblieben war.

Da kam ihm plötzlich ein Gedanke: es sollte doch Wahrheit und Klarheit zwischen ihnen sein, und sie wußte nichts von dem Riesenverlust ihres Vaters? Er öffnete die Augen und blickte in die vorüberschießende märkische Landschaft hinaus, beinah als sei er aus glücklichen Träumen zu harter Wirklichkeit erwacht.

Er meinte: ich muß es ihr sagen, es soll doch alles eins zwischen uns sein. Dann wieder schob er es hinaus: der Augenblick würde schon noch kommen.

Aber bei der Rückfahrt an diesem Tage quälte ihn abermals der Gedanke. Und nun ging er ihm mit der Tatkraft, die er in seinem Denken immer gezeigt hatte, vor sich selbst zu Leibe.

Er dachte, der Geldverlust ist doch zufällig. Hätte ich nicht um sie angehalten auch ohne das Geld? Und ihm kamen die Worte wieder in den Sinn, die der alte Graf gebraucht hatte, er würde seine Tochter nie zwingen.

Also war es nicht freie Wahl? Und sollte er in Agas reine Seele den Mißton bringen, daß der Vater gewissermaßen bereit gewesen war, sein Kind zu verschachern? Aga wußte ja, daß gespielt wurde; sie kannte es gar nicht anders. Aber war sie nicht durch diese Welt des Sektes und der Karten seltsam unberührt gegangen?

Es war Ludwig, als hätte dieses naive Wesen nicht einmal immer die Ausdrücke des alten Grafen verstanden. Und er selbst, Ludwig, hatte er nicht in seiner Vergangenheit wie fast jeder Mann dieses und jenes nicht Schöne erlebt, manchen Blick und Schritt in Niedrigkeit und Schmutz getan?

Lag das alles nicht weit hinter ihm? Hatte er seit dem Tage, da er Agas Mann geworden war, je auch nur einen Gedanken zur Seite getan?

Da wurde er ruhiger, und allmählich begann der Gedanke, daß er seiner Frau etwas davon mitteilen müsse, zu verblassen. Er sagte sich nicht, wie er zu seiner Frau sich entschlossen hatte: aus halber Berechnung.

Er hatte sich die Liebe stets vorgegaukelt — nun glaubte er wirklich daran. Er, der sie doch seit so langen Jahren wirklich empfand. Und die Kinder lernten schon Lateinisch und Griechisch, wuchsen heran; wie bald standen sie selbst erwachsen im Leben!

Was wußte Ludwig noch von der Vergangenheit! Es lag in seiner Natur, immer nur nach vorwärts zu denken, den Weg zu überschauen, den er zurückzulegen hatte nach oben.

Verschwunden war sein Mißtrauen.

Wenn es ihm am Anfang immer noch schwer geworden war, von dieser Art von Theaterspiel ihr gegenüber zu lassen, so empfand er jetzt geradezu das Bedürfnis, sich ihr anzuvertrauen. Wo er sie früher mit Fertigem überraschte, wollte er jetzt ihre Meinung hören. Sie mußte Zeichnungen begutachten, und in Berlin lagen Tapeten und Stoff- und Farbenmuster, ihres diskreten Geschmackes wartend.

Gerade in dieser Sommerzeit war in München eine große Auktion. Es handelte sich um die Kunstsammlungen eines verstorbenen russischen Großfürsten, der im Ausland leben mußte, weil er noch in späten Jahren eine Tänzerin der Petersburger Oper geheiratet hatte, ohne den Zaren zu fragen.

Da hatte er denn ein Schloß in Oberbayern erworben und dort sein Riesenvermögen geteilt zwischen dem Schmuck, den die kluge, tanzende Gemahlin sich für alle Fälle für die Zukunft schenken ließ, und Antiquitäten, die er mit Leidenschaft sammelte.

Er war wie jetzt Ludwig und Aga auf den Auktionen zu finden gewesen, um zu erstehen, was nur kostbar und echt war. Allerdings hatte man ihm auch Fälschungen aufgehangen, aber die große Firma schied die augenscheinlich unechten Sachen aus.

Ludwig hatte bei der Vorbesichtigung nach dem Katalog bestimmt, worauf sein Strohmann, der er die Grenze nach oben angegeben hatte, bieten sollte.

Da nun wegen des Minen- und Kupferkrachs die Engländer, wegen einer Hausse in Bombenwerken die Russen, wegen eines wütenden Spionagekampfes die Franzosen und wegen der Präsidentenwahl die Amerikaner fehlten, so stiegen die Preise nicht hoch.

Im Herbst kamen die Sachen in Berlin an: Teppiche, Gobelins, italienische Renaissancemöbel, ganze Zimmer im Stil Ludwigs XV. und XVI., echte Boullearbeiten, deutsche, französische und italienische Bronzen, alte Samte, Damaste, Brokate, Reliquenkästen, gotische Kelche, Turmuhren der Renaissance und venezianische Glaslüster.

Während Ludwig mehr auf den Einbau von Türfüllungen und Täfelungen, von Plafonds, von Kaminen sah, kümmerte sich Aga um die wohnliche Einrichtung.

Sie stellte die Gegenstände hin, und obwohl sie schon beim Kauf bemüht gewesen war, daß es nicht zu auffallend würde, tat sie jetzt immer noch dieses oder jenes beiseite. Er vertraute ihrem Geschmack.

Wie er früher ihr nachgesprochen hatte, das sei „protzig", so gebrauchte er jetzt ihre Worte, und sie bediente sich der gleichen wie er, „es müsse ruhig wirken". Aga hatte Geschmack und Farbensinn. Sie ahnte nie, ob etwas falsch oder echt sei, ja, sie hatte trotz heißer Bemühungen nie gelernt, Stile zu unterscheiden.

Er aber beherrschte mehr, was durch den Verstand



zu erreichen ist: durch Nachschlagen von Werken, durch Sehen und Vergleichen. So ergänzten sie sich auf das beste.

Und Aga, nun um jede Kleinigkeit befragt, als habe er sich seit der großen Auseinandersetzung völlig geändert, ging ganz in den Interessen ihres Mannes auf.

Die heranwachsenden Jungen waren länger und länger bei ihrem Latein und Griechisch; so gewann sie Zeit, den ein wenig engen Frauenhorizont zu weiten. Sie ward freier im Geschmack und in den Ansichten.

Er, der nie mit ihr über Geld gesprochen hatte, gab ihr jetzt Einblick in seine Einkünfte. Nun sah sie mit Staunen und Bewunderung, wie ihr Mann mit dem Bankier verkehrte und sich um Anlage von nicht verbrauchtem Geld kümmerte, denn nachdem erst einmal die großen Anschaffungen gemacht waren, blieben von Rieseneinnahmen auch Riesensummen übrig.

Zuerst hatten die Zahlen sie fast geblendet. Immer wieder mußte sie sich daran gewöhnen, nicht ängstlich zu sein, wenn er große Summen ausgab.

Als er nicht gezögert hatte, für eine Sofagarnitur aus dem Besitz der Marie Antoinette sechzigtausend Mark zu zahlen, da schlug sie doch die Hände zusammen. Das fand sie eine Verschwendung.

Er aber sagte lachend: „Aga, das ist nie verlorenes Geld. So etwas ist einzig!“

Und als er einen Tisch des Papstes Julius II. erworben hatte, meinte sie: „Ludwig, was haben wir davon?“

Er sagte: „Der Kenner wird sich freuen. Und ist es nicht ein schöner Gedanke, daß auf diesem Tisch vielleicht Michelangelos Pläne zur Kuppel der Peterskirche gelegen haben?“

Sie schwieg, sie verstand nicht ganz. Doch immer mehr suchte sie in seine Gedanken einzudringen.

Und eines Abends in Kölln, als er arbeitete, bat sie ihn, ihr Bücher zu geben.

Er hakte sie unter und ging mit ihr zur Bibliothek: „Was willst du haben?“

„Ja, daß ich mich besser bilden kann. Du sprachst da von Julius II. und von Michelangelo.“

Nun suchte er ihr eine „Einfache Einführung in die Renaissance“ heraus, gab ihr Bilderwerke dazu, und jeden Abend fragte sie, die eifrig gelesen und sich alles eingeprägt hatte, nach Einzelheiten. Er schien überall beschlagen.

Sie fragte: „Ludwig, woher weißt du das?“

„Ich bin fleißig gewesen.“

„Aber du hast doch Jagden geritten und mit den Weltmenschen dich unterhalten?“

„Ja, aber während die dann ihre Zeit totschlugen“ ...

Sie drohte mit dem Finger: „Ludwig, aber du hast doch auch mit ihnen gejeut!“

Flüchtige Röte stieg in seine Wangen, dann nahm er ihre Hand und umschloß ihre kleinen Finger mit seinen großen: „Du liebes Kind. Willst du das Geheimnis wissen? Wirst du mit friesischen Schiffern von Gemsen reden? Oder in einsamer Jagdhütte droben im Gebirge vom Heringsfang? Die größte Weisheit dieser Welt ist, mit denen, in deren Kreis man sitzt, in das gleiche Horn zu blasen .... in das Jagdhorn wie in Kölln!“

Aber er war jetzt nicht mehr mit vollem Herzen bei den Jagden, als träume er von einem andern Ziel.

Wie er einst, da es ihn in gewisse Kreise am bequemsten hineinbrachte, gejeut hatte, um es dann völlig aufzugeben, weil sein Haus vornehm und rein bleiben sollte, so dachte er jetzt an andere Gesellschaftskreise als solche, die nur im Sattel saßen, wo die Jugend überwog, das einfluß- und stellenreiche Alter meist fehlte, die Damen gering vertreten waren.

Generalleutnant z. D. von Herrnwerth war noch immer der Master. Das ließ er sich nicht nehmen.

Auch Graf Reguier erschien zu jeder Jagd, wenn auch mehr, weil er in Kölln sozusagen als Verwandter, wie er sich selbst nannte, zum billigen Löffel lebte. Patsch hatte nämlich mit jungen Herren gespielt, als rege sich das Blut ihres Vaters. Da sie ihnen nun oft Erhebliches abgenommen hatte, so fühlten die sich jetzt, wo sie viel verloren hatte, nicht genötigt, einer Dame gegenüber schonungsvoll aufzutreten, sondern wollten ihr Geld haben.

Graf Reguier hatte für seine Schwiegertochter, die nichts besaß, eintreten müssen. Nun ritt er nicht mehr mit Gräfin Patsch, sondern hetzte, wie ein alter Affe mit hochgezogenen Knien auf dem Halse liegend, gewissermaßen eine Jagd für sich.

Dann ritt Se. Exzellenz ab und zu einmal einen Hund über den Haufen oder einen Gaul lahm. Ludwig zeigte immer nur eine liebenswürdige Miene.

Aga gegenüber aber schimpfte er manchmal: „Der gute Reguier reitet mir alle Pferde kaputt.“

Sie tauschten bei Tisch oder im Salon Blicke aus. Ihm war es Bedürfnis geworden, durch sein fragendes Auge zu erfahren, was seine Frau meine.

Graf Reguier hatte ausposaunt, ohne Auftrag freilich, jetzt würden im Palais Droesigl in der Wilhelmstraße Märchenfeste beginnen.

Aber seine Prophezeiungen trafen nicht ein. Ganz still zogen die beiden Menschen mit den Jungen, dem Hauslehrer und der vielköpfigen Dienerschaft ein.

Ganz still verlebten sie dort die erste Zeit, schwelgend im Glück ihres neuen Besitzes. Ludwig verriet mit keinem Wort seine Freude vor den Dienstboten, nicht vor dem Hauslehrer.

Aber wenn er allein war mit seiner Frau, liefen sie von einem Raum in den andern, all die Herrlichkeiten anzusehen, nachzudenken, wie etwas noch schöner gestaltet werden könne.

Die Verwandten kamen als Hausbesuch. Valy nahm die Gelegenheit wahr, ein paar fröhliche Wochen in Berlin zu verleben.

Eine Reihe von Bekannten des prinzlichen Paares, zu denen sie gegangen waren, machten einen Gegenbesuch. Und da sie bei den Geschwistern wohnten, mußten sie aus Artigkeit auch für Droesigls eine Karte abgeben. Aga meinte, das sei eine reine Form.

Ludwig stimmte ihr zwar bei, aber er sagte: „Schade eigentlich, die hätte ich gern kennen gelernt.“

Da erzählte Valy beim Frühstück, Graf und Gräfin



Egern hätten eine Andeutung gemacht, sie würden gern mit Ludwig und Aga verkehren, könnten sie aber doch, da sie den ersten Besuch gemacht hätten, nicht zuerst einladen.

Als Droesigls von der Oper nach Hause fuhren, sagte Aga: „Wie wäre es, wenn wir Graf und Gräfin Czern einlüden?"

Er nahm ihre Hand: „Merkwürdig, das wollte ich dir in diesem Augenblick sagen."

Vor dem Einbiegen in die Wilhelmstraße mäßigte der Kutscher den Gang der Pferde, aber das Sattelpferd rutschte auf dem Asphalt aus, und trotz aller Fahrkunst des Mannes auf dem Bock fiel der Gaul bei dem leichten Glatteis, das sich im graupelnden Regen gebildet.

Aga zuckte zusammen. Ludwig beruhigte sie: „Es ist nichts, Aga!"

Ein paar Schritte nur vor ihrem Palais waren sie auf die Straße gebannt, denn sie in ihren feinen Seidenschuhen und der großen Toilette mußte sitzenbleiben bei dem eisigen Regen.

Ludwig meinte ärgerlich, das könne bei einem Automobil nicht passieren. Er fragte Aga, ob sie nicht eins haben möchte. Sie zögerte, denn sie hatte Angst. Aber als er schilderte, wie sie dann bequemer und öfter als mit der Bahn nach Kölln fahren könnten, freute sie sich an dem neuen Gedanken.

Und gewohnt, jetzt vor seiner Frau nichts zu verstecken, neigte er sich zu ihrem Ohr, als wollte er es nicht laut sagen: „Dann ist es sehr schick! Es ist das Kommende. Bringt Beziehungen. Man . . . ich könnte in den Klub eintreten."

Fortsetzung folgt.

Deutschlands Industrie der Wohlgerüche.

Ein Mahnruf an die deutschen Frauen. Von Dr. F. Köthner.

Die Wohlgerüche und mit ihnen die fein parfümierten Toiletteseifen und ähnliche Produkte bilden die sogenannte Parfümeriebranche — leider gibt es hierfür noch keine deutsche Bezeichnung, die dieses Fremdwort zu verdrängen berufen wäre. Es sind dies alles Artikel, nach deren Bedarf oder Nichtbedarf die Kaufkräftigkeit der Bewohner eines Landes beurteilt werden kann. Betrachten wir nun in dieser Beziehung unser deutsches Vaterland vor mehreren Jahrzehnten, so finden wir, daß damals alle diese Gegenstände nur von den oberen Zehntausend angewandt wurden, während der Mittelstand sie selten gebrauchte oder fast vollständig entbehren konnte.

Alle Fabrikate aber, die sich einer Beliebtheit erfreuen wollten, mußten französischen oder englischen Ursprungs sein oder wenigstens so aussehen. Daher waren die damaligen deutschen Fabrikanten gezwungen, ihre Erzeugnisse auf dem Gebiet der Wohlgerüche mit französischen oder englischen Bezeichnungen zu versehen und sogar als Ort der Herstellung Paris oder London anzugeben.

Als nun in den siebziger Jahren mit dem Bedarf an Luxusartikeln auch der an Erzeugnissen der Wohlgeruchsindustrie bedeutend wuchs, begannen die deutschen Fabrikanten, auch Marken deutscher Herkunft mit deutscher Bezeichnung in den Handel zu bringen und damit den Kampf gegen die französische und englische Konkurrenz aufzunehmen. Anfangs konnte ihnen das nicht leicht fallen, da die ausländischen Fabrikanten ihnen an Ruf und Erfahrung doch bedeutend überlegen waren; und gerade der Umstand, daß früher deutsche Fabrikate unter ausländischer Bezeichnung segelten, mußte jetzt die Einführung deutscher Waren doppelt erschweren. Unter dem allgemeinen Vorurteil, das wir Deutsche gern den einheimischen Waren entgegenbringen, und unter der Vorliebe für das Auswärtige hatten die Fabrikanten der Wohlgeruchsindustrie lange zu leiden und haben es heute noch. Es soll nicht damit gesagt werden, daß unsere deutschen Wohlgerüche und feinen Seifen seinerzeit mit der Qualität der ausländischen Fabrikate Schritt halten konnten; aber darüber bildeten sich die Konsumenten meist kaum ein Urteil, denn für sie war es Vorbedingung für derartige Artikel, daß sie französischen oder englischen Ursprungs waren.

Hierdurch war natürlich die Aussicht auf Anerkennung für die betreffenden Fabrikanten zunächst eine sehr trostlose, aber sie nahmen mit der in fast allen anderen Industriezweigen auch bewährten deutschen Energie und Zähigkeit den Kampf auf. Zunächst erhöhten sie ihre Leistungsfähigkeit dadurch, daß sie sich so unabhängig wie nur irgend möglich vom Auslande machten, indem sie ihre Fabrikation auf denselben ersten Grundstoffen aufbauten wie die ausländischen Konkurrenten. Wenn auch hierdurch schon mancher deutsche Wohlgeruch seinen Siegeslauf zur allgemeinen Beliebtheit in ganz Deutschland und über seine Grenzen hinaus hielt, so war doch der Vorzug fremder Riechmittel nicht zu überwinden.

Bald jedoch sollte den deutschen Fabrikanten eine neue Waffe in die Hand gedrückt werden, und zwar durch die chemische Industrie. Ende der achtziger Jahre begann ein reges Forschen auf dem Gebiete der Riechstoffe, veranlaßt durch die genauere Kenntnis der organischen Chemie und die eingehende Untersuchung natürlicher Wohlgerüche. Und zwar waren es fast ausschließlich deutsche Forscher, die wirklich Bedeutendes auf diesem Gebiete leisteten. Es würde hier zu weit führen, auf Einzelheiten einzugehen, es möge genügen, die Darstellung des Jonons und seiner Homologen zu erwähnen, die seit ihrer Erfindung durch Tiemann allen Produkten der Veilchenriechmittel in der ganzen Welt ihren Charakter aufgeprägt haben. Neben diesem dem Laien vielleicht einzig bekannten Fall ist aber noch viel Großartigeres geleistet worden durch die unermüdliche Forschung der deutschen chemischen Industrie. Männer wie Wallach und Semmler und neben ihnen Hoffmann, Gildemeister und andere mehr haben Unvergleichliches für die Entwicklung der Riechstoffindustrie und für die Unabhängigkeit der Wohlgeruchsindustrie vom Auslande geleistet. Heute stehen die deutschen Fabrikanten auf eigenen Füßen; sie kennen dank der modernen chemischen Forschung die Prinzipien der



meisten natürlichen Wohlgerüche und sind in keiner Weise von Frankreich abhängig, wenigstens nicht mehr als der französische Fabrikant. Im Gegenteil, bei manchen Rohstoffen sind die Ausländer von der deutschen chemischen Industrie abhängig, denn wie wir es schon bei dem Jonon sehen, ist es für sie notwendig, sich die Erfolge der deutschen Arbeit zunutze zu machen, um die dem Publikum zugängig gemachten Wohlgerüche und Feinseifen herzustellen. Es ist selbstverständlich, daß sich nicht alle Resultate durch Patentschutz vor der Ausnutzung sichern lassen; die wissenschaftliche Forschung ist eben internationales Allgemeingut. Aber für den Laien ist doch wohl von Interesse zu erfahren, daß die starken künstlichen Riechstoffe, die die meisten modernen französischen Wohlgerüche enthalten, erst zum großen Teil durch deutsche Forschung hergestellt wurden.

Diese ungeheure Unterstützung brachte dann auch die ganze deutsche Wohlgeruchsindustrie auf einen ganz anderen Standpunkt. Die deutschen Fabrikate gewannen Anhänger und Liebhaber im Inlande wie in der ganzen Welt. Innerhalb der letzten zehn Jahre hat sich die deutsche Riechmittelbranche einen Weltruf verschafft, und ihre Fabrikate werden in gar manchen Kulturländern der Erde den französischen Parfüms vorgezogen.

Bei diesem Standpunkt ist es aber ein trauriges Zeichen für unser deutsches Nationalgefühl, daß die obersten Zehntausend noch heute fast ausschließlich französische Wohlgerüche und Seifen verwenden, anstatt die deutsche Industrie zu unterstützen, namentlich da sie Ebenbürtiges, ja teilweise Besseres leistet. Der springende Punkt liegt aber darin, daß der Deutsche für die inländischen Fabrikate nicht annähernd den Preis anlegen will wie für ausländische, aber trotzdem Gleichwertiges verlangt. Für eine Flasche feines französisches Parfüm zahlt man ohne Bedenken 12—20 Mark, aber ein deutsches Fabrikat soll nicht mehr als 5 Mark kosten und wird dann mit dem 3—4 mal teureren Produkt verglichen. Solchen Vergleich kann es natürlich nicht aushalten; wohl aber werden die Fabrikate leistungsfähiger deutscher Firmen keinen Vergleich zu scheuen brauchen mit ausländischen Produkten, mit deren Verkaufspreis der ihrige in einem Verhältnis von 3 : 4 steht.

Außerdem ist noch sehr häufig die Frage, ob ein Wohlgeruch, der nach französischem Geschmack fabriziert ist und sehr intensiv riecht, für unsern deutschen Geruchsinn eine Wohltat ist. Von Natur aus lieben wir Deutschen nicht solche überaus starken, die Nerven aufreibenden Gerüche; und wenn diese bei uns reichlichen Absatz finden, so ist das wieder eine Anpassung an französischen Geschmack.

Deshalb darf es niemals die Aufgabe unserer deutschen Wohlgeruchsfabrikanten sein, dem französischen Geschmack nachzueifern, sondern es muß ihr eifriges Bemühen bleiben, Wohlgerüche herzustellen, die unserm deutschen Volkscharakter entsprechen.

Unbedingt notwendig ist aber dann auch, daß die Wohlgeruchskonsumenten, besonders also unsere Damenwelt, diejenigen Fabrikanten unterstützen, bei denen sie ein eifriges Bemühen in dieser Richtung feststellen. Denn falls derartige Fabrikanten sehen, daß ihre Konkurrenten, die nur französische Wohlgeruchscharaktere und äußere Umhüllungen in französischem Geschmack nachahmen, stets vom Publikum begünstigt werden, bleibt ihnen nichts anderes übrig, als auch diesen bequemeren Weg zu beschreiten.

Vor allem aber sollten sich unsere deutschen Landesschwestern und -brüder von der französischen Voreingenommenheit freimachen. So allein würde den deutschen Fabrikanten der Kampf gegen die fremde Konkurrenz wesentlich erleichtert werden, und die Leistungen unserer deutschen Industrie würden auch auf diesem Gebiet ihre Anerkennung finden. Endlich würde aber auch der Ertrag dieses Industriezweiges, der heute in ungeheuren Summen ins Ausland fließt, im Inlande bleiben und zur Hebung des deutschen Wohlstandes wesentlich beitragen können.

Goldfield.

Aus dem Minenleben Nordamerikas. Von Otto Kühn. — Hierzu 7 phot. Aufnahmen.

Es sind ungefähr vier Jahre her, daß Goldsucher in der trostlosen Wüste, einem Ausläufer des berüchtigten „Death Valley" oder Todestals, dort, wo heute Goldfield im Staate Nevada steht, die ersten nennenswerten Gold- und Silberfunde machten.

Das Gerücht von fabelhaften Reichtümern verbreitete sich mit Blitzesschnelle und zog Tausende aus allen Himmelsrichtungen herbei: Geschäftsleute, Mineningenieure, Grubenleute, Spekulanten, Desperados und die für jeden Minenkamp charakteristischen Spieler.

Nun ist eine Reise in solch eine von jeder Kultur unberührte und schwer zugängliche Gegend keineswegs so einfach. Es heißt, da es hier kein eßbares Wild gibt, sich mit Nahrungsmitteln auf Wochen hinaus zu versehen, sich überhaupt mit den zum Leben allernotwendigsten Dingen, einem Zelt, einem kleinen Kochofen, Kochgeschirr usw., auszurüsten. Ferner muß gerade hier in dieser Gegend in Betracht gezogen werden, daß es im Umkreis von vielen Meilen absolut kein Wasser gibt und ein gewisses Quantum für Menschen, Zug- oder Reittiere mitgenommen werden muß. Auch ist die Gegend hier sehr holzarm. In den Bergen wächst wohl eine Art Zeder, aber nur sehr sparsam, und es verursacht besonders im Winter viel Mühe, das Holz herunterzuschaffen, da weder Wagen noch Lasttiere in die wildzerklüfteten Berge mitgenommen werden können. In der Ebene selbst kommt nur eine kleine Strauchart vor, der sogenannte Sagebrush. Das Klima ist so weit gut und infolge der hohen Lage, 5650 Fuß über dem Meeresspiegel, trocken. Der Winter ist ziemlich streng und schneereich, der Sommer heiß und ohne Regen.

Trotz aller Schwierigkeiten war der Zudrang zu den Goldfeldern außerordentlich stark. Alle Rassen und die meisten Nationen waren vertreten, nur Japaner und Chinesen wurden zurückgewiesen, und es darf sich



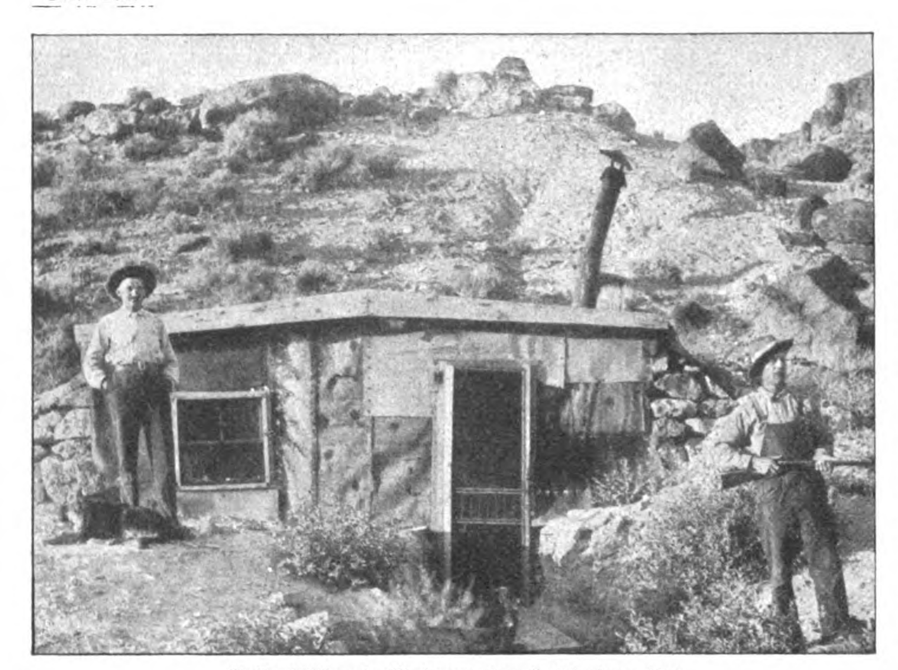
Die Zeltstadt Goldfield in Nevada (Nordamerika).

bis heute kein Vertreter dieser Rasse hier sehen lassen. — Im Handumdrehen entstand eine Zeltstadt in der Wüste. Bauholz, Maschinen und tausend andere Dinge wurden mit Packmaultieren und zwölf- bis achtzehnspännigen Frachtwagen herbeigeschafft, und die Stadt oder richtiger das Kamp wuchs enorm trotz der fabelhaften Preise. Auch die Löhne waren und sind zum Teil jetzt noch sehr hoch. Handwerker verdienen fünf bis neun Dollar den Tag. Das Kamp soll in seiner Blütezeit 30 000 Menschen beherbergt haben, die zum Teil in Zelten, in Dugouts, das sind in den Berg hineingebaute Wohnungen, oder in Papierhäusern, die aus einer Art Dachpappe hergestellt sind, hausten. Auch aus leeren Flaschen und Blechkannen stellte man Behausungen her. Mit dem modernen Wüstenschiff, dem Automobil, wurde sofort die Verbindung mit der nächsten Bahnstation hergestellt. Die verschiedenen Eisenbahngesellschaften entsandten ungesäumt ihre Ingenieure, um festzustellen, was an der Sache wäre, und begannen nach zufriedenstellendem Rapport sofort mit der Legung der Eisenbahngleise. Sehr häufig kommt es nämlich auch vor, daß eine derartige Geschichte auf einem Irrtum beruht. Es sind vielleicht hier und da gute Adern angeschlagen worden, die nach der Analyse ein vielversprechendes Resultat erwarten ließen, bei längerem Nachgraben aber unauffindbar verschwanden.

Der Boden enthält enorme Reichtümer, Gold ist vorherrschend und kommt hier in dieser Gegend im Gestein vor und nicht wie zum Beispiel in Kalifornien und teilweise in Alaska in Klumpen.

Es gibt hier jetzt natürlich Mühlen, die, mit den modernsten Maschinen versehen, das im Gestein ent-





Felsenhöhle als Wohnung im Goldsuchergebiet.

eine böse Zeit, da alle Minen infolge des Streiks der Grubenarbeiter feierten. Infolgedessen trat auch im Geschäftsleben eine auffallende Stokkung ein. Viele Geschäftshäuser fallierten, andere beschränkten ihre Arbeitskräfte bis aufs äußerste. Tausende von Arbeitslosen liefen umher, unter ihnen Elemente der schlimmsten Sorte. Ueberfälle und Einbrüche waren an der Tagesordnung. Es wurden denn auch auf Betreiben der Minenbesitzer und Geschäftsleute Truppen aus San Franzisko herbeigeholt, die aber nach kurzer Zeit auf Befehl des Präsidenten Roosevelt wieder abberufen wurden. — Jetzt wird wieder flott gebaut, und die Zeltstadt weist zurzeit schon einzelne Prachtbauten in Stein, wie das Goldfield-Hotel, die Minenbörse, die T. & G. Maat Co. und andere mehr, auf. Die Geschäfte fangen langsam an, besser zu gehen, aber es ist wenig Aussicht vorhanden, daß die vergangenen guten Zeiten zurückkehren. Die besten Geschäfte machen immer noch die Bars oder Wirtschaften oder richtiger gesagt „Saloons". In diesen amerikanischen Kneipen nimmt man das gewünschte Getränk bekanntlich an der Bar stehend ein, denn Sitzgelegenheit gibt es fast gar keine, außer an den Spieltischen. Hier werden Hasardspiele noch öffentlich betrieben, so vor allem Roulett, Faro Bank und verschiedene Kartenspiele. In den größten dieser Trink- und Spielhäuser, wie „Northern" und „Mohawk", ist ein recht reger Verkehr, und werden ihre Türen das

haltene Gold oder sonstige Metall freilegen. Früher wurde das Erz in Waggonladungen nach San Franzisko geschickt, was natürlich mit riesigen Unkosten verknüpft war, die Besitzer und Stockhalter der betreffenden Minen aber trotzdem zu Millionären machte. Die berühmteste der vielen Minen hier ist die „Mohawk-Mine", deren Aktien seinerzeit in wenigen Tagen von 35 Cent auf 20 und 25 Dollar hinaufgingen. Nachdem nun einmal das Vorhandensein von Edelmetall festgestellt war, wurde auch sofort die Stadt angelegt. Die Hauptstraße läuft von Norden nach Süden und die anderen Straßen parallel oder im rechten Winkel zu ihr. Vor allem mußte für Wasser gesorgt werden, und in beispiellos kurzer Zeit wurde eine Wasserleitung von Lyda her, einer Ortschaft 35 Meilen von Goldfield, gelegt. Auch Brunnen wurden gegraben, doch stieß man erst bei 50—70 Fuß Tiefe auf Wasser. Dieses Wasser war aber sehr oft verdorben, und diesem Umstande ist auch die hohe Sterblichkeitsziffer in der ersten Zeit zuzuschreiben. Eine elektrische Leitung wurde von Bishop-Creek, das 125 Meilen entfernt im Staate Kalifornien liegt, nach hier gelegt. Der dazu verwendete Draht hat allein über eine Million Dollar gekostet. Geld spielte hier im Anfang gar keine Rolle, es war genügend da. Jetzt nach der Geldkrisis im Herbst des Jahres 1907 sieht es aber anders aus. Es war

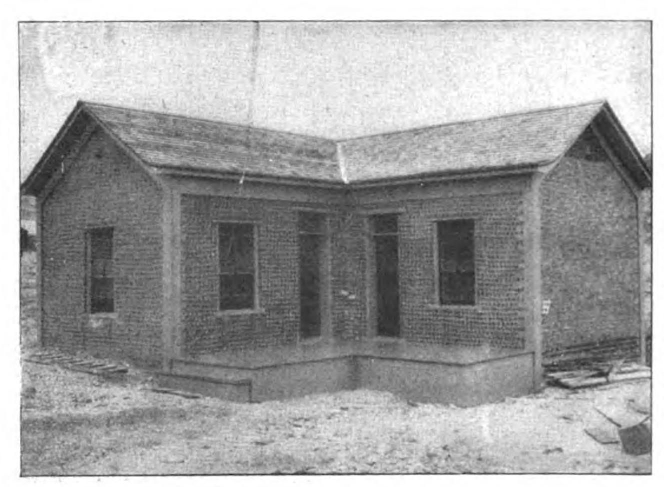


„Goldfield-Hotel", ein modernes Hotel im wilden Westen.



Die Hauptstraße in Goldfield.

Der Dollar rollt: Blick in ein Spielhaus.



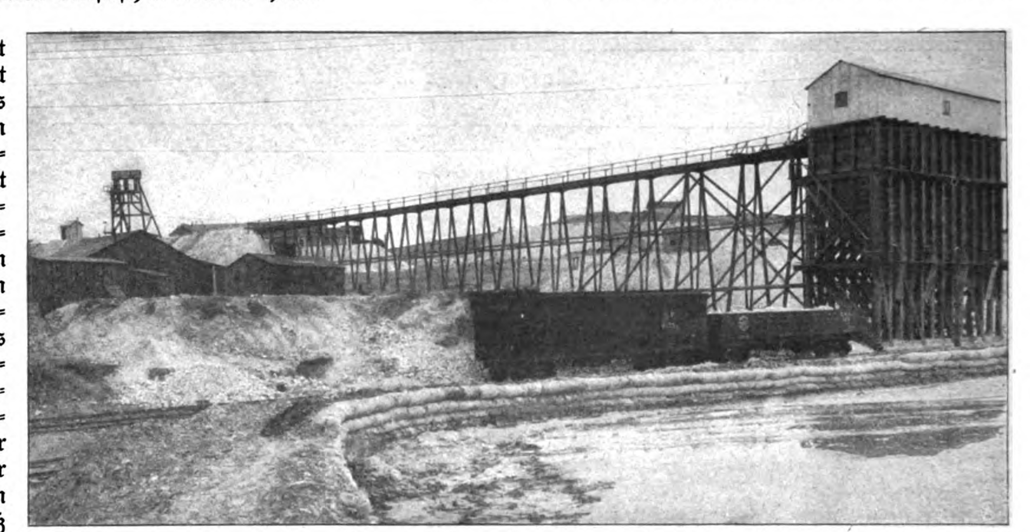
Aus leeren Bierflaschen erbautes Haus.

Trotz des starken Verkehrs in den Saloons geht es verhältnismäßig ruhig zu, wenigstens an den Spieltischen, denn gehören auch Streit und Schießaffären keineswegs zu den Seltenheiten, so sind ihre Ursachen doch anderweitig zu suchen. Von Falschspielen ist keine Rede, ein derartiger Versuch würde dem Unternehmen den größten Schaden zufügen.

Der Staat hat einen großen Nutzen von diesen Spielbanken, denn für jeden Tisch müssen monatlich 75 Dollar Lizenz entrichtet werden, und manche Saloons haben zehn und mehr solcher Tische.

Goldfield ist in gewisser Beziehung das großartigste Goldkamp der Welt. Das bedeutet, es ist in der kürzesten Zeit auf einem verhältnismäßig kleinen Terrain das meiste und reichste goldenthaltende Gestein zutage gefördert worden. Von jeder kleinen Anhöhe aus kann man östlich von der Hauptstadt allein gegen 300 der hohen Gerüste erkennen, die zum Herauffördern des Gesteins dienen.

ganze Jahr nicht geschlossen. Es ist interessant, das Treiben an den Spieltischen, besonders beim Roulett und Faro, zu beobachten, wo oftmals Tausende von Dollar gewonnen oder verloren werden. Besonders groß ist der Andrang Sonnabend- und Sonntagabends. Vor der Geldkrisis war manchmal solch ein Gedränge, daß man Mühe hatte, an die Bar zu kommen. Als die hiesige Brauerei ihre Tore öffnete, war sie im Handumdrehen im wahren Sinne des Wortes ausgetrunken, und die Riesenbrauereien im Osten fingen an, ihr Bier nach hier in Waggonladungen zu verschicken.



Mohawk-Mine, die Begründerin von Goldfields Weltruf.

Wie lange der Goldreichtum hier anhalten wird, weiß natürlich niemand, es ist aber begründete Hoffnung vorhanden, daß noch für eine lange Reihe von Jahren der Vorrat an Edelmetall aushalten wird.

Das Werden einer Maske.

Von A. Pitcairn-Knowles. — Hierzu 9 Aufnahmen des Verfassers.

Zu Tausenden und aber Tausenden stürzen sich die Schau- und Vergnügungslustigen zur Karnevalzeit in den Strudel der Nizzaer Faschingslust, sie schäkern und tollen und toben in dem bunten Saus und Braus, staunen die Pracht und Herrlichkeit des bezaubernden Märchenbildes an und, haben sie davon genug, so wenden sie, gesättigt und abgestumpft, dem Possenspiel den Rücken. Mit welchen Mühen das gewaltige Unternehmen zur Welt gebracht und aufgebaut worden, mit welcher Regsamkeit und Geschicklichkeit ungezählte Hände von morgens früh bis tief in die Nacht hinein geschafft haben, welche Intelligenz, welches Talent entwickelt werden mußte, um das Riesenwerk, den unvergleichlichen Nizzaer Karneval, zu einem „fait accompli" zu machen, davon haben die wenigsten einen Begriff. Danach fragt auch kein Mensch in der fanatischen Ekstase, in die alt und jung, reich und arm, Mann und Weib geraten. Und doch lohnt es sich, einmal von dem mit der Zeit etwas monoton wirkenden Schabernack des lärmenden Vergnügungszentrums in die Seitengassen abzulenken, um auf das interessante Triebwerk des Riesenapparats, das von der großen Masse ungesehen im Hintergrund funktioniert, einen Blick zu werfen.



1. Der Bau des Gerüstes.

als wäre sie ein Stück seiner eigenen Haut. So haben die Nizzarden allmählich auf diesem Gebiet einen Weltruf erworben. Sie entwickeln aber auch einen ganz eigenartigen Erfindungsinn und eine geradezu verblüffende Originalität in diesem Metier. Das graue Einerlei des üblichen Erwerbslebens sagt dem Nizzarden nicht sonderlich zu, mit Feuer und Flamme ist er dagegen dieser Beschäftigung ergeben,



2. Der Modelleur beginnt seine Arbeit.

Bei dieser Gelegenheit kann man sich, wenn man mit den braven Nizzarden sich zu befreunden versteht, in die Geheimnisse eines gar eigenartigen Gewerbes einweihen lassen, das nirgends in größerer Blüte steht als in Nizza: das Gewerbe nämlich, pardon die Kunst, aus drei unscheinbaren Dingen, Ton, Gips und Pappe, eine bewunderswerte Schöpfung, die wir in taktloser Weise mit Maske zu bezeichnen pflegen, hervorzuzaubern. Denn die Maske, wie sie in Nizza geschaffen wird, ist kein grober, durch die Maschine produzierter Massenartikel, sondern ein Kunstwerk, und nur Künstlerhände können sie erzeugen.

Bekanntlich verkörpert jede einzelne Gruppe des großen Festzuges eine Idee oder ein aktuelles Wortspiel; so versteht es sich denn von selbst, daß jede einzelne Maske im Einklang mit dem Gesamtbild stehen muß, und der Nizzarde, der sich um die kleinsten Details seines Karnevals kümmert, als hinge von ihnen das Schicksal der ganzen Welt ab, ist um seine Maske besorgt,



3. Das Werk des Bildhauers nähert sich der Vollendung.

die ihm gestattet, seinen künstlerischen Schaffensdrang zu befriedigen.

Kaum hat sich Nizza von den Strapazen des letzten Karnevals erholt, so beginnt das Schmieden von Plänen für die kommende Saison, und schon mehrere Monate bevor Prinz Karneval seine kurzbemessene Regierung antritt, sind tausend Hände und Köpfe mit der Verkörperung der neuen Ideen beschäftigt. Und die Frage, mit welchen Vermummungen Prinz Karneval und seine lustigen Mitwirkenden die Welt überraschen und ergötzen sollen, tritt in den Vordergrund des Interesses. Der Bildner, der sich den Sommer hindurch mit dem Ausschmücken von Häuserfronten beschäftigt hat, ist zur Stelle und harrt der Anweisungen. Inzwischen erblickt das „Gerüst", ein





4. **Das Entstehen der Gipsform.**



5. **Das Abteilen des Modells in zwei Hälften.**

Erzeugnis des Zimmerers, das Licht der Welt. Dann, sobald man sich darüber einig geworden, ob die Maske grinsend oder freundlich lächelnd oder grollend in die Welt hineinschauen und ob sie mit einer griechischen, einer römischen oder einer Stumpfnase ausgestattet sein soll, geht der Bildformer an die Arbeit. Das „Gerüst“ wird mit Schellack bestrichen, damit das Modellierte sich dem Holz anschmiegt, und bald entschwindet das Gestell den Blicken unter einer formlosen Tonmasse, die in der geübten Hand des Modelleurs die Gestalt eines Menschenhauptes anzunehmen bestimmt ist. An dem fügsamen, durch Stützen gefestigten Klumpen beginnt nun der Bildner zu kneten, zu schaben, zu kratzen,



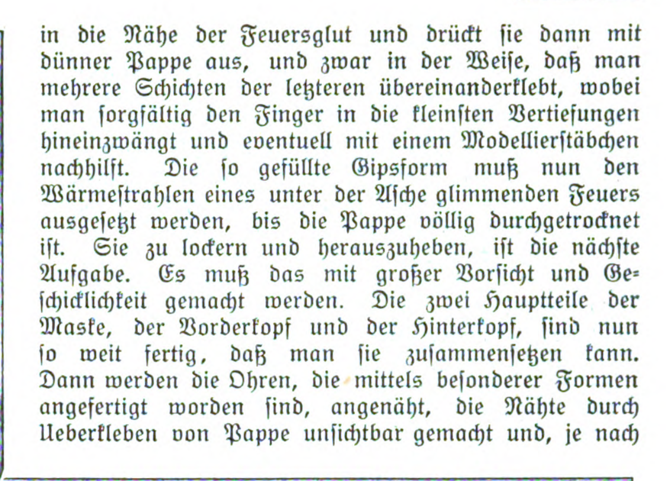
6. **Die Maske nach dem Herausnehmen aus der Form.**

und aus dem leblosen Ton lacht uns bald ein schelmisches braunes Antlitz entgegen, über das dann und wann die Hand des Meisters mit dem feuchten Schwamm fährt, um die Unebenheiten zu entfernen. Dann ist seine Tätigkeit beendet, und weniger erprobte Hände entledigen sich ihrer Aufgabe. Das Abteilen des Modells in zwei Hälften mittels Zinkblechtäfelchen ist der nächste Akt im Entwicklungsgang der Maske. Klatsch, klatsch ... eine derbe Hand schmettert den spritzenden Gips auf das Kunstwerk. Nase, Mund, Augen, Ohren verschwinden unter dem weißen Bewurf, und die Hülle breitet sich weiter aus, bis schließlich nichts mehr zu erblicken ist von des Modelleurs tüchtigem Erzeugnis. Eine



7. **Das Annähen der Ohren.**

schmucklose weiße Kugel präsentiert sich jetzt dem Auge. Man gewährt dem Gegenstand unserer Aufmerksamkeit eine Ruhepause von zwei bis drei Stunden, damit der Gips sich härtet. Mit dem Meißel bricht man dann die beiden durch die Metalltäfelchen geschiedenen Hälften auseinander und entfernt die Tonfüllung der in zwei Teile geschnittenen Gipsform. Zum Zweck des völligen Austrocknens stellt man nunmehr die beiden Formen



in die Nähe der Feuersglut und drückt sie dann mit dünner Pappe aus, und zwar in der Weise, daß man mehrere Schichten der letzteren übereinanderklebt, wobei man sorgfältig den Finger in die kleinsten Vertiefungen hineinzwängt und eventuell mit einem Modellierstäbchen nachhilft. Die so gefüllte Gipsform muß nun den Wärmestrahlen eines unter der Asche glimmenden Feuers ausgesetzt werden, bis die Pappe völlig durchgetrocknet ist. Sie zu lockern und herauszuheben, ist die nächste Aufgabe. Es muß das mit großer Vorsicht und Geschicklichkeit gemacht werden. Die zwei Hauptteile der Maske, der Vorderkopf und der Hinterkopf, sind nun so weit fertig, daß man sie zusammensetzen kann. Dann werden die Ohren, die mittels besonderer Formen angefertigt worden sind, angenäht, die Nähte durch Ueberkleben von Pappe unsichtbar gemacht und, je nach



8. **Aufkleben des Hutes.**

dem was die Maske vorstellt, Hut, Bart oder Haare angeklebt. Schließlich bedarf es noch des Malers, um dem düsteren grauen Gesicht die lebensfrohe Farbe zu erteilen. Das ist der Werdegang der Maske, wie wir deren viele Tausende alljährlich zur Karnevalzeit erblicken. Noch größere Schwierigkeiten aber bereitet die Herstellung der Riesenmasken, wie sie Prinz Karneval selbst zur Schau trägt. Gewöhnlich ist der Kopf „Seiner Majestät" von einem derartigen Umfang, daß mehrere erwachsene Menschen in diesem Platz finden können. Wenn Prinz Karneval, wie alljährlich, den Feuertod stirbt, setzt man ihm einen kleineren Kopf auf, um eines so wertvollen Objekts, wie die Riesenmaske eins bildet, nicht verlustig zu gehen. Mit einigen baulichen Veränderungen kann dieses Kunstprodukt bei einer anderen Gelegenheit von neuem Verwendung für den karnevalistischen Zweck finden.



9. **Der Maler vollendet das Kunstwerk.**

Madame.

Kapriccio von Wera von Huhn.

7 Uhr . . . Madame öffnet ein wenig die Augen und blinzelt mit halbgeschlossenen Lidern ins dämmerige Licht. Mechanisch greift sie nach der Uhr, die auf dem Tischchen neben ihrem Bett liegt — macht schnell die Augen wieder zu und kuschelt sich auf die andere Seite. Sie will unbedingt versuchen, noch ein bißchen zu schlafen und zu träumen — zu träumen von ihm, der der Traum ihres Lebens und sein Inhalt — von Monsieur.

8 Uhr . . . Ninon, Madames zierliche, schwarzhaarige, kleine Kammerzofe, bringt auf silbernem Teller die Post. Neben den Briefen liegt ein Strauß tiefblauer, duftender Veilchen. Der liegt jeden Morgen neben Madames Briefen — so hat es Monsieur befohlen. Aber Madame läßt die Veilchen achtlos auf die seidene Decke gleiten und greift nur nachlässig nach ihren Briefen. Sie hat gleich gesehen, daß kein starkes, weißes Kuvert mit großen charakteristischen Zügen darunter ist, das einen Morgengruß von Monsieur enthalten könnte. Langsam und gleichgültig überfliegt sie ihre Korrespondenz, während Ninon im Zimmer lautlos hin und her huscht und alles für die Toilette vorbereitet, auch den seidenen Kimono zurechtlegt, den Monsieur einst selbst aus dem Land der aufgehenden Sonne mitgebracht hat. Dann geht sie in das anstoßende Badezimmer, und Madame hört das Wasser leise in die marmorne Wanne rauschen.

Derweil träumt Madame weiter — von Monsieur, und ob er heut wohl kommen wird. Sie rechnet: 5 Tage war er schon nicht da — 5 Tage — die Madame einsam und traurig wie ein kleiner verflogener Vogel — an dem lächelnden blauen See zugebracht hat.

9 Uhr . . . Madame springt auf — auf nackten, rosigen, kleinen Füßen läuft sie zum Fenster — stößt beide Balkontüren auf — draußen funkelnd im Sonnenschein liegt der See, und die weißen Häupter der Berge leuchten gleißend darüber.

Madame schlägt die Hände zusammen: „Ninon, Ninon — heut ist schönes Wetter — heut scheint die Sonne so hell, so warm wie bei uns daheim an der Küste unter den Palmenbäumen von Las Palmas! Ninon, Ninon — o heut kommt Monsieur sicher!"

Nun schnell das Bad, und nachher sitzt Madame, in ihren Kimono gehüllt, auf der Terrasse vor ihrem Salon und beginnt ganz langsam zu frühstücken. Sie hat ja Zeit, viel zu viel Zeit, und die Zeit vergeht so langsam — die, in der Monsieur nicht bei ihr ist.

10.30 . . . Madame im fußfreien, weißen Cheviotkleid mit ihren großen, dunkelblauen Kinderaugen und den rostbraunen Haaren, die unter dem großen, schwarzen Strohhut hervorquellen, durchschreitet rasch die Halle, in der blonde Engländerinnen und in Sportanzügen steckende Amerikaner sitzen und der reizenden Erscheinung bewundernd nachschauen. Madame will ihre von Monsieur gewünschte Morgenpromenade machen.

Jean Baptiste geht immer 5 Schritte hinter seiner Herrin. Monsieur sieht nicht gern, daß Madame allein in den Bergen und am See spazierengeht — daß Madame sich mit anderen Gästen des Hotels anfreundet und ihnen anschließt — das will Monsieur erst recht nicht.

So geht Madame immer allein — den weißhaarigen, schweigsamen Jean Baptiste in seiner schwarzen Livree hinter sich.

Und während Madame am Seeufer dahinschreitet, überfliegen ihre Augen achtlos die Schönheit, die sie umgibt, und sie zählt nur wieder und wieder die Stunden — wie viele von ihnen noch verstreichen müssen — bis zu der Stunde, in der sie endlich Monsieur erwarten kann . . .

Beim Dejeuner sitzt Madame allein in einer Ecke des Speisesaals — auch das hat Monsieur so angeordnet. Jean Baptiste steht während der Mahlzeit hinter dem Stuhl seiner Herrin, gleichsam als wolle er sie vor den vielen Blicken, die zu ihr hinüberfliegen — scheuen, bewundernden — dreisten — begehrenden — schützen. Rings um Madame ein Plaudern, ein Lachen, ein Scherzen, ein Flirten. Alle Tische im großen Speisesaal sind besetzt, und der strahlende Sonnenschein läßt alle Menschen heiter aussehen. An großen Tischen sitzen sie zusammen — dann wieder an runden kleineren — oder auch nur zu zweien — und schauen sich fröhlich oder verliebt in die Augen.

Nur Madame ist allein. — —

Aber heut ist sie nicht traurig darüber — sie weiß ja genau — heut abend ist sie nicht mehr einsam — heut abend sitzt Monsieur ihr gegenüber und neigt grüßend den Kelch zu ihr und schaut ihr tief in die Augen, mit dem siegessicheren, lachenden Blick, der ihm Madames ganzes Herz unterjocht hat . . . O — und nachher muß er mit ihr im Mondschein am Seeufer spazierengehen, und da, angesichts der ewigen Berge, muß er Madame in seine Arme nehmen, ganz fest, und sie küssen — so küssen, daß sie all die Einsamkeit der langen, bangen Tage und Nächte darüber vergißt.

Madame schält noch eine Pfirsich — zerbröckelt mit ihren schmalen, rosigen Fingern einen Kuchen — alles, um den Moment hinausschieben, in dem sie wieder in ihrem einsamen Zimmer sein wird, in dem sich die Stunden zu Ewigkeiten dehnen.

2 Uhr . . . Nun hilft es nichts — Madame muß sich erheben.

Jean Baptiste serviert ihr den schwarzen Kaffee in ihrem Salon und bringt wieder Briefe und Zeitungen mit herauf. Madame hat früher nie gewußt, daß die Lektüre von ein paar Zeitungen sich so in die Länge ziehen läßt.

Sie schreibt nun selbst ein paar Briefe und Ansichtskarten — dazwischen blinzelt sie immer nach der Uhr, die neben ihr liegt. Aber die Uhr will heute überhaupt nicht vorwärts gehen.

Madame ruft nach Ninon: „Ninon, Ninon, sage mir schnell, wie spät es bei dir ist. Meine Uhr muß stehengeblieben sein. Sie zeigt erst drei Viertel drei!"

„Jawohl, Madame. Später ist es noch nicht."

Madame seufzt ungeduldig.

„Es ist gut, Ninon!"

Madame versucht zu schlafen, aber es geht nicht. Madame versucht zu lesen, aber nach ein paar Seiten merkt sie, daß sie gar nicht weiß, was sie gelesen hat.

Noch ein Brief — noch eine Ansichtskarte . . .

Auf den Ansichtskarten steht immer, wie schön es hier am See sei — in den Briefen das gleiche — nur etwas ausführlicher.

4.30 . . . Endlich . . .! Madame springt auf. Nun kann sie beginnen, Toilette zu machen — liebe-



volle, sorgfältige Toilette, mit all dem Entzücken und der Freudigkeit, die nur die junge, ihrer Schönheit bewußte Dame, die den Geliebten erwartet, bei dieser Beschäftigung kennt.

Ninon läuft eilfertig hin und her, bringt die seidenen Strümpfe, wie Spinnweb so fein, bringt die zierlichen, glänzend schwarzen Lackschuhe mit den großen goldenen Schnallen darauf — den knisternden, spitzenüberrieselten Jupon — ein Duft von köstlicher Seife und feinem Toilettewasser schwebt über dem koketten Raum.

Auf der seidenen Decke des niedrigen, breiten englischen Betts — auf den zierlichen weißen Lackmöbeln — überall liegen duftige, zarte Herrlichkeiten verstreut.

Madames rostbraunes Haar fällt bis zu den Knien herab — vorsichtig gleitet Ninon mit der Bürste über die lockige Pracht.

„Den Knoten etwas tiefer, Ninon, du weißt doch, daß Monsieur neulich sagte, er kleide mich besser so. Und keine Locke in die Stirn, das mag Monsieur nicht."

Ninons geschickte Finger glätten, locken, zupfen, streichen —

5.15 . . . Wenn Monsieur heute kommt — muß er jetzt bereits unterwegs sein. Wenn er kommt — ja, wenn . . . Aber Madame will heute ganz fest an sein Kommen glauben. Das Wetter ist so schön, die Sonne scheint so hell — das ist sicherlich ein gutes Omen!

Ach — und dann ist Madame so allein — Madame hat so schreckliche Sehnsucht nach Monsieur — solch eine Sehnsucht, daß es ihr direkt im Herzen weh tut — das muß Monsieur ja fühlen, das muß ihn zu Madame ziehen.

„Was für ein Kleid, Madame? Das weiße, mit der englischen Gipüre? Oder das pastellblaue Chiffonkleid? In dem Chiffonkleid sieht Monsieur Madame immer besonders gern."

Aber Madame schüttelt den Kopf.

„Er hat mich schon zu oft darin gesehen. Nein, gib mir lieber das mattrosa Leinenkleid, das erst neulich aus Paris gekommen ist — das kennt Monsieur noch nicht. Aber schnell, Ninon, schnell, sonst kommt Monsieur, noch ehe wir fertig sind."

Madame steht vor dem Spiegel.

„O Ninon, Ninon, das Kleid steht mir aber heut nicht, kein bißchen steht es mir. Monsieur muß mich ja abscheulich finden. Schnell gib das weiße Gipürekleid, aber schnell, Ninon, schnell!"

Ninon öffnet behend Haken und Oesen — Madame stampft vor Ungeduld mit dem Fuß: „Aber so eil dich, Ninon, so eil dich doch!"

„O Madame, es ist noch so früh — vor einer halben Stunde kann Monsieur gar nicht hier sein."

Das geschmähte Kleid ist zu Boden geglitten — vorsichtig streift Ninon die weiße Herrlichkeit über.

„Den Rosenhut bereitlegen, Ninon. Nach der langen Fahrt wird Monsieur sich zuerst etwas Bewegung machen — spazierengehen wollen. Und nun, Ninon, schau mich an, seh ich gut aus?"

Ninon ist eitel Bewunderung.

„Entzückend, Madame. Schöner denn je. So rosige Wangen und so strahlende Augen! O, wie wird Monsieur glücklich sein, Madame so schön zu sehen!"

Madame steht noch immer vor dem Spiegel. Nein, sie gefällt sich heute nicht — kein bißchen gefällt sie sich. Aber sie ist nie mit sich zufrieden, wenn sie Monsieur erwartet. Hier noch eine Nadel — ein paar Tropfen Parfüm — die Veilchen in den Gürtel — die Monsieur an ihr zu sehen liebt. Und nun geht Madame in den Salon und versucht, ein gleichgültiges Gesicht zu machen. Monsieur darf doch nicht merken, wie sehnsüchtig, wie ungeduldig er erwartet wird. — Monsieur so kühl — so selbstbeherrscht, der so gern spöttisch zu Madame sagt: „Nur keine Leidenschaft, mein Kind, nur keine große Leidenschaft. Wir sind hier nicht in deinem heißblütigen Vaterland."

Aber Madame lacht leise in sich hinein. Sie hat es schon erlebt, daß Monsieur die ganze große Selbstbeherrschung, auf die er so stolz, vergessen hat, das war damals — damals, als er so heiß um Madames Liebe warb und Madame nur gerade erst anfing, sich ein ganz klein wenig für den großen, schlanken, blonden Deutschen zu interessieren, und nicht daran dachte, daß aus diesem Interesse etwas anderes entstehen würde als ein Flirt — ein kleiner, belangloser Flirt, dem sie jeden Augenblick ein Ende machen könnte . . . O — was war Monsieur damals verliebt — verliebt und eifersüchtig und immerfort in ihrer Nähe und um sie herum. Eigentlich viel mehr als später, nachdem es ihm gelungen, sich ihr kleines, leidenschaftliches Herz und die ganze Glut ihres südlichen Temperaments zu eigen zu machen.

5.50 . . . Jetzt ist der Zug, der Monsieur bringen muß, eingelaufen. O, warum hat er ihr nur ein für allemal verboten, auf den Bahnhof zu gehen — nach ihm auszuschauen — ihn zu erwarten!

Und ganz plötzlich fühlt sie mit unbedingter Sicherheit: Monsieur ist nicht gekommen — er ist nicht unter denen, die von dem kleinen roten Bahnhofsgebäude jetzt eifrig der Stadt zustreben.

Aber sie wehrt sich gegen das Vorgefühl: Nein — nein, heute habe ich Glück! Fünf Tage war er nicht bei mir. Heute — heute kommt er gewiß!

5.55 . . . Madame steht an der Tür und lauscht atemlos — lauscht, ob sie nicht auf dem weichen, roten Läufer Schritte sich nahen hört.

Jetzt — jetzt muß er ja jeden Augenblick da sein!

Da — Schritte. Madame vernimmt sie ganz deutlich. Ihr Herz steht still. Die Schritte kommen näher — entfernen sich wieder — ein paar Türen weiter ein Klopfen.

6 . . . Madame rechnet. Ist er in drei Minuten nicht bei ihr, dann ist er überhaupt nicht gekommen — dann liegt wieder ein trauriger, einsamer, endloser Abend und ein nur von der Erwartung belebter Tag vor ihr — nur daß das Warten von Tag zu Tag trauriger und hoffnungsloser wird.

Ihr Gesichtchen ist weiß wie ihr Kleid — die kleine Uhr bebt in ihrer Hand.

6.5 Minuten. Da — Schritte — Schritte — bis heran zu ihrer Tür. Ein Klopfen. Madame reißt sie strahlend auf: „O Liebster, Liebster, endlich! Du bist doch gekommen!"

In der Tür steht Jean Baptiste. Auf dem silbernen Teller in seiner Hand liegt eine Depesche.

„Ein Telegramm für Madame."

Mit matten Händen öffnet sie — sie kennt den Inhalt auch ohne dies.

. . . Monsieur kommt heute nicht . . .

Das Blatt sinkt zu Boden. Leise schließt Jean Baptiste die Tür. Madame ist wieder allein . . .



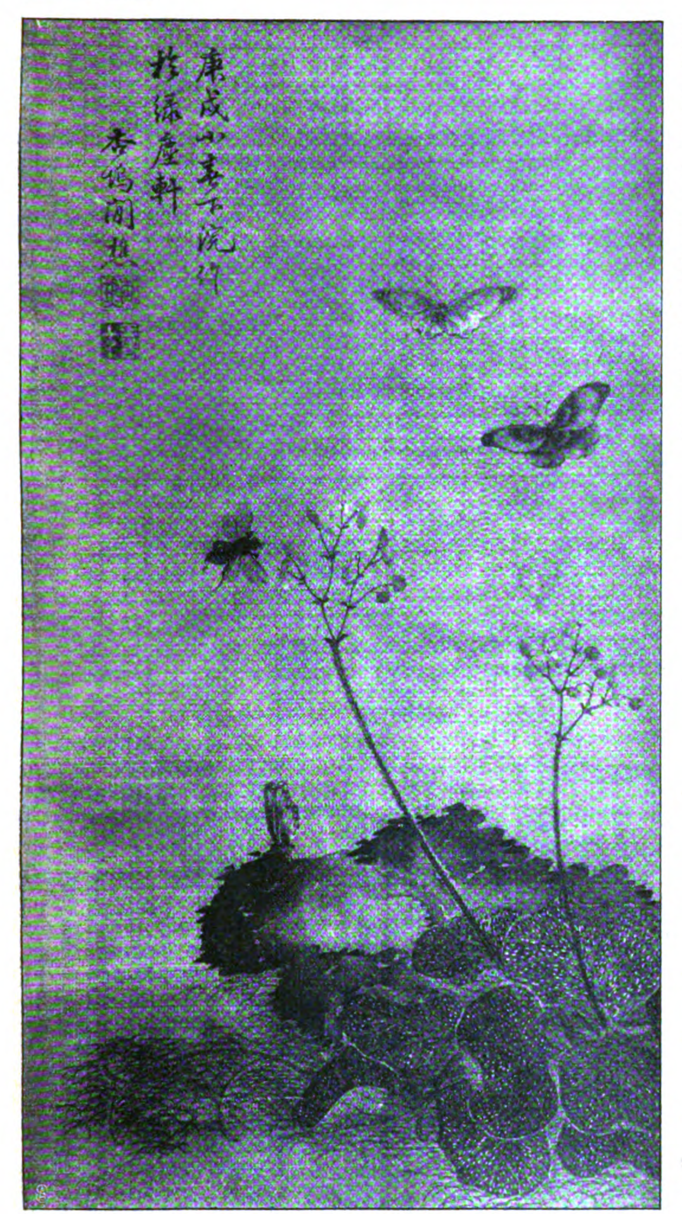
Chinesische Tierbilder.

Von Prof. Dr. L. Heck, Direktor des Berl. Zool. Gartens. Mit 8 Aufn. aus der Wegenerschen Ausstellung.

Sie waren seit je meine Lieblinge im Verein mit ihren japanischen und indischen Form- und Geistesverwandten; denn etwas Köstliches haftet ihnen an, ein feiner Reiz strömt von ihnen aus. Den empfinde ich beim Anschauen jedesmal wieder mit dem gleichen Genuß, und schon oft habe ich mich gefragt, wie es wohl kommen mag, daß ein Mensch, der wie ich sein Auge für die lebende Tierform durch jahrzehntelange Uebung geschärft hat, von einem Japaner, Chinesen, Inder, Altägypter nie mit einer Tierdarstellung unangenehm berührt wird trotz einer gewissen unverkennbaren Gebundenheit in der Darstellungsweise. Alles kunstgeschichtliche Rüstzeug liegt mir fern, ich kenne weder eine dieser Schulen noch ihren Meister; für mich bleibt nur das immer wiederkehrende Erlebnis, daß ich alles sehr wohl vertragen kann, was die Künstler dieser alten außereuropäischen Kulturkreise mit dem Tier als künstlerischen Vorwurf angeben, daß ich mir gern gefallen lasse, was sie sich damit erlauben, ja daß ich, der Tiergärtner, der nur mit der tierischen Wirklichkeit zu tun hat, sogar von ihren Fabelwesen entzückt bin. Und von diesen vielleicht am allermeisten! Das darf doch wohl als ein Anzeichen dafür gelten, daß hier eine überragende — für uns und den griechisch-römischen Kulturkreis überragende — Kraft lebendig ist, das Wesentliche der verschiedenen Tiererscheinungen festzuhalten. Und nicht nur das, sondern noch mehr: nämlich dieses Wesentliche ohne empfindlichen Verlust in die überlieferte Darstellungsform umzugießen! Wie verstehen es doch diese Künstler, ihre ganze Komposition den obligaten langen, senk- oder wagerecht aufzurollenden Papierflächen anzupassen! Wie natürlich, man möchte sagen: selbstverständlich sitzt da jeder Vogel auf seinem Zweig, zu dem man den Stamm entweder gar nicht oder nur sehr unvollständig sieht! Man weiß oft gar nicht, woher die Aeste und das Blattwerk, die Ranken und Blumen kommen; aber man vermißt nichts, man hat das unbedingt sichere Gefühl, ein vollkommen befriedigend geschlossenes Kunstwerk vor sich zu haben, und man genießt dieses, ohne nach irgend etwas weiter zu fragen. So auch die chinesischen Tierbilder. Man sehe nur die Wachteln an! Es ist die Mittelgruppe, herausgenommen aus einer größeren Anzahl auf einem panoramaartigen Breitbilde, wo Vogel neben Vogel steht; aber wie! Keine Spur von der Langweile, die man bei einer solchen bandförmigen Darstellung für unausbleiblich halten möchte! Jeder einzelne Vogel gibt und bewegt sich vollkommen natürlich: es ist, als ob man am Rande eines Kornfeldes auf dem Wege stände, wo gerade ein Trupp der kleinen Schläger, vielleicht zum Sandbad, ins Freie hinausgetrip-

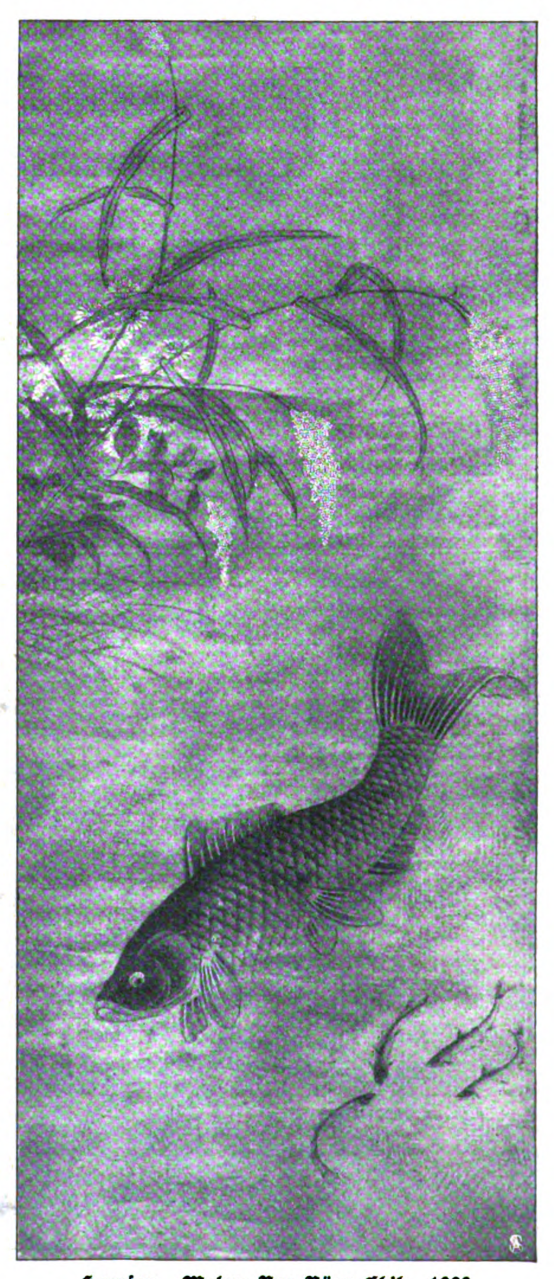


Kraniche. Maler: Chi-ying-chao.



Blumen und Insekten. Um 1800.

pelt ist. Und dabei sind die einzelnen Figuren nicht einmal sehr peinlich durchgearbeitet; im Gegenteil: als Anschauungsmittel für Vogelanatomie und Gefiederkunde könnte man sie nicht benutzen. Aber das Wesentliche und Kennzeichnende der äußeren Erscheinung der Wachtel, das ist alles da, und mehr verlangt man wahrlich nicht, wenn man nicht mit der trocknen Seele des wissenschaftlichen Philisters an die Kunst herantritt. Aber dieses Wesentliche und dieses Kennzeichnende, das muß auch da sein! Ich kann mich nun und nimmer zu der Lehre bekennen, daß der Künstler kraft seiner Kunst das Recht habe, mit allen seinen Vorwürfen, also auch mit dem Tier umzuspringen, wie er Lust hat; ich lebe vielmehr der festen Ueberzeugung, daß, wenn irgendwo, dann hier, in der Beschränkung der Meister sich zeigt. Ein solcher wird dem Tier nichts zumuten, was gegen sein Wesen geht: Er wird den Bären, der im Leben deshalb nicht weniger urgewaltig aussieht, weil er sozusagen ein Wollsack ist, nicht zum nackten Athleten machen, und er wird den Löwen, dessen Wirklichkeitsbild von Kraft und Majestät nicht im geringsten dadurch leidet, daß ihm, wie es nun einmal Katzenart ist, die weiche Haut mehr oder weniger lose auf dem Körper sitzt — er wird den Löwen nicht so darstellen, als ob ihm die Haut abgezogen und er bereits als Muskelpräparat aufgestellt sei. Er wird ihm auch, wenn er ihn aus schwarzer Bronze gebildet hat, nicht weißgelbe Augen einsetzen und ihm die Mähne nicht wie plattgedrückte Wattebäusche an die Kehle kleben. Alles unbeschadet der echten künstlerischen Vereinfachung des Motivs, deren Berechtigung, ja Notwendigkeit ich auf das lebhafteste mitempfinde. Es kommt nur darauf an, wie es gemacht wird! — Was unser leider schon dahingeschiedener Leistikow mit der Grunewald- und märkischen Landschaft gemacht hat,



Karpfen. Maler: Yao-Yüan-Chih. 1800.

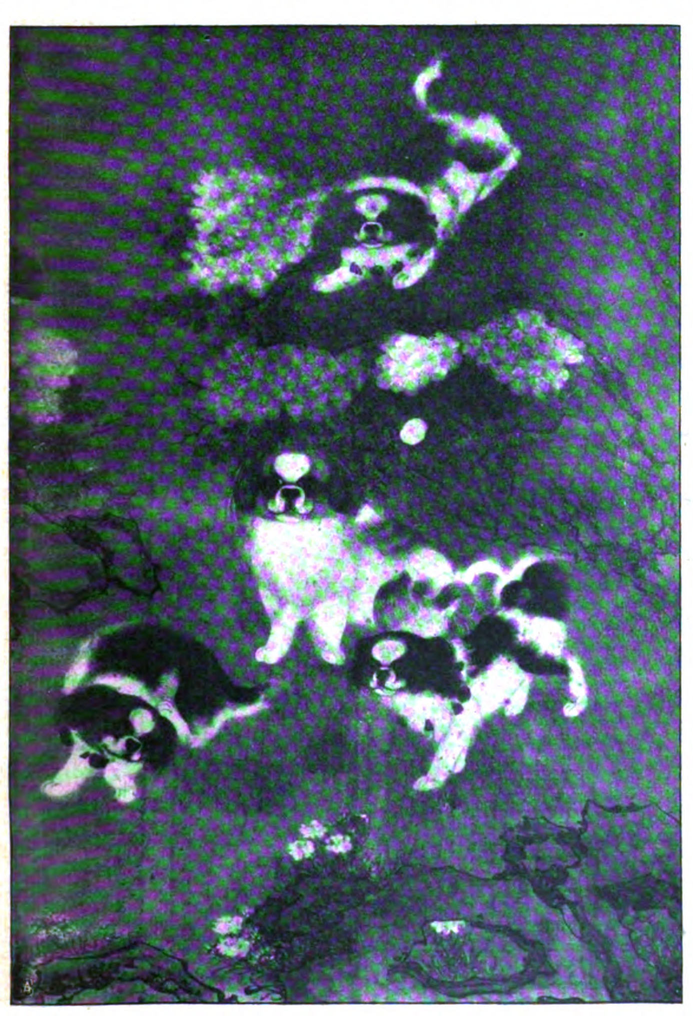
das soll nur jeder Künstler getrost mit dem Tier machen, und das kann man machen! Beim Löwen habe ich es 1900 auf der Pariser Weltausstellung in dem großen Lichthof für Plastiken gesehen an einem steinernen Löwenpaar von Gardet, wo die Löwenmähne auf so wenige Haarsträhnen vermindert war, daß man diese leicht zählen konnte. Aber diese wenigen Haarsträhnen waren so ausgeführt und angeordnet, daß sie sich zum uneingeschränkten Eindruck der vollen Löwenmähne vereinigten, und sie veränderten die Außenlinie der ganzen Tiererscheinung nicht gewaltsam. Der Löwe blieb Löwe in allem Wesentlichen und Kennzeichnenden, und ein Aussuchen, Zurückbehalten und Wiedergeben dieses Wesentlichen und Kennzeichnenden im Abbild, das und nichts anderes kann doch wohl nur die Aufgabe der künstlerischen Vereinfachung des Motivs sein! Diese Aufgabe versteht man übrigens doch heute auch hier bei uns zu lösen: ich wüßte mir dafür neben Geygers Malaienbären kein schöneres Beispiel als Gauls römische Ziegen und Schafe, seine Pelikane, seinen Strauß. Bei den Ziegen und Schafen, auch bei den Pelikanen welche Einfachheit in den Außenlinien und der Behandlung der Oberfläche, des Haar- und Federkleides! Aber welches Leben in dieser Ruhe: man erwartet jeden Augenblick, daß der Rippenkorb der Ziege im Atmen sich hebe! Und die gleichen Vorzüge finde ich bei den Mittagsruhe haltenden Höckergänsen unserer chinesischen Tierbilder aus der Wegenerschen Ausstellung wieder, die sich leider dem ganzen Zustand und der Farbengebung nach nicht zu photographischer Vervielfältigung eignen. Wir bringen dafür ein Gegenstück: die einzelne ruhende Gans, die ihr Gefieder ordnet. Mit diesen Tieren ruht man mit! Es ist gar nicht viel angegeben von dem Gefieder außer der Grauscheckung; aber die ganzen Außenlinien sind so unglaublich fein und lebenswahr geführt, daß man hineinfassen zu können meint in die Gänsefedern. Aehnlich die großen, weißen Kraniche, deren Stellungen manchem vielleicht schematisch erscheinen mögen, weil er sie schon oft so gesehen hat. Aber diese Prachtvögel tun und haben sich eben so, genau so, wenn sie den schmetternden Ruf aus der Luftröhre ausstoßen, die wie eine Tuba im hohlen Brustbeinkamm aufgewunden ist, und wenn sie sich putzend im Gefieder nesteln, dabei die Flügel mit den hintersten, zu Schmuckfedern verlängerten Armschwingen etwas lüften. Aehnlich fein ist die Darstellung der kleinen bläulingartigen Schmetter-

Katzen im Zimmer. Maler: Chên-chü-chung. Um 1600.



Wachteln.

linge und der Biene, die eine Blütenstaude umschweben, und das Bild mit dem großen Karpfen und den vier kleinen Elritzen. Der große Fisch muß ja mit seiner Körperhaltung dem traditionellen Chinesenschnörkel in der Wiedergabe der Wasserwellen wohl ein gewisses Zugeständnis machen; desto freier und lebendiger ist dafür die Darstellung der vier kleinen



Peking-Hündchen. Um 1700.



Pferde in Landschaft.

trotz aller feinen Mäßigung im Ausdruck. Gewiß ist auch diese Gruppe komponiert und arrangiert; aber zugleich sieht man es leibhaftig vor sich, wie die hellen, schlanken Fischkörperchen in der Strömung stehen, um irgendeinen Futterbrocken





Weiße Gans. Maler Pien-ching-chao.

herum, leise schlängelnd und die Flossen rührend. Die größte Stärke der Chinesenmaler scheinen mir aber doch die Haustiere; scharfes Naturbeobachterauge und nationale Kunstbrille sozusagen arbeiten da zur reizvollsten Wirkung zusammen. Da ist ein kleines Bild mit zwei Pferden: ein Schimmel liegt schon am Boden und wälzt sich, wie es freigelassene Pferde zu tun pflegen; ein Schwarzscheck steht noch aufrecht. In einer ganz eigentümlichen Stellung, als ob er schlecht gezeichnet wäre. Aber er will sich gerade legen, und dieser Augenblick ist mit einer stupenden Schärfe getroffen wie mit Momentphotographie. Zum Schluß das Hunde- und Katzenbild, nächst den Gänsen meine Lieblingstücke! Wie da die rot- und schwarzweißen Hundefigürchen zwischen die Blätter und Blumen hineingesetzt und mit der Umgebung zusammengestimmt sind, das ist zum Entzücken, und wenn man sich's anschaut, lernt man zugleich, wie die Chinesen ihr nationales Schoßhündchen, den Peking Spaniel, haben wollen im Gegensatz zu dem verfeinerten, überfeinerten Japaner. Trotz aller Kleinheit möglichst stämmig, untersetzt und breitköpfig, mitten auf dem dicken Querschädel eine weiße Herzzeichnung. Die Angorakatzen wiederum sind dem Freunde der Tierseele und ihrer Regungen zu Dank gemalt. Ueber das Hinterbein der großen, sich krauenden Katzenfigur auf dem Tische läßt sich vielleicht streiten; aber die Raufenden unten am Boden und das verliebte Pärchen rechts im Vordergrunde sind köstlich. Der helle Kater ist offenbar noch etwas unschlüssig, ob er als Stärkster den Streit schlichten oder mit der dunklen Kätzin den „tertius gaudens" spielen soll; sie schmiegt sich aber, zart miauend, bereits so innig an ihn an, daß ihm die Wahl nicht schwer werden kann.

Wie ein Zoologe, Tiergärtner und Tierliebhaber diese und andere Tierkunst ansieht, das sollten die vorstehenden Zeilen schildern. Mehr möge man von ihnen nicht verlangen!

Der Skidreß.

Von Louise Schupp. — Hierzu 4 photographische Aufnahmen von H. Traut.

Das Geheimnis der eleganten Frau besteht darin, daß sie nicht nur bei besonderen Gelegenheiten glänzend und kostbar gekleidet erscheint, sondern ihre Persönlichkeit immer und überall mit der Umgebung harmonisch in Einklang zu bringen weiß.

Ein Sportkostüm kann nur dann gut wirken, wenn es dem Zweck gut angepaßt ist. Leider sind aber oft praktische Kostüme recht unvorteilhaft für die Trägerin. Schönheit und Zweckmäßigkeit in ihrem „Dreß" zu vereinigen, ist eine lohnende, aber auch schwierige Aufgabe für die Frau von Geschmack und Takt. Jedes Sportkostüm soll allen unnützen Aufputz vermeiden, aus Stoffen bester Qualität, von tadelloser Arbeit und gutem Sitz sein. Für die Reiterin und Automobilistin, für die Seglerin und Radfahrerin hat die Mode lange schon passende und reizende Modelle geschaffen. Weniger gut hat es die Bergsteigerin, die in ihrem Anzug, der für Wind und Wetter, Felsen und Eis, Waldgestrüpp und staubige Talwege berechnet sein soll, auch ein wenig nett aussehen möchte. Am schwierigsten ist die Kleiderfrage für die Skiläuferin. Wenn sie Touren machen will — was doch schließlich der Endzweck des Schneeschuhlaufes sein sollte — muß sie mit den gleichen Naturgewalten rechnen wie die Hochtouristin, die aber

im Winter ungleich tückischer sind als im Sommer. Dazu kommen noch die raschen, oft forcierten Bewegungen, die der Skilauf erfordert, z. B. Wenden, Querfahren, Stemmbögen, Schwünge usw. Die Kleidung darf daher vor allem nicht hemmen, muß lose sein.

Am besten ist und bleibt es, im Beinkleid zu fahren. Der Rock hindert immer, faßt zuviel Schnee, wird naß, gefriert und umgibt wie eine steife Glocke die Trägerin. Schlanke Gestalten sehen auch in einem gutgearbeiteten Skibeinkleid beim Laufen vorteilhafter als im Rock aus. Aber eins schickt sich nicht für alle, und an manchen Sportplätzen ist die „Hosendame" direkt unmöglich. Man muß also zu seinem Wintersportkostüm unbedingt einen Rock haben. Er soll kürzer und nicht weiter als ein Radfahrrock, mit festem Besatz, am besten aus Leder, gearbeitet sein. Kurze Jacken sind zum Schneeschuhlaufen unpraktisch, da sie zu wenig gegen das Eindringen des Schnees schützen. Die auf unseren Bildern gezeigte Fasson mit den molligen Mufftaschen, die schneedicht zugeknöpft werden können, ist sehr zu empfehlen. Selbstverständlich müssen auch alle Taschen Schließklappen haben, denn



Pastellblaues Skikostüm.

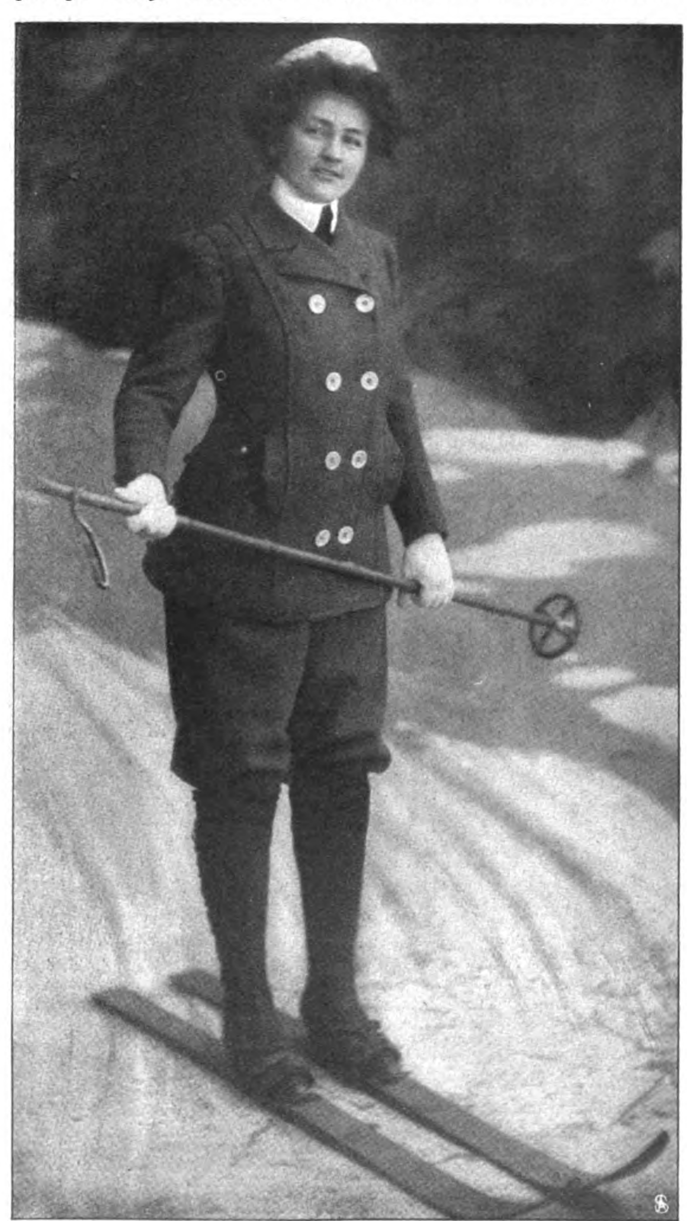
der Schnee ist ein vorwitziger Geselle, der sich überall eindrängt, wo man ihn nicht wünscht. Die Taschenlosigkeit der modernen „robes fourreau" auch auf das Skikostüm zu übertragen, möchte ich nicht anraten. Man denke sich die reizende Situation, wenn eine Skiläuferin ihren Begleiter, der all ihre Habe in Verwahr hat, nicht erreichen kann, weil er an einem Steilhang Bögen übt. Also einige Taschen in der Jacke und in dem Beinkleid, meine Damen! Der Schneider, der Ihr Kostüm arbeitet, wird für dieses Bedürfnis mehr Verständnis haben als die Schneiderin. Der Stoff des Kleides soll nicht rauhhaarig sein, damit der Schnee nicht zu sehr daran



Skidreß aus weißem englischem Wollstoff.

haftet; gestrickte Jacken und Gamaschen sind ebenfalls Schneefänger. Dagegen ist ein Sweater als wärmende Hülle für Ruhepausen unersetzbar und soll auch zum Uebungsplatze mitgenommen werden. Sehr warm müssen Ohren, Hände und Füße verwahrt werden, die sonst leicht erfrieren. Fesch und sehr praktisch ist die Norwegermütze zum Herunterklappen. Man nehme immer außer Wollhandschuhen Reservefäustlinge mit. Der gewandtesten Fahrerin bleibt ein Sturz nicht erspart; dabei machen die Hände die intimste Bekanntschaft mit dem Schnee. Unerläßlich sind Wollstrümpfe, Uebersocken oder Fußschlüpfer, Gamaschen und feste Stiefel oder Lauparsken, die für Hochtouren durch Steigeisen zur Fels- und Eisarbeit brauchbar gemacht werden.

Die meisten Läuferinnen wagen sich ja nicht in die großen Höhen, aber selbst die einfachste Wintertour erfordert sorgfältige Ausrüstung, wenn die Dame nicht an Gesundheit und gutem Aussehen Schaden nehmen will. Der Grund vieler Erkältungen ist zu warme Kleidung. Die sommerliche Touristenunterkleidung genügt. Enge Gürtel und Schnürmieder verbieten sich beim



Das blaue Skikostüm ohne Rock.



Breeches zum weißen Skidreß.

Skilauf von selbst. Der erste Sturz würde zwar nicht der Fahrerin, wohl aber dem Korsett alle Rippen brechen.

Unsere Bilder führen neue, zweckmäßige und elegante Modelle von Skikostümen vor. Am beliebtesten zum Wintersport ist jetzt der weiße Dreß. Da weiße Kostüme aber bei größeren Touren, die uns durch Waldgestrüpp und in nicht immer ganz tadellose Unterkunfts- und Almhütten führen, bald salopp aussehen, ist der Skitouristin mehr ein dunkles Gewand zu empfehlen. Ein pastellblauer Ton beispielsweise wirkt als reizender Farbenkontrast in der Schneelandschaft. — Nun die Skier umgehängt, den Stock zur Hand, und unsere weibliche Jugend kann das glatte Parkett des Ballsaales mit der glitzernden Schneedecke der Berge vertauschen. Skiheil!

Bilder aus aller Welt.



Blick in den Ausstellungsraum.

Die Ausstellung von Werken Emil Orliks im Kunstsalon Gurlitt zu Berlin.



Prof. Benjamin J. Wheeler
wurde zum amerik. Austauschprofessor an der Berliner Universität ernannt.



Fräulein Kirsten-Christensen
wurde in Dänemark mit einem Richteramte betraut



Major Franz Samhaber,
der neue Kommandeur des Münchner Kadettenkorps.

Im Kunstsalon Gurlitt in Berlin ist eine Ausstellung von Werken des böhmischen Malers Emil Orlik eröffnet worden. Der Künstler, der hier nur mit Gemälden vertreten ist, leistet auch Ausgezeichnetes als Radierer und Steinzeichner; auf langjährigen Studienreisen in China und Japan hat er sich mit der östlichen Kunstauffassung eng vertraut gemacht, ein Einfluß, der in sämtlichen Arbeiten des Künstlers deutlich bemerkbar ist.

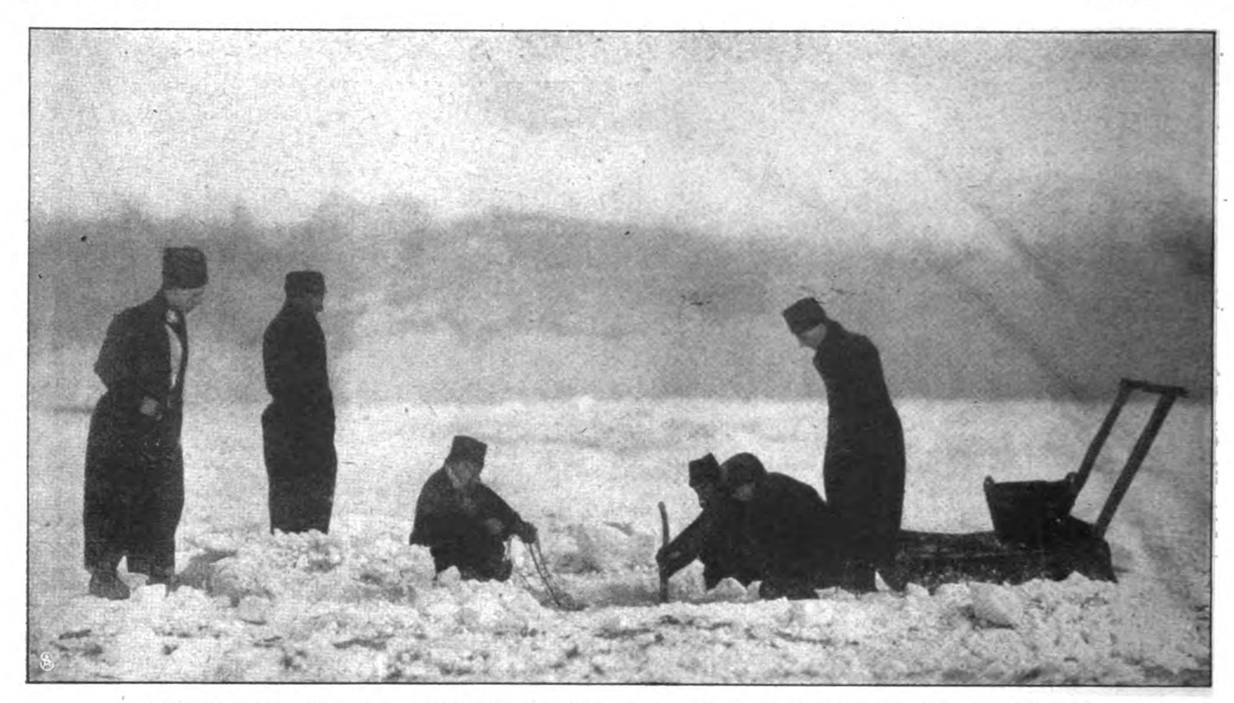
Für das Jahr 1909/1910 ist als Rooseveltprofessor an der Berliner Universität der Altphilologe Benjamin J. Wheeler bestimmt, zurzeit Präsident der Universität von Kalifornien. Prof. Wheeler hat früher in Heidelberg studiert und ist Mitglied des deutschen Archäologischen Instituts.

In Kellerup in Dänemark wurde Fräulein Kirsten-Christensen als bevollmächtigte Vertreterin des Amtsrichters angestellt: die erste Frau, der richterliche Befugnisse zustehen.



Vianna da Motta. A. Wittenberg. A Hekking.

Aus dem Berliner Musikleben: Ein bekanntes Kammermusiktrio.



Volendammer Fischer bei der Arbeit: Das Netz wird durch ein Loch unter die Eisdecke geschoben.

Zum Kommandeur des bayrischen Kadettenkorps wurde Major Franz Samhaber, bisher beim 13. Infanterieregiment, ernannt. Der neue Kommandeur wurde 1863 zu Aschaffenburg geboren und trat 1881 in die bayrische Armee ein.

Unter den Kammermusikvereinigungen Berlins nimmt jenes Trio eine hervorragende Stellung ein, das der Cellist Anton Hekking mit dem Pianisten Vianna da Motta und dem Violonisten Alfred Wittenberg, zwei gleich trefflichen Künstlern, gebildet hat.

Die arbeitsamen biederen Fischerleute an den Ufern des Zuydersees stellen auch bei Schnee und Eis ihre Berufstätigkeit nicht ganz ein. Sie ziehen mit kleinen Schlitten und Netzen aus, hauen ein Loch in die Eisdecke des Sees, in das sie die Netze versenken, und kehren dann häufig mit reicher Beute heim.

Die immer mehr um sich greifende Verbreitung des Automobils, ganz besonders als Personen- und Lastenbeförderungsmittel, hat eine technische Schule in Bristol (England) veranlaßt, einen besonderen Lehrstuhl für Automobiltechnik zu errichten. Mr. William Morgan ist dazu ausersehen, als erster



Auszug zum Spierlingsfang auf dem zugefrorenen See.

Zur Winterzeit am Zuydersee.



William Morgan, London,
wurde zum Professor für Automobiltechnik an der Technischen Schule zu Bristol ernannt.



Paula Somary
vom „Kleinen Theater“, erhielt einen Ruf an das Kgl. Schauspielhaus zu Berlin.

Professor der neuen Wissenschaft zu wirken; er ist dazu trotz seines jugendlichen Alters gut ausgerüstet durch langjährige theoretische wie praktische Erfahrung auf dem so vielseitigen Gebiet der Automobilistik.

Paula Somary vom Kleinen Theater in Berlin ist an das Berliner Königliche Schauspielhaus engagiert worden, wo sie als erste Rolle das Rautendelein in Hauptmanns „Versunkener Glocke“ spielen soll.



Deutsche Weihnachtsfeier in Persien.
Der deutsche Gesandte in Teheran Graf Quadt (×) im Kreise seiner Familie und Weihnachtsgäste.

Daß die Deutschen auch im Ausland das Weihnachtsfest nach gewohntem Brauch feiern, zeigt unsere Aufnahme von dem Weihnachtsabend bei dem Gesandten Grafen Quadt in Teheran.

Zum Direktor des Stadttheaters in Innsbruck wurde Leopold Thurner gewählt, der bisher als Charakterdarsteller an den Berliner Schillertheatern gewirkt hat.

Die Wiener „Volksoper“ hat einen neuen Regisseur in Fräulein Clemy Krauß erhalten, die dieser Bühne seit zwei Jahren als Sängerin angehört.

In Diessen am Ammersee starb, siebzig Jahre alt, der Intendenzrat Georg Lang, der in den siebziger und achtziger Jahren das damals noch König-





Leopold Thurner,
bekannter Berliner Schauspieler, dem die Leitung des Innsbrucker Stadttheaters übertragen wurde.



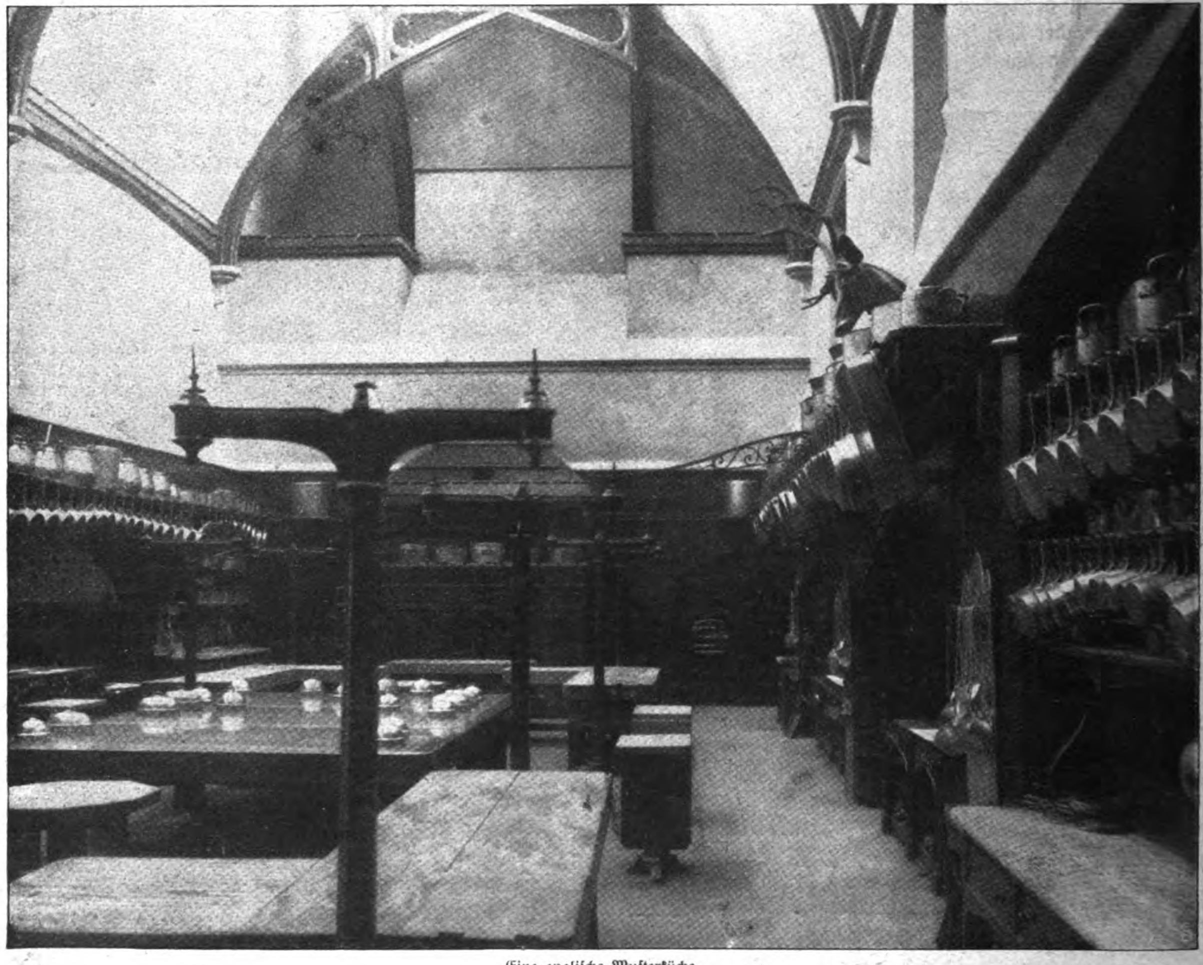
Clemy Krauß,
Regisseuse der Wiener Volksoper.



Heinrich Lang †
ehemaliger Direktor des Gärtnerplatz-Theaters in München.

liche Gärtnerplatz-Theater in München geleitet hat. Er entstammte einer sehr bekannten Künstlerfamilie und betrat schon als Kind die Bühne. Im Jahr 1862 debütierte er am Münchner Hoftheater und bewährte sich dort wie an anderen großen Bühnen als Bonvivant. Im Jahr 1870 übernahm er die Leitung des Danziger Stadttheaters, dann folgte er dem Rufe nach München.

Das stolze alte Königsschloß zu Windsor, das so manchem Wandel im Laufe der Zeiten unterworfen war, ist erst im letzten Jahrhundert einer gründlichen Instandsetzung unterzogen worden, bei der namentlich auch die Küchen-, Vorrats- und Anrichteräume, den Anforderungen einer großen modernen Hofhaltung gemäß, ausgestaltet wurden. Die Küchen liegen in gewölbten Erdgeschossen und enthalten einen schier unerschöpflichen Vorrat an sehr schönen kupfernen Töpfen und Pfannen aller Größen und Formen.



Eine englische Musterküche.
Küchenraum mit wertvollen Kupfergeschirren im Königlichen Schloß zu Windsor.

Schluß des redaktionellen Teils.

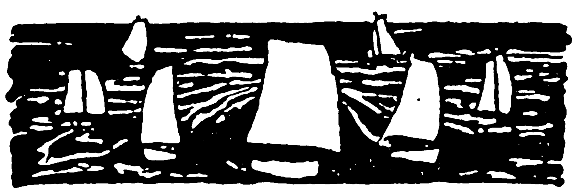
DIE·WOCHE

Nummer 5. Berlin, den 30. Januar 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 5.

Seite

Die sieben Tage der Woche 175
Eindrücke von meinem Aufenthalt in Japan. Von Dr. Sven Hedin . . 175
Beeinflussung des Pflanzenwachstums durch Elektrizität. Von Ingenieur und Privatdozent Dr. Max Breslauer 178
Briefe eines modernen Mädchens 180
Unsere Bilder 181
Die Börsenwoche 182
Die Toten der Woche 182
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen) 183
Entstehung und Behandlung der Infektionskrankheiten. Von Geh. Med.-Rat Professor Dr. H. Tillmanns 191
Droesigl. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda (Fortsetzung) . . 194
Sportübungen auf Schnee und Eis. Von Kurt Doerry. (Mit 11 Abbildgn.) 198
Das Britische Museum in London. Von Henriette Jastrow. (Mit 7 Abb.) 203
Malocchio. Skizze von H. von Beaulieu 207
Pariser Haartracht und Kopfschmuck. (Mit 7 Abbildungen) 211
Holländische Dorfmusik. Von J. A. Doesburg Lannooy. (Mit 6 Abbildgn.) 213
Bilder aus aller Welt 215



Die sieben Tage der Woche.

21. Januar.

Der Reichstagsabgeordnete Graf Hompesch, Vorsitzender der Zentrumsfraktion und ältestes Mitglied des Hauses, stirbt in Berlin (Portr. S. 184.)

Aus Kleinasien kommen Nachrichten von einer verheerenden Erdbebenkatastrophe, bei der auch viele Menschenleben verloren gingen. Der Ort Futscho wurde vollständig zerstört.

Die Stadtverordnetenversammlung von Berlin bewilligt 60 000 Mark zur Bestreitung der Kosten für den festlichen Empfang des englischen Königspaars.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß in Tripolis zwei österreichisch-ungarische Konsulatsbeamte von der Volksmenge insultiert wurden. Der Wali mußte Truppen abordnen, um das Konsulat zu schützen.

22. Januar.

Das von der Ersten Kammer bereits genehmigte neue Wahlgesetz für das Königreich Sachsen wird von der Zweiten Kammer mit 72 gegen 5 Stimmen angenommen.

Aus Washington wird gemeldet, daß das Handelsamt der Vereinigten Staaten gegen die englischen Patentgesetze Protest eingelegt und verlangt hat, die amerikanischen Patentrechte vertragsmäßig zu schützen.

Aus Tetuan kommt die Nachricht, daß durch ein Erdbeben mehrere marokkanische Eingeborenendörfer verschüttet wurden. Mehrere hundert Menschen verloren dabei das Leben.

Bei der Stichwahl zum Reichstag in Siegen-Wittgenstock-Biedenkopf wird an Stelle des christlich-sozialen Abgeordneten Stöcker, der sein Mandat niedergelegt hat, der Nationalliberale mit mehr als 2000 Stimmen Mehrheit gewählt.

Die montenegrinische Skuptschina nimmt einstimmig eine scharfe Protestresolution gegen die Annexion Bosniens und der Herzegowina durch Oesterreich-Ungarn an.

23. Januar.

Aus Johannesburg kommt die Meldung, daß auf der Witwatersrand-Goldmine bei einem Dammbruch 10 Weiße und 150 Eingeborene getötet wurden.

Der Reichstag nimmt die Novelle zu dem Gesetz über die Wechselstempelsteuer in dritter Lesung an.

Das russische Marinegericht verurteilt den General Alexejew wegen Bestechlichkeit zur Dienstentlassung und 10 000 Rubel Geldstrafe.

24. Januar.

In Prag erneuern sich die Ausschreitungen der Tschechen gegen die deutschen Studenten.

In Berlin halten die Sozialdemokraten acht Versammlungen ab, um gegen das preußische Wahlrecht zu protestieren. Daran schließen sich Demonstrationszüge durch die Stadt, an denen sich etwa 25 000 Personen beteiligen.

In Bulgarien wird die achte Division durch Einberufung der Reserven auf volle Kriegsstärke gebracht.

Im Auswärtigen Amt zu Berlin wird ein Uebereinkommen über die Verlängerung der deutsch-belgischen Telegraphenkonvention mit einjähriger Kündigungsfrist unterzeichnet.

25. Januar.

Die bulgarische Sobranje erteilt der Regierung einstimmig ein Vertrauensvotum für ihre auswärtige Politik.

Der Reichstag überweist das Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb einer Kommission von 21 Mitgliedern.

26. Januar.

Das preußische Abgeordnetenhaus lehnt die Anträge auf Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen ab.

27. Januar.

Kaiser Wilhelm II. feiert seinen fünfzigsten Geburtstag.

◇◇◇

Eindrücke von meinem Aufenthalt in Japan.

Von Dr. Sven Hedin.

Heute habe ich Japans alter Hauptstadt Kyoto Lebewohl gesagt und steuere jetzt dem großen Kontinent zu, noch immer in Begleitung von Rev. Hori vom Hongganttji-Tempel, der schon in Schanghai zu mir gestoßen war. Zum erstenmal, seit ich den Fuß auf japanische Erde setzte, regnet es in Strömen, und meine Freunde sagen, daß der Himmel selbst über meinen Aufbruch weint. Zum letztenmal weht die schwedische Flagge über dem Tor, als wir von Swabuns Hotel abfahren. Gegen vierzig Professoren und städtische Beamte sind am Bahnhof versammelt, ein Dutzend Herren begleiten mich nach Osaka und einige sogar bis Kobe, wo wir uns ein letztes Lebewohl sagen. Noch am gleichen Morgen hatte ich aus Tokio, wo man durch die Zeitungen über die Stunde meiner Abreise unterrichtet war, einen ganzen Stoß Telegramme bekommen — artig und gastfreundlich sind die Leute bis zum letzten Augenblick. Und wie dann der Zug aus dem Bahnhof von Kyoto hinausgleitet, ertönt ein schallendes „Bantsaj!", nachdem ich hoch und teuer versprochen, nicht ein-, sondern vielemal wiederzukommen.

Kobe hatte mich zu einem Besuch eingeladen und um einen Vortrag gebeten; da aber die von mir berechnete Zeit schon sowieso weit überschritten war, war

ich gezwungen, hiervon Abstand zu nehmen. Nun hatte der Zug bloß drei Viertelstunden Aufenthalt, während deren ich jedoch Gelegenheit hatte, Herrn und Frau Trotzig und Herrn und Frau Hansen wiederzutreffen. Herr Trotzig ist ein echter Schwede, obwohl er seit fünfzig Jahren in Japan lebt. Die Damen waren entzückend liebenswürdig und brachten mir eine Huldigung in frischen Rosen und Blumen in den schwedischen Farben dar.

Heute ist der 12. Dezember, und mit Wehmut denke ich daran, daß Weihnachten naht und ich bis dahin nicht werde zu Hause sein können. Dies ist das vierte Weihnachtsfest, das mir Asien aus meinem Leben wegnimmt. Sehr leicht hätte ich es so einrichten können, daß ich Weihnachten zu Hause gewesen wäre, da mich nun aber die Japaner behalten wollen, so fühle ich mich sowohl ihnen wie auch meinem eigenen Land gegenüber verpflichtet, Ihnen so viel wie möglich von meinen Erfahrungen mitzuteilen.

Den 12. Dezember.

Am 12. November landete ich in Jokohama. Welch wunderbare Erinnerungen birgt nicht dieser eine Monat! Es ist wie ein Märchen und ein Traum, ich kann kaum fassen, daß es eine Kette wirklicher Begebenheiten gewesen ist, und noch weniger, daß ich es gewesen bin, dem all die glänzenden Feste, Reden, Toaste, Ovationen und donnernden Banzaijrufe gegolten haben. Und doch wie seltsam, so unter gekreuzten schwedischen und japanischen Flaggen zu fahren, in dem Bewußtsein, daß dieses Symbol einer Entente cordiale gediegenerer Art um meinetwillen errichtet wurde. Unbewußt nahm ich immer den Hut ab vor der Flagge, machte Honneur vor den Nationalabzeichen der beiden so weit ab liegenden Länder. Das verstehen die Japaner so gut. Buddhas Heiligtümern und dem Schintotempel nahen sie stets mit entblößtem Haupt, und an den Gräbern der Vorfahren halten sie immer den Hut in der Hand.

Wunderbares Land! Erwache, liebenswürdiges, lebensfrohes Volk! Wie alt, verlebt und regengrau kommt einem nicht das Leben in den anderen Ländern Asiens vor, im Vergleich zu dem Lande der aufgehenden Sonne, wo die Männer alle still und pflichtgetreu arbeiten und die Frauen alle lächeln, auch wenn der Regen in Strömen aus einem bleigrauen Himmel herniederstürzt.

Mehr als zwölf Jahre habe ich auf asiatischem Boden gelebt, habe Asien die besten Jahre meines Lebens geschenkt. Aber nichts von allem, was ich erlebt habe, kann sich messen mit den Erinnerungen, die ich jetzt aus dem Lande der Kirschbäume und der Chrysanthemumblüten mit nach Hause bringe. Man glaube nicht, die Atmosphäre der Festbankette habe mich berauscht oder der feurige Duft des schäumenden Champagners oder der Lobgesang, den vornehme Herren in bunten Bändern und glänzenden Uniformen anstimmten, als hätte ich einen Kontinent erobert, anstatt ein einsamer Wandersmann zu sein in der Tiefe der Sandwüsten und der Heimat des ewigen Schnees.

Neunundsechzig, sage 69 Bankette, Dejeuners, Empfänge und Veranstaltungen aller Art im Laufe von 30 Tagen ist sicher ein Rekord in seiner Art, aber man glaube nicht, daß es nur die edelsten Schätze des Meeres und des Festlandes, nur das seltenste Gold der Trauben gewesen sei, womit ich überschüttet wurde — ach nein, so viel, viel mehr ist es gewesen, aber für mich ist es schwer, davon zu reden, schwer, es zu beschreiben, und schwer zu verstehen für den, der nicht selbst zugegen gewesen ist und sich seine eigenen Gedanken hat machen können. Denn es gibt Fäden, stärker als die Drähte, die den elektrischen Strom leiten, die die Menschen miteinander verbinden, auch wenn sie Antipoden sind, verschiedenen Rassen angehören, verschiedene Sprachen sprechen und verschiedene Götter anbeten. Japans Lob ist sowohl von gewöhnlichen wie akademischen Poeten gesungen worden, und über dem Land der aufgehenden Sonne, über Nippon, dem Lande der Blumen und Tänzerinnen, schwebt ein bezaubernder Schimmer, gesättigt mit Poesie. Dem oberflächlichen Beobachter trübt dieser Schleier den Blick. Japan ist nicht nur ein Gedicht, dem Schoß der Ostmeere entstiegen und umbraust vom Lied der salzigen Wogen. Innerhalb dieser pittoresken Klippen und der zerrissenen Küste lebt ein Volk mit festem Glauben an eigene Kraft und Größe, ein Volk, durchdrungen von Loyalität, Pflichtgefühl, Ausdauer und Vaterlandsliebe, ein vorwärtsschreitendes, strebsames Volk, wach, aufgeklärt und erfahren in allen Lebenslagen. Ein Volk, das in staunenswerter Geduld Jahre opfern kann, um die minutiösesten Figürchen in Elfenbein auszuschneiden oder lackierte Schachteln zu polieren, das aber, wenn es gilt, auch im Handumdrehen eine der stärksten Panzerflotten der Welt ins Treffen führen kann; ein Volk mit unermüdlicher Ausdauer hinter dem Pflug, das mit liebevollen Händen seinen Reis und seine Bohnen baut, das aber auch, wenn das Vaterland ruft, ohne Zaudern bereit ist, die mandschurische Ebene mit seinem Herzblut zu tränken und seine Gebeine unter fremder Sonne bleichen zu lassen.

Etwas, was mich oft frappierte, war, daß die Japaner so wenig Wesen aus den Männern machen, die erst jüngst mit der Spitze ihrer Schwerter und dem Feuer ihrer Kanonen die Weltgeschichte geschrieben haben. Als wir vor einem Monat den Schintotempel des Helden Kusunoki zu Kobe besuchten, sagten mir viele meiner Freunde, daß, wenn Admiral Togo einmal stirbt, sicher ein solcher Tempel zu seinem Gedächtnis errichtet werden wird. Aber wenn man selbst in starken Worten seine Bewunderung für diese Männer zum Ausdruck bringt, so ist kaum jemand da, der darin einstimmt, und zwar deshalb, weil die Japaner der Ansicht sind, daß diese Männer nichts weiter als ihre Pflicht getan haben, und Pflichterfüllung ist ja die natürlichste Sache der Welt, gar nicht wert, darüber Worte zu machen.

Während der letzten Tage in Kyoto beratschlagten wir lange über die Auflage meines nächsten Buches, das, wie auch die zwei vorhergehenden, auf japanisch herauskommen soll. Man sagte mir, es sei so Usus, daß ein berühmter Name als kernfrisches Motto das Titelblatt ziere. Itos und Yamagatas Namen sind recht gebräuchlich. Ich schlug Togo oder Oku für mein Buch vor, aber man lächelte nur und sagte mir, daß diese Männer wenig oder gar nichts mit der Geographie zu tun hätten, und daß das Publikum diese Namen sicher als eine Spekulation des Verlegers auffassen würde. Dagegen wurden Prinz Kan'in oder General Fukuschima zum Motto, der Universitätsrektor Baron Kikuchi zum Vorwort und der Oberpriester Graf Otani zum Schlußwort vorgeschlagen. Natürlich gab ich meine Zustimmung und gab zu verstehen, daß ich wünsche, daß das Buch eine Form erhalte, die vollkommen mit dem japanischen Geschmack übereinstimme. General Fukuschima ist einer



meiner besonderen Freunde, ich kannte ihn schon von Berlin her, wo ich ihn 1892 bei Oberst Frödling traf, kurz bevor er seinen berühmten Ritt durch Sibirien antrat.

Nun möchte ich jedoch auch einige Worte über meine persönlichen Eindrücke in Japan sagen. Die Aufgabe ist keineswegs leicht, denn darüber ließen sich Bände schreiben. Und ich habe nur Zeit, in aller Kürze einiges darüber mitzuteilen.

Ich will mit dem schwedischen Gesandten anfangen. Unser Land könnte wohl durch keinen geeigneteren Mann vertreten sein als durch den Gesandten G. O. Wallenberg. Unsere Interessen werden mit größter Pünktlichkeit wahrgenommen, Herr Wallenberg ist unermüdlich tätig, um für schwedischen Handel und Unternehmungsgeist neue Bahnen und Möglichkeiten zu finden und zu verfolgen. Der Gesandte hat keineswegs Zeit gehabt, unter der Sonne des Ostens grau zu werden, aber er hat doch reiche Erfahrungen sammeln können, die, mit Klugheit und Umsicht benützt, langsam, aber sicher unserem Lande zum Segen gereichen werden. Ich hatte selbst verschiedene Male Gelegenheit zu sehen, welch großes Ansehen Herr Wallenberg sowohl bei Japanern wie Fremden, Staatsmännern, Diplomaten und Kaufleuten genießt. Und in China hat er das Eisen geschmiedet, solange es warm war, und hat es dadurch verstanden, sich eine günstige Stellung und das Vertrauen und die Freundschaft derjenigen Männer zu sichern, die sicher schon in kürzester Zeit das Schicksal des himmlischen Reiches lenken werden.

Persönlich bin ich Herrn Wallenberg zu wärmstem Dank verpflichtet. In seinem und seiner liebenswürdigen Gemahlin Heim wohnte ich nicht wie ein Fremder oder ein Gast, sondern wie ein Freund, für dessen Wohlbefinden die Wirtsleute alles aufboten. Selten habe ich solche Gastfreiheit genossen. Sechs von den 69 Festen gingen auf schwedischem Boden und unter schwedischer Flagge in Herrn und Frau Wallenbergs Haus vonstatten. Ein fürstliches Haus! In chinesischem Stil gehalten, sind die Salons mit seltenen Schalen und Vasen aus der Zeit der Ming- und der früheren Mandschudynastie geschmückt. Die Feste waren glänzend und vornehm in jeder Hinsicht. Prinzen und Exzellenzen, Gesandte und Minister, Gelehrte und hohe Beamte wurden eingeladen. Von Tokio wurde ein Extrazug eingelegt, und in eleganten Equipagen wurden die Geladenen zum Ministerhotel abgeholt. Ich werde nie das erste, ausschließlich japanische Diner vergessen. Anfangs waren die Herren etwas feierlich und zurückhaltend, und es war recht still an dem reichen Tisch. Bald aber wurde die Stimmung etwas gehobener, und schließlich war es gemütlich und lebhaft. Hierzu trug die reizende Liebenswürdigkeit der Gastgeberin und die Verbindlichkeit des Wirtes in weit höherem Grade bei als der Champagner und meine wilden Schilderungen von der schnellen Flucht der Djambasdromedare über die Wüsten von Balutschistan.

Wallenbergs wohnen in Jokohama, aber die Gesandtschaft ist in Tokio. Dieses Arrangement ist sehr praktisch — in Jokohama pulsiert das Weltleben ganz anders, wenn auch die Schachfiguren von Tokio aus dirigiert werden. In der Gesandtschaft hat der Minister einen unschätzbaren Stab. Konsul Udden und Vizekonsul Gerdts sind viele Jahre im fernen Osten im Dienst gewesen und daher außerordentlich tüchtige und erfahrene Männer. Die schwedische Flotte hat in Kapitän De Champs einen ihrer besten Offiziere in Japan; in Togos Schule können wir viel lernen. Die japanische Flotte hat mehr als irgendeine andere Haare lassen müssen, deshalb verfügt sie auch über reiche Erfahrungen, die nur der Krieg geben kann, und deren Kenntnis den größten Wert besitzt.

Herr Wallenberg war unermüdlich während dieser denkwürdigen Novembertage. Oft stellte ich seine Geduld auf die Probe, aber nie ist sie ihm gerissen. Oft kam ich zu spät von einem Fest zum anderen, aber der Gesandte wartete geduldig mit einem milden verzeihenden Lächeln im Schnurrbart — ein Bild der Ruhe. Wir haben so viele gemeinsame Erinnerungen, die nie verblassen werden. Ohne zu renommieren, kann ich sagen, daß wir während der schwedischen Tage in Tokio und Jokohama zusammen Triumphe gefeiert haben. Der Minister wird sicher seine Rapporte darüber einliefern, aber im Festesbrausen hatte er wirklich nicht eine Minute Zeit dazu. Oft dachte ich: Daß er jetzt noch nicht müde wird, ist doch der Gipfel der Liebenswürdigkeit. Für mich persönlich war es ja eine Ehrensache, das Feuer dieser 69 Feste auszuhalten — Schlaf und Korrespondenz kamen natürlich vollständig in zweiter Linie, und von Japans Naturschönheiten und Sehenswürdigkeiten habe ich fast gar nichts gesehen. Die Japaner hatten im Einverständnis mit dem Gesandten ein Programm entworfen, das er mir schon in Hongkong mitteilen konnte, und ich ahnte da schon, was kommen sollte. Aber die Wirklichkeit übertraf meine kühnsten Phantasien, und der große Erfolg ist hauptsächlich Herrn Wallenbergs Verdienst. Was mir besonders an ihm gefallen hat, war der Takt und die Feinfühligkeit, die Sympathie und Bewunderung, mit der er den Japanern immer begegnete, und für den, der bei den Völkern des Ostens Erfolg haben will, ist dies die allererste Bedingung.

Wenn mich jemand fragen würde: Welches war der Glanzpunkt Ihres Besuches in Japan? so könnte ich diese Frage nicht beantworten, ebensowenig wie ich sagen könnte, welchen Beweis von Sympathie und Verständnis ich selbst am höchsten schätze. Wie oft dachte ich nicht: dieses ist doch das Beste von allem, dies ist der Kulminationspunkt, aber am nächsten Tage kam dann immer wieder etwas, was das Vorhergehende doch noch in Schatten stellte. Natürlich war der erste Empfang der Geographischen Gesellschaft ein Fest von seltener Vornehmheit, und die Rede, die der Vizepräsident Baron Kikuchi, Professor der Mathematik und Rektor der Universität Kyoto, Japans berühmtester Gelehrter, bei dieser Gelegenheit hielt, war eine der schönsten, die ich je gehört habe — Kikuchi ist sieben Jahre in England gewesen und spricht fließend Englisch. Und dieses Fest fand vormittags statt und ohne Sekt, hier war also nicht die Glut der Reben Ursache der gehobenen Stimmung.

Bei den großen Feierlichkeiten wurde das Hoch auf den König von Schweden stets von dem präsidierenden Japaner und das auf den Kaiser vom Gesandten Wallenberg ausgebracht, der es vortrefflich verstand, das Verdienst des Kaisers um die Entwicklung des neuen Japan hervorzuheben. Ich selbst mußte immer bereit sein zu antworten. Aber nie hatte ich Zeit, mich vorzubereiten. Einmal mußte ich fünf verschiedene Reden bei fünf verschiedenen Festlichkeiten halten, und da oft die gleichen Personen mit bei mehreren Festen waren, so war es für mich nicht so



leicht, das Thema zu variieren. Ich sagte ihnen viele Artigkeiten. Schon in Schanghai hatte man mich ja durch die Person des Rev. Hori empfangen, und mitten auf der See zwischen China und Japan hatte man mich in zahlreichen drahtlosen Telegrammen willkommen geheißen. Nagasaki und Kobe hatten mich mit ausgesuchter Artigkeit empfangen, und in letzterer Stadt hatten sich mehrere Herren aus Tokio, Kyoto und Osaka eingefunden, von denen mich einige auf der Reise nach Jokohama begleiteten. Ein Rest des Sommers hatte sich hier in einer Fülle schwellender Chrysanthemen verborgen. Ruhig lag das Meer zwischen seinen tausend Klippen und Inseln da. Oshimas Vulkan begrüßte mich mit einer Rauchsäule, als wir am späten Abend über das mondbeglänzte, stille Meer dahinglitten, und als wir uns dem Fushisjama näherten, war der Wolkenschleier des Heiligen Berges verschwunden: es war, als habe Fushi-san selbst das Haupt entblößt. Aber alles, was ich sagte, war herzlich gemeint, denn stets habe ich Japan bewundert und mich nach dort gesehnt, und die Tatsache, daß ich nun dem Rufe der Japaner gefolgt war, beweist ja, daß ich gern kam, und daß nichts auf Erden mich so stark anzog wie Japan. Von Bombay gingen ja zahlreiche Dampfer nach Osten und Westen, aber ich hatte das Abendland warten lassen.

Das Merkwürdigste von allem war wohl das Fest der Generale. Warum sollten gerade die zwölf Generale ein Fest für mich geben, und das unter dem Vorsitz des Siegers von Naschan, des siebzigjährigen, grauhaarigen Oku, der rauh, trocken und bärtig ist wie eine alte Tanne. Ich weiß es nicht, aber dieses Fest ist eine meiner teuersten Erinnerungen, vielleicht die stolzeste Stunde, die ich je erlebt habe. Aber selbst kann ich darüber nicht schreiben. Der Gesandte mag darüber berichten. Nur so viel will ich sagen: Der alte General stand auf, streckte sich, solang er war, zog Achseln und Augenbrauen hoch, sog Luft in die Lungen, stand dann eine Weile still und sah die andern an und nahm dann das Wort mit jener tiefen, durchdringenden Stimme, die man bei festlichen Gelegenheiten annimmt. General Oku hielt eine Rede, wobei seine Blicke langsam über den Tisch glitten. Schnell ging's nicht, und die bedeutungsvollen Pausen waren zahlreich und lang. Aber er brüllte wie ein Löwe, es war, als kommandiere er ganze Divisionen auf dem Schlachtfelde, und nicht, als gelte es bloß einer Tischrede in einer friedlichen Mittagsgesellschaft von etwa zwanzig Herren. Ich war kalt vor Lampenfieber, denn ich wußte, daß ich im nächsten Augenblick antworten mußte.

Nein, die Bekanntschaft mit den Studenten war doch das allerbeste! Nie habe ich so Herzklopfen gehabt, ein solches Gefühl echter Freude und echten Stolzes wie damals, wo ich Gelegenheit hatte, zu ihnen zu sprechen und von meinen Schicksalen in Asien und von Tibets öden Felsen zu erzählen. Leicht war es nicht, im Freien zu viertausend Studenten zu sprechen und sich Gehör zu verschaffen beim Klirren der Jinrikischen und dem Gepfeife der Pfeifenputzer in den umliegenden Gassen, aber wären mir auch in diesem Augenblick die Stimmbänder gerissen, der Verlust wäre gering gewesen im Vergleich zu dem Enthusiasmus der jungen Leute, der mich in tausendstimmigen Jubelrufen umbrauste.

Beeinflussung des Pflanzenwachstums durch Elektrizität.

Von Ingenieur Dr. Max Breslauer, Privatdozent a. d. Techn. Hochschule, Charlottenburg.

Wenn wir die gewaltigen Errungenschaften, die das technische Jahrhundert uns gebracht hat, überschauen, so denken wir in erster Linie an die Förderung, die Industrie und Handel durch die ungeheuren technischen Umwälzungen erfahren haben. Weit weniger wird daran gedacht, welche staunenswerten Leistungen, welche außerordentlichen Fortschritte auch in der ältesten Industrie, die die Menschheit kennt, in der Landwirtschaft nämlich, ungefähr in der gleichen Zeit erzielt worden sind. Welche Bedeutung dieser Fortschritt hat, läßt sich daran ermessen, daß wir die Volksdichte des heutigen Deutschlands zur Zeit der Völkerwanderung auf höchstens ein Zehntel jener schätzen dürfen, die heute auf dieser Fläche Nahrung und Kleidung gewinnt und Luxusbedürfnisse von ungeahnter Höhe befriedigt.

So groß aber auch der errungene Fortschritt ist, so wenig bedeutet er gegenüber den Möglichkeiten, die durch Anwendung aller technischen Hilfsmittel der Landwirtschaft noch offen stehen. Während bisher die Fortschritte der intensiven Kultur wesentlich den Fortschritten der Chemie, speziell der Agrikulturchemie zu danken sind, tritt jetzt als gewaltiger Hebel die Technik auf den Plan, die mit ihren mächtigen, arbeitsparenden Maschinen dem Landwirt ein neues Instrument in die Hand drückt, das seine Arbeit entweder erspart oder diese Arbeit zu höheren Erträgen bringt. Die Technik und speziell die Elektrotechnik ist imstande, sowohl die gewaltigsten Kräfte — wie bei dem Pfluge und der Tiefkultur — zu entwickeln als auch sich in elastischer Weise den kleinsten Arbeitsmaschinen, wie beim Säen, Düngerstreuen, Hacken, Mähen, Heuwenden usw., anzupassen. Noch aber sind wir nicht am Ende der Möglichkeiten angelangt. Die Elektrizität vermag nicht nur mittelbar, d. h. durch ihre Umwandlung in mechanische Arbeit, einzugreifen zugunsten reicherer Erträgnisse, sie ist auch imstande, durch sich selbst das Pflanzenwachstum zu beschleunigen. Auf die verschiedenste Weise ist es versucht worden, das Pflanzenwachstum durch Elektrizität zu beeinflussen; z. B. dadurch, daß man die Elektrizität gewöhnlicher Spannung, so wie sie sich in unseren Glühlampen und sonstigen Beleuchtungskörpern darbietet, in die Erde leitete, um mit ihrer Hilfe eine Anregung auf schnellere Entwicklung der Pflanzen auszuüben.

Die Erfolge dieses Verfahrens sind zweifelhaft, und die Angaben in der Literatur widersprechen sich. Immerhin scheint es nicht ausgeschlossen, daß auch auf diesem Wege dereinst Vorteile erzielt werden können. Es ist weiter versucht worden, durch Bestrahlung von Feldern mittels Bogenlampen die Wachstumstätigkeit der Pflanzen auch während der Nachtzeit anzuregen, und tatsächlich sind auch auf diesem Gebiete beträchtliche Erfolge erzielt worden. In diesen beiden Fällen ist jedoch die Energie, die aufgewendet werden muß,



so beträchtlich, und sind die Kosten so groß, daß auf eine Rentabilität nicht so leicht gerechnet werden kann. Immerhin sind die Versuche interessant und wichtig und werden bei intensiver Kultur wohl auch finanzielle Erfolge zeitigen.

Weit günstiger stehen jedoch die Dinge bei der direkten Anwendung hochgespannter, statischer Elektrizität nach dem Lemströmschen Verfahren. Dieses Verfahren zeichnet sich in erster Linie dadurch aus, daß die erforderlichen Energiemengen sehr klein sind. Mit einem Energieverbrauch, der vielleicht dem von fünf oder sechs unserer gewöhnlichen Kohlenfadenglühlampen entspricht, läßt sich ein ganzes Rittergut ohne Schwierigkeit elektrisch beeinflussen, derart, daß man erwarten kann, die Auslage in höchstens zwei Jahren wieder hereinzubringen oder bei vorsichtiger Tilgung des hineingesteckten Kapitals einen ganz außerordentlichen Mehrertrag zu erzielen.

Die Entdeckung des Professors Lemström aus Helsingfors, auf den dieses Verfahren zurückzuführen ist, besteht darin, daß der schwedische Forscher zu ergründen suchte, woher es kommt, daß in den Polarregionen, die er mehrfach am Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bereist hatte, das Pflanzenwachstum trotz der ungünstigen klimatischen Verhältnisse so außerordentlich fruchtbar und ertragreich ist, daß selbst die besten deutschen Ernten kaum an diese Erträge heranreichen. Man hat diese Tatsache bisher damit erklärt, daß in den nördlichen Breiten im Sommer der bekannte lange Tag herrscht, daß wochenlang die Sonne überhaupt nicht untergeht, und man glaubte, daß die fehlende Wärme und die Kürze des Sommers durch diese verlängerte Belichtung ausgeglichen würden. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich jedoch, daß diese Strahlen so schräg die Atmosphäre durchschneiden und einen so viel längeren Weg durch das uns umgebende Luftmeer zurücklegen, daß ihre Kraft beim Auftreffen auf den Boden unvergleichlich viel schwächer ist als in unseren Breiten. Die gesamte Lichtmenge, die während eines langen nordischen Tages auf die Erde wirkt, ist daher viel geringer als die, die während eines kurzen südlichen Tages die Erde trifft. Hierin konnte also der Grund für die eigenartige Erscheinung nicht gefunden werden.

Nun erinnerte sich Lemström der starken elektrischen Tätigkeit der Atmosphäre. War er ja doch einer der ersten, die das wunderbare Phänomen des Nordlichts zu studieren und aufzuklären sich bemühten. Alsdann erinnerte sich Lemström, daß die meisten Getreidearten ein merkwürdiges Organ besitzen, dessen Bedeutung und Tätigkeit bisher von den Pflanzenphysiologen noch nicht aufgeklärt war: die langen Haare, die die Gerste, der Weizen und überhaupt die meisten Grasarten aufweisen, und die man Bart oder Grannen nennt. Woher dieser Bart? Wozu dient er? Schließlich gedachte Lemström der Tatsache des Vorwiegens von Nadelhölzern in den nördlichen Breiten. Woher die Wandlung breiter und langgestreckter Blätter in dünne, nadelartige Gebilde, die gegenüber dem Laubschmuck anderer Bäume, Pflanzen und Sträucher wie eine jämmerliche Verkümmerung aussehen, und die für die Aufnahme von Feuchtigkeit und die Atmung der Pflanze sicherlich weniger Oberfläche boten als das Laub? — Elektrizität hat die Eigenschaft, aus Spitzen leichter auszuströmen als aus Flächen. Und so können wir mit Lemström die Vermutung aussprechen, daß die Natur diese Gebilde geschaffen hat, um mit ihrer Hilfe größere Elektrizitätsmengen auf die Pflanze herabzuleiten.

Doch die Wissenschaft begnügt sich nicht mit solchen, wenn auch sehr wahrscheinlichen Schlüssen und Vermutungen. Lemström arbeitete weiter. Er experimentierte zunächst im kleinen, d. h. in Töpfen, in die er Getreide und andere Kulturpflanzen säte. Er elektrisierte einen Teil dieser Töpfe, indem er oberhalb dieser ein Drahtnetz ausspannte, das elektrisch geladen war, und siehe da, es erwies sich, daß wirklich die „elektrisierten" Töpfe ein besseres Wachstum zeigten als die nicht beeinflußten, wenn beide sonst unter den gleichen Bedingungen aufwuchsen.

Dadurch ermutigt, ging Lemström einen Schritt weiter und versuchte das gleiche auch im freien Felde. Und wieder Erfolge, die am besten aus den Abbildungen zu erkennen sind, die er seinem Bericht über diese Versuche beifügt.

Unzählige Versuche sind von Lemström selbst und auf seine Anregung hin auch von anderer Seite in den verschiedensten Ländern ausgeführt worden. Ueberall mit günstigem Erfolg. Von den Versuchen in Deutschland, die der Rittergutsbesitzer Dr. Pringsheim in Kryschanowitz bei Breslau ausgeführt hat, ist besonders bemerkenswert der vom Sommer 1903, in dem beobachtet wurde, daß Erdbeeren eine Erhöhung des Ernteertrages um mehr als das Doppelte zeigten, daß Zuckerrüben im Durchschnitt 80 v. H., Gerste 32 v. H. und Bohnen ebenfalls 32 v. H. Mehrertrag lieferten, und ganz besonders fiel es auf, daß auch der Zuckergehalt bei Zuckerrüben bedeutend größer war als bei nicht elektrisierten Rüben.

Freilich wurden auch eine Anzahl Fehlschläge beobachtet, und es zeigte sich, daß nicht unter allen Umständen die elektrische Beeinflussung von Vorteil war. Es konnte vorkommen, daß sogar eine Verringerung der Lebenstätigkeit der Pflanze, man möchte sagen ein Verbrennen stattfand, wenn z. B. die Wasserzufuhr zu gering war. Auch andere Erfahrungen wurden gesammelt, bis endlich sich hinreichend gleichartige Resultate ergaben und Lemström die Ueberzeugung gewann, daß nunmehr das Verfahren reif sei, um in die Landwirtschaft eingeführt zu werden.

Nach dem im Jahre 1904 erfolgten Tode Lemströms wollte sich lange Zeit hindurch niemand finden, der die Versuche mit gleichem Eifer und gleicher Gewissenhaftigkeit hätte aufnehmen können oder mögen. Kein Wunder, denn Lemström hatte noch mit derartigen technischen Schwierigkeiten zu kämpfen, die Maschinen, die er zu benutzen hatte, waren für den Zweck noch so wenig durchkonstruiert, daß ein Laie bald die Lust verlieren mußte, weiter zu arbeiten.

Aber noch an einem anderen Uebelstande krankte das Verfahren. Es war notwendig, das Drahtnetz höchstens einen halben Meter oberhalb der Pflanzen anzuordnen, wollte man noch eine genügende Wirkung mit Hilfe dieser schwachen und unzuverlässigen Maschinen hervorbringen. Es ist sofort einleuchtend, daß diese Bedingung die praktische Brauchbarkeit des Verfahrens vollständig in Frage stellte, da unter solchen Umständen die landwirtschaftlichen Arbeiten, wie das Behacken, Pflügen, Jäten usw., unmöglich gemacht wurden, ohne fortwährend das Drahtnetz ab- und aufzumontieren.

An diesem Punkt angelangt, drohte das Verfahren fast der Vergessenheit anheimzufallen — bis endlich Apparate entstanden, die aus den wohlbekannten, gut



durchstudierten Hochspannungsapparaten der Starkstromtechnik mit Hilfe besonders konstruierter Gleichrichter die für das Lemströmsche Verfahren erforderliche hochgespannte und gleichgerichtete Elektrizität herzustellen vermochten. Der junge englische Elektrotechniker Mr. Newman, der sich für die Arbeiten Lemströms interessierte, setzte sich mit dem berühmten Physiker Sir Oliver Lodge in Verbindung, dem es gelungen war, mit Hilfe besonderer Apparate, Gleichrichter genannt, hochgespannten Wechselstrom in hochgespannten Gleichstrom umzuwandeln.

Gleichzeitig fand Newman einen befreundeten Großgrundbesitzer in der Nähe von Birmingham, einen Mr. Bomford, auf dessen Gute die Versuche nunmehr im großen mit den verbesserten und kräftigeren Lodgeschen Apparaten ausgeführt wurden, und dabei wurde gleichzeitig der kühne Sprung gewagt, von der Lemströmschen Bedingung abzusehen, nach der das Drahtnetz sich dicht am Erdboden befinden sollte. Man montierte es jetzt in fünf Metern Höhe über dem Erdboden, derart, daß vollgeladene Erntewagen bequem darunter wegfahren und daß die Feldarbeiten unbehindert darunter vorgenommen werden konnten. Man sieht einer solchen unter Elektrokultur befindlichen Anlage keineswegs etwas Besonderes an; nur hier und da, nämlich alle 100 Meter, findet sich eine Telegraphenstange und darauf ein Isolator mit verzinktem Eisendraht.

Das Experiment gelang: man erzielte auf einer Fläche von beinah 10 Hektar oder 40 preußischen Morgen Ernteerträge, die im Vergleich zum Kontrollfeld zwischen 30 und 40 v. H. höher waren. Damit scheint das Sehnen Lemströms erfüllt: daß sein Verfahren reif wurde für die praktische Landwirtschaft. Um die verblüffende Einfachheit der jetzigen Anlage auch unserer deutschen Landwirtschaft zu zeigen und ihr zugute kommen zu lassen, war es nötig, eine Demonstrationsanlage einzurichten. Eine solche habe ich in der Nähe von Berlin in Betrieb gesetzt. Es handelt sich hier in erster Linie darum, die Landwirte durch eigenen Augenschein zu überzeugen, wie einfach das Verfahren, mit wie verhältnismäßig geringen Kosten es verknüpft ist, und wie gering Bedienung und Wartung sind, die die ganze Anlage erfordert. Tatsächlich haben auch bereits eine große Reihe von bedeutenden Landwirten und landwirtschaftlichen Vereinen die Anlage besichtigt, und einstimmig war das Staunen über die verblüffende Einfachheit der ganzen Sache.

Meine Anlage dient hauptsächlich dazu, die technische Seite des Verfahrens noch weiter durchzubilden und zu verbessern und gleichzeitig Gelegenheit zu schaffen, um Neuerungen rationell durchprüfen zu können. Weniger soll sie dazu dienen, die physiologische Seite der Frage zu studieren, da diese bereits hinreichend durch Lemström und seine Nachfolger durchforscht worden ist und berufene physiologische Kreise sich gefunden haben, die nach dieser Richtung weiter forschen.

Eine solche Anlage für etwa 100 Morgen kostet alles in allem etwa 5000 Mark einschließlich Feldinstallation und Maschinenanlage. Rechnet man die Tilgung dieser Summe mit 10 v. H. sowie die Ueberwachungs- und Stromkosten, welch letztere nur etwa 75 Mark in jedem Sommer betragen, so kommt man auf eine gesamte jährliche Ausgabe von etwa 700 Mark, während man bei einem Mehrertrag von, bescheiden gerechnet, 25 v. H., für Weizen etwa 2700 Mark auf dieser Fläche mehr einzunehmen imstande ist, so daß ein Mehrertrag von 2000 Mark übrigbleibt. Will man sofort zur Abschreibung schreiten, so ist die Anlage in zwei Jahren getilgt, und die Reinerträge fließen dem Besitzer in voller Höhe zu. Bedenkt man nun, daß der Reinertrag für den Morgen für normale Betriebe kaum höher als 20 Mark geschätzt werden kann, also für 100 Morgen auf 2000 Mark, so sieht man, daß die Reinerträge eines Gutes bei Annahme von nur 25 v. H. Mehrertrag sich bereits nahezu verdoppeln.

Diese Zahlen bedürfen keines weiteren Kommentars. Das Interesse an dem Verfahren ist überaus lebhaft geworden, und bereits besteht die Hoffnung, daß schon im nächsten Sommer eine Reihe von größeren Anlagen in Betrieb sein wird. Möge es der deutschen Landwirtschaft beschieden sein, wie in vielen anderen Dingen so auch auf diesem Sondergebiet bahnbrechend vorzugehen und den englischen Vorsprung einzuholen.

◇◇◇

Briefe eines modernen Mädchens.

Berlin, den 27. Januar.

Lieber Freund!

Jetzt ist die Zeit der Tage, in denen man vom Morgenfrühstück bis Mitternacht nicht zur Besinnung kommt, wo eine Verabredung die andere jagt und der mitmachende Mensch seine physische und geistige Leistungsfähigkeit bis zur äußersten Grenze anzuspannen hat. Während einem die Jungfer die achtunddreißig Haken des modernen Kleides zumacht, hält man mit der einen Hand den Telephonhörer und zählt mit der anderen das Kleingeld für Droschken, Trinkgelder, Portiers zurecht, das ein Berliner Saisontag gierig hinabschlingt. In der Droschke zum Lunch schreibt man Postkarten an die Schneiderin, an die Tante, deren Tee man absagt, weil eine suggestivere Verabredung in Sicht gekommen ist, an die Theaterkasse um ein Premierenbillett. Häufen sich die Briefschulden gar zu sehr, steigt man zwischen zwei Jours sogar in ein Bureau für Maschinenschrift und diktiert den immer blassen, immer liebenswürdigen Mädchen dort gleich ein halbes Dutzend Briefe mühelos in die ratternde Maschine.

Ich bitte Sie, es durchaus als Auszeichnung aufzufassen, lieber Freund, daß ich Ihnen ganz eigenhändig diese Seiten voll Autogramms zum besten gebe! Ja, die Freunde, diese teuren Unentbehrlichen für unsere Seelen, sind in solchen Wochen die einzigen Lebewesen, die mit Briefen nicht zu kurz kommen! Eltern und Geschwister werden postkartlich in lapidarem Grabschriftstil abgespeist, „beste" Freundinnen auf mündliche Ergüsse vertröstet. Der Freund nur thront unverkürzt in seiner Extrastellung. Ihn zu vernachlässigen, fällt einem selbst in der schärfsten Hetzjagd nicht ein. Sein Bild verwischt sich nicht in der „Fülle der Gesichte". Blitzartig — wie vom Druck einer Taschenlampe illuminiert, taucht es im heftigsten Getriebe vor uns auf — sei es vor Herkomer oder Lenbach, wenn eine gewisse Aehnlichkeit interessant ergrauten Schläfenhaars uns frappiert — sei es vor Bildern aus Japan, für das wir ihn so oft schwärmen gehört, vor Klingerschen Radierungen oder Schadowschen Büsten.

Theoretisch mißbilligen natürlich alle Seelenfreunde unser Gehetze. Ist es die Sorge um unseren Beau-jour? Ist es Angst vor unserer Nervosität? Vor dem



irritierten Ton in der Stimme überreizter Frauen, vor dem selbst die stärksten Männer Angst haben, mehr als vor einem querfahrenden Auto oder vor einem eifersüchtigen Ehemann?

Ach! Das Hetzen ist jetzt etwas ganz Unabwendbares. Wer nicht vergessener Outsider sein will, abgetan und lebendig tot, der muß nun gutwillig die Ueberlastung tragen. Beglückende Mittelzustände gibt es da ebensowenig wie bei Freundschaft und Liebe, bei Zentralheizung oder Automobilgeschwindigkeit. Die großen Feste, die durch Länge, übertriebenes Licht und Menschenmassen besonders anstrengen, sind in vollstem Gang. Die Tragödie von Messina, dies düstere Anfangsblatt aus diesem Jahr europäischer Geschichte, zeitigt ein Unternehmen nach dem anderen. Die Volkskunstausstellung, die sich so über alles Erwarten erfolgreich, belehrend und farbenbunt aufgetan hat, und die der Eleganz und Schönheit gewidmete Ausstellung „Die Dame in Kunst und Mode" rauben dauernd Stunden. Sorgen um Courschleppen, Hofknickse füllen hundert junge Gemüter. Wenn man etwas für seine Gesundheit tun will, läuft man vormittags im Eispalast! Aber ach! Es ist illusorisch! Nicht Gottes reine Winterluft weht dort, die draußen im Grunewald die blanken Seen und bereiften Stämme so schön umspielt — es ist künstlich zurechtgequälter Sport und erfrischt nur im Augenblick. Wir müssen Baldriantropfen nehmen oder Vermouth trinken, wenn wir geistig einwandsfrei zum Frühstück kommen wollen, wo man uns einen berühmten Mann zum Nachbarn versprochen hat! An Kaisers Geburtstag leisten wir doppelte Arbeit. Wir feiern von früh bis spät, mehr fast als die Männer, die früher allein die Sitte der Diners am 27. Januar in Anspruch nahmen. Das Damendiner mit patriotischem Toast hat sich als liebenswürdige Sitte in manchen Häusern eingebürgert — ein Diner, bei dem man dauernd an allen Ecken konstatieren hört, wie gut doch die Männer zu entbehren seien, während auf allen jungen, lebenslustigen Angesichtern das Gegenteil geschrieben steht — bei dem es wie ein Aufatmen durch die Versammlung geht, sobald der erste abholende Ehemann in Gala erscheint, ordenbesät und goldbestickt, von der allgemeinen Feststimmung des hohen Tages mit einer Heiterkeit gefirnißt, die ihm sonst im Zwang des Gesellschaftslebens abhanden kam.

Es ist ein einprägsamer Tag, während die andern Tage wie in ein unentwirrbares Chaos zusammenklingen. Unser Gedächtnis hat alle Spannkraft verloren. Wir besinnen uns auf nichts mehr genau. Fällt uns in der Rückerinnerung eine Anekdote ein, die uns gestern erzählt wurde, so enträtseln wir nie mehr, wo und von wem? ob beim Delegiertenfrühstück eines Komitees, dem wir angehören? beim Begräbnis vorher? oder dem afternoon-tea mit conférence über Buddhismus nachher? im Lyzeumklub oder im Kammerspiel? ja, wir wissen nicht einmal, ob wir die Sache nicht vielleicht nur geträumt haben? ob sie in dem Theaterstück vorkam, das so komisch war, daß wir das Lachen noch tags darauf wie eine Müdigkeit in den Gliedern spüren?

Ließe sich das Gehirn von unsereinem jetzt in der Hochsaison auf seinen Gedankeninhalt hin durchleuchten, das Ergebnis würde manchen Provinzler schaudern machen vor solchem Wirrwarr, solch einem Potpourri von Eindrücken!

Unsere Großmütter machten Potpourri aus den abgefallenen Rosenblättern ihrer Gärten, von den sorgsam gehegten Blumentöpfen ihrer Fenstersimse. In bunten Vasen, nach Erde, Moder und Honig duftend, blieben diese Mumien des Sommers winterlang liegen.

Das Potpourri in unserem Gehirn, das wir von unsern schnell verdorrten Wintereindrücken mit uns tragen, liegt bald ebenso welk in den Vasen unserer Erinnerung . . .

Ob es Zweck hatte, es zu sammeln?

O doch!

Unser Selbstgefühl ist erhöht, denn wir haben gelernt, in Tage von 24 Stunden den Inhalt von 48 Stunden hineinzugeben.

Wir fühlen stolz, daß wir elastisch wie Gummi sind — wenigstens Ihre Freundin Ada-Alice.

Unsere Bilder

Der Besuch des englischen Königspaars (Abb. S. 186) in Berlin, den uns der Anfang Februar bringen soll, beschäftigt Deutschland und England in hohem Maße; das Königspaar wird von großem Gefolge begleitet sein, von dem wir einige Mitglieder im Bilde bringen. Dem Besuch wird große politische Bedeutung beigelegt. Die Idee einer Invasion spielt noch immer eine solche Rolle, daß sogar der Staatssekretär des Auswärtigen Sir Edward Grey (Portr. S. 184) in seiner letzten Rede in Coldstream glaubte, darauf anspielen zu müssen. Er gab aber auch in Uebereinstimmnng mit der öffentlichen Meinung der Hoffnung Ausdruck, daß die Berliner Entrevue dazu beitragen werde, bestehende Mißverständnisse zu beseitigen.

Armand Zipfel (Abb. S. 183), der französische Aviatiker, der von dem „Berliner Lokal-Anzeiger" zur Ausführung der von ihm veranstalteten Flugversuche mit der Voisinschen Flugmaschine auf dem Tempelhofer Felde gewonnen wurde, ist ein Flugtechniker von bedeutendem Ruf. Herr Zipfel, der am 17. Juni 1883 in Lyon geboren wurde, hat schon frühzeitig mit den Brüdern Voisin gemeinschaftlich Sportgefährte verschiedener Art konstruiert; er trat dann aber in die Pianofortefabrik seines Vaters ein, aus der er erst im vorigen Jahr ausschied, um eine eigene Fabrik für Flugapparate zu begründen.

Prinz Burhaneddin (Porträt S. 184), der kürzlich seine Mutter, die dritte Gemahlin Abdul Hamids, durch den Tod verloren hat, ist der Lieblingssohn des Sultans, der in ihm gern den Nachfolger auf dem türkischen Thron sehen möchte. Im Sommer des vergangenen Jahres hieß es sogar, der Padischah wolle zugunsten Burhaneddins abdanken. Jetzt, nach Wiedereinführung der Konstitution, hätte der Sultan nicht allein über die Nachfolge zu beschließen, sondern es müßte auch die Stimme des Parlaments gehört werden. Jedenfalls dürfte ein derartiger Schritt freundlich beurteilt werden, denn Burhaneddin erfreut sich großer Beliebtheit und genießt großes Vertrauen auch bei den Jungtürken.

Indien (Abb. S. 185) ist seit einiger Zeit ein Schmerzenskind für England; eine starke nationalistische Strömung unter den Eingeborenen macht den britischen Behörden viel zu schaffen. Der Vizekönig Earl of Minto versucht ihrer durch strenge Gesetze und durch gutes Einvernehmen mit den Fürsten Herr zu werden. Unsere Aufnahme zeigt ihn mit dem reichen Maharadscha von Jodhpur.

Alfred Graf von Hompesch-Rurich (Portr. S. 184) ist am 21. Januar in Berlin an den Folgen eines Schlaganfalls gestorben. Graf Hompesch, das älteste Mitglied des Reichstags, zählte, obwohl er als Redner nicht hervorgetreten ist, sondern immer nur kurze Erklärungen seiner Partei verlas, als Vorsitzender der Zentrumsfraktion zu den bekanntesten Parlamentariern. Der Graf, der am 16. September 1826 geboren wurde, gehörte schon dem norddeutschen und seit 1874 ununterbrochen dem deutschen Reichstag als Vertreter des Wahlkreises Düren-Jülich an. Seit 1863 war er Mitglied des preußischen Herrenhauses.



General Pau (Portr. S. 184), der als Generalissimus der französischen Armee in Aussicht genommen ist, steht im Alter von 60 Jahren. Er wurde 1869 Offizier und zeichnete sich im Kriege gegen Deutschland durch Tapferkeit aus. Obwohl er bei Froschweiler den linken Arm verlor, blieb er im aktiven Dienst und rückte verhältnismäßig schnell in die höheren Stellungen auf. Seit 1907 ist er Kommandierender General des XX. Armeekorps in Nancy.

Henry Kapferer (Abb. S. 184), der Erbauer des französischen lenkbaren Luftschiffs „Ville de Paris", genießt wie in aeronautischen Kreisen überhaupt, namentlich auch bei der zuständigen Militärbehörde großes Ansehen und unbedingtes Vertrauen. Die Verdienste, die er sich um die Luftschiffahrt des französischen Heeres erworben hat, fanden kürzlich ihre offizielle Anerkennung, indem General Feldmann ihn gelegentlich einer Truppenrevue nach der erfolgreichen Probefahrt des neusten französischen Lenkballons öffentlich dekorierte.

Professor Thalamas (Portr. S. 184), der Historiker an der Sorbonne in Paris, hat sich den Haß der Royalisten und Nationalisten zugezogen, weil er das Heldentum der Jungfrau von Orleans nicht anerkennen will. Er ist der Gegenstand heftiger Angriffe und wurde sogar schon einmal während einer Vorlesung von einem Studenten tätlich insultiert; er zeigt aber keine Neigung, seine wissenschaftliche Ueberzeugung seiner Ruhe zu opfern.

Josef Israels (Abb. S. 187), der größte holländische Genremaler, feierte am 27. Januar seinen 85. Geburtstag. In Groningen geboren, machte er seine Studien in Amsterdam und Paris und ließ sich dann im Haag nieder, wo ihm das Leben und Treiben seiner Landsleute die Motive für zahlreiche Gemälde lieferte. Wir reproduzieren das von Jan Veth gezeichnete Porträt des Künstlers.

Ein Winter-Lawn-Tennis-Turnier (Abb. S. 186) hat der Berliner Lawn-Tennis-Klub „Blau-Gold" in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten veranstaltet. Es war das erste auf gedeckten Plätzen in Deutschland und beanspruchte schon deshalb das größte Interesse der Sportfreunde; es wurde aber auch, da sich hervorragende Spieler beteiligten, vorzüglicher Sport geboten.

Nizza (Abb. S. 188) stand in der letzten Zeit im Zeichen des Turfs; es gab internationale Rennen, darunter das erste 100000-Frank-Rennen des Jahres, den Großen Preis der Stadt Nizza. Der Ausgang der Handikap-Steeplechase brachte eine große Ueberraschung, da Mme. Ricottis Chanoine mit Mr. Percy Woodlands Wild Aster totes Rennen machte.

St. Moritz (Abb. S. 189) im Engadin behauptet sich auch in diesem Jahr als Dorado der Wintersport liebenden, vornehmen Gesellschaft. Das Klima ist ja allen Künsten, die auf Eis und Schnee ausgeübt werden, außerordentlich günstig, und dazu sind alle erdenklichen Einrichtungen getroffen, um den Sport zur Blüte zu bringen.

Die Defiliercour (Abb. S. 190) spielt in der Gesellschaft, die die Berechtigung hat, bei Hofe zu erscheinen, eine bedeutende Rolle, denn dabei werden alljährlich eine Anzahl von Herren und Damen offiziell dem Kaiserpaar vorgestellt. Aus der Provinz, vom Lande kommen die Herrschaften nach Berlin, um an der Cour teilzunehmen, und wochenlang vorher beschäftigen sich schon die Damen mit der Herstellung der Toilette, deren Charakteristikum die lange Schleppe ist.

Die Börsenwoche.

Die Hoffnungen, die man nicht allein in der deutschen Geschäftswelt auf das neue Jahr gesetzt hatte, wollen sich vorerst nach keiner Richtung hin erfüllen. Lediglich die Gestaltung der Geldmarktverhältnisse entspricht den Erwartungen derjenigen, die auf die Inanspruchnahme fremder Kredite angewiesen sind. Allein, da mit den niedrigen Zinssätzen nicht gleichzeitig eine Belebung der Geschäfte und eine Besserung der gesamten Wirtschaftslage verbunden ist, so kann der Vorteil der niedrigen Zinssätze bisher praktisch nicht sonderlich hoch angeschlagen werden. Man ist in den Kreisen unserer Eisen- und Kohlenindustriellen ganz besonders enttäuscht über die Gestaltung der Konsumverhältnisse, und dies ganz besonders aus dem Grunde, weil es in der ersten Hälfte des Januar eine kurze Zeit den Anschein hatte, als wollte sich die erhoffte Geschäftsbelebung tatsächlich prompt einstellen. Es handelte sich dabei aber, wie sich bald genug herausstellte, um ein ganz ephemeres Aufflackern der in manchen Betrieben hervortretenden Kauflust, die ihren Ursprung wohl in dem Umstand hatte, daß die Vorräte für schnelle Lieferung hier und dort erschöpft waren. Es mag auch dabei bis zu einem gewissen Grade die Spekulation eingegriffen haben, die sich einen erhofften Aufschwung rechtzeitig zunutze machen wollte. Gegenwärtig lauten die Berichte aus unseren führenden Industrien, vielleicht mit Ausnahme des Elektrizitätsgewerbes, gleichmäßig unbefriedigend.

Die gelockerten und teilweise zerstörten Verbände in der Eisenindustrie haben, soweit die wichtigsten Zusammenschlüsse in Betracht kommen, bisher noch wenig Aussicht, wieder zustande zu kommen. Am Kohlenmarkt genügte die ja allerdings auch geringfügige Preisermäßigung des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats keineswegs, die Nachfrage zu beleben. Es zeigt sich im Gegenteil neuerdings wieder eine Zunahme der auf die Halden zustürzenden Vorräte und infolgedessen auch eine Vermehrung der einzulegenden Feierschichten. Infolgedessen gewinnen bedauerlicherweise, wie es scheint, auch die Bestrebungen Oberwasser, die auf eine Kürzung der Arbeitslöhne gerichtet sind. Die Hoffnungen, die man auf eine rasche Belebung und Kräftigung der amerikanischen Wirtschaftsverhältnisse setzte, haben sich bisher auch nur teilweise erfüllt. Allerdings machte dort die Wiedererstarkung raschere Fortschritte als in den europäischen Wirtschaftszentren. Allein die Spekulation eilte in der Union wieder einmal allzu hastig den sich vollziehenden Tatsachen voraus, und es zeigt sich jetzt auch dort eine an Stagnation grenzende Zurückhaltung, die wiederum ihre Schatten auch auf die europäischen Verhältnisse zu werfen begann.

Ein besonderes und recht bedeutsames Kapitel in der öffentlichen Diskussion bildete in der ganzen letzten Zeit die internationale Goldbewegung. Die andauernden Aufstapelungen des gelben Metalls durch die französische Geschäftswelt beunruhigte füglich die übrigen Märkte und rief ganz besonders bei dem sich immer mehr erschöpfenden Goldvorrat der Bank von England in Londoner Bankkreisen eine zunehmende Beunruhigung hervor. Die Zuspitzung dieses Tatbestandes hatte bereits Anfang Januar zu der um diese Zeit ganz ungewöhnlichen Londoner Bankdiskonterhöhung geführt, und da auch dann die Goldzuflüsse in die Bank von Frankreich andauerten, fürchtete man, daß das englische Zentralinstitut zu einer weiteren Erhöhungsmaßregel greifen müsse. Allein man verkannte vielfach die Gründe jener Goldansammlungen, die sich als ein ganz natürlicher Ausgleich in den internationalen Kreditverhältnissen darstellt. Frankreich zog infolge der auswärtigen niedrigen Verzinsung und wegen des eigenen zunehmenden Geldbedarfs durch die Russenanleihe und sonstige Emissionen einen großen Teil seiner auswärtigen Guthaben ein, und nachdem die dortigen Bedürfnisse nunmehr gestillt sind, vermag auch die Bank von England wieder, sich durch Ankäufe von Gold zu kräftigen, so daß bereits eine Beruhigung am internationalen Markt des gelben Metalls eingetreten ist, ein Moment, das auch für die Börse und deren Preisgestaltung um so mehr von Bedeutung erscheint, als die allgemeine große Geldflüssigkeit sich von Dauer erweist. Verus.

Die Toten der Woche

Landgerichtspräsident a. D. Dr. C. Ludwig Arning, † in Hamburg am 18. Januar im Alter von 84 Jahren.

Prinz Zdzislaw Czartoryski, ehem. Reichstagsabgeordneter, † in Posen am 24. Januar im Alter von 50 Jahren.

Professor Dr. Emil Erlenmeyer, bekannter Chemiker, † in Aschaffenburg am 22. Januar im Alter von 83 Jahren.

Generalkonsul Ludwig Hesse, bekannter Industrieller, † in Dresden am 23. Januar im Alter von 97 Jahren.

Alfred Graf v. Hompesch, Senior der Zentrumsfraktion des Reichstags, † in Berlin am 21. Januar im Alter von 82 Jahren. (Portr. S. 184.)

Adolf Kloß, ehem. Reichstags- und Landtagsabgeordneter, † in Frankfurt a. M. im Alter von 85 Jahren.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wladislaus Nehring, † in Breslau am 20. Januar im Alter von 88 Jahren.

Senator Reese, Reichstagsabgeordneter, † in Stade am 24. Januar im 54. Lebensjahr.

Ferdinand Wöllmer, Reichstagsabgeordneter, † in Groß-Lichterfelde bei Berlin am 23. Januar im Alter von 72 Jahren.



Bilder vom Tage

Flugtechniker Armand Zipfel auf dem Aufstiegplatz.

Die vom „Berliner Lokal-Anzeiger“ veranstalteten Flugversuche auf dem Tempelhofer Feld bei Berlin.

Spezialaufnahme für die „Woche“.





Sir Edward Grey,
der englische Minister des Aeußeren, hielt eine beachtenswerte, deutschfreundliche Rede.

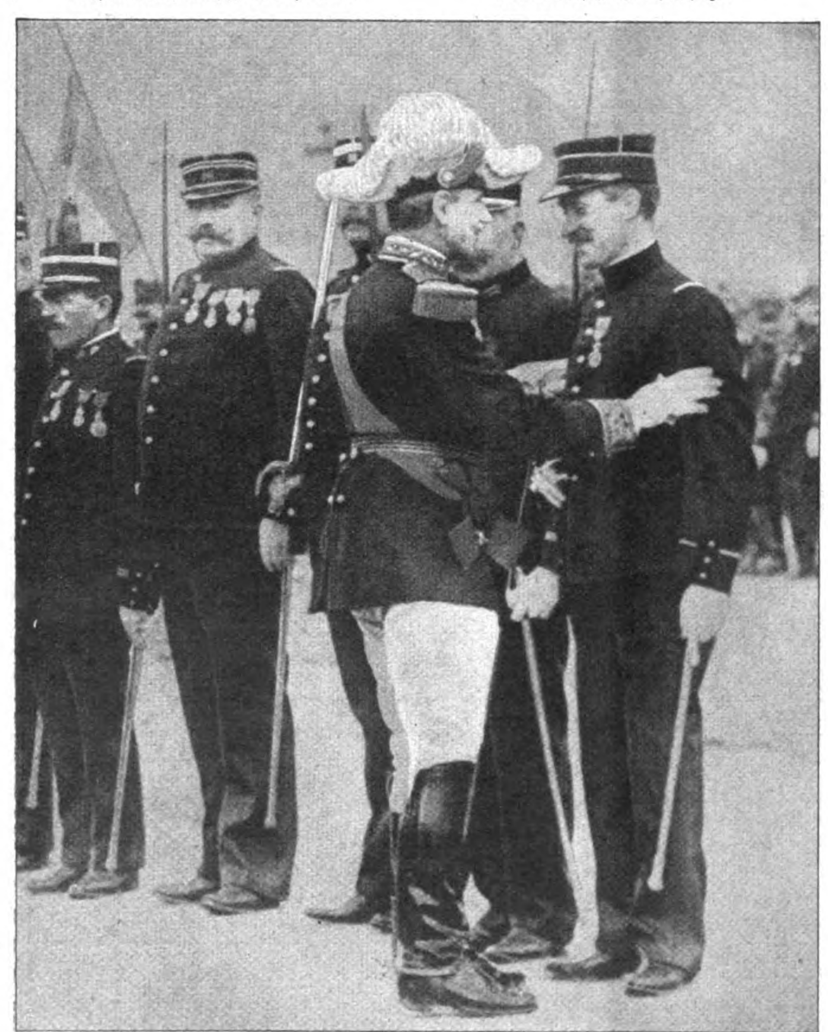


Phot. Phébus

Prinz Burhaneddin-Effendi,
der Lieblingssohn des türkischen Sultans und voraussichtliche Thronfolger



Alfred Graf von Hompesch-Rurich †
Mitglied des Herrenhauses und Vorsitzender der Zentrumsfraktion des deutschen Reichstages.



Phot. M. Branger.

General Feldmann dekoriert bei der letzten Truppenrevue den Luftschiffer Kapferer.

Zu der erfolgr. Versuchsfahrt des franz. Militärluftschiffes von Sartrouville nach Paris.



Phot. Worlds Graphic Preß.

General Pau, Nancy,
ist zum Generalissimus des französischen Heeres ausersehen.



Phot. Worlds Graphic Preß.

Professor Thalamas, Paris.
Zu den Kundgebungen der Pariser Studentenschaft.



Aus dem indischen Vasallenstaat des britischen Weltreichs:

Der englische Vizekönig Earl of Minto und der Maharajah of Jodhpur.



Viscount Althorp,
der Lordkammerherr des englischen Hofstaats.



Phot Downey

Hon. Charlotte Knollys,
die langjährige Hofdame der Königin Alexandra.



Phot. Russell Sons.

Sir Charles Hardinge,
Unterstaatssekretär des englischen Auswärtigen Amtes.



Boissonnas & Taponier

Colonel Fritz Ponsonby,
Equerry (persönlicher Adjutant) des englischen Königs.

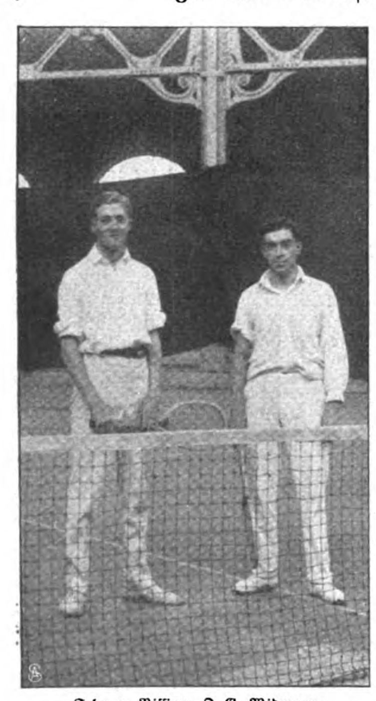


Colonel Sir Charles Frederick,
Master of the Household (Hofmeister) des englischen Königs.

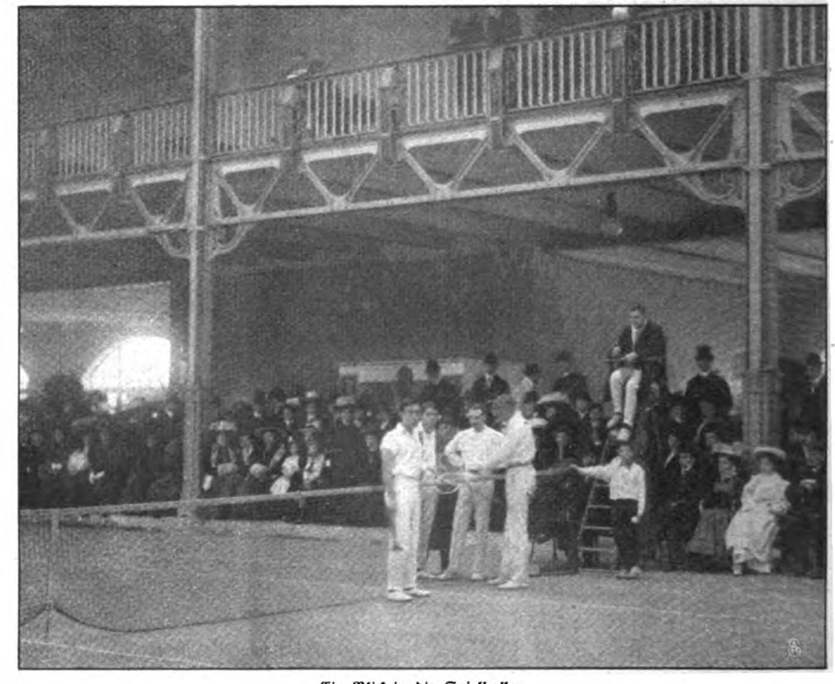


Oberst von Bitter,
Kommandeur des Hus.-Rgts. Nr. 5, dessen Chef König Eduard ist.

Zu dem bevorstehenden Besuch des englischen Königpaares in Berlin.



Frhr. v. Bissing; O. G. Widmann.
Die Sieger im Herrendoppelspiel.



Ein Blick in die Spielhalle.
Vor Beginn des Herrendoppelspiels.

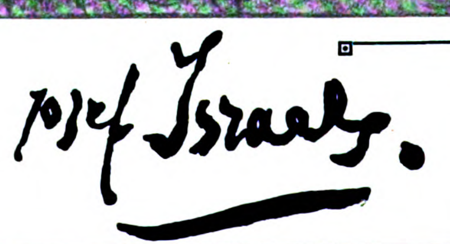
Vom ersten Winter-Lawn-Tennis-Turnier in Berlin.



Josef Israels.

Zum 85. Geburtstag des Altmeisters der holländischen Malkunst.

Nach einer Handzeichnung des Dr. Jan Veth in Rußum bei Amsterdam.





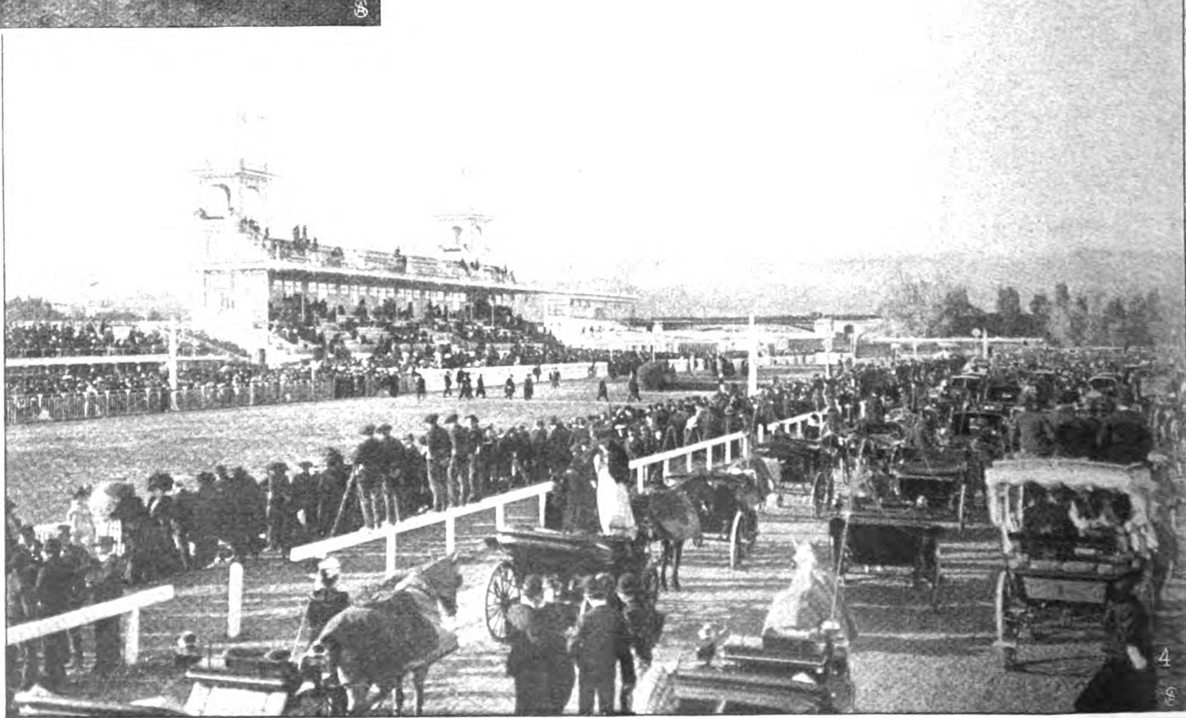




1. Der Start für den Großen Preis von Nizza. 2. Mme. Ricotti, Besitzerin von „Chanoine“. 3. Der Sieger „Chanoine“ mit seiner Herrin nach dem Rennen. 4. Der Rennplatz am Tage des „Grand Prix“.

Die Rennsaison in Nizza.

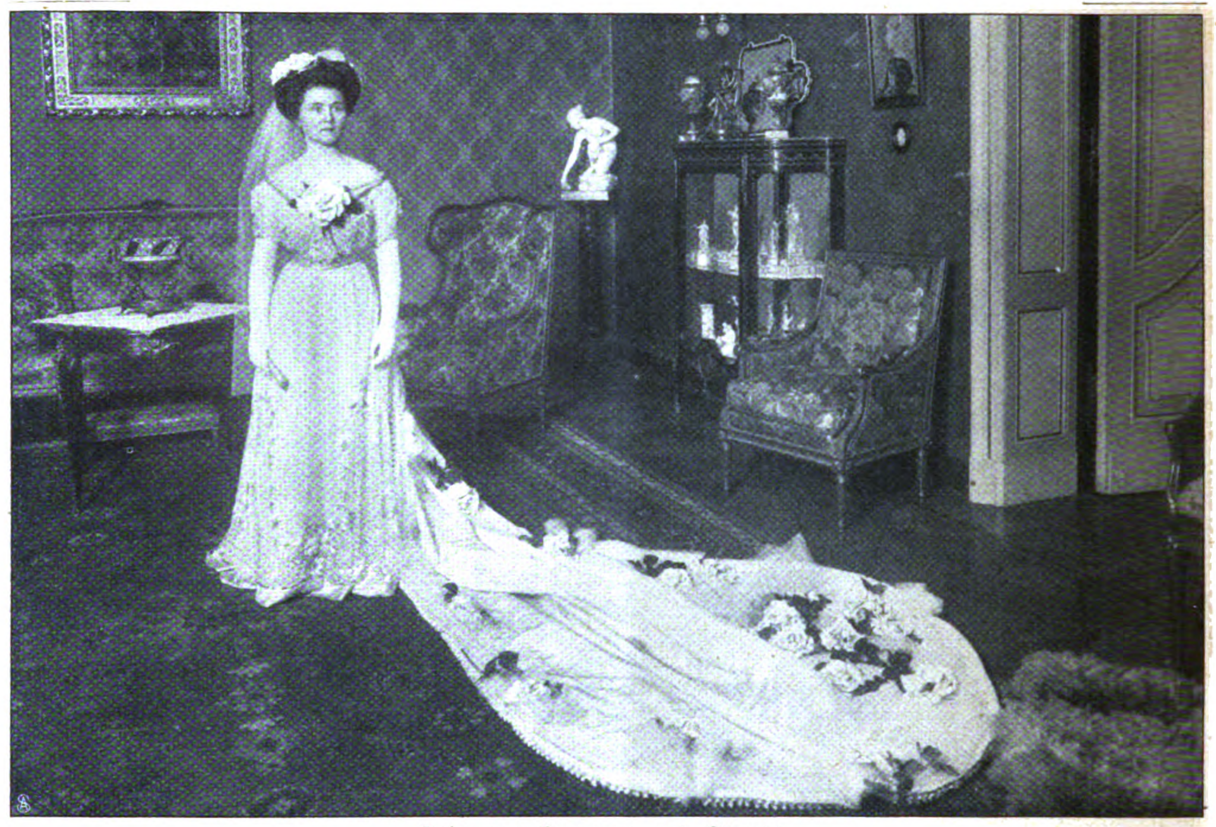
Phot. Tresca.



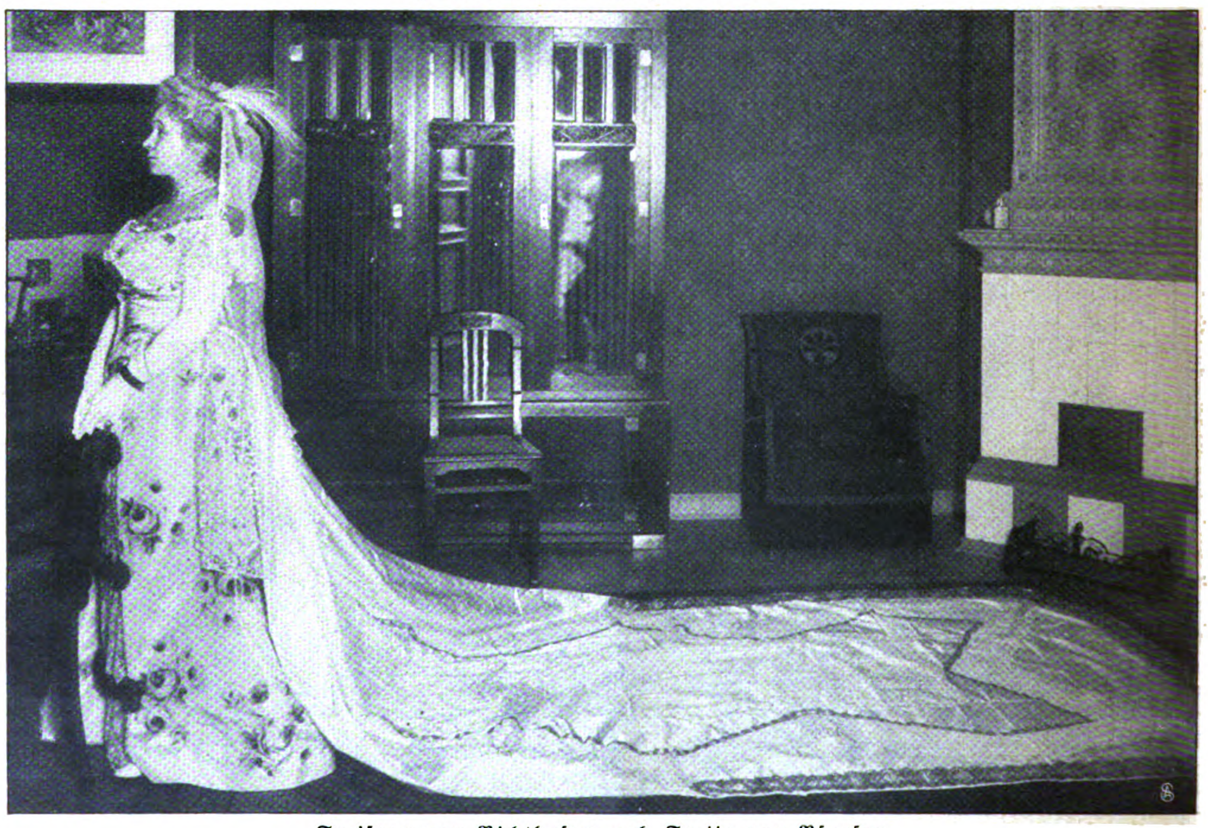
Auf der Cresta-Bahn beim Passieren der Eisenbahnbrücke. Oben: Mit Schellengeläute durch die Schneelandschaft.

Winterfreuden in St. Moritz.





Frau von Kummer, geb. Staudt.



Freifrau von Richthofen, geb. Freiin von Pfeufer.

Von der Defiliercour im Kgl. Schloß zu Berlin: Dem Kaiserpaar vorgestellte Damen in Hoftoilette.

Spezialaufnahmen für die „Woche“.



Entstehung und Behandlung der Infektionskrankheiten.

Von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. H. Tillmanns.

Die Entstehung der Infektionskrankheiten, der sog. ansteckenden Krankheiten, war bis zur zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch sehr wenig aufgeklärt. Man hielt den Ansteckungsstoff entweder z. B. für ein flüchtiges, vom Kranken ausgehendes „Kontagium" oder für ein gleichsam in der Erde gebildetes Gift („Miasma"); nur vereinzelte Aerzte sprachen sich für einen belebten Krankheitsstoff aus, über dessen Natur aber nur unklare Vorstellungen herrschten. Allen früheren Infektionstheorien fehlte die notwendige Aufklärung durch das Mikroskop und das Experiment. Vergrößerungsgläser, Linsen, hat es schon im Altertum gegeben, aber für die wissenschaftliche Forschung brauchbare Mikroskope erst seit dem vorigen Jahrhundert. Ende des 17. Jahrhunderts gelang es besonders Antonius van Leeuwenhoek in Delft, durch seine selbstgeschliffenen Linsen die Mikroskope so zu verbessern, daß er etwa zweihundertsiebzigfache Vergrößerungen erzielte. Ihm verdanken wir auch die ersten Abbildungen von Bakterien, der gegenwärtig so genau erforschten Krankheitserreger. Am 14. September 1683 berichtete van Leeuwenhoek in seinem so denkwürdigen Schreiben an die Royal Society in London, deren Mitglied er vor einigen Jahren geworden war, daß er zu seinem größten Erstaunen in der menschlichen Mundhöhle zahlreiche unscheinbare Lebewesen entdeckt habe, die sich, unter das Mikroskop gebracht, lebhaft bewegt hätten. Die Abbildungen van Leeuwenhoeks beweisen, daß er schon damals die Hauptformen der Bakterien richtig erkannt hat, er hielt sie für kleinste Tierchen (animalcula). Erst im 19. Jahrhundert wurden dann die Bakterien von den übrigen einfachsten Lebewesen streng abgesondert und als den Algen verwandte Pflanzenzellen in die Gruppe der Spaltpflanzen systematisch eingereiht. Die ersten, welche Bakterien im kranken Körper nachwiesen, waren Pollender und Brauell, die 1849 im Blute milzbrandkranker Rinder feine, stäbchenförmige Gebilde entdeckten. Daß diese Bakterien aber wirklich die Ursache der Milzbrandkrankheit sind, haben dann Davaine und vor allem erst 1876 Rob. Koch bewiesen.

Einem schottischen Chirurgen, dem jetzt noch in London lebenden Lord Joseph Lister, war es vorbehalten, die Lehre von der parasitären Entstehung der Infektionskrankheiten durch seine praktischen Versuche bezüglich der Behandlung der Wunden wirksam zu fördern. Lister begann seine Wundbehandlungsmethode etwa 1865 zuerst als Professor der Chirurgie in Glasgow, dann in Edinburgh, er nannte sie „antiseptisch", weil sie gegen die Entstehung von „Sepsis", d. h. gegen die Vergiftung bzw. Infektion der Wunden und des Blutes, gerichtet war. Lister ging von der damals noch nicht als richtig bewiesenen Ansicht aus, daß alle Gefahren, die das Leben unserer Verletzten und Operierten bedrohen, bedingt seien durch die verderbliche Tätigkeit niederer Organismen, vor allem der Bakterien. In sehr sinnreicher Weise baute Lister seine antiseptische Operations- und Wundbehandlungsmethode aus, und sie machte dann etwa seit 1874 relativ rasch ihren Siegeslauf über die ganze Erde. Die ursprüngliche Listersche Methode ist dann besonders durch deutsche Chirurgen weiter entwickelt und verbessert worden. Ohnegleichen in der Geschichte der Medizin ist die gewaltige Umwälzung, die die Chirurgie in den letzten dreißig Jahren erfahren hat. Infolge der Verhütung der in ihrem Wesen erkannten Wundinfektionskrankheiten hat die moderne Chirurgie alle Organe unseres Körpers in den Bereich ihrer Tätigkeit gezogen. Sehr schnell bewies der jüngste Zweig unserer wissenschaftlichen Medizin, die Bakteriologie, nicht nur die Richtigkeit der Listerschen Hypothese bezüglich der parasitären Natur der Wundinfektionskrankheiten, sondern es zeigte sich auch, daß die sonstigen Infektionskrankheiten in der Tat ebenfalls durch ganz bestimmte Mikroorganismen bedingt sind. Die deutsche Wissenschaft hat hier vor allem unter der Führung unseres genialen Rob. Koch und seiner Schüler bahnbrechend gewirkt, hervorragend sind besonders auch die Verdienste Pasteurs. Durch Anlegung von Reinkulturen der Bakterien auf durchsichtigen, festen Nährböden, durch Impfversuche an Tieren, durch mikroskopische Untersuchungen usw. wurde das Wachstum und die Wirkung der verschiedenen Mikroorganismen festgestellt. Schon 1873 hatte Obermeier korkzieherartig gewundene Bakterien (Spirillen) im menschlichen Blute bei Rückfallfieber gefunden. 1876 bewies Rob. Koch, daß die von Pollender und Brauell im Blut milzbrandkranker Rinder gesehenen Bakterien in der Tat die Ursache des für Tiere und Menschen so gefährlichen Milzbrandes seien. Rasch folgte nun eine Entdeckung nach der anderen, genau erkannt wurden z. B. die Erreger des Rauschbrandes, der Hühnercholera, der Entzündung und Eiterung, der verschiedenen Wundkrankheiten, des Typhus, der Tuberkulose, der Diphtherie, der Cholera, der Lungenentzündung, des Wundstarrkrampfes, des Aussatzes, des Rotzes, der Influenza, der Pest, der Syphilis u. a. Unbekannt sind gegenwärtig besonders noch die Erreger der Pocken, der Masern, des Scharlachs, der Tollwut u. a., es unterliegt aber keinem Zweifel, daß es sich auch hier um belebte Krankheitskeime, um Mikroorganismen handelt.

Der gegenwärtige Stand der Lehre von der Entstehung der Infektionskrankheiten ist kurz folgender. Wir unterscheiden 4 streng voneinander getrennte Gruppen von krankheitserregenden („pathogenen") Mikroorganismen: 1. die Bakterien oder Spaltpilze, 2. die Schimmelpilze, 3. die Sproß- oder Hefepilze — sämtlich dem Pflanzenreich angehörig — und 4. die zu den einfachsten tierischen Lebewesen gehörigen Mycetozoen und Protozoen. Die drei zuerst genannten Mikroorganismen spielen im Haushalt der Natur eine wichtige Rolle, wir benutzen sie zum Teil zur Herstellung verschiedener Nahrungsmittel (Brot, Käse, Bier, Wein usw.), andererseits werden unsere Nahrungsmittel durch sie bzw. durch Gärung und Fäulnis ungenießbar, vor allem aber sind sie für die lebenden Pflanzen, Tiere und Menschen Krankheit und Tod erzeugende Parasiten.

Die Bakterien oder Spaltpilze stellen kleinste, den Algen verwandte Pflanzenzellen dar, die nach ihrer Form und Wirkung in verschiedene, nicht ineinander übergehende Arten zerfallen. Nur ein Teil dieser Bakterien erzeugen Infektionskrankheiten bei Menschen



und Tieren, sind „pathogen", viele sind nur ungefährliche Schmarotzer. Man unterscheidet hinsichtlich der äußeren Form besonders Kugelbakterien (Mikrokokken), stäbchenförmige Bakterien (Bazillen) und schraubenförmige, korkzieherartig gewundene (Spirillen, Spirochaeten). Die teils einzeln, teils in Verbänden lebenden runden oder mehr ovalen Kugelbakterien von verschiedener Größe erzeugen vor allem Entzündung und Eiterung in den Wunden und in den verschiedensten Organen unseres Körpers, eventuell mit entsprechender Eitervergiftung oder sog. Blutvergiftung. Zu den stäbchenförmigen Bakterien (Bazillen) gehören die Erreger des Milzbrandes, des Typhus, der Tuberkulose, der Diphtherie, der Lepra (des Aussatzes), des Wundstarrkrampfes, der Influenza, des Rotzes, der Pest usw. Durch die korkzieherartig gewundenen Spirillen oder Spirochaeten entsteht z. B. das bereits erwähnte Rückfallfieber, die Cholera, die Syphilis u. a. Ein Teil dieser Spirochaeten gehört zu den niedersten tierischen Lebewesen, zu den Protozoen.

Die Bakterien bestehen als Pflanzenzellen aus einer Membran nebst einem aus Eiweiß, Fett, Salzen und Wasser zusammengesetzten Inhalt. Besonders die stäbchen- und schraubenförmigen Bakterien vermögen sich mittels feinster Fortsätze (Geißelfäden) fortzubewegen. Die Zahl der letzteren ist sehr verschieden, manche Bakterien, wie z. B. die Bazillen des Typhus und des Wundstarrkrampfes, sind an ihrer ganzen Peripherie mit feinen Wimpern besetzt, so daß sie an einen Tausendfuß erinnern. Die Fähigkeit der Bakterien, sich durch Sporenbildung und Teilung zu vermehren, ist ganz enorm; berechnet man die Dauer einer Teilung durchschnittlich auf etwa 1 Stunde, so können aus einem Spaltpilzindividuum in 24 Stunden ungefähr 16 Millionen entstehen. Die Bakterien sind allgegenwärtig, sie finden sich überall in großer Zahl, nur das Blut und die inneren Organe unseres gesunden Körpers sind frei von Bakterien — natürlich abgesehen vom Verdauungskanal und den oberen Luftwegen. Sind krankheiterregende (pathogene) Bakterien in unseren Körper eingedrungen, z. B. durch eine äußere Wunde der Haut oder durch eine oft nur unbedeutende Schädigung der Schleimhautdecke, z. B. im Bereich der Mund- oder Nasenhöhle, der Rachenmandeln oder mittels der Atmung oder Nahrung, so vermehren sich die sog. toxischen Bakterien nur an ihrer Ansiedlungsstelle und bilden hier ihre in das Blut übergehenden, meist sehr giftigen Stoffwechselprodukte, wie z. B. die Diphtheriebazillen bei der Rachendiphtherie oder die Wundstarrkrampfbazillen in einer Wunde. Andere Bakterien dagegen, wie z. B. die Milzbrandbazillen oder die Kugelbakterien der Entzündung und Eiterung, dringen von ihrer Eingangspforte bzw. von ihrer ersten Ansiedlungsstelle aus in unser Blut, vermehren sich hier und können natürlich durch den Blutstrom in die verschiedensten Organe gelangen; diese letzteren („infektiösen") Bakterien schädigen unseren Körper ebenfalls durch ihre giftigen Stoffwechselprodukte, außerdem aber noch rein mechanisch und durch Entziehung von Nährstoffen infolge ihrer Vermehrung. Bei jeder Infektionskrankheit findet nun „ein Kampf ums Dasein" statt zwischen den in unseren Körper eingedrungenen Bakterien bzw. ihren giftigen Stoffwechselprodukten und den im Blut und in den Körperzellen teils schon vorhandenen, teils bei jeder Infektionskrankheit sich neu bildenden Schutzstoffen oder Gegengiften, der Stärkere siegt. Der Tod des erkrankten Körpers erfolgt besonders dann, wenn die Wirkung der Schutzstoffe oder Gegengifte erlahmt, während die Vergiftung durch die Bakterien zunimmt. Die mit der Nahrung in den Magen gelangenden pathogenen Bakterien werden im gesunden Magen durch den sauren Magensaft gewöhnlich abgetötet, weil saure Nährböden den pathogenen Bakterien nicht zusagen; unser gesunder Magen ist daher infolge der hier befindlichen freien Salzsäure gleichsam unser Desinfektionsapparat. Ist dagegen der Magensaft nicht sauer, sondern alkalisch, wie z. B. bei Magenkatarrhen und sonstigen Magenkrankheiten, dann können die mit der Nahrung in den Magen gelangten pathogenen Bakterien, z. B. die Typhus- oder Cholerabakterien, ungeschwächt in den für ihre weitere Entwicklung günstigen Darm gelangen und hier Typhus oder Cholera hervorrufen. Es erhellt hieraus, wie wichtig ein gesunder, normal arbeitender Magen ist.

Die Schimmelpilze sind für den Menschen nur wenig gefährlich, sie erzeugen besonders Krankheiten an der Haut und an den der äußeren Luft zugänglichen Schleimhäuten. Von den inneren Organen ist es besonders die Lunge, wo sich Schimmelpilze zuweilen ansiedeln. In Ausnahmefällen aber hat man beim Menschen Tod durch Ansiedlung von Schimmelpilzen, z. B. im Gehirn, beobachtet. Bei den Krankheiten der Pflanzen und der niederen Tiere dagegen spielen die Schimmelpilze eine wichtige Rolle, z. B. bei Krankheiten der Trauben und Kartoffeln, beim sog. Brand des Getreides, bei der Muskardinekrankheit der Seidenraupen, bei verschiedenen Krankheiten der Insekten usw.

Die in Zuckerlösungen alkoholische Gärung erzeugenden Sproß- oder Hefepilze sind rundliche oder mehr längliche, zu Fäden auswachsende Pflanzenzellen von verschiedener Größe; sie bewirken nicht nur Krankheiten der Haut und Schleimhäute, wie z. B. die unter dem Namen Soor bekannte Entzündung der Mundschleimhaut, sondern auch Allgemeinerkrankungen nach Art der sog. Blutvergiftung. Man hat ihnen auch die Erzeugung bösartiger (krebsiger) Geschwülste zugeschrieben, was aber bis jetzt noch nicht als zutreffend bewiesen ist.

Die Mycetozoen (Pilztiere) und Protozoen (Urtiere), die 4. Gruppe der oben erwähnten Krankheitserreger, sind einfachste tierische Bildungen, die aus gleichmäßigem Protoplasma ohne besondere Organe bestehen, sie spielen nach den neusten Forschungen ebenfalls eine wichtige Rolle bei der Entstehung menschlicher und tierischer Infektionskrankheiten. Sie erzeugen z. B. die Malaria, die Schlafkrankheit der Neger, ruhrartige Erkrankungen des Darms, Hautgeschwüre und fieberhafte Eiterungen, die Tsetsekrankheit („Nagana") der Rinder, Pferde, Esel und Schweine, das Texasfieber der Rinder u. a. Die Protozoenkrankheiten werden besonders in den Tropen durch blutsaugende Insekten übertragen. Auch die Krebskrankheit soll durch Protozoen bedingt sein, was aber bis jetzt noch nicht bewiesen ist.

Bei der Entstehung aller Infektionskrankheiten ist die teils angeborene (ererbte), teils durch verschiedene Umstände erworbene Empfänglichkeit (Disposition) nicht nur der einzelnen Menschen und Tiere, sondern auch unserer verschiedenen Organe für diesen oder jenen Krankheitserreger sehr wichtig. Wie die einzelnen Pflanzen auf dem für sie geeigneten Boden am besten gedeihen, so ist es auch bei den Krankheitserregern der Fall. Die Wundstarrkrampfbazillen z. B. sind besonders gefährlich in einer Wunde, nicht im Darm, das Umge-



kehrte gilt für die Erreger des Typhus und der Cholera. Die Bazillen des Aussatzes wachsen nur beim Menschen, andere Infektionskrankheiten dagegen entstehen primär nur bei bestimmten Tieren und gehen von diesen auf den Menschen über, wie z. B. der Milzbrand, der Rotz, die Tollwut u. a. Die besonders beim Hund und den verwandten Tierarten (Wolf, Fuchs, Schakal, Hyäne, Katze) vorkommende Wutkrankheit besteht im wesentlichen in einer Erkrankung des Nervensystems, das Wutgift wirkt wie das ihm verwandte Gift des Wundstarrkrampfes ähnlich wie Strychnin.

Der Erreger der Wut ist bis jetzt, wie bereits erwähnt wurde, noch nicht genau bekannt. Die Uebertragung der Wut auf den Menschen geschieht fast immer durch den Biß eines wutkranken Tieres, in dessen Speichel und Speicheldrüsen das Wutgift stets vorhanden ist. Die Uebertragung der Wut von einem wutkranken Menschen auf einen anderen gesunden Menschen ist bis jetzt noch nicht sicher beobachtet worden. Das Schlangengift, wahrscheinlich nicht parasitärer, sondern rein chemischer Natur, ist wohl im wesentlichen ein Blutgift, d. h., es tötet den Menschen durch lebensgefährliche Veränderungen des Blutes. Praktisch wichtig ist, daß das Schlangengift auch in getrocknetem Zustand und in Spirituspräparaten seine gefährliche Wirkung nicht einbüßt. Auch bei der Verbreitung der Pest spielen Tiere eine bedeutungsvolle Rolle, besonders zu fürchten ist die Wanderung und der Transport von Ratten, Mäusen und anderen pestkranken Tieren; das solchen Tieren anhaftende Ungeziefer, ihre Absonderungen und Kadaver vermitteln die Verschleppung der Seuche sehr.

Die Behandlung der Infektionskrankheiten ist eine rein ärztliche Frage. Folgendes sei nur kurz hervorgehoben. Die Verhütung der Infektionskrankheiten hat große Fortschritte gemacht, weil wir ihre Entstehungsursachen so genau erkannt haben. Daher die erfreuliche Abnahme mancher Infektionskrankheiten, z. B. der Wundinfektionskrankheiten, der Cholera, der Tuberkulose usw. Die Blattern sind in Deutschland durch die obligatorische Schutzpockenimpfung beseitigt. Der Schutz der Gesunden beim Ausbruch einer Infektionskrankheit durch Isolierung der Kranken und durch sonstige geeignete hygienische Maßregeln ist natürlich von besonderer Wichtigkeit. Die eigentliche Behandlung der Infektionskrankheiten richtet sich vor allem gegen die vorhandenen Krankheitserscheinungen, oft kann der Infektionsherd durch Operation beseitigt werden. Besonders bei den durch tierische Lebewesen (Protozoen) bedingten Infektionskrankheiten gibt es wirksame, innerlich gegebene Arzneimittel, wie z. B. das Chinin bei der Malaria.

Etwa seit dem Jahr 1890 hat man unter der Führung unseres Robert Koch danach gestrebt, für die einzelnen Infektionskrankheiten die natürlichen Gegengifte oder Schutzstoffe zu finden. Für diese moderne Behandlung der Infektionskrankheiten sind besonders zwei durch wissenschaftliche Forschung festgestellte Tatsachen von größter Bedeutung: 1. das Vorhandensein natürlicher Schutzstoffe oder Gegengifte in unserem Blut und in unseren Körperzellen gegen die Krankheitserreger und 2) die Neubildung ganz bestimmter Gegengifte, sobald eine Infektion unseres Körpers stattfindet. Die z. B. im Verlauf einer Diphtherie sich neu bildenden Gegengifte oder Schutzstoffe wirken nur gegen das Diphtheriegift, nicht gegen andere Bakteriengifte. Durch fortgesetzte Einimpfung bestimmter Bakterien bzw. ihrer Gifte bei Tieren, z. B. der Diphtheriebazillen bei Pferden, kann man die Bildung der Schutzstoffe so vermehren, daß die Tiere schließlich durch Giftgewöhnung gegen das Diphtheriegift unempfänglich (immun) werden, und daß das Blut von solchen Pferden so reich an Gegengiften gegen Diphtherie ist, daß kleinste Blutmengen, durch Aderlaß den Pferden entnommen, als „Heilserum" bei menschlicher Diphtherie erfolgreich benutzt werden können. So ist die Heilserumbehandlung der Diphtherie nach von Behring entstanden, die zu einem großen Segen geworden ist; je früher das Heilserum unter die Haut des Kranken eingespritzt wird, um so günstiger ist seine Wirkung. Auch für andere Infektionskrankheiten haben wir bereits ähnliche Gegengifte gefunden, z. B. bei der Tuberkulose, beim Wundstarrkrampf u. a. Ganz vorzüglich sind die Schutzimpfungen nach Pasteur gegen die Wutkrankheit beim Menschen, die in der Weise vorgenommen werden, daß entsprechende Mengen eines getrockneten, zu Pulver verriebenen Rückenmarks von einem wutkranken Tier mit keimfreier Kalbfleischbouillon vermischt wird; im Rückenmark ist das Wutgift in sehr reicher Menge vorhanden.

Je nach der Dauer der Trocknung des Marks und je nach dessen Menge erhält man Lymphe von verschiedener Giftigkeit. Von dem Impfmaterial wird ein halber bis drei viertel Kubikzentimeter mittels einer sterilisierten kleinen Glasspritze unter die Haut des Kranken eingespritzt. Gewöhnlich beginnt die Kur mit 14 Tage lang getrocknetem Rückenmark, am folgenden Tage wird ein 13 Tage lang getrocknetes Rückenmark angewandt und so weiter, bis am 10. Impfungstage ein nur 5 Tage lang getrocknetes Rückenmark benutzt wird. Nun ist die Kur beendigt. In schweren Fällen wird 2—3 mal täglich mit Wutgift von zunehmender Giftigkeit geimpft, wie es z. B. bei den von tollwütigen Wölfen gebissenen Russen seinerzeit geschehen ist. Die Impfung muß vor dem Ausbruch der Wutkrankheit baldigst nach dem Biß eines tollwütigen Tieres vorgenommen werden, dann sind die Erfolge ausgezeichnet. Die Wutkrankheit zeigt sich meist erst 18—60 Tage nach dem Biß, zuweilen noch später. Nach Bernstein wurden von 40 Pasteurinstituten 104347 Menschen geimpft, ihre Sterblichkeit betrug nur 0,73 v. H. Welch ein herrlicher Erfolg, wenn man bedenkt, daß die Wut, einmal ausgebrochen, gewöhnlich in zwei bis vier Tagen tödlich verläuft.

Durch die Pasteursche Schutzimpfung wird der Ausbruch der Wut verhindert, ähnlich wie wir die Blattern durch die Schutzpockenimpfung nach Jenner verhüten. Durch die Einimpfung des Pocken- oder Wutgiftes in abgeschwächter Form, durch die Giftgewöhnung wird unser Körper unempfänglich für das eigentliche Blattern- und Wutgift. So bewahrheitet sich, was der berühmte griechische Arzt Hippokrates schon 500 Jahre v. Chr. gesagt hat: „Dasselbe, was die Krankheit erzeugt, heilt sie auch." Hoffentlich gelingt es uns immer mehr, die Infektionskrankheiten durch ihre natürlichen Gegengifte ebenso erfolgreich zu bekämpfen wie die Diphtherie und die Wutkrankheit.



Droesigl.

Roman von

Georg Freiherrn von Ompteda.

18. Fortsetzung.

Ludwig setzte Aga auseinander, es würde nicht mehr lange dauern, so stünden die Pferde als Sehenswürdigkeit im Museum, mit jener Begeisterung, die er immer für alles Vorwärtsdeutende und Neue zeigte.

Da hatten Kutscher und Diener mit der Hilfe von ein paar Leuten endlich das gefallene Pferd wieder auf die Beine gebracht.

Zu Haus sah Aga wie täglich nach den Jungen, als ob sie noch ganz klein wären. Beide lagen in ihren Zimmern im tiefen Schlaf.

Dann saß sie mit ihrem Mann am Kamin, in dem ein elektrisches Scheinfeuer brannte, und sie sprachen noch einmal die Leute durch, die sie einladen würden.

Ludwig meinte: „Vielleicht ginge es, dem Herzog von Kaschau nahezulegen, ob er nicht sein ehemaliges Palais in der neuen Gestalt sehen wollte?"

Doch Aga redete es ihm aus, nicht ängstlich, daß er es übelnehmen könnte wie früher, sondern wie zwei Menschen reden, die bei gleichen Interessen miteinander Vor- und Nachteile gleich zwei Teilhabern eines Geschäftes besprechen.

So mußte denn das Diner ohne das Herzogspaar stattfinden. Die Liste war noch vervollständigt worden.

Minister Dr. von Kehl, mit dem Ludwig wegen der verschiedenen Stiftungen, die er gemacht hatte, in Verbindung stand, auch Staatssekretär von Gloeven wurden darauf gesetzt.

Graf Reguier ließ in seinen Bekanntenkreisen fallen, es gäbe etwas Außergewöhnliches. Er sagte: „Es ist das, was ich damals als Eröffnungsfest gemeint hatte. Die bescheidenen Leute haben gewartet, damit es nicht nach frischem Lack röche."

Eine Menge junger Offiziere, die hier und da in Kölln eine Jagd geritten hatten, gaben ihre Karte ab. Täglich schwoll die Flut der Leute, die eingeladen sein wollten.

Da gab es welche, die nur zu sehen wünschten, wie es bei Droesigls aussehe. Andere mochten nicht zurückstehen: die Soundso seien eingeladen, warum sollten sie nicht dabei sein?

Nun baten aber auch die befreundeten Damen, daß junge Mädchen eingeladen werden sollten.

Und immer mehr verlor das Diner seinen Charakter, zum Völkerfest sich umgestaltend.

Ludwig hatte seine Vorkehrungen getroffen. Er, der wirklichen Luxus erlebt hatte, als er, jetzt vor grauen Jahren, mit vorzüglichen Empfehlungen an die obersten Zehntausend in Amerika Zeuge gewesen war, wie Milliardäre Feste machten, beschloß nun wirklich, seinen Ehrgeiz darein zu setzen, daß etwas Ganzes würde.

Die Sterne der europäischen Opern sollten an diesem Tag in dem Palais auf der Wilhelmstraße singen, aber jeder nur e i n Lied.

Graf Reguier verbreitete schon Geheimnisse des Menüs. Er erzählte, das ganze Küchenpersonal würde eigens für den Abend aus Paris kommen.

Da wurde Aga förmlich das Haus eingerannt. Leute machten Besuch, die Ludwig einmal in einer Gesellschaft, auf dem Rennen kennen gelernt und die sich sonst weiter nicht um ihn gekümmert hatten. Menschen, die sonst auf der Straße nur gegrüßt hatten, blieben plötzlich stehen und begannen ein Gespräch über das Wetter und fragten plötzlich: „Ist es wahr, daß ein Pariser Meister bei Ihnen singen wird?"

„Gewiß."

„Ach, ich wollte ihn so gerne hören, aber als ich in Paris war, war er gerade auf einem Gastspiel in Südamerika."

Und sie legten es so nahe, eingeladen zu werden, daß anderes fast eine Unhöflichkeit bedeutet hätte.

Ein zweiter wollte diesen Künstler einmal im kleinen Kreise sehen, ein dritter jene Künstlerin. Eine Dame interessierte sich dafür, wie wohl bei ihren Jahren eine internationale Berühmtheit in der Nähe aussähe, das schien wichtiger, als wie sie spielte.

Allen Sehnsüchtigen konnte geholfen werden.

Und es schien bei dem großen Rummel und Rausch, als sei das Haus nicht mehr ganz so vornehm wie Kölln.

Aber als auch darüber gesprochen wurde, liefen die Getreuen des Hauses, Graf Reguier an der Spitze, umher und meinten, wenn es etwas bunt herginge, so trüge daran nur die unvergleichliche Liebenswürdigkeit des Herrn und der Frau des Hauses Schuld, die es in ihrer Artigkeit nicht fertigbrächten, die Aufdringlichen abzuweisen.

Ludwig überlegte, ob sie diesen oder jenen wirklich bitten sollten, der nicht ganz seinen Absichten entsprach. Es sollte nicht zu viel Finanz da sein, der Zug des Hauses, die Richtung würde sonst verändert.

Aber da gab es einflußreiche Leute, die man nicht übersehen konnte, und dann kam immer der Gedanke, der soll nicht gekränkt und jener nicht vor den Kopf gestoßen werden.

Der Klatsch hatte schon vorher in Berlin allerlei Phantastisches von dem Fest verbreitet. In der Riesenstadt, wo es vielleicht noch reichere Leute gab, als Ludwig Droesigl war, war er nun einmal in den Geruch des Milliardärs gekommen, obwohl man gestehen mußte, daß solche Gerüchte keinen Untergrund hatten.

Waren die Jagden in Kölln protzig gewesen? War nicht jeder, der sie kennen gelernt hatte, wiedergekehrt mit dem Bewußtsein, in einem vornehmen Privathaus, großen Stiles zwar, aber dem alles Uebertriebene fernlag, verkehrt zu haben?

Ludwig und Aga wußten nichts von dem Gerede.

Und doch trugen sie ein klein wenig selbst Schuld, als



wäre seit dem Augenblick, wo er sich nicht mehr gefürchtet hatte, seiner Frau sein letztes Ziel zu enthüllen, wo sie nicht mehr von der Sorge erfüllt wurde, er lebe ein Leben für sich, diesen beiden Menschen der Maßstab verloren gegangen.

Und doch war es nur der Jubel über den neuen Besitz, das Glück über das Näherrücken des Planes, dem dieser Mann sein Leben geweiht hatte. Nicht aus Eitelkeit, sondern beinah nach einem Naturgesetz, als müsse dieses Geschlecht der Droesigl, das vom dunklen Ehrenmann über den König der Arbeit zum Mode- und Gesellschaftsmenschen sich entwickelt hatte, seinen Weg nach oben machen.

Nun, wo sie zusammenarbeiteten, fehlte gegenseitig der Hemmschuh, denn sie hielt ihn nicht mehr zurück. Sie sah nur das eine Ziel: ihn vorwärtszubringen.

Und immer zwingender trat der Gedanke an ihre Kinder hinzu. Sie erwähnte die Jungen in ihren Gesprächen. Sie dachte daran, mit wem sie verkehren, mit wem sie spielen sollten, denn es war wichtig, daß sie von Anfang an in das richtige Fahrwasser kamen.

Und ihre blinde Mutterliebe entwarf den Plan, Erich und Egon bei dem Fest erscheinen zu lassen, in dem dunklen Gefühl, ihre Jungen diesem und jenem vorzustellen, um bereits Fäden anzuknüpfen für das kommende Leben.

Da war es aber Ludwig, der dagegen sprach: an solchem Tage gehörten die Jungen nicht hin.

Schon lange vor dem Fest wurde geräumt, umgestellt, dekoriert, daß auch dieser tadellose, von Ludwig und Mister White geleitete Haushalt trotzdem beinah auf dem Kopf stand.

Da war denn von Lernen für die Kinder keine Rede. Der Hauslehrer machte Ferien und benutzte die Gelegenheit, den Jungen die Museen zu zeigen.

Ludwig hatte das Gefühl, als solle gewissermaßen ein entscheidender Schlag geführt werden. Er befand sich darüber in einiger Erregung. Tagelang vorher ging er mit Aga durch die Säle.

Die Einrichtung, die sie vollendet gewählt hatten, gefiel ihm noch nicht ganz. Es gab seltenste Kostbarkeiten, aber er fand, daß bei der Höhe und Pracht der Räume, vor allem im großen Saal, kleine Gegenstände ein wenig überwogen.

Immer näher rückte das Fest. Drei Tage noch, zwei, endlich morgen sollte es sein.

Als Ludwig zu einer Besorgung ausging, sah er gerade gegenüber einen Herrn mit schwarzem Spitzbart stehen, der das Palais aufmerksam betrachtete. In dem Barte zogen von den Mundwinkeln zwei schneeweiße Striche herab, die dem Gesicht etwas Auffallendes gaben.

Ludwig ging auf ihn zu: Hofrat Ritter von Besserer von einem österreichischen Museum. Er kannte ihn nur oberflächlich, aber ihm schoß sofort ein Gedanke durch den Kopf.

Der Mann war der beste Kenner österreichischen alten Besitzes. Einer, den jeder Magnat, der seinen Herrensitz etwa anordnete, zu Rate zog. Einer, der das schwerste wissenschaftliche Gepäck mit der Leichtigkeit des Oesterreichers trug. Der Mann der Wiener Redouten und Festzüge, ohne den die Patronessen nicht auskommen konnten.

Der Hofrat schien im ersten Augenblick nicht zu wissen, mit wem er spreche, bis Ludwig seinen Namen nannte.

Da sagte er: „Ah, Sie haben ja neulich den Tiepolo gekauft!“

Ludwig sagte bescheiden etwas, als sei nicht viel daran, und der Gelehrte, immer nur mit den allerersten Kunstwerken zu rechnen gewohnt, stimmte ihm eigentlich bei, so daß Ludwig sich nun ein wenig ärgerte: „Wo soll man heute noch etwas herbekommen! Es geht ja doch alles nach Amerika.“

Der Hofrat schnalzte mit der Zunge und machte ein bedauerndes Gesicht. Es war, als wollte er eben beginnen.

Doch er fragte, mehr wie eine höfliche Redensart, die Straße nach den Linden zu deutend: „Gehen Sie nach Hause?“

Ludwig erklärte, dort drüben wohne er.

Merkwürdig, gerade das Palais sah sich der Wiener schon eine Weile an.

„Gefällt es Ihnen?“

Der Hofrat sagte ein paar Artigkeiten, verbarg aber nicht, wie das Gitter mit den Lanzen aus der Zeit Ludwigs XVI. mit dem herrlichen italienischen Renaissanceportal nicht übereinstimmte.

Ein Wort gab das andere, und Ludwig forderte ihn auf, sich seinen Besitz einmal anzusehen. Der Hofrat zog die Uhr, dann ging er mit.

Mit Aga gingen sie von einem Saal zum andern. Aga blickte den berühmten Kunstkenner ängstlich von der Seite an, was er wohl sagen würde.

Er bewunderte, der Notwendigkeit seines Berufes entsprechend, etwas zurückhaltend die Bilder, Skulpturen, Möbel, die alten Plafonds, Tapisserien, Büsten und Bronzesachen. Im großen Saal fand er zum erstenmal ein wirkliches Wort, das über die übliche Anerkennung hinaus ging.

„Fein,“ sagte er, „fein, fein!“ einmal über das andere. Da er hörte, daß das Palais nicht alt sei, wollte er wissen, wer es gebaut hätte, denn die Verhältnisse, die Architektur gefielen ihm ausnehmend. Er holte ein Opernglas hervor, legte sich beinah auf den Rücken in einem Stuhl und blickte zur Decke empor, deren Ursprung er bestimmte.

Dann ging er zur Wand, klopfte, tastete, pochte und fragte plötzlich: „Was hat denn hier gehangen? Schauen Sie, jetzt weiß ich, was mich stört. Die alte Ledertapete ist sehr schön, sie stammt wohl von Ihnen?“ . . . . .

„Jawohl.“

„Schauen's . . . . . . sehr schön, aber berechnet ist es gewesen auf ein paar große Gemälde. Eins, zwei, drei, vier, das ist es, was mir hier fehlt. Hier gehört schon etwas hin.“

Ludwig stimmte dem Hofrat bei. Er hatte es dunkel geahnt: unten, wo herrliche Möbel, wunderbare Bronzen und Marmorsachen, Holz- und Elfenbeinschnitzereien, Majoliken, Gold- und Silberarbeiten vergangener Jahrhunderte standen, war zu viel, oben zu wenig. Aber er sagte wie entschuldigend: „Es sollte ruhig wirken.“



Der Hofrat trat noch einmal zurück und musterte den Saal: „Deswegen wird es nicht unruhig. Im Gegenteil! Die Wände gehen dann besser zusammen; jetzt ist oben Ruhe und unten Unruhe. Wahrscheinlich haben hier einmal Familienbilder gehangen."

Einen Augenblick schoß Ludwig der Gedanke durch den Kopf, schnell noch ein paar der großen Oelbilder der alten Kölln kommen zu lassen.

Doch er fühlte, daß das unmöglich sei, und sagte: „Das ist nicht so leicht zu finden!"

Hofrat von Besserer blickte ihn an: „Sie, Herr von Droesigl, ich wüßt schon etwas!"

Er strich sich den Spitzbart, daß die beiden weißen Streifen im Haar sich in seiner Hand vereinigten: „Aber billig wär's net!"

„Nun, wenn es etwas Besonderes ist!" . . . . . .

„Es ist schon was Besonderes!"

Dann erzählte er die Veranlassung, die ihn nach Berlin geführt hatte. Sechs riesige Gemälde von Rubens, einst wahrscheinlich für Maria Medici gemalt, warteten beim Spediteur, um nach Paris zur Versteigerung abzugehen. Ein junger Pole, aus dessen väterlichem Schloß bei Posen sie stammten, wollte sie und noch andere Kostbarkeiten zu Geld machen, da er seit Jahren weit über seine Mittel lebte.

In Paris war der beste Markt für solche Schätze; gelang es aber, sie hier freihändig zu verkaufen, so wurden Reisekosten gespart. Einige Herren von den Museen in Berlin, Dresden, Frankfurt, München waren da gewesen — und wieder gegangen.

„Den Preis konnt man net herausbekommen. Endlich haben 's 'n gesagt. Da sind alle fort. Der muß a Geld brauchen, oder er spinnt. So was können Museen net zahlen."

Und er schilderte die Bilder mit ihrem mythologischen Inhalt in glühenden Farben und zungenschnalzendem Bedauern.

Er schloß: „Aber Gräfin gestatten, daß ich mich empfehle. Ich bin verabredet. Es war mir sehr interessant, so schöne Sachen zu sehen. Ah, der Saal ist schon schön, aber glauben 'S mir, Bilder gehören hinein oder eine Tapisserie, aber Bilder wären schon besser."

Er wollte nach der Uhr sehen, behielt sie aber in der Hand, ohne einen Blick darauf zu werfen, so eifrig war er bei der Sache. Er schlug die Hände zusammen: „Gnädigste Gräfin, der Pole hat Tapisserien! So was zu verkaufen! Die wären was für unsere Kunstgewerbemuseen!"

Aga meinte: „Nehmen Sie sie doch mit."

Er rieb den Daumen auf dem ausgestreckten Zeige- und dritten Finger der rechten Hand: „Der Etat! Wir haben schon zu viel gekauft! Empfehl mich, Herr von Droesigl! Wann 'S nach Wien kommen, soll's mich sehr freuen."

Der Hofrat küßte Aga die Hand und ging hinaus.

Das Ehepaar blickte sich an, einen Gedanken in den Augen. Er sagte schnell: „Vielleicht könnte . . . ."

Sie flüsterte: „Frage doch, wo es ist."

Dann blieb sie zurück und lauschte auf die Stimmen draußen.

Einen Augenblick darauf kam Ludwig: „Er hat mir die Summe angedeutet! Donnerwetter! Aber es wäre doch schön zu haben, wovor alle Sammlungen zurückschrecken. Er sagt, er glaube, es paßt. Gib mal ein Zentimetermaß. Ich fahre gleich hin!"

Aga eilte in Ludwigs Zimmer, wo auf dem Schreibtisch immer ein Maß lag. Dann nahmen sie die Abmessungen.

Ein paar Minuten darauf fuhr das Coupé vor, und Ludwig verschwand.

Aga, der die Wand nun wirklich kahl erschien, sah schon die Bilder in Gedanken vor sich. Sie hatte beinah Angst, daß ihr Mann melden könne, die Fahrt sei vergeblich gewesen. Sie war es nicht.

Die Bilder kamen unter dem Druck verschiedener Trinkgelder schon nachmittags. Sie paßten den Maßen nach wie für den Saal gemacht; nur zwei kleinere waren nicht unterzubringen, während die vier großen gleich waren in Größe, Rahmen und Ton.

Der Preis war freilich so hoch, daß Ludwig beinah verlegen Agathe anblickte, um ihr dann die Summe ins Ohr zu flüstern, als ob er Angst hätte, ein Fremder könne es vernehmen.

Doch mit der kaufmännischen Begabung, die Ludwig besaß, hatte er bei der übertriebenen Summe den glücklichen Einfall gehabt zu erklären, er nähme die Bilder nur, falls die Tapisserien dazugegeben würden.

Der Verkäufer hatte angesichts des kopfschüttelnden Abzuges sämtlicher Museumsbevollmächtigten, Liebhaber und Händler am Morgen ein wenig die Nerven verloren. Ludwig rundete die Summe sofort sehr erheblich nach oben ab und versprach Barzahlung binnen einer Stunde — oder er würde augenblicklich davonfahren.

Das hatte gewirkt. Er war schon mit dem nun „Vorbesitzer" auf der „Deutschen Bank" gewesen.

Aga klatschte in die Hände.

Dann fragte sie: „Und die Tapisserien?"

„Habe ich dem Hofrat für sein Museum geschenkt. Ich war schon bei ihm."

Aga machte eine Gesicht, als fände sie es fast schade, doch Ludwig beugte sich zu ihr: „Man kann nicht wissen . . . . . . eine Hand wäscht die andere . . . ."

Die Bilder wurden im Hof aus ihren Kisten genommen und die Treppe heraufgebracht.

Es schien zuerst zweifelhaft, ob sie durch die Tür könnten, aber nachdem die Flügel ausgehängt worden, fand es sich, daß sie, die Stirnseite voran, hineingebracht werden konnten, wenn auch so knapp, daß Aga immerfort ängstlich rief: „Aufpassen! Aufpassen!"

Große Trittleitern standen schon da. Und nun wurde probiert. Während es nervös durcheinanderklang: „Weiter rechts! Höher! Festhalten, festhalten!" war der Hofrat eingetreten.

Er ging sofort zu Aga: „Gräfin, ich weiß wirklich nicht, wie ich danken soll. So ein großartiges Geschenk! Wenn i gewußt hätt, daß wir die Tapisserie bekommen sollten, hätt' i gar nicht davon erzählt. Na, da ist meine Reise nicht vergeblich gewesen. Ich werd's schon zu rühmen wissen daheim. Der Minister interessiert sich g'rad' besonders für unser Kunstgewerbemuseum."





Der Hofrat übernahm jetzt von selbst das Aufhängen der Bilder. Den Zylinder mit steifen, geraden Krempen im Nacken, warf er im Eifer seinen Gehrock ab und half in Hemdärmeln ein Bild seitwärts schieben, das ihm noch nicht die richtige Entfernung von dem nächsten zu haben schien.

Er herrschte die Tapezierer an: „Sie mit dem Metermaß gehen's weg. Augenmaß muß man haben. Da braucht's nur eine Leiste, die schief sitzt, oder ein Sims, der hängt, und die ganze Messerei hilft nichts. Verlassen's sich nur auf mich! Mehr rechts. Das da links hängt ja viel zu tief. Drei Finger muß 's höher hinauf. Ja, ja, drei dicke Finger."

Zu Aga, die sich etwas müde von all den Vorbereitungen in einen Stuhl gesetzt hatte, drehte er sich herum in Hemdärmeln, den Zylinder im Nacken, die Hände in den Hosentaschen, während der etwas gerundete Altersbauch vorstand, und sagte mit förmlicher Liebe zu seinem Werk, das sie ihm gern überlassen hatten: „Verehrteste Gräfin, schauen's net her, Sie müssen sich überraschen lassen. I ruf Sie, wann die Leitern hinaus sind. Sie, der Saal wird fein!"

Er legte zwei Finger an den Mund, schmatzte und schickte einen Kuß in die Luft hinaus.

Dann zog er Ludwig in eine Ecke und flüsterte mit ihm, während immer noch das Hämmern und Arbeiten klang.

Ludwig hatte ihn einladen wollen zum Fest, doch er mußte nach Wien zurück. Und er ließ sich, wie er sagte, zu offiziellem Dank mit größter Naivität noch einmal genau Ludwigs Namen und Adresse geben.

Dann bestimmte er, als sei er Herr im Hause, die beiden kleinen Rubens sollten augenblicklich fort: „Nichts verloren daran! Da hat noch mancher andere mitgeholfen, wenn überhaupt der Rubens dabei gewesen ist! Vielleicht hat sie dem Polen sein Alter überhaupt erst nachmalen lassen!"

Dann ging er mit dem Ehepaar noch einmal durch die anderen Säle, jetzt mit ganz anderem Interesse, als wolle er sich erkenntlich erweisen für das fürstliche Geschenk.

Bei einem gotischen Reliquienschrein blieb er stehen, setzte seinen Zwicker auf, zog eine Lupe hervor, drehte das Ding um und um und sagte nur mit feinem Lächeln: „Herr von Droesigl, das tät ich nicht herstellen."

Ludwig gehorchte stumm. Die Anwesenheit Besserers mußte ausgenutzt werden.

Der Hofrat riet, von drüben etwas herüberzuholen, das besser hierher paßte — er hatte alles im Kopf — und wollte auf einen Scabellono, einen Bürstenständer von Vierzehnhundert, eine Bronze gestellt haben, die bisher auf einem Kamin gestanden.

Einen langgestreckten, dichtgewebten Perser mit Tierfiguren und Wolkenband nahm er aus dem Vorzimmer und tauschte ihn um gegen einen anderen, der in Ludwigs Zimmer lag.

Dabei sagte er lächelnd: „Herr von Droesigl, die beiden stehen im Wert wie 1000 : 1."

Dann schien er zufrieden, ging noch einmal durch die ganzen Säle, schwärmte wieder von den Tapisserien, die bald in Wien ankommen würden, immer noch, als sei er bei der Arbeit, in Hemdärmeln, den Zylinder auf dem Kopf.

Als sie in den großen Saal traten, verschwand eben die letzte Leiter, aber der Hofrat rief ängstlich: „Gnädigste Gräfin, noch nicht!"



Er schob die schönen goldenen Sessel der Zeit an die Wände zurück, zog den Ueberrock an, setzte den Zylinder ab, klatschte in die Hände und rief: „Verehrteste Gräfin, bitte!"

Nun deutete er mit strahlendem Gesicht in die Runde. Der Saal war in der Tat völlig verändert.

Aga sagte ein paar Worte des Dankes, der Hofrat aber redete immer wieder von den Tapisserien.

Plötzlich zog er die Uhr: „Nun, haben wir das nicht schnell gemacht? Was, sechs Uhr schon?"

Er hielt die Uhr an das Ohr: „Ist nicht möglich!"

Aber es wurde ihm bestätigt. Da bekam er einen Schreck, küßte Aga die Hand und kehrte nur noch einmal um, Ludwig zu empfehlen, die Bilder vielleicht abreiben zu lassen, nur ganz flüchtig, sie seien ja in gutem Zustand.

Dann war er verschwunden, und das Ehepaar stand allein.

* * *

Schon seit einer Viertelstunde fuhren in ununterbrochener Reihe die Wagen zu dem doppelten Karyatidenportal auf der einen Seite hinein, auf der andern hinaus.

Auf der Wilhelmstraße stand die gaffende Menge. Sie sahen nichts bei den angelaufenen Scheiben der Wagen, und weil tief drin im Ehrenhof unter dem Baldachin ausgestiegen wurde, aber sie wankte und wich nicht.

Rechts am kleinen Gittertor stand ein Portier in der einfachen, schwarzen Droesiglschen Livree, nur mit einem Seidenstreifen an der Mütze.

Er grüßte jedesmal, wenn ein Gast zu Fuß den Gang von Sandsteinplatten betrat, der zum Portal führte.

Ein paar Offiziere blieben, da die Wagen zu dicht hintereinander fuhren, in der Nähe des Schutzmannes, der den Menschenstrom regelte, stehen. Der eine, etwas stark, mit Doppelkinn, den Helm auf dem Kopf, hatte seinen Arm in den eines größeren, hageren in Mütze gesteckt.

Er sagte leise: „Du stehst dir sehr im Licht, daß du nicht mitkommst! So was erlebt man nicht so leicht wieder. — Ich war mal auf einem rout, wo die Patti sang! Aber sie war schon etwas über die Jahre. Und 20,000 Mark zahlen, nur um home sweet home zu hören?"

Der hagere lachte: „Und du fällst trotzdem drauf rein?"

„Keine Spur! Das wollte ich dir ja eben sagen. Damals war's nur die alte Patti! Heute ist's ein Dutzend Künstler! Was das kosten mag? Und dann soll der Ball besondere Ueberraschungen bringen! Und das Diner! Nimm's mir nicht übel, aber du bist wirklich ein komischer Kerl."

Der andere zuckte die Achseln: „Imponieren tut mir das nicht. Ich mache den Tanz ums goldene Kalb nicht mit. Es mögen sehr nette Leute sein, aber mich reizt das wirklich nicht."

Da in diesem Augenblick eine Lücke in der Wagenreihe entstand, drückten die beiden sich die Hand, und der Große schritt dem Eingang des Palais zu, wo der Portier stand.

Der Offizier in der Mütze aber grüßte sich mit einem Kameraden.

Sie wollten zuerst aneinander vorüber, dann blieben sie stehen: „Na, Herr von Rebbin, Sie machen wohl auch nicht mit?"

Der Angesprochene schüttelte den Kopf und dämpfte seine Stimme, denn neben ihnen lauschten ein paar Gaffer: „Ich gehe, wenn's befohlen wird, auf den Hofball, aber bei irgendeinem reichen Mann mich satt essen? Das alles kostet auch zu viel. Kommen Sie nicht mal an unseren Tisch? Wir haben ein ganz anständiges Lokal auf der Lützowstraße. Da essen wir alle zusammen."

Der Herr von Rebbin Angeredete grüßte besonders artig einen mittelgroßen Herrn in grauem Bart, der, einen runden Hut auf dem Kopf, unter der Menge stand und lächelnd zu dem hell erleuchteten Palais Droesigl hinüberblickte.

Der andere fragte: „Wer ist denn das?"

„Der Herzog von Kaschau."

Der Herzog hob sich ab und zu auf den Zehen, die Hände in den Taschen seines Pelzes vergraben.

Graf Reguier wollte eben den Fahrdamm überschreiten, da erkannte er den Herzog, grüßte und blieb stehen: „Sie sehen sich wohl erst die Geschichte von außen an, Durchlaucht?"

„Gewiß, unser altes Haus in neuer Fassung!"

(Fortsetzung folgt.)

Sportübungen auf Schnee und Eis.

Von Kurt Doerry. — Hierzu 11 Aufnahmen.

Kaum ein anderer Sport hat in Deutschland in dem letzten Jahrzehnt eine so gewaltige Entwicklung erfahren wie der Wintersport. Wo in Stadt und Land nur der Winter glitzernden Schnee über die schlafende Erde breitet oder die Seen und Flüsse sich mit einer kristallenen Decke überziehen, da sieht man die Jugend sich froh mit Schlitten und Stahlschuh tummeln, und auch die älteren Leute erfreuen sich an der gesunden Leibesübung in der köstlich frischen Winterluft.

Aber die selbstwerbende Kraft des Wintersports allein hätte wohl kaum genügt, den Ski und den Rodelschlitten in so kurzer Zeit so volkstümlich zu machen, früher so stille und einsame Gebirgsorte auch im Winter mit frisch pulsierendem Leben zu erfüllen und den heute längst feststehenden Begriff des Wintersportplatzes zu schaffen. In allererster Linie ist es die energische propagandistische Tätigkeit sportbegeisterter Männer und Vereine gewesen, die hier große und dankenswerte Pionierarbeit geleistet hat. Diese Arbeit, die sich vor allem darauf erstreckte, in Wort und Tat den gesundheitlichen Wert und die vielerlei Freuden des Schneesports zu verkünden, war aber auch nötig, denn noch





Ansprache des Lehrers an die Teilnehmer des Skikurses.



Die ersten Schritte. Phot. S. Johannes

vor wenigen Jahrzehnten wußte man bei uns nur wenig davon, welches Frohgefühl eine Fahrt durch den winterlichen Wald in dem verzärtelten Großstädter auszulösen vermag, und daß ein Tag auf den verschneiten Bergen uns für Wochen entschädigt, die uns durch den Zwang der täglichen Arbeit an die dumpfe Stube fesselten.

Hier hat nun die Tätigkeit der Freunde des Wintersports eingesetzt; seit Jahren haben sie Kurse im Skilauf eingerichtet, und allmählich ist die Schar derer, die sich von sachkundigen Männern im Gebrauch der eschenen Bretter unterweisen ließen, immer größer geworden. Es gibt heute kaum mehr einen auf nur einige Bedeutung Anspruch erhebenden Wintersportplatz, der nicht seinen Unterrichtskursus im Skilaufen abhielte und in Verbindung damit die der Sache noch Fernstehenden auf die Schönheiten der winterlichen Berge aufmerksam machte.

Daß man eines besonderen Unterrichts bedarf, um ein Skiläufer zu werden, mag vielleicht nicht ohne weiteres einleuchten; auch in dieser Leibesübung gibt es Autodidakten, die Treffliches leisten. Aber die völlige Beherrschung der langen Scheite ist eine Kunst, die uns nicht aus sich selbst heraus offenbar wird, und der technischen Feinheiten sind so viele, daß der Anfänger der Weisungen eines Meisters nicht wohl entraten kann. Wer ein Stümper bleibt, wer die Schwünge nicht beherrscht, wer es scheut, auch einmal abseits vom Weg durch tiefverschneiten Wald über



Eisjachtsegler beim Training.



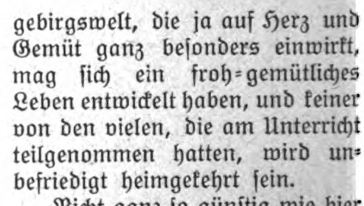
Uebungen der Skiläufer am Abhang.

Hügel und Fels zu schweifen, der wird die vollen Freuden dieses Sports nie auskosten.

Ein Teil der vorliegenden Bilder führt uns mitten in einen solchen Skikurs hinein, und zwar nach Garmisch in den bayrischen Alpen, wo der Alpine Skiklub, München, und der Alpen-Ski-Verein, Wien, in der ersten Hälfte des Januar eine rege Lehrtätigkeit entfalteten. Inmitten dieser herrlichen Hoch-

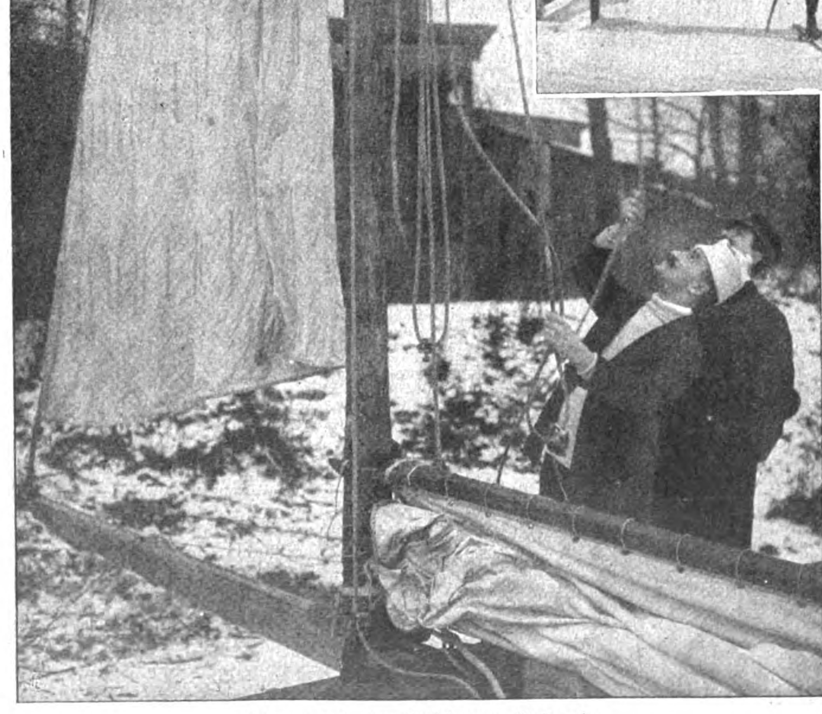


Ausfahrt zum Skilaufunterricht in Garmisch. — Phot. B. Johannes.



gebirgswelt, die ja auf Herz und Gemüt ganz besonders einwirkt, mag sich ein froh-gemütliches Leben entwickelt haben, und keiner von den vielen, die am Unterricht teilgenommen hatten, wird unbefriedigt heimgekehrt sein.

Nicht ganz so günstig wie hier liegen die Verhältnisse auf dem Gebiete des Eissports. Obwohl weit älter als der Schneesport, ist er doch erst seit etwa einem halben Jahrhundert Gemeingut der großen Menge geworden. Während man aber im Winter, wenigstens in unseren Mittelgebirgen, immer auf brauchbare Schneelagen rechnen kann, ist der Eisläufer oft übel daran; es scheint beinahe, als würden die Winter von Jahr zu Jahr



Klarmachen der Jacht zum Eissegeln.

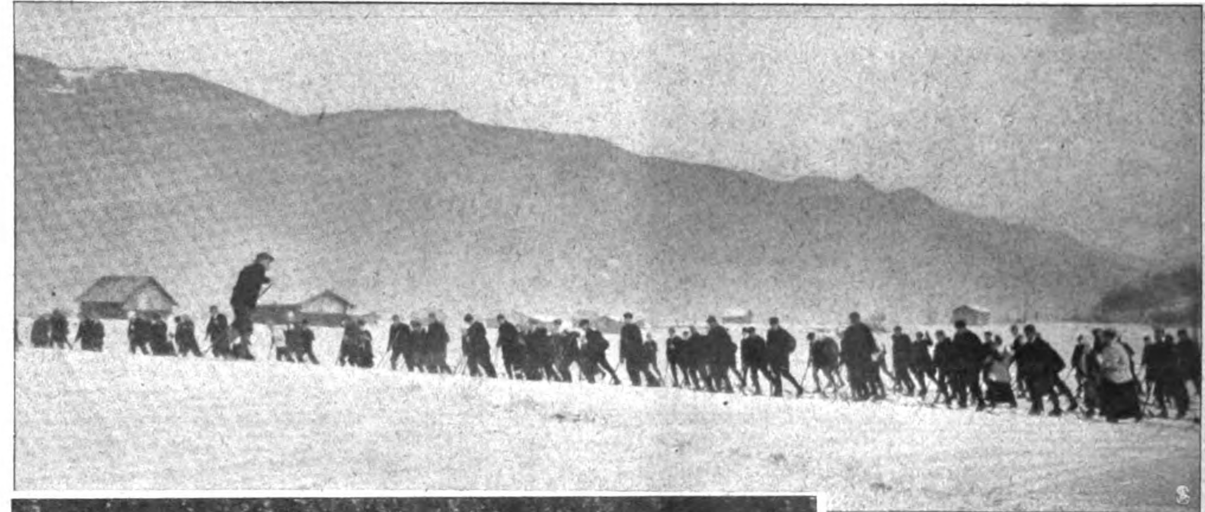


Die Schüler des Skikurses auf der ersten Tour.



Phot. W. Johannes.

Vom alpinen Skikurs in Garmisch: Die Schüler während der Frühstücksrast.



Unterwegs zum Uebungsterrain
in den bayrischen Alpen.

Phot. B. Johannes.
Aller Anfang ist schwer.

gelinder. Daher kommt es auch, daß uns die Bewohner der nordischen Länder, begünstigt durch ihre klimatischen Verhältnisse, im Kunst- und Schnellauf auf dem Eise vorläufig noch weit überlegen sind. Besonders ungünstig sind die Freunde des Eisjachtsegelns daran, denn sie brauchen vor allem strengen, anhaltenden Frost und weite Eisflächen. Die Eissegler, die wir auf unseren Bildern mit der Ausübung dieses faszinierenden Sports beschäftigt sehen, werden sich denn auch wohl kaum lange an ihren Fahrten erfreut haben; Schnee und Tauwetter sind bei ihnen nur zu oft die Spielverderber. Ist aber einmal die Witterung günstig und dehnt sich weithin die spiegelnde Fläche des Eises, dann gibt es kaum einen herrlicheren, aufregenderen Sport als den des Eisjachtsegelns. Wie eine Möwe vor dem Sturm jagt das Fahrzeug auf seinen stählernen Kufen vor dem Winde dahin, schurrend über die tiefschwarze, glatte Fläche gleitend. Dann gilt es, den Kopf klar und die Augen aufhalten, denn so willig das flinke Fahrzeug auch der Hand seines Lenkers folgt, so erprobt und geübt muß diese Hand sein in allen seglerischen Fertigkeiten. Daher heißt es auch hier wie bei jedem anderen Sport, daß am Ende nur Uebung den Meister macht.



Vom Eisjachtsegeln: Das Fahrzeug wird auf das Eis gesetzt.

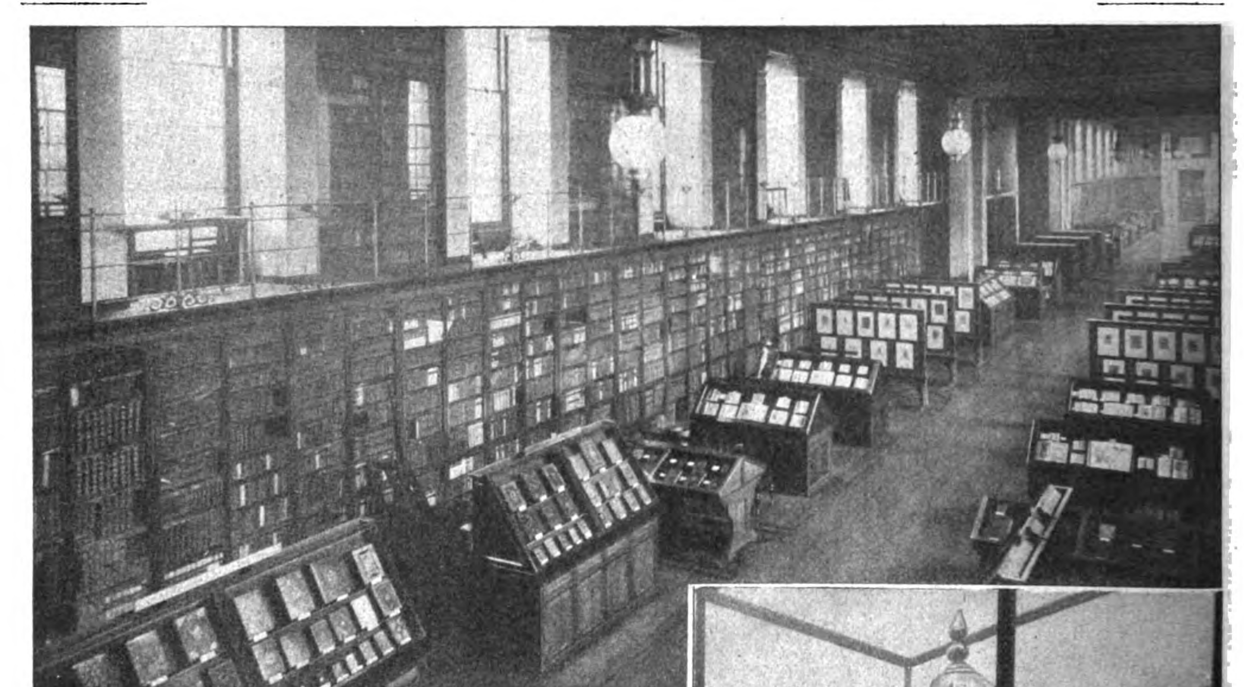
Das Britische Museum in London.

Von Henriette Jastrow. — Hierzu 7 Aufnahmen.

London — man mag es lieben oder hassen, man mag es verherrlichen oder verdammen, man mag unempfindlich sein für die historische Vergangenheit und für die eigenartige Atmosphäre dieses alten Verkehrs- und Kulturzentrums — nach einer Richtung hin übt es unfehlbar auf alle, die ihm nahekommen, seine Anziehungskraft aus: in den Kunstschätzen, die es beherbergt. Es wird den sightseers, den Fremden, die sich der Besichtigung der Stadt hingeben, nicht so leicht gemacht, die Stätten, die ihr Interesse erregen, und die Schätze, die Jahrhunderte angehäuft, etwa alle beisammen zu finden; Meilen voneinander getrennt sind die St. Pauls Kathedrale und die Westminsterabtei, die Guildhall in der City und das Parlamentsgebäude im Südwesten an der Themse, weit voneinander liegen das South Kensington Museum, die Nationalgalerie, die Wallace Collection, die Tate Gallerie, das Naturhistorische Museum im Westen und das British Museum in Bloomsbury, einst der Stadtteil der vornehmen Welt, heute das Dorado der Boarding-Houses. Aber von allen den anziehenden Stätten bildet das British Museum den eigentlichen Mittelpunkt künstlerischen Interesses in London. Und nicht nur unter den Kunstsammlungen der englischen Metropole nimmt es die erste Stelle ein, es repräsentiert auch eine der herrlichsten, eine der reichsten und kostbarsten Sammlungen der ganzen Welt.

Vor anderthalb Jahrhunderten wurde sie in ihrer heutigen Form, wenn auch in kleinem Umfang, begründet. Eben jetzt, am 15. Januar 1909, wurde der 150. Geburtstag des „British Museum“ gefeiert, nicht mit lautem Gepränge und üppigen Festlichkeiten, sondern still und würdevoll, wie es einer „streng praktischen und administrativen Körperschaft“, wie sich die Verwaltung bei dieser Gelegenheit nannte, zukommt. Immer freilich ist man nicht ganz so nüchtern gewesen. Ja, man spekulierte sogar auf den „sporting“ Instinkt des britischen Bürgers, auf die Spielwut des Volkes, um dem British Museum zum Leben zu verhelfen; denn einer Lotterie verdankt es seine Entstehung. Es war im Jahr 1753, als der englischen Regierung Gelegenheit geboten wurde, die berühmte Sloane-Sammlung von Münzen, Manuskripten, Büchern und naturhistorischen Merkwürdigkeiten zu erwerben. Mit einem Aufwand von 50 000 Pfund Sterling hatte Sir Hans Sloane sie zusammengetragen, für 20 000 Pfund Sterling wurde sie, seinem Testament gemäß, der Nation zum Kauf angeboten. Die Regierung konnte sich nicht entschließen, diesen verhältnismäßig kleinen Betrag zur Verfügung zu stellen, unter dem Druck der Agitation aber gab das Parlament seine Einwilligung zu einer Lotterie zum Erwerb jener Sammlung. Die drei Würdenträger, die nach dem Prinzen von Wales die ersten Staatsbürger sind: der Erzbischof von Canterbury, der Lord Chancellor (der Präsident des Hauses der Lords) und der „Speaker“ des Unterhauses, stellten sich an die Spitze der Lotterie. 100 000 Lose zu je 3 Pfund Sterling wurden verausgabt mit Gewinnen von 10 bis zu 10 000 Pfund Sterling. Dadurch gelangte die Nation in den Besitz der Mittel, um die kostbare Sloane-Stiftung zu erwerben. Ja, es verblieb noch ein beträchtlicher Ueberschuß, so daß gleichzeitig auch die Harley-Collection wertvoller Manuskripte für 10 000 Pfund Sterling angekauft werden

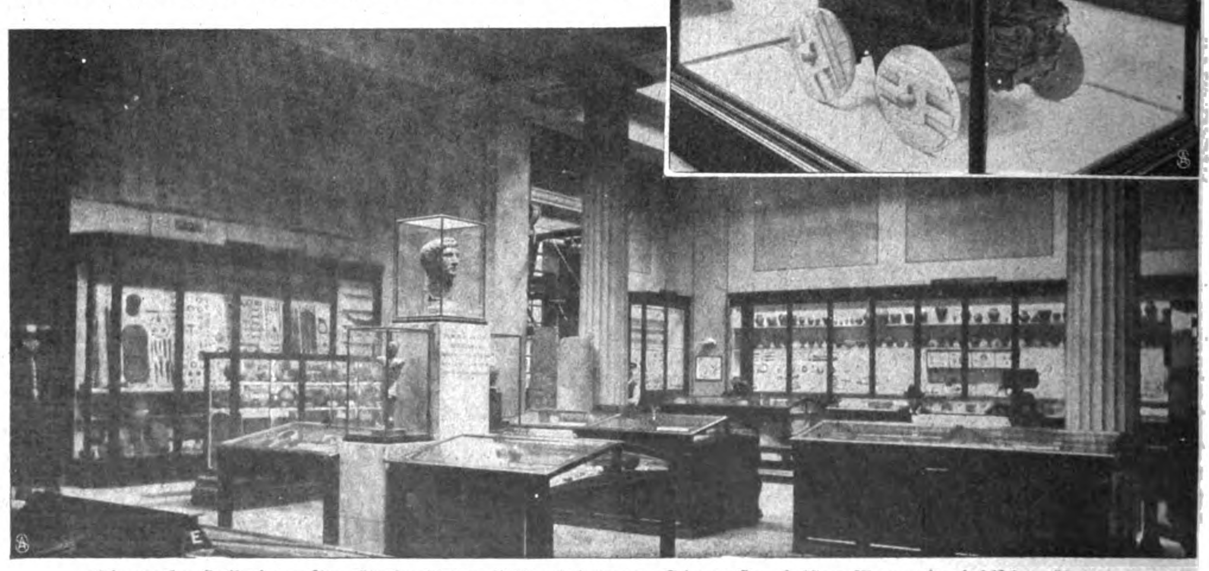
Aufgangstreppe zum ersten Stockwerk.
An den Wänden Skulpturen buddhistischer Kultur.



Blick in die Bibliothek.

konnte. Zur Unterbringung dieser Sammlungen erwarb die Regierung den Montague-Palast in Bloomsbury, das damals nach Norden hin an der Peripherie Londons lag, inmitten üppiger Felder und Gärten. Dahin wurden auch die Schätze der Cottonschen Bibliothek gebracht, die bereits Eigentum der Nation waren, die aber bisher ein so mangelhaftes Unterkommen gefunden hatten, daß ein Teil bereits der Zerstörung anheimgefallen war.

Mit der Ueberführung dieser drei Sammlungen nach Montague-Haus erwachte das öffentliche Interesse für die Kunstschätze der Nation. Zwar waren die Mittel zur Erweiterung der Sammlungen zunächst nur in geringem Umfang vorhanden, aber reiche und verschiedenartige Geschenke kamen der Verwaltung zu Hilfe. Eine der frühesten und wertvollsten war die Königliche Bibliothek, die ganze



Die große Halle im ersten Stock mit der Büste Hadrians. Oben: Der heilige Wagen im indischen Raum.

Der große Lesesaal im Britischen Museum.



Jahrhunderte hindurch von den jeweiligen Inhabern des englischen Thrones angesammelt worden war.

Inzwischen war die Arbeit des Sichtens, Anordnens und Katalogisierens bewältigt worden, und am 15. Januar 1759 wurden die Schätze dem Publikum zugänglich gemacht. Mit drei Abteilungen wurde das British Museum eröffnet: Druckschriften, Handschriften und naturgeschichtliche Abteilung. Für die Benutzung der Druckschriften richtete man ein Lesezimmer im Kellergeschoß ein und stattete es bescheiden mit einem Tisch und 5 Stühlen aus, die später bis zu zwanzig vermehrt wurden. Heute dient diesem Zweck ein großartiger Rundbau, größer als die St. Peters-Kuppel in Rom, 43 Meter im Durchmesser und mit einer Kuppel ca. 33 Meter hoch (Abb. S. 205). Für mehr als 400 Personen bietet er Raum, und gegen 250 000 Wissensdurstige aus allen Teilen der Welt, für deren Komfort fast verschwenderisch gesorgt ist, finden sich im Durchschnitt alljährlich dort ein, um von der Weisheit zu schöpfen, die in den vier Millionen Bänden der Bibliothek angehäuft ist. Im Jahre 1905 beanspruchte die Aufbewahrung der Druckwerke etwa 43 englische Meilen oder ungefähr 68 Kilometer von Regalen; und da jährlich ein Zuwachs von rund 100 000 Büchern stattfindet — ca. 60 000 Pflichtexemplare, rund 10 000 als Schenkungen und ungefähr 30 000 fremdländische Werke, die durch Ankauf erworben werden — so dürfte heute die Ausdehnung schon eine noch größere sein. Die Bibliothek des British Museum gilt als die größte der Welt. Ihr am nächsten kommt die Bibliothèque Nationale in Paris, die aber doch nicht von so gewaltigem Umfang ist wie ihre Nebenbuhlerin an der Themse. An kosmopolitischem Interesse steht diese unvergleichlich da; besitzt sie doch in jeder europäischen Sprache die beste Bibliothek, die außerhalb des betreffenden Landes selbst gefunden werden kann, und in manchen Fällen kann diese Einschränkung sogar fortfallen. Werke von unnennbarem Wert befinden sich unter den Bücherschätzen und auch vielerlei Kuriositäten, wie z. B. das größte Druckwerk der Welt, eine chinesische Enzyklopädie, die aus 5000 Bänden besteht.

Mindestens gleichwertig mit den Bücherschätzen ist die Manuskriptabteilung. Da sind die alten historischen Chroniken Englands aufbewahrt; die Privilegurkunden (die „Charters") der angelsächsischen Könige, darunter wahre Wunderwerke der Kalligraphie und Ornamentik, sind wohlerhalten vorhanden; die berühmten Serien der König-Arthur-Sagen sind in der Sammlung und viele andere Hochgenüsse für den historischen Schatzgräber.

Eine Epoche in der Geschichte der British-Museum-Bibliothek bildete das „große Reinmachen" des Lesesaals im Jahr 1907 schon deshalb, weil es — was wird die deutsche Hausfrau dazu sagen? — das einzige seiner Art war innerhalb 52 Jahren. Da war es nicht zu verwundern, daß die Arbeiten sechs Monate in Anspruch nahmen, und daß allein für die Reinigung des Kuppeldaches von dem angesammelten Schmutz 10 000 Mark aufgewendet werden mußten.



Das größte Buch der Museumsbibliothek.

Das kleinste Buch der Bibliothek.

Den meisten Fremden, die das British Museum besuchen, ist von der Bibliothek des Museums weniger bekannt als von den Kunst- und Altertumssammlungen, und in der Tat sind diese auch, wie man weiß, unschätzbar. Durch Zuwendungen und Ankäufe wurden sie schon früh vermehrt und erweitert. Zu den wichtigsten Bereicherungen gehört die Schenkung Georgs III im Jahr 1801, die mit den von Abercromby aus Aegypten gebrachten Schätzen — darunter die berühmte Hieroglyphentafel, „der Stein von Rosette" genannt — den Grund zur Sammlung orientalischer Altertümer

bildete; dann folgte im Jahr 1805 die Erwerbung der Townley Marbles, während das Jahr 1816 mit goldenen Lettern in der Geschichte des British Museum verzeichnet steht: es ist das Jahr, in dem die weltberühmten Elgin Marbles, die Ueberreste der Skulpturen des Phidias vom Parthenon zu Athen, das Eigentum der Nation wurden. Mit einem Aufwand von 70 000 Pfund Sterling hatte sie Lord Elgin, damals britischer Gesandter in Konstantinopel, nach England gebracht, und für die Hälfte des Betrags verkaufte er die unschätzbaren Kunstwerke an die englische Regierung.

Das Montague-Haus wurde für die Aufnahme der Elgin Marbles im Jahre 1816 zwar mit einem Anbau versehen, bald aber erwies es sich als durchaus unzureichend für die stetig sich vermehrenden Besitztümer. Man beschloß, ein eigenes Museum zu bauen, und betraute Sir Robert Smirke damit. Im Jahre 1823 konnte der östliche Flügel bezogen werden, aber erst im Jahre 1857 stand das fertige Gebäude da, wie es sich heute präsentiert, mit der 112 Meter langen Hauptfassade mit 44 jonischen Säulen und mit dem oben beschriebenen Kuppelsaal, der in dem inneren Hof des ein Viereck bildenden Baues errichtet wurde. Mit dem verhältnismäßig geringen Aufwand von drei Millionen Mark war das Gebäude aufgeführt worden, wozu später indessen noch acht Millionen kamen für das Naturgeschichtliche Museum, das in den achtziger Jahren abgezweigt und in einem besonderen Gebäude in South Kensington untergebracht wurde.

Malocchio.

Skizze von H. von Beaulieu.

Er suchte die Dame mit den dunklen Augenbrauen. Ein Kranz von silbersternigen Narzissen lag ihr im Haar; sehr apart über dem schmalen, weißen Gesicht mit vollen, blaßroten Lippen von melancholischer Süße.

Sie tanzte wie ein Blatt im Winde, so leicht, aber auch beinah so leblos.

Endlich fand er sie. Im Wintergarten, zwischen dunklen Lorbeerbäumen und blühenden Kamelien. Sie kam ihm wie eine Mignon vor, so fein und fremd war sie, und sie lehnte zwischen den südlichen Bäumen, als ob eine dunkle Heimatsehnsucht sie dorthin getrieben habe. Bei seinem Anblick ging es wie ein Erschrecken über ihr Gesicht. Etwas wie instinktive Abwehr kam in ihre Haltung.

„Sie entziehen sich dem Feste?" fragte er etwas banal.

„Ich mache mir nichts aus Festen."

„Haben Sie auch die Musikvorträge nicht gehört?" fragte er.

Er hatte einen ganz persönlichen Grund, das zu fragen. Er hatte gespielt und die Menschen entzückt. Aber ihn verlangte nach einem bewundernden Wort von diesem seltsamen Mädchen.

Sie sagte nur: „Ich habe die Musikvorträge gehört."

„Ich sehe, daß ich Sie störe", sagte er, leicht gereizt.

„Sie stören mich nicht. Aber es wäre wohl besser, wenn Sie zu den andern gingen."

„Warum wäre das besser?"

Das blasse Gesicht des Mädchens überzog eine purpurne Glut. „Das — kann ich Ihnen nicht sagen."

Er sah erstaunt auf. Barg sich ein Geheimnis hinter diesen streng geschlossenen Brauen? Brauen, die das Volk als Künder eines tragischen Schicksals deutet.

„Ich werde gehen", sagte er. „Doch Sie sollen mitgehen. Es ist eine ungesunde Luft hier."

„Nein, ich möchte nicht. Lassen Sie mich hier, bitte!"

Er sah erstaunt aus. Das „bitte" klang so flehend, es war gar nicht in Proportion mit der Belanglosigkeit der Sache. Es reizte ihn.

„Gehen Sie mit! Ich bitte Sie recht sehr!" sagte er herzlich.

Sie willfahrte zögernd, leise seufzend. Sie sah ihn an mit einem Blick, der zu sagen schien: Warum quälst du mich!

Er frohlockte innerlich über seinen Sieg.

„Der Kommerzienrat soll uns eine Blume schenken zum Andenken", sagte er heiter. „Er tut es gern." Er pflückte eine rote Kamelie. „Fügen Sie die Farbe des Lebens und der Freude zu Ihrem kühlen Weiß. Und Sie, schenken Sie mir ein grünes Blatt, zum Zeichen, daß Sie mir meinen Uebergriff verzeihen."

Sie sah sich einen Augenblick prüfend um. Dann griff sie in den Lorbeerbaum und reichte ihm einen Zweig. In dem Aufleuchten ihres Blickes lag die Bewunderung, die sie ihm in Worten vorenthalten.

Er dankte, befriedigt lächelnd. Dann führte er sie hinaus in den Jubel des Festes.

* *

Wochen vergingen, ehe er sein „Mädchen mit den Narzissen" wiedersah.

Auf dem Eise war's, an einem leuchtend hellen Frosttage. Und wieder ging ein Erschrecken über ihr Gesicht, als sie ihn sah.

Was kann sie nur haben? dachte er. Es ist ja fast, als sähe sie in mir das Haupt der Meduse.

Er bat sie, mit ihm zusammen zu laufen. Sie wehrte ängstlich ab.

„Sie wollen sich mir nicht vertrauen?" fragte er mit geheuchelter Gekränktheit. „Ich laufe wirklich nicht so schlecht. Es gibt sogar Leute, die mein Schlittschuhlaufen höher einschätzen als mein Klavierspiel."

„Ich weiß, daß Sie gut laufen. Aber ich nicht. Ich falle leicht hin. Ich bin bange, Sie mitzureißen."

Er lachte voll Uebermut. „Sie zartes Figürchen, Sie werden mich nicht hinwerfen. Ich werde Sie halten."

„Ich habe Sie gewarnt!" sagte sie ernst, fast feierlich. Mit einem kleinen Seufzer legte sie ihre Finger in seine Hand.

Sie lief so leicht, wie sie tanzte. Er machte ihr ein aufrichtiges Kompliment, als er sie nach langem, rhythmischem Auf- und Niederschweben ans Ufer führte. „Sie laufen musikalisch. Ihr Körper ist voll Melodie. Gewiß auch die Seele. Wissen Sie, daß ich das Lorbeerzweiglein von Ihnen höher schätze als alle Kränze und es bewahre wie einen Talisman?"

Ein Schreckensschrei kam unwillkürlich auf ihre Lippen. „Heben Sie ihn nicht auf! Werfen Sie ihn weg!" rief sie angstvoll.



„Wie?“ fragte er befremdet. „Sollten Sie einen bösen Wunsch hineingetan haben, der Sie jetzt reut?“

„Nein, nein! Im Gegenteil. Es ist . . .“ Ganz verwirrt sagte sie, mit einem Blick, in dem sich Hilflosigkeit und Vertrauen rührend mischten: „O fragen Sie nicht!“

„Ich will nicht fragen“, sagte er, bezwungen von ihrem Ton und Blick. „Aber ich rechne darauf, daß Sie mich für meine Entsagung eines Tages belohnen werden, indem Sie freiwillig mir das Rätsel lösen.“

„Und Sie versprechen mir also, den Zweig nicht zu behalten?“ rief sie erleichtert und dringlich.

Statt einer Antwort griff er in seine Brusttasche und reichte ihr den dürren Zweig mit feierlicher Miene.

Sie wurde rot vor Bestürzung.

„Nicht wahr, das dachten Sie nicht?“ fragte er. „Sie sehen, wie ich die Gabe geschätzt habe, die — Sie zurückfordern.“

„Sie müssen mich für sehr töricht halten. Ich kann es nicht ändern. Es mußte sein.“

„Sie geben mir Rätsel über Rätsel auf. Ich bescheide mich. — Ich warte!“ — — —

Das seltsame Mädchen beschäftigte ihn. Ihre aparte, schwermütige Schönheit hatte ihn angezogen, das Geheimnisvolle in ihrem Wesen fesselte ihn vollends.

Er machte einen Besuch bei ihren Verwandten, bei denen sie, die Waise, lebte. Aber dort sah er viel mehr von den jungen, lustigen, blonden Töchtern als von ihr, um derentwillen er kam.

„Margarete ist eigentümlich“, gestand ihm die Hausfrau. „Wir zählen sie ganz zu den Unsrigen, aber ich fürchte, sie selbst tut es nicht, sie hat einen uns sehr schmerzlichen Hang, sich zu isolieren.“

„Hat die junge Dame etwas Schweres erlebt, was diesen Druck auf ihrem Wesen erklären könnte?“

„Sie hat ihre Eltern früh verloren, doch wie viele trifft das! Es muß wohl Veranlagung sein. Bei uns wird so viel gelacht, und doch hat sie nicht zu lachen gelernt. Vielleicht, daß ein Fremder es sie lehren könnte!“ . . .

Er lächelte. „Gnädige Frau, wollen Sie mir helfen, wenn ich versuche, da als Wunder zu wirken?“

„Von Herzen gern!“ . . .

. . . . Von nun an kam er sehr oft. Eines Tages bestürmten die blonden, fröhlichen Töchter des Hauses ihn, etwas zu spielen. Er ließ sich herab, einen Walzer zu spielen — hinreißend schön. Dann ging er nach leisem Präludieren in eine schmerzlich süße Melodie von Tschaikowsky über. Die spielte er nicht für die schönen Blondinen, sondern für eine Dunkle, Blasse — Margarete, die er für sich „Mignon“ nannte.

Als er geendet, umringten ihn die blonden Mädchen mit Tränen in den hübschen Blauaugen. „Nein, Sie sind ein Zauberer! Sie machen uns lachen und weinen nach Belieben.“ — Mignon war fort.

„Margarete ist in den Garten gegangen“, sagte die Hausfrau ihm beziehungsvoll. Er dankte ihr mit einem Blick und ging über die Terrasse hinunter.

Es war Mai. Die schlanken, silbersternigen Narzissen, die ihr damals wie ein Sternenkranz im Haar gelegen, blühten jetzt im Freien und hauchten starke Düfte aus. Am Fuße der Terrasse standen hohe Lorbeerbäume in mächtigen Kübeln. Und dort, fremd und dunkel gleich ihnen, in dieser nordischen Frühlingswelt, stand Mignon.

Er trat zu ihr. „Haben Sie kein Wort für mich?“ fragte er mit seiner weichen, werbenden Stimme. „Verdiene ich mir nicht endlich auch von Ihnen einen Dank?“

Sie hob die schwermütigen, tränenschweren Augen zu ihm auf. „Was liegt Ihnen an meinem Dank!“ —

„Alles liegt mir daran“, sagte er. „Es ist nun einmal so, daß alle Anerkennung, alle Bewunderung, aller Dank mich wertlos dünkt, wenn Ihrer mir fehlt!“

Ueber ihr Gesicht ging das große, verwunderte Leuchten eines Menschen, der sich müht, ein Wunder zu begreifen. Und sie begriff es. Einen Augenblick verklärte ihre Züge eine vollkommene Seligkeit. Doch im nächsten schon ging es wie Schmerz und Angst darüber. „Lassen Sie mich“, bat sie. Und noch einmal, dringlicher: „Lassen Sie mich!“ Sie wollte entfliehen.

„Nein, ich lasse dich nicht, ich lasse dich nicht, du süße, geheimnisvolle Mignon!“ sagte er glückselig und zog sie innig an sich. Sie ließ es geschehen wie eine Nachtwandelnde. „Mignon, du träumendes Kind, erwache!“

„Meister!“ — Ihr dunkles Haupt sank in überströmender Ergebenheit auf seine Hände.

— — „Warum hast du mich so gequält, Mignon?“

„Ich habe nur mich selbst gequält. Und, vielleicht ist dies unrecht, aber — ich kann nicht mehr!“

„Unrecht? Nein, das andere war Unrecht.“

„Es ist unrecht, daß du dich an mich bindest. Daß ich es leide. Denn ich, ich bin so — anders.“

„Darum hast du mich ja angezogen, darum liebe ich dich, weil du so anders bist als alle anderen. Ein kleines, dunkles Mädchen aus der Fremde. Du kommst mir vor wie dieser Lorbeer, aus fremden südlichen Gegenden hierher verschlagen. Doch sieh — der Lorbeer blüht.“

° ° °

Eine strahlende Braut war sie nicht wie ihre Cousine, die sich kurz nach ihr verlobte. Wie an Sommertagen Wolkenschatten über ein sonniges Feld gleiten, ging es über ihre Züge oft wie eine plötzliche Angst, wie ein schreckhaftes Besinnen auf etwas, das drohte. Er redete sie schließlich darauf an.

„Du verbirgst mir etwas. Dich beunruhigt irgend etwas, von dem ich nichts weiß. Du solltest mir vertrauen. Was ängstet dich? Bist du nicht glücklich?“

„Eben daß ich so glücklich bin — das ängstet mich.“

„Ist das die ganze Wahrheit?“

Sie schlug die Augen nieder.

„Ich habe so oft an jene Szene auf dem Eise denken müssen, wo du den Lorbeerzweig von mir zurückfordertest. Ich sagte mir damals, daß ich vertraute, du werdest mir das Rätsel später einmal freiwillig lösen. Ich meine, der Augenblick wäre gekommen.“

Sie seufzte tief. „Ja, du hast wohl ein Recht darauf. Und schon oft habe ich mir vorgenommen, mich dir anzuvertrauen, aber ich brachte es nicht über die Lippen.“

Wider Willen wurde er doch etwas beunruhigt. Was würde er zu hören bekommen nach dieser unheimlichen Vorbereitung?

Gewaltsam scherzend sagte er: „Das klingt ja ganz gefährlich! Wahrscheinlich ist es ein romantisches Hirngespinst meiner Mignon, das ich leicht zerstreuen werde!“

„Es ist“ — sagte sie stockend „— daß ich mir jeden Tag Vorwürfe mache, deine Liebe angenommen zu haben. Ich hätte es nicht dürfen. Ich habe mich ja auch gewehrt, das weißt du. Von Anfang an habe ich versucht, dich von mir fernzuhalten. Aber du warst zu stark, — es war zu stark, und ich konnte nicht mehr. Doch es war unrecht.“

„Und warum war es unrecht?“ fragte er.

„Weil — — Ich bringe Unglück!“

„Du bringst Unglück?“ rief er ganz verblüfft. „Kind, welche Einbildung!“



„Nein, keine Einbildung," sagte sie tiefschmerzlich, „sondern eine Erfahrung. Ich habe nie jemand davon gesagt, denn mir selbst graute davor. Aber es hat mein Leben verdunkelt, mein Verhältnis zu anderen Menschen zerstört, mich einsam gemacht! Ganz früher, als Kind, wußte ich es noch nicht, aber als ich heranwuchs, merkte ich es."

„Was merktest du?"

„Daß ich Unglück brachte — gerade den Menschen, die ich am meisten liebte. Nicht nur durch meine Gegenwart, sondern auch durch meine Gedanken. Gerade meine heißen Wünsche zu derer Wohl verkehren sich in das Gegenteil. Ich könnte dir unzählige Beispiele geben. Ein älterer Bruder, den ich sehr liebe, bat mich, während eines Rennens an ihn zu denken. Ich tat es. Er brach ein Bein!"

„Und das kam vom Denken?" warf er ein.

Sie fuhr unbeirrt fort: „Eine Freundin, ein sehr kluges Mädchen, ging wohlvorbereitet ins Abiturium. Ich sollte ihr ‚den Daumen halten', wie man sagt. Sie fiel durch. Es war allen unerklärlich. Nur ich wußte, woher es gekommen."

„Liebes Kind, sie ist eben nervös geworden, das passiert auch den klügsten Leuten. Wenn wir uns alle die Mißerfolge der Leute zurechnen wollten, die wir liebhaben, ginge jeder von uns schuldbeladen durchs Leben. Es ist wahrhaftig genug, daß jeder die Verantwortung für sich selbst trägt."

„Ich bin nicht so anmaßend, mich für die Handlungen anderer verantwortlich zu fühlen. Aber ich bringe Unglück. Wie soll ich es z. B. nennen, wenn in dem Hause, wo ich zu Besuch bin, jedesmal jemand krank wird?"

Er lächelte. Denn er war unendlich erleichtert, daß es weiter nichts war als diese Einbildung. Die würde er leicht besiegen. Er sagte: „Ich zweifle nicht an der Tatsache. Aber die Gleichzeitigkeit von zwei Ereignissen bedingt doch keinen ursächlichen Zusammenhang. Traust du dir etwa die Fähigkeit zu, den Menschen durch deinen Blick zu schaden, eine Art Malocchio?"

„Ja — Malocchio!" sagte sie erschaudernd. „Ohne es zu wollen. Und weil ich mir dieser unglückseligen Gabe bewußt bin, deshalb suchte ich dich zu fliehen. Ich wollte dir nicht schaden. Aber ich war zu schwach. Es überkam mich eine so selbstsüchtige Sehnsucht nach Glück — als ob das auch für mich möglich wäre. Doch noch ist es möglich, gutzumachen. Ich bitte dich, ich flehe dich an!" sagte sie mit heißer Angst, „löse dich von mir, ehe es zu spät ist!"

„Liebes Kind, ich habe dich reden lassen," sagte er mit gütiger Ueberlegenheit, „damit du dein Gemüt erleichtertest. Aber was du sagst, kann mich doch selbstverständlich nicht im mindesten beeinflussen, denn es ist ja nichts als eine unglückselige Einbildung, von der ich dich heilen werde. Welch ein Wahn! Jeder Mensch trägt sein Geschick in sich, und kein anderer hat die Macht, es zum Guten oder Bösen zu wenden. Es gibt kein Malocchio, geschweige denn eins wider Willen. Ich will argumentierenshalber einmal annehmen, es gäbe eine angeborene Tendenz, Unglück zu bringen, und du hättest sie. Hältst du dich denn aber für stärker, als ich es bin? Rechnest du mein Glück für gar nichts? Denn ich habe Glück. Noch alles, was ich mit ganzer Seele anstrebte, ist mir gelungen. Zuletzt sogar das Schwerste — ein schönes, widerstrebendes, geliebtes Kind für mich zu gewinnen."

„Und wenn das — das Ende deines Glückes wäre?" fragte sie schaudernd.

Er schüttelte lachend den Kopf. „Mein Glück ist stärker als dein ‚Unglück'. Vertraue mir nur ganz, so ist alles gut."

„Ja, ich glaube wohl, daß du stärker bist als ich. Du hast mich schon wieder besiegt. Nur eins mußt du mir versprechen: wenn du merkst, daß ich dir Unglück bringe, dich dann von mir zu lösen."

„Ich verspreche es", lächelte er.

„Nein — im Ernst!"

„Im Ernst — du Vollendung meines Glückes!" — —

Der Sommer kam mit Rosen und Lindenblüten, wogenden Kornfeldern, prachtvollen Gewittern und sterndurchleuchteten Augustnächten. Margaretens Verwandte zogen aufs Land. Sie mit ihnen. Es war ein frohes Leben da draußen. Rolf kam oft hinaus.

Er fragte sie manchmal: „Glaubst du nun an das Glück? Bist du nun glücklich?"

Sie sagte: „Ja. Es ist wie ein Traum."

Und er: „Nein, es ist Wirklichkeit, wahres Leben."

Im Herbst war man wieder in der Stadt. Gleich zu Anfang der Saison wollte Rolf ein Konzert geben.

„Seit wir verlobt sind, ja, seit ich dich kenne, hast du mich noch nie öffentlich spielen hören", sagte er zu Margarete. „Du sollst in der ersten Reihe sitzen, und wir werden uns manchmal zunicken."

„Verzeih mir, Lieber," sagte sie in tiefer Befangenheit, „doch ich möchte zu Hause bleiben. Es regt mich zu sehr auf. Der Gedanke allein regt mich auf, dich vor tausend Menschen zu sehen, allen den neugierigen Blicken preisgegeben."

„Diese Mimosenhaftigkeit mußt du dir abgewöhnen," sagte er, etwas gereizt, „wenn du einen Künstler heiratest. Die tausend Menschen tun mir ja nichts. Es sollte dich froh und stolz machen, meine Triumphe mitzuerleben, von denen ich so gern das Beste dir gönne. Bist du etwa bange, daß ich dich blamiere?"

Sie schrie leise auf unter seiner Grausamkeit.

„Ich würde kein stolzeres Glück kennen, als dabei zu sein, wenn du vor einem großen Publikum spielst, und zu denken: er, der Tausenden angehört durch seine Kunst — mir gehört er doch vor allem. Aber ich versage es mir — aus Liebe zu dir."

„Also wieder der alte Wahn!" rief er, peinlich berührt, aus. Er hatte gehofft, das sei überwunden in diesem glücklichen Sommer.

Sie schlug, wie auf einem Unrecht ertappt, die Augen nieder. So gequält und unglücklich sah sie aus, daß sein Mitleid den Aerger überwog.

Er mußte Geduld mit ihr haben. Er begann zu ahnen, daß eine Einbildung schwerer zu bekämpfen sein kann als ein wirkliches Uebel. Er ließ die Sache auf sich beruhen. Vielleicht würde sie sich noch besinnen. . . .

Der Tag des Konzertes kam. Er hatte die Angelegenheit Margarete gegenüber nicht wieder berührt. Er hatte immer gehofft, daß sie von selbst zur Einsicht kommen würde.

„Und du kannst es wirklich über dich gewinnen, fortzubleiben?" fragte er sie noch einmal. „Du willst fehlen — die Erste, die kommen sollte?"

„Du weißt den Grund." Sie legte bebend die Hände auf seine Schultern. „Ich beneide jeden — jeden einzelnen von denen, die dich heute abend hören dürfen!" In ihrem Ton zitterte ein leidenschaftliches Gefühl, wie er es noch nie bei ihr bemerkt hatte.

Jetzt mußte es doch leicht sein, zu siegen!

„Ich weiß, daß es eine auf wunderliche Wege geratene Liebe ist, die dich so handeln läßt", sagte er.



„Aber größer wäre deine Liebe, wenn sie dich vermöchte, auch diesen Wahn zu überwinden!"

„Größer!" sagte sie, ihn voll und ernst ansehend. „Das glaube ich nicht. Aber — wenn du es verlangst, will ich kommen."

„Nein, ich verlange es nicht. Denn ein erzwungener Vertrauensbeweis hat für mich keinen Wert. Laß, was du nicht freiwillig tun kannst."

„Vertrauensbeweis?" fragte sie betroffen.

„Ja, ein gewisser Vertrauensmangel liegt doch wohl in deiner Weigerung. Aber wenn du nicht anders kannst, müssen wir das Wahngespenst, das du hegst, eben noch etwas länger mit uns schleppen."

* * *

Verstimmt ging er von ihr fort. Er fühlte sich doppelt verletzt: als Mann und in seiner Künstlereitelkeit. Gewiß, es war ein rührender Liebeswahn von ihr, ihm schaden zu können, aber sie überschätzte sich doch — oder sie unterschätzte ihn, wenn sie glaubte, seine künstlerische Leistung könne durch die Anwesenheit irgendeines Menschen, und sei es auch des geliebtesten Mädchens, beeinträchtigt werden.

Und da er im Grunde abergläubisch war wie die meisten Künstler, konnte er, so wütend es ihn selbst machte, nicht hindern, daß er in der innersten Seele ein tiefes Unbehagen spürte, ein unsinniges, aber nicht fortzuschaffendes Vorgefühl von etwas Unheilvollem.

Die letzten Vorbereitungen für das Konzert drängten die Gedanken an Margarete zurück. Erst als er vom Künstlerzimmer aus das Podium betrat und in der ersten Reihe der Zuhörer ihre Verwandten — ohne sie! — erblickte, gab es ihm einen unangenehmen Stich. Sie war also wirklich nicht da. Er hatte bis zum letzten Augenblick heimlich gehofft.

Das Publikum begrüßte den beliebten Künstler mit herzlichem Applaus. Aber er setzte sich nicht mit der strahlenden Zuversicht wie sonst an den Flügel. Das unerklärliche Unbehagen vom Nachmittag war wieder da.

Die ersten Stücke, oft gespielte, gelangen gut. Das Publikum applaudierte warm. Doch im Weiterspielen überkam ihn eine immer stärker werdende nervöse Erregung. Es war ihm, als spiele er weniger gut als sonst. Es passierte ihm ein kleiner Gedächtnisfehler. Das Publikum merkte es nicht, aber die Kritik würde es gewiß erwähnen. Wie ärgerlich! Man applaudierte, aber, wie ihm vorkam, etwas lau.

Wütend darauf versessen, den Erfolg zu zwingen, der ihm noch stets zu Willen gewesen, ließ er sich zu übertriebener Bravour hinreißen. Er überhastete die Tempi und verschärfte die dynamischen Kontraste.

Er war mitten in einem schwierigen Variationenwerk, dem Höhepunkt des Programms. Da — was war das!

Sein Gedächtnis versagte. Er wußte nicht mehr, was er spielte. Die Hände rasten noch eine Weile mechanisch weiter, aber wie Pferde, über die der Lenker die Herrschaft verloren. Und mit einem Mal brach er mit einer grellen Dissonanz ab. — — Schwankend erhob er sich. „Ich bitte, eine Pause machen zu dürfen — mir ist nicht wohl", sagte er, zum Publikum gewandt, das in achtungsvollem Schweigen verharrte.

Die mitwirkende Sängerin gab ein paar Lieder zu, um die Enttäuschten etwas zu entschädigen. Sie teilte den Leuten mit, daß Herr X. krank geworden sei.

Man glaubte ihr. Man fand, daß er schon beim Auftreten sehr blaß ausgesehen habe. Irgend jemand wußte auch eine Geschichte.

Wohlwollende Freunde redeten ihm selbst ein, daß er krank sei, und brachten ihn nach Hause. „Einem Künstler wie dir," sagten sie, „der so feststeht in der Gunst des Publikums, kann das überhaupt nichts anhaben. Einem Anfänger könnte das vielleicht schaden. Du mußt das Konzert so bald wie möglich wiederholen!" — —

Ja, sie hatten ganz recht. Aber, fragte er sich, wie hatte das nur geschehen können? Es war ein Streich, den ihm seine Nerven gespielt, natürlich, aber daß sie solch gefährliche Macht hatten! Was war denn der Mensch mit allem Können und aller Kunst, wenn er nicht Herr war über diese elenden Tyrannen! Er hatte sich's geglaubt, und diese Erfahrung war hart.

Schließlich fiel ihm auch Margarete ein.

Gott sei Dank, daß sie wenigstens nicht im Konzert gewesen. Sie würde dann in seinem Zusammenbruch eine Bestätigung ihres Wahnes gesehen haben.

Das war auch Vorspiegelung seiner aufrührerischen Nerven, daß es ihm war, als habe er zwischen all den verstörten Gesichtern gestern abend, weit hinten irgendwo, ein totenbleiches, in tragischem Schmerze versteinertes Antlitz gesehen, das er kannte. — — —

Er erwachte mit schwerem Kopfe. Mit dem dumpfen Gefühl, daß irgend etwas Fürchterliches vorgefallen sei.

Ein Haufen Briefe lag auf dem Kaffeetisch. Beileidsbriefe, dachte er schaudernd. Mit widerwilligen Fingern wühlte er darin umher. Da sah er einen von Margaretens Hand.

Sie hatte es also noch gestern abend erfahren. Ein leiser Groll gegen sie war in ihm. Denn eigentlich war sie doch schuld. Sie hatte ihm mit ihrer törichten Einbildung die Stimmung verdorben.

Zögernd öffnete er das Schreiben. Nach den ersten Zeilen wurden seine Augen entsetzensstarr.

Sie schrieb:

„Lieber, dies ist mein Abschiedsgruß an Dich. Ich war im Konzert, da Du einen Mangel an Vertrauen in meiner Weigerung sahest. Ich wollte Dir den Beweis geben, daß mein Vertrauen in Dich grenzenlos sei. Nun weißt Du, es war keine Einbildung, was mich zurückhielt. Nun siehst Du ein, daß die arme Mignon nie mit Dir zusammenleben könnte.

„Aber — wie könnte sie ohne Dich leben?

„Ach, ich sähe Dich so gern noch einmal, gerade jetzt! Wie stolz würde es mich machen, etwas mit Dir leiden zu dürfen — viel stolzer, als Deine Triumphe zu teilen.

Aber ich darf nicht. Denn dann würde die Lebenssehnsucht stark und heiß in mir werden, und Du würdest mich halten — Du warst ja immer der Stärkere. Und ich muß doch gehen.

„Nicht wahr, Du siehst ein, daß ich Dir's nicht ersparen kann?

„Kurze Zeit strahlte Dein Glück auf mich über — aber das dunkle Schwere war zu stark, es kam wieder. Dein Glück würde daran zugrunde gehen. Du hast's erfahren — heute abend. Nie hätte Deine vollkommene Kunst Dich im Stich lassen können, wenn ich nicht gewesen wäre.

„Dieser Sommer war so schön. Ich danke Dir für diesen Sommer.

„Lebe wohl — Meister."

Stöhnend brach der Mann zusammen. „O, fürchterlicher, grausamer Wahn! — — —"



Pariser Haartracht und Kopfschmuck.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen von H. Manuel, Paris.

Wie Regen und Sonnenschein im Frühjahr unvermittelt aufeinanderfolgen, so auch die Modebegriffe von schön und unschön, die Vorliebe für allzu gewundene oder überaus einfache Linien im Frauenkostüm. Hat sich das Auge gerade an Bilder gewöhnt, deren Zeichnung erst nach Ueberwindung aller bisherigen Anschauungen eine gewisse Berechtigung sich errungen gonnen, auch dem Zweifler kein Kopfzerbrechen mehr zu bereiten. Endlich waren die Unkenrufe verstummt, die allen Frauen von heute absolute Kahlköpfigkeit prophezeiten; ausgehaucht die Sehnsuchtsseufzer empfindsamer Seelen nach den „weichen Haarwellen", der „ursprünglichen Schönheit des Frauenkopfes". Und als die Streiter, kampfesmüde, allmählich die blitzenden



Theaterkopfputz von Jett.

Theaterhütchen aus Flittergaze.

Scheitelfrisur mit Straßschmuck.

hatte, so taucht schon wieder eine neue „Schule" auf, die mit dem Geschmack von gestern scharf ins Gericht geht und über ihn die Todesstrafe verhängt. Die Welt ist zu hastig geworden, um noch nach dem Beispiel weniger rasch vorwärts stürmender Zeiten durch Uebergänge auf die Nerven der Menschen Rücksicht zu nehmen. Die Extreme berühren sich nicht mehr, sie stoßen unsanft und aufreizend aneinander, die einzelnen Moden folgen oft überraschend schnell und unvermittelt aufeinander und sind schon zum Abstieg verdammt, ehe sie den Höhepunkt erreicht haben.

So hatte der wahrhaft verblüffende Haarwuchs unserer Damen gerade be- Dolche im Wams verstecken, kommt die Mode und verkündet ganz nebenher, ganz nachlässig, jetzt sei sie des alten Maskenscherzes müde und beginne ein neues Spiel. — Dies neue Spiel wird zuerst natürlich auch wieder nicht allseitig pläsierlich gefunden werden, schon deshalb nicht, weil ihm vorerst noch der führende Gedanke mangelt. Noch sind es tastende Versuche, die um so kecker sich betonen, je weniger sie ihre Unfertigkeit verbergen können. Der Salto mortale von den komplizierten, überreichen Frisuren zu dem gelösten Haar, dem lang herniederwallenden Haarmantel war zu kühn, um glücken zu können. Einmal, weil auf fremde Hilfe ver-

zichtet wurde und zweitens, weil die Weite des Sprungs nur den Leuten vom Bau imponierte. Unbeteiligte finden ihn geschmacklos. Mit vollem Recht. Denn solange das Relief des Kopfes in direktem Widerspruch zu der Gewandung steht, kann, weil jeder künstlerische Kontakt fehlt, eine wohltuende Gesamtwirkung niemals erzielt werden. Das ungebundene, über Schultern und Rücken flutende Haar gemahnt an Ermüdung, an das physische Unvermögen eines Kranken, sich aus Schlaffheit und Niedergedrücktsein herauszuarbeiten. Die Kostümgeschichte der frühesten



Theaterhut mit verschnittenen Straußenfedern.



Frisur von halblangem Haar für junge Mädchen.

Epochen selbst kennt solche Schmucklosigkeit nicht, weder bei hochentwickelten noch bei halbzivilisierten Völkerschaften. Nackenspangen hielten das blonde Gewoge der Germaninnen zusammen, straffgezogene Bänder und starke Perlenschnüre bändigten die dunkle Haarfülle der morgenländischen Frauen. Nirgends dieses haltlose Gehenlassen, das in unsere Zeit nun schon gar nicht hineinpaßt. Aber es bedarf gar keiner Rückblicke bei dieser mit dem heutigen Geschmack unvereinbarenden Laune. Die Natur ist denn doch noch mächtiger als die zwingendste Modetorheit, und die Natur hat ihre Zustimmung versagt, ehe sie eingeholt wurde — unter tausend Frauen findet sich kaum eine, die so viel eigenes, d. h. angewachsenes, langes und gleichmäßiges Haar besitzt, um ohne Scheu damit



Niedrige Frisur mit Puff- und Hängelocken.



Griechische Frisur mit Seitenflechte.

prunken zu können. Weil diese Einschränkung einer etwas exzentrischen Idee vorauszusehen war, schufen Pariser Coiffeure die Frisuren mit halblangem Haar. Schlicht gescheiteltes Gelock fällt, von weichen Schleifen an den Schläfen leicht zurückgehalten, über die Ohren und hängt halb aufgerollt auf den Nacken herab.

Der Pufflocken können die neuen Haartrachten nicht entraten. Aber der kranzförmige Aufbau fällt plötzlich in nichts zusammen. Der Scheitel wird wieder sichtbar und die Stirn dadurch von den überhängenden Wulsten befreit. Noch charakteristischer als diese Aende-

rung aber markiert sich die Entlastung der Kopfhöhe. Ohne irgendwelche Belastung oder Bekrönung soll die Schädelform zutage treten, noch verschärft durch kleine, das Haar herabdrückende Kämme. Die hauptsächlich bevorzugten griechischen Frisuren, die zu den neben den byzantinischen Toiletten einhergehenden Empirekostümen gedacht sind, machen der Neuzeit eine kleine Konzession durch die flachgedrückten Flechten, die zur Deckung unerläßlich sind. Ebenso wie die „Schmachtlocken" an Stelle der gedrehten, durch Schmuck gefesselten herabhängenden Haarrollen der byzantinisch-romanischen Kopfgestaltung treten. — Mit der plötzlich eingetretenen und kaum erwarteten Vereinfachung der Haarmassen nimmt die „Aufmachung" der Frauenköpfe für die Gesellschaftstoiletten, die schon einmal einen so entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der Frauentracht gewonnen hat, sehr bemerkenswert zu. Was einst der stolze Turban gewesen, will jetzt das flittergepanzerte Toque sein, das in allerlei pfiffigen Formen, namentlich als Theaterhut, geschätzt wird. Am originellsten scheint die coiffure couronne zu sein: ein mit kantig geschliffenen Perlen ausgestattetes breites, steifes Band, an dessen einer Seite eine Quaste großer Perlen herabhängt. Bei der von jeher bestehenden Vorliebe der Pariserin für extravaganten Kopfputz öffnet sich damit eine vielverheißende Perspektive. T. D.

Holländische Dorfmusik.

Von J. A. Doesburg Lannooij. — Hierzu 6 Aufnahmen.

In den meisten Dörfern Hollands findet man Gesangvereine, und häufig werden diese vom „Herrn Lehrer" — sehr selten von einem Berufsmusiker dirigiert. Weil aber die Kunst solchen Vereinen sehr fern liegt, verschwinden sie gewöhnlich wieder schnell. Jedoch nicht alle sind von so kurzer Dauer und lösen sich ruhmlos auf.



Eine Sängerin in holländischer Nationaltracht.

Im Jahr 1902 wurde in Amsterdam ein großer Sängerwettstreit abgehalten, und trotz scharfer Konkurrenz von großen und berühmten Sängervereinen war es der a-cappella-Chor „Jacob Kwast" aus Wognum, der den Ersten Preis errang. Bald darauf trug dieser Chor einen zweiten Sieg davon im großen Wettstreit im Haag mit dem Ersten und dem Ehren-Preis. Das Urteil über den Gesang der Wognumer war unbedingt günstig — allgemein wurde die Aussprache, der Vortrag und die Korrektheit der Intonation gelobt, und man bewunderte sehr die Leitung des Dirigenten.





Dirigent Willem Saal bei seinem Bienenstand.

Hier stand man einer kleinen Gruppe einfacher Leute gegenüber, alle von der Liebe zur Kunst beseelt — hier sah man einen Dirigenten, den man einen Künstler von Gottes Gnaden nennen könnte. In allen größeren Orten Hollands haben die Wognumer sich öfters hören lassen, und immer war man von dem herrlichen, in seiner Einfachheit rührenden Gesang dieser Naturkinder entzückt. Mehrmals erhielten sie aus Belgien und Frankreich Einladungen, auch dort zu singen, jedoch sind die Wognumer bis jetzt über die Grenzen ihres Heimatlandes nicht hinausgegangen.

Nun aber wird „Jacob Kwast" mit seinen Getreuen auch die Nachbarländer besuchen; u. a. werden in Berlin ebenfalls einige Konzerte gegeben werden.

Das Repertoire des Chors besteht hauptsächlich aus altholländischen Liedern, aus kleinen, modernen Chorwerken Cesar Francks und aus den einfachen, schönen Melodien von Abt und anderen deutschen Komponisten.



Dirigent Willem Saal beim Orgelspiel in der Kirche zu Wognum.

Bemerkenswert ist, daß der Chor nur aus Leuten besteht, die den Gesang nicht als Beruf üben, sondern daß es wirklich nur Liebe zur Kunst ist, die sie treibt. Unter der ausgezeichneten Leitung und Schulung des Direktors werden dann die schönen Resultate erreicht, die bisher auch allgemein anerkannt wurden.

Direktor Willem Saal ist ein echter holländischer Landwirt, der in Wognum einen schönen Bauernhof und einen Stall mit prächtigem Vieh besitzt. Er empfing nur den elementaren Musikunterricht; weil er aber sehr musikalisch veranlagt war, wußte er durch Selbststudium seinen Chor auf die gegenwärtige Höhe zu bringen. Am Sonntag spielt er die Orgel in der Kirche zu Wognum. Die Mitglieder des Chores sind ganz einfache Dorfbewohner. Man findet unter ihnen reiche Bauerntöchter





Eine Sängerin
bei ihrer Werktagsbeschäftigung.



Einer der besten Tenöre des Chors „Jacob Kwast".

neben armen Hausmüttern, sehr vermögende Landwirte neben ihren Arbeitern — und alle sind eines Sinnes, wo es sich um ihre Sangeskunst handelt, diese einfache und doch so ergreifende Kunst!

Wie erklärt sich nun dieses Kunstverständnis und diese Freude am Gesang?

Vor vielen Jahren lebte in Wognum der alte Hauptlehrer Jacob Kwast, der Stammvater einer großen musikalischen Familie, deren Glieder in der Musikwelt

guten Ruf genießen. Er lehrte seine Schüler singen — er lehrte sie besonders zu empfinden, was sie sangen — er wußte Liebe zum einfachen Naturgesang in ihnen zu erwecken. Der Samen, den er streute, hat herrliche Früchte getragen. Aus Dankbarkeit nannte Willem Saal seinen Chor nach dessen eigentlichem Begründer und geistigem Vater. Der bekannte Professor James Kwast vom Sternschen Konservatorium in Berlin ist ein Enkel des einfachen Dorfschulmeisters.



Die Hauptstraße in Wognum: Blick auf die Kirche.

Der Chor zählt ungefähr vierzig Mitglieder. Immer wird fleißig geübt: im Winter zweimal, im Sommer einmal jede Woche. Bei den Konzerten erscheinen die Frauen alle in der typischen und reichen Nationaltracht der holländischen Bäuerinnen. Da Holland schon oft genug den Beweis erbracht hat, daß man auch im kleinen groß sein kann, zweifeln wir nicht daran, daß auch die musikverständigen Berliner sich dem Zauber der schlichten, echten und schönen Kunst dieser Naturkinder nicht verschließen werden.

Bilder aus aller Welt.

Prinzessin Alexandra von Fife ist als Tochter des Herzogs von Fife und seiner Gemahlin, geborenen Prinzessin von Großbritannien und Irland, die älteste Enkelin König Eduards von England. Die jugendliche Prinzessin, die im 18. Lebensjahr steht, wird während der diesjährigen Saison zum erstenmal an den Hoffestlichkeiten teilnehmen und somit in die große Londoner Gesellschaft eingeführt.

Hauptmann Meyn ist auf zwei Jahre zum Studium der Heereseinrichtungen nach Japan kommandiert worden. Seine Sprachkenntnisse befähigen ihn besonders zu dieser Aufgabe. Er hat das Orientalische Seminar in Berlin besucht und beherrscht außer dem Englischen, Französischen und Russischen auch das Japanische.

Mrs. Charlotte Mansfield, die sich durch eine Reihe sehr beachtenswerter



Phot. Downey.

Prinzessin Alexandra v. Fife,
die älteste Enkelin König Eduards.
Zu ihrer Einführung in die engl. Gesellschaft.



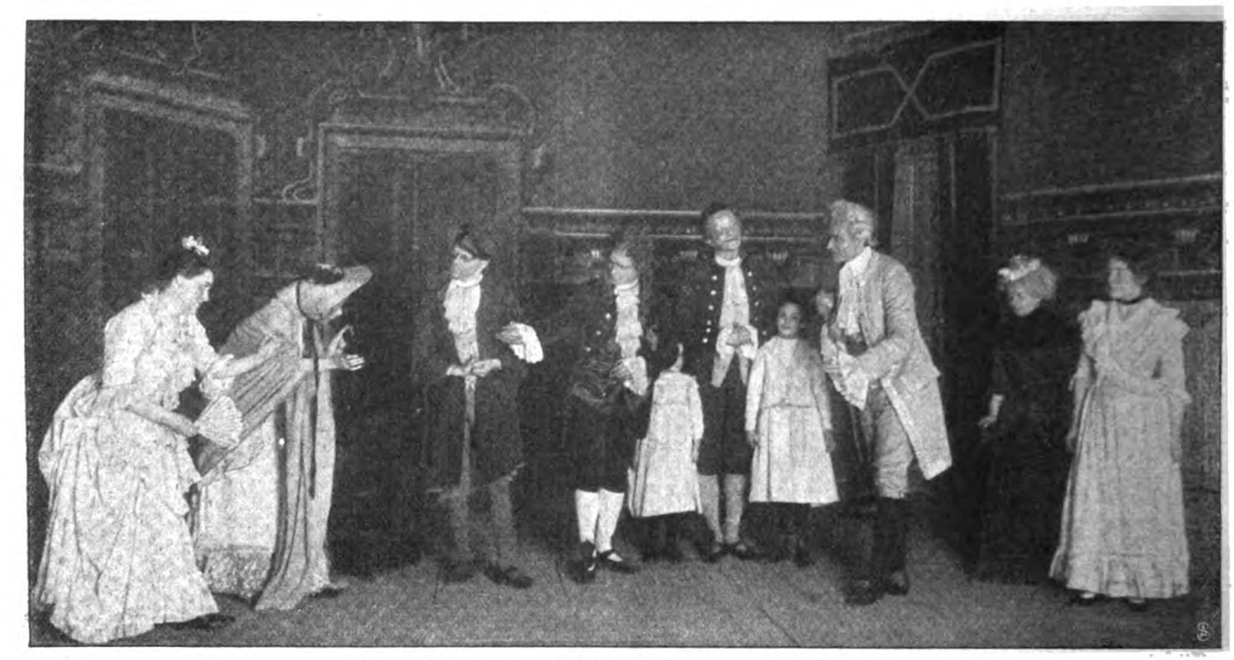
Hofphot. Sellin.

Hauptmann Meyn
wurde zum Studium des japanischen Heerwesens nach Tokio entsandt.



Phot. Rita Martin.

Mrs. Charlotte Mansfield
wird eine Fußtour von Kapstadt nach Kairo unternehmen.



Szenenbild aus Kotzebues „Die deutschen Kleinstädter",
aufgeführt in Berlin von den Mitgliedern des Märkischen Wandertheaters.

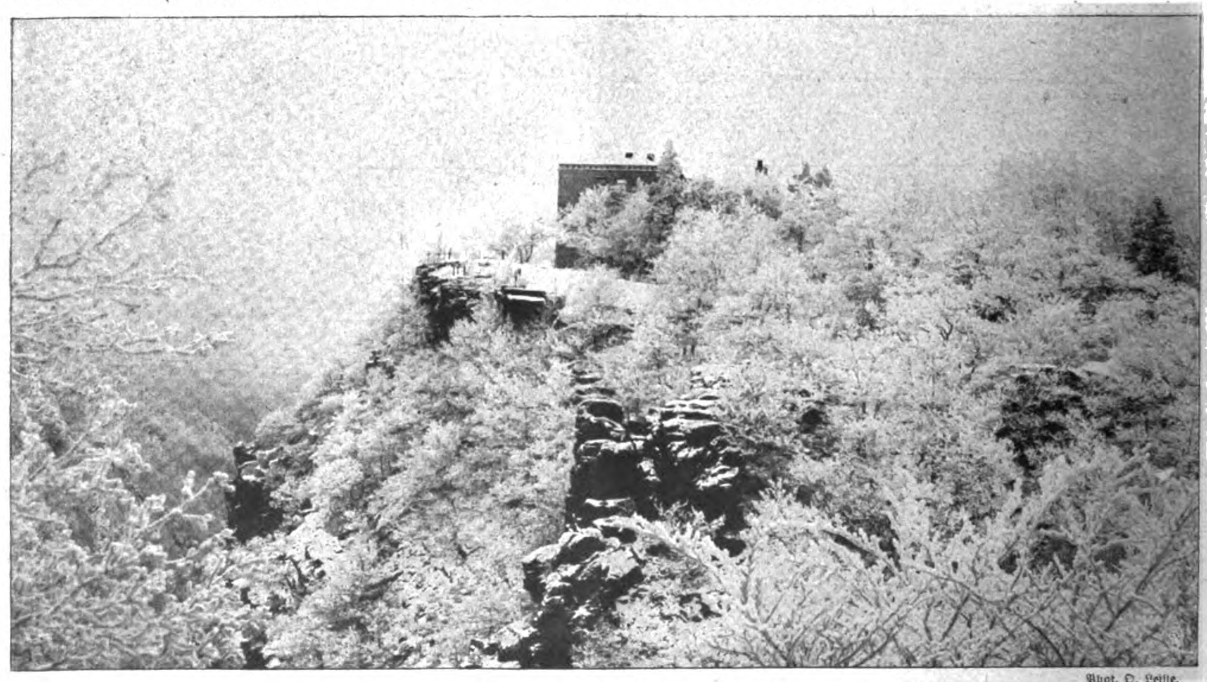
Novellen in der englischen Gesellschaft schon einen Namen gemacht hat, will sich nun auch auf sportlichem Gebiet hervortun. Es klingt fast unglaublich: eine Fußwanderung von Kapstadt nach Kairo; und doch hat Mrs. Mansfield bereits den ersten Schritt zur Erfüllung ihrer großen Aufgabe getan, indem sie sich Anfang Januar nach Kapstadt einschiffte.

In Berlin hat sich nun auch das Märkische Wandertheater vorgestellt, dessen Aufgabe es bekanntlich ist, in den kleinen Städten der Mark die Freude am Theater zu verbreiten. Die Mitglieder boten den Berlinern eine Darstellung von Kotzebues „Die deutschen Kleinstädter", ein Stück, das der augenblicklich herrschenden Vorliebe für die Biedermeierzeit Rechnung trägt.

Den Reif, der den Bäumen im Winter ein so wundervolles Aussehen verleiht, kennen wir auch in der Niederung. Um aber jenen Rauhreif zu sehen, der die seltsamsten Gebilde hervorzaubert, muß man schon in die Berge gehen. Unsere Aufnahme zeigt den Hexentanzplatz bei Thale im Rauhfrost.

Die russische Tänzerin Anna Pawlowa, deren graziöse und temperamentvolle Kunst von ihrem vorjährigen Debut in der Komischen Oper zu Berlin noch in bester Erinnerung ist, wird auch in diesem Jahre in Berlin auftreten. Fräulein Pawlowa ist ein hervorragendes Mitglied des kaiserlich russischen Ballettkorps und der erklärte Liebling des verwöhnten Petersburger Publikums.

M. Balakirew ist in der musikalischen Welt Rußlands eine Persönlichkeit, der rückhaltlose Verehrung und Anerkennung seiner hohen Verdienste um die Entwicklung der Musik in Rußland gezollt wird. Schon im Jahre 1862 gründete er mit Lamakin „die unentgeltliche Musikschule"; auch leitete er einige Jahre die kaiserliche Sängerkapelle. Ferner gebührt ihm das große Verdienst, durch eine Sammlung von Volksliedern diese



Phot. O. Leitte.

Der Harz im Winterkleid: Rauhfrost auf dem Hexentanzplatz bei Thale.



Eine berühmte Schönheit aus dem Zarenreich:

Die Tänzerin Anna Pawlowa.

Phot. Schneider.





Phot. Bulla.

M. Balakirew,
Komponist und Führer der neurussischen Musikschule.



Hofphot. E. Sieber.

Franz Hernsheim †
der bekannte Frankfurter Handelsherr und Großkaufmann.



J. Vincent
wurde zum Direktor des Meteorologischen Instituts in Uccle bei Brüssel ernannt.

Schätze eindrucksvoller slawischer Poesie weiteren Kreisen zugeführt zu haben.

In Frankfurt ist im Alter von 64 Jahren der Kaufmann Franz Hernsheim gestorben, ein Pionier des deutschen Handels auf den Südseeinseln. Aus seinen Niederlassungen hat sich später die bekannte Jaluitgesellschaft entwickelt, deren Direktor er dann in Hamburg geworden ist.

Zum Direktor der Meteorologischen Abteilung der Sternwarte zu Uccle in Belgien ist der auch im Ausland bekannte Meteorologe Vincent ernannt worden. Der Gelehrte hat schon längere Zeit an dem Institut als Stellvertreter seines Vorgängers Lancaster erfolgreich gewirkt.



Hofphot. Sandau.

Lola Rally,
die talentvolle Sängerin.
Zu ihrem Konzert im Mozartsaal zu Berlin.

Eine schöne Erscheinung ist eine köstliche Gabe der Natur, namentlich auch für Damen, die in der Oeffentlichkeit wirken. Wenn eine Schönheit wie Fräulein Lola Rally das Konzertpodium betritt, dann ist ihr Publikum schon von vornherein gefangen und hört mit Ohren und — Augen.

Der Yellowstone-Park, diese wunderbarste Vereinigung von Natur und Gartenkunst, liegt im Westen der Vereinigten Staaten von Amerika und ist im Sommer der Zufluchtsort zahlreicher Dollarfürsten, die von dem aufreibenden Geschäftsleben St. Franziskos oder Neuyorks Erholung suchen. Bekannt ist der Reichtum der Flora und Fauna, die der immense Park birgt.

Der hungrige Bär nascht vom Futterwagen des Parkwächters.
Ein Idyll aus dem Yellowstone-Park (Amerika).

Schluß des redaktionellen Teils.





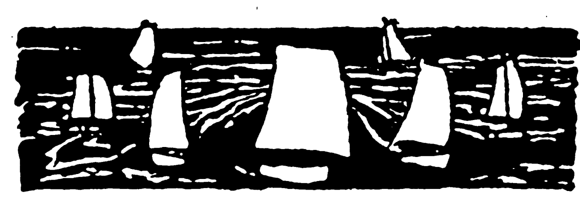
DIE·WOCHE

Nummer 6. | Berlin, den 6. Februar 1909. | 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 6.

Seite

Die sieben Tage der Woche . . . 219
Meine Berliner Eindrücke. Von Armand Zip,el . . . 219
Vier Wochen im „Kimono“. Weiteres von meinem Aufenthalt in Japan. Von Dr. Sven Hedin . . . 221
Der Hofstaat des englischen Königspaares. Plauderei von Henriette Jastrow 223
Unsere Bilder . . . 225
Die Toten der Woche . . . 226
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen) . . . 227
Die kleinen Menschenformen. Von Professor J. Kollmann . . . 235
Ein Angesicht. Gedicht von Gisela Freiin von Berger . . . 237
Droesigl. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda (Fortsetzung) . . . 237
Bei Rudolf Herzog. Von Atz vom Rhyn. (Mit 6 Abbildungen) . . . 242
Pflanzenschutz im Süden. Von A. Pitcairn-Knowles. (Mit 11 Abbildungen) 247
Irmelein Rose. Skizze von Adelheid Weber . . . 252
Verborgene Schätze. Von J. Lorm. (Mit 9 Abbildungen) . . . 256
Bilder aus aller Welt . . . 258



Die sieben Tage der Woche.

28. Januar.

Eine Kaiserliche Verordnung, die im Reichsanzeiger veröffentlicht wird, regelt den Handel mit südwestafrikanischen Diamanten.

In Eger führen Demonstrationen der Deutschen gegen die Tschechen schwere Zusammenstöße mit der Gendarmerie herbei.

Aus Petersburg wird gemeldet, daß die russische Regierung die anderen Großmächte durch eine Zirkularnote aufgefordert hat, sowohl in Sofia wie in Konstantinopel zwecks Unterdrückung aller weiteren militärischen Maßnahmen und rascher Herbeiführung einer friedlichen Verständigung Vorstellungen zu erheben.

In Havanna findet die feierliche Einsetzung der neuen unabhängigen Regierung mit dem Präsidenten Gomez an der Spitze und die Verabschiedung der amerikanischen Administratoren statt.

29. Januar.

Die Württembergische Zweite Kammer nimmt mit 48 gegen 34 Stimmen einen Antrag auf Errichtung einer für beide Konfessionen gemeinsamen Oberschulbehörde an.

In der Sitzung des österreichischen Abgeordnetenhauses, in der zum erstenmal die neu geschlossene Koalition der deutschen Parteien zutage tritt, rufen die tschechischen Abgeordneten Fresl und Graf Sternberg durch heftige Angriffe auf die Slowenen und die Deutschen tumultuarische Szenen hervor.

30. Januar.

Die Sitzung des deutschen Reichstags muß nach kurzer Dauer wegen Beschlußunfähigkeit des Hauses abgebrochen werden.

Das preußische Abgeordnetenhaus lehnt einen Antrag der Sozialdemokraten, von der Regierung die Entlassung des Abgeordneten Liebknecht aus der Festungshaft zu fordern, ab.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß meuternde Soldaten, die die Auszahlung rückständigen Soldes fordern, seit einer Woche die Prophetenmoschee in Medina besetzt halten.

Der deutsche Bühnenverein tritt in Berlin zu einer außerordentlichen Generalversammlung zusammen und erklärt, daß er die Bühnengenossenschaft nach den Vorgängen auf deren letzten Delegiertenversammlung nicht mehr als die befugte Vertreterin des deutschen Schauspielerstandes ansehen könne.

31. Januar.

In mehreren Großstädten veranstalten die Sozialdemokraten durch Versammlungen und Straßenumzüge Demonstrationen für die Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen. An verschiedenen Orten kommt es zu Zusammenstößen mit der Polizei, die Verhaftungen vornimmt.

Aus Fez kommt die Nachricht, daß der Sultan Mulay Hafid von einem Lastträger mit einem offenen Messer angefallen, jedoch nicht verletzt wurde. Der Angreifer wurde alsbald auf offener Straße hingerichtet, indem man ihn mit Stockschlägen zu Tode prügelte.

In Petersburg wird der ehemalige Chef der Staatspolizei Lopuchin unter dem Verdachte, Beziehungen zu den Revolutionären zu unterhalten, verhaftet.

1. Februar.

In Berlin tritt ein außerordentlicher deutscher Bergarbeiterkongreß zusammen, an dem sich der alte (sozialdemokratische) und der Hirsch-Dunkersche Verband beteiligen.

Aus Petersburg wird gemeldet, daß im Zusammenhang mit der Verhaftung Lopuchins bei den Fürsten Urussow und Dolgurukow Haussuchungen vorgenommen wurden.

In Schanghai wird ein internationaler Opiumkongreß eröffnet, auf dem auch Deutschland vertreten ist.

2. Februar.

Das preußische Staatsministerium hält unter dem Vorsitz des Fürsten Bülow eine Sitzung ab.

Infolge der Erhöhung der Brotpreise werden in allen größeren italienischen Städten Protestversammlungen abgehalten, die einen erregten Verlauf nehmen.

Im japanischen Unterhause teilt der Minister des Auswärtigen mit, daß die japanischen Handelsverträge im nächsten Jahr gekündigt werden.

3. Februar.

Aus Persien kommt die Nachricht, daß die Aufständischen bei Choi die Regierungstruppen unter Maku Chan geschlagen haben.

Vor der 4. Strafkammer am Landgericht II in Berlin beginnt der Prozeß gegen die beiden Beamten der Hochbahn, denen das entsetzliche Unglück am 26. September v. J. zur Last gelegt wird.

◇◇◇

Meine Berliner Eindrücke.

Von Armand Zipfel.

Hierzu die photographischen Aufnahmen auf S. 229.

Als die Frage an die Gebrüder Voisin herantrat, nach Berlin einen Aeroplan ihres Systems zu senden und ihn dort vorführen zu lassen, bin ich mit Freuden auf den Vorschlag meiner Freunde, als Luftschiffer zur deutschen Reichshauptstadt zu gehen, eingegangen. Hierzu wurde ich nicht nur durch die persönliche Freundschaft, die mich mit Charles und Gabriel Voisin verbindet, veranlaßt, sondern namentlich auch durch den Umstand, daß es mir sympathisch war, dem Flugsport auch an anderen Orten förderlich zu sein. Ich habe mich schon seit den frühesten Jahren mit der Luftschiffahrt beschäftigt und bin in stetem Konnex mit den Arbeiten auf flugtechnischem Gebiet geblieben, aber erst im vergangenen Jahr war es mir vergönnt, eine

eigene Fabrik zu gründen, in der ich Aeroplane Voisinschen Typs herstelle. Auch der Drachenflieger, mit dem ich jetzt auf dem Tempelhofer Felde operiere, ist in meinen eigenen Werkstätten zu Villeurbanne an der Rhone bei Lyon entstanden.

Ich war mir sehr wohl bewußt, daß ich in der kurzen Uebungzeit, die mir zu Gebote gestanden hat, in bezug auf meine Leistungen noch nicht so weit bin wie Farman und Delagrange, die sich bei ihren Uebungen eines Apparates gleichen Typs bedienen.

Ich hoffe jedoch, in kurzer Zeit so weit zu sein, daß ich auch das große Meeting zu Monte Carlo mit einigem Erfolg bestreiten kann. Ich habe für das dortige Wettfliegen meine Meldung abgegeben und will im März mit meinem Apparat an die Riviera reisen.

Ueberdies war mir die Versicherung gegeben, daß es sich bei den Berliner Versuchen lediglich um instruktive Vorführungen handle, und daß man nicht daran denke, etwa große Rekordflüge sehen zu wollen. Man sagte mir, Berlin habe seit den Tagen des großen Vaters der Flugtechnik Otto Lilienthal noch keine Flüge über größere Strecken gesehen. Auch Lilienthal ist es ja nicht gelungen, mehr als einige 100 Meter im Gleitfluge, das heißt im Fluge in sanft abwärts geneigter Bahn, zu durchmessen. Ferner war es mir sehr sympathisch, daß die Vorführungen völlig kostenlos stattfinden sollten, und daß man jedermann gestatten wolle, den Flügen beizuwohnen. So durfte ich denn hoffen, ein nachsichtiges Publikum zu finden, das mir als Gast des Veranstalters dieser Flugversuche, des Verlages des „Berliner Lokal-Anzeigers", zweifellos freundlich gegenüberstehen würde. Ich muß gestehen, daß meine Erwartungen sich nicht nur erfüllt haben, sondern daß sie sogar übertroffen worden sind. Ich kann über die Gastfreundschaft, die ich in Berlin genossen habe und noch genieße, nur Worte des größten Lobes haben. Die Haltung des Publikums war mustergültig, obgleich ich an den ersten beiden Tagen nicht das erreicht habe, was ich erreichen muß, wenn meine Maschine in Ordnung ist. Ebenso ruhig, wie die Zuschauer gekommen waren, blieben sie, obgleich starke Kälte herrschte, während der Wartezeit, und ebenso ruhig waren sie auch später, als ich am vergangenen Freitag die Versuche einstellen mußte, weil von den acht Zylindern meines Motors nur vier oder fünf in Tätigkeit waren. Ich habe sehr wohl gesehen, daß vielleicht an 100 000 Personen das Feld umstanden, und habe mich gewundert, daß so viele Leute eine solche Disziplin halten können, obgleich nur ein geringes Aufgebot von Soldaten und Schutzleuten für die Ordnung zu sorgen hatte. Die Polizei hat eigentlich nur nötig gehabt, Direktiven zu geben, wo sich die Leute aufstellen sollten, und welches Terrain für mich freibleiben mußte, eine Aufgabe, der sie sich mit großer Höflichkeit und Ruhe entledigte. Ohne Hast und Lärmen haben sich alle Zuschauer ruhig auf ihre Plätze begeben. Der Voisinsche Monteur, der Farman und Delagrange nach Amerika, Belgien und Italien begleitet hat, kann etwas davon erzählen, wie sich das Publikum in Italien und in Amerika zum Teil benommen hat.

Ueber meine Versuche bemerke ich folgendes: Es war in der Absendung des Aeroplans eine Verzögerung eingetreten, so daß ich erst am vergangenen Donnerstag mit der Montierung fertig werden konnte. Ich vermochte nicht mehr, den Motor der erforderlichen Probe zu unterziehen, glaubte aber trotzdem, mit den Experimenten beginnen zu können, da mich dieser neue Motor bislang noch nicht im Stich gelassen hatte. Es war nicht gut, daß ich so handelte, denn es stellte sich bald heraus, daß doch auf dem Transport beziehungsweise beim Auf- und Abladen verschiedene Teile beschädigt waren. Hierdurch wurde der Gang des Motors beeinträchtigt, und die Schrauben vermochten nicht, die nötige Umdrehungszahl zu erzielen. Obgleich in den beiden Tagen auch mir Aeußerungen zu Ohren kamen, die sich ungünstiger über meine Leistungsfähigkeit aussprachen, so war ich doch meiner Sache zu sicher, um irgendwie in Unruhe zu geraten. Ich habe als Techniker schon mancherlei Versuche selbst gemacht und schon manchen Versuchen beigewohnt und weiß sehr wohl, daß bei allen neuen Dingen die Ereignisse mit wechselndem Erfolg vor sich gehen. Leider ist die Witterung nicht derart, wie ich es wohl wünschte, es hindert mich weniger der starke Wind, sondern mehr die stoßweise Luftbewegung — rafale sagt man französisch — weil durch die unregelmäßige Windbewegung die Gleichgewichtslage des Fliegers sehr leicht gestört wird. Glücklicherweise besitzt mein Aeroplan so viel Stabilität, daß er sich trotz der ungünstigen Windverhältnisse doch immer wieder aufzurichten vermochte, wenn ihn der Wind auf die Seite zu drücken begann. Die Zuschauer müssen bemerkt haben, daß sich häufig die eine Seite des Fliegers erheblich gesenkt hatte; ebenso werden sie gesehen haben, daß sich die Flugmaschine bald wieder aufrichtete, wobei ich aber gleichzeitig an Geschwindigkeit und damit an Höhe verlor. Aus diesem Grunde ist es äußerst schwierig, Wendungen zu fahren, und ich kann versichern, daß auch meine Kollegen in Frankreich den stoßweisen Wind bei ihren Versuchen nicht lieben und nach Möglichkeit vermeiden.

Sehr interessant war es für mich, daß sich längere Zeit Prinz Heinrich von Preußen mit mir unterhielt. Ich war außerordentlich überrascht, bei diesem Prinzen nicht nur eine genaue Kenntnis von den Motoren zu finden, sondern auch ein tiefgehendes Verständnis für die Aufgaben und Ziele der Flugtechnik. Ich glaube, wenn dieser Prinz sich der bislang in Deutschland stiefmütterlich behandelten aerodynamischen Luftschiffahrt annähme, würde es bald besser damit stehen.

Ich war noch nie zuvor in der Reichshauptstadt, und ich muß ganz besonders die große Sauberkeit bewundern, die in der frühsten Morgenstunde schon in den Straßen der Stadt herrscht. Am Abend des Geburtstages des Deutschen Kaisers hatte ich Gelegenheit, eine Rundfahrt zu machen und die Illumination zu bewundern, die in allen Straßen nahe des Schlosses, der Linden, Friedrichstraße und so weiter zu sehen war. Das Bild, das sich mir darbot, hat einen tiefen Eindruck hinterlassen.

Was die Aufnahme meiner Person anbelangt, so bin ich entzückt darüber, in welcher Weise man sich meiner annimmt und versucht, mir in den wenigen Mußestunden, die mir abends zur Verfügung stehen, alles Sehenswerte von Berlin zu zeigen. Ich glaube, daß ich meinen Aufenthalt in der Reichshauptstadt so leicht nicht wieder vergessen werde.



Vier Wochen im „Kimono“.

Weiteres von meinem Aufenthalt in Japan. Von Dr. Sven Hedin. Hierzu die Abb. auf S. 233.

Die Feierlichkeiten bei den anderen japanischen Universitäten verliefen ungefähr in gleicher Weise wie bei dem bereits in meinem vorigen Aufsatz geschilderten Empfange in der Vasseda-Universität. Es waren die kaiserlichen Universitäten in Tokio und Kyoto, in Kejogidjuku und an der theologischen Fakultät des Honggantji in Ngagojo, wo ich vor einer Gemeinde von 1200 Personen einen Vortrag hielt — mitten im Tempelsaal und unter den Blicken des ewigen Buddha, der still meditierend und träumerisch mit halbgesenkten Augenlidern dasaß.

Sowohl mündlich wie auch durch die japanische Presse habe ich erfahren, daß die Japaner selbst großen Wert auf den Einfluß legen, den die Vorträge auf die studierende Jugend jetzt und in Zukunft haben können. Nun — das zu beurteilen, muß ich anderen überlassen. So viel kann ich indessen sagen, daß mir die Vorträge einen wahrhaft rührenden Empfang bei „The Imperial Educational Association“ und eine schöne Auszeichnung von dieser Gesellschaft einbrachten.

Einige flüchtige Besuche in verschiedenen Schulen gehören auch zu meinen angenehmen Erinnerungen. Einmal wurden wir — der Gesandte, Uddén, Gerdts, de Champs und ich — nach Koto, Schihaing-gak-ko, einem Seminar, eingeladen, um einer Vorführung im Fechten, Ringen und in der Gymnastik beizuwohnen. Die Ringkämpfe vollzogen sich recht unsanft. Oft wunderten wir uns, daß der Fußboden hielt — so heftig brachten die Ringenden einander zu Fall. Auch hier mußte ich eine Ansprache halten — und ich sprach wie ein Vater zu den jungen Leuten. Das Angebinde, das ich darauf erhielt, bestand in einer vollständigen Fechtausrüstung mit Helm, Handschuhen und einem Uebungschwert aus Bambus.

In Kyoto wurde ich einmal in eine Elementarschule mit 450 Schülern, Knaben und Mädchen, geführt, wo ich dem Unterricht der verschiedenen Klassen in Geographie, Arithmetik, Englisch, Handarbeit und Zeichnen beiwohnte. Als wir eintraten, stand die ganze Klasse auf, und ein kleiner Kerl oder ein Mädchen trat hervor und sagte „We are very happy to say a hearty welcome to Dr. Hedin and hope he will bring back with him a kind remembrance of our school.“ Ich antwortete, daß es mir ein Vergnügen sei, Bekanntschaft mit den japanischen Kindern machen zu dürfen, und daß es mir nur leid tue, ihnen nicht mehr Zeit widmen zu können. Ich gab der Hoffnung Ausdruck, daß sie bei emsiger, treuer Arbeit einmal zu tüchtigen Bürgern heranwachsen würden, würdig, dem großen und mächtigen Reiche zu dienen, dessen Söhne und Töchter sie seien. Dann ging ich umher und streichelte die Kinder vertraulich, während sie verstohlen kichernd einander ansahen. Schließlich versammelte sich die ganze Schule auf dem geräumigen Hof, wo Klasse neben Klasse aufgestellt wurde. Der Vorsteher erzählte den Kindern von meinen Reisen und forderte sie schließlich auf, Bantsaj zu rufen, was sie denn auch mit vieler Begeisterung taten. Zum Andenken bekam ich einige von den Kindern gefertigte Handarbeiten sowie ein paar von ihnen gezeichnete Karten von Japan, die mich lebhaft an meine eigene Schulzeit erinnerten. Dann bat man mich, meinen Namen mit einem Sinnspruch auf ein großes Papier zu schreiben — das sollte im Lehrerzimmer aufgehängt werden. Wie oft vorher, so wurden wir auch hier photographiert, diesmal in einer netten Gruppe zusammen mit den Kindern. Der Vorsteher meinte artig, daß ich wohl bald den Besuch in der Schule vergessen würde, die Kinder aber würden noch daran denken, wenn sie einmal zu Männern und Frauen von Nippon aufgewachsen wären. Ich versicherte dagegen, daß ich den Tag niemals vergessen würde: Denn die Zukunft ist das Erbe der Jungen, und einen Platz haben in der kleinen Geisteswelt der Kinder und in ihrer Erinnerung, das heißt, lange über jene Zeit hinaus leben, da Regen und Wind die goldenen Buchstaben auf dem Grabstein längst ausgelöscht haben.

Auf diese Art gewann ich auch die Kinder. In Kyoto kannten sie mich alle und sprangen Hurra rufend hinter meiner Jinrikischa her, und ich grüßte sie wie alte Bekannte. Die ganze Zeit nach dem ersten Zusammentreffen in Tokio stand ich auch par correspondence in Verbindung mit der Jugend. Täglich bekam ich Briefe von Knaben und Studenten. Soweit die Zeit es gestattete, beantwortete ich sie auch. Meine Freunde lasen mir die Briefe vor, und oft haben wir unsere helle Freude gehabt über den Inhalt. Einige waren so klug, eine Postkarte mitzuschicken, auf die ich nur meinen Namen zu schreiben brauchte; andere baten ganz ungeniert um mein Porträt — und bekamen es auch. Die stehenden Fragen waren: Wie alt sind Sie? Wie gefällt Ihnen Japan? Sind die Japaner artig gegen Sie? Welche Gegend von Japan gefällt Ihnen am besten? Geben Sie mir Ihre Adresse in Schweden, daß ich Ihnen später schreiben kann. Sie müssen mir Postkarten aus Schweden schicken, wenn Sie heimkommen. Wann kommen Sie wieder nach Japan? usw. Andere wieder erzählten mir, was sie selbst trieben, und schilderten mir ihre Zukunftspläne. Kann es wundernehmen, daß mich ein Gefühl der Wehmut überkam, als ich Japan nach diesem kurzen und doch so inhaltsreichen Monat wieder verließ!

Während der ganzen Zeit hatte ich eine ständige Suite — und ein König hätte nicht mit größerer Aufmerksamkeit umgeben werden können. Schon in Schanghai bildete sich mein Stab, um dann in Kobe, Jokohama und Tokio noch weiter komplettiert zu werden. Der berühmte Chef des Seismologischen Instituts Professor Omori war stets mit mir, auch in Kyoto. Er und der Chef des Geologischen Bureaus Dr. Inouyé waren Sekretäre des Empfangskomitees und unermüdlich, mir alles zu zeigen und zu erklären. Die Professoren Wada und Yamagami und der Professor der Geographie Yamasaki gehörten ebenfalls zu meinen stetigen Begleitern. Bei fast allen Festlichkeiten beteiligten sich u. a. auch der ehemalige Unterrichtsminister Makino, der jetzige, Okada, der Rektor Baron Hamao, die Vizepräsidenten der Geographischen Gesellschaft Viscount Hanabusa und Baron Kikuchi, Prinz Tokugawa und Prinz Nischo und vor allen der feine und vornehme Marquis Tokugawa. Alle diese Herren waren z. B.



mit bei dem Bankett des Prinzen Kan'in, bei dem der Gastgeber eine sehr schöne französische Rede hielt und ich selbst einen Vortrag in der gleichen Sprache.

Auf allen Eisenbahnen war mir ein Freibillett zur Verfügung gestellt worden, und gewöhnlich hatte ich einen eigenen Salonwagen. Auf allen größeren Stationen fanden sich die Honoratioren des Ortes am Bahnhof ein. Bei Ausfahrten waren stets Geologen mit, die mir die Struktur des Landes erklärten. Bei den Besuchen in den Tempeln begleiteten uns Architekten und Priester, in die Fabriken Ingenieure und Fachleute. Auf diese Art bekam ich lehrreiche Instruktionen in der Herstellung lackierter Sachen, Cloisonné usw. Auf Kunstausstellungen bestand mein Gefolge aus Künstlern oder Intendanten, die mir die verschiedenen Bilder erklärten und das Nötige über den Meister mitteilten. Bei solchen Gelegenheiten kaufte ich immer etwas und sah mit Beben einen „Lappen" nach dem anderen aus meinem Portefeuille verschwinden — aber was bedeutete es schließlich, die Kunst mußte ermuntert, Artigkeit mit Artigkeit vergolten werden. Archäologen und Kunstkenner führten mich in die Museen, und es tat mir nur leid, daß die Besuche so kurz waren. Die verschiedenen Institute und Sammlungen der Universitäten wurden von den betreffenden Professoren erläutert. Ueberall gab es Tee oder Sekt, überall bekam ich Photographien, Albums und Geschenke. Schade, daß es mir unmöglich war, auch alle Bonbonnieren mit nach Hause zu nehmen, die ich geschenkt erhalten. Die Attrappen sind nämlich teilweise wirkliche Kunstwerke: künstliche Chrysanthemum- und Kirschenblüten in täuschender Imitation; jedes Blumenblatt ist so zart, daß es sich biegt, wenn man darauf haucht.

Auch sehr wertvolle Geschenke erhielt ich: So beispielsweise bei dem Bankett der Universität Tokio, an dem auch der Minister des Aeußern, verschiedene Unterrichtsminister und gegen 100 Professoren teilnahmen, ein paar kostbare Vasen in drahtlosem Cloisonné. Das Andenken der Universität Kyoto war eine vollständige Samurajrüstung, 200 Jahre alt, mit Helm, Schwert, Harnisch, Arm- und Beinschienen. Man zeigte mir, wie die Rüstung vor einem goldenen Schirm aufzustellen sei, und sie wird eine schöne Dekoration meines Arbeitzimmers abgeben. In Nischi Honggantjis Tempel, wo ich ein paar Tage Graf Otanis Gast war, wurde beim Abschied eine förmliche Weihnachtsbescherung von Geschenken aufgebaut. Ich erhielt unzählige Bücher, Karten und Zeitschriften, die mir zusammen mit allem übrigen von der Gesandtschaft nachgeschickt werden.

Von schwedischen Namen unserer Zeit ist Svante Arrhenius in Japan am besten bekannt. Sehr oft mußte ich Fragen über ihn beantworten. Der Ruf des Nobelschen Namens ist weit über die Gelehrtenkreise hinaus gedrungen. Retzius, Mittag-Leffler, Montelius, Otto Nordenskiöld, Erland Nordenskiöld, De Laval, Andrée und unsere großen geologischen Gelehrten sind alle wohlbekannt. Nathorsts Name ist nicht bloß in paläontologischen und geographischen, sondern auch in geologischen und botanischen Kreisen populär. Viele erinnern sich Palanders. Besonders freute es mich, zu hören, daß Nordenskiöld noch in frischer Erinnerung bei den Japanern lebt. Man zeigte mir die Stelle, wo die „Vega" vor 29 Jahren vor Jokohama vor Anker gelegen hatte. Oft kamen alte Herren zu mir, überreichten ihre Visitenkarte und äußerten: Ich erinnere mich Nordenskiölds sehr wohl, ich war an Bord der „Vega"; ich begleitete Nordenskiöld auf der und der Ausfahrt. Solche Aeußerungen gaben dann immer Anlaß zu langer Unterhaltung; Anekdoten und Episoden von Nordenskiöld wurden erzählt, und ich erhielt einen ganz neuen Einblick in die goldene Zeit seiner Siege und Ehren.

Mein Aufenthalt in Japan war kurz, und es tat mir leid, rücksichtslos alle eingehenden Einladungen zu Europäern abschlagen zu müssen. In dieser wie in vielen anderen Beziehungen trat unser Gesandter als rettender Engel auf. Man reist ja nicht nach Japan, um europäische Diners zu besuchen, und ich wohnte auch grundsätzlich in japanischen und nicht in europäischen Hotels. Aus gleichen Erwägungen bevorzugte ich, da die Wahl frei war, auch stets japanische Küche. Zu rein japanischen Mahlzeiten fand ich mich im Kimono — einem kostbaren Geschenk des Grafen Otani — ein. In diesem Gewande wurde ich auch öfters photographiert, und man fand, daß ich fast wie ein echter Japaner aussah.

Außer den großartigen offiziellen Festlichkeiten beim Gesandten war ich nur auf einem einzigen europäischen Fest, dieses aber war eins der glänzendsten und elegantesten, die ich je mitgemacht habe. Einladungen waren schon vor meiner Ankunft ergangen, und unser Gesandter hatte für mich zugesagt. Das Fest gab Sir Claude Mac Donald, der englische Gesandte, der mir schon vor zwölf Jahren in Peking große Freundlichkeit erwiesen hatte. An seinem Tische saßen sämtliche Gesandten und Minister und viele von Japans vornehmsten Männern. Der Wirt hielt eine inhaltreiche Rede, die ich beantwortete. Nach Tisch versammelten sich in den Salons ein paar hundert Menschen, meist Europäer, aber auch viele Japaner und Japanerinnen in ihren kleidsamen heimischen Trachten — geschmeidig und graziös, lächelnd und verschämt.

Als alles versammelt war, nahm mich Sir Claude am Arm und fragte mich ganz ruhig, ob ich nicht der Abwechslung halber einen kleinen Vortrag über meine letzte Reise halten wolle. „Gewiß, mit Vergnügen," antwortete ich, „aber wir haben ja die große Karte nicht hier." Sir Claude verschwand, kam nach einigen Minuten mit einem Stück Kreide zurück und bat mich, ihm in den Ballsaal zu folgen. Dort war ein dunkler Schirm aufgestellt, auf den ich in aller Eile eine Karte von Tibet mit meinen Routen zeichnete. Dann füllte sich der Saal. Ein Wecker wurde aufgestellt: länger als eine halbe Stunde durfte der Vortrag nicht dauern, denn dann sollte das Souper serviert werden. Ich sprach eine Stunde. Sir Claude hielt sowohl vor wie nach dem Vortrag eine humorvolle Ansprache und erklärte, der Schirm solle, ordentlich datiert und unterzeichnet, gefirnißt und als Andenken an diese improvisierte Zusammenkunft in einer fernen Filiale der Royal Geographic Society aufbewahrt werden.

Mit dem französischen Gesandten Mr. Gerard war ich von Peking her schon befreundet, und er war bei fast allen meinen Vorträgen in Tokio zugegen. Er ist äußerst belesen und interessiert sich sehr für Tibet.

Am letzten Tag in Tokio nahmen Wallenbergs und ich den Lunch en famille beim russischen Gesandten Exz. Malewsky Malevitsch ein, den ich seit vielen Jahren kannte. Er war so freundlich, mir für die Heimreise durch Sibirien besondere Vorteile zu verschaffen. Auch er ist ein feinsinniger Mann und spricht



mit größter Achtung und Bewunderung von den Japanern und ihrem Land.

Gerade als wir bei ihm waren, bekam Herr Wallenberg einen Brief von Marschall Oyama, der, obwohl er krank war, mich zu sehen wünschte. Leider hatten wir nur eine halbe Stunde Zeit und mußten deshalb von dem Besuch absehen.

Dagegen traf ich den Admiral Graf Togo: klein, verschlossen und sehr leise redend. Er sprach nicht viel, aber sehr freundlich, und was er sagte, war inhaltsreich und in vorzüglichem Englisch. Seine ganze Art ist die Anspruchslosigkeit selbst. Sein Haus ist klein wie ein Puppenhäuschen. Dort sitzt er auf einem kleinen Kissen und ißt seinen rohen Fisch und Makkaroni mit Holzstäbchen. Und doch ist er einer der größten Männer unserer Zeit und hat die Flotte einer Großmacht vernichtet. Aber fragt man einen Japaner, wen von diesen Großen er für den Größten halte, so hört man selten Togo nennen. Einige halten mehr vom Prinzen Ito, dem Generalresidenten in Söul, andere wieder von dem Marschall Prinzen Yamagata, andere von Graf Okuma. Die Helden des Krieges: Oyama, Oku, Nodzu, Nogi, Kuroki, Togo usw. werden eigentlich nur als Yamagatas Handlanger angesehen. Sie waren die ausführenden Glieder, aber Yamagata war das Gehirn, das die Pläne erdachte. Die Japaner sagen, daß Yamagata auch dann als der größte Mann Japans zu betrachten sei, wenn er nicht die Oberleitung des Krieges gehabt hätte. Und dies auf Grund seines epochemachenden Eintretens für die Reformen der neuen Zeit. Andere wieder behaupten, Fukushima sei die Seele des letzten Krieges gewesen. Okuma, der schon verschiedene Ministerportefeuilles innegehabt hat, Leiter der Fortschrittspartei ist und schon seit langem für moderne Bestrebungen eingetreten ist, wird geradezu vergöttert, besonders vom jungen Japan.

General Nogi gehört zu meinen speziellen Freunden. Welche Mischung von Energie und Humor liegt nicht in seinem lebhaften Mienenspiel und seiner prägnanten Sprechweise! Er interwiewte mich förmlich. Und als ich im The Peers-Klub Vortrag hielt, schickte er mehrere junge Kadetten aus hocharistokratischen Kreisen dorthin, die beauftragt waren, dem Vortrag so zu folgen, daß sie ihn dann wiederholen konnten: ihm selbst, da er wegen eines kranken Fußes nicht ausgehen konnte, und auch jenen ihrer Kameraden, die keine Plätze mehr erhalten hatten.

Mehr Namen kann ich nun der beschränkten Zeit halber nicht nennen — es gibt ja viele große Männer in Japan. Die Generale Fukushima, Oshima und Hassegawa sind sämtlich hervorragende Menschen. Fukushima reiste zu Pferd von Berlin nach dem fernen Osten, wobei er Sibirien genau kennen lernte, was ihm später bekanntlich zustatten kam. Oshima ist Generalgouverneur von Kwantung und oberster Kommandant in Port Arthur. Hassegawa, ein brillanter Kriegertyp, stark, streng und gefürchtet, eroberte während des chinesischen Krieges Port Arthur in zwei Tagen und ist jetzt Oberbefehlshaber der japanischen Truppen in Korea. Graf Otani und andere Glieder dieser distinguierten Priesterfamilie und die Brüder Tokugawa, die letzten Sprossen des Kaisergeschlechts von der Morgenröte der Meijizeit, würden auch ein besonderes Kapitel verdienen, aber dazu fehlt mir die Zeit. Einer meiner besten Freunde in Japan ist der Professor der Geographie an der Universität Kyoto Ogawa, der mich ständig begleitete. Professor Ogawa hat in China und der Mongolei weite Reisen gemacht und ist ein hervorragender Sinolog. In meinen Vorträgen vergaß ich nie, den drei Japanern, die in Tibet gereist sind, meinen Respekt zu bezeugen, nämlich: Kawaguchi, Narita und Terramotto. Die beiden ersteren waren in Verkleidung und, ohne voneinander zu wissen, gleichzeitig in Lhassa.

Ueberall wurde ich mit Beweisen der Freundschaft und Sympathie, Gastfreiheit und Freigebigkeit überhäuft. Zu dankbareren Zuhörern habe ich nie gesprochen; während meiner Vorträge herrschte Grabesstille. Sogar die, die mich nicht hören und sehen konnten, wollten mir doch ihre Aufmerksamkeit bezeugen. So überreichte man mir einige Kakjamonos, verfertigt von den Schülern einer Taubstummenschule, und die Schüler eines Blindeninstituts schickten mir Proben von japanischer Blindenschrift. Es war, als wollten alle mir ein Andenken an Japan geben, und ich selbst gab in Vorträgen, soviel ich konnte. Ich sprach und sprach, bis mir buchstäblich die Stimme versagte und ich keinen Laut mehr herausbringen konnte. Da kam die Ausfahrt nach Nikko gerade recht. Eine Vereinigung von kalten Umschlägen und warmen Toddys rettete mein Organ. Immerhin waren die Vorträge mir selbst nur eine flüchtige Episode, Japan und die Japaner nahmen meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und fast vergaß ich mein einsames Leben in Tibet während der letzten Jahre. Aber in den Vorträgen kehrte ich ja zu meinen Bergen zurück. Wenn ich meine Route auf der großen Karte zeigte, war es, als lauschte ich dem Brausen frischer Winde über die schwindelnden Höhen Transhimalajas und durch Bongbas kalte Täler. Jetzt gehört auch Japan zu meinen Erinnerungen, zu den besten und teuersten aus all meinen Wanderjahren im großen Asien.

Der Hofstaat des englischen Königspaares.

Plauderei von Henriette Jastrow, London.

Es ist nichts Seltenes, daß ein Monarch, wenn er den Thron besteigt, sich anders entwickelt, als wie man es von ihm als Thronfolger voraussah, und in unserer Zeit hat König Eduard VII. ein eklatantes Beispiel dafür abgegeben. Nicht nur in der Politik hat er sich seinen eigenen Weg vorgezeichnet, auch das Hofleben hat sich unter ihm anders gestaltet, als man es sich gemeinhin dachte. Anders, aber nicht unvorteilhafter. Es hatte eine gewisse Befürchtung geherrscht, daß an dem unter der Königin Viktoria so still und langweilig gewordenen Hof sich Pomp und Pracht breitmachen würden mit dem Anbrechen der neuen Aera König Eduards, und manche seiner Untertanen runzelten im voraus die Stirn darüber. Aber die Falten glätteten sich bald, denn wenn auch naturgemäß das Stilleben, wie es die greise Königin Viktoria geliebt, aufhörte, war man doch ebensoweit von übermäßiger Prachtentfaltung entfernt. Ja, das Hofleben entwickelte sich



erlitten hatten, zu retten. Während die „Florida“ glücklich Neuyork erreichte, konnte der vom Zolldampfer „Grasham“ ins Schlepptau genommene Dampfer „Republic“ den Hafen nicht mehr erreichen. Unsere Karte zeigt den Ort, wo er gesunken ist.

Die vom „Berliner Lokal-Anzeiger“ veranstalteten Flugversuche (Abb. S. 229) erregen fortgesetzt das größte Interesse der Bevölkerung. Anfangs schwebte, wie so häufig bei dergleichen Dingen, ein Unstern über der Veranstaltung; Witterungswiderstände und Motordefekte hinderten Armand Zipfel am Fliegen. Am 2. Februar aber waren die Schwierigkeiten überwunden, und dem Aviatiker gelangen glänzend mehrere Flüge. Der Aeroplan stieg bis zu dreißig Meter Höhe und legte freischwebend eine Strecke von etwa tausend Meter zurück. Dieses erfreuliche Resultat wurde von den zahllosen Augenzeugen stürmisch bejubelt.

Sven Hedin (Abb. S. 233), der berühmte schwedische Forschungsreisende, rüstet sich, kaum von seiner Tibetexpedition heimgekehrt, an verschiedenen Orten Vorträge über seine Erfahrungen und Erlebnisse in Asien zu halten. Ueber seine Eindrücke in Japan hat er selbst einen Aufsatz in der vorigen Nummer der „Woche“ sowie in dieser veröffentlicht. Unsere Aufnahme zeigt ihn in Japan mit dem Oberpriester Grafen Otani und dessen Verwandten.

Eine chinesische Sondergesandtschaft (Abb. S. 228), die in der Hauptsache wirtschaftspolitische Aufgaben lösen soll, ist, nachdem sie bereits die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan besucht hat, kürzlich in London angelangt und wird demnächst nach Berlin kommen. Ihr Führer ist Tang Schao Yi, zu ihren Mitgliedern gehört Prinz Tsai Fu.

Zwei Parlamentspräsidenten (Abb. S. 230). Der Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses Justh hat kürzlich in Wien den Präsidenten der österreichischen Volksvertretung Dr. Weißkirchner besucht. Die Tatsache entbehrt, so natürlich sie erscheint, nicht eines gewissen pikanten Beigeschmacks, da die christlich-soziale Partei in Oesterreich Ungarn mit ihrer ganz besonderen Gegnerschaft beehrt.

Der Earl of Leicester (Abb. S. 230) ist in London im Alter von 87 Jahren gestorben. Er war der Typ eines vornehmen englischen Landedelmanns, gehörte dem Oberhaus bereits seit 65 Jahren an und war das einzige Mitglied der Peerskammer, das noch der Krönung der Königin Viktoria in offizieller Eigenschaft beigewohnt hat. Lord Leicester war zweimal verheiratet und hatte achtzehn Kinder, von denen vierzehn leben. Sein jüngster Sohn ist sechzehn Jahre alt.

Der deutsche Bühnenverein (Abb. S. 230), die Vereinigung der deutschen Theaterleiter, hat am 30. Januar in Berlin seine Generalversammlung abgehalten, in der er sich hauptsächlich mit den Vorgängen auf der letzten Delegiertenversammlung der Bühnengenossenschaft beschäftigte. Der Verein faßte die Ablehnung des Engagementsvertrags als eine Kriegserklärung auf und erklärte, die Genossenschaft als befugte Vertretung des Schauspielerstandes nicht mehr anzuerkennen.

Constant Coquelin der Aeltere † (Abb. S. 231) In Paris ist, 68 Jahre alt, Constant Coquelin der Aeltere gestorben, der von den Franzosen als ihr größter Schauspieler geschätzt wurde. Der Künstler, der 1841 in Boulogne-sur-mer geboren wurde, machte seine Studien auf dem Pariser Konservatorium, debütierte bereits 1860 im Théâtre Français und wurde 1863 dessen ständiges Mitglied. Auf großen Gastspielreisen erwarb er sich internationalen Ruhm.

Der Wintersport (Abb. S. 232 und 234) findet in den norddeutschen Bergen ebenso eifrige Pflege wie in den Alpen, wenn auch da unten wohl mehr Prunk entfaltet wird. Wir bringen in der vorliegenden Nummer Aufnahmen aus Braunlage a. H., aus St. Moritz und aus Chamonix. Die letztere zeigt, daß jetzt auch Automobilschlitten gebaut werden.

Personalien (Porträte S. 228). In Rußland ist der Admiral Wojewodski zum Marineminister und das Reichsratsmitglied Timirjaschew zum Handelsminister ernannt worden. Wojewodski, der im fünfzigsten Lebensjahr steht, gilt für einen der besten Kenner des Marinewesens. Timirjaschew, der vierundsechzig Jahre alt ist, gehört zu den bekanntesten Staatsmännern Rußlands. Er hat lange Zeit in Berlin als Vertreter des Finanzministeriums gelebt und an dem Zustandekommen des russisch-deutschen Handelsvertrages wesentlichen Anteil gehabt. — Ihren sechzigsten Geburtstag feiert am 6. Februar die süddeutsche Dichterin Hermine Villinger in Karlsruhe. Die Dichterin gehört zu unseren besten Novellistinnen.

Die Toten der Woche

Lord Burton (Michael Arthur Baß), englischer „Brauerkönig“, † in London am 1. Februar.

Benoit Constant Coquelin, berühmter französischer Schauspieler, † in Paris am 27. Januar im Alter von 68 Jahren (Portr. S. 231).

Oberingenieur a. D. Karl Delisle, Veteran der badischen Demokratie, † in Durlach am 29. Januar im 82. Lebensjahr.

Edouard Fétis, bekannter belgischer Kunstschriftsteller, † in Brüssel im Alter von 97 Jahren.

Marchese Benjamin Pandolfi Guttadauro, mit Frédéric Passy Begründer der interparlamentarischen Union, † in Rom im Alter von 72 Jahren.

Hofschauspielerin a. D. Emma Harke, † in Kassel am 28. Januar im Alter von 74 Jahren.

Bürgermeister a. D. Jaroslaw Herse, † in Berlin am 25. Januar.

Pfarrer Dr. Heveling, Landtagsabgeordneter, † in Krefeld am 27. Januar im Alter von 66 Jahren.

Hofrat Professor Dr. Johann Ritter v. Kelle, bekannter Germanist, † in Prag am 30. Januar im Alter von 81 Jahren.

Gräfin Ferdinand von Lesseps, Witwe des berühmten Erbauers des Suezkanals, † in Paris im 58. Lebensjahr.

Rechtsanwalt Albert Mayer, Landtagsabgeordneter für Ulm, † in Stuttgart am 29. Januar im Alter von 53 Jahren.

Abt Alexander Karl von Melk, † in Wien am 1. Februar im Alter von 85 Jahren.

Rudi Rother, bekannter Maler und Illustrator, † in Berlin im Alter von 46 Jahren.

Minister a. D. Dr. Karl Schenkel, Präsident der Oberrechnungskammer, † in Karlsruhe am 2. Februar im Alter von 64 Jahren.

Professor Hermann Schröder, stellvertretender Direktor des Instituts für Kirchenmusik, † in Berlin am 31. Januar im Alter von 65 Jahren.

Bilder vom Tage

Hofphot. T. H. Voigt, Homburg v. d. H.

Zum Besuch des englischen Königspaars in Berlin:

Eduard VII., König von Großbritannien und Irland.



Phot. Downey.

Herzogin von Buccleuch,
Oberhofmeisterin der Königin Alexandra.





Earl of Howe,
der Lordkammerherr des engl. Hofstaats.



Major von Bärensprung,
Führer des 1. Garde-Drag.-Regts.,
wurde z. Ehrend. d. engl. König befohlen.

Alexandra, Königin von Großbritannien und Irland,
Prinzessin von Dänemark.

Zum Besuch des englischen Königspaars in Berlin.

Phot. Boissonnas & Eggler.

Admiral Wojewodski,
der neue russische Marineminister



Prinz Tsai Fu (×) und Exzellenz Tang Schao Yi (Mitglieder der Studienkommission)
an Bord des Dampfers „Prinz Friedrich Wilhelm".

Eine chinesische Sondergesandtschaft auf dem Weg nach Deutschland.



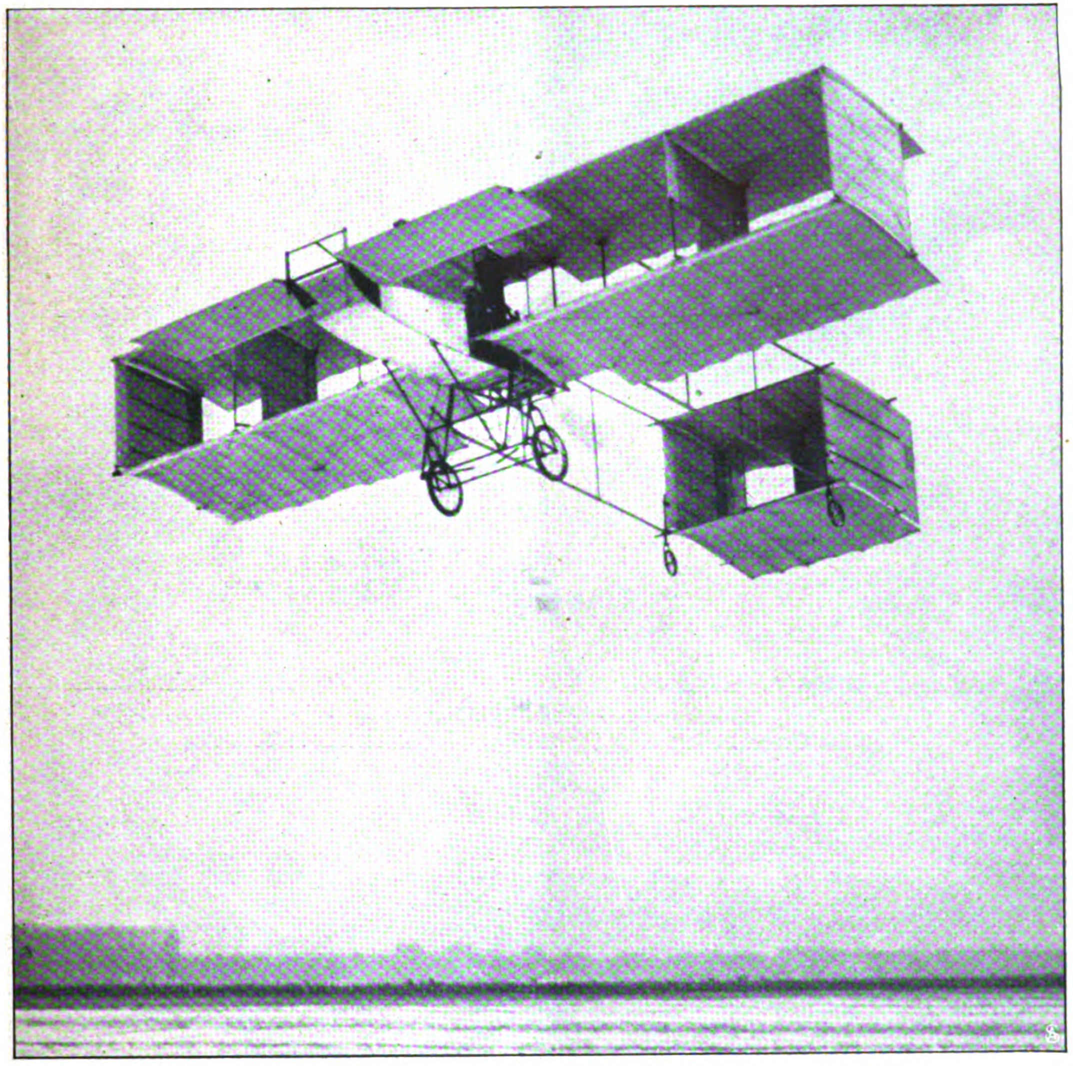
W. J. Timirjaschew,
der neue russische Handelsminister.



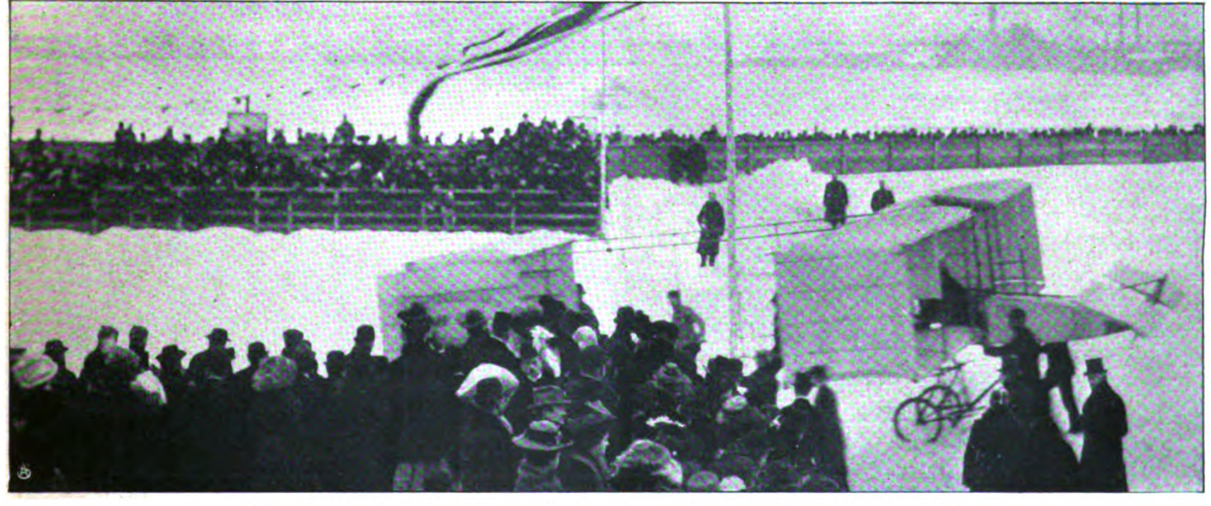
Hofphot. Hirsch.

Hermine Villinger.
Zum 60. Geburtstage der geschätzten Schriftstellerin.





Armand Zipfels Flug über das Tempelhofer Feld am 2. Februar.

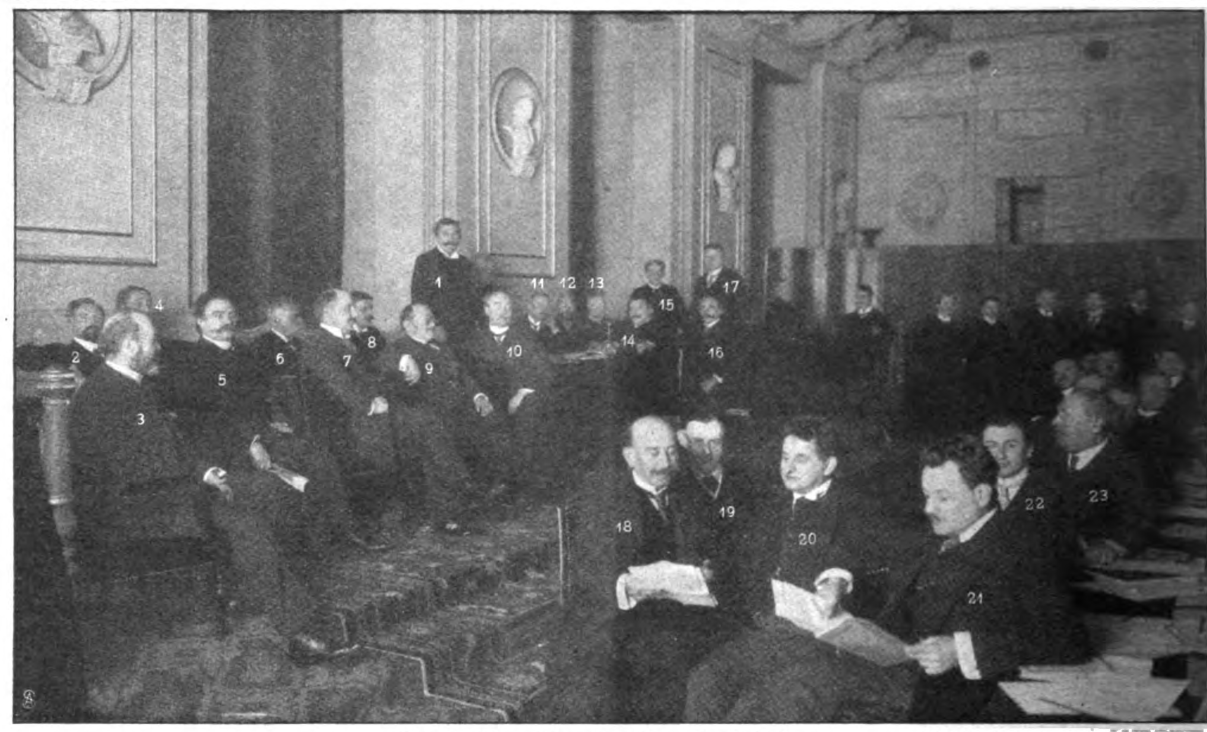


Schaar der Zuschauer am Startplatz auf dem Tempelhofer Feld

Die vom „Berliner Lokal-Anzeiger" veranstalteten Flugversuche.

Spezialaufnahmen für die „Woche".

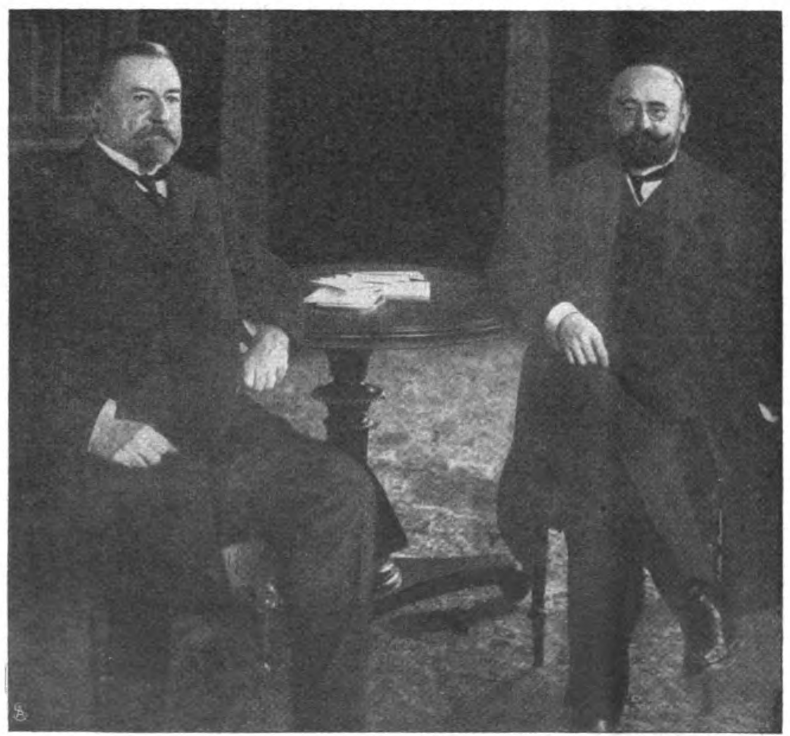




Das Parlament der deutschen Theaterleiter: Spezialaufnahme für die „Woche"

Die Generalversammlung des Deutschen Bühnenvereins in Berlin.

1. Präsident Generalintendant v. Hülsen. 2. Direktor Martersteig, Köln a. Rh. 3. Schriftführer Dr. Sachse. 4. Direktor Linsemann, Berlin. 5. Direktor Treutler, Stralsund. 6. Direktor Heinrich, Heidelberg. 7. Intendant Dr. v. Mutzenbecher, Wiesbaden. 8. Generaldirektor Graf v. Seebach, Dresden. 9. Hofrat Bachur, Hamburg. 10. Intendant Freiherr v. Wangenheim, Braunschweig. 11. Vizepräsident Baron zu Putlitz, Stuttgart. 12. Syndikus Geh. Admiralitätsrat Dr. Felisch. 13. Intendant Claar, Frankfurt a. M. 14. Hofrat Richards, Halle. 15. Direktor Bock, St. Petersburg. 16. Hofrat Warener, Königsberg i. Pr 17. Direktor Gregor, Berlin. 18. Direktor Lautenburg. 19. Direktor Dr. Dahlberg, Riga. 20. Direktor Behrend, Mainz. 21 Hofrat Franz, Zwickau 22. Direktor Dr. Zickel, Berlin. 23. Intendanzrat Liebig, Wildbad i. W.



Phot. Ch. Scolik jun. vorm. Hofphot. Krziwanek, Wien.

Der Präsident des ungar. Abgeordnetenhauses J. Justh (links) als Gast des Präsidenten des österreichischen Abgeordnetenhauses Dr. R. Weiskirchner in Wien.

Aus dem parlamentarischen Leben Oesterreich-Ungarns.

Phot. F. Ralph.

Earl of Leicester,

der Vater des „Oberhauses",
verschied auf seinem englischen Landsitz im 87. Lebensjahr.



Phot. Henri Manuel.

Coquelin als Cyrano de Bergerac.

Ein Verlust für die französische Bühne: Constant Coquelin der Aeltere †.



Skirennen mit vorgespannten Pferden in St. Moritz. Phot. Küpfer.

Automobilschlitten (Motor von 4 H.P.) in Chamonix. Phot. M. Branger.

Die Wintersaison in den Alpen.



Von links nach rechts sitzend: Gräfin Otanis Schwester; Dr. Sven Hedin; Gräfin Otani, Schwester der Kronprinzessin von Japan; Graf Otani, hoher, geistlicher Würdenträger; Schwester des Grafen Otani.

Die Rückkehr Sven Hedins: Der kühne Tibetforscher in Japan im Kreise seiner Freunde.

1 Blick auf den Sportplatz. 2. Heimkehr auf dem Hörnerschlitten.
3. Der Sieger im Meisterschaftsspringen während des großen Sprungs

Winterfest und Verbandwettlaufen des deutschen Skiverbandes in Braunlage a. Harz.

Die kleinen Menschenformen.

Von Professor J. Kollmann.

In der Naturgeschichte des Menschen wird vielfach ein Problem behandelt, das jetzt dringender eine Aufklärung fordert, als dies jemals früher der Fall war. Es ist das Vorkommen von kleinen Menschenformen, die nach und nach in allen Kontinenten aufgefunden wurden, zuletzt in Europa und in Amerika.

Die Körpergröße schwankt innerhalb der Menschheit zwischen 1,20 bis 1,90 Meter, ganz besondere Extreme ausgeschlossen. Man hat nun festgestellt, daß diese Größenunterschiede nicht alle von äußeren Einflüssen, wie Klima, Nahrung, Beruf und dergleichen, kurz nicht alle von der Umwelt (dem Milieu) herrühren, sondern daß sie zu einem ansehnlichen Teil auf Rassenverschiedenheiten zurückzuführen sind.

So weit die Erscheinungen in Europa erforscht wurden, darf man drei große Kategorien unterscheiden, nämlich große, mittelgroße und kleine Männer. Wir beschäftigen uns der Einfachheit halber nur mit diesen und halten uns dabei an alte militärstatistische Angaben, ohne doch die neuesten Forschungen auf diesem Gebiet aus den Augen zu lassen. Diese Kategorien sind ursprünglich nicht von Anthropologen aufgestellt worden, was ich ausdrücklich bemerke, sondern von den Militärbehörden. Hier wird nur diese eine Aufstellung benutzt, weil sie unserer Betrachtung am besten entspricht. Jeder Staat handelt nach etwas anderen Grundsätzen, die für uns nicht weiter in Betracht kommen.

Es waren bekanntlich rein praktische Gesichtspunkte, die dazu veranlaßten, die Soldaten nach der Körpergröße zu klassifizieren. Man stellte die großen in bestimmte Regimenter, ebenso die mittelgroßen und setzte hierfür bestimmte Maße fest. Als große Leute gelten Männer zwischen 1,65 bis 1,75 Meter Körperlänge; Leute von 1,55 bis 1,65 Meter wurden als mittelgroße unterschieden, was unter 1,55 Meter lang war, gehörte der Kategorie der Kleinen oder Mindermäßigen an. Sie werden von den Militärbehörden nicht weiter berücksichtigt; sie sind den Anstrengungen des Dienstes nicht gewachsen und werden als untauglich der Heimat zurückgegeben. Es wird kein weiterer Anspruch auf diese letzte Kategorie von Männern, an diese Kleinen, gemacht. Aber gerade unter diesen kleinen steckt auch, wie unter den beiden übrigen Kategorien, ein interessantes, naturgeschichtliches Element. Wir betrachten jedoch zunächst in Kürze, inwiefern die beiden ersten Kategorien für die Naturgeschichte des Europäers Interesse bieten. Die kleinen gewinnen dadurch ebenfalls in der Beurteilung ihres Wertes.

Als die Militärbehörden die obenerwähnten Kategorien der Körperlänge feststellten, trafen sie, ohne es zu ahnen, eine höchst bedeutungsvolle Entscheidung über den anthropologischen Inhalt der Völker. P. Broca, der bekannte französische Chirurg und Anthropologe, der Führer der Pariser Anthropologischen Gesellschaft durch mehrere Lustra, hat aus den militärstatistischen Erhebungen in Frankreich und aus historischen und linguistischen Tatsachen folgende Ergebnisse festgestellt: Vor allem die überraschende Erscheinung, daß die Großen und die Mittelgroßen ihre Körperlänge beständig festhalten. Diese Kategorien sind, wie man sich ausdrückt, persistent im Norden wie im Süden. Weder Klima, noch Nahrung, noch die geographische Erhebung des Landes haben einen tiefgehenden Einfluß. Diese Körperlängen sind dauerbar, und sie sind es seit vielen Jahrhunderten geblieben.

Gleichzeitig wurde eine andere Tatsache aufgedeckt, die anfangs vielfach bestritten, aber schließlich doch allgemeine Bestätigung gefunden hat: daß die Großen in Europa im ganzen durch blonde Komplexion ausgezeichnet sind, die Mittelgroßen durch brünette. Helle Augen, blonde Haare und helle Haut sind also Merkmale der Großen; dunkle Augen, dunkle (schwarze) Haare und dunkle (gelbliche) Haut sind die Merkmale der Brünetten. Daran anknüpfend ergaben sich weite Ausblicke für die Herkunft der germanischen Völker einerseits und der romanischen Völker anderseits.

Dabei muß eine Erscheinung beachtet werden, die auch bei der Betrachtung der Kleinen wiederkehrt. Diese weitgreifenden Ergebnisse liegen in keinem Lande Europas oberflächlich und für jeden sogleich erkennbar zutage. Es rührt dies davon her, daß die Großen und Mittelgroßen nebeneinander in den nämlichen Gebieten leben. Sie kommen überdies sogar nebeneinander in den nämlichen Familien vor. Die beiden Kategorien von Großen und Mittelgroßen sind nämlich schon seit Jahrtausenden in die europäischen Länder eingewandert und haben sich unzähligemal gekreuzt. Blonde Männer heirateten brünette Frauen und umgekehrt, und infolge dieser ungezählten Verbindungen ist das Blut der beiden Menschenformen so gemischt, daß oft bei Ehen zwischen zwei Leuten von blonder Körperbeschaffenheit, also bei einer Ehe von Leuten gleicher Abstammung, dennoch unter den Nachkommen brünette Kinder auftreten, eine Folge vorausgegangener Kreuzung mit Brünetten in der Vorfahrenreihe.

Wären die Großen und Mittelgroßen überall so scharf getrennt, wie wir sie in unserer Vorstellung mühelos trennen können, oder wie sie die Militärbehörden für die verschiedenen Regimenter auslesen, dann würde der Nachweis dieser beiden nach Abstammung verschiedenen europäischen Formen kaum Schwierigkeiten verursacht haben. Allein bei der innigen Durchdringung bis in die entlegensten Wohnorte hinein bedurfte es der Massenuntersuchungen und einer Zehnmillionenstatistik, um die Aufklärung in dem oben gegebenen Sinne zu erreichen. Es bedurfte dazu überdies der Arbeit eines halben Jahrhunderts von Ammon, P. Broca, Beddoes, Livi, Retzius und Fürst, R. Virchow und vieler anderer, um dies unumstößliche Beweismaterial zusammenzutragen. Angesichts dieser für die Zusammensetzung der Völker Europas wichtigen Ergebnisse, die mit der Anwesenheit zweier Körperlängen in so inniger Beziehung stehen, tritt immer häufiger die Vermutung auf, daß unter den kleinen Menschenformen Europas auch noch Rassenelemente verborgen seien, wie dies in Asien, in Afrika, in Amerika und auf dem Inselarchipel der Fall ist. Gerade diese Kategorie der Kleinen, die früher so ganz außerhalb des Rahmens anthropologischer Betrachtung zu liegen schien, wird jetzt mit vermehrtem Interesse berücksichtigt. Woher stammen diese Kleinen in den verschiedenen Weltteilen; welche Stellung kommt



ihnen im Kreis der Naturgeschichte der Menschheit zu, und in welcher stammesgeschichtlichen Beziehung stehen sie zu den beiden anderen Kategorien?

Für Europa ist eine Entscheidung dieser Fragen außerordentlich erschwert, einmal schon deshalb, weil sich die Kleinen nicht mehr in isolierten Horden darbieten wie in Afrika und in anderen Kontinenten und die Beobachtung also an zerstreuten Individuen erfolgen muß. Ferner haben zwischen den Kleinen und den anderen Formen zweifellos viele Kreuzungen stattgefunden, wodurch das ursprüngliche Bild bei vielen Kleinen verändert wurde. Darüber finden sich aus den übrigen Kontinenten manche Angaben, und in Europa wird es nicht anders gewesen sein. Ueberdies ist Kleinheit des Körpers zwar häufig genug vorhanden, allein oft auf krankhafter Unterlage. Kinder hochgewachsener Leute können ausnahmsweise klein bleiben aus unbekannten Ursachen. Alle Organe sind dann so reduziert, daß die kleinen Personen kaum einen Meter Länge aufweisen. Oft sind schon mehrere, zu einer kleinen Truppe vereinigt, von einem Impresario unter der Bezeichnung „Liliputaner" in zivilisierten Landen umhergeführt worden zum Entzücken der Kinder, wenn sie Märchen aufführen, weil bei ihrer Kleinheit, verbunden mit der klugen Rede und dem Gebaren erwachsener Leute, die alten Sagen von Wichtelmännchen und Bergmännlein leibhaftig vor unserem Auge wieder lebendig werden. Allein das sind Kümmerzwerge, keine Rassenzwerge oder Pygmäen wie jene Afrikas.

In die Klasse der Kümmerzwerge gehören auch jene krankhaft Kleinen, die, mißgestaltet, oft mit einem Buckel versehen, aber sonst intelligent, an den Höfen der Potentaten zu Kurzweil und Scherz gehalten wurden. Ferner jene traurigen Gestalten, die als Kretins mit dickem, unförmlichem Kopf, halb oder ganz blödsinnig sich durch die Straßen schleppen; sie sind ebenfalls von der Betrachtung auszuschließen. — Das sind krankhafte Nachkommen wohl entwickelter Eltern, oft entstanden infolge des Alkoholmißbrauches. Alle diese „Zwerge" haben nichts gemein mit den auf rassenhafter Grundlage seit alters her ununterbrochen geprägten, kleinen Menschen, die wir als ursprüngliche Bildungen ansehen müssen. Diese haben nichts Krankhaftes, nichts Verkrüppeltes an sich. Sie sind eine besondere Menschenform von anderer Beschaffenheit als die Großen und Mittelgroßen. Wo irgendwie Zweifel noch bestehen, können die X-Strahlen helfen, um mittels der Durchleuchtung die normale Beschaffenheit des Knochengerüstes nachzuweisen.

Kleine Menschenformen sind nun in Europa schon mehrfach gefunden worden, von Professor Sergi in Sizilien unter dem Landvolke in der Nähe von Girgenti; in Sardinien von Onnis, in Lappland unter den Lappen. Für Europa genügen freilich diese Beobachtungen noch durchaus nicht, aber sie können doch bedeutend an Beweiskraft gewinnen, wenn sich in den Gräbern aus alter Zeit auch Kleine finden würden. Das ist denn auch der Fall gewesen. Vom Norden Deutschlands liegt eine Nachricht vor aus Gräbern der Bronzezeit, dann aus mehreren Fundstätten der Schweiz und Italiens, die bis in die neolithische und paläolithische Zeit zurückreichen. Von neolithischen Fundstätten ist sehr bekannt jene, von Herrn Nüesch bei Schaffhausen entdeckte. Unter den menschlichen Resten konnte ich mittelgroße und kleine Leute dort nachweisen. Sie lebten schon damals miteinander in Europa. Unter den paläolithischen Stationen nimmt einen nicht minder bedeutenden Rang ein die sogenannte Grotte der Kinder, la caverne dite „des Enfants" bei Monaco. Tiefer noch als das Skelett, das der Rasse von Cro-Magnon gleicht, fanden sich zwei Skelette von Kleinen, die Verneau als Raçe de Grimaldi bezeichnet hat. Damit rückt die Entstehung der Kleinen in Europa hinauf bis an jene Zeitgrenzen, an denen wir mit einigem Recht das erste Auftreten des Menschen in Europa vermuten dürfen. Diese Vermutung ist um so mehr berechtigt, als neuestens aus Asien gleichlautende Beobachtungen vorliegen.

Wir haben es also in Europa mit Kleinen zu tun, deren Existenz weit in der Naturgeschichte zurückreicht, in eine Zeit, in der man nicht von degenerierten Rassen sprechen darf, wie das schon so oft geschehen ist. Gerade die ältesten der gefundenen Skelettreste sind ohne Spuren krankhafter Entartung. Sie besitzen keinen großen, seltsam geformten Kopf wie so viele der obenerwähnten krankhaften Leute, sondern auf dem gut proportionierten, kleinen Körper saß auch ein kleiner Kopf, gerade so wie bei ihren Vettern in den übrigen Kontinenten. Damit steht im Zusammenhang auch ein kleines Gehirn, kleiner als das der Großen und Mittelgroßen.

Die Frage, ob man allen den Kleinen, die uns als Naturzwerge auf der Erde begegnen, die Bezeichnung „Pygmäen" zubilligen soll oder nicht, ferner, ob zwischen 1,20 Meter und 1,55 Meter alle untergebracht werden können, und ob es nicht besser sei, der Variabilität wie bei den Großen einen weiteren Spielraum zuzuschreiben, all diese Nebenfragen sollen uns nicht weiter beschäftigen. Allein man kann begreifen, welche Schwierigkeiten sich der objektiven Verfolgung einer so verwickelten wissenschaftlichen Frage entgegenstellen. Wir sehen von allen diesen Schwierigkeiten ab und wenden uns der Hauptsache zu. Das höchste Interesse kulminiert in der Frage: wie verhalten sich ihrer Abstammung nach die Kleinen zu den anderen, den großgewachsenen Stämmen, unter und neben denen sie leben. Wenn es unzweifelhaft ist, daß z. B. die zentralafrikanischen Zwerge Neger, und zwar Zwergneger sind, so dürfen wir sie nicht für sich allein betrachten, sondern nur im Zusammenhang mit den anderen Negern, denn eine Verwandtschaft muß mit ihnen vorhanden sein. Und die nämliche Fragestellung muß natürlich für alle übrigen Kontinente ebenso erfolgen. Auch für Europa. Mit Berücksichtigung zahlreicher Tatsachen hat sich in der neuesten Zeit folgende Annahme als im hohen Grade wahrscheinlich herausgestellt: Die Kleinen, von denen ein ansehnlicher Teil als Pygmäen bezeichnet wird, werden unter den Begriff der Primärvarietäten zusammengefaßt und als die ältesten und ursprünglichsten, heute noch lebenden Formen des Homo sapiens betrachtet. Die Gemeinsamkeit vieler tiefgreifender, körperlicher und ergologischer Merkmale führt dazu, einen gemeinsamen Ursprung der Kleinen vorauszusetzen. Die Wedda von Ceylon sind das berühmteste Glied dieser Sippe, ferner einige Wald- und Bergstämme Vorderindiens. Es gehören überdies dazu die Inlandstämme der Malaiischen Halbinsel, die Toala und ihre Verwandten auf Celebes. Sumatra besitzt ebenfalls mehrfache Reste dieser Art, die Binnenvölker der Sundainseln, der Philippinen und Formosas, sämtliche als Negritos bekannten Völker gehören dazu, endlich auch die schon erwähnten Zwergstämme Zentralafrikas sowie die Buschmänner und ihre Verwandten.

Von diesem Gedankengang ausgehend, sind die erwähnten Kleinen der alten Kontinente in einen bedeutungsvollen Zusammenhang gebracht. Als Primärvarietäten bilden sie den Ausgangspunkt der Mittelgroßen und der Großen. Nun kommt noch hinzu, daß auch die Neue Welt, der amerikanische Kontinent, noch heute Repräsentanten dieser Kleinen enthält. Das ist eins der hervorragenden Ergebnisse des Amerikanistenkongresses in Wien im Sommer des vorigen Jahres. Es ist weiter festgestellt, auch von jenen angesehenen Forschern, die an Ort und Stelle die Lebenden untersuchten, nicht bloß die Schädel und Skelette, wie wir zu Hause, so von den Vettern Sarasin, von B. Hagen, Martin und G. Fritsch, daß nicht allein die geringe Körperhöhe ein übereinstimmendes Merkmal darstellt, sondern mehrere Eigenschaften des Gesichtsschädels dazukommen. Ueberall treffen wir ein breites, niederes Gesicht mit breiten Backenknochen, das dem Kinn zu sich rasch verjüngt. In dem breiten Gesicht sitzt eine platte, niedrige Nase mit breiter Nasenwurzel. So fehlt es nicht, wenn die geringe Körperhöhe und der kleine Schädel mit dem kleinen Gehirn hinzugenommen wird, an tiefgehender Uebereinstimmung unter den Kleinen.

Es stellen sich also die Kleinen unter den Menschenrassen, die auch wegen ihrer körperlichen Eigenschaften schon von de Quatrefages als Urrassen bezeichnet wurden, nach allem als ein weitverbreiteter Grundstock der großen Menschenrassen dar. In welchem Zusammenhang diese im einzelnen zueinanderstehen, ist die Aufgabe weiterer Forschung. Hier sollte nur die ganze Tragweite der Betrachtungen angedeutet werden, die an die Kleinen anknüpfen. Alles deutet auf die Kleinen als die ältesten und ursprünglichsten, heute noch lebenden Formen des Homo sapiens.

Diese Hypothese kämpft noch um ihre Anerkennung. Sobald der Zusammenhang der Kleinen im ganzen Umfang erwiesen ist — zu einem ansehnlichen Teil ist dies bereits der Fall — dann werden sie die lebendigen Beweise für die gemeinsame Herkunft des Menschen von einer kleinen Stammform. Die Kleinen traten dann wahrscheinlich eine universelle Wanderung über die Erde an und haben sich später in die mittelgroßen und großen Rassen und diese hinwiederum in die heutigen, als Lokalrassen bekannten Varietäten umgewandelt. Ein Teil blieb aber „konstant" und erhielt sich herein bis in unsere Tage.

Ein Angesicht.

Du wunderbares, ernstes Angesicht
In deines Schweigens rätselhafter Pracht!
Noch glänzt mir deiner Schönheit stummes Licht,
Indes ich heimwärts schreite durch die Nacht.

Ein seltsam Märchen spinn ich um dich aus:
Auf dunklem Zauberschloß voll Einsamkeit
Seh ich dein Bild in süßem Todesgraus
Schwermütig leuchten in die Fernen weit.

Und Ritter rings im Land erheben sich
Und reiten sehnend aus von fern und nah
Und werben krank an Liebesqual um dich,
Und der muß sterben, der dich lächeln sah.

Gisela Freiin von Berger.

Droesigl.

Roman von

Georg Freiherrn von Ompteda.

19. Fortsetzung.

Der Herzog von Kaschau sah auf den Frack des Grafen Reguier und meinte: „Ach, Sie sind wohl eingeladen bei Droesigls?"

„Sie nicht?" fragte der Gesandte.

Der Herzog lächelte über die Zumutung: „Was habe ich mit den Menschen zu tun?"

„Na, sie haben Ihnen doch den Palazzo um einen schönen Preis abgekauft!"

„Dazu braucht man doch keine gesellschaftlichen Beziehungen! Wenn ich jemand ein Pferd verkaufe, macht er doch deswegen meiner Frau noch keinen Besuch!"

„Ach, Droesigl hat der Fürstin keinen Besuch gemacht?"

„Nein, ich würde mich gewundert haben, wenn er es getan hätte. Was geht mich Herr Droesigl an? Ich habe gar nichts gegen ihn, würde auch ruhig hingehen, wenn ich glaubte, einen menschlichen Vorteil, einen geistigen Gewinn daraus zu ziehen. Aber wir haben unseren bestimmten Kreis und eine so große Verwandtschaft! Ach, du lieber Gott! Und dann, wissen Sie, Exzellenz, ich könnte heute gar nicht mal. Ich habe meinen Bierabend im Tunnel!"

Graf Reguier blickte ihn von der Seite an: „Bierabend im Tunnel? Durchlaucht, wen treffen Sie denn da?"

„Wir sind immer ein paar Herren. Mein Freund Geheimrat Meyer . . . ."

„Wer ist denn das?"

„Der Volkswirtschaftler. Dann ein Museumsdirektor. Geheimrat Biese von der Schatullenverwaltung, der wegen des Schachs, dann Oberregisseur Bank. Von dem habe ich auf der Schule immer die Mathematik abgeschrieben, er kriegte dafür mein Griechisch. Das sind doch wertvolle alte Beziehungen. Aber nun gehen Sie mal hinein zu ihrem Völkerfest. Ich wollte bloß sehen, wie das alte Dach sich macht, wenn's so großartig erleuchtet ist. Man hat doch ein Interesse daran, wir haben dort drin manches erlebt!"



Und er erzählte von seinem Verkehr im Tunnel, der ihm vielleicht mehr Freude machte als die Unterhaltung mit Rittern hoher Orden, mit der Selbstverständlichkeit des vornehmen großen Herren, der auch mit allen möglichen Leuten verkehren konnte, da er morgen ebensogut bei einem König speiste.

Immer noch drängte sich Wagen nach Wagen. Die Kette schien kein Ende zu nehmen.

Und immer entschlüpften den dunklen Kästen schwarze, graue, braune, rote, gelbe, blaue Raupen, die sich in dem hohen, ganz in Weiß gehaltenen Treppenhause unter den Händen der Diener und Mädchen zu schillernden Faltern und Schmetterlingen entpuppten.

Dann flutete der Strom der Gäste unablässig die breite Marmorstiege hinauf, in deren Mitte ein von einem Puttenreigen umgebener Kandelaber stand, der sein Licht auf die großen Wandgemälde warf, die die einzelnen Absätze der Treppe begleiteten. In langer Reihe standen auf den Stufen die Droesiglschen Diener in schwarzen Seidenstrümpfen, schwarzen Kniehosen, schwarzem Frack mit unscheinbaren schwarzen Knöpfen.

Am Eingang warteten Ludwig und Agathe, die Gäste zu begrüßen. Sie wußte manchmal gar nicht, wer die Gäste waren, und er flüsterte es ihr dann schnell noch zu, wenn sie ihn fragend ansah.

Manche der Damen begleitete er ein paar Schritte in den ersten Saal und brachte es fertig, trotzdem noch zur rechten Zeit zurück zu sein, wenn eine noch vornehmere kam, der er den Arm reichte, um mit ihr bis in den in Blau und Gold gehaltenen zweiten Saal zu gehen.

Dabei fand er Gelegenheit, schnell vorzustellen, so daß die Dame und ihr Gemahl dann nicht allein standen.

Wenn aber Ludwig wirklich den Namen eines jungen Herren z. B. nicht wußte, sagte er mit liebenswürdiger Offenheit: „Verzeihen Sie, bei den vielen hundert Menschen ist es nicht möglich. . . . . . Darf ich mich bekannt machen? Droesigl."

Von den jungen Mädchen sagte er der Mutter jedesmal eine Artigkeit.

Und wenn er eine doch nicht gleich erkannt hatte, flüsterte er ihrem Vater zu: „Ich bitte um Verzeihung, das gnädige Fräulein sieht heute so reizend aus, daß ich im ersten Augenblick . . . ."

Aus den nächsten Sälen klang Musik.

Ueberall waren die Möbel an die Wände gerückt. Die Flucht der Räume, in einem langgestreckten Flügel bis tief in den Garten hineinreichend, schloß mit einem riesigen Gartensaal, wo getanzt und gegessen werden sollte. Nur für heute mit Heizung versehen, wurde er sonst lediglich im Sommer benutzt.

Hohe Fensterscheiben konnte man versenken und dann noch größere Markisen davor herablassen, so daß die Sonne nicht blendete und man nur die grünen Rasenflächen sah, die sich in der Ferne verloren.

Der große Saal aber mit den Rubensbildern sollte dem Konzert vorbehalten bleiben.

Als die Gäste anfingen, spärlicher zu kommen, verließ das Ehepaar seinen Posten am Eingang.

Nun ging Agathe von einer Gruppe zur andern, von Valy unterstützt, die so guter Laune war, daß sie alle Leute mit der größten Naivität fragte: „Bin ich nicht nett heute abend?"

„Das sind Sie immer, Prinzessin."

Halb nahm sie das ernst, halb konnte sie sich ausschütten vor Lachen. Aber im nächsten Augenblick hatte sie ihre schöne Haltung wieder gewonnen und rauschte schlangengleich durch die Räume, immer einen Herrn an der Seite oder eine Dame, denn das war ihr gleich.

Im Gegensatz zu ihr lief Aga nicht umher, sondern blieb mit Gelassenheit dort, wo sie gerade im Gespräch war, sich scheinbar um nichts kümmernd, als sei sie nicht die Hausfrau, sondern selbst ein Gast. Gerade dadurch wurde sie ihren Pflichten doppelt gerecht.

Alle bewunderten diese Ruhe, alle sagten, sie habe etwas so Vornehmes, und dann hieß es wieder: „— eine geborene Gräfin Kölln."

Jemand wußte noch hinzuzufügen, Prinzessin Hohengart sei ihre Schwester. Ein anderer behauptete, nein, die Fürstin, denn Fürst und Fürstin Hohengart waren wirklich da. Valy, die wußte, daß sie Aga damit einen großen Gefallen tat, hatte ihre Schwägerin darum gebeten.

Es ging sehr gut: die Herzogin war froh, wenn sie einmal einen Abend zu Hause blieb, und der Herzog hatte seine Sitzung. Der Fürst erzählte das Ludwig.

Ludwig, der immerfort Menschen vorüberkommen sah, mit denen er noch nicht gesprochen, wagte es nicht, dem Fürsten Hohengart einfach davonzulaufen, aber er blickte sich zerstreut um, während der Fürst erzählte.

Aber als er den Minister von weitem allein stehen sah, schien ihm der doch wichtiger, und er sagte plötzlich: „Durchlaucht, Pardon . . . . . . gestatten Sie . . . . . ."

„Bitte, bitte."

Aber als er zurückkehrte, war der Fürst zu seinem Schreck verschwunden. Er ging mit Staatssekretär von Gloeven durch die Säle.

Der Staatssekretär, der die Kunst im Lande unter sich hatte, ließ seine Augen herumwandern, und die beiden Herren blieben ab und zu stehen und sprachen über die Zeit, aus der dieses und jenes stamme.

Dann kamen Damen, von denen Staatssekretär von Gloeven, ein auffallend schöner Mann, immer umringt war. Er hatte einen Augenaufschlag, den sie alle liebten, und nie wurde er müde, all die törichten oder wißbegierigen Fragen zu beantworten.

Trotz der Größe der Räume war das Gedränge fast zu stark, und Ludwig sann auf ein Mittel, Luft zu schaffen. Drei Punkte enthielt das Programm: das Konzert, den Tanz und schließlich das Souper.

Auf den Tanz freute sich die Jugend, auf das Konzert die gereiften Leute, auf das Souper alle.

Ludwig sah nach der Uhr; es war noch eine gute Viertelstunde Zeit, bis die Veranstaltung beginnen sollte.

Er lugte in den blauen Saal hinein, dann in den roten. Niemand achtete auf ihn. Es war, als könne er unter der Gesellschaft hingehen, ohne daß jemand wußte, wer er sei.

Die einzelnen Menschen hatten sich gefunden, jeder stand bei seinem Kreis. Sie betrachteten die schönen alten Sachen und Kostbarkeiten. Irgend jemand fand sich



immer, der erklärte, ob er es nun verstand oder nicht, Ludwig war wirklich unnütz.

Er fragte seinen Schwager Reguier: „Hast du das Gefühl, als ob man sich langweilte?"

Der Graf, jetzt immer ernst, schüttelte den Kopf, indem er sich umblickte, ob er Patsch nicht sehe. Im Nebensaal, von jungen Offizieren umringt, denen sie ausgelassene Geschichten erzählte, stand sie gerade neben den Möbeln der Marie Antoinette.

Sie und die Herren merkten nichts davon. Sie sprachen von ihrem kleinen Ort, sie redeten von ihren Bekannten, von Pferden, für sie war die Geschichte umsonst dagewesen.

Ludwig ging weiter. Der Prinz zeigte eben ein paar älteren Damen in einem Glasschrank Bronzen der Renaissance.

Einen Augenblick nahm ihn Ludwig beiseite: „Unterhält man sich?"

„Wie kannst du das fragen?"

Dann sprach er weiter.

Ludwig trieb es förmlich, alle Leute zu fragen. Er hatte eine Wendung gefunden: „Man kann es als Hausherr nicht beurteilen. . . . . . . Sagen Sie mal, gnädige Frau, aber ganz ehrlich, Sie kränken mich nicht, ist es sehr langweilig?"

Die Dame antwortete: „Sie wollen wohl etwas Angenehmes hören?"

„Keine Spur, ich meine es wirklich so . . . . . . ich finde es schrecklich bei mir!"

Mit einem blasierten Gesicht ging er weiter und mußte doch innerlich lachen. Da sah er wieder den Minister von älteren Herren umringt.

Sie legten die Gesichter in ernste Falten, vielleicht besprachen sie irgend etwas, das morgen im Reichstag zur Debatte kam.

Daneben standen junge Leute, und da die Musik gerade einen Chopinschen Walzer spielte, fingen sie an, sich zu wiegen, als dächten sie: wird denn nicht bald getanzt?

Ludwig steuerte weiter durch die Menge, überall sah er neugierige Gesichter. Augen, die sich umblickten, zu entdecken, was hier Kunstsinn und Geld an den Wänden gehäuft hatten. Geld, vor allen Dingen Geld.

Denn das war es doch, was sie am Ende alle hierher zog. Da blickten sie zu den Plafonds auf mit ihren goldenen Kassettendecken, mit ihrem leichten Stuck, in dem nur dünne Goldfäden hinzogen, starrten in das Geblinker und Geblitzer der elektrischen Lichter auf den Kristallüstern oder auf dem schweren Ernst der Bronzeleuchter der Renaissance. Sie strichen im Kirchensaal über die gotischen Gewebe, sie befühlten im Oeuil-de-boeuf-Zimmer die feinen Tapisserien der Manufacture des gobelins, sie betrachteten romanische Heilige in ihrer dunklen Alterspatina.

Sie hoben goldene gotische Kelche, als meinten sie, das Gewicht täte es dabei, sie betrachteten in den Vitrinen die Schätze an altem Porzellan.

Die Damen drängten sich vor den wunderbaren Fächern aus sechs Jahrhunderten, die in Agas Zimmer unter Glas in zierlichen Gehäusen die Wände schmückten. Sie saßen im gotischen Vorraum, dessen paar frühgotische Sessel ein Vermögen gekostet hatten. Sie machten sich breit auf den Stühlen italienischer Renaissance mit ihren Goldknäufen und blitzenden Nägeln auf dem uralten, abgewetzten roten Samt. Samt, der einst einen finsteren Dogen getragen hatte, auf dem heute ein zierliches Mädchen im duftigen Kleid saß. Sie sahen die Büsten an auf den Guéridons in der „salle de Louis XIV." und ruhten in reichgeschnitzten, goldenen Stühlen, die schönen, alten Uhren und Leuchter auf den bahúts in Rosenholz mit ihren herrlichen, alten Bronzebeschlägen betrachtend.

Da waren welche, die in den Museen umherzogen, die Wände betastend, wo alter Damast gespannt war, Seide oder spanisch-maurisches Leder. Dann blickten sie sich um, ob auch niemand ihre naive Neugierde bemerkt hätte.

Andere wieder standen mitten in den Herrlichkeiten, wie es die jungen Offiziere und Gräfin Patsch getan hatten. Sie schienen nicht zu ahnen, daß dieses Bild dort Tiziano Vecelli in seinen besten Jahren gemalt hatte.

Sie wußten nichts davon, daß hier drei Rembrandts hingen, um die sich Ludwig einst mit dem Haag, Berlin und dem Louvre gestritten hatte. Was ahnten sie davon, daß dort eine Florentiner cassapanca stand, wie das Kensington Museum keine herrlichere aufzuweisen hatte. Was ging es sie an, daß hier ein Holbein thronte, gegen den in Darmstadt und Basel nichts aufkam; ein Vandermeer, den Rotterdam nicht überbot, daß Franzosen des XVIII. Jahrhunderts vertreten waren, um die die Eremitage Herrn Ludwig Droesigl beneidet hätte.

Sie sprachen von den Leuten, die sie gekannt hatten, die sie kannten, die sie kennen würden, von dem, was sie gegessen hatten und heute noch essen würden. Vor allen Dingen aber von dem Konzert, von dem alles erwartungsvoll redete.

Im „Rubenssaal" war kein Podium aufgeschlagen, nur ein leichter Auftritt, über den schöne Teppiche gebreitet lagen. Neben dem Flügel stand wie in einem Salon ein Emplacement mit einem Tisch, auf dem eine riesige Azalee schneeweiß blühte.

Und auf dem teppichbelegten Boden, wo die Zuhörer sitzen sollten, standen nicht wie in einem Konzertsaal die Stühle in Reihen, sondern zwanglos, mit blumenduftenden Tischen dazwischen, als ob sich die Gesellschaft wie in der Halle eines Landsitzes niederlassen wollte, nur um sich zu unterhalten.

Der Hitze wegen brannten die Lüster noch nicht. Nur an den Wänden ein paar elektrische Armleuchter. Aber man sah der vier stolzen Rubens leuchtendes Fleisch in der mattgoldenen Pracht ihrer alten Rahmen.

Als Ludwig noch einmal den Saal begutachtete, blieb er stehen und blickte ruhig zu den Mythologien auf, die den Raum wie mit geheimnisvollem Leben erfüllten.

Und wie er dastand, die Hand auf den Flügel gestützt, und trotz der Hausherrenpflichten mit der Ruhe seiner Natur und der Stärke seiner Nerven hinausblickte in den Saal, über dem die Leiber der Rubensschen Götter und Göttinnen leuchteten, dachte er an Hofrat von Besserer.

Ihm fiel ein, wie der Wiener mehrmals betont hatte,



man würde sich schon erkenntlich zeigen, sonst könnte man ein solches Geschenk doch gar nicht annehmen.

Und als säße hier neben ihm ein Klavierstimmer und schlüge immer den gleichen Ton an, hörte er unablässig die Worte: „Es werden Orden verliehen, ja, aber warum soll der Staat nicht Verdienste belohnen, die der Allgemeinheit zugute kommen? Wenn jemand in unseren Museen für Millionen Arbeiter das Material schenkt, wonach Zeichnungen gemacht werden können, Formen und Gewebe, so muß der Staat sich dankbar zeigen."

Und in diesem Augenblick der Stille, während von drüben die Musik seines Festes klang und das Gewirr der Stimmen all seiner Gäste, schwebte vor seiner Phantasie ein Bändchen, ein Kreuz, eine Dekoration hernieder, die jedem Auge zeigen sollte: der hat etwas geleistet.

Der Gedanke blieb so zwingend in seinem Hirn, daß er in der Stellung am Flügel lange verweilte, die Hand aufgestützt.

Langsam neigte er den Kopf. Er sah an seinem glatten, schwarzen Frack herunter auf das kleine Schneeglöckchen mit seinem zarten grünen Stiel, an dem die niedlichen weißen Blüten herabhingen, ganz wie die Orden an einem Kettchen.

Da kam ihm ein brennendes Bedürfnis, es Aga zu sagen, beinah, als teile er ihr schon die Verleihung mit. Das brachte ihn zur Wirklichkeit zurück.

Er riß sich aus seiner Erstarrung. In dem Augenblick erschien der Herr, dem er die Zusammenstellung des Programms übertragen hatte.

Mit ihm trat Ludwig in die drei nebeneinanderliegenden Zimmer, die den Künstlern zur Verfügung gestellt worden waren, und als er sie verschieden in Frack und in den Toiletten sah, machte er seinen künstlerischen Gästen eine lächelnde Verbeugung.

„Das Konzert beginnt!" hieß es.

Die Getreuen des Hauses verbreiteten, wohin es ging.

Ein paar der Liebstätter Ulanen sagten: „Nach hinten."

Exzellenz von Herrnwerth meinte: „Nein, es geht zum großen Saal."

Da gab Graf Reguier den Ausschlag; er erklärte genau den Weg zum Saal, von seinem Sohn und dem Prinzen unterstützt. Sie alle wußten ja, wo der Saal lag.

Aber der Strom der jungen Leute eilte schon in falscher Richtung davon.

Die jungen Herren sagten lachend zu ihren Damen: „Wir müssen schnell machen, daß wir wenigstens noch einen guten Stehplatz erwischen, denn die großen Kanonen sitzen vorne."

Damit drängten sie nach hinten und achteten auch nicht auf Mister Whites verzweifelte Versuche, sie auf den richtigen Weg zu bringen. Der Mann konnte noch immer kein Deutsch.

So kamen sie an den Gartensaal. Schon von weitem tönte ihnen Musik entgegen.

Die gewaltige Zigeunerkapelle, die Ludwig hatte kommen lassen, stimmte die Instrumente, und die drei Zimbelspieler rasten über ihre Saiten.

Die Tür tat sich auf, man stand vor dem leeren Saal. Die ersten wollten zurück, hier schien es doch nicht richtig zu sein, aber schon hatten welche ihre Dame unter die Taille gefaßt, und die Zigeuner, die meinten, es finge an, begannen zu spielen, in der Befürchtung, sie hätten den richtigen Augenblick verpaßt.

Einen Augenblick darauf flammten unter allgemeinem „Ah!" die elektrischen Birnen auf, die zu besonderer Ueberraschung statt eines Kronleuchters in Rosenketten von der Decke hingen.

Die ganze Tanzfläche hatte sich belebt. Es schien nur Jugend da zu sein. Um so besser. Sie erkannten den Irrtum, aber die meisten wollten bleiben.

Nur ein paar junge Mädchen, die sich auf die Schauspielerinnen und Sängerinnen gefreut hatten, wurden nervös, ja beinahe ungezogen. Sie wollten zum Konzert. Wo hatten ihre Herren sie denn hingeschleppt.

Doch da kam die Nachricht: im Saal drüben ist kein Platz mehr zu haben, und so blieben sie denn beim Tanz.

Im Rubenssaale brannten die großen Lüster, die von der alten, herrlichen, flämischen Decke niederschwebten, und in ihrem Licht leuchtete das blühende Fleisch des großen Meisters, der Pfau der Juno, der Panzer des Mars, die sich unten fortzusetzen schienen auf den Schultern der Damen, den blitzenden Uniformen, den Orden der Herren.

Etwas seitwärts, nicht ganz vorn, saß Aga. Der Minister hatte ihr den Arm geboten. Ludwig aber hatte die Frau des Ministers geführt und sie neben Exzellenz von Herrnwerth und Gräfin Reguier abgesetzt.

Es schien ein Glück, daß die Jugend drüben tanzte. Wo hätte sie bleiben sollen, der Rubenssaal war voll. Das Gerücht davon, daß die Leutnants und die jungen Mädchen sich auf andere Weise unterhielten, war zu den älteren Herrschaften gedrungen.

Und man sagte zu Ludwig, dem Mister White das Unglück zugeflüstert hatte, das habe er aber geschickt eingerichtet, die Gäste zu teilen, daß jeder nach Alter und Neigung einen Genuß haben könne. Er verbeugte sich dann, als wollte er sagen: sehen Sie, bei mir ist alles bedacht.

Es wurden keine Programme ausgegeben, gleichsam eine Schmeichelei für die Eingeladenen, denen man nicht zumutete, etwa nicht zu wissen, wer diese Namen von europäischem Klang waren.

Um eine Steigerung zu erzielen, kam zuerst das gesprochene Wort.

Eine Dame in scheinbar ganz moderner und doch zeitloser, außerhalb der Mode stehender Robe erschien. Graf Reguier, der längst seinen Platz verlassen und im Künstlerzimmer sich vorgestellt hatte, führte die große französische Schauspielerin herein.

Alles neigte sich vor, bewegte sich zur Seite, um zu sehen.

Dann klang ein Ah! ein Rauschen, und eine ganze Anzahl von Stimmen sagten laut: „Bravo! Bravo! Bravo!"

Graf Reguier führte sie weit vor, und als Rufen und die Bewegung, aber kein Händeklatschen, als sei es hier nicht gewünscht, durch die Menge ging, lächelte sie.



Der Gesandte zog sich zu der großen Azalee zurück, von der aus das kaum merkbar steigende Podium allmählich in den Saal zurücklief.

Während die große Künstlerin ein Gedicht von Viktor Hugo begann, zeigten sich plötzlich hier und da Operngläser. Die Damen legten Lorgnetten an die Augen, daß ihnen nur ja nichts entgehen sollte.

Die Stimme klang zuerst verhalten, aber sie ward runder, schwoll zu Jubel und Sturm, zu immer größerer, durch höchste Kunst gebändigter Leidenschaft und endigte wie mit einem wilden Schrei.

Einzelne dachten, es sei zu Ende, doch die Künstlerin blieb noch immer stehen. Dann sagte sie noch ein paar Verse, mit dem süßesten Ton ihrer Stimme, mit der wunderbaren Sprechgewalt ihres verklärten Französisch, die wie ein Hauch verklangen.

Schweigen.

Sie verbeugte sich leise. Man begann zu klatschen. Erst ein wenig zag, aber immer stärker, bis es zu einem Jubelsturm kam. Doch trotz des nicht endenwollenden Beifalls, der eine Zugabe erheischte, blieb es bei dem einen Gedicht.

Dann kam eine Frau in einfachem, langfließendem Gewande, das Haupt etwas nach hinten, die Augen ein wenig müde, ein schmales Gesicht, in dem alles Leid der Erde ohne Sentimentalität, gleichsam wie der schwere Ernst des Daseins, zu liegen schien.

Nun wo einmal geklatscht worden, durch langen Beifall empfangen, verneigte sie sich.

Dann klang eine Ode von Carducci, nichts Gewaltsames, nichts Feuriges, etwas wie der klassisch reine Marmor seines Landes.

Man senkte die Köpfe. Nur hier und da blieb jemand an diesem Dulderhaupt mit den Blicken hängen, das, als es geendet und der warme Beifall der Ergriffenheit klang, sich nur leise verneigte.

Die Italienerin schritt langsam auf den Azaleenstock zu. Graf Reguier neben ihr schien ihr etwas zu sagen, während sie kaum zuzuhören schien.

Dort, wo Saal und Podium, Gäste und Künstler in eins überzugehen schienen, erhob sich eine Marchesa und machte ihrer großen Landsmännin neben sich Platz.

Dann ward leise der Flügel geöffnet. Mit großen Feueraugen unter dem schwarzen Haar sang eine weltberühmte Sängerin eine Szene aus der neuen Oper von Puccini, in scheinbaren Dissonanzen, aber voll Stürmen der Leidenschaft. Man vergaß die Operngläser zu heben, man sah nur diese ihren Gesang durchlebende Frau. Mit einem plötzlichen Steigen der Stimme in Staccatoterzen war es mit einem Mal aus wie ein letzter Schrei der Leidenschaft.

Auch das Klavier hatte kein Nachspiel. Es war, als sei eine Erscheinung vorbeigezogen.

Zur höchsten Leidenschaft mitgerissen, stand man mit einem Mal vor einem jähen Schluß, und es bedurfte einiger Augenblicke, bis sich die Hände zum jubelnden Beifall regten.

Kaum schien der Eindruck vergangen, so standen auch schon zwei Geiger vor dem Publikum, der eine im grauen Lockenhaupt, der andere schlank, mit tiefernsten Zügen, die Geige in den langen, herabhängenden Armen, etwas zurückbleibend hinter dem alten Meister. Ein dritter im langen Haar des Künstlers mit glattrasiertem Gesicht hatte am Flügel Platz genommen.

Beim Eintreten wurden sie vom Publikum stürmisch begrüßt, und die drei Künstler verneigten sich noch einmal.

Die anderen Größen waren wie bei einer Wohltätigkeitsvorstellung, jeder für sich, zusammen gekommen. Diese drei mußten aber doch mehrfach zusammen geübt haben.

Darin sah man das Erstaunliche. Und die Würdigung dessen war so stark, daß man den suchte, der heute derartiges bot: Ludwig Droesigl.

Aber man entdeckte ihn nicht. Er saß vielleicht irgendwo ruhig unter seinen Gästen oder war hinübergegangen, um nach den Tanzenden zu sehen.

Da hatten die Künstler auch schon begonnen zu spielen.

Süß wie Himmelsstimmen sangen die Geigen, und, ein echter Künstler, hielt der am Klavier mit seinem Spiel die beiden anderen zusammen. Er konnte kein Tastenheldentum zeigen, aber der Flügel schien unter seinen Fingern zu singen, als klebten die Tasten und er zöge die Töne einzeln aus ihnen herauf. Das thematisch wunderbar gearbeitete Stück war rein in Melodie getaucht.

Aber da war es auch schon vorbei.

Man hatte kaum Zeit, sich zu besinnen. Ein mittelgroßer, etwas starker Mann mit schwarzem Schnurrbart und schwarzen Augen ließ seinen Tenor schmettern, der zum Forte schwoll, daß man meinte, die Fenster im Saal müßten klirren.

Und doch war die Stimme immer voll edlen Wohllautes. Die Damen zitterten, machten Augen, stießen sich an; es war, als überliefe es sie, und als der Sänger in der Schlußkadenz die schwindelnde Höhe des Fis erreichte, nicht vorsichtig angesetzt, sondern mit aller Gewalt aus diesen seltenen Stimmbändern getrieben, ging es wie ein Schrei des Jubels durch den Saal.

Alles erhob sich, als ahnte man, daß dieses das Ende sei. Aber es bildete sich gewissermaßen eine Gemeinde in der Ecke, die noch donnernd Beifall klatschte, während die andern schon zu diesem oder jenem Künstler gingen.

Alle wollten diese Menschen, die sie nur in der Entfernung vom Publikum aus gesehen, in der Nähe erblicken. Stammbücher tauchten auf, Papier wurde ihnen entgegengehalten, und mit Freundlichkeit beugten sich hier und da die Künstler auf die Tische nieder, um den Selbstschriftenwünschen entgegenzukommen.

Es gab welche, die bedauerten, daß es so kurz gewesen. Das Gerücht, jede der europäischen Berühmtheiten würde nur einen Vortrag bringen, war nicht geglaubt worden. Es schien zu unerhörter Luxus.

Aber man mußte doch die Kunst bewundern, die darin bestand, ehe die Hörer ermüdeten, von allem nur das Beste mit weiser Mäßigung zu bieten.

Nun sah man sich auch im Saal um. Die Kunde von den neuen Rubens war zu aller Ohren gedrungen, und man suchte die Fensterseite auf, um die farbenfrohen Schöpfungen besser übersehen zu können.



Irgendwie hatte sich das Gerücht von der Erwerbung verbreitet, und auch die großartige Schenkung nach Wien war ans Licht gekommen. Wahrscheinlich hatte der Hofrat selbst etwas gesagt oder ein Dienerohr es vernommen.

Eine Anzahl von älteren Herren bedauerte, daß die Schenkung ins Ausland ging. „Das könnten wir auch brauchen", meinte einer. Und nun wurden Ludwigs großartige Stiftungen wieder erwähnt. Einer der Herren gehörte einem Komitee an, das bei den wohltätigen Aufwendungen etwas abbekommen hatte, ein zweiter hätte noch gern etwas für eine Stiftung, der er vorstand, gehabt.

Alle waren der Ueberzeugung, es könne nicht schaden, Ludwig Droesigl ein wenig um den Bart zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Bei Rudolf Herzog.

Von Atz vom Rhyn. — Hierzu 6 Abbildungen.

„Blauäugige Dirnen, jung und süß,
Mit Frühlingsblumen in der Hand,
Gehn lachend durch dies Paradies;
Und manchen Turm am Bergesrand
Siehst grau durch grünes Laub du schimmern,
Und manche schroffe Felsenwand,
Schwibbögen, stolz in ihren Trümmern,
Schaun weit hinaus ins Rebenland."

Ein Paradies nennt Lord Byron jenen gesegneten Winkel der deutschen Lande, wo sich die sieben seligen Berge „im Rhein, im heiligen Strome" spiegeln. Und Alexander von Humboldt preist diesen Gottesgarten als „das achte Weltwunder". Wer einmal vom Deck des Dampfers oder auch aus dem Wagen der ratternden Eisenbahn das siebenzackige Diadem des Vaters Rhein und sein Kronjuwel, den Drachenfels, mit großen Augen gegrüßt hat, der versteht, warum der Rhein von jeher als der deutsche Strom galt, warum tausend Sagen, Märchen und Lieder sich durch die Felsenkrone schlingen, warum schon die Namen Rhein und Siebengebirge die Herzen weiten. Aber wem nun erst vergönnt war, einzudringen in dieser Buchenwälder grünen, roten oder weißglitzernden Zauber, wer im lachenden Lenz, im sonnigen Sommer, im strotzenden Herbst oder im wunderstillen Winter wandern durfte auf jenen Höhen und durch diese Schluchten, wer mit den Rheinsöhnen und Rheintöchtern hinterm Humpen hocken und lachen durfte, der wird die Erinnerung nimmer los; es erfüllt sich an ihm die Simrocksche Warnung; tief setzt sich die Sehnsucht in seinem Herzen fest, das märchenschöne, fröhliche Bild wieder zu erschauen und wieder rheinische Lebensluft zu schlürfen.

Was Wunder, daß es dem Rheinländer selbst keine Ruhe läßt, wenn er fern der Heimat weilt! Was Wunder, daß es den rheinischen Dichter, der wie kaum ein anderer den Typus unserer Rasse verkörpert, den lebenshungrigen, lebensfrohen, lebensstarken Rudolf Herzog wieder zu den Bergen zog, die er als Jüngling verlassen hatte, um sich draußen das Glück zu erkämpfen!

. . . Es war im jüngsten Herbst, zur Zeit der Weinlese, als ich bei ihm Einkehr hielt in seiner Burg zu Rheinbreitbach am Fuß der sieben Berge. Unter rotem Laub hingen saftschwer die blauschwarzen Trauben, aus goldenem Blättergewirr fielen reife Nüsse auf meinen Weg, daß die grünen Hüllen platzten, unter lieber Last bogen sich die Aeste der Apfel- und Birnbäume schier zum Grase nieder. In Unkel war ich ausgestiegen, dessen Namen (vinculum) schon das ehrwürdige Alter des dortigen Weinbaues beweist; im „Erholungshaus", wo einst Ferdinand Freiligrath in Ida Melos seines Lebensliedes Melodie gefunden, hatte ich einen Becher „Unkeler Funkeler" als Wegtrunk genommen, jenes eigenartigen Roten, der den Charakter des Rheinweins mit dem des Ahrbleicherts vermählt. Und nun schritt ich durch all den Herbstsegen bergan, Rheinbreitbach zu.

Ein köstlich Wandern! Links neben mir der Strom, auf dem viel hundert riesige Golddukaten talabwärts treiben, da drüben Rolandseck mit dem (hoffentlich für immer) beruhigten rheinischen Vesuv, auf dessen halber Höhe der efeuübersponnene Rolandsbogen, von dem Karls heldenhafter Paladin sehnsuchtsvoll ins Tal hinunterträumte. Und immer vor mir das Siebengebirge in blaugoldigem Duft!

Eins der ersten Häuser von Rheinbreitbach — eine freundliche Villa — hat Hackländer lang beherbergt. Und die „obere Burg" ist Rudolf Herzogs Heim. Ob irgendein anderer deutscher Poet schönere oder auch nur gleich schöne „Hüsung" hat? Eine echte, rechte alte Burg, die vor Jahrhunderten errichtet ist und lange in geistlichem Besitz war. Aber vom neuen Schloßherrn mit der ganzen Liebe zum redlich verdienten Eigenbesitz und mit feinem Verständnis für Lebensstil unter dem Beistand eines tüchtigen Baukünstlers (Valentin Martin, Düsseldorf) wohnlich ausgestattet. Herzog kann das stolze, englische Wort „My house is my castle" umkehren; seine Feste ist ein Haus, ein Heim, eine gemütliche Künstlerklause.

Im Refektorium, dessen meterdicke Mauern im Sommer der Wärme und im Winter der Kälte wehren, haben wir die Hände zum „lecker bereiteten Mahle" erhoben — 's war, als ob der Braten kräftiger schmecke und das Brot gesunder dufte und der Wein würziger wäre denn in einem modernen „Renaissance"kasten. Durch jedes Fenster nickten grüne Zweige herein, und Vogelgezwitscher bildete unsere Tafelmusik.

Aber nachher gab's andere Musik. Denn die Frau Herzogin ist ein gar liederreicher Singvogel, den sich der kluge Finkler eingefangen hat, damit er ihm sein ganzes Leben mit Harmonie fülle.

Als Minnie Seiler vor einem Dutzend Jahren das Konzertpodium verließ, um ihrem Rolf zu folgen, da gehörte etwas Mut dazu, denn damals stand er noch in harter journalistischer Fron und konnte ihr noch nichts von Ruhm und Eigentümerbehaglichkeit sagen, wenn er auch als 22 jähriger seinen ersten Roman („Frau Kunst") geschrieben und als 23 jähriger die Aufführung seines ersten Dramas am Stadttheater seiner Vaterstadt Barmen erlebt hatte. Aber seit er seine Schildmaid an seiner Seite wußte, da wuchsen ihm



Phot. Jac. Hilsdorf.

Rudolf Herzog, Verfasser unseres in nächster Nummer erscheinenden Romans „Hanseaten“.

ungeahnte Kräfte, und er schuf in fröhlichem Eifer die stattliche Reihe von Werken, die (alle bei Cotta erschienen) ihn zu einem unserer bekanntesten Autoren gemacht haben: die Romane „Der Adjutant“, „Das goldene Zeitalter“, „Der Graf von Gleichen“, „Die vom Niederrhein“ (20. Auflage), „Das Lebenslied“ (21. Auflage), „Die Wiskottens“ (45. Auflage) und „Der Abenteurer“ (30. Auflage), die Novellensammlung „Der alten Sehnsucht Lied“, einen Band Gedichte und die Schauspiele „Die Condottieri“ (100 Aufführungen am



Phot. E. Rehbock.

Rudolf Herzog am Schreibtisch.

Neuen Theater, Berlin) und „Auf Nissenskoog" (Erstaufführung am Königlichen Schauspielhaus in Berlin). Und in diesem Sommer ist in der oberen Burg zu Rheinbreitbach ein neuer Roman von Rudolf Herzog entstanden und mit den Trauben zugleich gereift („Die Hanseaten"). „Die Woche" wird mit der Veröffentlichung dieser Dichtung in der nächsten Nummer beginnen.

Doch wir sprachen ja von Frau Minnies Liedern. War das ein liebes Stündchen, als wir in der Schloßkapelle saßen und die silbernen Tonwellen durch den Raum fluteten, ihn ganz mit ihrem Glanz erfüllten! Die Kapelle dient dem neuen Herrn



Phot. Jac. Hilsdorf.

Im Park der Burgvilla.

und der Burgfrau als Musikzimmer; seltsames, zum Träumen verleitendes Malwerk des kölnischen Kirchenmalers Joseph Fischer füllt die Wände, altmodisch-gotische Sessel umstehen den neuzeitlichen Flügel.

Und wieder eine Zeit voll tiefer Eindrücke war's, als ich mit dem Poeten oben in seinem Arbeitzimmer saß, wo wir von den Jugendtagen plauderten und er mir dies und das noch ungedruckte Gedicht vorlas. Während die Ohren lauschten, lustwandelten die Blicke über die Wände, wo es gute Schau gab: melancholische Eifellandschaften vom Düsseldorfer Fritz von Wille, Nikutowskis „Zons" wie eine gemalte

Phot. Jac. Hilsdorf.

Rudolf Herzog mit seiner Familie auf seiner Besitzung in Rheinbreitbach.





phot. Jac. Hilsdorf.

Partie aus dem Park der Burg.

Ballade, eine große Marine von Ulrich Hübner, eine „Sirene am Felsen von Capri“ von Ludwig Neuhoff, flandrische Landschaften von Eugen Kampf und noch allerhand Gemälde von Fritz Overbeck, Schulte vom Brühl, Deiters, Lins u. a.

Am Spätnachmittag sind wir im Park untergetaucht, der die Burg dicht umgrünt. Ach, dieser Park! Er macht die Herzogsburg zu einer wahren Sehenswürdigkeit. Denn ein Professor, der im vorigen Jahrhundert hier gehaust hat, ist ein großer Botaniker gewesen. Er ließ Samen und Stecklinge aller nur denkbaren Bäume und Sträucher kommen und schuf hier zwischen den Weinbergen ein dendrologisches Wunder, das heute von unschätzbarem Werte ist. Libanonzedern und Tulpenbaum, Magnolien, Götterbaum, Christusdorn, Katalpa und Purpureichen, Edelkastanien, Eiben, Zypressen, ja selbst die von Goethe im weftöftlichen Diwan besungene Gingkobiloba, der Urweltbaum, der die Uebergangsform von Nadelholz zum Laub darstellt — all das steht hier in wundervollem Durcheinander. Dazwischen, was es nur an blühenden Sträuchern gibt und viele Arten Rosen und Edelobst. Prächtige Gruppen, verlockende Laubengänge, verschwiegene Blätterwinkel — bei jedem ein neuer, malerischer Prospekt! Und Durchblicke auf das Schlößchen selbst, dessen schlicht-schöne Profangotik von hier aus am besten zur Geltung kommt. Am wasserrosenüberwachsenen Weiher die Mediceerin aus wetterfester Terrakotta, an plätscherndem Brunnen der pompejanische Schlauchträger in Bronze, im Zielpunkt der Seufzerallee ein beckenschlagender Faun.

Und auf dem Rasen spielt Rolf Baldur, der Erbherzog, mit Nero, dem schwarzen Neufundländer, während Jung-Wolfgang, mit den klaren Augen blinzelnd, aus blütenweißen Wagenkissen nach der Abendsonne hascht.

Glücklicher Freund! 's wird mir fast schwer, mein Herz vor Neid zu wahren. —

Den Abschiedstrunk — er war lang und tief — haben wir oben hoch auf zinnenumgürtetem Burgföller genommen. Welch ein Rundblick! Herzog selbst mag ihn in Worte zu bannen versuchen. „In köstlichem Bogen prangt die Landschaft. Wenn



Obere Burg zu Rheinbreitbach,
der Wohnsitz von Rudolf Herzog.

ich die Blicke streifen lasse beide Ufer entlang von Nord nach Süd und von Süd nach Nord, liegt der Rhein silbern eingefangen in das grüne Bild wie ein Binnensee. Drüben in den Eifelbergen brennt der Herrgott lächelnd ein Feuerwerk ab. Die Sonne geht zur Rüste, das ganze Rheintal ist ein einziger Widerschein des Sonnenmantels, der sich langsam zusammenrollt. Durch eitel Purpur und Gold ziehen die Schiffe in königlicher Fahrt. Und um sie her in der Luft, durch die die Abendglocken sich zurufen von Rheinstädtchen zu Rheinstädtchen, ist es wie ein fröhlicher Gottesdienst. Seele, singe dein schönstes Lied." Vor uns stand die steinerne Bowle, darin auf rotem Wein eigenen Wachstums Erdbeeren aus eigenem Garten schwammen.

Längst ist der Sonnengott in den Eifelbergen verblutet und Selene im Silberschleiermantel heraufgezogen — und der Schloßherr träumt von den Jahren heißer Arbeit, in denen er sich zu Ehre und zu Ruhm diese Burg und diesen Park und diesen Weinberg erschrieben hat. — Glücklicher Rudolf Herzog!

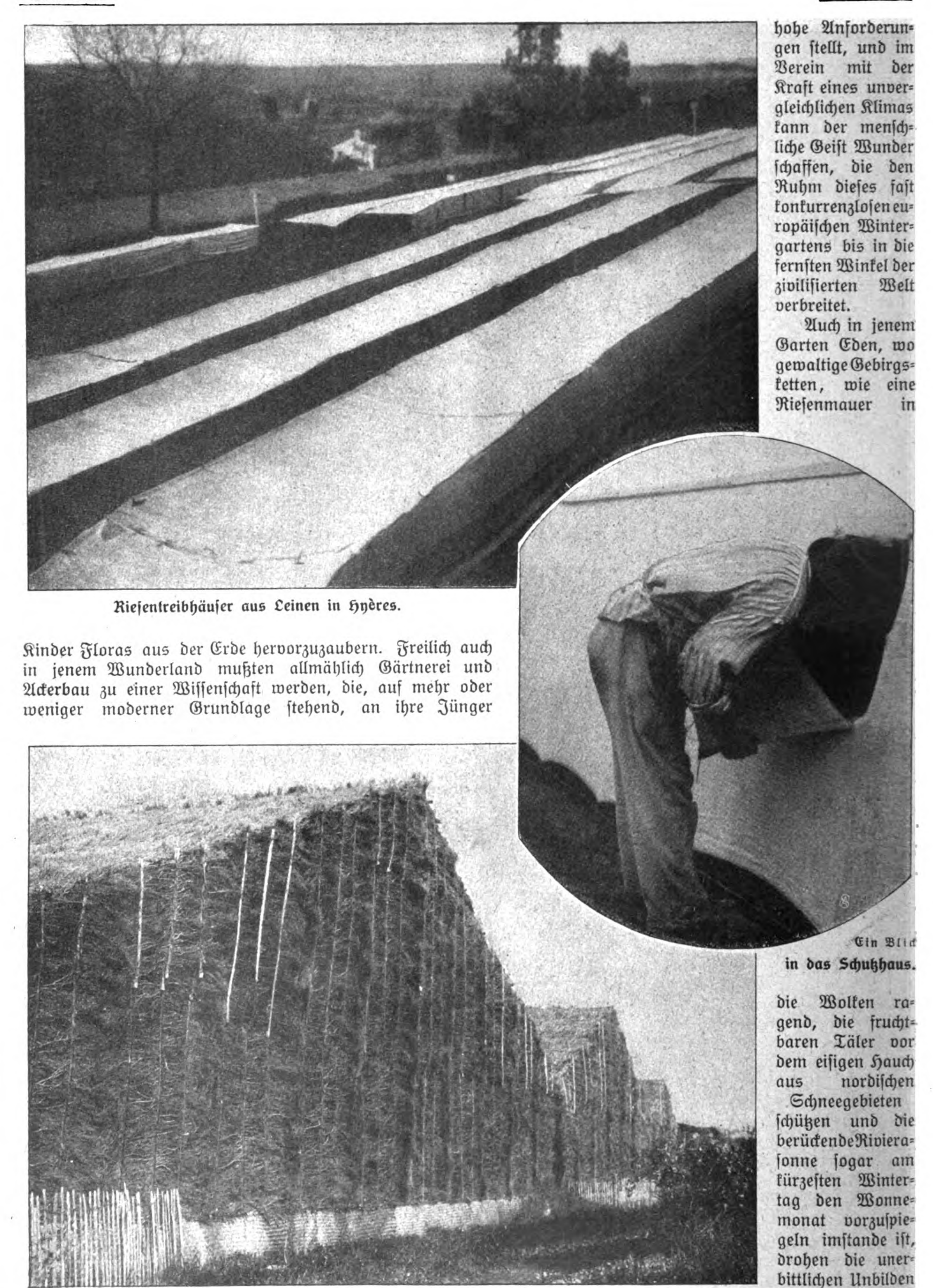
Pflanzenschutz im Süden.

Von A. Pitcairn-Knowles. — Hierzu 10 Aufnahmen des Verfassers.

Längs des über alle Begriffe gesegneten Streifen Landes, der sich im südlichen Frankreich an der Mittelmeerküste hinzieht, strotzt unter einem fast ewig blauen Himmel, aus dem goldener Sonnenschein in übersättigendem Erguß herunterlacht, ein auch im Winter prangendes, üppiges Grün, und in märchenhafter Pracht erstrahlen die aus dem saftigen Laub hervorlugenden blühenden Gärten, Obstfelder und Plantagen, wenn sich bei uns noch Feld und Flur in ihrer trostlosen Nacktheit oder unter einer weißen Schneedecke gebettet vor unseren Blicken ausbreiten. Neidvoll schauen die Söhne des trüben winterlichen Nordens auf jenes glückliche Völkchen, das da unten im sonnigen Süden mit behaglicher Freude die Ernte einbringt, bevor man bei uns zu säen beginnt, und mit scheelsüchtigem Unwillen vernehmen sie, daß die dem Landbau sich widmenden Bewohner jenes vom Glück so begünstigten Erdflecks nur in ganz beschränktem Maße zu künstlichen Mitteln Zuflucht nehmen müssen, um die von der Natur mit so machtvoller Triebkraft beschenkten



Pflanzenschutz im Süden
Die Nelken werden bei Sonnenuntergang mit großen Leinentüchern überspannt.



Riesentreibhäuser aus Leinen in Hyères.

Ein Blick in das Schutzhaus.

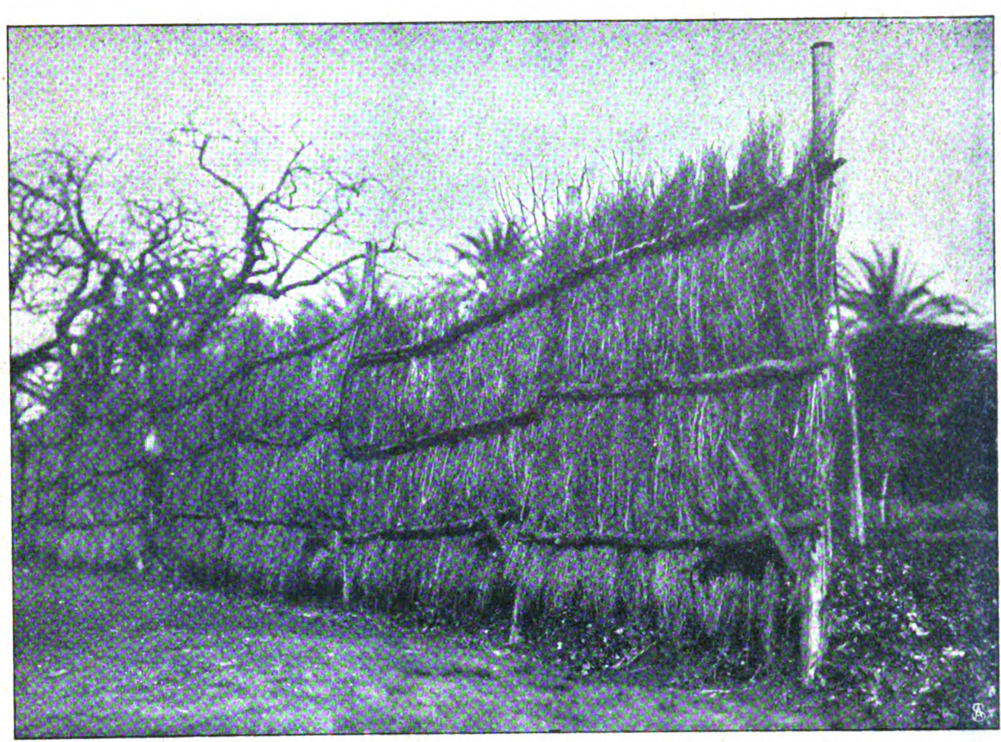
Eine Reihe Schutzhäuser für Palmen.

hohe Anforderungen stellt, und im Verein mit der Kraft eines unvergleichlichen Klimas kann der menschliche Geist Wunder schaffen, die den Ruhm dieses fast konkurrenzlosen europäischen Wintergartens bis in die fernsten Winkel der zivilisierten Welt verbreitet.

Auch in jenem Garten Eden, wo gewaltige Gebirgsketten, wie eine Riesenmauer in die Wolken ragend, die fruchtbaren Täler vor dem eisigen Hauch aus nordischen Schneegebieten schützen und die berückende Rivierasonne sogar am kürzesten Wintertag den Wonnemonat vorzuspiegeln imstande ist, drohen die unerbittlichen Unbilden der Witterung den

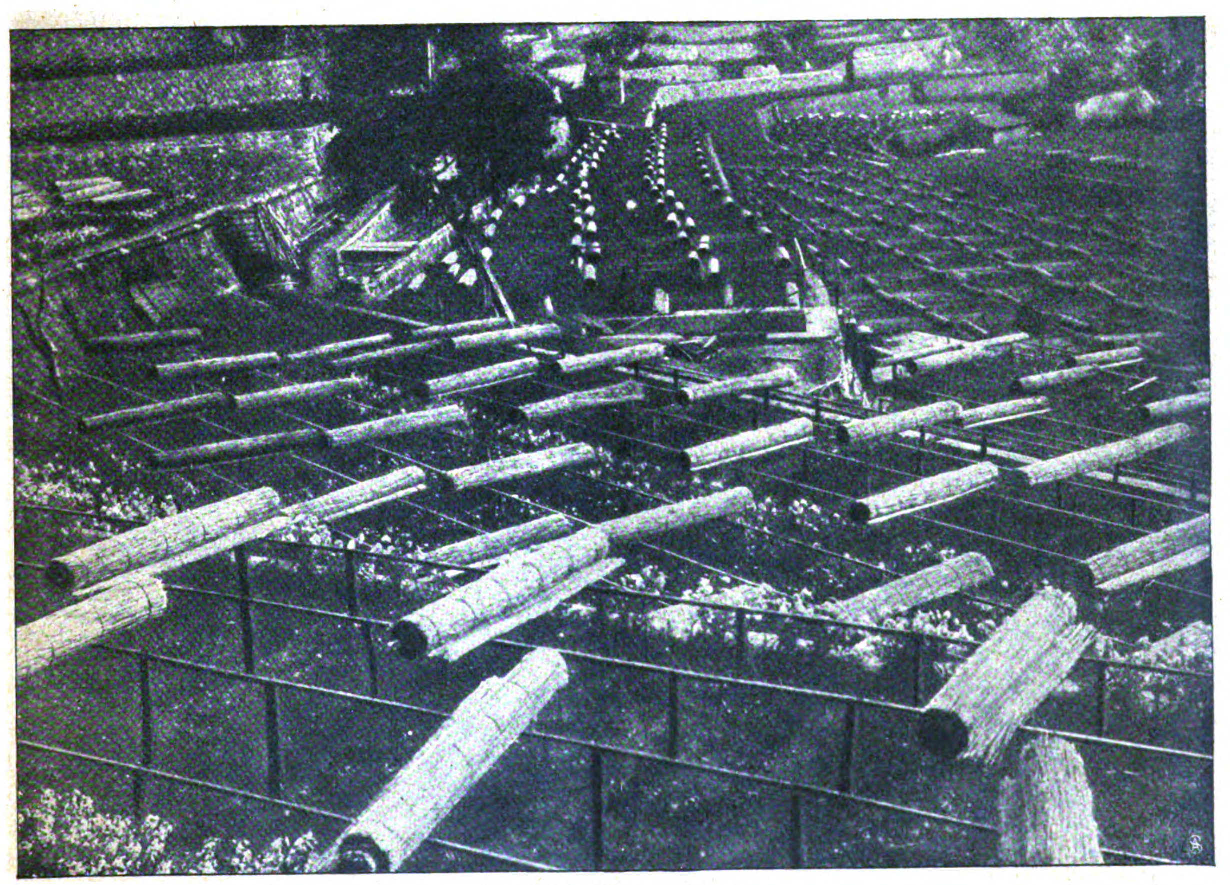
Kinder Floras aus der Erde hervorzuzaubern. Freilich auch in jenem Wunderland mußten allmählich Gärtnerei und Ackerbau zu einer Wissenschaft werden, die, auf mehr oder weniger moderner Grundlage stehend, an ihre Jünger

von sorgenden Menschenhänden gehüteten Ernten Verderben. Denn sogar in dieses sonnige Paradies verirrt sich zuweilen der tückische Eisgott, um manch freudige Ernte-hoffnung grausam zu zerstören, und ein grimmiger Mistral kommt wie toll aus den Schluchten der Cevennenberge heraus über die Niederungen dahergejagt, um die zarten Sprossen und Blättlein, die die wärmende Glut der Sonne auftat, zu Tode erstarren zu lassen. Vor den verheerenden Einflüssen der zürnenden Elemente müssen sich natür-



Wie man im Süden die Pflanzen vor Frost und Unwetter bewahrt:

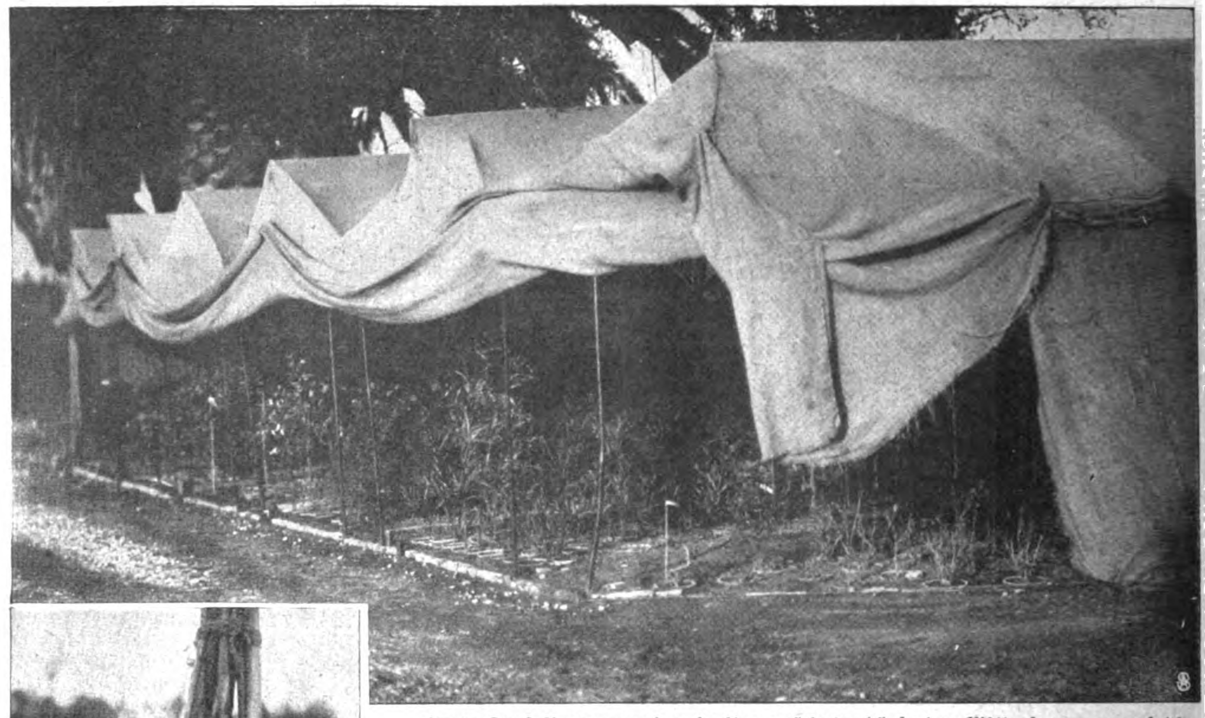
Ein wirksamer Schutz gegen kalten Wind.



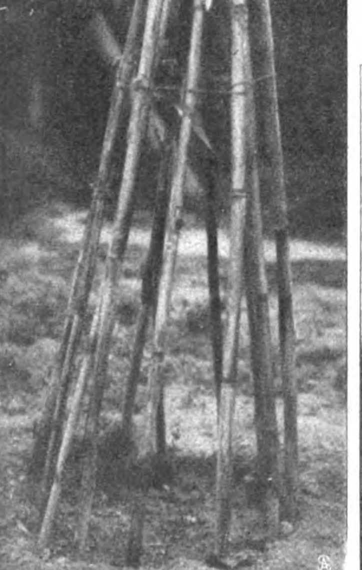
Eine ideale Schutzeinrichtung:

Levkoien und Nelken werden mit Strohmatten überspannt, die aufzurollen sind.





Zarte Topfpflanzen werden in ihrem Schutzgehäuse der Mittagsonne ausgesetzt.



Schutz junger Mimosenpflanzen gegen Beschädigungen.

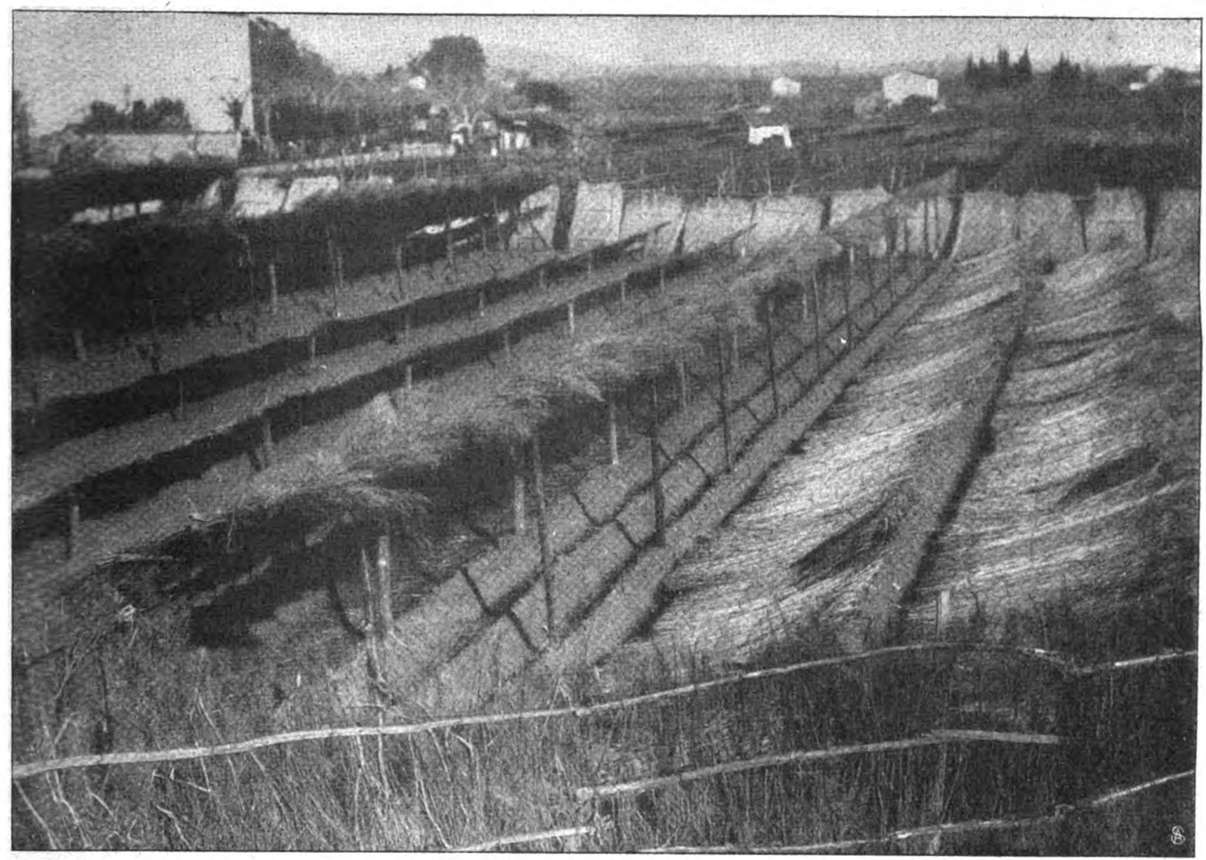
lich die sonst so begünstigten Bewohner jenes Landstrichs zu schützen wissen, und mit einfachen, äußerst intelligent angewendeten Schutzmitteln erreichen sie denn auch ihr Ziel.

Lassen wir uns einmal von diesem praktischen Völkchen in die Geheimnisse einer Kunst einweihen, deren Anwendung nachahmenswert ist, und begeben wir uns, um gleich an einer klassischen Hauptstätte der unter solch eigenartigen Verhältnissen gepflegten Zucht von Gewächsen unsere Beobachtungen zu machen, nach dem auf diesem Gebiet geradezu mustergültigen Hyères. Schaut man von einer der umliegenden Anhöhen auf



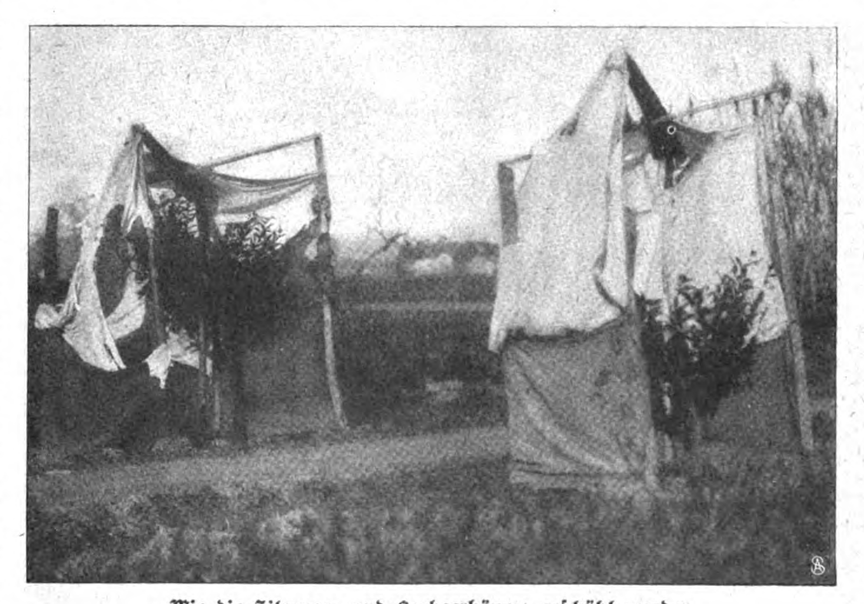
Wie während des Winters die Blumenbeete in den Nizzaer Parkanlagen allabendlich zugedeckt werden.





Ein vor jedem Wind und Wetter geschütztes Blumenfeld.

die von der Stadt nach der Meeresküste sich hinziehende Talebene und die westlichen Bergabhänge hinab, so stößt das Auge auf ein ganz eigenartiges Bild. Aus dem bunten Farbengemisch der duftenden Blumenfelder und aus dem frischen Grün der zahlreichen Baumschulen drängen sich in wirrer Vielartigkeit die seltsamsten Bauwerke, Schutzhütten, Schuppen und Verschläge. Hier blickt man auf ein kunterbuntes Durcheinander der mannigfaltigsten Zelte, dort lenken mächtige, haushohe, aus Besenreisig konstruierte Bauwerke die Aufmerksamkeit auf sich, anderswo wieder erspäht man ein weit sich hinziehendes Feld, das mit zahlreichen kleinen, mysteriösen Hütten bepflanzt ist.



Wie die Zitronen- und Lorbeerbäume geschützt werden.

Und jeder einzelne dieser kuriosen Bauten ist bewohnt, doch nicht etwa von menschlichen Wesen, wie man zuerst vermuten möchte, sondern von einem oder mehreren der Pflanzenwelt entstammenden Insassen. Zarte Gewächse sind es, die darinnen hausen, Gewächse, die vor den Schäden der kühlen Nachtluft, des Reifes und der tückischen Winde bewahrt werden müssen, und fast jede einzelne Pflanzengattung hat je nach den Bedürfnissen des betreffenden Schützlings eine verschiedene Behausung.

Zitronen- und Lorbeersträucher bedürfen des Schutzes gegen Wind, zugleich aber auch einer Fülle wärmender Sonnenstrahlen; man umspannt sie deshalb, jedes



Bäumlein für sich, auf der von der Sonne am wenigsten beschienenen Seite mit einer Schutzwand, die bei großer Kälte vorn mittels einer Tür oder eines Stücks Leinwand geschlossen werden kann. Einer viel stolzeren Behausung erfreuen sich die Palmen. Ihnen gewährt man Unterkunft in den „Bragals", großen geräumigen Reisiggebäuden, wo das Quecksilber kaum jemals unter den Gefrierpunkt geraten sein mag. Bei ihnen ist eine gleichmäßige Temperatur, nicht aber das Sonnenlicht eine „conditio sine qua non", ja das Unterbringen der Palmen in den „Bragals" bezweckt sogar zum Teil eine Absonderung von den Sonnenstrahlen, da zu schneller Temperaturwechsel eine Bräunung der Palmen verursacht. Einige Palmenarten bedürfen in den „Bragals" eines doppelten Schutzes, und zu diesem Zweck schließt man sie noch in Zelttuchschutzbehausungen ein, die während des Sommers entfernt werden. Ein einziges dieser Palmenhäuser, das mehr als 150 Meter Länge aufweist, enthält über 100 Zelttuchabteilungen, deren jedes Dutzende von Palmen birgt. Andere widerstandsfähige Palmenarten begnügen sich mit einer aus Besenreisig gefertigten Bedachung.

Auch dem Farnkraut weist man einen Platz in diesen großen Reisighäusern an, wo es unter Glas trefflich gedeiht. Wieder einen andern Zweck haben die ausschließlich aus Zelttuch konstruierten Schutzhäuser, in denen nur wenig Luft und noch weniger Feuchtigkeit zirkuliert. Es gibt nämlich Pflanzen, die zehn Grad Kälte in den trockenen Zelttuchbehausungen ertragen können, bei der geringsten Feuchtigkeit jedoch sofort erfrieren. Besonders Katteen bietet man in diesen Zelttuchhäusern ein Winterquartier, wo sie fünf Monate im Jahre unter ihrer weißen Bedachung ein sonnenloses Dasein führen. Ein gar sonderbares Bild gewährt eins jener durch allerlei Strohschutzvorrichtungen beschirmten Blumen- oder Gemüsefelder, die gegen Wind und Wetter so trefflich Deckung bieten, daß man sich wundern muß, warum diese praktische Methode auch in anderen Ländern nicht mehr Nachahmer findet.

In jenen Gegenden, wo die Nelkenzucht blüht, kann man mit Interesse die trefflichen Schutzvorrichtungen (des Tags über zu entfernende Zelttuch- oder Strohmattenbedachung) in Augenschein nehmen, und in ähnlicher Weise, wie hier beschrieben, gewährt man den Winter über vielen andern schutzbedürftigen Gewächsen ein behagliches und sicheres Asyl, das sie während der „kritischen Tage" gegen den Einfluß der Elemente und die Unbilden der Witterung gefeit macht.

Irmelein Rose.

Skizze von Adelheid Weber.

„Du mußt nächster Tage oder vielmehr Abende zu uns kommen", sagte der Konsul zu Egbert Flamm, der eben von seiner Weltreise zurückgekommen war und dem Jugendfreund Unter den Linden in Berlin begegnete. „Du kennst ja meine Villa am Grunewaldsee noch gar nicht — sehenswert, sage ich dir — und meine Frau auch."

„Glaube ich dir," erwiderte Egbert, „du bist ja Kenner."

Der Konsul lächelte.

„Vom Baustil oder von Frauen?"

„Von beiden."

„Zugegeben. Aber eine Frau wie die meine hatte ich doch noch nicht kennen gelernt. Rate zuerst, wes Haus und Art sie ist."

„Das soll mir wohl schwer fallen. Aus sehr reichem Handelshause?"

„Vorbeigeschossen."

„Komtesse?"

„He."

„Bühne?"

Der Konsul lachte.

„Nicht offiziell. Die Schablone, nach der unsereins sonst heiratet, paßt nicht auf meine Ehe. Sie ist ganz einfach die Tochter eines Gutsbesitzers aus der Provinz, die ich hier bei Bekannten kennen gelernt habe; darum hat sie auch den verführerischen Walddust an sich, meine kleine Irmelein Rose."

„Irmelein Rose?"

„Ganz richtig, mein Freund!"

„Ein sonderbarer Name. Das klingt ja beinah wie ein Gedicht."

„Ist's auch. Kennst du nicht Jacobsens Liedchen?

‚Irmelein Rose,
Irmelein Sonne,
Irmelein alles, was lieblich war.'

Als sie uns das vorlas, so — verführerisch niedlich, wie bloß sie so was lesen kann, da hieß sie von dem Augenblick an in unserem ganzen Kreise — Donnerwetter!"

„Was hast du?"

Der Konsul lachte. „Die Schlaubergerin! Selbst ich falle noch immer bei ihr rein. Wie fein sie's darauf angelegt hat, daß wir — nein, ausgerechnet ich selbst, der Ehemann, ihr die verführerische Etikette aufgeklebt habe! Verführerisch ist doch der Name, nicht wahr, mein lieber Freund?"

„Allerdings. Und da ich deine Gattin persönlich zu kennen noch nicht die Ehre habe, ist die Frage nicht unverschämt: du bist nicht eifersüchtig?"

„Ne! im Gegenteil — der reine König Kandaules — freu mich über die Schadenfeuer, die sie im grünen und dürren Holz anlegt."

„So sicher fühlst du dich?"

„Absolut. Aber komm und sieh selbst."

Egbert Flamm war erstaunt, als er die junge Frau dann sah, so anders hatte er sie sich nach den Andeutungen seines Freundes vorgestellt. War sie verführerisch?

Auf dem Hindergrund der dunkelgrünen Tannen und Goldweiden, die im ersten Frühlingssprossen durch das breite Fenster der Diele sahen, hob sich ihre zarte, weiße Gestalt von dem tiefen Rot des Teppichs und der Wände ab wie die einer altitalienischen Madonna,

der noch das Kind um die breiten Augenlider spielt und das Wissen vom Leid doch schon um den lieblichen roten Mund lagert. Blauschwarzes Haar war in naiven Flechten kunstlos am Hinterkopf aufgesteckt; das schmale Gesicht, dem eine gerade, strenge Nase Stil gab, war von einem hellen Bronzeton überhaucht, die Augen unter den breiten, sehr schönen Lidern graugrün, mit einem Blick, der unter Schleiern fragte. Als sie nun auf Egberts Anrede mit ein paar Worten erwiderte und die kleine, sehr schmale, bräunliche Hand in die seine legte, war der Ton ihrer Stimme sehr süß, fast befremdend süß und wie von zärtlicher Herzlichkeit durchzittert und ihr Händedruck zutraulich fast wie der eines Kindes.

Egbert sagte sich, daß natürlich ihre Stimme diesen eigentümlichen Klang von Natur habe, aber er fühlte sich trotzdem wie warm und weich von ihm eingehüllt. War es, weil er auf seinen Reisen durch unkultivierte Länder so lange des Weibzaubers entwöhnt war, daß er nun so stark auf ihn wirkte? Die Personifikation alles dessen, was sich der Mann an Unschuld, Zärtlichkeit, Liebreiz erträumt und es mit dem Namen „Weib“ umfaßt, schien ihm in der Gestalt dieser zarten Frau entgegenzutreten.

„Irmelein Rose,
Irmelein Sonne,
Irmelein alles, was lieblich war.“

So also hatte es der Konsul gemeint, als er von dem verführerischen Reiz seines junges Weibes sprach. Egbert begegnete jetzt seinem Blick. Er ruhte mit lächelnder, wissender Ueberlegenheit auf dem Ueberraschten. Dieses Lebemannslächeln reizte Egbert; hier wirkte es wie eine Entheiligung.

Egbert Flamm ärgerte sich. Er ärgerte sich auch, als Irmelein Rose zu ihrem Gatten mit eben jenem holdzärtlichen Stimmklang sprach wie zu ihm. Er mußte ja zugeben, daß „der alte Sünder“, wie er den Freund im stillen nannte, am Ende ein legitimeres und durch längere Zeit geheiligtes Recht an diesen Stimmklang hatte als er selbst; aber er ärgerte sich doch.

Sie hatten die Prachträume der Villa besichtigt und nahmen den Tee unter den Säulen der großen Loggia, die einen weiten Ausblick über den sanftgefärbten See hatte. Auf dem ansteigenden jenseitigen Ufer standen noch die Kiefern des ursprünglichen Waldes, die rötlichen, glatten Stämme und die langnadligen Wedel ihrer Kronen, angehaucht vom rosigen Goldglanz der herabsteigenden Sonne. Ein sehr sanfter Zusammenhang von grünen, bräunlichen und graulila Tönen, durch den Abendschimmer wärmer gefärbt, wirkte beruhigend wie ein sanftes Lied auf die Nerven. Von dem pompejanischen Rot, in dem auch die Loggia gehalten war, hob sich das warme Grau der Marmorreliefs, die Dionysos- und Tänzergruppen zeigten, schön ab, gleichsam durch Stil gebändigte Lust atmend.

Und wieder wirkte die weiße Gestalt der schönen Frau auf dem roten Hintergrund um so zarter, und ihr bräunliches Gesicht war von den warmen Tinten um sie wie von weichem Goldton überhaucht. Und um so keuscher hob sich ihr madonnenhafter Reiz von den Bacchantenszenen ab.

„Ja, ja, ich verstehe mich auf den Stil ihrer Schönheit“, sagte der Konsul, die bewundernden Blicke Egberts mit einem Lächeln quittierend.

„Aber Herbert“, mahnte die junge Frau; ihre zärtliche Stimme hatte eine Beimischung sanfter Klage, und ihre süßen Lippen hoben sich schmerzlich. Sie legte dem Gatten die feine Hand über die Lider.

„Mach andere Augen,“ bat sie.

Er zog die schmalen Finger an die Lippen. „Irmelein alles, was lieblich ist“, sagte er. „Laß nur, ich bin schon wieder dein frommer Fridolin. Du willst nur fromme Knechte, nicht? — Und da kommen die anderen.“

Eine ganze kleine Gesellschaft fand sich nun allmählich zusammen, in der Mehrzahl alleinstehende Männer aus den oberen Zehntausend, die dem langweiligen Sonntag der Großstadt in ihren Autos entflohen waren und in dieser schönen Umgebung Mailuft tranken. Auch einige elegante junge Frauen waren darunter. Irmelein Rose wirkte in dieser mondainen Gesellschaft auf Egbert „wie ein Gedicht, wie ein Vers aus einem sanften Psalm, wie ein Harfenton“, dachte er.

Sie glitt manchmal mit ihrer schlanken Gestalt, öfter mit ihren fromm zärtlichen Augen, ihrem holden Lächeln von einem zum andern, reichte diesem eine Tasse Tee, tat an jenen eine Frage, die ihr warmer Ton fast zu einer Liebkosung machte. Mit einem alten Herrn scherzte sie — ihr Lachen klang wie ein feines Glasklingen, seltsam die Nerven erregend. Ein leiser Spott, eine feine Malice, von Schmeichelei und schalkhafter Furchtsamkeit eingehüllt wie Nadelspitzen von weicher, weißer Watte, kam hie und da zum Vorschein. Ueberall sah Egbert die Augen der Männer, die sie an sich heranzog, flackern, und er hätte einen Schirm zwischen sie und die Frau halten mögen. Seine Empfindlichkeit war auch nicht frei von Gereiztheit gegen die junge Frau. Warum ließ auch die Sonne ihre Strahlen so freigebig auf Gerechte und Ungerechte fallen. War sie so ganz arglos, so ganz kindlich-göttliche Liebe und Güte?

Irmelein Sonne . . .?

Als die Lampen angezündet waren, wurde Irmelein Rose bestürmt zu singen. Sie wählte Lieder von Brahms und Hugo Wolff. Sie hatte einen hohen, silberklaren Sopran und sang mit überraschendem Ausdruck. Ihre Sapphische Ode war hinreißend, berauschend. Ihre Augen ruhten während des ganzen Liedes auf Egbert, und das Blut stieg ihm heiß zu Kopf. Es war nur wie ein Nebenton, dessen Mitschwingen ihm nicht voll zum Bewußtsein kam, als er neben sich zwei Damen flüstern hörte: „Merkwürdig! Haben Sie das Lied von unserer großen Kammersängerin gehört?“

Und darauf mit einem leisen Lachen die Antwort: „Sie nimmt ja bei ihr Stunde.“

Noch vor dem Abendbrot wurde getanzt. Der Wirt selbst regte dazu an..

„Der Tanz ist die einzige Leidenschaft meiner Frau“, sagte er zu Egbert. „Das größte Stückchen von ihrem Herzen hat der beste Tänzer. Also zeige deine Kunst.“

Egbert zuckte die Achseln. Wie flach der Mann diese wundertiefe, in geheimnisvollen Farben leuchtende Frauenseele verstand! Aber als er Irmelein Rose dahinschweben sah, hingeschmiegt in den Arm ihres Tänzers, mit leuchtenden Augen, wie ganz durchglüht von Wonne, da erschien es ihm wirklich, als ob sie sich erst im Tanze ganz gebe, und eine wunderliche Eifersucht auf jeden Mann, der ihr diese Lust verschaffte und daran teilnahm, durchpulste ihn. Er sicherte sich den nächsten Tanz.

Als sie dann ihm im Arm lag, leicht wie eine Feder und doch hingegeben an jede seiner Bewegungen,



jeden seiner Pulsschläge, erlebte er die Sapphische Ode, und es schien ihm, als erführe er zum erstenmal in seinem Leben, was Wonne sei. Sie tanzten den ganzen Tanz miteinander, ohne aufzuhören, bis die Musik schwieg. Auch dann hielt er sie noch einen Augenblick im Arm. Sie lehnte sich darein; der Goldton ihres Gesichtes war wärmer geworden, ihre Augen hatten ein tiefes, faszinierendes Leuchten, ihr Atem ging rasch.

„Sterben könnt ich!" sagte sie leise.

„Und ich — Irmelein Rose!" erwiderte er hingerissen.

Sie tauchte die Augen mit dem wunderbaren Leuchten sekundenlang in die seinen. Dann erst löste sie sich sanft aus seinem Arm.

Nach diesem Abend ging Egbert in einer seltsam unruhigen Stimmung einher. Sooft er auch dazu ansetzte, er fand nicht die innerliche Ruhe zur Ausarbeitung seiner Beobachtungen und Entdeckungen in Tibet, und die banalen Vergnügungen der Weltstadt verdrossen ihn. Eine Sehnsucht, mit Langweile, Verdruß, Beschämung und entzücktem, vor sich selbst verstohlenem Hindenken wunderlich gemischt, trieb ihn nach dem Grunewald. Er widerstand ihr; seine Gedanken, die sich seit langem auf große und einfache Ziele gerichtet hatten, schienen sich voreinander zu schämen.

Dann erhielt er eine Einladung zum nächsten Sonntag nach der Grunewaldvilla. Er erschrak in heftiger Freude, wollte ablehnen — nahm an. Er traf wieder andere Gesellschaft dort; der Konsul hatte einen großen Umgangskreis. Der Ton war diesmal um einige Nuancen freier, die Huldigungen, die der Hausfrau dargebracht wurden, um einige Grade feuriger. Irmelein Rose schien keinen Anstoß daran zu nehmen; sie ging mit ihrem holden, schwermütigen Madonnenlächeln hindurch, und die Schmeicheleien, die sie hörte, schienen nur der goldene Strahlenkranz zu sein, von dem sich ihr dunkles Köpfchen um so reiner abhob. Mit der Zeit wurde sie aber lebhafter und begann zu scherzen.

Seltsam zu scherzen, nicht geistreich, eher ein wenig kindisch, mit einem kleinen, schnurrenden Kätzchenton, in den Zärtlichkeit, Spielerei, Koketterie und Malice hineingemischt waren — ein wenig albern fast — und sonderbar reizend.

Egbert machte große Augen. Seine Madonna stieg vor ihrem goldenen Thrönchen und wurde ein kleines Mädchen, lachte und schwatzte törichte Dinge und war so gewiß noch viel reizender für die meisten ihrer Bewunderer. Ihm tat sie weh. Und doch zog sie ihn an dem goldenen Fädchen, das sie immer wieder zu ihm hinüberspann, stärker denn je zu sich.

Mit einer gewissen Wut wartete er auf den Tanz, der ihm ein Zusammensein mit ihr ermöglichen sollte. Aber man tanzte heute nicht; es waren mehr ältere Herren in der Gesellschaft als das erstemal. Es wurde größere Tafel gehalten. Da trat der Konsul, die Herren verständigend, zu Egbert.

„Du führst meine Frau", sagte er, und ein elektrischer Schlag fuhr durch Egberts Glieder. Jetzt hatte er ein längeres intimeres Beisammensein mit ihr, als es ihm der Tanz hätte bieten können; Irmelein Rosens rechter Nachbar war ein alter, schwerhöriger Kommerzienrat, dem die Tafelfreuden kaum Muße zu spärlicher Unterhaltung mit seiner eigenen Tischdame ließen, und Egberts andere Nachbarin war durch ihren Herrn sehr in Anspruch genommen.

Irmelein Rose hatte ihr Kinderlächeln beibehalten, aber ihre Stimme hatte einen wehmütigen Klang, als sie leise zu Egbert sagte: „Hat es Ihnen neulich so schlecht bei uns gefallen, daß Sie gar nicht wiedergekommen sind?"

Egbert gab es einen Stoß, und er fand nicht gleich das rechte Wort auf eine so kindliche Frage. Sie aber fuhr fort: „Ich hatte mich ja so auf stille Stunden mit Ihnen gefreut. Herbert hat mir immer viel von Ihnen erzählen müssen; aber das Eigentliche kann ein anderer ja nicht wiedergeben und Herbert schon gar nicht. Und als ich Sie dann sah, dachte ich, wir beide würden uns verstehen, und nun würde ich nicht mehr so viele leere Stunden haben, sondern Sie würden mir von den fernen Ländern und Menschen sprechen, und wenn ich dann wieder allein wäre, würde ich immer zu denken haben und würde mir vorstellen, wie Sie in den Wüsten und unter den Zelten gelebt und tausend Gefahren bestanden haben —"

„Und mir würde es ergangen sein wie dem Othello, als er der Desdemona erzählte", brach er aus.

„Ja — wie denn?" fragte sie ganz naiv. Er sah sie verdutzt an; aber er merkte gleich, daß sie wirklich nicht wußte, was er meinte; sie hatte in ihrer weltfernen, behüteten Jugend so gefährliche Dramen gewiß nicht lesen, geschweige denn sehen dürfen.

„Sie sind eine Madonna und ich der tölpische Mohr", erwiderte er. „Das tut nicht gut zusammen."

„O," sagte sie, „Sie sind ein Mensch. Und hier gibt es nur Herren und Damen. Ich hab oft rechte Sehnsucht nach Hause."

„Und —" er brach ab; er konnte sie nicht nach ihrem Verhältnis zu ihrem Gatten fragen.

Aber sie selbst sprach davon.

„Herbert ist sehr gut gegen mich", sagte sie und hatte wieder den leisen Klageton in ihrer Stimme und den Schmerzenszug um den holden Mund. „Er überhäuft mich mit Luxus, und er hat mich auch lieb. Aber ich glaube ungefähr so, wie ich meine Puppen geliebt habe. O, schütteln Sie nicht den Kopf, das ist recht viel. Ich hab furchtbar gern mit meinen Puppen gespielt, und als ich mich verlobte und Mama sie wegschloß, weil ich mich nicht lächerlich mit ihnen machen sollte, wie sie sagte, da hab ich geweint. Nur Puppen haben keine Seele. Und ich hab eine."

„Eine holde Kindesseele", sagte Egbert hingerissen.

Sie lächelte. „Sie haben mich heut für recht kindisch gehalten, nicht wahr? Ich schämte mich immer, wenn ich Ihre ernsten Augen auf mir ruhen fühlte. Aber manchmal muß ich albern sein und mit Puppen spielen."

„Und jetzt sind die Menschen Ihre Puppen?"

Er hatte es obenhin gefragt, in lächelndem Wohlgefallen. Erst nachträglich fiel ihm der Doppelsinn seiner Frage ein, und eine Ahnung befiel ihn, die er sofort verscheuchte.

Sie nickte vergnügt.

„Aber wenn nun die Puppen ein Herz haben und Ihr Spiel es entflammt?"

Sie hatte ein kleines, eitles Lächeln um die Mundwinkel.

„O, ich bin gut mit ihnen", antwortete sie.

„Zu gut vielleicht?"

„Ich kann nicht anders. Und ich kann doch auch nichts dafür, daß mich alle liebhaben."

Dann verschwand das Lächeln von ihrem Gesicht; sie hob die Augen mit ehrfürchtigem Blick zu ihm auf.



„Aber da sind andere, die stehen so hoch über mir, daß ich mich vor ihnen fürchten würde, wenn nicht —"

„Wenn nicht, Irmelein Sonne?"

Sie sah noch immer mit dem andächtigen Blick in seine Augen.

„Meine Gouvernante hat mir einen Spruch in mein Gedenkbuch geschrieben: ‚Gegen große Vorzüge eines anderen gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe.'"

„Irmelein Rose!"

Da lachte sie ihn schelmisch an.

„Drum lieb ich alle alten Professoren", sagte sie.

Von jetzt an kam er oft nach dem Grunewald. Ohnehin waren es nur noch wenige Wochen, bis der Konsul mit Irmelein nach Ostende ging; wenn sie zurückkamen, wollte Egbert fort sein — weit fort. Aber diese letzten Wochen wollte er leben. Er kam stets eine Stunde vor dem Konsul; in dieser Stunde lebte er. Nicht, daß er und die Frau sich besonders näher traten. Sie saßen auf der offenen Loggia, eine Schale mit Kirschen oder Südfrüchten vor sich, von denen Irmelein Rose wie ein Vögelchen pickte. Er sprach, was sie hören wollte: von fremden Ländern und Menschen oder von sich selbst, und immer ruhten ihre Augen mit dem andächtigen Blick auf ihm. Sie unterbrach ihn nur zuweilen mit bewundernden Ausrufen, oder sie sagte hingerissen: „Ach, auch so aus dem Vollen und Großen leben können — mit einem mitleben —"

Dann brach sie ab, und auch er schwieg; aber ihre Augen tauchten ineinander. Manchmal war eine Erwartung in den ihren, eine große Spannung.

Wenn der Konsul kam, änderte sich die Stimmung. Er brachte fast immer Gäste mit; sie machten alle Irmelein Rose den Hof, und sie stand oft mit einem von ihnen etwas abseits von den anderen. Dann wollte Egbert nicht hinsehen, um nicht ihre Augen ebenso zu anderen sprechen, ihren Mund ebenso anderen zulächeln zu sehen wie ihm. Aber seine Augen gehorchten ihm nicht, sie wanderten immer zu ihr hin. Sie verteilte ihre Gaben nach Laune und ließ oft einen Verehrer „zappeln", wie sie selbst es nannte; aber zuletzt kam der Gefoppte dann auch zu einem Gnadenstrahl. Mit Egbert unterhielt sie sich im Beisein der anderen wenig, nur ihre Augen trafen zuweilen die seinen mit einem schnellen, grüßenden Blick, der ihm den Kopf verwirrte.

Der Konsul sah all dem Spielen und Flackern amüsiert zu. Nur zuweilen rief er seine Frau mit einem liebkosenden Wort an, oder er griff im Vorbeigehen lächelnd an ihr Kinn. In solchen Augenblicken haßte ihn Egbert und hatte die Empfindung, als wüßte das der Mann und amüsierte sich darüber. Er besaß ja kontraktmäßig seine schöne Frau — die Seele wollte er gar nicht; die verachtete er, befleckte sie mit seinem Zynismus, ließ sie erfrieren in Einsamkeit, verdorren in frivolem Tändeln.

Und er, Egbert, dem jeder ihrer Blicke sagte, daß er diese Seele erlöst, erweckt hatte, daß sie sich nach ihm sehnte, er stand mit zusammengebissenen Zähnen daneben und sah dem gesetzmäßigen Gebaren des Lebemanns zu.

So kam der Tag vor ihrer Reise; Irmelein Rose und Egbert saßen einander zum letztenmal allein gegenüber. Wieder auf der Loggia, im Angesicht der bläulichen Kiefern und des sanftfarbenen Sees. Wieder trug die junge Frau ein weißes Gewand, diesmal von fließendem, durchsichtigem Seidenkrepp, durch das ihre schlanken Arme schimmerten. Egbert durchfluteten Feuer und Schauer wie einen Fiebernden; er sah unverwandt in ihr sanftes Gesicht, das sich warm gefärbt hatte, in ihre Augen, in denen eine Frage schimmerte. Ja, diese Augen fragten, diese Lippen erwarteten — was? Sie sprachen wenig, es war, als konzentrierten sich alle ihre Gedanken in der Spannung auf etwas, das kommen würde.

Er erhob sich jäh.

„Ich muß Ihnen Lebewohl sagen", stieß er hervor. „Ich gehe nach Tibet zurück."

Auch sie erhob sich. Ihre Wangen hatten sich purpurn gefärbt. Er hatte sie noch nie erröten sehen, und der ganz neue Anblick raubte ihm die letzte Besonnenheit.

Da sagte sie entrüstet, und ihre Lippen zuckten wie die eines Kindes, dem man den versprochenen Apfel fortzieht: „Sie können mich verlassen?"

Und er riß sie an sich und bedeckte die zuckenden Lippen mit Küssen.

Sie ließ es eine kleine Weile lang geschehen. Dann stieß sie ihn zurück.

„O Gott!" rief sie klagend, „was tun Sie, Egbert?"

Er wollte sie wieder an sich ziehen, aber sie wich zurück und sah sich um, als fürchte sie Lauscher.

Ihr Gesicht war noch immer gerötet, es trug aber einen ganz neuen Ausdruck wie von kindischem Triumph. Klagend hob sie wieder an: „Egbert, was tat ich, um diesen Schimpf zu verdienen?"

„Aber ich liebe dich ja, und du sollst mein Weib werden!" rief er außer sich.

„Ihr Weib?" Sie reckte sich auf. „Herr Flamm, Sie vergessen sich."

Er starrte ihr ins Gesicht; es sah zum erstenmal — mit ungeheurem Schrecken durchfuhr es ihn — albern aus in seiner lügnerischen Entrüstung. „Was ist das?" stieß er verwirrt hervor. „Was ist das?"

Und als sich nun der Ausdruck ihres Gesichts mit unterdrücktem Triumph mischte, faßte ihn Entsetzen, als habe er in duftende Rosen gegriffen und habe ekles Gewürm in der Hand.

Er wandte sich zur Flucht. Aber die Türe des Gartenzimmers klang, und Irmelein Rose sagte rasch und gebieterisch: „Mein Mann. Sie müssen noch bleiben."

Da lachte er laut auf.

„Ist das alles unsäglich albern!" sagte er. Sie wurde bleich und zuckte zurück, als habe sie einen Stoß vor die Stirn bekommen.

Der Konsul kam schon auf die beiden zu, küßte die Frau und reichte Egbert die Hand. Seine Augen blitzten spöttisch von einem zum anderen, als habe er die Situation erfaßt und amüsierte sich darüber.

Er war nicht eifersüchtig, nein. Er wußte längst, daß sein Irmelein nichts hatte: kein Herz, keine Seele, ja kaum Sinne, sondern nur eine große, große, kindische Eitelkeit, die nach immer neuen Eroberungen jagte — das Hirn eines Spatzes unter der Stirn einer Madonna.

Worauf sollte er da eifersüchtig sein?

Nein, er war zufrieden. Sein Irmelein war ja reizend.

Und Egbert lachte — lachte, als er fortging.



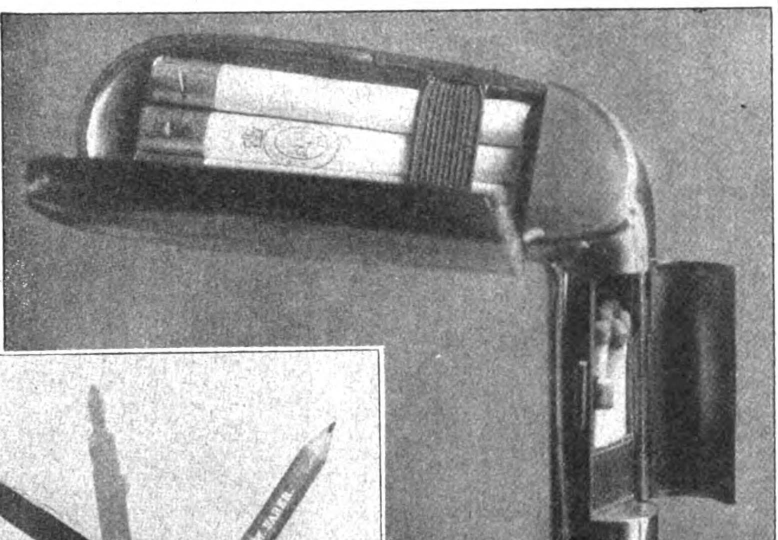
Verborgene Schätze.

Von J. Lorm. — Hierzu 9 Aufnahmen von Ch. Delius.

Von jenseit des Kanals sind kleine Modelaunen in Paris gelandet und haben dort Fuß gefaßt. Vielleicht, weil Paris der einzige Ort der Welt ist, an dem man die Berechtigung der Mode, launenhaft sein zu dürfen, bedingungslos anerkennt, da sie weiblichen Geschlechts ist. Diesmal handelt es sich nicht um Dinge, deren charakteristische Note im Extrem liegt, in das sie verfielen — nicht um Kleider, die aussehen wie Futterale, und nicht um Hüte, deren Umfang an die der Pneumatikreifen heranreicht — nein! Das alles haben wir schon und erwarten demnächst das Gegenteil. Diesmal ist es zur Abwechslung einmal etwas „Praktisches", vielleicht ersonnen, um zu beweisen, daß man sein Herz an alle jene Modetorheiten verlieren kann und dennoch Verstand genug bewahren, um sich dem Nützlichen nicht zu verschließen.



1. Silberner Schirmknopf mit Uhr.



2. Die Stockkrücke als Zigarettentasche.

Dem Nützlichen — sofern es auch elegant und kostbar und ein klein wenig kompliziert ist, weil es doch wahrlich nicht der Mühe verlohnte, Moden zu ersinnen, wenn sie nicht kompliziert wären. Man brauchte doch nur einfach Taschen in den Damentoiletten, Mänteln und Umhüllen anbringen zu lassen, und alle Pompadours, Leder-, Silber- und Goldtäschchen, alle gestickten, perlenbesetzten Reticules hätten ihre Existenzberechtigung eingebüßt. Zum Teil wenigstens. Man würde sich ihrer noch als Hüllen für Lorgnons, Operngläser, Bonbons und Fächer bedienen, aber ihre außerordentlich wichtige Rolle als Aufbewahrungsort sämtlicher Gegenstände, deren eine Frau bedarf, wenn sie sich zum Ausgehen rüstet, wäre ausgespielt. Ein Blick in eine dieser modernen Handtaschen gleicht einem Einblick in die Seele ihrer Trägerin: In die Seele der Modedame, die neben dem winzigen Taschentuch, dem goldenen Spiegelchen, dem Kettenbörschen und Puderdöschen mit Saphircabochons ein Visitenkartenetui in ihr Handtäschchen gleiten läßt, in dem sich ein elfenbeinernes hauchdünnes Blättchen befindet, auf dem der goldene Bleistift alle „dringenden" Visiten verzeichnet; in die Seele des jungen Mädchens, das alle möglichen und unmöglichen Dinge verwahrt,

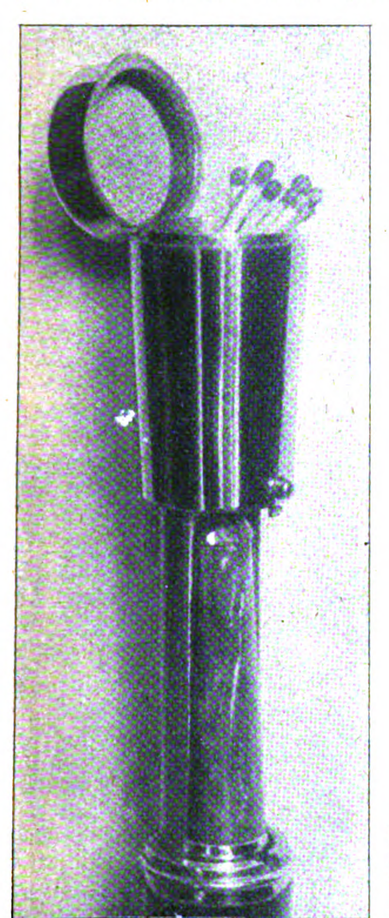


3. Spazierstock mit Messer, Kamm, Spiegel, Bleistift und Papierrolle für Notizen.

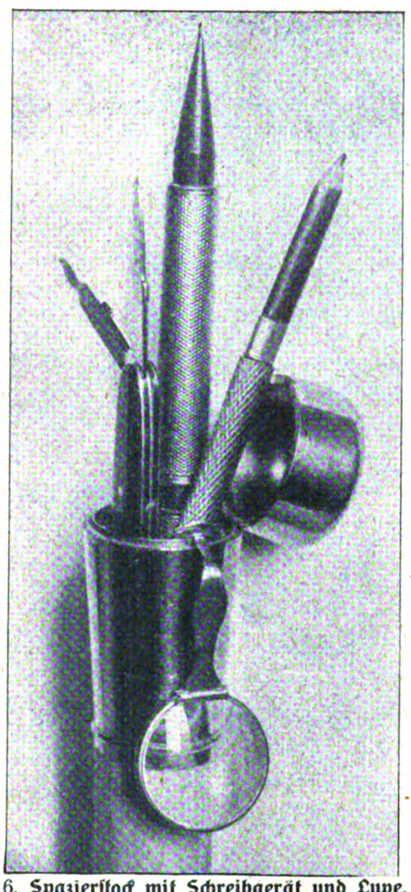


4. Damenschirmknopf mit Roulettespiel.

die sie nicht missen will: kleine Lockennadeln und einige Pralinés, „sein" erstes Gedicht und die Stoffprobe ihrer neusten Bluse, zwei

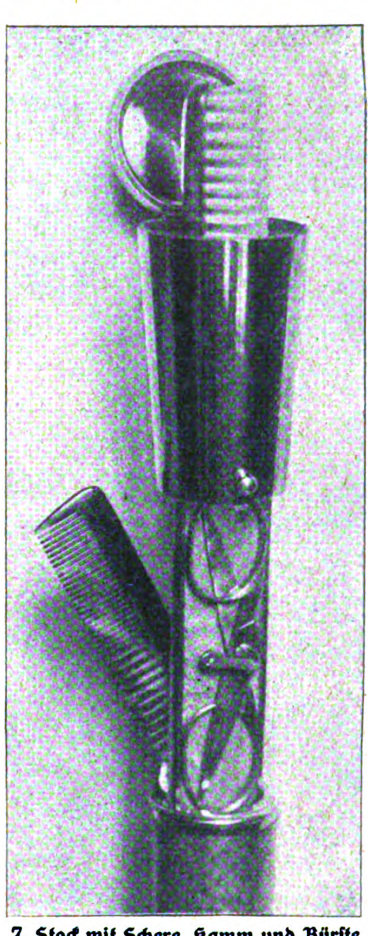


5. Knopf m. Zigarrenspitze u. Zündhölzern.



6. Spazierstock mit Schreibgerät und Lupe.

Fischschuppen, die ihr Glück bringen sollen, und eine lange Liste der Dinge, die Mama ihr zur Besorgung aufgetragen, und das Portemonnaie und das Taschentuch und ein kleines Nähetui, „für wenn etwas abreißt", und noch eine ganze Menge „und", die nur noch an Zahl und Reichhaltigkeit von denen der sorgenden Hausfrau überboten werden,



7. Stock mit Schere, Kamm und Bürste.



8. Schirmknopf mit Puderquaste, Spiegel usw. 9. Schirmknopf mit Spiegel und Flakon.

deren Handtäschchen außer den Dingen, die sie selbst benötigt, noch die verschiedenen Wünsche ihrer Lieben birgt.

An eine Entthronung dieses unentbehrlichen Toiletterequisits ist bei der Stellung, die diese Wundertäschchen im Leben der Frau eroberten, auf lange Zeit hinaus nicht zu denken. Aber vielleicht war es der räumliche Umfang, den sie seit kurzem erreichten, und der nicht weit von dem einer kleinen Reisetasche entfernt ist, der findige Köpfe veranlaßte, an eine Entlastung dieser kleinen Reisetasche zu denken, indem man ihr einiges entnahm, um es an einem anderen Platz zu deponieren. An einem Platz, an den man normalerweise niemals gedacht hätte, etwas unterzubringen, und der deshalb dazu erwählt wurde, weil originelle Dinge die Verpflichtung besitzen, nicht normal zu sein.



10. **Knauf mit Geldbörse** (oben) und Streichhölzern.

Da ist vorerst einmal der Schirmknopf aus Gold (Abb. 4), der so würdig und stilvoll aussieht, als sei er tatsächlich nur dazu bestimmt, der kleinen schmalen Hand als Stütze zu dienen. Aber unter dieser würdigen Oberfläche verbirgt sich eine spielerische Neuheit, eine kleine Filiale von Monte Carlo, dazu bestimmt, beim Fünfuhrtee sich dem Amüsement des Roulettespiels hinzugeben. Wie viele „Systeme" vermag man zu erproben während müßiger Viertelstunden auf langweiligen Wagenfahrten! Und da spreche man noch von dem unpraktischen Sinn der Frauen! — Für jene, die unbeobachtete Augenblicke der Verschönerung ihres Aeußern widmen wollen, wird der silberne Schirmknauf (Abb. 8) mehr Anziehungskraft besitzen. Ein leichter Druck auf den Deckel — er öffnet sich und strahlt im kleinen Spiegel das Antlitz wider, das sich zu ihm hinabneigt. Eine winzige Puderdose und etwas Lippenpomade zum Schutz gegen den hautverderbenden Frost haben in diesem Wunderstock Platz gefunden, der von dem goldenen (Abb. 9) noch an Reichhaltigkeit des Inhalts — einem kleinen Parfümflakon, das den ganzen unteren Teil des Schirmgriffs einnimmt — überboten wird. Ich werde Ihnen nicht als neueste Offenbarung den alten Weisheitsspruch von der Zeit, die Geld ist, oder von der Stunde, die keinem Glücklichen schlägt, unterbreiten, um Ihnen den praktischen Wert der kleinen Uhr im silbernen Schirmknopf (Abb. 1) plausibel zu machen. Schon darum nicht, weil schöne Frauen weder an die Zeit noch an Geld denken und Glücklichen deshalb keine Stunde schlägt, weil sie sie nicht schlagen hören. Wenn man trotzdem diese kleine Uhr den Damen wärmstens empfehlen kann, so geschieht dies vornehmlich, damit sie Gelegenheit erhalten, sich überzeugen zu können — um wie viel sie sich verspätet haben.

Man lächle nicht über die Eitelkeit der Frauen. Ein Blick auf die übrigen Spazierstockknöpfe belehrt uns, daß die Herren im Begriffe stehn, sich in der Kunst, unwiderstehlich zu sein, zu vervollkommnen: Schnurrbartbürste, Kamm und Spiegel — „in Bereitschaft ist alles". — Und um zu beweisen, daß ihnen von Zeit zu Zeit auch einmal etwas einfällt, das des Festhaltens wert wäre, haben sie die Unterbringung einer Papierrolle für Notizen in ihrem Stock für überaus notwendig erachtet. Die Philosophen jedoch, die wissen, daß alles, wie elegant auch die Emballage sein mag, im Leben doch auf nichts anderes als — blauen Dunst hinausläuft, geben dieser Ueberzeugung einen sichtbaren Ausdruck, indem sie ihren Stockgriff benützen, um darin ihre Zigaretten zu bergen, ihre Streichhölzer und etwas Gold, das ihnen demnach von Taschendieben nicht mehr gestohlen werden kann.

Es sind praktische und meist auch kostbare Stöcke. Aber man vermeide es, einem Dichter wie Peter Altenberg damit zu begegnen, denn er brächte es nicht über sich, die Gelegenheit vorübergehen zu lassen, ohne zu sagen: „Mein Herr, Sie haben da einen wertvollen, aber scheußlichen Spazierstock!" — Und auf die Antwort: „Bitte, es ist ein Geschenk, ich habe ihn mir nicht ausgesucht", würde er unweigerlich erwidern: „Es ist aber eine Feigheit, das ästhetische Opfer zu werden eines begüterten Nebenmenschen!" . . .

phot. Maull & Fox.
Lord Amherst of Hackney †, dessen kostbare Kunstsammlungen kürzlich in London versteigert wurden.

Bilder aus aller Welt.

In London ist im Alter von 74 Jahren Lord Amherst gestorben, der in den Kreisen der Kunst und der Wissenschaft eine sehr bekannte Persönlichkeit war. Der Verewigte besaß eine äußerst wertvolle Kunstsammlung und eine weltberühmte Bibliothek, mußte aber beides im Greisenalter veräußern, da ihn 1906 die Veruntreuungen eines Notars in vollkommenen Vermögensverfall brachten.

In Stuttgart feierte der bekannte Maler Professor Friedrich Keller sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Lehrer an der Akademie der bildenden Künste. Der Jubilar wurde in mannigfacher Weise ausgezeichnet und veranstaltete zum Dank eine Ausstellung seiner Werke im Festsaal der Akademie.

Zum drittenmal finden in diesem Februar die „Nordischen Spiele" in Stockholm statt, die, gleich den olympischen, in Zwischenräumen von je vier Jahren einander folgen sollen. Bei uns gibt sich dafür großes Interesse kund, die Beteiligung Deutscher war bereits im Winter 1905 lebhaft, dürfte aber jetzt noch stärker werden. Fast jegliche Art von Sport und Spiel



Hofphot. Anderfen.
Prof. Friedrich Keller, Stuttgart.
Zu seinem 25jährigen Jubiläum als Professor der Kgl. Akademie der Künste.





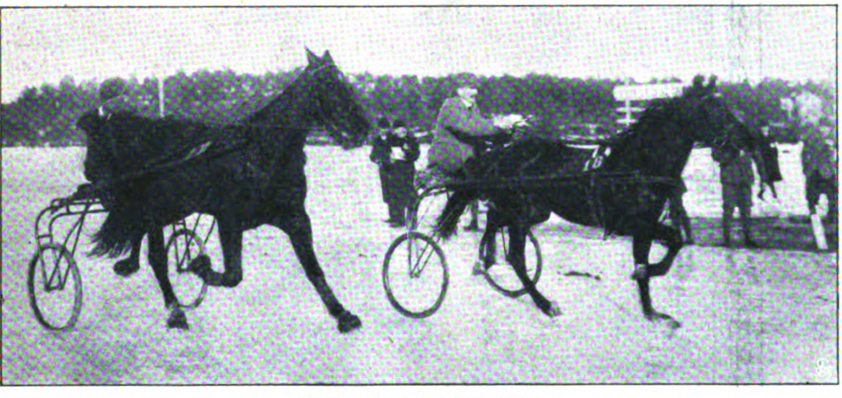
Phot. Halldin.

Aufbruch zur Schnitzeljagd im Schnee.

kommt bei diesen Veranstaltungen zu ihrem Recht. Auch Schnitzeljagden werden trotz Eis und Schnee geritten und Trabrennen auf glatter Eisbahn unternommen.

Ein Zeppelinrelief hat der Elberfelder Bildhauer Ewald Schmahl in karrarischem Marmor geschaffen. Es trägt den Kopf des Grafen Zeppelin und eine symbolische Darstellung des Sieges, den durch ihn der Menschengeist über die Naturgewalt der Lüfte davongetragen hat. Der Künstler wird seine Arbeit dem Grafen selbst überreichen.

Die deutsch-englische Grenzkommission ist kürzlich an der Nordwestgrenze von Kamerun in schwere Kämpfe



Trabrennen auf dem Eise.



Phot. Halldin

Während der Schnitzeljagd: Hindernissprung über einen Koppelrick.

Vorübungen zu den Nordischen Spielen in Stockholm.



Eine neue Ehrung für den Grafen Zeppelin: **Marmorrelief des Bildhauers Schma)l, Elberfeld,** das als Geschenk für den Grafen bestimmt wurde.

mit dem Stamm der Mundschis verwickelt worden. Dabei erhielt der Führer der deutschen Abteilung Oberleutnant von Stephani einen Schuß in den rechten Arm und die rechte Brust, behielt aber trotzdem die Leitung seiner Truppe bei.

Sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Komponist feierte in Berlin der Kapellmeister Viktor Hollaender, der sich durch seine gefälligen Weisen in der Reichshauptstadt wie überhaupt in Deutschland große Popularität erworben hat. Vor einem Vierteljahrhundert trat er mit seiner ersten Operette an die Oeffentlichkeit. Sein letztes Werk „Der Jockeiklub" errang vor kurzem in Mannheim einen schönen Erfolg.

In London fand dieser Tage eine fashionable Hochzeit statt, bei der die Freundinnen der Braut Miß Bellen die hübsche Idee verwirklichten, einmal in das Einerlei der Hochzeitstoiletten ein wenig Abwechslung zu bringen. Die Ehrendamen erschienen in kleidsamen Directoire-Jagdtoiletten, auf dem Kopf einen Federhut und in der Hand lange Stäbe mit kristallenem Griff und zierlichen Schleifen. Die nach der neuesten Mode des Tages hochzeitlich-korrekten schwarzen Kavaliere der Damen paßten allerdings nicht recht zu den kühnen Toiletten der unternehmenden Brautjungfern. Aber es ist ja heutzutage ein Vorrecht der Damentoilette, in das einförmig schwarz-weiß-grau gehaltene Bild der Herrenkleidung freiere Töne, Farben und Formen zu bringen und unseren so konventionellen Festen ein bißchen Glanz und Freude zu verleihen. Das verstehen natürlich die liebenswürdigen Trägerinnen noch besser als ihre farbenfrohen Toiletten.



Oberleutn. v. Stephani zeichnete sich als Führer der Grenzexpedition in Kamerun aus.



Kapellmeister Viktor Hollaender, feierte sein 25jähriges Komponistenjubiläum.



Die Brautjungfern in Directoire-Kostümen.

Ein farbenprächtiger Hochzeitszug bei der Vermählung der Miß Froude Bellen und des Mr. Harry C. Norten in London.

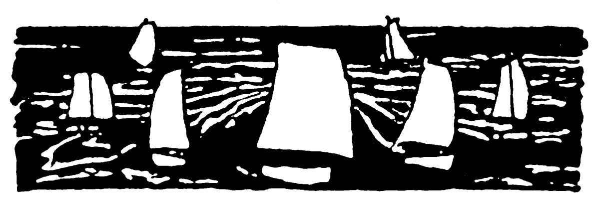
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 7. | Berlin, den 13. Februar 1909. | 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 7.

Seite
Die sieben Tage der Woche . . . 261
Frauen als Schulleiterinnen. Von Direktor Dr. Hugo Gruber . . . 261
Das Schachturnier zu St. Petersburg. Von Dr. Emanuel Lasker . . . 264
Etwas Deutsch für die deutsche Frau. Plauderei von Eva Gräfin von Baudissin . . . 265
Die jüngste Ueberschwemmungskatastrophe. Von Dr. R. Hennig . . . 266
Unsere Bilder . . . 267
Die Börsenwoche . . . 268
Die Toten der Woche . . . 268
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen) . . . 269
Hanseaten. Roman von Rudolf Herzog . . . 277
Tiere als Werkmeister. Von Dr. Fritz Skowronnek . . . 282
Die Operette. Von Paul Felix. (Mit 28 Abbildungen) . . . 284
Die schweizerischen Alpenpässe. Der Gotthardpaß. Von A. Krenn. (Mit 9 Abbild.) 291
Droesigl. Roman von Georg Freiherrn von Ompteda (Schluß) . . . 295
Das frühe Bild. Gedicht von Erna Heinemann-Grautoff . . . 298
Die moderne Gesellschaftstoilette. (Mit 8 Abbildungen) . . . 298
Bilder aus aller Welt . . . 301



Die sieben Tage der Woche.

4. Februar.

Aus allen Teilen Deutschlands kommen Nachrichten über große Hochfluten und Ueberschwemmungen, die großen Schaden anrichten und Menschenleben vernichten (Abb. S. 272—275).

Aus Carracas wird gemeldet, daß zwischen dem Deutschen Reich und Venezuela ein Handels- und Schiffahrtsvertrag abgeschlossen worden ist.

Die zweite holländische Kammer genehmigt den Schiedsgerichtsvertrag mit den Vereinigten Staaten von Amerika.

Aus Sacramento wird gemeldet, daß die kalifornische Repräsentantenkammer das gegen die Japaner gerichtete Gesetz betreffend das Verbot des Landerwerbs durch Fremde mit 48 gegen 28 Stimmen abgelehnt hat. Dagegen wird die Vorlage über den Ausschluß der Japaner von den öffentlichen Schulen angenommen.

5. Februar.

Der Reichstag gewährt mit 190 gegen 122 Stimmen der Regierung die nachgesuchte Indemnität für die Verausgabung von 200 000 Mark zu Vorarbeiten für den Bau der Bahn Windhuk—Rehobot im Jahre 1904.

Staatssekretär von Bethmann-Hollweg erklärt im Reichstag, daß die Arbeiter-Hinterbliebenen-Versicherung nicht ohne Beiträge der Arbeitgeber und Arbeitnehmer durchführbar sein werde.

Der oldenburgische Landtag nimmt einen Antrag auf Einführung des Pluralwahlrechts im Großherzogtum an. Dadurch wird der im vorigen Jahr gefaßte Beschluß, das Reichstagswahlrecht einzuführen, hinfällig.

Die Session des österreichischen Reichsrats wird wegen der Obstruktion der Tschechen gegen die Sprachenvorlage für Böhmen geschlossen. Es kommt darauf zu unerhörten Skandal- und Prügelszenen zwischen Tschechen und Deutschen.

6. Februar.

Unter den Mohammedanern in Mittelafrika macht sich eine fanatische religiöse Bewegung bemerkbar. In einem Kampf zwischen französischen Kolonialtruppen und Eingeborenen am Tschadsee werden zwölf französische Schützen getötet.

Aus Santiago de Chile wird gemeldet, daß die Geschäftsräume der deutschen Gesandtschaft durch Feuer zerstört wurden. Der Gesandtschaftsekretär Becert wurde mit gespaltenem Schädel unter den Trümmern aufgefunden.

Im Berliner Hochbahnprozeß wird der Angeklagte Schreiber zu einem Jahr und neun Monaten Gefängnis verurteilt, der Angeklagte Wende freigesprochen.

7. Februar.

In Prag geht der Bummel der deutschen Studenten ohne wesentliche Ausschreitungen der Tschechen vorüber.

In Bozen stirbt, 73 Jahre alt, der frühere Reichstags- und Landtagsabgeordnete Hofpred. a. D. Adolf Stöcker (Portr. S. 276).

8. Februar.

Das englische Königspaar tritt von London aus die Reise nach Deutschland an.

Durch Dekret des Königs Viktor Emanuel wird nach dem Antrage des Ministeriums Giolitti die italienische Kammer aufgelöst. Die Neuwahlen werden auf den 7. März anberaumt.

9. Februar.

Das englische Königspaar trifft in Berlin ein, wird am Lehrter Bahnhof vom Kaiserpaar empfangen und am Brandenburger Tor vom Oberbürgermeister Kirschner namens der Stadt begrüßt (Abb. S. 269).

Im Auswärtigen Amt zu Berlin wird das deutsch-französische Abkommen über Marokko vom Staatssekretär von Schoen und dem französischen Botschafter Cambon unterzeichnet.

In Berlin und seinen Vororten veranstalten die Sozialdemokraten 15 Arbeitslosenversammlungen. Es schließen sich daran Straßendemonstrationen, die die Polizei an verschiedenen Stellen zum Einschreiten nötigen.

10. Februar.

Im Berliner Rathause findet ein feierlicher Empfang des Königs Eduard statt.

Aus Sofia wird gemeldet, daß die bulgarische Regierung die Demobilisierung sämtlicher Grenztruppen angeordnet hat.

Frauen als Schulleiterinnen.

Von Direktor Dr. Hugo Gruber, Berlin-Wilmersdorf.

Man müßte in der Tat blind sein, wollte man die segensreiche Betätigung des weiblichen Geschlechts auf dem sozialen Gebiet leugnen. Deshalb erscheint es eigenartig, daß, im Gegensatz zu anderen Städten, auch gegenwärtig noch seitens der städtischen Armenkommissionen in Berlin die Zulassung der Frauen als Armenpflegerinnen bekämpft wird, obwohl der gerecht Urteilende zugeben muß, daß gerade die Liebestätigkeit von jeher das Gebiet für das Wirken der Frauen gewesen ist, sie auf diesem Gebiet Wertvolles erreicht haben und auch sicherlich in Zukunft erreichen werden. Neben der verfügbaren Zeit ist ohne Zweifel der Frau in ganz anderer Weise als dem Mann der richtige Blick für die oft schwierigen Verhältnisse bedrängter Familien eigen. Voraussichtlich wird auch in Berlin jener Widerstand bald schwinden, der sich vermutlich auch an anderen Orten anfänglich bemerkbar machte, dem man dort aber wohl weniger Beachtung schenkte,

so daß er bald der besseren Einsicht wich, die auf der Erfahrung allein beruht.

Wesentlich schärfer erscheint der Widerstand, der gegenwärtig den Frauen als Schulleiterinnen entgegentritt.

Nach den Bestimmungen über die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens in Preußen sind fortan Lehrerinnen zur Leitung der höheren Mädchenschulen, der höheren Seminare, Lyzeen und Studienanstalten befugt, sofern sie ihre Befähigung zur Bekleidung von Oberlehrerinnenstellen nachgewiesen haben. Die Prüfung als Schulvorsteherin wird von ihnen nicht mehr gefordert. Durch diese den Oberlehrerinnen verliehene Berechtigung, die in Zukunft die „Frau Direktorin“ sogar als Vorgesetzte des studierten Mannes zuläßt, ist eine Erregung entfacht worden, die mit jedem Tag immer weitere Kreise zieht, so daß schließlich die Oberlehrer und ordentlichen Lehrer unserer öffentlichen höheren Mädchenschulen nicht einmal mehr als die daran zunächst Beteiligten erscheinen. Selbst von Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts, und zwar nicht nur von verheirateten, wird jetzt nicht vereinzelt die Frage aufgeworfen: In welchem anderen Beruf ist die Frau die Vorgesetzte des Mannes?

Es wäre durchaus verfehlt, die Frage, ob die Frau als Leiterin einer öffentlichen höheren Mädchenschule, einer Studienanstalt oder eines Lyzeums geeignet erscheint oder nicht, kurzerhand mit einem Ja oder Nein zu beantworten. Dazu fehlt vor allem die Erfahrung, die uns auch noch nicht die nächsten Jahre gewähren können. Es gilt im Augenblick vielmehr, die tatsächlichen Verhältnisse zu betrachten und Erwägungen anzustellen darüber, was einem friedlichen Zusammenwirken des Mannes und der Frau an unseren öffentlichen höheren Mädchenschulen zum Vorteil gereichen könnte, einem harmonischen Zusammenwirken, das zurzeit teilweise durch unberechtigte Strömungen von außen her gefährdet ist.

Die Bewährung der Frauen als Leiterinnen privater höherer Mädchenschulen steht im allgemeinen fest. Sie haben in taktvoller Weise den jungen Lehrerinnen die Wege gebahnt, haben sie mit der Eigenart der Behandlung der Schülerinnen vertraut gemacht und sind ihnen oftmals wahre Führerinnen und Beraterinnen für ihre Berufsarbeit geworden. Auf Grund der Erfahrungen, die ich in dieser Hinsicht während meiner fast zwölfjährigen Tätigkeit als Direktor einer der größten öffentlichen höheren Mädchenschulen unseres Vaterlandes sammeln durfte, habe ich meinen Schülerinnen, wenn ich sie nach abgelegter Lehrerinnenprüfung aus dem Seminar zu entlassen hatte, immer erneut den Rat gegeben: Wählen Sie zunächst eine tüchtige Privatschule als Stätte Ihrer Wirksamkeit; dort finden Sie die Hilfe, die Ihnen seitens der Leiter von Volks- und öffentlichen höheren Mädchenschulen nicht in gleichem Maße gewährt werden kann. —

Es steht ferner fest, daß an unseren privaten höheren Mädchenschulen unter Schulvorsteherinnen männliche Lehrkräfte in einer Weise wirken, die auch nicht im entferntesten den Gedanken an eine Disharmonie aufkommen läßt.

Und trotz dieser Verhältnisse an den privaten höheren Mädchenschulen ein wachsender Widerstand gegen die Frau als Leiterin öffentlicher höherer Mädchenschulen, Studienanstalten und Lyzeen? Er erscheint beim ersten Blick befremdlich. Man vergesse nun aber nicht, daß der Mann an den privaten höheren Mädchenschulen im Nebenamt tätig ist, diese nebenamtliche Stellung, die ihm oftmals einen recht beträchtlichen Zuschuß zu seinem Einkommen im Hauptamt gewährt, freiwillig übernommen hat, mithin auch daraus scheiden kann, wenn ihm die Verhältnisse an der Anstalt nicht behagen. Die Schulvorsteherin ist für ihn nicht die Vorgesetzte, sondern die Leiterin einer Anstalt, der er gleichsam aus Gefälligkeit seine Dienste leiht, und der er seinen oftmals begehrten Rat zur Verfügung stellt.

An den öffentlichen Anstalten liegen aber die Verhältnisse für die Frau als Leiterin wesentlich anders als an privaten höheren Mädchenschulen. Sie ist an der öffentlichen Schule die Vorgesetzte des Kollegiums, sie hat dort ferner mit gewissen Schwierigkeiten zu kämpfen, die der Schulvorsteherin einer Privatschule unbekannt bleiben.

Da sind es zunächst die Eltern, insbesondere die Väter, die Schwierigkeiten machen, zumal in einer Zeit, in der sich das männliche Geschlecht endlich dazu aufgerafft hat, die Bildung der Tochter nicht mehr als so nebensächlich wie ehedem anzusehen, in einer Zeit, die nur noch rückständige Väter im Hinblick auf die Weiterbildung zu dem alten Ausspruch begeistert, „für die Tochter ist sie doch nicht so notwendig wie für den Sohn“. Die Direktoren der öffentlichen höheren Mädchenschulen werden mir darin beistimmen, daß sich die Zahl derjenigen Väter in den letzten Jahren wesentlich vermehrt hat, die teils allein, teils auch in Begleitung der Gattin in der Sprechstunde erscheinen, um über die Zukunft der Tochter Aufschluß zu erhalten, mit dem Direktor vereint die Vorteile dieser und jener Ausbildung zu erwägen und danach die entsprechenden Entschlüsse zu fassen. Das wird aber wieder anders werden, wenn eine Dame die Leitung der Anstalt in der Hand hat. Dann wird es — zum Nachteil der Tochter — wieder die Aufgabe der Mutter allein sein, die Wege des Kindes zu ebnen; denn die Väter, denen die Gelegenheit genommen ist, mit dem Manne zu verhandeln, werden sich zurückhalten, auch den Ansichten der Leiterin, schon weil ihr nicht, wie dem verheirateten Manne, die Erfahrungen in der eigenen Familie zur Seite stehen, ein Hemmnis entgegensetzen, das zuweilen die Grenze passiven Widerstandes überschreiten wird.

Immerhin wird eine ausgeprägte Persönlichkeit, die über ein gewisses Alter, wissenschaftliche Bildung, reiche Lebenserfahrung und praktische Unterrichtserfolge verfügt — und eine solche kann selbstverständlich nur als Leiterin einer öffentlichen höheren Mädchenschule in Betracht kommen — die Schwierigkeiten, die ihr seitens des Hauses entgegentreten, leichter überwinden als diejenigen, die ihr die Gemeindebehörden bereiten können.

Berlin und andere größere Städte, in denen ein Stadtschulrat im Magistratskollegium Sitz und Stimme hat, scheiden hierbei aus, da es jenen obliegt, allerdings mit Unterstützung der jeweiligen Direktoren, die für das Schulwesen der Stadt notwendigen Einrichtungen vorzubereiten und durchzusetzen. An wie vielen Orten, die öffentliche höhere Mädchenschulen aufweisen, ist denn aber ein Stadtschulrat tätig? Wo er fehlt, fallen den Leitern der Schulen im wesentlichen die Aufgaben zu, die jener zu leisten hat, und auch die Leiterin der öffentlichen höheren Mädchenschule hat sich dort nicht nur um Lehrende und Lernende zu kümmern, sie hat auch, zuweilen sogar im Plenum der Stadverordnetenversammlung oder der Gemeindevertretung, allgemeine Fragen zu erörtern, die sich mit den verschiedensten



Angelegenheiten der Schule beschäftigen. Der Leiterin bleibt die Aufgabe nicht erspart, die berechtigten Wünsche der Lehrkräfte der städtischen Behörde und die Wünsche der Gemeinde wider der vorgesetzten Schulbehörde, dem Provinzial-Schulkollegium und selbst dem Kultusministerium, in einer Weise zu übermitteln, daß ihre Erfüllung auf keinen Widerstand stößt. Die Leiterin hat ferner nicht nur dem Unterricht fremder Lehrkräfte in anderen höheren Mädchenschulen, sondern auch in Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen beizuwohnen, um geeigneten Ersatz für die eigene Anstalt vorzuschlagen, sie muß aber schließlich auch unberechtigten Forderungen in einer Weise begegnen, die weder Takt noch gehörige Schärfe vermissen läßt. Der Mann als Leiter jener Anstalten weiß, wie oft auch an ihn die Aufgabe herantritt, „als Mann gegen Mann zu stehen". Daß es aber für eine Frau, und zwar für eine Dame der Gesellschaft, in einer solchen Lage überaus schwer ist, richtig zu handeln und gleichzeitig so zu handeln, daß die eigene Ruhe und auch ihre Autorität nicht leiden, läßt sich leicht ermessen.

Den größten Schwierigkeiten begegnet aber die Frau als Leiterin einer öffentlichen höheren Mädchenschule im Lehrerkollegium selbst, dem nach den neuen „Bestimmungen" männliche und weibliche Kräfte in annähernd gleicher Zahl angehören müssen. Der Verband der Philologen an den höheren Mädchenschulen hat kürzlich an die preußischen Abgeordneten ein Schriftstück versandt, in dem ausgeführt wird: „Nach dem Wortlaut der Verfassung kommt nur den Männern die Regierung und Verwaltung des Staates zu. Aber auch dem Geiste der Verfassung würde es widersprechen, wollte man in einem Zweige der öffentlichen Verwaltung die Frau zur Vorgesetzten von Männern machen. Es widerspricht dies auch der ganzen Auffassung des deutschen Volkes. Männer, die unter der Leitung einer Frau stehen, werden nicht als vollwertig angesehen. Nur dann vermögen wir dem Verlangen zuzustimmen, daß den Frauen die Leitung der öffentlichen höheren Mädchenschulen eingeräumt wird, wenn die Königliche Regierung und der Landtag grundsätzlich der studierten Frau alle Verwaltungszweige öffnen und ihr überall die gleichen Rechte mit den Männern zugestehen wollen." — Die Frau als Leiterin jener Anstalt erfährt hier also eine unbedingte Ablehnung, und zwar nicht etwa aus dem Grunde, wie es zum Teil schon früher geschah, weil sie als Oberlehrerin, die nach der Prüfungsordnung vom 15. Juni 1900 geprüft ist, eine dem Oberlehrer nicht gleichwertige Vorbildung besitzt; denn es werden zweifellos doch nur solche Oberlehrerinnen in eine Stellung als Direktorin berufen werden, die rite pro facultate docendi geprüft sind, auch das Seminar- und Probejahr abgelegt und sich unterrichtlich und erziehlich bewährt haben: die Ablehnung gründet sich im besonderen auf das natürliche Empfinden des Mannes, eine Frau als Vorgesetzte zu haben. Und doch bin ich überzeugt, daß sich hier Wege finden lassen müssen, um versöhnend zu wirken. Mit allgemeinen „Aufklärungen" oder gar „Warnungen" sollte man recht vorsichtig sein; denn es sprechen doch im Leben des einzelnen Menschen oftmals so besondere Umstände mit, daß es als ein Eingriff in die freie Entschließung des einzelnen gelten muß, ihm durch die Allgemeinheit Pflichten aufzuerlegen, denen er sich aus Ueberzeugung nicht unterziehen kann noch mag. Es ist sicherlich verständlich, wenn z. B. ein Oberlehrer, der aus besonderen Umständen den Ort seiner Tätigkeit verlegen will, eine Stellung an einer Anstalt zu übernehmen bereit ist, die etwa einen seminarisch gebildeten Leiter hat. Ich sage ausdrücklich: aus besonderen Umständen. Warum dann noch warnen? Das ist doch seine eigene Angelegenheit. Auch wird ihm ja nicht entgangen sein, daß in Kunzes Kalender für das höhere Schulwesen Preußens alles nötige Material enthalten ist, um sich über die Verhältnisse an der neuen Anstalt zu unterrichten. Aehnlich aber verhält es sich auch meines Erachtens mit der Wirksamkeit des Mannes an einer höheren Mädchenschule, die unter weiblicher Leitung steht. Dem einzelnen sollte hier die freie Wahl nicht unmöglich gemacht werden. Der junge Oberlehrer hat übrigens zurzeit reiche Auswahl; denn es ist ja bekannt, daß es selbst für Gymnasien und Oberrealschulen, besonders in kleinen Städten, zuweilen sehr schwierig ist, geeignete akademische Lehrkräfte zu erhalten. Bei den öffentlichen höheren Mädchenschulen, die übrigens nur mit geringen Ausnahmen sämtlich unter männlicher Leitung stehen, liegen die Verhältnisse noch wesentlich ungünstiger. So sind in der Zeit vom 1. Oktober 1908 bis zum 15. Januar 1909 allein 100 Oberlehrerstellen an diesen Anstalten zur Besetzung ausgeschrieben worden, und aller Voraussicht nach werden noch mehr Ausschreibungen folgen. Wenn unter solchen für die Philologen günstigen Verhältnissen der junge Oberlehrer aus guten Gründen eine Anstalt wählt, die eine Frau leitet, so sollte man ihn auch ruhig gewähren lassen und nicht etwa zurückhalten.

Bei den Staatsanstalten erscheint die Sachlage schwieriger. Dort steht es der vorgesetzten Behörde, also dem Provinzialschulkollegium bzw. dem Ministerium, zu, die Versetzung der einzelnen Lehrkräfte nach eigenem Ermessen zu regeln. Und doch bietet gerade hier das Vorgehen des Staates ein Vorbild für die städtischen Behörden, die Patrone höherer Mädchenschulen sind und sich bereits jetzt schon in Rücksicht auf die männlichen Lehrkräfte der einzelnen Anstalten in eine eigenartige Lage versetzt glauben. Auch die staatliche Behörde wird nicht ohne weiteres, jedenfalls nicht ohne Zustimmung des betreffenden Oberlehrers, seine Versetzung von einer höheren Mädchenschule unter männlicher Leitung an eine solche unter weiblicher Leitung verfügen. So werden auch die städtischen Behörden, falls sie mit der Absicht umgehen, an eine bestehende höhere Mädchenschule eine Frau als Leiterin zu berufen, richtig handeln, wenn sie mit den dort bereits wirkenden männlichen Lehrkräften in Verhandlung treten. Sollten diese Lehrkräfte die Möglichkeit verneinen, auch unter diesen veränderten Verhältnissen mit gleicher Freudigkeit an der betreffenden Anstalt zu wirken, so wäre ihnen billigerweise die Gelegenheit zu geben, an eine andere höhere Lehranstalt des Ortes überzutreten. Wenn dann in Zukunft sämtliche akademische Lehrkräfte unterschiedslos an eine höhere Lehranstalt, nicht aber an ein Gymnasium oder an eine höhere Mädchenschule des betreffenden Ortes, berufen würden, ein Brauch, der sich in Süddeutschland übrigens bewährt hat, so wären von vornherein gewisse Schwierigkeiten, die sich später bei dem Uebertritt an höhere Knabenanstalten ergeben könnten, beseitigt. Dann wäre aber auch gleichzeitig den Gymnasiallehrern die Möglichkeit gegeben, den Betrieb an weiblichen Unterrichtsanstalten näher kennen zu lernen, der ihnen leider oft eigenartig

geschildert wird. In jedem Falle wird es eine wichtige Angelegenheit der einzelnen Lehrkräfte sein, sich zur geeigneten Zeit mit ihren Patronaten zu verständigen, um nicht plötzlich durch unvorhergesehene Maßnahmen in eine Zwangslage zu geraten.

Wenn allerdings die städtischen Behörden dem Vorgehen des Staates nicht folgen wollen, so werden sie es erleben müssen, daß früher oder später innerhalb des Lehrkörpers der Anstalt eine Spaltung eintritt, die dieser sicherlich zum größten Nachteil gereichen muß. Das freudige Zusammenarbeiten aber von Leitenden und Lehrenden sollte den Gemeinden wahrlich höher stehen als das oft unberechtigte Streben, nach außenhin modern zu erscheinen.

Das Schachturnier zu St. Petersburg.

Von Dr. Emanuel Lasker.

Am 15. Februar beginnt das internationale Schachturnier, das die St. Petersburger Schachfreunde zu Ehren des unlängst verstorbenen großen russischen Meisters Michael Iwanowitsch Tschigorin veranstalten. Da wird gekämpft werden wie vordem auf den Turnieren der Ritter. Zwar nicht hoch zu Roß mit der Lanze und dem Schwert, sondern nur auf den 64 Feldern des Schachbrettes mit seinen den Regeln gehorchenden 32 Figuren; aber genau so leidenschaftlich und inbrünstig wie auf dem Turnierplatz des Mittelalters.

Es ist eine schöne Sache, daß die moderne Welt die uralte Gepflogenheit der Wettkämpfe noch nicht aufgegeben hat. Was sonst sein würde, kann man sich vorstellen, wenn man sich zurückruft, was für Zustände in der Schachwelt vor der Zeit der Turniere herrschten. Damals hatte jede große Stadt ihren Schachheros, der alle seine Mitbürger schlug und daher der stärkste Schachspieler der Welt war. Verlor er einmal, so war es, weil er seinen Gegner nicht ernst genommen hatte, oder weil er zufällig sehr schlecht disponiert war. Wagte ein junger Spieler ihn herauszufordern, wurde diese Keckheit mit einem mitleidig-verächtlichen Achselzucken aufgenommen. Die Welt hatte damals viele Härten für das jugendliche Schachtalent, das sich durchringen wollte.

Seit 1851 ist dies anders geworden. Als London die große Ausstellung ins Leben rief, von der die Engländer behaupten, daß sie die anderen Völker geschäftlich und industriell aus dem Schlaf rüttelte, kam auch das erste internationale Schachturnier zustande. Ein Komitee, an dessen Spitze der berühmte englische Schachmeister Howard Staunton stand, lud die Schachmeister aller Nationen zum Wettbewerb um den Lorbeer der Weltmeisterschaft ein. Deutschland sandte Anderssen, Frankreich Kieseritzky, Ungarn Szen, und viele andere minder Berühmte trafen dort zusammen. Sie kämpften, und das Unerwartete geschah. Wohl niemand hatte es vorausgesehen, der Deutsche gewann. Darob war großer Jubel in deutschen Landen. Seit jener Zeit sind viele Turniere gehalten worden, und recht oft ist das Unerwartete Ereignis geworden. Dies ist eben das Schöne daran. In dem harten Kampfe zeigt sich erst der Meister. Die Vermutungen und Theorien werden da erwiesen und als wertloser Schutt aus dem Wege geräumt. Die Bahn wird frei für den Fortschritt.

Die Liste der Teilnehmer am St. Petersburger Turnier wird erst im letzten Augenblick bekannt gegeben werden, doch ist die Anteilnahme der hauptsächlichen Konkurrenten schon jetzt außer Zweifel. Rußland ist vertreten durch Rubinstein und Bernstein, Oesterreich durch Schlechter, Duras und Vidmar. Man erwartet, daß von Deutschen, außer mir, Teichmann und Mieses mittun werden. Holland sendet Speyer. Es ringen also zwanzig Meister um die Palme des Sieges. — Von diesen ist der interessanteste Schlechter. Er ist vierunddreißig Jahre alt, kerngesund an Leib, Verstand und Vernunft, von hoher origineller Begabung für das Schachspiel und von großem Wissen. Sein Stil ändert sich zwar noch, doch stehen einige Eigenarten davon schon fest. Er beurteilt seine Stellung ganz objektiv. Steht er gut, so attackiert er nachhaltig und klug. Ist seine Position der des Gegners gleichwertig, so spielt er wachsam und ohne falsche Illusionen. Treibt er dem Verluste zu, so wird er zum Desperado. Dann stellt er dem Gegner listige Fallen, dann macht er verzweifelte Angriffe oder leistet hartnäckigsten Widerstand, wie es die Umstände erheischen. Er ist ein Vorbild für den wahren Kämpfer. Auch in der Art, wie er Sieg oder Niederlage hinnimmt. Er verletzt nie die Gefühle seines Gegners. In Turnieren ist er ein um so furchtbarerer Konkurrent, als er eine ausgesprochene Vorliebe für diese Form des Wettbewerbs hegt. Was Austern und Wein für Feinschmecker, das ist eine schwere Schachpartie für Schlechter.

Rubinstein und Bernstein sind etwa zehn Jahre jünger als Schlechter, doch beinahe ebenso bedeutend. Es ist eine schwierige Sache, den ebenso ungestümen wie tief durchdachten Angriffen von Bernstein zu widerstehen; eine schwierigere, Rubinstein irgendeinen Vorteil abzugewinnen. Bernstein hat sich letzthin aus dem Schachleben zurückgezogen, um sich seiner jungen Frau zu widmen. Das Petersburger Turnier ist sein erstes Auftreten seit zwei Jahren. Bei einem so jungen Manne kann diese Ruhezeit große Veränderungen hervorgerufen haben, nach oben wie unten. Man wird daher abwarten müssen, wie er sich entwickelt hat. Von Rubinstein kann man mit Sicherheit vorhersagen, daß er mit Ehren kämpfen wird. Er ist von unerschütterlicher Kaltblütigkeit. Sein Wissen übertrifft das irgendeines anderen Schachmeisters; behauptet man doch von ihm, daß er die berühmten Partien aller Meister, der verstorbenen wie lebenden, im Kopfe habe.

Duras ist ein Tscheche. Infolge seiner Triumphe auf dem Schachbrett, insbesondere seines Sieges im letzten Jahre zu Prag, ist er ein Nationalheld seiner Landsleute geworden. Ihm mangelt die Objektivität von Schlechter, aber er hat einen unerschöpflichen Born von Phantasie und Tatkraft, die ihn befähigen, geistreiche Angriffe zu ersinnen wie in schwierigen Lagen überraschende Ressourcen zu entdecken. Zudem ist er sehr jung. Was ihm fehlt, kann er sich daher wohl noch erwerben.

Vidmar stammt aus der Bukowina. Er ist ein Mann, der sich durchsetzt, ohne daß man es merkt.

Geräuschlos erzielt er seine Erfolge, bis die Konkurrenten sich plötzlich des Rivalen bewußt werden. Seine Züge sind selten „Schlager", aber er legt eine Partie tief an, und seine Ausführung ist von schöner Einfachheit. Er ist der jüngste der Teilnehmer, etwa zweiundzwanzig Jahre.

Von den alten Schachmeistern, wie Teichmann, Marco, Mieses, und den ganz jungen, ihrem Stile nach noch unbekannten, wie Speyer und Tartakower, will ich hier nicht reden. Dieser Bericht wüchse sonst über die Grenzen des verfügbaren Raumes an.

Wird nun der Stärkste gewinnen, oder wird der Erfolg vom Glück abhängig sein? Es ist dies eine schwere Frage, die man bei ähnlichen Anlässen schon häufig gestellt hat, und auf die es leider nur eine bedingte Antwort gibt. Die Antwort hängt davon ab, was man unter der „Stärke" eines Meisters und unter „Glück" verstanden wissen will. Verfährt man aber nach vernünftigen Regeln, so braucht man die Antwort nicht schuldig zu bleiben. Ganz sicherlich gewinnt immer der Stärkere, weil eben der, der die Partie gewinnt, in dem Augenblick seinem Gegner überlegen ist. Eine andere Bestimmung der Stärke wäre sehr ungewiß. Die Leistung entscheidet über die Leistungsfähigkeit und der Durchschnitt aller Leistungen eines Menschen über seine durchschnittliche Begabung. So spricht der gesunde Menschenverstand. Das einzige Glück, das man haben kann, ist demnach, besser disponiert zu sein als der Gegner. Ganz ohne Glück wird man ja niemals Erfolge zu erringen vermögen, denn, da man nicht alles vorhersehen kann noch braucht, so ist der Zufall souverain. Aber man kann Vertrauen in die Gerechtigkeitsliebe dieses Despoten haben. Moltke hat behauptet, daß fast immer dem tüchtigeren General der Sieg zufalle.

Etwas Deutsch für die deutsche Frau.

Plauderei von Eva Gräfin von Baudissin.

Wenn man durch das Schicksal — heiße es Militärkabinett oder etwas anders — gezwungen worden ist, seinen Wohnsitz öfters in Deutschland zu verlegen: vom äußersten Norden in den Süden oder von Ostpreußen zur französischen Grenze, so hat man sich neben vielem anderen, das eine Aenderung der Lebensgewohnheiten und -einrichtungen aufzwingt, auch mit der verschiedensten Bezeichnung für Dinge abzufinden, von denen man, ihrer Alltäglichkeit wegen, annehmen könnte, sie sei überall in Deutschland gleichlautend. Voll schmerzlicher Ueberraschung gewahrt man, daß es kein reines, überall verständliches „Reichsdeutsch", wie die Oesterreicher voll Anerkennung sagen, gibt, ja, daß sich in dieser Verschiedenheit der Ausdrücke gerade für alltägliche Dinge ein wenig die ewige Unverträglichkeit der Deutschen wie das Bild der Kleinstaaterei unseres Vaterlandes widerspiegelt. Eine Frau, belastet mit hauswirtschaftlichen Sorgen, kann diese Beobachtung vielleicht besser anstellen als ein Mann, für dessen Beruf die Ausdrücke im allgemeinen schablonenmäßiger sein werden, obgleich auch hier allerlei Variationen vorhanden sind (ich erinnere z. B. nur daran, daß man im Süden auf die Regimentskanzlei statt aufs Bureau geht, und daß die Offiziere in Offiziersspeiseanstalten essen statt wie bei uns in Messen oder Kasinos). Für die Frau aber beginnt der Kampf für ihre wie der Familie Behaglichkeit schon beim Einzug mit der wichtigsten Person des Hauses, dem Hausverweser, der in Hamburg schlechthin „Vize" (Abkürzung von Vizewirt), in Berlin „Portier" gerufen wird, während bereits das liebenswürdige Sachsen „ihr" die Würde mit dem Titel „Hausmannsfrau" verleiht und in Bayern unter gänzlicher Ignorierung des Mannes nur „d' Hausmoaschterin" regiert. Und wie —! Denn versteht man es nicht, sich mit ihr und ihren Reinlichkeitsbegriffen gut zu stellen, so darf man sicher sein, daß auch „d' Wäscherin" und „d' Puzerin" sich bald von der Herrschaft zurückziehen. Auch der Name für das von den Ehemännern besonders gefürchtete Reinmachen wechselt; im Süden hat man „Stöberei", nördlicher „großes Aufräumen", beim deutschen Nordpol herum „Großrein-", in Berlin „Großreinemachen". Ebenso passen sich die zu diesen Festtagen nötigen Instrumente dem Charakter der Landschaft an; das kräftige Niedersachsen schreit nach einem „Feudel" oder „Feul", wenn es einen Aufwischlappen braucht, nach einem „Leuwagen" (Schrubber am Stiel) und nach einer „Handeule", wenn es sich um einen Handfeger oder -besen, im Süden „der Wiesch" genannt, handelt. Der Eimer, plattdeutsch „Emmer", nimmt in Ostpreußen schon kurländische Färbung als „Span" an. Die schleswig-holsteinische „Wäscheballje" wird zum „Waschfaß" in Sachsen, zum „Zuber" oder „Schaffi" im Süden. Im Norden „plättet" man die Wäsche, nachdem sie „gemangelt" wurde; im Herzen Deutschlands bezeichnet man das letztere Verfahren mit „rollen", im Süden, sofern es überhaupt geschieht, „mangt" man, ehe „gebügelt" wird. Wellenförmige Ornamente mit Scheren in die Besätze der Wäsche zu „tollen", wie man im Norden sagt, nennt man in den mittäglichen Provinzen „glocken", im Schatten der Alpen „goufrieren". Um den Damen, die all diese Kunstfertigkeiten ausführen, noch ein Wort zu gönnen, sei bemerkt, daß sie an der Waterkant weniger auf die Dicke des Brotes als auf die des Belags sehen und heiße, alkoholische Getränke bevorzugen; in Sachsen dagegen ist feingeschnittenes Brot der Beweis schmutzigen Geizes und Kaffee ad libitum vom späten Morgen bis zum frühen Abend Bedingung. Bayerns Töchter verlangen Bier und nochmals Bier zur „Brotzeit", dem Frühstück, zur „Jause" und zum Abend und stehen allen Gerichten außer „Ochsenfleisch mit Gemüs'" mißtrauisch gegenüber.

Und nun dieses Ochsenfleisch! Daß überall in Deutschland die Tiere verschieden gewachsen sind, steht für mich fest — nur gleich viele Knochen haben sie! —; aber was hier Roastbeef heißt, gilt dort als Lende, und unser schönes norddeutsches „Dickelang" und „Dünnelang" taucht als „Schlüssl", „Spitzbraten", „Rosenspitz", „Zwergripp", „Rostbraten" auf; sogar „Kronfleischküchen" gibt es in Bayern, in denen um Billiges nichts als das berühmte „Kronfleisch" (Kopffleisch) verkauft wird. Die Kalbsmilch, „Schweser" im Norden, erscheint im Süden als „Bries". Das Lungengeschlinge, Herz, Lunge und Leber umfassend, in dessen Finessen sich nördlich vom Main Mensch und Hund redlich teilen, marschiert südlich der Mainlinie als „Krös" auf; und die Gedärme heißen hier — man



staune! — „Inkreisch“. Kurz und gut, bis man alles Nötige beim Schlächter oder Metzger gelernt hat, auch daß es in Bayern Schweinefleisch nur beim „Charkutier“ gibt, zieht man schon wieder fort und versucht in einer anderen Gegend die richtige Auswahl aus den morgendlichen Mundsemmeln, Rundstücken, Schrippen, Wasserzwiebäcken, Kaiserbroten oder Eierweckln eines königlichen Hofmundbäckers zu treffen. Auf die ewige Auseinandersetzung über das, was Rüben, Wurzeln oder Karotten miteinander gemein oder verschieden haben, will ich mich nicht einlassen; nur daran erinnern, daß man in Bayern statt um Blumenkohl um Karfiol und statt um Rosenkohl ganz italienisch um Broccoli bitten muß. Tomaten heißen der österreichischen Grenze zu schon Paradiesäpfel, Aprikosenmarmelade zu allen Omeletten nur „Konfitur“, in Oesterreich „Marillenkonfitur“ und das würdige alte Pflaumenmus „Powidl“. Gewöhnliches Landbrot wird trotz grauweißer Farbe Schwarzbrot im Süden genannt, wo man eben köstliches, norddeutsches Roggenbrot nur in ältlichem Zustande in Delikatessegeschäften kaufen kann; Topf- oder Napfkuchen verfeinert sich zu „Guglhupf“. Den guten Bückling taufen die Sachsen selbstverständlich in „Pökling“ um, dagegen kennt man „gepökeltes“, starkgesalzenes Fleisch unter der Bezeichnung „Kasseler Rippespeer“ nur im Norden; der Hamburger nennt die beste Qualität „Nagelfleisch“. Und das heimatliche Gericht: „Schweinshaxn mit Kraut“ findet der Münchner in Berlin unter dem für ihn gänzlich unverständlichen Namen: „Eisbein mit Sauerkohl“ auf der Speisekarte vermerkt.

Die Handwerker tanzen im bunten Namenreigen mit; der Töpfer wird im Süden zum Hafner, der Klempner zum Spängler, der Böttcher zum Schäffler, während es in Hamburg noch einen Extramenschen gibt, den „Gasfitter“, einen Mechaniker, dem die Heilung der Gasrohre obliegt, und der mit einem Schatz an „Wihr“ (engl. wire) anrückt, wie der Hamburger Draht nennt. Bindfaden präsentiert sich in Sachsen als Zuckerschnur, in Bayern als Spagat. Die Tasse ohne Untersatz, das liebenswürdige südliche „Haferl“, tritt als ernstes „Köppen“ (engl. cup) im Norden auf; die Mecklenburgerin rührt ihr Apfelmus durch ein „Tehms“, die Bayerin gibt es durch einen „Seiher“; auch kocht sie nicht in Töpfen, sondern nur in „Tiegerln“ oder „Hafen“ und verwahrt ihre Vorräte in der „Speise“, die Sächsin großartig im „Speisegewölbe“, selbst wenn nur, wie es in angenehmen Mietswohnungen häufig der Fall ist, ein fensterloser Schrank in Frage kommt. Der in den Herd (Berlin: Kochmaschine) eingemauerte Kessel, Beikessel im Norden, wird im Süden mit „Schiff“ oder „Grant'l“ bezeichnet, der Wasser- und Bierhahn mit „Wechsel“; dagegen nennt der Husumer seinen Kessel mit heißem Grogwasser eine „Welle“, wahrscheinlich weil die Flut öfters in ihn zurückläuft. Eine Trittleiter nennt sich im malfreudigen München kurzweg „Staffelei“, und jeder Schrank, das Berliner Spind, wird hier zum einfachen „Kasten“.

Diese bescheidene kleine Blütenlese darf auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen; sie soll nur die deutsche Frau darauf hinweisen, daß es vorteilhaft ist, wenn man durch Deutschland wandern muß, erst „Deutsch“ zu lernen. Es ist nicht bequem, bei dem geringsten Wunsch für des Leibes Notdurft erst auf Umwegen zu gegenseitigem Verständnis zu gelangen.

Die jüngste Ueberschwemmungskatastrophe.

Von Dr. R. Hennig.

(Hierzu die Karte auf Seite 267.)

Die gewaltige Ueberschwemmung, die in den Tagen vom 3. bis 8. Februar große Teile von Deutschland heimgesucht hat, war seit langer Zeit die erste ausgedehntere und zerstörende Ueberflutung, die durch Schneeschmelze verursacht wurde. Alle sonstigen großen Ueberschwemmungen, die Deutschland in den letzten Jahrzehnten betroffen haben, wurden durch Wolkenbrüche und Landregen verursacht und fielen demnach fast durchweg in den Sommer. Die Schneeschmelze bedingt zwar alljährlich ein Anschwellen der Flüsse, aber zu verderblichen Hochwassern kommt es dabei glücklicherweise nur selten, und es müssen besondere Umstände wie diesmal zusammentreffen, um das Abfließen der Schmelzwasser gefährlich zu machen. Welches waren nun diese besonderen Umstände, die die jüngste Hochwasserkatastrophe bedingten, und welche Ursachen haben es bewirkt, daß die verheerenden Ueberschwemmungen sich diesmal fast ausnahmslos auf das mittlere Deutschland beschränkten, in Süddeutschland jedoch nur vereinzelt und im Osten (von einigen schlesischen Gebieten abgesehen) fast überhaupt nicht vorkamen? — Eine Betrachtung über die Gestaltung der Wetterlage in der ersten Februarwoche gibt uns die nötige Aufklärung.

Bekanntlich war der Winter 1908/9 bis Ende Januar in ganz Mitteleuropa auffallend niederschlagsarm, wie auch schon der voraufgegangene Sommer sich vielfach durch Trockenheit ausgezeichnet hatte. Da gingen plötzlich seit dem 30. Januar über weiten Gebieten Deutschlands und vor allem in den Mittelgebirgen gewaltige Schneefälle nieder, die zunächst von allen Sportfreunden sehr freudig begrüßt wurden, die aber dann unvermutet die Ursache der großen Ueberschwemmungen wurden. Am 3. Februar erfolgte ein rapider Wetterumschlag: ein im Westen Europas lagerndes barometrisches Hochdruckgebiet wurde gegen Süden verdrängt, und von Nordwesten her zog eine Depression heran, die in Mittel- und Westdeutschland starke Südwestwinde, eine sehr rasche und bedeutende Temperaturerhöhung und ergiebige Landregen hervorrief. Infolgedessen schmolzen die Schneedecken, die sich in den letzten Tagen gebildet hatten, ungewöhnlich rasch ab, und ihre Schmelzwasser, vereint mit den an sich schon sehr beträchtlichen Regenmengen, brachten die Flüsse zum Ueberlaufen. Vorwiegend wurden die Gebirgsgegenden Mitteldeutschlands und die an sie angrenzenden Gebiete betroffen, weil hier naturgemäß die stärksten Schneemassen sich aufgehäuft hatten. Wenn der Süden Deutschlands, von einigen Punkten abgesehen, glimpflich davongekommen ist, so lag dies an dem Umstand, daß sowohl die vorausgegangenen Schneefälle wie vor allem die Regenfälle erheblich schwächer waren als gerade in Mitteldeutschland und im Westen. Der Osten Preußens hingegen blieb deshalb wenig berührt, weil dort nur vorübergehend Tauwetter eintrat, während die Quellgebiete der Weichsel usw. überhaupt von dem Wetterumschlag nicht betroffen wurden. Nur in Schlesien kam es zu einem mäßigen Hochwasser einiger Gebirgsflüsse, weil hier einen Tag lang (am 5. Februar) starke Regenfälle und Schneeschmelze sich vereinigten.

Das Minimum, das das Hauptunheil verursacht hatte, lag am 3. Februar morgens über Südskandi-



navien, 24 Stunden später in Ostdeutschland. Die Lage komplizierte sich aber, weil am 4. Februar ein neues Minimum auf der Nordsee erschien, das alsdann am 5. Februar mitten durch Norddeutschland hindurchzog und die schon wieder vorübergegangenen Regenfälle aufs neue aufleben ließ. Es sind in diesen Tagen hier ungewöhnlich starke Niederschläge gefallen, wie sie im Winter selten sind, z. B. während der drei Tage vom 3. bis 5. Februar in Kassel 52, in Dresden 40, in Berlin 33 Millimeter Regen. Daß so beträchtliche Regenmassen in Zusammenhang mit den Schmelzwassern der rapide zerfließenden, starken Schneedecke in den gebirgigen Gegenden von den Flüssen nicht aufgenommen werden konnten, ist verständlich. Zumeist waren es gerade die kleineren Flüsse, die dem plötzlichen Andrang der Wassermassen am schlechtesten standhielten; die großen Ströme erreichten nur vereinzelt in der Nähe der Gebirge (Dresden) bedenkliche Höhen.

So verderblich die Katastrophe an sich ist, sie hätte unschwer noch einen sehr viel bedeutenderen Umfang annehmen können. Noch am 6. morgens lag die schwere Gefahr vor, daß den beiden regenbringenden Depressionen vom 3. und 5. Februar weitere Minima und neuer Regen folgen würden, wie es bei ähnlichen Wetterlagen sehr oft der Fall ist. Die nördliche Ausbreitung des südwesteuropäischen Maximums und das gleichzeitig infolge der entstehenden nördlichen Winde neu auftretende Frostwetter machten der Gefahr jedoch, als sie am größten war, ein rasches Ende.

Zum Schluß darf darauf hingewiesen werden, daß nach den vorliegenden Meldungen in den deutschen Talsperrengebieten die Vorkehrungen zum Abwehren der Ueberschwemmungen sich wieder aufs glänzendste bewährt haben, wie es ja auch nicht anders zu erwarten war. Vielleicht hat die jüngste Wetterkatastrophe das eine Gute, daß sie der Bewegung zur Schaffung immer neuer Talsperren Nahrung gibt. Mit der wachsenden Zahl der Talsperren in den Gebirgsgegenden werden Ueberschwemmungskatastrophen, wie sie dieser Februar einmal wieder gebracht hat, immer seltener und ungefährlicher werden.

Unsere Bilder

Das englische Königspaar in Berlin (Abb. S. 269 bis 271). Das große Ereignis hat sich vollzogen, zum erstenmal hat König Eduard von England, begleitet von der Königin Alexandra, dem deutschen Kaiserpaar in der Reichshauptstadt einen Besuch abgestattet. Am 9. Februar vormittags trafen die englischen Gäste auf dem Lehrter Bahnhof ein, wo sie vom Kaiser und der Kaiserin empfangen wurden. In feierlichem Zuge fuhren sie von dort nach dem Königlichen Schlosse. Am Brandenburger Tor, auf dem Pariser Platz, gab es, wie bei solchen Anlässen üblich, einen kurzen Aufenthalt; denn hier hatten sich die Vertreter der Stadt Berlin eingefunden, um den königlichen Gast und seine Gemahlin zu begrüßen. Wenn



Karte der Ueberschwemmungsgebiete in Deutschland.

sich der Oberbürgermeister Kirschner in seiner Ansprache warmer Worte bediente, so zeigte die Haltung des Publikums, daß er es im Sinne der Bevölkerung getan. Auf dem ganzen Wege tönten dem Kaiser und dem König, der Kaiserin und der Königin aus einer nach vielen Tausenden zählenden Menschenmenge jubelnde Zurufe entgegen.

Die Ueberschwemmungen in Deutschland (Abb. Seite 272—275), über die wir einen besonderen Artikel (S. 266) bringen, haben sich über ein ungewöhnlich weites Gebiet (vgl. die Karte S. 267) erstreckt und ungewöhnlich großen Schaden angerichtet. Unsere Aufnahmen zeigen überflutete Straßen und Plätze in verschiedenen Städten Mittel-, West- und Süddeutschlands.

Im Auto quer durch Afrika (Abb. S. 276). Oberleutnant a. D. Graetz, der zum erstenmal den Versuch gemacht hat, den schwarzen Erdteil von Daressalam nach Swakopmund im Automobil zu durchqueren, nähert sich seinem Ziel. Den größten und schwersten Teil seiner verwegenen Fahrt hat er hinter sich; es ist ihm gelungen, alle Hindernisse, die zum Teil langen Aufenthalt an weltfernen Stellen nötig machten, glücklich zu nehmen und das zivilisierte Johannesburg zu erreichen. Von dort hat er bereits die Weiterreise nach Swakopmund angetreten.

Personalien (Porträte S. 276). Felix Dahn, der bekannte Jurist und Historiker, der im deutschen Volk als Dichter wohl noch bekannter ist denn als Gelehrter, vollendete am 9. Februar sein 75. Lebensjahr. In Hamburg geboren, studierte er in München und Berlin und habilitierte sich 1857 in München als Privatdozent für Deutsches Recht. 1862 wurde er als außerordentlicher Professor nach Würzburg berufen und dort im folgenden Jahr zum Ordinarius ernannt. 1872 ging er in gleicher Eigenschaft nach Königsberg i. Pr. und 1888 nach Breslau, wo er noch heute wirkt. — Der frühere Reichstags- und Landtagsabgeordnete Hofprediger a. D. D. Adolf Stöcker, der am 7. Februar in Gries bei Bozen gestorben ist, hat ein Alter von 73 Jahren erreicht. 1874 kam er als Hofprediger nach Berlin, schied aber 1890 aus dem Amt und widmete sich neben der Berliner Stadtmission ganz der Politik. Der Vater der antisemitischen sogenannten Berliner Bewegung und das geistige Haupt der christlich-sozialen Partei, wurde er viel verehrt und viel angefeindet. Er war einer der glänzendsten parlamentarischen Redner. — Der berühmte Jenenser Naturforscher und Philosoph Ernst Haeckel, der am 15. Februar seinen 75. Geburtstag feiert, scheidet mit Ablauf des Wintersemesters aus dem Amt. Er begann seine akademische Lehrtätigkeit 1861 in Jena als Privatdozent, wurde 1862 dort außerordentlicher und 1865 ordentlicher Professor.

Die Börsenwoche.

Die politischen Beklemmungen schwinden mehr und mehr, und der glücklich verlaufene Besuch König Eduards verflüchtigte die letzten Befürchtungen, die etwa noch in bezug auf die schwebenden aktuellen Fragen der großen Politik gehegt worden sein mögen. Sehr gelegen kam auch die Nachricht von dem vollzogenen Marokkoabkommen zwischen Deutschland und Frankreich, so daß die noch zur Stunde nicht völlig geregelten letzten Balkanfragen fast als quantité négligeable betrachtet werden können. Die Börse wäre jetzt in der Lage, ihre bisher immer wieder zurückgedrängten optimistischeren Auffassungen in die Sprache des Kurszettels zu übersetzen, wenn nicht noch fort und fort die prekäre Lage unserer wichtigsten Industrien eine Hemmung für die Haussebestrebungen bildete. Die Berichte vom Eisen- und Kohlenmarkt und nicht nur die Darstellungen, die aus den deutschen Bezirken vorliegen, lauten noch immer wenig verheißungsvoll, und besonders mit dem Kohlenabsatz hapert es ganz bedeutend. Nachdem auch die bisherige verhältnismäßig günstige Lage am oberschlesischen Kohlenmarkt sich zu verschlechtern begann, hat sich das Urteil über die Gesamtlage noch etwas weiter verdüstert. Die einseitige, um nicht zu sagen schädliche Geschäftstaktik des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats zeitigt jetzt ihre Früchte. Den zahlreichen Feierschichten folgt die Notwendigkeit von Lohnherabsetzungen, und sollte zum kommenden Frühjahr die Wirtschaftslage keine Besserung erfahren, so besteht die Gefahr neuer großer Arbeitseinstellungen in den Kohlengruben.

Immerhin sollte man bei Beurteilung der Zukunftsaussichten die Möglichkeit nicht außer acht lassen, daß das kommende Frühjahrsgeschäft die ersehnte Besserung, und zwar ausgehend von der andauernden Geldflüssigkeit, bringen könnte. Es widerspräche oft bestätigten Wahrnehmungen, wenn die Geldabundanz schließlich nicht doch ihre befruchtende Wirkung auf die wirtschaftliche Tätigkeit ausüben würde. Man knüpft denn auch zunächst Hoffnungen an die Belebung des Baugeschäfts, das ja eine der Grundlagen der Arbeitstätigkeit und in seinen mittelbaren Wirkungen der Belebung einer Anzahl von Gewerben darstellt. Es ist dabei im Auge zu behalten, daß eine allgemeine Besserung unserer Wirtschaftstätigkeit nicht völlig unabhängig ist von der Gestaltung der betreffenden Verhältnisse auf den Auslandsmärkten. Es kommt dabei besonders die amerikanische Geschäftslage in Betracht, deren Gestaltung ja bekanntlich die Hoffnungen bisher nicht erfüllt hat, die man ganz besonders im Lande selbst an die Präsidentenwahl geknüpft hatte. Allein gut akkreditierte dortige Beurteiler blicken recht hoffnungsvoll in die nahe Zukunft und stellen eine rasche Erstarkung der gewerblichen und geschäftlichen Tätigkeit der Union in Aussicht.

Als eine der zu konstatierenden, wenig zahlreichen günstigen Tatsachen auf unserem Markt ist die Belebung zu bezeichnen, die sich auf dem Gebiet der Anlagewerte immer deutlicher ausprägt. Das Kapitalistenpublikum nähert sich der Börse wieder vertrauensvoller und ist jetzt in eine lebhaftere Anlagebewegung eingetreten, die neben unsern Staats- und Reichsanleihen neuerdings auch die besseren, gut verzinslichen ausländischen Rentenwerte in ihren Kreis gezogen hat. Auch in Paris und London zeitigt die Geldflüssigkeit die nämliche Erscheinung, und so konnte in den letzten Tagen eine wesentliche Preisbesserung auf jenen Gebieten in die Erscheinung treten. Es ist nach früheren ähnlichen Vorgängen zu erwarten, daß, falls diese Bewegung andauert, auch verwandte Marktgebiete davon profitieren werden. Inzwischen hat bereits der Bankenmarkt von dieser besseren Haltung seinen Teil abbekommen. Man erwartet, wenn unsere Institute auch für das Jahr 1908, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, keine höheren Dividenden als im vergangenen Jahr zur Verteilung bringen, doch recht günstige Abschlußziffern nicht nur der führenden Großbanken, sondern auch der größeren und mittleren Provinzinstitute.

Verus.

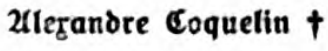
Die Toten der Woche

Alexandre Coquelin, bedeutender französischer Schauspieler, Bruder des berühmten Constant Coquelin, † in Neuilly am 8. Februar im Alter von 60 Jahren (Portr. untenst.).

Clotilde Kleeberg, bekannte Pianistin, † in Brüssel am 7. Februar im Alter von 42 Jahren (Portr. untenst.).

Catulle Mendès, bekannter französischer Bühnendichter und Theaterkritiker, † bei einem Eisenbahnunfall zwischen Paris und St. Germain am 8. Februar im Alter von 68 Jahren.





Alexandre Coquelin †



Clotilde Kleeberg †

Dr. Anton Rezek, ehem. tschechischer Landsmannminister, † in Prag am 4. Februar im Alter von 56 Jahren.

Senator Dr. Stammann, † in Hamburg am 7. Februar.

Hofprediger a. D. Adolf Stöcker, ehem. Reichs- und Landtagsabgeordneter, † in Bozen am 8. Februar (Portr. S. 276).

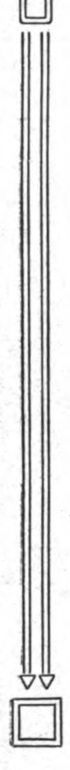
Bilder vom Tage



Die Begrüßung König Eduards durch die städtischen Behörden am Brandenburger Tor.

Das englische Königspaar in Berlin.

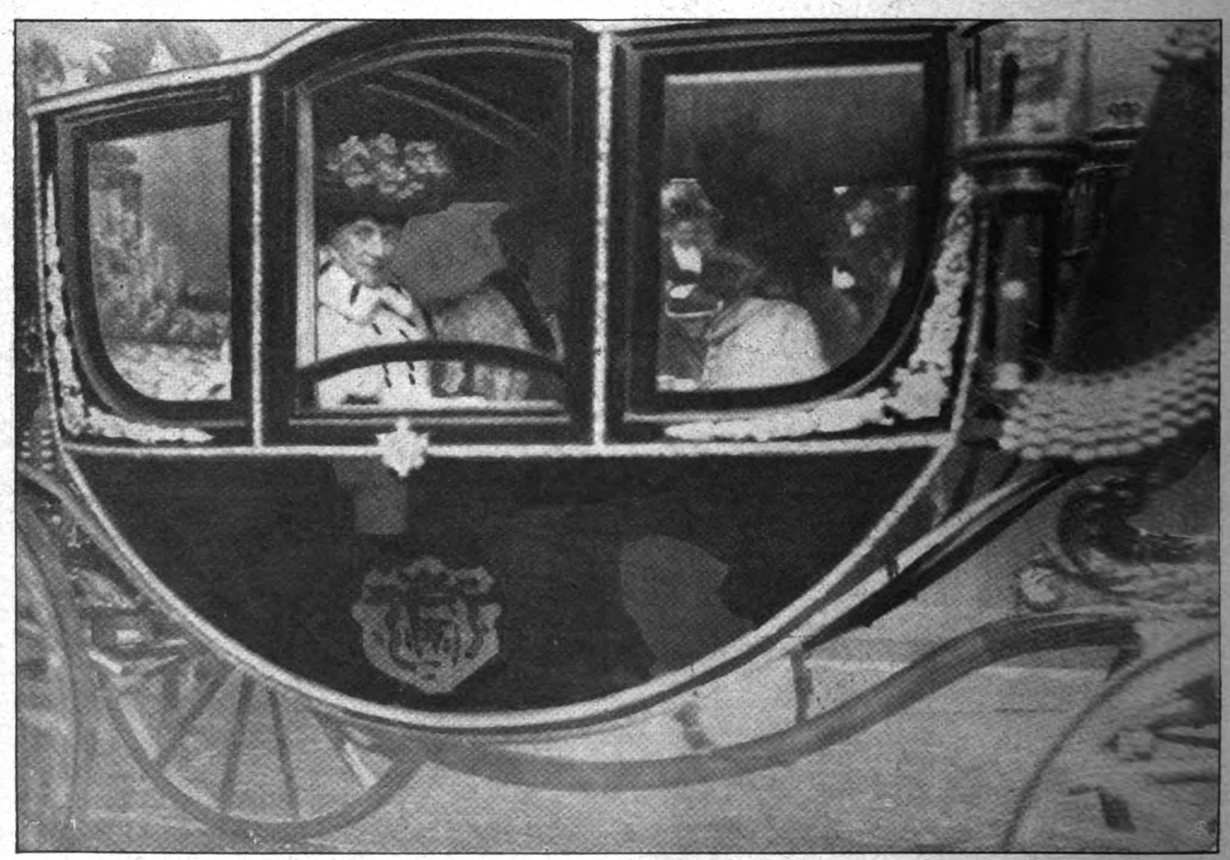
Spezialaufnahme für die „Woche“.





Photographisches Atelier E. Schneider, Berlin.

Der für König Eduard bestimmte große Salon im königlichen Schloß.



Einzug der Königin Alexandra an der Seite der Kaiserin.

Das englische Königspaar in Berlin.



Das englische Königspaar in Berlin: Der Einzug durch das Brandenburger Tor.

Spezialaufnahme für die „Woche“.



Aus den Ueberschwemmungsgebieten.

1. Kähne als Verkehrsmittel in den Straßen Cassels. Phot. Atelier Eberth.
2. Die Station Fahrtor am Mainkai in Frankfurt unter Wasser. — Phot. Junior.
3. Pioniere bei den Rettungsarbeiten in Hann. Münden
4. Durch Hochwasser zerstörter Bahnkörper in Siegburg.



Wasserfluten auf der Promenade in Bad Kissingen.

Phot. Atelier Schröther

Der Hauptmarkt in Nürnberg unter Wasser.

Aus den Ueberschwemmungsgebieten.



Ueberschwemmte Straße in Heiligenstadt (Eichsfeld).



Die Gronerthorstraße in Göttingen unter Wasser.

Phot. A. Schmidt



Hochwasser und Eisgang in Altenbrak a. Harz.



Hilfsarbeiten des Militärs in Eisenach.

Aus den Ueberschwemmungsgebieten.

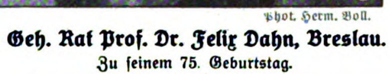


Aus den Ueberschwemmungsgebieten.

1. Hochflut im Ruhrgebiet; Hochofenanlage unter Wasser.
2. Die überschwemmte Burkarderstraße in Würzburg.
3. Die für den Verkehr gesperrte Interimsbrücke über die Elbe in Dresden.

Phot. Alex. Jentsch.



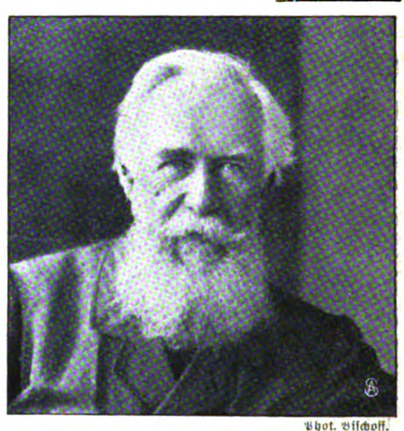


Phot. Herm. Boll.

Geh. Rat Prof. Dr. Felix Dahn, Breslau.
Zu seinem 75. Geburtstag.

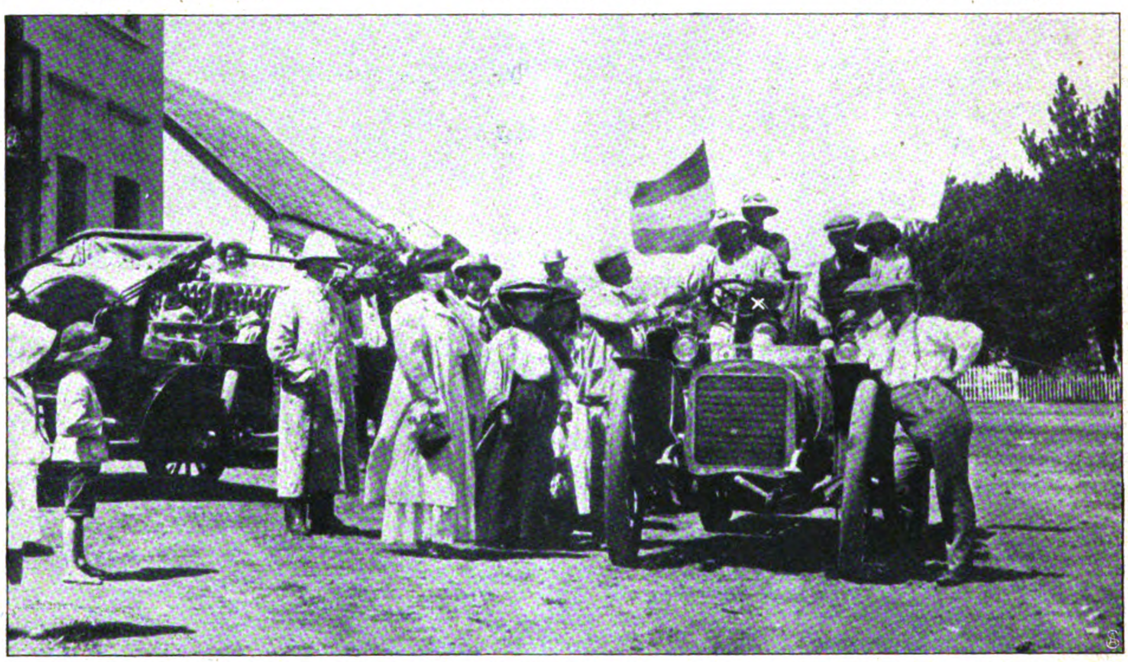


Hofprediger a. D. D. Adolf Stöcker †
der bekannte Politiker.

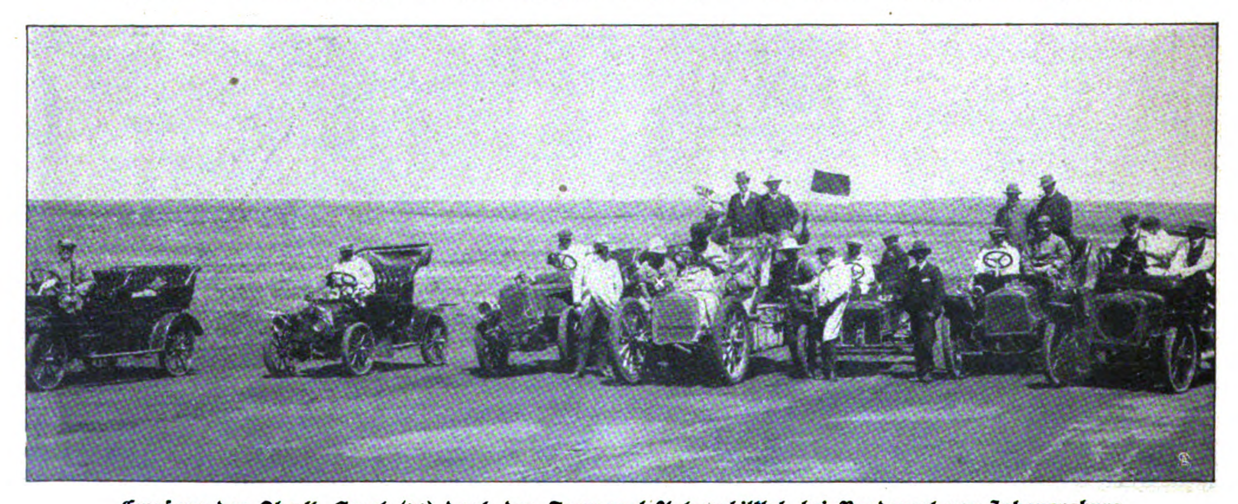


Phot. Bischoff.

Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. Ernst Haeckel, Jena,
vollendet sein 75. Lebensjahr.



Abschied des Oberlt. Graetz (×) von seinen Johannesburger Freunden auf dem Marktplatz von Rustenburg.



Empfang des Oberlt. Graetz (×) durch den Transvaal Automobilklub bei Roodeport vor Johannesburg.

Im Auto quer durch Afrika.

Hanseaten.

Roman von

Rudolf Herzog.

Es war wie ein Auftakt, den nur das Ohr vernahm. Das Auge gewahrte nichts. Es ahnte nur in dem gleichförmigen Grau, das das schwimmende und landfeste Hamburg wie Zwillingsbrüder aneinanderpreßte, eine dunklere unruhige Linie im Hafenviertel. Nun ein Pfiff, gellend an zehn, zwölf Stellen beantwortet, stoßweise durch den Nebel sich ringend und wie ein Gelächter über den Hafen zerflatternd... Die dunkle Linie teilt sich fächerförmig, gerät in schnellere Bewegung, knäult sich an den Endpunkten zusammen, stockt und fließt jäh auseinander. Als hätte sie das Hafenwasser aufgesogen.

Und es hatte sie aufgesogen, sich mit ihrem Leben durchtränkt. Das Gemurmel von Menschenstimmen mischt sich mit dem leisen Klatschen des Wassers, das plötzlich in kleinen, lustigen Sprüngen die Kaimauer beleckt; hastig, ein wenig atemlos, die Vorsetzen entlang, links und rechts zu den Liegeplätzen der mächtigen Dampfer, der hochbordig geisternden Segelschiffe, durch die Flußschiffhäfen und um die schwerfälligen Oberländerkähne herum, in die Kanäle und Flete hinein, zu den breitkrempigen Schuten, die mit hungrigen Mäulern zu den Winden und Kranen der fünfstöckigen Speicherhäuser hinaufglotzen. Der gleiche Ton hier und dort und überall, das gleiche eilige Flüstern, der gleiche kurze Zuruf: „Sie sind da! Sie sind auf dem Wasser! Der Tag hat begonnen." . . . . .

Noch immer ist nichts vom Tag zu sehen. Wohl frißt sich die junge Herbstsonne wütend in die Nebelmasse hinein, doch die Wand hält phlegmatisch stand und schwitzt nur zuweilen eine träge Feuchtigkeit aus, die, vom Kohlenstaub klebrig geschwärzt, das Straßenpflaster und die Häuserfronten überzieht. Aber zu hören ist jetzt der Tag, so weit der Hafen sich dehnt und gliedert! Der Auftakt ist in die Melodie übergegangen. Dissonanzen für das Ohr. Harmonien für das Herz. In das Pfeifen der schmucken, grünen Fährdampfer tönt die Flöte der hin und her schießenden Jollen, das Anschlagen der Glocken auf den erwachenden Dampfern, das heulende Getute der Werft- und Fabrikbetriebe auf den Elbinseln. Scharf durchdringen die Lichter der Hafenfahrzeuge den Morgennebel, huschen durch die Schiffsgassen, blitzen auf an den Höften, den Kaiköpfen der langgestreckten Hafenbecken, wo sich die Ladungen schwarzer Arbeitermassen in die Querfähren verteilen, die sie weiter befördern zu den Ankerplätzen der Ozeanriesen, die im Strome löschen.

Und — ganz plötzlich — eine Pause. Kurz, totenstill. Ein Auspullen des Atems, aller Kräfte. Ein Beben läuft über das Wasser, durch die Schiffskörper. Und — heia! — in das beklemmende Schweigen hinein, es auslöschend, in den Grund stampfend, hohnlachend über sein Grab hinweg: der vollbrausende Lärm der Schlacht, rücksichtslos sicher auf der ganzen Linie einsetzend, keinen Punkt vergessend. Kreischend geben die Schiffsplanken den Hammerschlag zurück, der des Hafenliedes Grundmelodie bildet. An den Dukdalben, den Rammpfählen inmitten der Hafenbecken, knirschen die Ketten der festgemachten Schiffe. Die Schiffsmaschinen übernehmen die Oberstimme. Sie rufen die Leichter und Schuten heran. Die Krane packen zu. Und unaufhaltsam steigen aus den Schlünden der Schiffsluken die Güter auf, schwanken über Bordrand und rasseln in die Schuten hinab. Auf und ab, auf und ab; unaufhaltsam. . . . . .

An den Kais der großen Schiffahrtsgesellschaften wird geladen und gelöscht, gelöscht und geladen. Unersättlich scheinen die Bäuche der Kolosse. Gleichzeitig von der Land- und von der Wasserseite erfolgt der Angriff, die Zufuhr. Auf den Rampen arbeiten die Krane fieberhaft, die Gütermassen, die der Schuppen hergibt, an Bord zu heben. Und auf der Wasserseite faucht der Schwimmkran und hebt gewaltige Sperrgüter ein, die das Lager sparten. Ein Eisenbahnzug rollt über das Hafengleis, die Wagen hoch aufgeschichtet mit fettig glänzender Kohle. Die Sputen werden geschlagen, und über die schiefe Bretterebene schleppt rastlos eine geschwärzte Kohorte in Körben die schwarze Nahrung herbei und verstürzt sie in die Seitenluken der Schiffe. Unaufhaltsam! . . . . . .

Und nun hat die junge Herbstsonne den dicken Morgennebel hoch oben beim Schopfe gepackt und drückt ihn langsam, aber stetig in die Knie, wirft ihn auf den Rücken, wälzt ihn in den Strom und ersäuft ihn. Im Segelschiffhafen scheint's zu beginnen. Mastspitzen flimmern in der Luft, mehr, immer mehr, als ob Funken übersprängen. Dort bildet sich eine Takelage, dort eine zweite. Zehn, zwanzig sind's. Hundert jetzt. Wohin das Auge sieht, rinnt und hüpft das Tageslicht an einem Wald von Masten hinab, springt auf die Schiffsplanken, überflutet das Deck, strömt über und hebt die Eisen- und Holzrümpfe aus Nebel und qualmendem Wasser. Reihenweise tauchen die Dampfer auf, die Atlantikfahrer in ihren straßenlangen Dimensionen. Fluchend spült Janmaat die kohlenstaubgeschwängerten Niederschläge von Deck. „Verdammi," brummt er, „so'n Hamborger Swienskrom." Nun können die Maler beginnen. Zwergenklein hocken sie auf den Stellingen, spucken in die Hände und malen das Schiff schön eisengrau, blütenweiß oder giftgrün.

Die Morgensonne hat die Wasserfläche erreicht. Leuchtend liegt sie auf dem Gewimmel der Boote und Barkassen, die bienenemsig die Schiffsriesen umschwirren,

leuchtend auf dem goldenen Getreide, das wie ein Strom aus den Elevatoren in die Kahnungetüme braust, leuchtend auf den Kohlenlasten der Leichterschleppzüge, leuchtend selbst auf den Gesichtern der Menschenherde, die ein polternder Raddampfer rasch in die Auswandererhallen entführt. Wohin die Sonne trifft, quillt das Leben auf. Ihr gilt kein Totes. Nur Entwicklung.

Der Zöllner am Hafentor schiebt die Mütze in den Nacken. „Famost", sagt er. „Alles, was wahr ist. Famost." Er wendet den Kopf. „Tja, und da käme der erste Gast. Na dann, bitte sehr. Zollpflichtiges? Wie?"

Der Mann, der stelzbeinig aus dem Ruderboot gestiegen war und den rudernden Maaten mit ein paar kurzen Worten zurückgeschickt hatte, war vorsichtig auslugend näher gekommen.

„Gu'n Morgen, Herr Assistent. Es is doch nix Verdächtiges in der Näh? Nich wahr, nein."

„Ob Sie Zollpflichtiges haben — wie?"

„Nee, nee. Ich wollt man, ich hätt. Is die Luft rein?"

„Ah, Steuermann Heß. Aber die ‚Alhambra' ist doch schon gestern abend aufgekommen. Und da bleibt der Mann an Bord, während daß Hamburg — verstehen Sie? Hamburg! — nur so auf ihn mit offenen Armen wartet."

„Waren Sie schon mal in die Malakkastraße? Sfst!"

„Nein."

„Wenn Sie noch nich in die Malakkastraße waren, dann können Sie auch nich die nüdlichen gelben Deerns von Singapur kennen."

„Nein, leider nein."

„Denn sonst würden Sie mich, der gerade von daher kommt, nich nach ‚Zollbarem' oder sonst wie ‚Barem' fragen. Nich wahr?"

„Und da haben nun die fixen Malaienmädchens die ganze Heuer?"

„Bis auf den letzten platten Groschen. Tja. Aber Spaß muß doch sein für das Leben, un so alt sind wir doch noch lange nicht. Nich wahr? — Nur das Wiedersehen mit Muttern — is doch begreiflich — wollt ich man gerne um die erste Nacht rausschieben."

„Ach Gott, Steuermann, Ihre arme Frau — erschrecken Sie nicht, aber was Ihre arme Frau betrifft"...

„Himmel un Düwel — wat is mit Muttern? Is wat passiert?"

„Fassung, Steuermann Heß, seien Sie ein Mann."

„Is se dot? Dat 's ni meugli!"

„Nein", sagte der Zöllner mitleidsvoll und klopfte ihm ermutigend auf die Schulter. „Tot ist sie nicht. Aber sie war gestern abend, als die ‚Alhambra' aufgekommen war und im Strome festgemacht hatte — ja, ich lüge nicht, aber siebenmal reicht nicht, daß sie hier war und fragte noch Steuermann Heß, ob er durchpassiert wär, und ob viel Zollpflichtiges . . . — Junge, Junge!"

„Verdammichten Uhlenspeigel" — — Steuermann Heß war auf der Brücke.

„Na, denn adjüs. Gruß zu Haus!"

Der Steuermann drehte bei. Mit der Zungenspitze fuhr er hinter den Augenzahn, holte den Priem hervor, wog ihn und pfiff ihn blitzschnell über das Brückengeländer gegen den Mützenschirm des Zollbeamten. „Danke. Nich wahr?" — —

In den Häuserzeilen den Hafen entlang wurden die Fensterladen geöffnet und die kleinen Gardinen zurückgeschoben. Die alten runzligen Bauten mit den lockenden Firmenschildern spreizten sich in der belebenden Frühsonne wie überfällige Koketten. Die Kellerwirte erschienen, hemdärmlig, die Schiffermütze auf dem Ohr, warfen einen prüfenden Blick über den Hafen, einen zweiten gen Himmel und begannen die Gitter wegzuräumen, die nachts ihre Lokale gegen die Straße und den einsamen, allzu heftig zwischen Backbord und Steuerbord schlingernden Janmaat zu schützen pflegen. Dann begaben sie sich hinter die Tonbank, auf der die in- und ausländischen Branntweinflaschen aufpostiert standen, und sahen träge blinzelnd der stämmigen Deern zu, die die Säuberung des Lokals vollzog und den Staub von dem Deckenschmuck, den Alligatoren, Haien, Schwert- und Sägefischen, aufwirbelte, indem sie die Bestien mit dem Scheuerlappen ein paarmal energisch auf die Schnauze oder unter den Bauch schlug.

Auf der Straße wurde es lebendiger. Schwere Rollwagen polterten über das Pflaster und suchten ihre Ladestellen auf. Seeleute sammelten sich vor den Heuerbureaus, sich für neue Fahrt zu verdingen. Schauerleute zogen in kleinen Trupps von und nach den Arbeitsnachweisstellen. Junge und alte, lachende und stumpfe Burschen in gutem, blauem Düffelanzug, Männer im Arbeiterhemd und Wracks in zusammengebasteltem Trödlerrock. Der Tag war da, und sie wollten leben.

Und während drinnen in der Stadt, der Stadt der Kontore, und in den Außenstadtteilen und Vororten, den Wohnstädten der besser gestellten Bürger, noch friedliche Stille herrschte, hatte der Tag im Hafengebiet längst alle Register gezogen.

Neben den St. Pauli Landungsbrücken lag eine kleine, kräftige Dampfbarkasse. Der Bootsführer rekelte sich auf der Bank, der Junge hielt scharf Auslug. „Herr Twersten noch nich in Sicht", meldete er.

„Kumm mol her un stak mi de Piep an."

Der Junge riß an der Lederhose ein Schwefelholz an und hielt es in den Pfeifenkopf. Dann kehrte er auf seinen Posten zurück. „Herr Twersten noch nich in Sicht." Der Bootsführer rauchte im Halbschlaf.

„Dat 's good," murmelte er, „dann hol mi mol 'n Snaps, 'n richtigen Minschensnaps."

„Achtung — Herr Twersten!"

„Den Düwel" . . . Bolzengerade war der Bootsführer aufgefahren und hatte dem Jungen, der hinter ihn gesprungen war, die heiße Tonpfeife in die Hand gedrückt.

„Aua!"

„Unerhollung mot sien. Mak fix."

Vom Johannisbollwerk her kam im scharfen Trab ein Wagen. Dicht bei der Brücke hielt er. Der Kutscher zog die Zügel heran und griff salutierend an den Hut. Zwei Herren stiegen aus.

„Um ein Uhr, Friedrich."

„Jawohl, Herr Twersten."

„Na, kommst du, Robert? Da schlägt's neun."



„Sofort, Papa. Nur dem Fuchs noch ein Stückchen Zucker. Ich freu mich immer, wie klassisch er gebaut ist."

Karl Twersten sah aus halbgeschlossenen Augen zu seinem Sohn hin. „Vorwärts, Friedrich", befahl er dann kurz und wandte sich dem Steg zu. Wenige Sekunden blieb er stehen. Seine Augen öffneten sich weit. Er blickte hinüber nach Steinwärder. Einen tiefen Atemzug tat die breite Brust. Das dichte, volle Haupthaar war ergraut. Aber der dunkle Bart zeigte nicht einen grauen Faden. Man sah der starken, elastischen Gestalt an, daß das Blut der Küstenbewohner darin floß wie einst in den Vätern.

Der Sohn blieb an Körpergröße nicht hinter ihm zurück. Aber seine Glieder waren feiner, sein Mienenspiel lebhafter. In seinen dunklen Augen, über seinem schwarzen kurzlockigen Haar lag ein südländischer Glanz. Wenn er sein kleines Schnurrbärtchen strich, lachte ein knabenhafter Mund.

„Guten Morgen", sagte Twersten. Er hatte den strammen Gruß seines Bootsführers bemerkt und ging raschen Schritts über die Brücke am Anlegeplatz der Fährdampfer vorbei zu seiner Barkasse. Bootsführer und Junge hielten mit klammernden Fäusten den Bordrand dichter an das Bollwerk gepreßt, und Twersten und Sohn stiegen über.

„Los, zur Werft."

Der Bootsführer ließ ein paar Sekunden die Maschine spielen, während der Junge das Steuer hielt. Gerade ging der Fährdampfer ab. Sie mußten warten, bis er ihnen das Wasser freigab.

„Los jetzt."

„Halt. — Da ist Herr Vanheil, Papa. Mit Marga. Sie haben den Fährdampfer nicht mehr gekriegt."

„Hei," rief Herr Vanheil und schüttelte den Hut hinter dem grünen Fahrzeug her, „da geht er hin und singt nicht mehr. Guten Morgen, Twersten. Nein, wie wir gelaufen sind. Aber der alte Papa konnte es doch besser, was, Döchting?"

Er lachte, fuhr sich mit dem Taschentuch über den grauen Haarkranz und kam, den Arm in den der Tochter gehakt, heran. „Weißt du, Twersten, eigentlich könntest du uns —"

„Ich muß leider direkt zur Werft."

„Marga, mach ihm mal ein Paar schöne Augen."

„Vater," sagte sie und drückte seinen Arm, „nein, so etwas, Vater."

Vanheil strich ihr scherzend übers Gesicht. „Brauchst nicht rot zu werden, Döchting. Wer's hat, der hat's."

Twersten sah sie an. Diese klaren, sicheren Augen gefielen ihm.

„Bitte, mein Fräulein", sagte er und bot ihr die Hand. „Steigen Sie ein. Mein alter Freund Vanheil tut ganz recht, mich an meine Ritterpflicht zu mahnen. Verzeihen Sie einem altgewordenen Geschäftsmann."

„Sie haben Eile, Herr Twersten. Es war ja nur ein Scherz meines Vaters."

„Ganz einerlei. Nun steigen Sie ein. Ich bitte es mir als Gunst aus. So — so ist's recht." Und er unterstützte sie mit geschicktem Griff beim Sprung ins Boot. Dann half er Vanheil herüber. „Wie geht's, Martin?"

„So eine Frage! Kann's denn einem Menschen überhaupt schlecht gehen? Oder meinst du die Geschäfte?"

„Du bist und bleibst die glückliche Natur, die du schon als Junge warst."

„Glücklicher, Karl Twersten, glücklicher. Denn damals hatte ich nicht Frau und Kinder."

Twersten wandte sich nach dem Steuermann um. „Fahren wir nicht? Ach so, wohin? Also wohin, Vanheil?"

„Zum ‚Valdemar Atterdag' am Dalmannkai."

„Sapperlot! Ebensogut könntest du Cuxhaven sagen. Dalmannkai! Atterdag!" rief er dem Bootsführer zu. „Geben Sie Dampf, Johannsen."

Sie saßen auf den bequemen Achtersitzen. Aus der überdachten Deckkajüte, die nur für zwei Mann Platz aufwies, hatte Robert Twersten ein Polster für Marga Vanheil herbeigeholt. „Mein Vater läuft mir sonst den Rang ab", sagte er, während er ihr den Sitz herrichtete, und wurde rot vor Vergnügen.

„Danke dir, Bob." Sie nickte ihm zu. „Ja, das ist wahr, verwöhnt hast du uns in der letzten Zeit nicht. Das müssen nun zwei Jahre her sein."

„Zwei Jahre?" wiederholte er unsicher.

„Du kamst das letztemal zu uns, als du dein Abiturientenexamen bestanden hattest."

„Weißt du das — wirklich — so genau?"

„Ganz genau. Wir brauchen gar nicht zu flunkern. Bruder Fritz war in den Ferien gekommen. Wie immer. Er behauptet ja, ohne den Hamburger Hafen gäb's kein Leben. Er hatte sein erstes Hochschulexamen, sein Vorexamen im Schiffbau, gemacht. Und da braute Vater die große Ananasbowle."

„Wie du das alles behalten hast." . . .

„Frohe Stunden? Und vergessen? Aber ich will dich gar nicht auszanken. In deinen Jahren muß man sich ordentlich herumtummeln."

„Hör mal, Marga," meinte Robert Twersten, „du betonst das so absonderlich: ‚in deinen Jahren!', als ob ich noch in kurzen Hosen herumspränge. Und auszanken! Wie tantenhaft."

„Wie alt bist du denn, Bob?"

„Zwanzig. Und du?"

„Vierzig."

Er lachte vergnügt vor sich hin. „Schöne Aussichten für die Zukunft. Mit vierzig so schlank und rot und weiß, da mußt du ja mit sechzig geradezu verführerisch sein."

„Sei nicht so furchtbar frech."

„Also sag, wie alt; aber ohne Schwindel, bitte."

„Zweiundzwanzig. Zwei Jahre älter als du! Das ist doch gerade, als ob ich vierzig dir gegenüber wäre. Stimmt's, Bob? Na, dann respektier das mal."

„Revanche", flüsterte er, weil die Väter sich zu ihnen hinwandten, um backbord einen Rickmersschen Segler zu verfolgen. Und sie sahen sich hastig in die Augen, als hätten sie miteinander ein ernsthaftes Geheimnis.

„Wem gehört der ‚Valdemar Atterdag'?" fragte Twersten. „Skandinavische Reederei, dem Namen nach dänisches Schiff?"



„Ganz recht. In Kopenhagen beheimatet. Ich bewundere deine Geschichtskenntnis."

„Das könnte doch ebensogut bloße Schiffskenntnis sein, Vanheil. Im übrigen ist mir der alte König Waldemar ein ganz sympathischer Bursche. Hatte so einen großen staatsmännischen Zug und echt seemännischen Blick. Na. Und du ladest das Schiff?"

„Seit Jahren. Und heute ist Expeditionstag. Um zwölf Uhr ist am Kai und von der Wasserseite Schluß der Güterannahme. Da gibt's noch eine Menge Arbeit mit den Konnossementen."

„Kann das nicht dein Buchhalter abmachen oder dein Prokurist?"

„Ich find's nun mal hübsch, den alten Kapitänen bei der Ausreise noch die Hand zu drücken. Darin liegt so 'ne gewisse Poesie, Twersten, und die versöhnt mit der Kaufmannschaft."

„Versöhnt?" fragte Twersten und zog ein wenig die Augenbrauen hoch. Wie Spott zuckte es um seinen Mund. „Versöhnt? Eine ‚Versöhnung' hat der kaufmännische Beruf mit einem Hamburger Kaufmann doch wohl nicht nötig."

„Keine Mißverständnisse. Wenn ich den Kontorrock ausgezogen habe, will ich Mensch sein", schmunzelte Vanheil.

„Mensch?" wiederholte Twersten. „Ich meine, das wäre man nur, wenn man den Kontorrock auf dem Leibe hätte. Sag mal," fügte er sinnend hinzu, „weshalb baust du nicht eigene Schiffe? Eigener Reeder. Das verlohnt sich."

„Ich denke, die Werft von K. R. Twersten hat Arbeit die Hülle und Fülle?" scherzte Vanheil. „Oder willst du dir die Extrafahrt nach dem Dalmannkai bezahlt machen?"

„Ich scherze nicht. Es ist mein Ernst. Man muß seinen Kräften ein immer größeres Feld geben. Fortschreiten, sich entwickeln. Nur das ist lebenswert!"

„Lieber Freund," entgegnete Vanheil ruhig und schlicht, „ich habe graue Haare und eine große Familie. Da möchte ich gut schlafen, damit auch die Meinen gut schlafen."

Der Ton überraschte Twersten. Dann nickte er. „Du hast recht. Und Vergleiche ziehen, ist meist vom Uebel. Du hast dir eine Welt aufgebaut, die in ihrer Art wirklich eine Welt ist. Geht es allen Bürgern dieser Welt gut?" fragte er lächelnd. Und seine Augen schlossen sich halb.

Martin Vanheil geriet in sein Fahrwasser. Er erzählte von den Seinen. „Der Fritz könnte heute schon sein Examen machen, aber er geniert sich. Vor der Würde, sagt er. Er möchte sich noch ein paar Semester auf die ‚Würde' vorbereiten. Der ausgelassenste Schelm. Aber er kann was und hat das Herz auf dem rechten Fleck. Weshalb soll ich ihm seine Jugendseligkeit nicht noch ein Jährchen lassen? Und Erika ist Mutter von zwei Jungens. Zwei- und dreijährigen. Die stellen das Haus auf den Kopf und haben das Kommando. So was von Jungs." Er lachte in sich hinein. „Alle drei sind sie bei uns. Denn der Mann ist als Oberleutnant auf Akademie. Das ist ein Leben! Und die Kleine da, die Marga" — er streifte mit einem zärtlichen Blick die schlanke Figur der Tochter — „Tja, was denkst du wohl? Hat sich in den Kopf gesetzt, Buchführung zu lernen und ausländische Korrespondenz. Weil sie doch mal alte Jungfer würde, behauptet sie, und für Katzen und fette Hunde partout kein Verständnis hätte. So was alte Jungfer!" Und wieder streifte sein Blick zärtlich das große, blonde Mädchen.

„Glückliche Familie", murmelte Karl Twersten.

„Die Hauptsache fehlt noch, die Hauptsache!"

„Noch mehr Glück?"

„Das ist Henriette." Und er machte eine andächtige Pause. „Henriette — du entsinnst dich wohl kaum noch meiner Frau? Gott, deine und unsere Kreise haben sich so verschiedenartig ausgebildet, daß das nicht wundernehmen kann und auch nicht darf. Also meine Frage sollte durchaus kein Vorwurf sein. Aber wert ist sie es, daß man sie kennen lernt, diese Frau. Sie hat sich ihre ganze Mädchenhaftigkeit herübergerettet, in ihre fünfzig Jahre hinein. Trotz Kinder und Enkel. Und trotz des nicht wegzuleugnenden Umstandes, daß es der von ihr vergötterte Mann nicht über den Schiffsbefrachter und Spediteur hinausgebracht hat. Ja, ja, die Frauen — —. Ihretwegen, wahrhaftig, ihretwegen ist das Leben schön. . . . Nu segg du mol wat, Kodl."

„Ich —?" Karl Twersten fuhr auf, als ob er nicht mehr zugehört hätte. Dann blickte er scharf nach dem Kurs.

„Entschuldige, Twersten, daß ich mich jetzt erst nach dem Befinden deiner verehrten Hausfrau erkundige."

Twersten erhob sich. „Johannsen!" rief er. „Was ist denn los mit Ihnen? Wir kriechen ja wie die Schnecken!"

„Viele Schiffe aufgekommen, Herr Twersten. Löschen all breitspurig im Strom. Augenblick noch!"

„Ja," begann Vanheil aufs neue, „wie gesagt, Twersten, du mußt entschuldigen. Aber es geht ihr doch gut?"

„Wem?" fragte er kurz.

„Deiner Frau!"

„Angele? Meine Frau ist im Sommer mit der ‚Kuba' nach Santiago. Dort ist ihre Heimat, weißt du. Es geht ihr also gut."

„Ihre Heimat?" Martin Vanheil hatte den ironischen Ton nicht herausgefunden. „Da denke ich nun freilich anders drüber. Na ja, ich hab ja auch das Haus voll Frauenzimmer." Und er lächelte vor sich hin.

Robert Twersten kam mit Marga von einer kleinen Deckpromenade zurück. Als Vater Vanheil begonnen hatte, das Lob der Seinen zu singen, hatte die Tochter unauffällig den Platz gewechselt, bis es ihr geglückt war, mit dem Jugendfreunde hinter der Maschine zu verschwinden.

„Ich erzählte Marga von der ‚Ingeborg'. Da fiel mir ein, Papa: gestern fuhr Frau Bramberg an unserem Hause vorüber."

„So?" sagte Twersten freundlich. „Hat sie dich gesehen?"

„Sie grüßte zum Balkon hinauf."

„Da hast du Glück gehabt."



Ein gellender Pfiff von der Maschine setzte ein. Stoßweise folgten ihm kürzere. Der „Valdemar Atterdag" lag in Sicht.

Vanheil rüstete sich zum Abschied. „Wie wär's, Bob, willst du mit auf den Dänen? Marga wird sich freuen. Sie stellt sich das nämlich sehr kurzweilig vor. Aber nachher gibt's dann auch einen Schwedischen Punsch, wie nur Käpt'n Jessen ihn führt."

„Geht leider nicht", lehnte Twersten für den Sohn ab. „Es ist höchste Zeit, daß Robert auf die Werft kommt. Punkt elf Uhr soll die ‚Ingeborg' vom Stapel."

„Die ‚Ingeborg'? Heißt nicht Frau Bramberg Ingeborg?"

„Der Dampfer ist ja auch im Auftrage der Reederei Bramberg und Co. gebaut."

„Ja, ja, ja," meinte der alte Vanheil bewundernd, „Bramberg und Co. Das ist doch noch eine Firma. Ein Dutzend große Frachtdampfer und dieser Betrieb an Flußdampfern und Leichterschiffen. Und alles in der Hand von Theodor Bramberg. Einziger Inhaber. Ist der Mann nun eigentlich so tüchtig, wie es der alte war, oder ist die Maschine für alle Zeit so gut geölt?"

Twersten schüttelte den Kopf.

„Die beste Maschine läuft sich heiß, wenn sie nicht immer wieder geölt wird. Also kommt's auf den Mann an."

„Für ein Genie hätte ich Theodor Bramberg nie gehalten. Aber wenn du meinst?"

„Ein Mann, der solch eine Frau hat!" und Twersten brach das Gespräch ab.

Die Barkasse konnte nicht dicht an den „Valdemar Atterdag" heran. Die beladenen Schuten lagen wie ein Fliegenschwarm um ihn herum, und ohne Unterbrechung rasselten die Ketten der Krane, seufzten die Taue der Winden. Kaum daß in dem Lärm die heiseren Kommandorufe sich Geltung verschaffen konnten. Nun lag die Barkasse längsseit einer halbgeleerten Schute, und ihr Körper zitterte wie im Fieber unter der stoppenden Maschine.

„Adjüs, Twersten. Hab vielen Dank. Tja, und da nun der Robert die ‚Ingeborg' von Stapel lassen muß . . ."

Twersten lachte schallend auf.

„Hörst du, Robert, was man dir zutraut? Nein, alter Freund, damit hat's gute Wege. Leider. Mit der Technik hat sich mein Herr Sohn noch nicht anfreunden mögen. Er ist mehr für die schwungvolle Korrespondenz."

„Auch nicht schlecht. Und wenn so ein alter Bootsbauer noch so geringschätzig auf den Federkiel blickt, weil er nun einmal nicht so viel wiegt wie ein grober Niethammer — laß dich nicht verblüffen, Robert. Zuletzt kommt's doch immer auf den Kopf an."

„Adieu, Herr Twersten", sagte Marga Vanheils klare Mädchenstimme. „Das war eine schöne Morgenfahrt."

„Wer zwingt Sie, die Fahrt zu unterbrechen, liebes Fräulein?"

„Ich — verstehe nicht, Herr Twersten." — Aber in ihren aufleuchtenden Augen lag eine frohe Hoffnung.

„Nun," sagte Twersten ritterlich, „der ‚Atterdag' kommt in wenigen Wochen wieder, aber die ‚Ingeborg' geht nur einmal von Stapel. Wählen Sie schnell."

„Darf ich?" fragte sie atemlos.

Der alte Vanheil war schon in die Schute hinübergeklettert. „Aber natürlich, Döchting. Wenn's dir Freude macht? Das Schönste im Leben, siehst du, Twersten, das ist doch — sich freuen!" Er winkte mit der Hand, kletterte in eine zweite Schute und erreichte die Fallreeptreppe. Ein paar Stufen hoch, wandte er sich um, die Hand wie ein Sprachrohr am Munde. „Hallo! Marga! Käpt'n Jessen lugt über Bord. Der Mann will auch seine Freude haben!"

Die Barkasse hatte sich schon losgearbeitet und schlängelte sich eilig ins freie Wasser. Marga Vanheil richtete sich auf. Ihr weißes Tüchlein flatterte lustig dem alten Seebären zu, der sich weit über Bordrand lehnte und mit der kalten Pfeife winkte.

„Adieu, Kapitän Jessen!" rief das blonde Mädchen, und die Stimme klang wie eine helle Morgenglocke durch den Lärm. „Gute Fahrt! Wiedersehen!"

Und der Wind trug von der Antwort ein paar Silben herüber, die etwas von „sötem Fröken" enthielten. — —

„Schade," sagte Robert Twersten, „daß wir nicht auf den ‚Atterdag' gingen."

Die Barkasse sauste wie ein fliegender Fisch. Die jungen Leute mußten sich dicht nebeneinander setzen, um sich einander verständlich zu machen. Ganz vorn am Bug stand Karl Twersten. Mit weitgeöffneten Augen blickte er Steinwärder entgegen.

„Schade?" fragte Marga zurück und sah den jungen Freund erstaunt an. „Du bist mir ein Rätsel, Bob."

„Gar nicht. Die Werft habe ich den ganzen Tag. Mehr als mir lieb ist. Das ist doch täglich das gleiche Gehämmere."

„Na, sei so gut!"

„Ich möchte in der Welt sein. Mitten drin in ihren tausend bunten Formen. Hierhin, dorthin."

„Sag mal, du liest in deinem Alter doch keine Seeromane mehr?"

„Laß das", wehrte er kurz. „Wenn du im Geschäft meines Vaters stecktest, würde dir das Spotten vergehen."

„Ja, ich würde es sehr ernst auffassen. K. R. Twerstens Werft — —"

Sie sprach den Namen aus mit einem stillen, heiligen Respekt. Das Hamburger Blut in ihr sprach ihn aus. Robert Twersten verstummte einen Augenblick. Dann sagte er stockend und mit jugendlicher Bitterkeit: „K. R. Twerstens Werft. K. heißt Karl, und R. heißt Robert. Vom Urgroßvater her gelten nur diese beiden Namen in der Firma. Aber immer nur für einen. Natürlich seh ich das ein. Aber nicht mal Wünsche dürfen wir anderen haben. Hier gibt's nur Befehle."

„Dummer Junge", sagte sie zärtlich. „Es muß eine starke Hand sein. Bewundere das lieber."

„Ich bekomme ja nicht einmal Gelegenheit dazu. Der jüngste Lehrling gilt ihm so viel wie ich."

(Fortsetzung folgt.)



Tiere als Werkmeister.

Von Dr. Fritz Skowronnek.

Es ist schwer, für diesen Stoff die richtige Ueberschrift zu finden. Ein französischer Gelehrter spricht von den „Industrien der Tiere", was zuviel besagt, da sie ihre Fähigkeiten und Fertigkeiten nur für sich verwerten. Ein deutscher Forscher behandelt ihn unter der Ueberschrift: „Tiere als Arbeiter", wobei die Zweckmäßigkeit und die Kunstfertigkeit, die wir bei den Arbeiten mancher Tiere bewundern müssen, nicht zum Ausdruck kommt. Mir scheint, daß man der Sache am nächsten kommt, wenn man die Tiere, die sich zweckmäßige, kunstvolle, ja technisch vollendete Wohnungen herstellen, als Werkmeister bezeichnet.

Es handelt sich dabei um Erscheinungen und Vorgänge in der Tierwelt, die uns vor die schwerwiegendsten Rätsel stellen, vor Rätsel, deren Lösung auch für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit von allergrößter Bedeutung sein muß. In früheren Zeiten half man sich mit der naiven Erklärung, daß die wundersamen Fähigkeiten der Tiere, die unser Erstaunen erregen, ihnen durch einen Schöpfungsakt zugeteilt worden sind. Wie will man dann aber die Tatsache erklären, daß die Begabung so verschieden ausgefallen ist, daß manche Vogelarten ganz leichtfertig bei der Anlage ihres Nestes zu Werke gehen, während andere eine geradezu bewundernswürdige Sorgfalt dabei betätigen?

Anderseits muß zugestanden werden, daß es in vielen, wenn auch nicht allen Fällen schier unmöglich erscheint, die Zweckmäßigkeit und technische Vollendung in der Werktätigkeit der Tiere als das Ergebnis einer Reihe einzelner Erfahrungen zu erklären. Vielleicht wird man dieser Frage näher treten können, wenn unsere Beobachtungen sich über einen längeren Zeitraum erstrecken werden, wenn wir mit voller Bestimmtheit feststellen können, ob ein Fortschritt in der Werktätigkeit stattfindet. Die zwei Jahrtausende, die seit den ersten schriftlichen Zeugnissen der Naturbeobachtung verflossen sind, haben uns nicht um einen Schritt vorwärts gebracht. Denn, hoch gerechnet, liegen die ersten Versuche, die Erscheinungen des Tierlebens ohne jede vorgefaßte Meinung zu erforschen, noch kein halbes Jahrhundert zurück.

Und wie lange ist es denn her, daß man dem Tier geistige Fähigkeiten zuerkennt? Auch auf diesem Gebiet stehen wir noch in den Anfangsgründen. Wie viele Beobachtungen sind da noch anzustellen und zu richtigen Schlüssen zu verknüpfen! Dann können wir uns vielleicht an die Lösung der Frage wagen, woraus die Werktätigkeit der Tiere ihren Ursprung genommen hat. Wenn wir über unsere eigene Entwicklungsgeschichte besser unterrichtet wären, könnten wir sie vielleicht zum Vergleich heranziehen. Daß die Menschen sehr verschieden begabt sind, wissen wir. Auch in ihren Charaktereigenschaften. Wir sind sogar schon so weit, daß wir diese Differenzierung bei manchen Tierarten erkennen. Es gibt z. B. sanfte und wilde Pferde, gutmütige und bissige Hunde usw. Können wir es aber als Leichtfertigkeit betrachten, wenn eine wilde Taube sich mit einem Nest begnügt, das aus wenigen dünnen, über einen Ast gelegten Reisern besteht, so daß man die Eier von unten durchschimmern sieht? Es muß doch seinem Zweck entsprechen, denn die Taube erbrütet darauf ihre Jungen!

Mit Schlagworten und vorgefaßten Meinungen werden wir diesen Fragen nicht beikommen. Erst müssen wir über die Methoden der Forschung klar und einig sein, und dann müssen wir rücksichtslos den uralten Fabeln zu Leibe gehen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht forterben. Nur ein Beispiel dafür! Da finde ich in dem Buch, das zwei ernsten Gelehrten seine Entstehung verdankt — ein Franzose hat es geschrieben, ein Deutscher hat es im ersten Jahr dieses Jahrhunderts übersetzt und mit Anmerkungen versehen — das Märchen von dem Fuchs, der seinen reinlichen Oheim Grimbart durch Schmutzereien aus dem Bau treibt, um ihn selbst zu beziehen. Die Zahl dieser Fabeln, die uns zu falschen Schlüssen verleiten müssen, ist noch größer, als man denkt! Sie müssen erst getilgt und durch exakte Beobachtungen ersetzt werden. Die Größe des Arbeitsfeldes ist geradezu unermeßlich. Vielleicht gelingt es mir, wenigstens eine Uebersicht davon zu entwerfen. — Als erste nenne ich die Werkmeister unter den Säugetieren, die sich eine Höhle in die Erde graben, um darin zu wohnen. Das sind allein von unseren Bekannten in Europa: Dachs, Fuchs, Fischotter, Kaninchen, Murmeltier, Hamster, Ratte, Maus, Maulwurf usw. Schon hierbei gibt es viel zu schildern und zu bewundern. Zuerst die Ausdauer, mit der das Tier an seiner Wohnung arbeitet. Der Dachs z. B. gräbt erst eine lange Röhre schräg abwärts in die Erde. In kurzen Zwischenräumen schiebt er nach rückwärts den aufgeschaufelten Sand hinaus. Erst in ganz festem Boden stellt er die Höhle her, die ihm als Wohnung dienen soll.

Aber damit ist seine Arbeit noch nicht beendigt. Er denkt auch, um mich so auszudrücken, an die Möglichkeit eines Angriffs. Deshalb gräbt er nicht nur eine, sondern drei, vier Röhren, die von der Erdoberfläche zum Kessel führen, ja er verbindet sie noch untereinander. Auch die senkrechten Schächte, die von der Sohle mancher Röhren einen Meter tief in die Erde führen, deutet der Jäger als Sicherheitsmaßregeln. Im nächsten Jahr fügt der Dachs neue Röhren hinzu und so fort, daß schließlich ein alter Mutterbau aus einem Gewirr von Röhren besteht, in dem es auch dem erprobtesten Kämpen aus dem Geschlecht der krummbeinigen Teckel nicht gelingt, Grimbart zu stellen.

Der Fuchs verfährt bei Herstellung seiner Burg Malepartus ähnlich wie der Dachs. Die Jäger wissen auch noch von einer „Notröhre" zu berichten, die weitab vom Bau ganz versteckt in einem Dickicht an der Oberfläche mündet. Und diesmal ist es kein Märchen, sondern Wirklichkeit. Wenn man die Tätigkeit dieser beiden Werkmeister als „Naturtrieb" erklären will, muß der Jäger erwidern, daß sowohl Dachs wie Fuchs diesen Trieb sehr gut zu beherrschen wissen. Sie nehmen lieber einen verlassenen Bau in Besitz, anstatt sich einen neuen zu graben. Wir können anstandslos darin ein Zeichen von Intelligenz erblicken. Ja wir müßten es dem jungen Fuchs geradezu als Dummheit anrechnen, wenn er einen leerstehenden Bau verschmähen wollte.



Das gleiche tut eine der Honigbiene verwandte Art Chalicodoma, die für jedes ihrer Eier eine kleine Zelle mauert und mit Honig als Nahrung für ihre Nachkommen befüllt. Sie benutzt alte Zellen, die sich noch ausbessern lassen. Frédéric Houssay, der diese Tatsache berichtet, zieht daraus den Schluß, daß man für diese Handlung Ueberlegung annehmen muß, während er den Neubau von Zellen als Aeußerung des Instinkts bezeichnet. Ein sehr lehrreiches Beispiel dafür, daß in manchen Forschern alte und neue Anschauungen friedlich beieinanderwohnen, ohne sich zu stoßen!

Ein Muster von Zweckmäßigkeit ist die Wohnung des Fischotters. Sie wird stets am Steilufer eines Baches oder Flusses angelegt, am liebsten im Wurzelgeflecht eines alten Baumes. Eine oder zwei Röhren, die wohl nur als Luftschacht dienen, münden auf dem Lande. Sie werden nie befahren und verfallen, so daß selbst der erfahrene Weidmann ihren Ursprung und Zweck nicht erkennt. Die Hauptröhre führt vom Kessel abwärts und mündet so tief unter der Wasseroberfläche, daß der Otter unbemerkt seine Wohnung aufsuchen und verlassen kann. Nur dadurch, daß er zum Absetzen der Losung und zum Verspeisen eines größeren Fisches öfter ans Land steigt, verrät er sich dem Jäger, der ihm auf diesen Stellen Eisen legt.

Ziemlich naiv verfährt der Hamster bei der Anlage seiner Wohnung; sie hat nur zwei Röhren, eine steilabfallende als Eingang und eine schräg ansteigende zur Ausfahrt. Bemerkenswert sind aber die drei, vier Vorratskammern, die der Hamster neben seinem Kessel anlegt, um darin Getreide für den Winter aufzuspeichern. Daß alle Höhlentiere ihre Wohnungen mit Moos, Gras und Federn auspolstern, um sich ein weiches, warmes Lager zu schaffen, sei nur nebenbei erwähnt.

Die meisten der europäischen Höhlengräber leben als Einsiedler. Gesellig sind von ihnen nur die Kaninchen, Ratten, Mäuse und Murmeltiere, die zu mehreren in einem Bau hausen und auch gemeinschaftlich an seiner Herstellung arbeiten. Ganze Höhlenstädte gibt es in den nordamerikanischen Prärien. Sie werden von einem Nager, der fälschlich als Präriehund bezeichnet wird, gebaut. Jeder Bau wird mit vereinten Kräften hergestellt und dient auch mehreren Tieren als gemeinsame Wohnung. Der ausgekarrte Erdboden wird sorgfältig als Hügel angehäuft, Tausende solcher Hügel sieht man nebeneinander. Die kleinen Nager leben sehr gesellig, fortwährend huschen sie aus einem Bau in den anderen, aber sie sind auch vorsichtig und stellen Wachen aus, die durch einen bellenden Ruf ihren Gefährten warnen, sobald Gefahr droht. In einem seiner Jagdbücher schildert Präsident Roosevelt, wie er bei einer Wolfshatz mitten durch solch eine Höhlenstadt geritten ist, in großer Angst, daß sein Gaul sich in einer der Röhren ein Bein brechen oder wenigstens zu Fall kommen könnte. Interessant ist es, daß eine Eulenart und Klapperschlangen mit den Präriehunden friedlich in dem gleichen Bau hausen.

Hier muß auch noch das Eichhörnchen erwähnt werden, das mit viel Geschick und Fleiß sich ein Nest in den Wipfeln der Bäume baut. Zuerst stellt es eine Unterlage aus Reisern her, oder es benutzt dazu ein verlassenes Krähennest. Seitenwände und Dach werden aus biegsamen Zweigen errichtet, die sorgsam verschrägt und verflochten werden. Die Zwischenräume werden von innen her so dicht mit Moos verstopft, daß kein Regen durchdringt. So entsteht ein Ballen von 30 bis 40 Zentimeter Durchmesser, der dem Tier einen behaglichen Unterschlupf bietet, denn er ist innen reichlich mit Moos und Federn angefüllt. Je nach der Windrichtung und der Witterung werden einer oder beide Eingänge verstopft. Dem Eichhörnchen scheint der Bau solcher Wohnungen Vergnügen zu bereiten oder, wissenschaftlich gedacht, es hält es für praktisch, auf seinen weiten Wanderungen hier und dort ein Obdach zu finden, denn es baut in einem Sommer mehrere Nester. Sie gefallen übrigens auch seinem Todfeind, dem Edelmarder, der wie ein richtiger Buschklepper auf das eigene Heim verzichtet und Unterschlupf sucht, wo er ihn findet, bald in Baumhöhlen, bald in einem Kaninchenbau, dessen Bewohner er erwürgt hat, bald in einem Nest des Eichhörnchens.

Die geschicktesten Werkmeister gibt es unter den Vögeln. Am bekanntesten ist der Specht, der in jedem Schulbuch als Zimmermann den Kindern vorgestellt wird. Man kann die Bezeichnung gelten lassen, man darf nur nicht vergessen, daß der Specht durch seinen Nahrungserwerb zum Hacken der Löcher veranlaßt wird. Aber da er nur eins davon für sich zur Brutstätte einrichtet, kommt seine Tätigkeit vielen kleineren Höhlenbrütern zugute. Sie wählen solch ein Spechtloch, das bis zum morschen Kern des Baumes reicht, und arbeiten mit vieler Mühe und unermüdlichem Fleiß in der weichen Masse die Höhlung aus. Aber auch größere Schwierigkeiten werden von den kleinen Vögeln mit ihren weichen Schnäbelchen überwunden. So sah ich im vergangenen Frühjahr ein Meisenpaar an der Arbeit, ein ausgefaultes Astloch zu vertiefen.

Es war ein reizendes Bild! Wenn das Männchen arbeitete, flog das Weibchen nahrungsuchend in der Nähe umher, oder es saß dicht neben der zukünftigen Wohnung auf einem Ast. In Zwischenräumen von wenigen Minuten lösten die Tierchen sich ab. Nur ganz winzige Splitterchen wurden abgerissen und zutage gefördert, aber als ich nach etwa einer Woche wiederkehrte, war die Höhlung schon ausgepolstert.

Die Maurer unter den Vögeln sind die Hausschwalben. Vom Brunnentrog, wo die immer feuchte Erde mit Dung gemischt ist, holen sie mit Vorliebe ihr Baumaterial, winzige Krumen und Klümpchen, die sie mit dem Schnabel wegtragen. Zuerst wird der untere Kranz halbkreisförmig an die Mauer geklebt, und so fort eine Schicht auf die andere, bis die handgroße Schale fertig ist. Gerade bei den Schwalben kann man deutlich bedeutende Unterschiede in der Kunstfertigkeit wahrnehmen. Manche bauen die Schale so wenig gewölbt, daß die Auskleidung des Nestes mit Heu, Stroh und Federn über den Rand hinaussteht, manche sind nicht nur stark gewölbt, sondern auch oben bis auf eine kleine Oeffnung geschlossen.

Nicht gering ist auch die Kunstfertigkeit der Vögel, die aus geschichteten und verflochtenen Reisern ihr Nest bauen. Als Beispiel führe ich das ja jedem bekannte Storchnest an. Die Menschen suchen Herrn Adebar den Nestbau durch ein auf den Dachfirst gelegtes Rad oder eine alte Egge zu erleichtern. Dann hat er freilich gleich eine feste, sichere Unterlage. Wo sie ihm nicht geboten wird, schleppt er dicke Knüppel heran und bohrt sie in das Strohdach, um die Unterlage herzustellen. Hier muß die Bemerkung eingeschoben werden, daß viele Vögel kein Nest mehr zu bauen brauchen, weil infolge der fühlbaren Verminderung aller Vogel-

arten mehr Nester leer stehen als gebraucht werden. Das gilt vor allem für die großen Raubvögel. In manchen Revieren stehen alljährlich zehn, zwölf Horste leer. Wenn dann mal wieder einer beflogen ist, werden nicht nur die Jungen, sondern meist auch die Alten abgeschossen. Das gleiche gilt auch für Krähen, Elstern, Eichelhäher, ja auch für die kleinen Singvögel. Wenn ein Forscher sich die Mühe nehmen wollte, im Winter auf einem Stück Land alle Nester in den entlaubten Bäumen und Hecken festzustellen, würde er sich im Frühjahr die Gewißheit verschaffen können, daß nicht alle bewohnt sind.

Sind schon die aus Moos, Strohhalmen, Haaren, Wolle, Federn und anderen Stoffen hergestellten Nester der kleinen Singvögel Wunderwerke der Geschicklichkeit, so stehen doch die aus Halmen geflochtenen Nestbeutel, wie sie von der Beutelmeise, dem nordamerikanischen Baltimorevogel, dem Webervogel auf den Philippinen, dem südafrikanischen Siedlungsperling u. a. hergestellt werden, noch höher. Es sind geradezu Kunstwerke, deren Anfertigung auch der geschickten Menschenhand Mühe machen würde. Und der Vogel hat nur den Schnabel als Werkzeug! Am merkwürdigsten geht der Siedlungsperling vor; er tut sich zu großen Gesellschaften von mehr als 100 Stück zusammen. Gemeinsam wird nun zuerst aus Halmen und Blättern ein gewölbtes Dach geflochten, unter dem jedes Pärchen einzeln sein Nest aus Flechtwerk baut.

Daß es auch Vögel gibt, die außer dem Nest noch Gebäude oder Lauben bauen, die als Versammlungs- und Vergnügungsort dienen, könnte man für ein Märchen halten, wenn es sich nicht um beglaubigte Tatsachen handelte. Solche Bauten werden von den australischen Lauben- und Kragenvögeln errichtet. Zuerst wird aus verflochtenen Zweigen ein Fußboden hergestellt. Dann werden Zweige senkrecht als Wände in das Flechtwerk gesteckt und oben zu einem Dach verbunden. Seitenzweige, die nach innen stehen, werden zurückgebogen und befestigt, so daß sie den Raum nicht beengen. Das wunderbarste ist aber die Ausschmückung solcher Lauben mit bunten Gegenständen aller Art, Papageienfedern, Schneckenhäusern, Bachkieseln, gebleichten Knochen usw. Muß man da nicht versucht werden, an solche Dinge den Maßstab menschlicher Intelligenz und praktischer Ueberlegung anzulegen?

Die vielen Beispiele, in denen Insekten für sich und ihre Nachkommenschaft Wohnungen herstellen, sind so zahlreich, daß sie einzeln nicht aufgezählt werden können. Es genügt wohl, auf die Bauten der Bienen, Ameisen und Termiten hinzuweisen, mit denen sich die Forschung seit Jahren sehr eindringlich beschäftigt. Und mit Recht! Denn diese nach landläufiger Anschauung so niedrig stehenden Tiere leben in sozial gegliederten Staaten, deren Entstehung von der einen Seite als die wunderbarste Betätigung zielbewußter Schöpfungskraft, von der anderen als Ausfluß einer staunenswerten Intelligenz betrachtet wird. Uns interessiert hier nur ihre Bautätigkeit, die sie an die Spitze aller tierischen Werkmeister stellt. Wer hierbei noch mit dem Begriff Instinkt operieren wollte, würde von den Imkern ausgelacht werden. Denn sie verfügen über tausendfache Beobachtungen, bei denen ihre Pfleglinge mit voller Ueberlegung gehandelt haben. Von der ersten Weltausstellung in Paris wird berichtet, daß dort ein Bienenstock mit einer verdeckten Glaswand ausgestellt war. Man konnte den Vorhang entfernen und die Bienen bei der Arbeit beobachten. Aber nicht lange — denn bald hatten die Bienen das Glas von innen mit der undurchsichtigen Masse beklebt, die sie zum Verschließen der Fluglöcher im Winter herstellen. Die Erklärung ist sehr einfach: sie wollten sich gegen den häufigen Lichtwechsel, der ihnen unangenehm war, schützen. Und genau so verfahren die Bienen noch jetzt, wenn man ihrer Wohnung eine Glasscheibe einfügt.

Was neuere Forscher wie Prof. Dr. Escherich über die Konstruktion der Termitenhügel berichten, grenzt ans Wunderbare. Als wenn ein studierter Baumeister die Tragfähigkeit der Decken und Gewölbe, die Versteifung der Außenwände durch Strebepfeiler ausgerechnet hätte! Ist das die Summe der von unzähligen Generationen zusammengetragenen Erfahrungsweisheit, oder . . .? Vorläufig müssen wir uns mit der Antwort bescheiden, daß wir noch herzlich wenig von diesen Tierstaaten wissen, daß manche Annahmen auf schwachen Füßen stehen und durch eingehendere Beobachtungen umgestürzt werden können.

Aber das steht fest, daß die Erforschung der Natur mit jedem Schritt, den sie vorwärts tut, sich vor neue, größere Aufgaben gestellt sieht. Und von allen ist wohl die Erforschung der Tierpsyche die größte!

Die Operette.

Von Paul Felix. — Hierzu 28 photographische Aufnahmen.

Die Operette hat offenbar ein neues Leben begonnen. Sie tat das nicht von einem Tag zum andern mit einem merkbaren revolutionären Ruck. Im Gegenteil: ausgesprochene Reformbewegungen blieben herzlich erfolglos. Aber ganz langsam wurde ein kleiner Fortschritt nach dem andern gemacht. Allmählich wuchsen die Komponisten heran und überwanden glücklich die Stagnation, die ein von sentimentaler Fadheit starrendes Libretto hervorgerufen hatte. Denn eine Weile schien es wirklich so, als ob diese Sentimentalität, verbunden mit einer aller menschlichen Logik hohnsprechenden Fabel, die Grundbedingung für einen Operettenerfolg sei. Textdichter und Komponisten mieden mit scheuer Aengstlichkeit alles, was etwa Sinn und Vernunft hatte. Und die Direktoren der Operettentheater glaubten, das Publikum verlange immer das gleiche; die jüngsten Erfolge werden sie hoffentlich davon überzeugt haben, daß das Publikum immer etwas anderes haben will, und daß es auch in Sachen des guten Geschmacks lange nicht so widerspenstig ist, wie man denkt. Der geringste gute Wille zu einer halbwegs vernünftigen Handlung wurde mit stürmischer Dankbarkeit begrüßt, und auch das, was die Komponisten an vornehmerer und originellerer Musik leisteten, wurde freudig quittiert. Man erinnerte sich endlich, daß die alten Meister der Operette durchaus nicht von der



Absicht ausgingen, ihre Talente in möglichst geschmackloser Form zu verzetteln. Johann Strauß, Suppé, Offenbach — sie waren Genies und gaben willig ihre besten Einfälle her.




Hofphot. Geb. Hirsch

Leo Fall.



Hofphot. Perscheid.

Oskar Straus.

Phot. K. Kleitsch.

Viktor Holländer.

Wenn wir die Operetten der heutigen Mode auch nicht mit jenen Meisterwerken vergleichen können — man darf sich doch des Fortschritts herzlich freuen und den Autoren ihre großen Erfolge gönnen. Die erste wirksame Neuerung erfuhr das Textbuch. Die öde Sentimentalität erhielt ihren Todesstoß, als man in der „Lustigen Witwe“ zum erstenmal das Motiv der bezähmten Widerspenstigen auf der Operettenbühne einführte. Es ist das keine literarische Tat an sich, aber für das Operettengenre war es eine derartig wirksame Erlösung, daß die „Dollarprinzessin“ sie gleich



Phot. Schneider.

Mizzi Wirth (links) und Mia Werber in der „Dollarprinzessin“.

noch repetierte. In beiden Textbüchern ist hierdurch eine kräftigere Charakterisierung erreicht, als es früher der Fall war. Ja, es wird sogar etwas wie eine dramatische Spannung erreicht,

Franz Lehár.

wenn man sich auch dann die Lösung des Konfliktes allzuleicht macht. Bezeichnend für die Aengstlichkeit, mit der die Textdichter vorgehen, ist es, daß man in der „Dollarprinzessin“ die zweifellos drastischere, wenn auch etwas heikle Liebes- und Ehegeschichte der kleinen Daisy, die den Kern zu einem sehr lustigen Libretto enthält, ganz in den Hintergrund rückt und fast nur nebenbei erzählt. Dafür bringt das gleiche Textbuch eine geradezu kühne Neuerung zum Schluß. Während bisher immer für das Schlußbild sich sämtliche Türen öffneten und der kaum an den Haaren herbeigezogene


Phot. R. Przibill.
Poldi Deutsch.

Musikerjubiläum feierte, hat niemals vergessen lassen, daß er ein gründlich gebildeter Musiker ist. Selbst da, wo er zu den lose aneinandergereihten Szenen einer Ausstattungsrevue die Musik schrieb, blieb er immer ein Operettenkomponist, der seine glücklichen Einfälle sehr pikant zu


Phot. L. Gutmann.
Gerda Walde.


Alexander Girardi.

Chor erschien, wagt man es hier, die Handlung mit einem Kuß der Liebenden schließen zu lassen. Es ist das nur eine Kleinigkeit; wer aber weiß, wie hartnäckig der Schlußchor bisher immer gefordert wurde, der kann ermessen, daß hier wirklich eine zahme „Revoluzerei" ihr Wesen treibt. Sehr bemerkenswert ist auch das Textbuch von Oskar Straus' „Der tapfere Soldat". Hier wurde mit gutem Glück der Versuch gemacht, eins der köstlichsten Stücke des Engländers Shaw für die Operette zu gewinnen.

Das Hauptverdienst an der letzten glücklichen Entwicklung erwarben sich aber die Komponisten. Viktor Holländer (Portr. S. 285), der älteste von ihnen, der in diesen Tagen sein fünfundzwanzigstes


Phot. Atelier Frankonia.
Josef Ludl im „Walzertraum".

kleiden weiß. Franz Lehár (Abb. S. 285), der Komponist der „Lustigen Witwe", hat ein rassiges Temperament bewiesen. Die lebensvollen Rhythmen dieser Musik zündeten. Oskar Straus (Portr. S. 285) hatte schon früher in Werken musikalischer Kleinkunst mit graziösen Melodien manchen großen Erfolg errungen. Nun hat er im „Walzertraum" gezeigt, daß er sich nicht erschöpft hat, und daß er mit seiner geschmackvollen Art auch im größeren Genre Sieger bleiben durfte. Aehnliches läßt sich von Leo Fall (Portr. S. 285) sagen. Er hat uns in seiner „Dollarprinzessin" eine Menge liebenswürdigster Einfälle geschenkt. Und man darf ihn besonders loben, da er sich nicht darauf beschränkte, zwei, drei Schlager zu erfinden, sondern auch auf das Detail liebevolle Sorgfalt verwendete. Die Musik bleibt immer natürlich und frei von Trivialitäten.

Die Wandlung der Operette ist für die Bühnenkünstler dieses Faches auch sehr bedeutungsvoll geworden. Es scheint, als sei die burleske Richtung überwunden, wie ja auch die Kostümoperette überhaupt an Zugkraft verloren hat. Offenbach verlangte für seine


Louis Treumann.



Phot. A. Schmoll.

Gustav Matzner in der „Lustigen Witwe".

Heldinnen stets ein derb komisches, parodistisches Talent. Die Operette von heutzutage ist durchaus gesellschaftlich. Sie wurzelt im Salon, und das Kostüm kommt im wesentlichen nur in dem ziemlich regelmäßig wiederkehrenden Ballakt zur Geltung, der dasein muß, um zu Tänzen aller Art den Vorwand zu bieten. Noch aus dem Zeitalter des Rokokos her bis in die letzte Zeit war die Soubrette, die niedlich und amüsant zu wirken hatte, der Liebling des Publikums. In der „Fledermaus" war die muntere Adele die eigentliche Hauptperson, während



Fritz Werner.



Phot. A. Schmoll.

Marie Ottmann.



Phot. Atelier Frantonia.

Gisela Fischer.

mit der heroischen Rosalinde weder Sängerinnen noch Hörer etwas anzufangen wußten. Das hat sich vollkommen geändert. Das Ideal der modernen Frauenschönheit ist die große Frau — die fast überlebensgroße. Mit ihrer Eleganz und Liebenswürdigkeit beherrscht sie die Operette, während das muntere Kleinzeug der Soubrette nur noch so nebenbei als Zierat gilt. Dieser Typus wird in vollendeter Anmut von Mizzi Wirth (Abb. S. 285) vertreten, die als Dollarprinzessin im Berliner Neuen Operettentheater **durch Schönheit und Temperament fasziniert. Auch Phila Wolff (Abb. S. 290), mit der sie ständig in der Rolle alterniert, ist eine prächtige „Grande dame" der Operettenbühne. Das Theater des Westens hat in**



Phot. Dr. Székely.

Annie Dierkens.

Marie Ottmann (Abb. S. 287) eine vorzügliche Operettendiva großen Stils. Die schöne, wohlgebildete Stimme, die prachtvolle Gestalt und nicht zum mindesten ihre liebenswürdige Drolerie machten ihre „Lustige Witwe“ geradezu berühmt.



Phot. A. Schmoll.
Vali Paak.

München hat noch eine jener Künstlerinnen, die wohl durch Stimme und Erscheinung mehr zu dem heroischen Fach bestimmt ist, aber deren überquellender Humor sich kaum in die gesellschaftlichen Gesetze der Neuzeit einfügen läßt. Gisela Fischer (Abb. S. 287) ist ein parodistisches Talent ersten Ranges, und keine Rolle liegt ihr so gut wie die der schönen Helena, in der sie hinreißendes Temperament mit derbster Komik zu verbinden weiß. Gisela Fischer ist eine der wenigen Künstlerinnen, die heute noch Offenbach singen und spielen können. Sängerinnen, die gleich ihr mit Humor begabt sind, findet man nur unter den eigentlichen Soubretten, die natürlich der Mode zuliebe nicht gleich ausstarben, sondern nach wie vor blühen und gedeihen. An erster Stelle müssen wir Mia Werber (Abb. S.285) nennen, die trotz ihrer körperlichen Winzigkeit ein ganz großer Stern am Operettenhimmel ist. Seit ihren ersten sensationellen Erfolgen als Geisha und Puppe hat sie manche Rolle zum Siege geführt und singt und tanzt auch als Daisy in der „Dollarprinzessin“ den Ringelreihen mit bezaubernder Grazie.



Phot. E. Schneider.
Oskar Braun in der „Dollarprinzessin“.

Phot. L. Gutmann.
Luise Kartousch,
im „Tapferen Soldaten“.

Zwei deutsche Soubretten haben in Amerika eine bleibende Stätte künstlerischen Wirkens gefunden: Fritzi Scheff und Lina Abarbanell (Abb. S. 289 u. untenst.). Fritzi Scheff ist wohl die stimmbegabteste aller Operettenkünstlerinnen. Sie hat ihre ersten großen Erfolge am Münchner Hoftheater als Opernsoubrette errungen. Als aber Amerika mit seinen vielen Dollars lockte, entsagte sie der ernsteren Kunst und ist nun drüben ein hellglänzender — und sehr teurer Stern geworden. Lina Abarbanell ist ein Berliner Kind. Ihre schöne Simme und die Pikanterie ihres Vortrages machten sie rasch bekannt, so daß auch sie bald den Ruf übers Wasser erhielt.



Lina Abarbanell in der **„Lustigen Witwe“.**

Unter den deutschen Künstlerinnen, die uns treu blieben, ist Lina Doninger (Abb. S. 289), die früher am Berliner Theater des Westens, jetzt aber in Frankfurt am Main wirkt, eine der temperamentvollsten. Zwei vielversprechende Nachfolgerinnen hat sie an ihrer Berliner Wirkungsstätte gefunden, Vilma Conti (Abb. S. 290) und Vali Paak (Abb. obenst.). Und noch einer Soubrette mag hier gedacht werden, der gra-



Hofphot. A. Witte.

Alma Saccur in der „Lustigen Witwe".



Phot. Hch. Junior.

Lina Doninger in „Prima Ballerina".



Phot. O. Sarony Co.

Fritzi Scheff.



Phot. L. Gutmann.

Mizzi Zwerenz.



Phot. Gutmann.

Mizzi Günther in der „Dollarprinzessin".



Hofphot. J. Löwy.

Phila Wolff i. d. „Großh. v. Gerolstein".

ziösen und stimmbegabten Alma Saccur (Abb. S. 289). Zwar hat sie sich nun nach langem Schwanken wohl für das Opernfach entschieden, aber ihre „Geisha", ihre „Puppé" sollten ihr nicht vergessen werden.

Die Operette ist eine so spezifisch wienerische Kunstgattung, daß ihre Darsteller fast alle Wiener Blut oder doch österreichisch-ungarisches in den Adern haben. Keine Stadt hat so viel Operettentheater wie Wien, und die Operettenstars sind natürlich dort am dichtesten gesät. Freilich, eine der ganz typischen Wiener Soubretten, Annie Dierkens (Abb. S. 287), ist Berliner Kind und väterlicherseits sogar englischer Abstammung. Sie ist eine der scharmantesten Künstlerinnen, die durch die Pikanterie ihres Vortrags und ihrer Erscheinung einen Weltruf gewonnen hat. Gleich ihr berühmt ist Mizzi Zwerenz (Abb. S. 289), die als blutjunge Sängerin die letzten Operettenjahre im Berliner Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater mitgemacht hat,



Phot. A. Schmoll.

Vilma Conti.

nun aber in Wien, wo sie das „Süße Mädel" kreiert, an erster Stelle wirkt. Gerda Walde (Abb. S. 286), die vor einigen Jahren erste Soubrette des Berliner Thaliatheaters war, ist in ihre Wiener Heimat zurückgekehrt. Luise Kartousch (Abb. S. 288) hat vor einiger Zeit als Daisy in der „Dollarprinzessin" auch in Berlin gastiert und einen ganz rationellen Erfolg errungen. Die erste „Lustige Witwe" Wiens, Mizzi Günther (Abb. obenst.), wird aber wohl der Operettenbühne untreu werden. Sie hat den Entschluß gefaßt, ihre ganz besonders schönen Stimmittel der ernsten Oper zu widmen.

Auch die Sänger der Operette haben dem Zug der Gesellschaftlichkeit folgen müssen. Ein Künstler so besonderer Art wie Girardi (Abb. S. 286) konnte die Metamorphose freilich nicht mitmachen. Er, der köstliche Zsupan, hat von mancher alten lieben Rolle Abschied genommen und in dem modernen Repertoire kaum etwas gefunden, das seiner Eigenart so ganz zusagte. Er ist ein Charakterdarsteller ersten Ranges, und gerade für diese Künstler schreiben die modernen Librettisten fast gar nichts mehr. Eher finden Groteskkomiker, wie der hinreißend lustige



Phot. L. Gutmann.

Josef Josephi.



Phot. Ettie.

Albert Kutzner im „Fidelen Bauer".

Joseph Ludl-München (Abb. S. 286) und der witzige Treumann-Wien (Abb. S. 286), dankbare Aufgaben.

Auch Poldi Deutsch (Abb. S. 286), der augenblicklich wieder zu Berlin gehört, sucht Wirkungen extravaganter Art und bleibt doch immer diskret und vornehm.

Unter den Tenoristen nimmt Oskar Braun (Abb. S. 288) wohl heute die führende Stellung ein. Er ist das vollkommene Gegenstück zu Mizzi Wirth, ganz Gesellschaftsmensch. Dabei liegt ihm auch eine leidenschaftlichere Charakterisierung. Fritz Werner (Abb. S. 287), der vielgewandte, ist gleich Julius Spielmann sprühend und lebendig — zu allerhand Späßen und Gliederverrenkungen jederzeit aufgelegt. Der allgemein beliebte Josef Josephi (Abb. S. 290), der jüngst in Wien als Rodelbaron einen großen Erfolg errungen hat, und die beiden Stützen des Theaters des Westens, Albert Kutzner und Gustav Matzner (Abb. S. 290 u. 287), der die Rollen des Danilo in der „Lustigen Witwe“, des Niki im „Walzertraum“ usw. in Berlin kreiert hat, mögen den Reigen beschließen.

Die schweizerischen Alpenpässe.

Der Gotthardpaß. — Von A. Krenn. — Hierzu 9 Aufnahmen des Verfassers.

Unter allen schweizerischen Alpenpässen ist der Gotthard der bekannteste und populärste. Das ganze Erwerbsleben der Bewohner beruhte seit Jahrhunderten auf dem gewaltigen Verkehr, der dieser berühmten Handelsstraße folgte. Die Eröffnung der Gotthardbahn schuf hier tiefgehende Veränderungen. Der Reisende, der bis dahin in vier Tagesetappen von Flüelen bis Bellinzona reiste, durchfuhr nun die gleiche Strecke in ebensovielen Stunden, ohne sich den mannigfachen Gefahren des Berges, den Lawinen und Schneestürmen und anderen Unbilden der Witterung aussetzen zu müssen. Auch der Warenverkehr ging auf dem neuen Wege billiger und rascher vonstatten, so daß die prächtige Straße über den Berg immer mehr und mehr vereinsamte. Erst die seit einem Jahrzehnt stark zunehmende Vorliebe für Fußwanderungen hat auch den Gotthard wieder zu Ehren gebracht.

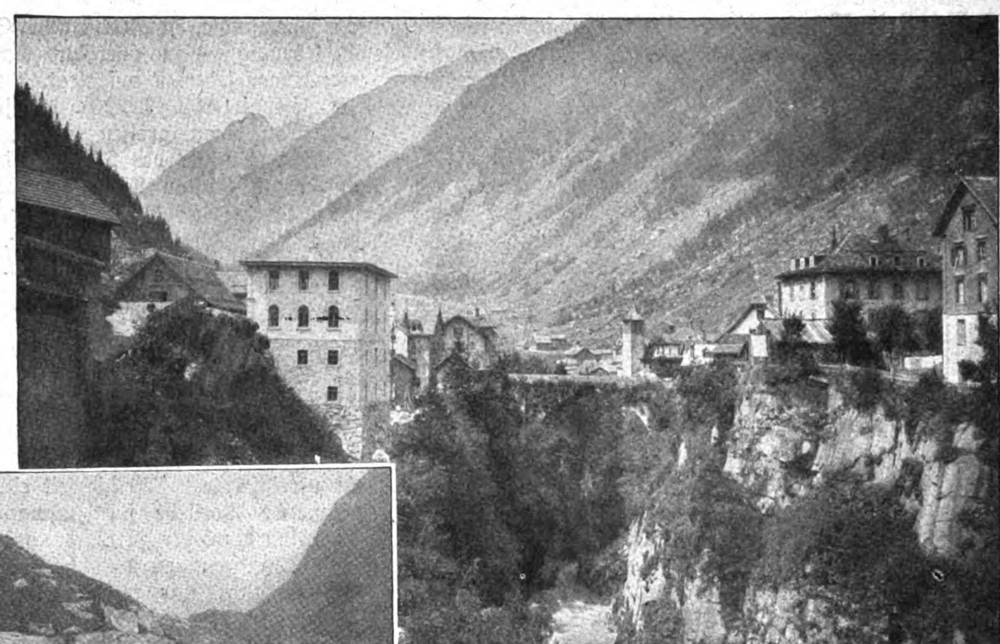
Die Wanderungen nehmen meistens in Göschenen ihren Ausgang; nur wer ganz über seine Zeit Herr ist, wird auch den ersten Anstieg von Amsteg aus zu Fuß unternehmen. Sonst bietet die Eisenbahnfahrt Gelegenheit genug, das immer wechselnde, großartige Landschaftsbild sowie die bewundernswerten Kunstbauten der Bahn zu überblicken. Kurz vor der Einfahrt in den Bahnhof Göschenen öffnet sich für einige Sekunden nochmals eine malerische Szenerie, wie sie in gleicher Wirkung von keinem anderen Punkt aus betrachtet werden kann. Im Vordergrund das tiefeingeschnittene



Partie aus der Schöllenenschlucht gegen Andermatt.

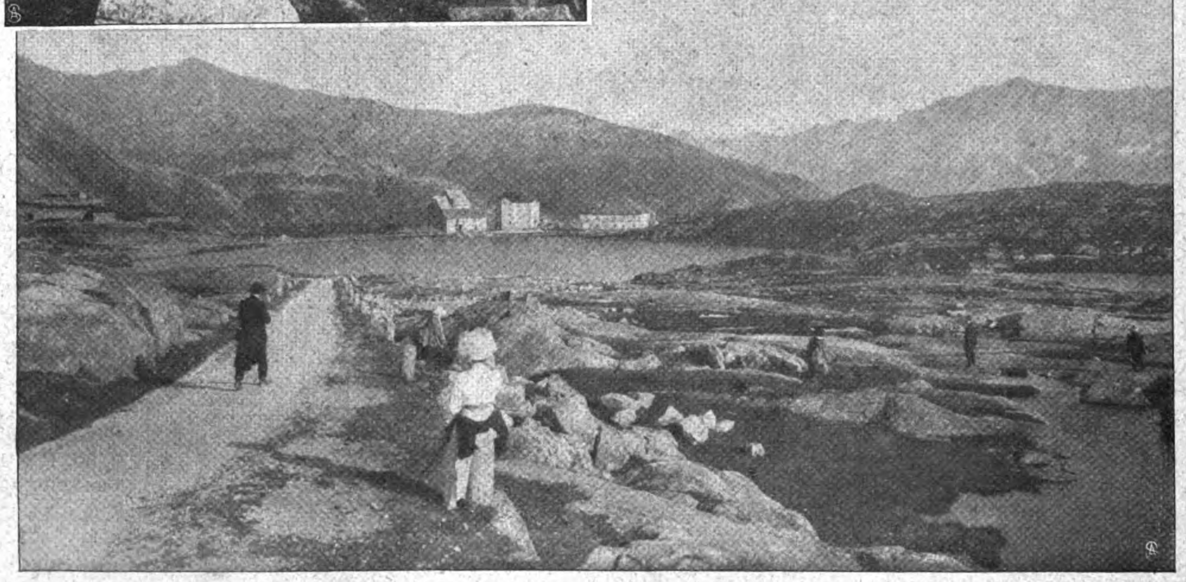


Bett der Göschenen-Reuß, umsäumt von den Häusern und der alten Kirche des Dorfes (Abb. nebenst.), die Bergwände noch mit grünen Wäldern und Matten geschmückt, während im Hintergrund des Tales die Eiswand des Dammafirns sich gewaltig und drohend erhebt.



Göschenen gegen die Schöllenenschlucht.

Einen düsteren Gegensatz zu diesem farbenreichen Bild bildet die gegen Süden sich öffnende Schöllenen (Abb. S. 291), durch die der weitere Weg emporführt. Vor dem Passieren der ersten Brücke über die schäumende Reuß erblickt man links unten den schwarzen Schlund des Gotthardtunnels, aus dessen Innern man das dumpfe Surren der riesigen Ventilatoren vernimmt. Bei Windstille im Sommer gleicht die Wanderung durch die Schöllenen dem Gang durch einen Glutofen. Das Auge findet an den kahlen, steilaufragenden Felswänden keinen Ruhepunkt, einzig das Donnern der Reuß, die ihre Fluten über ungeheure Felsblöcke hinwegwälzt, zeugt von Leben in dieser



Erster Blick beim Ueberschreiten der Paßhöhe auf das Hospiz und die Seen. Links die Festungswerke.
Oberes Bild: Alpweiden auf dem Gotthardpaß.



Blick von der Paßhöhe ins Val Tremola mit den Entwicklungschleifen der Gotthardstraße.



Entwicklungschleifen der Gotthardstraße in der Schöllenen.





Der Lucendrosee auf dem Gotthardpaß.

Wildnis. Erst wenn man in die Nähe der Teufelsbrücke gelangt (Abb. S. 295), erhält die Landschaft malerische Gestaltung. Die hochaufragenden Felsen treten noch näher zusammen, die Straße führt hoch über dem Wasserlauf dahin und überschreitet diesen auf einer kühn angelegten Brücke. Nach einer Wegbiegung erblickt man vor sich ein Felsentor, das Urnerloch, durch das man die Ebene des Urserentals erreicht. Bevor man es betritt, erblickt man zur Rechten eine zur Verteidigung eingerichtete, abgeschlossene Brücke, die direkt in das Innere des Berges führt. Die ganze Felswand ist mit militärischen Bauten versehen; hier befindet sich die erste Verteidigungsgruppe der Gotthardfestung, die Forts Bühl und Bäzberg.

Wer die Schöllenen hinter sich hat, ist überrascht von dem plötzlichen Szenenwechsel, der sich beim Verlassen des Urnerloches dartut. Aus der engen Gebirgschlucht betritt man unvermittelt ein prächtiges grünes Hochtal, belebt durch einige stattliche Ortschaften. Dieses gegen drei Stunden lange und bis zu einer halben Stunde breite Tal ist der Treffpunkt mehrerer wichtiger Straßen und zugleich durch seine natürliche Lage zu einer Lagerfestung großen Stils wie geschaffen. Nach Norden führt die Straße zum Vierwaldstätter See, nach Süden über den Gotthard ins Tessin, im Osten über den Oberalppaß ins Vorderrheintal und im Westen über die Furka ins Wallis und über die Grimsel ins Berner Oberland. Andermatt ist heute nicht nur ein großer Fremdenplatz, sondern auch ein wichtiger Waffenplatz geworden. Fremde Besucher zerbrechen sich oft die Köpfe über die Bedeutung der etagenmäßig angelegten Mauern hoch auf den Bergen über Andermatt und raten meistens auf militärische Werke. Diese sehr kostspieligen Bauten dienen aber einem friedlichen Zweck: es sind Lawinenverbauungen zum Schutz des darunterstehenden Waldes und der Ortschaft selbst.

Von Andermatt führt die Gotthardstraße weiter nach dem drei Kilometer entfernten Hospental, das



Partie der Gotthardstraße im öden Gebiet des Gamsbodens.

malerisch am Zusammenfluß der Gotthard- und Realper Reuß gelegen ist. Hier zweigt die Furkastraße ab und führt durch das Urserental weiter gegen Realp, während die Gotthardstraße gegen Süden in mehreren Windungen ansteigt und in dem langen, vegetationslosen Tal der Gotthardreuß zur Paßhöhe emporsteigt. Kurz vor Erreichung der Paßhöhe zweigt rechts ein Fußweg ab zu dem eine halbe Stunde entfernten Lucendrosee, der malerisch zwischen hohen Bergwänden eingebettet liegt (Abb. S. 294). In dem kristallklaren Wasser spiegeln sich die schneebedeckten Berghäupter in wunderbarer Deutlichkeit. Das ganze Gotthardgebiet zählt etwa fünfzig Seen, von denen sieben auf der Paßhöhe liegen. Diese stellt sich als eine ausgedehnte kahle Hochebene dar, an deren Südrand man die ausgedehnten Hospizgebäulichkeiten und links davon wieder Festungswerke erblickt (Abb. S. 292). Das Gotthardhospiz bietet ein vorzügliches Standquartier für eine Reihe hervorragend schöner und lohnender Touren, wie auf den Pizzo Centrale und Monte Prosa, die Fibbia, Piz Lucendro und Piz Rotondo u. a. In dem 1905 nach dem Brand neuaufgebauten eigentlichen Hospizgebäude befindet sich seit Jahren eine wichtige Wetterbeobachtungstation, da der Gotthard eine eigentümliche Wetterscheide bildet. Oftmals, wenn wir am Nordfuß der Alpen tage- und wochenlang in Nebel und Unwetter stecken, sendet der Wetterwart des Gotthard die lakonische Botschaft: nach Süden heiter!



Die Teufelsbrücke, von den Festungswerken aus gesehen.

Wenn man vom Hospiz südwärts gehend die Straße verläßt und einem nach rechts führenden Fußweg folgt, gelangt man an den Rand des Hochplateaus und erblickt tief unter sich das Val Tremola, in dem sich die Straße in über zwanzig Kehren hinabsenkt (Abb. S. 293). Diese Strecke ist im Winter und Frühjahr der Lawinen wegen sehr gefährlich zu begehen. In schneereichen Jahren halten sich die Lawinenreste den ganzen Sommer über. Im Lauf der Jahrhunderte sind hier unzählige Menschen verunglückt, ganze Karawanen wurden von den Lawinen weggefegt, daher auch der Name Val Tremola: Tal des Schreckens. Am Ausgang des Tals beginnt der Blick sich zu weiten, die schön geformten Berge des Bedrettotales treten hervor, die Vegetation beginnt sich reicher zu entfalten, und trotz des alpinen Charakters der Landschaft macht sich der Einfluß des südlichen Klimas schon bemerkbar. Die Straße tritt an den Rand der untersten Bergterrasse und gewährt einen überraschend schönen Blick über das waldreiche Livinental mit seinen vielen Dörfern und den blendend weißen Kirchen, die von schier unzugänglichen Höhen herniederschauen. Auf steilem, abkürzendem Wege geht es hinab nach Airolo, dem Ausgang des Gotthardtunnels, und dem Ziel unserer Wanderung entgegen.

Droesigl.

Roman von

Georg Freiherrn von Ompteda.

20. Fortsetzung u. Schluß.

Da im Rubenssaal noch immer die Künstler umlagert wurden und nur allmählich einzelne Mütter, die ihre Kinder tanzen sehen wollten, sich den Weg zum Gartensaal hatten zeigen lassen, so zog sich die Gruppe der Herren in Ludwigs großes Renaissancezimmer zurück.

Von ihm war jetzt die ganze Zeit die Rede. Ein solcher Mann konnte dem Staat wirklich nützlich sein. Er mußte nur in der richtigen Weise herangezogen werden, aber man stritt sich, in welcher Weise.

Die Herren konnten sich nicht einigen. Da fand der eine, reiche Leute müßten zu Schenkungen veranlaßt werden an gemeinnützige Anstalten, für die im Staatshaushalt nichts vorgesehen sei.

Staatssekretär von Gloeven, der immer an sein Ressort dachte, meinte, wenn auch in sehr vorsichtiger Form gefaßt, sie hätten einzuspringen, wenn zum Beispiel die Gefahr bestünde, daß große Kunstschätze ins Ausland wanderten und dem Vaterland verloren gingen.

Ein anderer erklärte, in Anbetracht der Notwendigkeit einer starken Flotte solle das Kapital angespornt werden, Interesse für den Wassersport zu zeigen. Wie wenig Menschen nur in Deutschland könnten sich eine große Jacht halten, die, abgesehen vom Ankaufspreis, an Unterhaltung ein Vermögen jährlich verschlang.

Das erregte den Widerspruch eines Autlers. Die heimische Industrie mußte unterstützt werden. Man sollte den Franzosen keinen Vorsprung gönnen. Wenn Leute wie Droesigl nicht große Rennwagen anschafften, wer sollte es dann wohl tun?

Ein älterer Herr aber, ehemaliger Kavallerieoffizier, der bei Rennbahnen wie Tattersalls, bei Preisreiten wie Ankauf von Hengsten seine Hand im Spiele hatte, ließ die Jacht- und Automobil-, die Tuberkulosenheim- und Museummenschen ruhig reden. Er sagte sich: Nach dem Souper wird sich wohl Gelegenheit finden, wo man ihn mal beiseite nehmen kann und ihm seine Pflicht klarmachen, daß er die Vollblutzucht heben muß.

Kurz, es gab kein Gebiet der Wohltätigkeit, des Sportes, des Geldgewinnens und -ausgebens, für das nicht irgendeiner Herrn Ludwig Droesigl ins Auge gefaßt hätte.

Er sollte weidgerechter Jäger werden, sich für chemische Untersuchungen interessieren, die Volksgesundheit fördern, die Jugend durch Sport und Spiele gesund erhalten, für Volksbäder eintreten, sich für Schülerrudern begeistern, Flugtechniker unterstützen oder verarmten Fräulein helfen.

Die Phantasie der Leute warf immer höhere Blasen, bis schließlich jemand allen Ernstes behauptete, er müsse seinem Volke ein Panzerschiff stiften.

Da klang schallendes Gelächter.

In dem Augenblick erschien in der Tür eine Gestalt im glatten, schwarzen Frack, ein Schneeglöckchen im Knopfloch. Alles wandte sich um.

Es herrschte eisiges Schweigen wie einst in Kölln, als die Tischkarte in unrechte Hände gekommen war.

Aber Ludwig schien nichts davon zu merken.

Er rief nur: „Meine Herren, es geht zum Souper."

Dann verschwand er im nächsten Saal, wo er unter den Gruppen der Herren und Damen das gleiche verkündigte.

Der Ruf pflanzte sich fort bis hinüber in den Gartensaal, wo sich beim Tanz zur Jugend nun auch das mittlere Alter gesellt hatte.

Angesichts der verschiedenen Empfindlichkeiten war nicht gesetzt worden. Da gab es vornehmste, vornehme, weniger vornehme Leute. Da gab es ganz große und ebenso große Künstler.

Wer hätte entscheiden mögen?

Die Feinschmecker hatten Außerordentliches erwartet. Es gab auch die kostbarsten Sachen, eine Speisenfolge von ausgesuchtem Geschmack.

Aber nur der wirkliche Kenner konnte würdigen, was geleistet war, denn alles war so selbstverständlich, vornehm über jeden Tadel, daß man es hinnahm gleichsam wie etwas, das in diesen Räumen nicht anders sein konnte. Die Diener kreisten und nannten Namen und Jahrgang der außergewöhnlichen Weine.

Das Souper machte bei der Genauigkeit und Schnelligkeit des Auftragens fast den Eindruck, als würde im kleinen Kreis gegessen.

Man sprach den Speisen auch tapfer zu, und wenn schon die Stimmung angeregt gewesen war, so wuchs sie zu frohester Laune. Die Musik half dazu, die von allen Seiten klang.

Der Minister, der Aga zu Tisch führte, sagte ihr darüber ein paar Artigkeiten, und er, der gelernt hatte, sein Herz nicht auf der Zunge zu tragen, mußte wohl davon überzeugt sein, denn er begann ein zweites Mal, als der Champagner eingeschenkt wurde. Bei Musik, Lachen und Stimmengewirr war keine Gefahr, daß ein Dritter gehört hätte, was er sprach.

Er hob sein Glas: „Gnädigste Frau, es hat wohl mancher gedacht, daß hier eine offizielle Rede gehalten werden würde. Ich glaube Ihr Haus besser zu kennen. Das zurückhaltende, bescheidene Wesen gefällt mir gerade so gut an Ihrem Herrn Gemahl. Pardon, wenn ich bescheiden sage, aber er ist es wirklich. Er hat von seinen Stiftungen, wie sie nicht oft vorgekommen sind, gar kein Aufsehen gemacht."

Aga meinte wie ärgerlich: „Aber, Exzellenz, es hat doch in den Zeitungen gestanden." Dann fügte sie in weiblicher Schlauheit hinzu: „— und mein Mann hat sich sehr darüber geärgert. Seitdem wir verheiratet sind, hat ihn nichts so aufgebracht."

Der Minister hatte sein Glas geleert.

Nun nahm er den Kneifer ab, und seine klugen Augen bekamen etwas Leeres, als er das Glas mit dem Taschentuch putzte: „Gnädige Frau, ich begreife das. Wir sind über alles unterrichtet, und es ist angenehm vermerkt worden, daß sich Ihr Herr Gemahl nicht vordrängt. Er hat sich nicht zum Präsidenten irgend welcher Klubs oder Vereine wählen lassen. Und hat er sich gewaltsam in Kreise geschoben, zu denen er vielleicht mehr Recht hätte als andere? Sehen Sie mal, gnädige Frau, Sie stammen aus einer der ältesten preußischen Familien. Ihre eine Schwester gehört einem unserer Fürstenhäuser an. Ihre andere einer Familie, die zu den vornehmsten unserer Emigranten gehört. Ihr ganzer Verkehr, ihre ganze Familie fußt in der Aristokratie. Wäre es da etwas Besonderes, wenn die Familie Ihres Mannes nobilitiert würde? Das soll nicht geschehen gewissermaßen als Quittung vom Staat aus oder als Belohnung für politisches Wohlverhalten, wie es die Gegner der Regierung nennen würden. Hat Ihr Herr Gemahl sich je politisch betätigt? Nein. Aber eine Standeserhöhung wird erwogen. Das ist es, was ich Ihnen heute sagen wollte. Aber natürlich würde das von uns nur angeregt und befürwortet werden, wenn der Betreffende, dem es gilt, einverstanden ist?"

Der Minister hatte seine dicken Augengläser geputzt, setzte sie auf, und aus dem schlaffen Gesicht ward nun der kluge Kopf eines hervorragenden Mannes. Durch den Kneifer blickte er Aga an, als wolle er ihr tiefstes Inneres erforschen.

Sie hatte zugehört. Mit klopfendem Herzen die Augen niedergeschlagen.

Nun fand sie in ihrer Liebe zu ihrem Manne Worte,



die sie früher vielleicht nicht über die Lippen gebracht hätte: „Er müßte ja Euer Exzellenz so dankbar sein! Seine ganze Familie sind ja wir. Er hat keine Angehörigen mehr. Er ist erzogen wie wir, er lebt wie wir, und er denkt wie wir. Wenn Sie das täten, Exzellenz, würden Sie mir die größte Freude meines Lebens machen. Mir vielleicht mehr als ihm."

Der Minister meinte lächelnd: „Sie kehrten dann wieder zurück in . . . . . ."

Aber sie unterbrach ihn sofort: „Exzellenz, ich habe mich als Frau Droesigl nie deplaciert gefühlt!"

Sie hatte einen so lieben Ausdruck dabei, daß er sie beinah verlegen anblickte. Darum, als wolle er Menschlichkeiten zeigen, erzählte er ihr, wie er, von der Provinz nach Berlin versetzt, unter Kollegen gekommen sei, die alle Orden besaßen. Nur er hatte keinen gehabt.

„Damals als gereifter Mann unter den jüngeren Leuten schämte ich mich fast. Wie dann der erste Orden kam, war ich vor Freude halb verrückt. Und, gnädige Frau, halten Sie mich nicht für leidlich vernünftig?"

Er lachte wie mit leisem Meckern und nahm wieder seinen Kneifer ab, den er zu putzen schien aus Angewohnheit, genau so, wie Fräulein Lüttgen den Schlüsselbund drehte. Und bei seinen Worten hatte er nicht einen Blick getan zu der ganzen Reihe von Sternen, die auf seiner linken Brust flimmerten.

Ein Teil der Tische hatte sich schon geleert. Man war hinübergegangen, um dem Tanz zuzusehen, der längst wieder begonnen hatte.

Der Minister erhob sich: „Gnädige Frau, vielleicht gehn wir einmal zur Jugend? Sollte man nicht jung bleiben? Sie haben doch Jungen. Ich habe schon von ihnen gehört, sollen sehr gut erzogen sein. Das gäbe einmal ein paar Diplomaten. Uns fehlt ja so der Nachwuchs. Die Karriere ist beinah für alle unsere Familien zu teuer. Und ist doch das Schönste, was es gibt. Da sagen jetzt die Leute, auch Unbemittelte müßten heran. Es sollte nur nach dem Gehirn gegangen werden. Gut, dann müssen auch andere Gehälter bewilligt werden."

Der Minister schlug einen Ton an, beinah als ob er vor den Volksvertretern stünde: „Wir müssen im Ausland repräsentieren. Unsere Herren müssen den gleichen gut geschnittenen Rock tragen und das gleiche mitmachen können wie jeder andere. Wir wissen genau, daß es darauf allein nicht ankommt, sondern daß man auch etwas im Kopf haben muß. Aber sie müssen Fühlung haben mit den anderen, und dazu gehört der Name. Man kann's albern finden, aber es ist so. Na, und da wollen wir mal gleich reine Arbeit machen und den Freiherrn beantragen. Frisches Blut muß herein. Familien, die das nötige Kleingeld noch haben. Ich rede von der Leber weg, gnädige Frau, ich weiß, Sie nehmen mir's nicht übel. Sie wie ich sind von einer alten Familie, beinah zu alt. Na, nun da kommen auch mal Neue in die Höhe. Die Droesigl sind eine gute Familie, solche Leute wollen wir ranziehen. Kommt's nicht auf Gesinnung an und Manieren und Charakter? Ob einer von heute oder von gestern ist, das wird bald vergessen. Ich kann nur die Frischgebackenen nicht leiden, die mit dem Messer essen oder durchaus die Droschke bezahlen wollen. Na, nun habe ich Ihnen meine Weltanschauung auseinandergesetzt, und ich denke, Sie werden bald wieder davon hören. Also, gnädigste Frau, meinen Dank."

Er hob noch einmal das gefüllte Sektglas und leerte es, während Aga sich mit einem glücklichen Lächeln schweigend verneigte.

Dann bot er ihr den Arm.

Aus dem Gartensaal tönte ihnen schon von weitem Musik entgegen. Die Zimbel raste, die Panflöte klang beinah wie eine Orgel, und die Geigen summten und sehnten und sangen.

Da kam Ludwig, sich zwischen den tanzenden Paaren hindurch schlängelnd, auf seine Frau zu und machte ihr eine kleine förmliche Verbeugung.

Zu gleicher Zeit aber dem Minister neben ihr, indem er sagte: „Gestatten, Exzellenz?"

„Bitte!"

Doch schnell flüsterte der Minister noch Aga ins Ohr: „Wollen Sie mich entlassen, gnädige Frau? Sagen Sie's ihm. Er wird sich freuen. Aber mir darf er nichts sagen."

Dann, als wollte er sich dem Dank entziehen, reichte er kurz Ludwig die Hand. Er hatte noch Stöße von Akten zu Haus.

Und er ging mit seinem müden, etwas gebückten Gang davon, um nach dem Rubenssaal und dem Treppenhaus zu verschwinden.

Ludwig umfaßte die Gefährtin seines Lebens, und sie schwebten dahin durch die Reihen der Tanzenden.

Als das Paar am oberen Ende des Saales stehenblieb, teilte ihm Aga in kurzen, jubelnden Worten mit, was der Minister gesagt hatte.

Ludwig konnte es im ersten Augenblick nicht glauben. Er dachte: Einmal in Jahren vielleicht! Und es kam schon in so kurzer Zeit!

Da war es ihm, als ob der Saal sich drehe, und er wäre am liebsten seiner Frau um den Hals gefallen. Aber er blieb ruhig stehen in seiner ganzen Gemessenheit und Haltung und sagte nur, indem er ihr in die Augen sah: „Aga, das habe ich dir zu verdanken!"

Sie schüttelte den Kopf: „Gar nicht!"

„Doch, ich weiß wohl."

Aber wie er, sich beherrschend, kaum eine Regung zeigte, meinte sie vorwurfsvoll, denn sie wußte sich kaum zu fassen vor Glück für ihn: „Freust du dich denn nicht?"

Er antwortete so warm, wie kaum je sein kühles Organ geklungen: „Ich bin so, so, so glücklich. Unsere Jungen, unsere lieben Jungen!"

Es war ein Ton, als lösche er sich schon aus, als dächte er bereits an die nächste Generation.

In diesem Augenblick kam die Ueberraschung des Balles. Ueber dem Gartensaal lag unmittelbar der Boden. Dort hatte Ludwig in der Decke eine große Anzahl Oeffnungen anbringen lassen.

Und auf eine Trompetenfanfare, die, in den Saal vortretend, ein Herold blies, schwebten an langen, rotseidenen Bändern Hunderte von Rosensträußen nieder. Jeder war mit dem Namen der Dame versehen, der er gebracht werden sollte.

Die Zigeuner rasten und tobten etwas wie einen Tusch. Alles drängte in die Mitte des Saales, das Wunder anzusehen. Als die Herren nach den duftenden Grüßen griffen, erklang eine zweite Fanfare, senkten sich für die Herren an grünen Bändern Taschenkalender herab mit Radierungen, Jagdszenen aus Kölln darstellend, von Meisterhand. Nun griffen die Damen zu. Nachdem Blumen und Kalender von den Bändern gelöst waren, schwebten diese ein Stück in die Höhe und blieben dann, bei dem leisen Luftzug der aufsteigenden Wärme hin und her wehend, in dem Gewirr von Rosengirlanden hängen.

Graf Reguier, der die Rosen für Aga erwischt hatte, kam auf sie zu, und in dem Gewirr wurden Mann und Frau getrennt.

Ludwig fürchtete, er möchte in diesem höchsten Augenblick seines Glückes gestört werden, indem eine Dame ihm seinen Kalender brächte.

Und ihm kam der Scherz, den er sich ausgedacht hatte, so schal und läppisch vor angesichts dessen, was ihm für sein und seiner Kinder Leben bevorstand, daß er nur einen Gedanken hatte: zu entfliehen.

Er hätte am liebsten seine Frau mit entführt. Aber er konnte sie nicht finden. Und da er meinte, eine Dame herumgehen zu sehen, die jemand suchte, trat er hinter die Portiere, die eine Tür nach dem Garten hinaus verdeckte. Er schloß auf und trat auf eine Veranda hinaus.

Ein Wunderblick bot sich ihm. Der frostklare, wolkenlose Abend mußte sich während der Dauer des Festes gewandelt haben. Hoher Schnee hatte den Rasen bedeckt und türmte sich auf den Aesten, während am klaren, dunklen Himmel die Sterne zitterten. Ab und zu fiel in dem kalten Schweigen eine Schneelast von einem der dünnen Zweige herab. Man hörte irgendwo in der Ferne Hufschläge oder ein Geräusch der Großstadt.

Ludwig dachte an seine Kinder, an seine Frau, an seinen Vater: alles war wirr in seinem Kopfe vor Seligkeit. Da streckte er in Gedanken spielend die Hand aus in das Schneepolster, das die breite Brüstung der Veranda zollhoch bedeckte, und schrieb mit dem Zeigefinger gleichsam wie die Erfüllung seines Zieles die Worte: „Ludwig Freiherr von Droesigl."

(Ende.)

Das frühe Bild.

Ich sah dein Bild; so also warst du jung.
So warst du der, den ich nicht fühlen kann;
ein fremder und doch sehr geliebter Mann —
mir allzufern durch vieler Jahre Schwung.

So sehnsuchtsvoll und gläubig war dein Blick!
So weich die Wange und das schmale Kinn. —
Und welch ein unbelastetes Geschick
spricht aus dem Mund und welch ein heller Sinn!

Jetzt grub der Schmerz dir Runen um den Mund,
jetzt ward das Kinn in hartem Kampfe hart,
und unter Schwerem ward der Glanz verscharrt
in deiner Augen meeresblauem Grund. —

Ich aber will, ich will dich wiedersehn
ganz wie auf jenem knabenhaften Bild,
ich will dich küssen, bis sie auferstehn
die lieben Blicke, leicht und fröhlich-mild.

Ich lege meine Hand auf deinen Mund,
damit du fühlst, daß noch kein Lächeln blüht,
ich schließe so dein Herz in mein Gemüt,
daß es erwarmt und jung wird und gesund!

Dies aber ist das Bitterste von allen:
daß unsre großen Stunden müde werden,
daß ihre schönheitstrunkenen Gebärden
wie welke Blätter in den Staub zerfallen.

Sie schreiten uns mit stolzem Schritt entgegen,
sie pflücken mit den zauberhaften Händen
sich Blumen ab aus unsern Traumgeländen
und kränzen uns und raunen milden Segen.

Dann heben sie den grauen Nebelschleier,
der unsrer Seele Heiligtum verhüllt,
bis Sonnenlicht die Räume flutend füllt,
und winken uns heran zur Andachtfeier.

Doch wollen wir heimatfroh uns niederlassen,
so fällt aus ihrer Hand der Vorhang wieder,
sie sinken selbst mit mattem Lächeln nieder,
sie welken — wie die Blumen — und verblassen.

Wir aber stehen auf den trüben Gassen
und starren in des Alltags graue Züge;
was wir besaßen, scheint uns eitle Lüge,
und was uns blieb — zu nichtig, um's zu hassen.

Erna Heinemann-Grautoff.

Die moderne Gesellschaftstoilette.

Hierzu 8 Aufnahmen von H. Manuel.

Seitdem auch in Paris der umfangreiche Kopfschmuck aus dem Theater verbannt ist, verschwindet aus seinen Räumen auch immer mehr die bisher dort gern getragene Straßentoilette. Nicht nur in der großen Oper, sondern in allen Thaliatempeln nimmt die Eleganz des Anzuges wieder stetig zu, eine Folge der erst beklagten Neuerung, die mit Jubel aufgenommen wird. Seltsamerweise sind aber mit den Hüten auch die dekolletierten Toiletten aus den eleganten Räumen der Zuschauerräume geflohen, obgleich gerade sie sich weniger zum Zusammenklang mit der voluminösen Kopfbedeckung eignen als die jetzt getragenen hohen Gewänder. Bei dem späten Schluß der Theater, der eigentlich niemals vor Mitternacht erfolgt, ist die Sitte des Speisens im Restaurant nach dem Theaterbesuch hier nicht so ausgeprägt wie in Deutschland. Daher hatte sich mit wenigen Ausnahmen auch die dekolletierte Theatertoilette nicht für den Besuch der Restaurants

eingebürgert. Man verstieg sich höchstens zu einem durchscheinenden Einsatz in der eleganten Toilette, wie sie die heute getragene und beliebte Mode nicht allein mehr duldet, sondern sogar gebieterisch verlangt. Der Hut ist zur Dinertoilette außerhalb der vier Wände eines Heims so erforderlich, wie er jetzt zum Besuch des Theaters unnötig geworden ist, und schon aus diesem

1. Lachsfarbenes Atlaskleid
mit Tülleinsatz und Schärpendraperie.



2. Champagnerfarbenes Libertykleid
mit grüner Atlasjacke.

Grunde erscheint es vorteilhaft, daß man die beiden Besuche für die Regel nicht in Verbindung bringt. Die gleichen Toiletten, die, wie erwähnt, zum Theater- und Restaurantbesuch angelegt werden, sieht man hier wie allerwärts zu späten nachmittaglichen Tees, zu musikalischen Matineen wie zu kleinen geschlossenen und offiziellen Gesellschaften aller Art, intimen Diners und allen jenen Festlichkeiten, die keinen Stich ins Große haben, und denen jeder Charakter eines noch so bescheidenen Tanzvergnügens fern ist. Auch zu großen abendlichen Routs und Empfängen ziehen Damen der Gesellschaft die hochgearbeiteten Kleider den dekolletierten vor. Unsere Aufnahmen zeigen insgesamt Gewänder dieses sehr elegant-einfachen Genres. Abb. 1 aus lachsfarbenem Atlas mit der gefältelten Chemisette von weißem Tüll, welches Material sich auch an den Aermeln wiederholt, wirkt besonders anmutig und originell durch die breite Schärpendraperie, die linksseitig unterhalb der Hüfte in einem



3. Rosa Seidenmusselinkleid
mit langer Gürtelschärpe.

Taschengehänge endigt. Diese Taschen, die man Gretchen- oder Fausttaschen nennt, sind eine sehr beliebte, eigenartige Zier an Tages- und Abendkleidern. Sie sind meist wie das vorstehende Modell aus schwerbesticktem Atlas mit Goldschluß und -kette gefertigt. Das verwendete Metall ist niemals glänzend, sondern stets matt schraffiert. Zu dem champagnerfarbenen Libertyunterkleid der Toilette auf Abb. 2, deren spitzes Tüllempiècement die gleiche Nuancierung zeigt, steht vorzüglich die knappanschließende halblange Jacke aus empiregrünem Atlas mit ihrer umrandenden Stickerei von Lorbeerkränzen und der um die Schultern nach vorn tief herabreichend



5. Helles Atlaskleid mit Stickerei.

4. Gesellschaftskleid aus weißem Seidenkrepp über blauem Atlas.

geordneten Schärpengarnierung, deren lang herabfallende Enden von gelblicher Perlenstickerei beschwert sind. Nicht minder anmutig, wenn auch weniger auffallend erscheint das rosa Seidenmusselinkleid auf Abb. 3, über



6. **Goldbraunes Atlaskleid**
mit langen Perlenschnüren.

gleichfarbigem Liberty gebreitet. Die straff den Körper umschließende Gürtelschärpe, die rechtsseitig vorn in zwei verschie- den langen befransten Enden herabfällt, ist aus dem Gewebe des Futterkleides. Der Tüll des Empiècements wiederholt sich in Zwischensätzen sowohl auf dem Mieder wie in den reichgarnierten Bahnen des Rockes. Er ist dort mit kleinen weißen Perlen bestickt, und Perlenfransen laufen an ihm, der Umrandung eines Schals gleich, vorn spitz hinab. Das weiße Seidenkreppkleid über nattierblauem Atlas (Abb. 4) zeigt ein ganz neues Genre, in dem allerdings alle Absonderlichkeiten unserer aktuellen Mode, der spitze Ausschnitt, der geschlitzte Rock mit dem seitlichen drapierten Schluß und die langen, glatten Aermel, gewahrt bleiben. Die Stickerei wie das Schärpengehänge sind aus nattierblauer Seide. Die gleiche Farbe dient auch dem Kleid auf Abb. 5 aus biskuitfarbenem Atlas zur Garnierung. Die seitlich das Ueberkleid schließende Agraffe ist aus mattem Silber und blauen Steinen. Die Verzierung eleganter Abendtoiletten mit glänzenden Steinen und Perlen gehört überhaupt zu den Schwächen der jetzigen Mode. Wir finden sie auch an den lang herabhängenden Perlenschnüren des goldbraunen Atlasgewandes (Abb. 6), dessen Achselträgergarnierung über der Bluse aus gefälteltem braunem Seidenmusselin eine Abweichung von den festbestimmten Formen der Mode darstellt. Die gleiche Verzierung zeigt die Miederstickerei des schwarzen Seidenmusselingewandes (Abb. 8). Empiècement und Aermel sind aus schwarzem Tüll, Rock und Schärpe aus dem erwähnten weichen Material. Sehr eigenartig mutet auch das hellmalvenfarbene Atlasgewand an mit seinem seitlich durch Straßknöpfe gehaltenen drapierten Rock und der Bluse aus punktiertem malvenfarbenem Tüll (Abb. 7). Aermel und Ausschnitt umgibt wirkungsvoll eine feine Borte von flittergesticktem Seidenband.

Klementine.



7. **Malvenfarbenes Atlaskleid**
mit seitlich drapiertem Rock.

8. **Schwarzes Seidenmusselinkleid**
mit Miederstickerei.

Bilder aus aller Welt.



Kommerzialrat W. Müller, Wien.
Zur Feier seines 60. Geburtstages.

Das sechzigste Lebensjahr vollendete der Inhaber der Lechnerschen Hof- und Universitätsbuchhandlung in Wien Kommerzialrat Wilhelm Müller. 1877 trat er in die Firma ein, die sich unter seiner Leitung zu ihrer heutigen Höhe entwickelte.

Den siebzigsten Geburtstag feiert am 24. Februar der Brauereibesitzer Kommerzienrat Karl Friedrich Henrich in Frankfurt a. M. Seit 1875 ist er Präsident des „Deutschen Brauerbundes"; drei Jahrzehnte hat er der Stadtverordnetenversammlung angehört und dort sehr rege gewirkt.

Der bekannte Komiker Hofschauspieler Conrad Dreher absolviert in diesem Winter zum erstenmal ein Gastspiel in Amerika. Unsere Aufnahme zeigt ihn auf der Ueberfahrt an Bord des Dampfers.

Das Musikdrama „Der Vagabund" von Xavier Leroux, das zuerst in Düsseldorf in deutscher Sprache aufgeführt wurde, ist inzwischen auch an der Wiener Hofoper in Szene gegangen.



Kommerzienrat F. Henrich, Frankfurt a. M.
Zur Feier seines 70. Geburtstages.

Der bekannte Schauspieler
Conrad Dreher auf seiner Amerikareise an Bord d. „Deutschland“.

Unsere Bilder zeigen die Träger der Hauptpartien Herrn Demuth und Frau Förster-Lauterer in einer ihrer Szenen.

In Amerika ist der 100. Geburtstag des Dichters Edgar Allan Poe in verschiedenen Städten festlich begangen worden. Der jetzt so gefeierte Dichter ist bekanntlich im Elend gestorben.

In Leoben (Steiermark) ist kürzlich der zweite österreichische Rodlertag und das zweite Wintersportfest abgehalten worden. Wir bringen eine Aufnahme der Siegerin im Damenrodeln **Fräulein Mitzi Kollitsch aus Leoben.**

Das Rollschuhlaufen, das bei uns völlig in Vergessenheit geraten ist, steht in England gegenwärtig in hoher Blüte. Viele haben es darin zu großer Kunstfertigkeit gebracht, und mancher Kunstläufer benutzt im Sommer den Rollschuh mit Nutzen zum Training für den Eislauf im Winter.

Auf eine Reihe schöner Erfolge im Konzertsaal blickt die jugendliche Geigerin Edith von Voigtlaender zurück. Es fließt Künstlerblut in ihren Adern, und schon heute ist sie eine Erscheinung, die über den Durchschnitt auf musikalischem Gebiete sehr erheblich hinausragt.

Frau Bertha Gutzkow, geborene Meidinger, die Witwe des Dichters Karl Gutzkow, die in Frankfurt a. M. lebt, feierte am 8. Februar in voller geistiger und körperlicher



Phot. Ch. Scolik jun. vorm. Hofphot. Krziwanek, Wien.

Kammersänger Demuth als Vagabund und Frau Förster-Lauterer als Toinette.
Von der Erstaufführung des Musikdramas „Der Vagabund“ in der Wiener Hofoper.





Das neue Denkmal und seine feierliche Enthüllung in Neuyork:
Die Feier des 100. Geburtstags des amerikanischen Dichters Edgar Allan Poe.



Wintersport in Oesterreich:
Fräulein Mitzi Kollitsch, Siegerin im Damenrodeln beim Wintersportfest in Leoben.



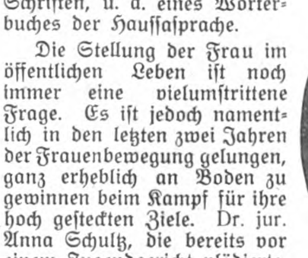
Rollschuhsport in England:
Junge Damen als Kunstläuferinnen auf einer Londoner Rollschuhbahn.



Edith von Voigtlaender
gab ein sehr beachtenswertes Geigenkonzert im Blüthner-Saal zu Berlin.

Frische ihren 80. Geburtstag.

Dem Kaiserlichen Bezirksleiter A. Mischlich in Kete Kratschi, einem der ältesten und verdientesten Beamten der Kolonie Togo, ist von der Akademie der Wissenschaften zu Paris (Institut de France) für „Verdienste um die Sprachwissenschaft" die Volney-Medaille verliehen worden. Mischlich ist Verfasser vieler linguistischer Schriften, u. a. eines Wörterbuches der Haussasprache.



Die Stellung der Frau im öffentlichen Leben ist noch immer eine vielumstrittene Frage. Es ist jedoch namentlich in den letzten zwei Jahren der Frauenbewegung gelungen, ganz erheblich an Boden zu gewinnen beim Kampf für ihre hoch gesteckten Ziele. Dr. jur. Anna Schultz, die bereits vor einem Jugendgericht plädierte, ist nunmehr auch als Verteidigerin vor dem Schöffengericht III des Amtsgerichts Hamburg zugelassen worden.

Der diesjährige Winter mit seiner anhaltenden, aber nicht allzu strengen Kälte ist so recht nach dem Herzen der Schlittschuhläufer. Die Berliner können sich wieder einmal ordentlich auf natürlichen Bahnen ergehen, und auf dem Müggelsee kann man an Sonntagen viele Tausende von Eisläufern sich munter tummeln sehen.



Frau Bertha Gutzkow,
die Witwe des Dichters, feierte ihren 80. Geburtstag



Prof. Adam Mischlich, Togo,
wurde vom Institute de France die Volney-Medaille verliehen



Dr. jur. Anna Schultz, Altona,
plädierte als erste Frau vor einem Schöffengericht.



Wintervergnügungen in der Umgebung Berlins.
Schlittschuhlaufen und Eissegeln auf dem Müggelsee.

Schluß des redaktionellen Teils.

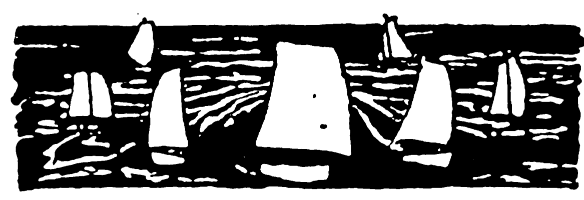
DIE·WOCHE

Nummer 8. | Berlin, den 20. Februar 1909. | 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 8.

Seite

Die sieben Tage der Woche 305
Aerztemangel auf dem Lande. Von Prof. Dr. J. Schwalbe 305
Kinderaustausch. Von Pierre Baudin 308
Abschied von der Bücherkommode. Plauderei von Fedor von Zobeltitz . 310
Musikwoche 311
Unsere Bilder 312
Die Toten der Woche 312
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen) 313
Hanseaten. Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung) 321
Die Musenküche. Eine Bühnenbetrachtung. Von Albert Borée 327
Bulgariens Wehrmacht. Von Alexander Spaits. (Mit 13 Abbildungen) . 328
Im Studentinnenheim. Von Dr. Hedwig Jordan. (Mit 5 Abbildungen) 334
Eine Eheirrung. Drama in fünf Briefen und einem Telegramm. Von Hans von Kahlenberg 337
Winterabend. Gedicht von Gustav Falke 339
Diamantengewinnung in Deutsch-Südwestafrika. Von Professor Dr. C. Gagel. (Mit 3 Abbildungen) 339
Vom kleinen Damenschuh. Von J. Lorm. (Mit 9 Abbildungen) 342
Bilder aus aller Welt 345



Die sieben Tage der Woche.

11. Februar.

Aus Konstantinopel kommt die Meldung, daß der Großwesir Kiamil Pascha den Marineminister, den Kriegsminister und den Unterrichtsminister plötzlich aus ihren Aemtern entfernt hat.

Aus Kalifornien wird gemeldet, daß der Senat eine Resolution, in der ein Volksbeschluß über die Frage der japanischen Einwanderung gefordert wird, abgelehnt hat. — Ein amerikanisch-japanisches Uebereinkommen besagt, daß in Amerika für die japanischen Kinder besondere Schulen errichtet werden, daß dagegen die Regierung in Tokio die Auswanderung nach Amerika überwacht.

12. Februar.

Der König und die Königin von England verlassen nach herzlicher Verabschiedung vom Kaiserpaar Berlin.

In Villa Vicosa findet eine Zusammenkunft zwischen dem König Alfons von Spanien und dem König Manuel von Portugal statt.

In Konstantinopel wird eine Verschwörung zum Sturze des Sultans Abdul Hamid beim Selamlik entdeckt. Eine Meuterei im Marineministerium wird mit Waffengewalt unterdrückt.

Aus Santiago in Chile wird gemeldet, daß der Schreiber der deutschen Gesandtschaft Beckert unter dem Verdacht der Brandstiftung und des Mordes verfolgt wird. Der in dem abgebrannten Gesandtschaftshotel mit gespaltenem Schädel aufgefundene Leichnam war der des Dieners Tapia, den Beckert ermordet und in seine eigenen Kleider gesteckt hatte.

13. Februar.

Im Berliner Rathaus tritt ein außerordentlicher Brandenburgischer Städtetag zusammen.

Der Präsident des Kriegsgerichts in Riga Generalmajor Koschelew wird durch Revolverschüsse schwer verwundet. Der Täter wird verhaftet.

Die türkische Kammer erteilt dem Großwesir Kiamil Pascha, da er sich weigert, die Ministerentlassungen vor dem Parlament zu rechtfertigen, mit 198 gegen 8 Stimmen ein Mißtrauensvotum. Kiamil gibt seine Entlassung, die vom Sultan angenommen wird.

14. Februar.

Der türkische Minister des Innern Hussein Hilmi Pascha (Portr. S. 314) wird zum Großwesir ernannt und mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut.

In Petersburg wird der erste in Rußland veranstaltete internationale Schachkongreß eröffnet.

Aus Teheran wird gemeldet, daß in Rescht der Gouverneur durch einen Bombenwurf getötet wurde.

Die englische Admiralität gibt bekannt, daß Lord Beresford am 24. März vom Oberkommando der Kanalflotte zurücktreten wird.

15. Februar.

Das neue vom Großwesir Hilmi Pascha gebildete Ministerium setzt sich überwiegend aus Jungtürken zusammen.

Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin nimmt im Schweriner Schloß von einer Deputation aus allen Berufsständen eine Petition wegen Einführung einer repräsentativen Verfassung entgegen und erklärt, daß er entschlossen sei, das begonnene Werk fortzuführen.

Das preußische Abgeordnetenhaus nimmt das Lehrerbesoldungsgesetz in dritter Lesung an.

16. Februar.

In Berlin tritt der deutsche Landwirtschaftsrat zu seiner 37. Plenarversammlung zusammen.

König Eduard eröffnet das englische Parlament mit einer Thronrede, in der er sich sehr befriedigt von seinem Berliner Aufenthalt erklärt.

König Alfons von Spanien übernimmt auf den Wunsch der deutschen und der englischen Regierung das Schiedsrichteramt in der Frage der Abgrenzung der Walfischbai.

17. Februar.

Aus Washington wird gemeldet, daß Taft nach einer Unterredung mit dem Senator Knox diesen endgültig zu seinem Staatssekretär bestimmt hat.

Aerztemangel auf dem Lande.

Von Prof. Dr. J. Schwalbe (Berlin).

Daß dem Aerzteüberfluß der Städte, namentlich der größeren, ein Aerztemangel auf dem Lande gegenübersteht, ist oft genug in medizinischen und politischen Blättern festgestellt worden; das geht ferner aus den Gesuchen um Aerzteniederlassung hervor, die aus ländlichen Bezirken und kleinen Städten in den Zeitungen veröffentlicht oder an die ärztlichen Stellenvermittlungen gerichtet werden. Sehr lehrreich sind in dieser Hinsicht auch die Zahlen, die der Medizinalstatistiker Dr. Prinzing in seinem vor kurzem in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift publizierten Artikel „Die Aerzte Deutschlands im Jahre 1908" auf Grund der Angaben des Reichsmedizinalkalenders zusammenstellt. Danach besaßen unter 356 Orten, die in dem genannten Kalender ohne Arzt aufgeführt sind, nach dem Vergleich mit früheren Jahrgängen des gleichen Werkes 245 schon drei und mehr Jahre keinen Arzt mehr, in elf Orten hatte sich ein Arzt nur vorübergehend niedergelassen, in den übrigen Orten besteht erst seit dem letzten Jahr eine Vakanz. Die Summe der arztlosen und doch arztbedürftigen Gemeinden übertrifft aber noch die von Prinzing festgestellte Zahl. Auf wiederholten



Wunsch von Kollegen habe ich nämlich schon seit einiger Zeit in dem von mir herausgegebenen Reichsmedizinalkalender die Namen mancher Orte, bei denen mehrere Jahre hindurch die einzige Arztstelle frei war oder nur vorübergehend besetzt wurde, ganz gestrichen, damit nicht immer wieder junge Aerzte, die den Kalender auf geeignete Niederlassungsstellen durchsuchen, verführt werden, sich in diesen Plätzen anzusiedeln, um nach kurzem Aufenthalt zwar an Erfahrungen reicher, aber an Geld ärmer ihr Ränzel schnüren zu müssen. Denn das erscheint mir unzweifelhaft: wenn auch nicht wenige junge Aerzte heutzutage von vornherein durch die mannigfachen Vorzüge des städtischen Lebens von der ländlichen Praxis — trotz ihres Wertes für die Erziehung zur Selbständigkeit — abgezogen werden, wenn ferner mehr als früher Aerzte nach der Approbation sich sofort dem Spezialistentum zuwenden und deshalb in den größeren Städten ihr Domizil aufschlagen, so spielt doch die Aussichtslosigkeit, in vielen ländlichen Gemeinden oder — was das gleiche besagt — kleinen Städten auf die Dauer eine angemessene Existenz zu finden, für die Landflucht der Aerzte eine bedeutende, wahrscheinlich die bedeutendste und ausschlaggebende Rolle.

Daß dieser Abstrom der Aerzte vom Lande bzw. ihr mangelnder Nachwuchs zu erheblichen Mißständen führen muß, leuchtet ein. Zunächst für die Aerzte selbst. Alle, die in den Hunderten von ländlichen Orten ein Unterkommen nicht finden, sind gezwungen, in die Städte zu ziehen und den dort praktizierenden Kollegen Licht und Luft zu nehmen, den Konkurrenzkampf dort zu verschärfen, das städtische Aerzteproletariat zu vermehren. Oder sie sehen sich gar veranlaßt, ihr Vaterland zu verlassen und in der Fremde ein erträgliches Auskommen zu suchen.

Viel übler sind die Folgezustände einer ungenügenden ärztlichen Versorgung für das ländliche Publikum. Der verwöhnte Städter, der schon ungeduldig wird, wenn der telephonisch herbeigerufene Arzt nicht in kürzester Frist zur Stelle ist, stelle sich einmal vor, was es für einen schwer erkrankten Patienten bedeutet, viele Stunden auf den in anderen Gegenden seines ausgedehnten ländlichen Bezirks beschäftigten Arzt warten, nicht selten einen ganzen Tag oder noch länger ohne sachverständige Beratung und Hilfe in banger Sorge ausharren zu müssen! Anschaulich schildert in einem vor kurzer Zeit in der Kreuzzeitung erschienenen Artikel ein ehemaliger Landgeistlicher diese Verhältnisse aus eigener trübseliger Erfahrung. „Ich lag in meinem Pfarrdorf — im östlichen Teil unseres Preußenlandes — im hohen und trockenen Fieber (Influenza) über 40 Grad. Der Arzt wurde sehnlich erwartet. Das Fuhrwerk war schon morgens zur Stadt geschickt; es kehrte nicht wieder. Erst am späten Nachmittag erschien der Fuhrmann mit dem trockenen Bescheid, alle Aerzte der Stadt seien in dieser Influenzazeit von anderen Patienten schon weit über ihre Kraft in Anspruch genommen. In Menge hätten die Wagen vom Lande vor ihren Türen gehalten, aber ‚es ist kein Arzt nicht da' — auch nicht zu erreichen, nicht einmal ein Fieberrezept von seiner Hand. Also ultima ratio: hilf dir selbst!" Einige ähnliche eindrucksvolle Beispiele werden angereiht. Und der Geistliche fährt fort: „Das alles sind Bilder aus dem wirklichen Leben, aus der raschen, realen, ja oft brutalen Wirklichkeit, nicht etwa Phantasiegebilde, auch nicht nur Ausnahmefälle, sondern die stereotypen Symptome der Lage der Dinge in weiten, sehr weiten ländlichen Kreisen und die ganz regelmäßig wiederkehrenden Erscheinungen eines auf dem Lande nur allzu bekannten und oft recht drückend empfundenen Notstandes." Dieser Notstand erstreckt sich aber nicht nur auf akute Krankheitsfälle. Von der ärztlichen Fürsorge wird die körperliche Entwicklung der Kinder, die Lebensweise von jung und alt beeinflußt, durch die rechtzeitige sachverständige Beobachtung werden Krankheiten oft verhütet; der Arzt — „der berufene Hüter der Gesundheit des Volkes", wie es in einem jüngst veröffentlichten Gerichtsurteil heißt — wirkt bei der Durchführung hygienischer Vorschriften und Lehren im Haus und in der Oeffentlichkeit mit, er hilft die Bestimmungen der Seuchengesetze und aller behördlichen Erlasse auf dem Gebiet des Gesundheitswesens erfüllen — und in allen diesen Richtungen macht sich der Mangel ärztlicher Versorgung auf dem platten Lande geltend. Auch hierüber hat der geistliche Verfasser des erwähnten Artikels ein richtiges Urteil. „So entstehen traurigerweise auf dem Lande die so charakteristischen verschleppten Leiden und — viele andere Uebelstände; denn es hängt ja nur alles mit diesen Verhältnissen zusammen, wenn sich nun ganz unleugbar auf dem Lande eine besondere Indolenz, eine gewohnheitsmäßige Gleichgültigkeit auf dem Gebiet der Hygiene entwickelt, die sich zumal in den späteren Lebensjahren der Leute oft bitter rächt und rächen muß . . . Dann kommen all die Quacksalbereien, in denen sich Not und Torheit verbrüdert haben, und mit dem allen schließt dann der Aberglaube noch seinen Bund. Nun kommt das Bepusten, Besprechen, der ganze Geheimmittelschwindel. Hier findet er ein sehr vorbereitetes Feld. Und so erklärt sich die traurige, schamlose Ausbeutung des törichten Volkes durch gewissenlose Hausierer, Agenten, Reisende, Quacksalber, Kurpfuscher, Scharlatane, kluge Frauen."

Wer wollte dem Verfasser nicht nachdrücklich beistimmen, wenn er zu dem Schluß gelangt: „Hier ist ein Gebiet sozialer Hygiene, auf dem noch sehr viel getan werden kann." Niemand kann sich der Ueberzeugung verschließen, daß Mittel und Wege gefunden werden müssen, um diese unbefriedigenden und sozial gefährlichen Verhältnisse zu bessern.

Daß genügend Aerzte in Deutschland vorhanden sind, um auch kleinste Bezirke mit ausreichender sachverständiger Hilfe zu versorgen, beweist die Tatsache, daß seit vielen Jahren der Aerztestand stärker wächst, als es der übrigen deutschen Bevölkerung entspricht, lehrt die Mitteilung, daß im verflossenen Jahr bei der Stellenvermittlung des großen ärztlichen „Leipziger Verbandes" 2000 Gesuche von Aerzten angemeldet waren, lassen die begründeten Klagen über die Ueberfüllung des ärztlichen Berufes und über die hieraus erwachsende Steigerung des Konkurrenzkampfes erschließen. Es handelt sich also lediglich darum, den Aerzten auch auf dem Lande, überall wo es nötig ist, genügende Existenzbedingungen zu verschaffen. Mit schwerer, aufreibender Arbeit ist der an sich schon strapazierende ärztliche Beruf namentlich auf dem Lande verknüpft, seine ganze Persönlichkeit muß der Landarzt Tag und Nacht in den Dienst seiner Praxis stellen, bei Wind und Wetter, bei Kälte und Hitze muß er den leidenden Mitmenschen zur Verfügung stehen, und mit Anspannung seiner ganzen körperlichen und geistigen Kräfte muß er den an ihn gestellten Anforderungen gerecht zu werden suchen,



denn wie es in dem Schillerschen Lied vom Kriegersmann heißt: „auf sich selber steht er da ganz allein".

In dem Bericht eines Gemeindearztes wird gesagt: „Viele Jahre lang an einer größeren Gemeinde Ortsarzt sein, wobei man Tag und Nacht, Werktags, Sonn- und Festtags, kurzum immer hilfsbereit an Ort und Stelle sein muß, das ist eine Vorpostenstellung, wie sie anstrengender kaum gedacht werden kann. Ein solcher Beruf muß auch die kräftigsten Naturen vorzeitig aufreiben. Die Uebernahme einer solchen Stellung schließt von vornherein einen Verzicht auf alle Vergnügungen, Theater, Konzerte usw. in sich. Auf so etwas lernt man ja auch bald verzichten, man wird bedürfnislos. Aber eins vermisse ich doch schwer, nämlich die Sonntagsruhe; wir würden schon zufrieden sein, wenn wir nur etwa viermal im Jahr einen halben oder ganzen Sonntag zu unserer Verfügung hätten."

Um einen Arzt die Mühen und Opfer einer derartigen Tätigkeit ertragen zu lassen, ist der Erwerb eines seine notwendigen Lebensbedürfnisse befriedigenden Einkommens eine unabweisbare Vorbedingung. Daß diese an vielen ländlichen Orten nicht erfüllt wird, kann nicht bestritten werden.

In einer Reihe von Orten sind Land und Leute wohl imstande, dem Arzt einen genügenden Unterhalt zu gewähren, allein mangelndes Verständnis für die gesteigerten Lebensansprüche, Festhalten an den altgewohnten niedrigen Aerztehonoraren, der sprichwörtliche bäuerliche Geiz verhindern, daß die Dienste des Arztes so entlohnt werden, wie es die wirtschaftlichen Verhältnisse und seine soziale Stellung erfordern. Diese Erfahrung bezieht sich sowohl auf die Einzelhonorare der ländlichen Patienten wie auf die Pauschalvergütungen, die der Arzt in seiner Stellung als Gutsarzt, Kassen-, Armen-, Schul-, Orts- und Bezirksarzt für seine Tätigkeit erhält. Wenn man berücksichtigt, daß der Amtsrichter in einer kleinen Stadt mit einem Gehalt von 3700 Mark, einschl. Wohnungsgeldzuschuß, beginnt, so erscheint die Forderung, daß ein Arzt auf dem Lande mindestens ein Jahreseinkommen von 4000 Mark besitzen muß, gewiß berechtigt, denn im Gegensatz zum Amtsrichter muß der Arzt von seinen Einkünften eine nicht unerhebliche Summe für Fuhrwerk, ein oft zu ergänzendes Instrumentarium, Verbandmaterialien usw. abgeben. Tatsächlich liegen die Verhältnisse für den Landarzt an vielen Orten weit ungünstiger; es genügt in dieser Hinsicht wohl der einzige Hinweis, daß ein Arzt in der Provinz Posen während der letzten fünf Jahre ein Durchschnittseinkommen von 1300 Mark gehabt hat!

Hier ist der Hebel zur Verbesserung der Situation anzusetzen. Hat eine Gemeinde das Verlangen, sich die Beschaffung ärztlicher Hilfe zu erleichtern, so muß sie dem Arzt, der die schwere Bürde der Landpraxis übernehmen soll, Garantien für einen angemessenen Lebensunterhalt gewähren: durch die Haftung für ein zu vereinbarendes Mindesteinkommen oder durch die Verpflichtung zur Zahlung einer Jahressumme, die im Verein mit dem mutmaßlich zu erwartenden Ertrag der Praxis die Höhe eines Mindesteinkommens erreichen läßt. In der Regel wird der Arzt für ein solches Jahresfixum gewisse Dienstleistungen zu übernehmen haben: z. B. die Behandlung der Armen oder anderes, wie wir das schon oben angedeutet haben. In solchen Fällen hat aber der Gemeindevorstand sich davor zu hüten, die ausgeworfene Summe nicht in ein Mißverhältnis zu der Fülle der Dienstobliegenheiten zu setzen und überhaupt in dem abzuschließenden Vertrage nicht Bedingungen aufzustellen, die den Arzt in eine unwürdige Abhängigkeit von der Gemeinde und deren Vertretern bringen, ihn auf die Stufe des Gemeindebüttels herabzudrücken geeignet sind. Auch in dieser Beziehung bleibt sehr viel zu wünschen übrig, und mancher Arzt hat nach kurzer Frist seinem ländlichen Wirkungskreis den Rücken gekehrt, weil er die Stelle des Gemeindesklaven länger zu spielen außerstande war. Die für seinen schweren Beruf nötige Freudigkeit und Opferwilligkeit kann sich der Arzt nicht erhalten, wenn ihm Fesseln angelegt werden, die ihn unter das soziale Niveau seines Standes herunterziehen und sein Menschentum knechten.

Eine nicht geringe Zahl von Gemeinden unseres Vaterlandes ist aber nicht imstande, aus eigenen Mitteln einen Arzt zu ernähren; an der Armut ihrer Einwohner scheitert die sehr wünschenswerte Niederlassung eines Arztes. Zur Abhilfe dieses Notstandes richten sich die Augen naturgemäß zuerst auf den Staat. Tatsächlich hat auch die preußische Regierung in einigen Küstenplätzen die Ansiedlung eines Arztes durch Bewilligung von festen Jahreszuschüssen ermöglicht. Auf der Kurischen Nehrung, auf der Frischen Nehrung, auf der Halbinsel Hela, in Sagard auf Jasmund, auf der Insel Spiekeroog, auf der Insel Baltrum, auf Röm sind für die Aerzte Beträge bis zu 1800 Mark etatsmäßig ausgeworfen. Im diesjährigen Haushaltsetat des Kultusministeriums heißt es z. B. zur Begründung des für die Halbinsel Hela eingesetzten Fonds: „Die Niederlassung eines Arztes auf der Halbinsel Hela ist für die Bewohner eine dringende Notwendigkeit geworden. Die jetzige Beschaffung ärztlicher Hilfe vom Festlande (Danzig oder Putzig) ist in hohem Maße beschwerlich und so kostspielig, daß sie für die in sehr ärmlichen Verhältnissen lebende Bevölkerung fast unerschwinglich ist." In den Ostmarken ferner erhalten hier und da Aerzte staatliche Subventionen (bis zu 2000 Mark), um den deutschen Ansiedlern die Inanspruchnahme eines ihre Muttersprache redenden Arztes zu ermöglichen. (Im Sinne dieser Aufgabe sind auch von der Regierung für manche Bezirke Kreisassistenzärzte bestellt worden.)

Leider erweisen sich alle diese Beihilfen oft als nicht ausreichend, und sie genügen häufig nicht, um einem Arzt die ihm angebotene Praxis verlockend genug erscheinen zu lassen bzw. ihn für längere Zeit an sein Domizil zu fesseln.

Und überall vermag der Staat auch nicht als Helfer in der Not einzugreifen — namentlich nicht jetzt in den Zeiten der Finanzmisere. Wo es irgend geht, müssen dann die Gemeinden durch den Kreis oder die Provinz in ihrem Bestreben, sich genügende ärztliche Hilfe zu sichern, unterstützt werden. Oder sie müssen zu der gemeinsamen Aufgabe ihre Kräfte vereinigen. Wie sie sich z. B. zusammenschließen, um ein ihnen allen zur Verfügung stehendes Krankenhaus zu errichten, so müssen die Gemeinden auch sogenannte „Zweckverbände" gründen, um einen Arzt in ihren Bezirk zu ziehen. Auch für derartige Einrichtungen sind Beispiele vorhanden. Im Anschluß an den oben zitierten Aufsatz des Landgeistlichen berichtet in der Kreuzzeitung ein früherer Landrat aus dem ehemaligen Herzogtum Nassau über eine solche Organisation. Die



Gemeinden eines einer Kreisstadt benachbarten Amtsbezirks gründeten eine Krankenkasse und schlossen Verträge mit den Aerzten der Stadt. In diese Kasse zahlten die Gemeinden jährlich einen bestimmten Prozentsatz aller von ihnen aufkommenden Staatssteuern (12½ Prozent) aus der Gemeindekasse. Die Erhebung von den einzelnen blieb den Gemeinden überlassen. Aus der Kasse erhielten die Aerzte eine Vergütung für ihre Reisen; dafür durften sie für die Besuche und für die Konsultationen in ihren Wohnungen nur nach einer niedrigen Taxe liquidieren. Die Kontrolle der Aerzte wurde durch Marken geführt, die ihnen in den besuchten Orten ausgehändigt wurden. Auf der Reise nach entfernteren Orten mußten sie in den unterwegs berührten Dörfern sich erkundigen, ob etwa Kranke ihrer bedürften. Am Jahresschluß erhielten die Aerzte ihre Reisekosten nach den gesammelten Marken ausgezahlt. — Solche Abkommen, in gleicher oder ähnlicher Art, bestehen auch heute in einzelnen Provinzen und könnten häufiger als bisher geschlossen werden. Auch dafür bewährt sich der Vorteil des „Viribus unitis". Aber selbst derartige „Zweckverbände" sind auf die Dauer nur wirksam, wenn sie für die Aerzte Pflichten und Rechte in Einklang zu bringen wissen und nicht für geringe Honorare übergebührliche Forderungen an sie stellen. (Drei Gemeinden suchten einen gemeinsamen Arzt, der für die Schul- und Armenpraxis jährlich 129 Mark erhalten sollte!) Es gilt hier alles das, was oben über das notwendige Vertragsverhältnis zwischen der einzelnen Gemeinde und ihrem Arzt gesagt worden ist.

Wo schließlich solche Zweckverbände aus diesem oder jenem Grunde sich nicht einrichten lassen oder selbst ihre vereinten Mittel wegen der geringen Steuerkraft der in Betracht kommenden Gemeinden nicht ausreichen, da muß private Wohltätigkeit mitwirken. Auch in dieser Beziehung geschieht schon manches — allein meist in völlig unzureichendem Maße. Ein Beispiel für mehrere. In einem kleinen Orte Westpreußens besteht ein Wohlfahrtsverein, der sich auch die Beschaffung ärztlicher Hilfe für die sehr arme Bevölkerung zur Aufgabe gemacht hat. Zu dem Zweck stellt er ein ihm gehörendes Haus dem Ortsarzt für die an sich niedrige Jahresmiete von 400 Mark zur Verfügung: allein nach dem Bericht des Arztes bestehen in diesem Hause Einrichtungen, die teilweise jeder Hygiene spotten. Da der Arzt außerdem nur eine staatliche Unterstützung von 500 Mark erhält, so bezeichnet er seine Lage mit Recht als sehr ungünstig, und er dürfte seinem Vorgänger, den er vor 1½ Jahren abgelöst hat, bald in der Auswanderung folgen.

Um derartige Kalamitäten zu bessern, müssen private Mittel in weit größerem Umfange als bisher in Bereitschaft stehen. Unendlich viel ist an Liebeswerken für die Unbemittelten in den Städten, namentlich in den Großstädten, geleistet worden, zahllose Millionen sind von Menschenfreunden gespendet, um die Not der Armen dort zu lindern und ihre soziale Lage zu bessern. Jetzt erscheint der Wunsch nicht unbillig, daß der Strom hilfreicher Nächstenliebe auch zur Hebung der sozialen und kulturellen Verhältnisse unserer armen Landbevölkerung gelenkt und Mittel gestiftet würden, um ihren Lebensbedürfnissen in höherem Maße gerecht zu werden. Und wo wäre Hilfe mehr am Platze als bei den armen Kranken, die wegen Geldmangels einer ärztlichen Berater und Helfer entbehren müssen! Ich halte es für wohlangebracht, daß ein Fonds begründet würde, aus dessen Zinsen eine Reihe wenig bemittelter Landgemeinden zum Zwecke der Subventionierung eines Arztes unterstützt würden. Hier eröffnet sich ein neues Feld sozialer Hilfsarbeit, deren Segen Tausenden zugute kommen kann. Der Appell richtet sich dabei in erster Linie an die reichen Großgrundbesitzer und Magnaten, denen naturgemäß die Fürsorge für die Landbewohner zunächst obliegt. Bei wiederholten Gelegenheiten hat man öffentlich dem Großgrundbesitz mit Recht den Vorwurf gemacht, daß er an allgemeinen Wohlfahrtseinrichtungen sich weit weniger beteiligt als die übrige Bevölkerung, insbesondere als die Vertreter von Handel und Industrie. Es gibt glänzende Ausnahmen. Wir erwähnen nur die Stiftung der Gräfin Bose in Höhe von rund 850 000 Mark, die Stiftungen des Fürsten-Henckel von Donnersmarck, der u. a. die Volksheilstätte Loslau aus eigenen Mitteln erbaut und der Robert-Koch-Stiftung zur Bekämpfung der Tuberkulose 50 000 Mark gespendet hat, das Legat von 100 000 Mark, das der Majoratsherr v. Bailden-Brietsweil der Universität Breslau hinterlassen hat, die Spende von 200 000 Mark des Herrn v. Garvens-Garvensberg für die Erbauung eines Krüppelheims in Pyrmont, das Legat von 700 000 Mark des in Karlsruhe verstorbenen Oberschloßhauptmanns v. Offensandt-Berkholtz zur Erbauung eines Altersheims. Diese Beispiele hochherziger Mildtätigkeit sollten zur Nachahmung anfeuern. Und zu keinem dringenderen, keinem edleren Werke könnten die Gaben verwandt werden als zur ärztlichen Versorgung der „Mühseligen und Beladenen" in unseren Kleinstädten und Dörfern.

Kinderaustausch.

Von Pierre Baudin (Paris),

ehemaligem französischem Arbeitsminister und Mitglied der französischen Kammer.

Kinderaustausch? Im ersten Augenblick überrascht dieses Wort. Man tauscht Waren aus; können auch Personen ausgetauscht werden? In Kriegszeiten werden Geiseln ausgetauscht; sollen wir nun tatsächlich Zeugen des seltsamen Schauspiels werden, daß fremde Völker ihre Kinder austauschen?

Das ist die sicherlich sehr originelle Idee, die ein findiger und energischer Franzose Toni Mathieu zu propagieren und zu verwirklichen sich vorgenommen hat. Es ist ihm gelungen, eine Anzahl von Landsleuten zu finden, die er überzeugte, oder die geneigt waren, sich überzeugen zu lassen. Es wurde ein Verein gegründet, um ihn in seinen Bemühungen zu unterstützen, dessen Mitglieder zwar keine Rechte, wohl aber gewisse Pflichten haben: sie leisten ihren Beitrag und kontrollieren in freundschaftlicher Weise die Schritte des Herrn Toni Mathieu. Sicherlich ein höchst uneigennütziges Unternehmen.



Wie ist nun der internationale Austausch von Kindern und jungen Menschen gedacht? Zwei Familien, eine französische und eine deutsche, haben je ein Kind — sei es des einen oder des anderen Geschlechts — das in das Alter tritt, in dem ihm eine fremde Sprache geläufiger werden soll. Der kleine Franzose kennt die deutsche Sprache nur dank den Unterrichtsstunden seiner Lehrer, hatte jedoch nie die Gelegenheit, sich ihrer zu bedienen. Wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, vermag er einige gebräuchliche Redewendungen herzusagen, sobald man ihm aber geantwortet hat, bleibt die Unterhaltung stecken. Ebenso würde der oder die kleine Deutsche kaum in der Lage sein, in französischer Sprache eine Unterhaltung zu führen.

Die beiden Familien sind im übrigen so ziemlich in gleicher Lebensstellung. Die eine oder die andere gehört jenem guten Mittelstand an, der in Deutschland wie in Frankreich die solide Grundlage der Nation ausmacht; der durch seine Intelligenz, seinen gesunden Menschenverstand, seine Arbeit, seinen Wissensdurst, seine Reiselust zu beiden Seiten der Grenze im Sinne des Fortschritts und des Friedens wirkt. Offen gesagt, hat die Erfahrung gelehrt, daß der Mechanismus des internationalen Kinderaustausches in erster Linie den Interessen dieses Mittelstandes entspricht. Im Prinzip läßt er sich ebensogut den anderen Gesellschaftklassen anpassen; jede würde von seiner Anwendung den gleichen Vorteil haben. Sogar den Mitgliedern der wohlhabendsten Klasse würde der Austausch einen sehr greifbaren Nutzen bringen. Das wird sich aus meinen weiteren Ausführungen ergeben: denn man kann den Aufenthalt eines Kindes in einem Pensionat mit dem in einer Familie gar nicht vergleichen.

Vor allem kommt es darauf an, daß die beiden Familien, zwischen denen der erwähnte Austausch stattfindet, so ziemlich den gleichen Lebenszuschnitt aufweisen, über die gleichen Mittel, die gleichen häuslichen Einrichtungen verfügen. Nehmen wir nun an, daß eine dritte Person, die beide Familien kennt, ihnen folgenden Vorschlag macht:

„Ihr seid sehr anständige Menschen, und wenn ihr auch einander nicht persönlich kennt, so steht doch nichts im Wege, daß ihr gewisse Beziehungen anknüpft. Ihr dürft überzeugt sein, daß ihr dabei sehr reale Vorteile davontragen werdet; in erster Linie handelt es sich jedoch nicht um euch. Eure bescheidenen Mittel gestatten euch nicht, mit euren Kindern das Nachbarland zu bereisen, dessen Kenntnis für sie außerordentlich nützlich wäre. Ihr seid auch nicht in der Lage, sie zu diesem Zweck einem Lehrer anzuvertrauen. Wohlan, übergebt mir beide eure Kinder. Ich kenne euch genügend, um meinerseits Vertrauen zu euch zu haben. Der französischen Mutter bringe ich einen deutschen Jungen, der durch einige Monate in ihrem Hause die Stelle ihres Sohnes einnehmen soll; der deutschen Mutter einen kleinen Franzosen, den sie mit der ganzen Zärtlichkeit, die sie ihren eigenen Kindern angedeihen läßt, behandeln wird."

Der Austausch ist vollzogen; die Kleinen sind verpflanzt. Die ersten Stunden sind etwas schwierig. Man ist beiderseits bestrebt, sich zu nähern und einander zu lieben, aber man versteht sich nicht; die Worte müssen durch Bewegungen ersetzt werden. Nach und nach aber schwindet die Verlegenheit; die Adoptiveltern tun das Aeußerste an herzlichem Entgegenkommen. Die Familiengefühle sprechen eine Sprache, die überzeugt. Das Kind läßt sich gehen; es legt jene dumme Scham ab, die es anfangs hinderte, die gebräuchlichen Worte, deren es mächtig war, herzustammeln. Die Eltern ermuntern es, sie gewöhnen es an das Leben in ihrem Kreise, sie bringen es dahin, die Stelle, die der Abwesende einnahm, voll auszufüllen. Die süße Illusion des Heimatnestes tritt allmählich in sein Herz ein. Wenn es sich noch nicht ganz zu Hause fühlt, so hat es wenigstens die Empfindung, nicht unter Fremden zu sein. In wenigen Tagen hat die eine Familie die andere nahezu ersetzt.

Ich übertreibe nicht. Eine große Anzahl von Zeugnissen, die dartun, mit welcher Leichtigkeit unsere Kinder in die Intimität einer fremden Familie hineinwachsen, ist durch meine Hände gegangen. Es waren reizende Briefe, in denen die Kinder sich völlig gehen ließen.

Wir haben das Beispiel eines Austausches zwischen Deutschland und Frankreich ins Auge gefaßt. Diese beiden Länder sind es, zwischen deren Familien das neue Erziehungssystem die raschesten Fortschritte gemacht hat. Man wird jedoch aus den nachstehenden Ziffern, die dem letzten Bericht des Herrn Mathieu entnommen sind, ersehen, daß dieses System auch zwischen Frankreich und England sich einzubürgern beginnt.

Die Kinderaustausche, die während der letzten Schulferien stattfanden, verteilten sich, wie folgt:

88 zwischen Frankreich und Deutschland
33 „ „ „ England
1 „ „ „ Oesterreich
3 „ Deutschland „ England

Im ganzen 125 Austausche.

Die Fülle von Kinderaustauschen, die außerhalb der Ferienzeit für zwei Monate oder mehr bis auf die Dauer eines Jahres abgeschlossen wurden, verteilen sich in nachstehender Weise:

25 zwischen Frankreich und Deutschland
12 „ „ „ England
3 „ „ „ Oesterreich
1 „ Deutschland „ England

Im ganzen 41 Austausche.

Es ist von Interesse, das Verhältnis der Geschlechter und der Nationalitäten auf dem Gebiet des Kinderaustausches festzustellen:

Kinderaustausch während der Ferienzeit:

			Knaben	Mädchen	Im ganzen
Von	Frankreich nach	Deutschland	85	3	88
„	„ „	England	28	5	33
„	„ „	Oesterreich	1	0	1
„	Deutschland „	Frankreich	71	17	88
„	England „	„	25	8	33
„	Oesterreich „	„	0	1	1
„	Deutschland „	England	2	1	3
„	England „	Deutschland	3	0	3
		Im ganzen	215	35	250

Austausch von Kindern oder jungen Leuten für die Dauer von 2 Monaten bis zu 1 Jahr.

			Knaben	Mädchen	Im ganzen
Von	Frankreich nach	Deutschland	25	0	25
„	„ „	England	6	6	12
„	„ „	Oesterreich	3	0	3
„	Deutschland „	Frankreich	8	17	25
„	England „	„	5	7	12
„	Oesterreich „	„	1	2	3
„	Deutschland „	England	0	1	1
„	England „	Deutschland	0	1	1
		Im ganzen	48	34	82



Im Laufe des Jahres 1908 hat demnach Frankreich 162 Kinder, Deutschland 117, England 49, Oesterreich 4 nach fremden Ländern zum Aufenthalt verschickt.

Nun zum Schluß: Das Werk des internationalen Kinderaustausches ist in der Reihe jener, die den Zweck haben, zwischen den Völkern enge Beziehungen von Mensch zu Mensch, von Familie zu Familie zu schaffen, eins der interessantesten und wirksamsten. Und alles in allem dienen nur solche Bestrebungen einer verfeinerten Zivilisation. Kongresse, auf denen die großen wissenschaftlichen und moralischen Fragen diskutiert werden, Friedensmanifestationen, diplomatische Unterhandlungen im Geiste der Eintracht, all das ist nützlich und notwendig, all das strebt die Verständigung eines Volkes mit dem andern an. Nichts reicht jedoch an die Gefühle gegenseitiger Achtung und an die Interessengemeinschaft heran, wie der Austausch sie erzielt. Mögen die deutschen Kinder an dem Herde französischer Familien sich niederlassen, mögen die französischen im Schoße deutscher Familien aufrichtige und dauernde Zuneigungen sich verschaffen! Ein Mann hat diesen Gedanken gefaßt und arbeitet mit aller Energie und allem Opfermut, um ihn zu verwirklichen. In seinem schwierigen Unternehmen steht ihm seine Gattin zur Seite, die selbst Familienmutter ist und an ihren eigenen Sprößlingen den Kinderaustausch erprobt hat. Die Mission dieses Paares verdient Aufmerksamkeit und Unterstützung seitens eines Publikums, das zu beiden Seiten der Grenze das Entstehen einer neuen Gesellschaft vorbereiten will: einer Gesellschaft von weitem Gesichtskreis, die die Schönheit des allgemein menschlichen Lebens zu würdigen versteht.

Abschied von der Bücherkommode.

Plauderei von Fedor von Zobeltitz.

Also nun geht es wirklich los. Die Berliner Königliche Bibliothek zieht in ihr neues Heim und verläßt die altberühmte „Bücherkommode" gegenüber dem Opernhause für immer. Der Volkswitz hat kaum je ein schlagenderes Wort geprägt als das von der Bücherkommode. 1774 hatte Friedrich der Große das Grundstück seitlich des damaligen markgräflich Schwedtschen Palais angekauft, um hier für die Bibliothek einen festen Standort zu schaffen. Ein paar Jahre später war von Boumann dem Jüngeren nach Ungers Zeichnung der seltsame Barockbau mit der Inschrift „Nutrimentum spiritus" vollendet worden, und nun standen die Berliner vor dem neuen Hause und sperrten Nase und Mund auf und zerbrachen sich die Köpfe über die Inschrift und freuten sich über die „Kommode". Sicher ist damals schon der Spottname erfunden worden, und er klappt auch: Boumanns Bau ähnelt weiß Gott frappant einer schönen alten Barockkommode. Die Inschrift ist wohl auf König Fritz direkt zurückzuführen. Professor Dr. Adalbert Hortzschansky, dessen treffliche Vorträge über die Geschichte und Organisation der Königlichen Bibliothek kürzlich im Druck erschienen sind, hat ein Buch des Abbé Terrasson „Sethos" ausgegraben, das zu der Lieblingslektüre des Königs gehörte, und in dem der Ausdruck „Nourriture de l'âme" als Banderolleninschrift auf einem Bibliotheksgebäude vorkommt. Vielleicht hat dies dem alten Fritz die Anregung zu dem vielbespöttelten „Nutrimentum spiritus" gegeben.

Der Begründer der Königlichen Bibliothek war nach Professor Hortzschansky, dessen Ausführungen ich hier teilweise folge, der Große Kurfürst. Seine Vorgänger hatten sich wenig um die schönen Wissenschaften gekümmert, und auch an Büchern hatte Friedrich Wilhelm nicht allzuviel von ihnen geerbt. Ein schmaler Verschlag „unter dem Dache" des alten Schlosses genügte für ihre Aufbewahrung. Das war der Grundstock der Bibliothek. Aber 1661 ließ der Kurfürst die Bücherei in der oberen Etage der Schloßapotheke unterbringen, einem schönen Raum, in dem noch viel Platz blieb, so daß mit dem Sammeln begonnen werden konnte. Daran hatte Friedrich Wilhelm schon früher gedacht; aber es fehlte ihm an Geld, so daß er beispielsweise die auf 8000 Thaler geschätzte Bibliothek des Doktors Pelargus nicht erwerben konnte. Später aber ging es flotter. U. a. wurden die Büchersammlungen des Obristen von der Goeben, des Polyhistors Vorstius, eines Baron Münchhausen und eines Herrn von Rusdorf angekauft, und 1681 schenkte Herzog Bogislaw von Croy seine namentlich in bezug auf geschichtliche Werke sehr reichhaltige Sammlung der Kurfürstlichen Bibliothek. Wichtig war auch der Erwerb der Bücherschätze des Hauses Blumenthal, die meist aus dem Nachlasse des großen Freiherrn von Schwerin stammten, sowie der Manuskripte des Leibarztes Bonnet und der „persianischen" Handschriften des fürstlich Gottorpschen Rats Burchard Niederstätter; dazu kam schließlich noch der Bücherbestand der Kurfürstin Luise. Trotzdem betrug der Jahresetat für die Bibliothek nicht mehr als 324 Thaler — und dazu konnten noch Ersparnisse gemacht werden! Heute kostet ein einziges Exemplar der ersten „Räuber"-Ausgabe ebensoviel als die gesamten jährlichen Bücheranschaffungen des Großen Kurfürsten erfordert haben.

Eine Benutzungsordnung gab es damals noch nicht. Die Bibliothek war an einigen Nachmittagen geöffnet; außerdem aber erhielten Bevorzugte eigene Schlüssel, was natürlich zu allerhand Unzuträglichkeiten führte und den bibliophilen Diebsgelüsten Tür und Tor öffnete. Erst unter König Friedrich I., dessen Schloßumbau den von seinem Vorgänger geplanten Erweiterungsbau der Bibliothek aus architektonischen Gründen unmöglich machte, wurden genauere Vorschriften für die Benutzung ausgegeben. Auch die Bibliothek füllte sich so stattlich, daß die angekaufte Sponheimsche Bibliothek in dem sogenannten Alten Kollegienhause (Ecke des Schloßplatzes und der Brüderstraße) untergebracht werden mußte, weil es in der Schloßapotheke an Raum mangelte. Wichtig war der Oktobererlaß des Jahres 1699, die Einführung der Pflichtexemplare betreffend. Die Buchhändler bekümmerten sich anfänglich freilich herzlich wenig darum und remonstrierten auch später noch gewaltig gegen diese Bestimmung. Nun kam der Soldatenkönig zum Regiment, der die Federfuchser nicht leiden konnte und seine Hofnarren Gundling und Graben zum Stein zu



Präsidenten der jungen Akademie der Wissenschaften machte. Da aber der König wenigstens für die ärztliche Kunst Interesse hatte, weil sie praktischen Nutzen gewährte, so schenkte er sämtliche medizinische und mathematische Werke seiner Bibliothek der Akademie; dadurch wurde wieder Platz in der Schloßapotheke, und die Sponheimsche Sammlung konnte eingereiht werden. Die armen Bibliothekare hatten es zu dieser Zeit schlecht. Friedrich Wilhelm entließ die meisten, und den Verbleibenden kürzte er das Gehalt so, daß sie in Gottes Namen verhungern konnten. 1772 machte der Königliche Bücherfeind völlig glatten Tisch; er strich die Besoldungen der Bibliothekare ganz und ließ dafür einem seiner soldatischen Lieblinge, dem General von Gläsenapp, tausend Taler jährliche Extrarenumeration anweisen.

Man kann sich denken, wie es damals im ersten Stockwerk der Schloßapotheke aussah. Die Mäuse hatten freien Spielraum. Die Gesamtausgaben für die Bibliothek unter Friedrich Wilhelm I. betrugen 153 Thaler! Als König Fritz zur Regierung kam, fand er etwa 70 000 Bücher und gegen 1800 Handschriften vor. Trotzdem eilte es ihm mit dem Bau der Barockkommode, zu der er übrigens eigenhändig den Plan entworfen haben soll; wie man sagt nach einer Zeichnung Fischers von Erlach in Wien, die Unger dann vervollständigte. Daß der König seinen Architekten als Vorbild für den neuen Bau eine Rokokokommode gezeigt habe, ist natürlich Legende: aber eine gut erfundene. Hübscher als der Bau ist die Tatsache, daß unter König Fritz der Bücherbestand beinahe verdoppelt wurde.

Nun begann eine Zeit reger Fortentwicklung. Schon zu Zeiten Friedrich Wilhelms III. erwiesen sich die Räume als unzulänglich, zumal man das Untergeschoß der Verwaltung des Opernhauses als Kulissenhaus überlassen hatte. Das war eine große Torheit gewesen. Man hatte geglaubt, es solle sich nur um ein Provisorium handeln und, da der Unterstock sowieso leer stand, auch keine Schwierigkeiten gemacht. Aber die Bücherreihen wuchsen, und nun wollte die Generalintendanz mit ihren Dekorationen nicht den Platz wechseln. Der Wahrheit die Ehre: die Generalintendanz wußte auch nicht, wohin mit ihrer pappenen Pracht. Sie sträubte sich aus Notwendigkeit, und da kam es denn zu gehörigen Zänkereien zwischen Bibliothek und Opernhaus. Friedrich Wilhelm III. hatte bereits einen Erweiterungsbau ins Auge gefaßt; er wollte die Kommodenfassade niederreißen und ein paar neue Flügel nach dem Opernhausplatz zu anfügen lassen. Aber das war der Bibliothekverwaltung wieder nicht recht. Sie wünschte ganz aus der feuergefährlichen Nähe des Opernhauses und des Palais fortzukommen und wollte einen Neubau haben, der hinter der Universität gedacht war, und für den Schinkel auch schon den Plan entworfen hatte. Aber die Sache zerschlug sich — wie Hortzschansky meint, glücklicherweise — denn der geplante Schinkelsche Neubau würde sich schon in den sechziger Jahren als zu klein erwiesen haben.

Nun mußte man freilich ernstlich an die Räumung des Unterstocks denken. Von 1814 bis 1840 dauerten die Reibereien zwischen den Verwaltungen des Hoftheaters und der Bibliothek, bis es dem Intendanten Grafen Redern endlich gelang, den Bau eines Kulissenmagazins in der Französischen Straße durchzusetzen. Nun konnten die Bücher sich ausdehnen; es war auch hohe Zeit. Als Friedrich der Große starb, waren etwa 150 000 Bände vorhanden; 1865 hatten sie sich auf rund 600 000 vermehrt; heute sollen 1 230 000 Bücher und gegen 30 000 Handschriften in das neue Heim umquartiert werden.

Der neue Bibliothekbau war seit langem eine Notwendigkeit. Aber der Abschied von der alten Kommode wird uns doch schwer. Wie viele hundert Male hat man hier nicht mit seinen Bücherzetteln vorgesprochen, hat Hoffnungen hineingetragen und sich geärgert, unverrichteter Sache wieder abziehen zu müssen, weil das gewünschte Werk aus irgend welchen Gründen nicht verleihbar war, hat die Kataloge durchschnüffelt und sich im Lesesaal seine Notizen gemacht! Der Zopf der alten Benutzungsordnung ist ja gottlob gehörig beschnitten worden; aber er hängt immer noch tief genug. Vielleicht kürzt man ihn im neuen Hause abermals um ein Stückchen. Es muß auch gesagt sein, daß die Bibliothekare zugänglicher geworden sind. Liebenswürdigkeit war ehedem nicht ihre Sache. Ich kannte einen (Gott habe ihn selig), das war ein wahrhaftiger Büchertyrann. Der kluckte über seinen Büchern wie eine brütende Henne und fauchte jeden giftig an, der etwas von ihm wollte. Diese Spezies von Bibliothekaren, die in der Mitbenutzung des ihnen anvertrauten Guts eine unerhörte Niedertracht sehen, ist langsam im Aussterben begriffen. Unter Geheimrat Wilmanns begann der frischere Luftzug, der in dem neuen schönen Prachtbau hoffentlich nicht wieder abgesperrt werden wird.

▽▽

Musikwoche.

Ganz leicht ist es heutzutage nicht mehr, als verkanntes Genie zugrunde zu gehen. Hat ein Schaffender gezeigt, daß er „Einer ist“, dann bieten sich ihm in der Regel auch Mittel und Wege, mit seinen Erzeugnissen vor die breite Oeffentlichkeit zu gelangen und zu beobachten, ob und inwieweit das, was seine Phantasie geboren, bei den Genießenden ein Echo findet. In der Musik zumal späht man allerorten nach Neuem, nach Eigenklängen, nach Unerhörtem, nach Aeußerungen, die eine Etappe bedeuten auf dem Wege zu dem großen Kommenden; denn man lebt des unerschütterlichen Glaubens, es müsse der musikalischen Kunst ein neuer Messias erstehen. Und keine Ausführungsschwierigkeiten sind groß genug, um diejenigen, die es angeht, davor zurückschrecken zu lassen, es mit einer Schöpfung von kühnem Geist und besonders gearteter Faktur voll Eifers zu versuchen. Das hat sich jetzt wieder gezeigt, als **Richard Strauß** sein neuestes musikalisches Bühnenwerk, die auf Hugo von Hofmannsthals Dichtung komponierte „**Elektra**“, der Welt anbot. Schier fabelhaft sind die Anforderungen, die diese Partitur an die zu ihrer Verlebendigung erforderlichen, zahlreichen Organe stellt. Selbst über die wahrlich nicht geringen Zumutungen, die er den interpretierenden Künstlern in der „Salome“ stellt, ist Strauß in der „Elektra“ noch hinausgegangen. Die Partie der Titelheldin stellt ohne allen Zweifel die gewaltigste Aufgabe dar, die je einer Sopransängerin zuerteilt wurde. Und die Rolle der Gegenspielerin Chrysothemis ist nicht minder anspruchsvoll, eminent schwierig auch, wenngleich weniger umfangreich die der Klytämnestra. Ein Heer von Musikern wird im Orchester verlangt; Violinen und Bratschen sind dreiteilig gesetzt, der Bläserchor ist riesenhaft. Doch das alles hat unsere großen Bühnen nicht zurückgehalten, sich alsbald an das Studium des Werkes zu machen. Hohe Ehre heimste die Dresdner Hofoper ein, als sie vor einem Künstlerauditorium, wie es so glänzend wohl noch bei keiner Premiere beisammen war, die „Elektra“ unter Ernst von Schuchs genialer Leitung als Erste zu Gehör brachte. München folgte bald nach, und nun hat man auch in der Berliner Königlichen Oper, an der Stätte der Wirksamkeit des Komponisten, dem Werke zu einem glänzenden Siege verholfen. Wer will heute schon feststellen, was die „Elektra“ im Werdegang der dramatischen Tonkunst zu bedeuten hat! Genug, daß die Schar der Genießenden mit scharfer Witterung erkannte,



daß hier ein Großes, Ungewöhnliches, aus der Kraft eines starken Geistes Geborenes sich darbot. Dabei ist wohl zu erwägen, daß die äußeren Reize des „Elektra"-Dramas erheblich geringer sind als die der „Salome" mit ihrem buntschillernden Milieu und ihren uns menschlich weit näher kommenden psychologischen Entwicklungen. Im Grunde bleibt uns Elektra, die rasende Hasserin, innerlich fremd, fremd alles, was sie unternimmt, ihren wilden Vergeltungsdrang zu stillen, fremd auch ihre Ekstase, wenn das Rachewerk vollendet ist. „Schweig und tanze!" ruft sie der jubelnden Schwester am Ende zu. Tanze? Wann und wo drückte man in kultivierten Welten einen Rachetriumph im Tanze aus? Fremd ist uns dies alles. Und doch: die mächtige Ueberredungskunst der Straußschen Tonsprache zwingt uns mitzugehen, zwingt uns den Glauben an eine Phantasiewelt voll dichterischer Eigenwilligkeit auf und an eine unbeweisbare, einigermaßen verstiegene Aesthetenpsychologie. Stärkere Beschwörungsformeln noch als in der „Salome" hat Strauß für die „Elektra" gefunden. Bei allem Verwandten, was die musikalische Ausdrucksweise der beiden Dramen aufzeigt, entgeht dem aufmerksam Lauschenden doch nicht, daß der sinfonische Bau sich in dem jüngsten Werke noch einheitlicher fügt, daß die Intensität der Tonsprache gesteigert erscheint und in den Aufstiegen zu den Gipfelpunkten ein Feuer von sehrender Kraft lodert. Oft genug, ja fast immer überfluten die Töne die Verse des Dichters. Doch einen ähnlichen Eindruck hatte man zunächst auch bei der „Salome"; er modifizierte sich bei häufigerem Hören wesentlich. Es ist eine Frage des Hineinhörens, die weit reizvolleren Ausdrucksmittel der Musik mit denen des Wortes im gehörigen Verhältnis aufzufassen. Inwieweit dies bei der „Elektra" möglich sein wird, läßt sich heute schwer sagen. Gewiß aber ist, daß die deutsche musikalisch-dramatische Kunst mit diesem Werke um eine Schöpfung bereichert wurde, die, was Größe des Wurfes und Kühnheit der Ausführung anbelangt, einzig dasteht. W. K.

Unsere Bilder

Kronprinzessin Cecilie (Abb. S. 315) ist bekanntlich vor einiger Zeit vom Kaiser in hervorragender Weise ausgezeichnet worden, indem er sie zum Chef des Dragonerregiments König Friedrich III. (2. schles.) Nr. 8 ernannte. Unsere Aufnahme zeigt die hohe Frau zu Pferde in der Uniform ihres Regiments.

Prinz Friedrich zu Schaumburg-Lippe (Abb. S. 314) hat sich mit der Prinzessin Antoinette Anna von Anhalt vermählt. Der Prinz wurde am 30. Januar 1868, die Prinzessin am 3. März 1885 geboren. Prinz Friedrich war früher bereits mit der verstorbenen Prinzessin Luise von Dänemark verheiratet; seiner Ehe mit ihr entstammen zwei Töchter und ein Sohn.

Die Kronprinzessin von Schweden (Abb. S. 313), geborene Prinzessin von Großbritannien und Irland, hat es verstanden, sich schnell in ihrer neuen Heimat Popularität zu erringen. Sie trägt den Eigenheiten des schwedischen Volkes Rechnung und treibt deshalb auch den landesüblichen Wintersport. Unsere Aufnahme zeigt sie mit der Prinzessin Alexander Teck beim Schneeschuhlauf.

Die nordischen Spiele in Stockholm (Abb. S. 316 und 317) haben einen glänzenden Verlauf genommen. Vertreter von nicht weniger als zwölf Nationen haben sich an den verschiedenen Wettkämpfen beteiligt, und in allen Sportarten wurde Ausgezeichnetes geleistet. Hervorzuheben ist, daß im internationalen Damenkunstlauf eine Berlinerin Fräulein E. Rennschmidt den Sieg errang.

Eine Ballonfahrt über die Alpen (Abb. S. 314) hat kürzlich der bekannte Luftschiffer Oskar Erbslöh in Begleitung zweier anderer Herren ausgeführt. Sie stiegen mit dem Ballon „Berlin" in St. Moritz auf, wurden in 2200 m Höhe über die Berninagruppe nach Italien getrieben und landeten, nachdem sie den Flug in Venedig unterbrochen hatten, in Szeplak in Ungarn.

„Elektra" (Abb. S. 319), das neueste Musikdrama von Richard Strauß, ist nun auch am Königlichen Opernhaus zu Berlin in Szene gegangen. Das Werk und die Aufführung, in der Thila Plaichinger die Titelpartie übernommen hatte, werden an anderer Stelle (Seite 311) kritisch gewürdigt.

Die Königliche Bibliothek in Berlin (Abb. S. 320) wird demnächst ihren Umzug beginnen, sie siedelt aus ihrem alten Heim am Opernplatz in den stattlichen Neubau über, der von den Linden bis zur Dorotheenstraße und von der Charlotten- bis zur Universitätsstraße reicht. Der Weg ist nur kurz, aber ein schweres Werk ist der Umzug doch, denn es gilt, weit über eine Million Bücher sicher von der einen Stelle zur anderen zu befördern.

Friedrich Spielhagen (Abb. S. 314) feiert am 24. Februar seinen achtzigsten Geburtstag. In der Vollkraft seiner Jahre gehörte er zu den fruchtbarsten deutschen Dichtern; seine Romane hauptsächlich, in denen er Bilder von der politischen Entwicklung Deutschlands entwirft, wurden von der Lesewelt förmlich verschlungen. Inzwischen sind wohl jüngere Kräfte in den Vordergrund getreten, aber Spielhagens Name hat seinen hellen Klang behalten.

Das Ballfest der Bühnengenossenschaft in Berlin (Abb. S. 320) bildet das Schlußglied in der Kette derartiger großer Veranstaltungen in der Reichshauptstadt. Wer daran teilnimmt, lernt nur das Vergnügen kennen, aber damit alles zum guten Ende gedeihe, muß lange vorher schon tüchtige Arbeit geleistet werden, der sich ein besonderer Ausschuß unterzieht.

In Oberhof (Abb. S. 318) hat der Thüringer Wintersportverband ein Sportfest veranstaltet, das einen neuen Beweis für den hohen Stand des Wintersports in Deutschland lieferte. Wir bringen Aufnahmen von Skiläufern und Bobsleighfahrern, die durch einen elektrischen Aufzug den Berg hinaufbefördert werden, den sie dann wieder hinabsausen wollen.

Personalien (Porträte S. 314 und 320). Hussein Hilmi Pascha, der vom Sultan Abdul Hamid zum Großwesir ernannt wurde, war seit dem Dezember vorigen Jahres Minister des Innern. Er hat sich als Generalinspektor der drei mazedonischen Wilajets den Ruf eines ungewöhnlich hervorragenden Verwaltungsbeamten erworben. — Der neue österreichische Kultusminister Graf Karl von Stürgkh gehörte zuletzt dem Herrenhause an. Früher war er Mitglied des Abgeordnetenhauses, in dem er zur Zeit des Kabinetts Koerber wiederholt erfolgreich eine vermittelnde Tätigkeit ausübte. — In Kopenhagen ist, 82 Jahre alt, der berühmte Chemiker Professor Julius Thomsen gestorben. Er war eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Thermochemie. — Der im Alter von 55 Jahren verstorbene Generalmajor z. D. Bogislav von Heyden-Linden war in den weitesten Kreisen bekannt als einer der besten Herrenreiter, die Deutschland je besessen hat.

Die Toten der Woche

Marquis Charles de Costa de Beauregard, bekannter französischer Historiker, Mitglied der Akademie, † in Paris am 15. Februar im Alter von 74 Jahren.

Dr. **Estevez**, ehem. Vizepräsident von Kuba, † in Paris am 11. Februar.

Ministerialrat **Emil v. Foerster**, Erbauer des Wiener Ringtheaters, † in Wien am 15. Februar.

Edward Earl Grosvenor, Sohn des Herzogs von Westminster, † in London am 13. Februar im Alter von 4 Jahren.

Generalmajor z. D. **Bogislav von Heyden-Linden**, bekannter Reitergeneral, † in Marienloh bei Paderborn am 10. Februar im Alter von 56 Jahren (Portr. S. 320).

Oberturnlehrer **Leutheußer**, bekannt in deutschen Turnerkreisen, † in Koburg am 12. Februar im Alter von 55 Jahren.

Marquis de Noailles, ehem. französischer Botschafter in Berlin, † in Paris am 16. Februar im Alter von 79 Jahren.

Sinfoniedirektor **August Schulz**, bekannter Komponist, † in Braunschweig am 12. Februar im 73 Lebensjahr.

Professor **Julius Thomsen**, berühmter Chemiker und Direktor der technischen Lehranstalt, † in Kopenhagen am 13. Februar im Alter von 82 Jahren (Portr. S. 320).

Fürstin **Marie zu Waldburg-Zeil**, Witwe des ehem. Präsidenten der württemberg. Ersten Kammer, † in München am 15. Februar im Alter von 51 Jahren.

Reichstagsabgeordneter **Heinrich Wattendorf**, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, † in Ibbenbüren am 14. Februar im Alter von 63 Jahren.

Bilder vom Tage

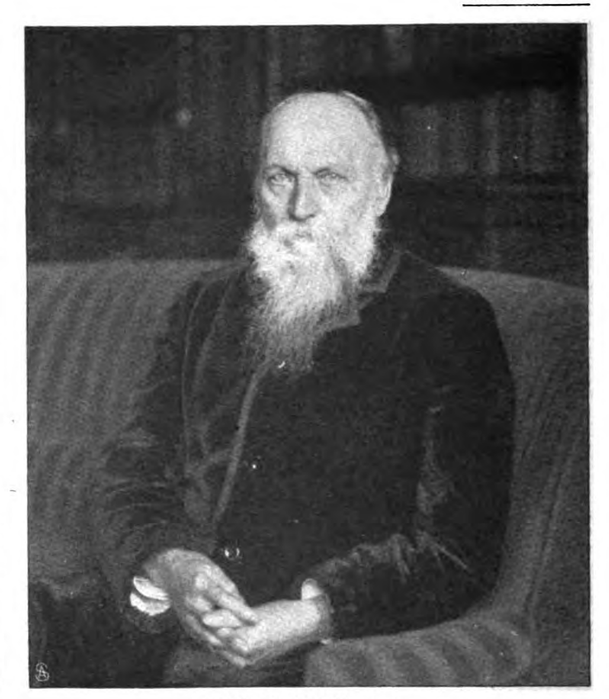
Aus der Heimat des Skisports:

Die Kronprinzessin von Schweden (×) und ihre Cousine Prinzessin Alexander Teck auf Schneeschuhen.

Phot. Blomberg.



Prinz Friedrich zu Schaumburg-Lippe und seine Gemahlin Prinzessin Antoinette Anna von Anhalt. Hofphot. Hartmann.
Zur Vermählungsfeier auf Schloß Georgium bei Dessau.



Friedrich Spielhagen.
Zur Feier seines 80. Geburtstags.





Hofphot. Pietzner

Hilmi Pascha
wurde zum Großwesir des osmanischen Reichs ernannt.

Karl Graf von Stürgkh,
der neue österreichische Kultus- und Unterrichtsminister.



Phot. Flury.

Der Freiballon „Berlin“ vor dem Aufstieg bei St. Moritz. Oben: **Oskar Erbslöh** (rechts) **und F. Reimann besteigen die Gondel.**
Ein Ballonflug über die Alpen.

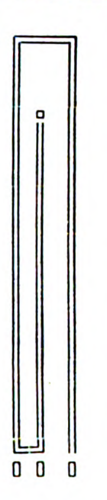
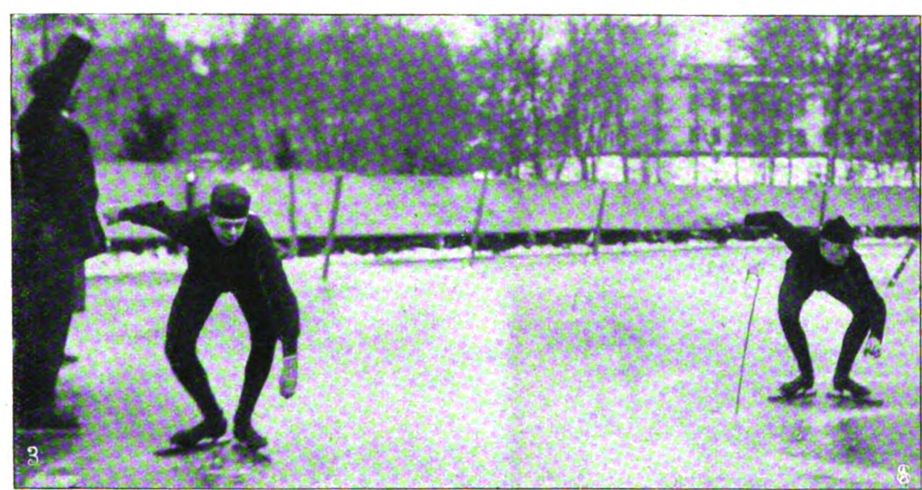
Hofphot. Selle & Kuntze, Niederastroth.

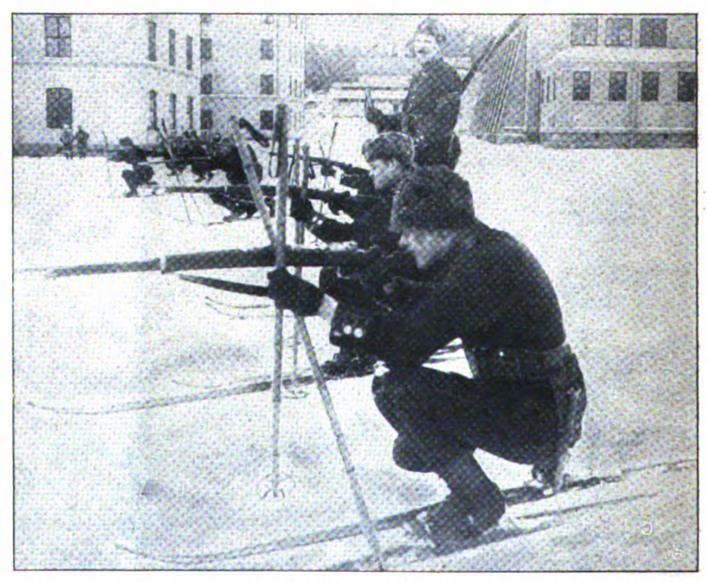
Kronprinzessin Cecilie

als Chef des Dragonerregiments König Friedrich III. (2. schlesisches) Nr. 8.





1 **Der Preisträger im Schneeschuhdistanzlauf. 2. Wettfischen unter dem Eise. 3. Der Start für das 10000-m-Rennen auf Schlittschuhen. 4. Der Nachrichtendienst mittels Rennwolf. 5. Schießübungen au, Schneeschuhen.** — Photographische Aufnahmen von Blomberg

Die Nordischen Spiele in Stockholm.



1. Ulrich Salchow, Weltmeister im Figurenlaufen. 2. Oskar Mathiesen, Weltmeister im Distanzlaufen. 3. Mr. und Mrs. Johnson (1. Preis im Paarlaufen) — Phot. Blomberg.

4. Elsa Rennschmidt-Berlin, „Lady Champion" im Figurenlaufen. 5. Prinzeß Patrizia v. Connaught auf der Eisbahn. 6. Oberst Balck, Präs. d. Spiele. 7 Ein Preisrichter.

Die Nordischen Spiele in Stockholm.



Erleichterung der Sportfreuden durch die Technik: Der elektrische Aufzug in Tätigkeit.



Endkampf im Militär-Hindernislauf auf Schneeschuhen.



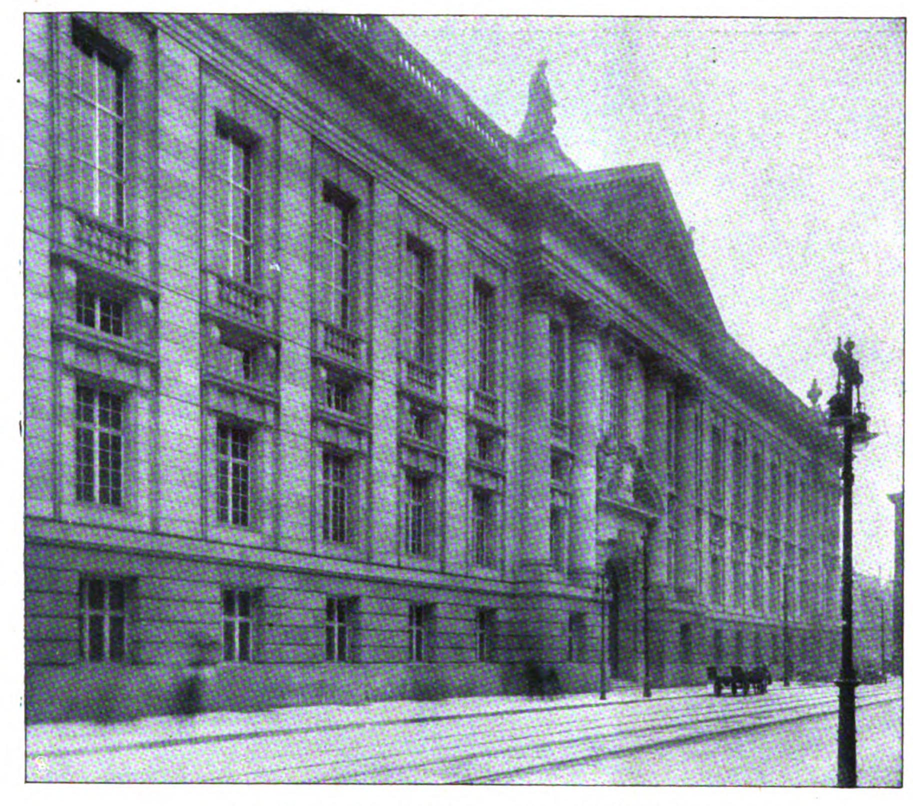
Damenwettlauf: Im Streit mit den Elementen.

Vom Sportfest des Thüringer Wintersport-Verbandes in Oberhof.

Spezialaufnahme für die „Woche“.

Zur Aufführung der Oper „Elektra“ von Richard Strauß im Kgl. Opernhaus zu Berlin.

Thila Plaichinger als „Elektra“.



Zum Umzug der Königlichen Bibliothek in Berlin:
Die Hauptfront des neuen Heims in der Dorotheenstraße.



Prof. Julius Thomsen †
der berühmte Kopenhagener Chemiker.



Hofphot Eichgrün

Generalmajor z. D. v. Heyden-Linden †
der bekannte Herrenreiter.



Von links nach rechts: Rudolf Lettinger, Dr. jur. Hugo Russak, Hermann Nissen, Albert Paul, Gustav Cassi, Bruno Köhler, Albert Borée.

Zum Ballfest der Bühnengenossenschaft in Berlin: Der Arbeitsausschuß. — Spezialaufnahme für die „Woche".

Hanseaten.

Roman von

Rudolf Herzog.

1. Fortsetzung.

Marga Vanheil hob den Kopf und sah den jungen Twersten an.

„Das ist es. Zeig deinem Vater, daß du sein Blut bist, sein Lehrling, Robert!"

Er blickte über den Bootsrand in die aufgewühlte Kielspur. Und aus einer inneren Zurückhaltung heraus erwiderte er langsam: „Ich habe — doch wohl auch — eine Mutter. Meinst du — es erging ihr — anders?"

Sie faßte ihn beim Arm! „Still! — — —" Und leiser: „Das sind Angelegenheiten deiner Eltern. Nicht deine, nicht meine. Und nun wollen wir von was anderem reden."

Sie blickte zu Karl Twersten hinüber. Unbeweglich stand er noch immer vorn am Bug, den Blick gerade aus. Steinwärder flog näher heran.

„Wenn der ‚Valdemar Atterdag' wieder nach Hamburg kommt," begann Robert nach einer Weile, „so holen wir den Besuch bei Kapitän Jessen nach. Willst du es mich wissen lassen? Ich bin gern mit dir zusammen."

„Komm häufig zu uns, Bob. Wir werden uns immer freuen. Und der Besuch des ‚Atterdag' ist abgemacht."

„Ich war im vorigen Jahr in Wisby," erzählte er, „auf Gotland, das weißt du ja. Und daß Wisby einstmals die reichste Hansastadt war, das wirst du wohl auch noch wissen. Man nannte es ‚das nordische Karthago'!"

Sie nickte.

„Herrgott, muß das schön gewesen sein", begeisterte er sich. „Selbst die Schweine fraßen aus silbernen Trögen, berichtet die alte Chronik, die ich las. Und die Männer und Frauen gingen wie Fürstengeschlechter in Hermelinen und mit Edelsteinen behangen. Nur Singen und Saitenspiel war. Da kam der König Waldemar Atterdag von Dänemark. Und der gewann die Stadt und den ganzen Reichtum."

„Eine Goldschmiedstochter hatte ihm dazu verholfen", sagte Marga Vanheil. „Sie ließ ihn in die Stadt."

Das Rauschen des Wassers, durch das die Barkasse dahinschoß, wiegte die jungen Menschen in die alten Sagen ein. Kaum vernahmen sie das herrische Pfeifen ihres Bootes, das sich, den Befehlshaber ankündigend, pfeilschnell der Werft näherte. Die Wellen Wisbys, die Wogen der großen hanseatischen Vergangenheit rauschten in ihrem Ohr.

„Sie ließ ihn in die Stadt," wiederholte Robert Twersten, „und dann, als ihm die Liebste zu klein schien, warf er sie beiseite. Das war der Waldemar Atterdag. Der kannte nur den Sieg und keine Liebe."

Das Boot lag still. Mit einer einzigen Schwenkung hart an dem Landungsteg der Werft. Die beiden fuhren auf. Karl Twersten stand neben ihnen.

„Keine Liebe?" Er sprach wie zu sich selbst. „In seiner Größe bestand seine Liebe und — sein Dank. Versteht ihr das? — — —"

2. Kapitel.

In der frischen Nordwestbrise, die vom Meere heraufstrich, flatterten die Fahnentücher. Zwei Maste flankierten die Werfthafeneinfahrt. Der mächtig hinauslangende Wimpel des einen zeigte die weiße Hamburger Burg in rotem Felde, der nicht weniger stattliche Wimpel des zweiten Mastes seltsamerweise die grün-rot-weißen Farben Helgolands. Auf dem ragenden Dachfirst des Bureaugebäudes rauschte einsam und majestätisch Deutschlands Fahnentuch schwarz-weiß-rot. —

Twersten ging seinen Begleitern schnellen Schritts voran. Im Bureaugebäude vor seinem Privatkontor erst machte er halt.

„Du bist natürlich von der Arbeit dispensiert, Robert. Zeige deinem Gast den Modellsaal. Einem Hamburger Kind, schätze ich, wird das immerhin am meisten Vergnügen machen. Auf Wiedersehen nachher. Ich lasse euch rufen."

Er saß vor seinem großen Arbeitstisch, der keinerlei Schmuck zeigte als eine volle, purpurne Spätrose in einer hohen Kristallvase. Während die Augen über die aufgehäuften Briefschaften flogen, schrieb die Hand Notizen nieder. Eine Stunde fast arbeitete er, ohne aufzusehen. Die verlorene Zeit wollte wieder eingeholt werden. Dann legte er den Bleistift fest auf das Papier. Fertig für jetzt.

Ein Klingelzeichen rief den Bureaudiener herbei.

„Ich lasse Herrn Prokurist Schnürlin und Herrn Oberingenieur Feldermann bitten."

Der Prokurist erschien sofort. „Guten Morgen", grüßte er. Und der Chef grüßte ebenso zurück.

„Sie finden schon alles auf den Briefrändern bemerkt, Herr Schnürlin. Heute muß es auf diese Weise erledigt werden. Ich bin aufgehalten worden, und Punkt elf Uhr geht die ‚Ingeborg' von Stapel."

„Jawohl, Herr Twersten."

„Sollte im Laufe des Tages etwas Dringliches vorkommen — ich habe Herrn und Frau Theodor Bramberg als Tischgäste — so telephonieren Sie mir in die Alte Rabenstraße, in die Privatwohnung."

„Jawohl, Herr Twersten."

„Uebrigens komme ich, bevor ich die Werft verlasse, noch einmal herauf. — Ah, da sind Sie. Guten Morgen,



Herr Feldermann. Danke, Herr Schnürlin. Also, Herr Feldermann, in zehn Minuten ist es so weit. Alles klar auf der Helling?"

„Alles klar, Herr Twersten."

„Ich frage nur, weil eine Dame dabei sein wird. Sonst — ist das ja selbstverständlich. Das wäre also die ‚Ingeborg'. Und wie steht's mit dem ‚Theodor Bramberg'? Geht's flott voran mit der Umarbeitung?"

„Die englische Werft, die ihn baute, wird ihn nicht wiedererkennen, Herr Twersten. Vierzig Fuß angesetzt. Das sollen sie uns nachmachen. Wenn die ‚Ingeborg' montiert ist, wird auch der ‚Theodor Bramberg' hinauskönnen."

„Angenehme Botschaft. Ein andermal mehr darüber. Aha" — er stand auf und horchte. Vom Werfthafen tutete ein Signal herüber. „Hamburger Pünktlichkeit."

Er nahm seinen Hut, nickte dem Oberingenieur, der sich schleunigst zur Helling begab, kurz zu und schlug den Weg zur Anlegebrücke ein. Vorn an der äußersten Spitze nahm er Aufstellung. Wenige Sekunden, und die Barkasse der Reederei Bramberg u. Co. legte sich quer vor.

„Bitte um Ihre Hand, Frau Bramberg. Fest. Das ist ein herzhafter Griff. Ein Sprung, und Sie sind auf Twerstenschem Boden. Bravo. Und nun: Willkommen, gnädige Frau."

Ohne Zieren hatte Ingeborg Bramberg den Kleidersaum gehoben und sich an der unverrückbaren Manneshand auf die Brücke geschwungen. Sie stand vor ihm und lachte ihn an. Ihre schlanke Größe erreichte fast die seine. „Das tut gut", sagte sie. „Man weiß, wo man ist."

„Lieber Twersten, hier ist noch jemand. Bitte um freundliche Unterstützung", meldete sich Theodor Bramberg. Aber schon hatten ihn die Brückenwärter übergeholt. Er nahm den Kneifer ab und schüttelte Twersten die Hand.

„Was? Nun sagen Sie mal was? Auf die Minute, wie? Meine Frau scheint Ihnen gegenüber das Hofzeremoniell einzuführen. Um acht Uhr ließ sie mich schon wecken."

Ingeborg Bramberg ließ den Blick von den knallenden Wimpeln zu der rauschenden Fahne schweifen.

„Es ist Festtag heute. Davon gebe ich kein Jota her."

„Du lieber Gott," meinte Bramberg und wischte sich die immer feuchte Stirn, „Festtag! Ich nenn es einen neuen Sorgentag. Wieder all das schöne Geld in einen neuen Kasten hineingebaut."

„Sie spaßen", sagte Twersten nur und reichte der Dame den Arm. „Wenn es Ihnen genehm ist, Frau Bramberg, begeben wir uns sofort zu den Hellingen. Die ‚Ingeborg' erwartet sehnsüchtig ihre Namensschwester."

„Keine weiteren Gäste da?" fragte der Reeder, als sie die Werftgasse entlang schritten. „Oder taufen wir auf trockenem Wege?"

„Ich habe mich strikt nach dem Wunsch Ihrer Frau Gemahlin gerichtet, Bramberg, der doch wohl auch der Ihrige war: keine weitere Zeremonie. Doch hatten Sie die Güte, mir für nachher Ihre Gegenwart bei einem kleinen Lunch zuzusagen."

„Ihr Lunch! Kenne ich. Wird die verschämte Umschreibung für Diner sein."

„Na, dann hätte ich doch in dieser Beziehung wenigstens Ihren Geschmack getroffen." Und sie lachten alle drei.

„Ist Ihr Sohn nicht hier?" fragte Frau Bramberg, als sie das Bureaugebäude erreicht hatten.

„Entschuldigung." Er rief dem Portier ein paar Worte zu. Und er erklärte. „Durch Zufall haben wir gerade heute einen Gast. Ein junges Mädchen. Die Tochter des Schiffsmaklers und Spediteurs Vanheil. Sie werden die Firma kennen, Bramberg. Martin Vanheil."

„Wie soll ich jeden kleinen Krämer kennen. Bin froh, wenn mich mein eigenes Geschäft zum Luftschnappen kommen läßt."

„Aber es bekommt Ihnen nicht schlecht, das Luftschnappen."

„Was versteht ihr Arbeitswüstlinge vom Leben."

„Da haben Sie recht. Und hier — meinen Sohn kennen Sie ja — Fräulein Vanheil — Herr und Frau Bramberg."

Die Damen reichten sich die Hände. Robert küßte Frau Bramberg mit tiefer Verbeugung die Hand.

„Bekomme ich nicht auch ein Patschhändchen?" schmunzelte der Reeder. „O, überstürzen Sie sich nicht, Herr Robert. Das Fräulein kann das ja gleich für Sie mit abmachen. So! Das mag ich gerne haben." Und er bot Fräulein Vanheil galant den Arm.

Twersten schritt mit Frau Bramberg voraus. Als sie die langgestreckte Schiffbauhalle passiert hatten, aus deren weitgeöffneten Toren sinnverwirrendes Lärmen scholl, sahen sie, dem Strome zugekehrt, auf Pfahlrammungen fundamentiert, die vier großen Hellinge der Werft vor sich liegen. Zwischen mächtigen Gerüstbauten wuchsen die Rümpfe der Schiffe. Hier war der Kiel gestreckt, die Grundsteinlegung des Neubaues erfolgt. Dort schon die Spanten, die Rippen des Schiffes, in den Kiel eingefügt. Und drüben — Twersten wies leicht mit der Hand hin — wuchtete im festen Kleid der Wand- und Deckplatten ein hochragender Schiffskörper: Die „Ingeborg".

„Wollen Sie mir nicht erklären —?"

Twersten sah seine Begleiterin an. Und er sah ihre Augen in heller Bewunderung schimmern. Das gefiel ihm an ihr.

„Wenn es Ihnen recht ist, Frau Bramberg — nachher."

Sie nickte nur und schritt rasch mit ihm weiter, auf die Gruppe der Ingenieure und Arbeiter zu.

„Herr Oberingenieur Feldermann!"

„Hier, Herr Twersten."

Karl Twersten wandte sich um und wartete das Näherkommen der übrigen Gesellschaft ab.

„Mein Wort darauf, gnädiges Fräulein," hörte er Bramberg sagen, „so was wie diese Musical-Clowns im Hansa-Theater —"

„Gestatten Sie, Herr Bramberg, daß ich Ihnen den Oberleiter der Bauten, meinen ersten Ingenieur



Herrn Feldermann, vorstelle. Ich darf wohl sagen, daß er gerade Ihren Schiffen, den Schiffen der Firma Bramberg u. Co., seine ganze Liebe geschenkt hat. Und Liebe heißt bei ihm — ingenium."

„Daher der Name — Ingenieur", sagte Bramberg und blickte den Techniker wohlwollend durch den Kneifer an. Twersten machte eine vorstellende Geste gegen Frau Bramberg. „Herr Oberingenieur Feldermann." Und Ingeborg Bramberg trat auf den Bauleiter zu und schüttelte ihm die Hand. „Wer kann sagen, was wir Ihnen alles zu verdanken haben, Herr Feldermann. Das wächst ja wie durch Zauberei."

„Ich bin nur die Maschine", entgegnete der Ingenieur und errötete leicht. „Der belebende Dampf, das ist Herr Twersten." Und er trat mit einer schwerfälligen Verbeugung zurück.

Twersten führte seine Gäste um das Schiff herum. Kein überflüssiges Wort kam aus seinem Munde. Nur noch Inhaber der Werft, gab er kurze, fachmännische Erläuterungen. In seinen Augen leuchtete es. „Nun wollen wir an Bord. Die Taufe kann geschehen."

Und er führte Frau Bramberg an die Treppe.

„Sie, lieber Twersten", sagte Theodor Bramberg und legte dem Voranschreitenden die Hand auf den Arm. „Die Geschichte ist etwas anstrengend. Mit gütiger Erlaubnis sehe ich mir die Sache von unten an, bleibe an Land und nähre mich redlich." Und er zündete sich eine Zigarre an.

„Ganz nach Belieben."

Twersten stieg mit seiner Begleiterin die Treppe hinan. Was ging ihn dieser träge, witzelnde, fahlgesichtige Mann an? Was ging ihn seine ganze Umgebung an? Er betrat sein Schiff! Noch war es seins! Und wenn er es jetzt, auf einen Wink seiner Hand, zu Wasser ließ, so setzte er wieder einmal dem Riesen Ozean den Fuß auf den Nacken und zwang ihn, seinem Willen zu gehorchen, Länder und Erdteile zu verbinden, statt sie zu trennen. Und Hamburgs Flagge im Vordertreffen!

Kaum bemerkte er, daß sein Sohn und Marga Vanheil ihnen gefolgt waren, kaum die strammstehende Arbeiterschar an Bord, die Ingenieure und Maaten an den Registrierapparaten und den Ankerspillen. Und sein Stolz sprang auf die Frau an seinem Arm über, daß sie hochaufgerichtet, den Blick weit voraus, an seiner Seite schritt und, ohne sich zu besinnen, am Bug des Schiffes die Schaumweinflasche aus seiner Hand nahm und den kraftvollen Arm hob. Totenstille trat ein. Und Frau Bramberg sagte schnell und laut: „Ingeborg heiße du wie die, die dich tauft. Sei treu dem, der dir die Seele gab. Dann bleibst du nah, und wärst du auf fernster Fahrt. Fahr wohl, Ingeborg!"

Und am Bug splitterte die Flasche und rauschte der edle Taufwein.

Karl Twersten sah sie an. „Germanenblut", lachte es in ihm. So froh gestimmt war er lange nicht mehr gewesen. Aber kein Wort kam über seine Lippen. Schnellen Schritts führte er den Gast zum Heck des Schiffes, das zuerst das Wasser traf. Von der festen Brüstung aus, die das Heck umschloß, tönte sein Befehl an den Oberingenieur, der ihn in selber Sekunde weiter gab.

„Stopper los!"

Hell und durchdringend klang das Kommando.

Ein Atemzug der Spannung — und sausend kappte das Fallbeil das Tau der „Ingeborg". Schon aber sprangen Hunderte von Arbeitern zu. Wie Pionierkompagnien gegen eine Schanze anspringen. Und mit mächtigem Schwung trieben die langgestielten Hämmer in Eisenfäusten die schmalen Holzkeile zwischen die Schlitten, auf denen der riesige Rumpf des Schiffes ruht.

Man hört nur das hastige Geklapper der Hämmer, das Stöhnen des Holzes.

Noch rührt sich der Koloß nicht.

Da — Zoll für Zoll — beginnt er anzurücken.

Brausende Hurras schwingen sich vom Werftplatz zum Schiffe empor, brausende Hurras ertönen an Deck. Und plötzlich mit dem Feuer eines edlen Renners jagte die „Ingeborg" die geglättete Holzbahn hin, krachend zersplitterten vor ihren eisernen Planken die letzten Hindernisse, und unter erneutem Hurragebrause tauchte das Schiff ins Wasser, um sich ruhig und majestätisch wie ein Schwan aus den Fluten zu erheben. Die „Ingeborg" war von Stapel. —

Einmal nur hatte Frau Brambergs Hand in Twerstens Arm gezuckt, als die Fahrt ins unbekannte Element begann. Dann lag die Hand ganz still. Sie hatte den starken Druck verspürt, der sie getroffen und ruhig gemacht hatte. Leicht an die Reling gelehnt, standen die beiden hochgewachsenen Menschen Schulter an Schulter und blickten hinaus, als erblickten sie weit dort hinten vor der Mündung des Elbstromes das Meer, das rätselhafte, wilde, das kampfgierig lauernde — das stählende Meer!

„Ich danke Ihnen, Frau Bramberg."

„Und ich danke Ihnen, Herr Twersten."

Die Anker rasselten nieder, das Fallreep sank rasch die Bordwand hinab. Drunten legte ein Ruderboot an, um die Gäste zur Werft zurückzubringen. Nun erst gewahrte Twersten die jungen Leute.

„War's schön?" fragte er freundlich die Tochter des alten Freundes.

Marga Vanheil nickte heftig. „Wunderbar war's", stieß sie hervor und erschrak selbst über den aufgeregten Ton ihrer Stimme. Und sie hielt sich ganz zurück.

„Was ist dir?" fragte sie Robert besorgt.

„O du. Nichts. Nichts ist mir. Aber hast du denn was vom Stapellauf bemerkt?"

„Was denn?"

„Ich sah nur deinen Vater. Und die Frau an seiner Seite. Wie ein Wikingerpaar — irgendwoher, irgendwohin, dem Siegesbewußtsein folgend. Ich phantasiere, nicht wahr? Wir haben wahrhaftig heute morgen zu viel von alten Märchen geschwatzt, und das sind nun die Folgen. Komm, Bob, werden wir wieder nüchtern."

„Wie seltsam du bist. Nun zankst du mich noch einmal aus wegen romantischer Ideen."

„Ach, Bob, Mädchen haben immer ein paar romantische Flausen im Kopf. Das gehört zu uns wie zu euch der Tatendrang. Aber man muß die Wirklichkeit dabei



in Rechnung stellen, sonst geraten wir alle miteinander ins Blaue. Steig schnell ein, damit wir einen soliden Eindruck machen.“ —

Auf der Werft empfing Bramberg Twersten mit einem gnädigen Händedruck.

„Das ging ja wie geschmiert. Nein, Twersten, es war wirklich hübsch. Und nicht ein klein bißchen seekrank? Nein? Und weder Hunger noch Durst? Das ist rein verwunderlich.“

Karl Twersten lachte über die Redensarten hinweg. Er war viel zu froh gestimmt, und so wenig er diese seltene Empfindung zu zergliedern gedachte, so wenig wollte er sie sich heute rauben lassen. „Kommen Sie,“ sagte er, „Sie werden Sehnsucht nach dem ‚Theodor Bramberg‘ haben. Ich will sie erfüllen.“

„Theodor Bramberg? Damit meinen Sie doch mich? Twersten, Sie haben das getroffen. Ich habe langsam — Sehnsucht nach mir.“

„Der Steamer liegt in Dock II“, fuhr Twersten unbeirrt fort. „Es wäre mir lieb, wenn Sie den Fortschritt der Arbeiten sähen. Rechts, wenn ich bitten darf.“

Er ging voraus, und Ingeborg Bramberg ging neben ihm, frei und sicher. Der gleiche Rhythmus war in ihrem Schritt. Und sie bemerkten es beide. Und beiden war, als gingen sie noch Arm in Arm.

„Hier kann man aufleben“, sagte sie. „Wie das alles pulst und drängt und aufrüttelt.“

Zum erstenmal sah er an ihr hinab. Und er sah die verhaltene Kraft dieser schlanken, festen Glieder.

„Da sind wir, Frau Bramberg. Die anderen konnten schon wieder nicht nach.“

„Nehmen Sie, bitte, meine Freude als das Interesse der Firma Bramberg u. Co.“

„Ein alter Geschäftsmann küßt Ihnen dafür in Gedanken die Hand.“

„Alt?“ Ihr Auge suchte die Näherkommenden. Und dann sagte sie so einfach, daß keine Erwiderung einen Anhalt gefunden hätte: „Sie sind der Jüngste am Platze. Und Sie wissen es.“

„Was haben Sie denn da mit dem Schiffe vorgenommen?“ rief Theodor Bramberg. „Aber nein — sagen Sie einmal — der Bursche hat ja einen nagelneuen Magen? Twersten, die Prozedur könnten Sie auch einmal an mir vornehmen. Das wäre von mir aus kein weggeworfenes Geld.“

„Tja“ — sagte Twersten, und dann weidete er seinen Blick an diesem Stückchen deutscher Schiffbaukunst. Der Dampfer lag im Dock. Trockenen Kiels, zeigte der Koloß seinen nackten Riesenleib, an dem die Menschlein wie spannenlange Wichtelmänner arbeiteten, glühten und nieteten. Und doch hatten dieselben Wichtelmänner im Dienste einer starken, gebietenden Idee den Riesenleib mittschiffs, dicht vor der Maschine, wie einen Butterkloß von oben nach unten durchschnitten, die beiden Hälften mit hydraulischer Kraft auseinandergezogen und eine Verlängerung von vierzig laufenden Fuß eingebaut. Der große Kran auf dem Dockhafenkai hob die Tausende von Zentnern schweren Schiffsteile und Dampfmaschinen wie Spielwerk aus dem Schiff auf den Kai, vom Kai in das Schiff, wie es ihm geboten wurde.

Es wurde ganz still in dem kleinen Kreis. Selbst Bramberg fühlte, daß er für seine Randglossen keine Zuhörer finden würde.

Dann sprach Karl Twersten. Nur wenige Worte, und auch sie nur, als habe er Ingeborg Bramberg eine Aufklärung zu geben. . . . „Das entschädigt. Für schlaflose Nächte. Für frühzeitig grau gewordenes Haar. Für den Verzicht auf so vieles, was die andern ‚Leben‘ nennen. Ich hätte beinah Liebe gesagt.“ Und unvermittelt ging er zu einer kurzen, plastischen Schilderung des Umbaues über. „Sie können sich gratulieren, Bramberg. Sie kriegen eins der schönsten Schiffe, das die Hamburger Flagge zeigt. Einen Leviathan der See.“

„Na, wenn Sie es selbst loben, brauch ich es nicht.“

„Loben? Was sind die paar Worte! Das Schiff lobt sich selbst, und es hat recht! Nur die Lumpe sind bescheiden.“

Er nickte dem Dampfer zu. Und in dem stummen Gruß ruhte die Aufforderung: Halt dich wacker. Mach mir Ehre.

Auf dem Rückwege lag die Schiffbauhalle, und sie bogen durch das Tor und gingen hindurch. Schneeweiß vor Hitze schmorten die kantigen Eisenblöcke in den Glühöfen. Und in die Brutstätte hinein, in der sich Feuer und Eisen zur Zeugung vermählt hatten, packten die Zähne der Dampfzangen und zogen Block um Block hervor. Wie ein Liebhaber erwartete sie der Schürmeister, ein hagerer, von der Hitze ausgedörrter Alter, aber mit Armen wie Gorillaarme und Händen wie breite Fischflossen. Und in Armen und Händen ruhte der Eisenstab, mit dem er die weißglühenden Eisenbrote auf Weichheit und Schmiegsamkeit prüfte. Dann wandelte sich das knochige Gesicht zu einer liebevollen Grimasse, die Kiefer begannen zu kauen, und die Zunge leckte die Lippen mit dem Behagen des Feinschmeckers. Der Schürmeister wurde zum Koch, alle Sinne in ihm verschmolzen zum Spürsinn, und die ungeheuerlichen Arme und Hände strömten eine mädchenhafte Zärtlichkeit aus. Jetzt lagerte sich unaussprechliche Seligkeit auf seine Züge. Ein Ruf, der Vorsicht heischte, flog auf. Und die langen, glühweißen Eisenblöcke schwangen sich durch die Luft, legten sich unter die Schmiedepresse, die sie wie weichen Ton zusammenpreßte und zum Schiffskiel streckte, oder ließen sich auf den Richtplatten geschmeidig wie Wachs zu Spanten und Planken biegen. Dann stand der Schürmeister, hager und gedrückt, melancholisch auf seinen Stab gestützt, bis aufs neue die Türen zur Ofenhölle aufgerissen wurden, die für ihn die Freuden des Himmels barg.

Weiter gingen sie, durch die Maschinenfabrik, in der die Dampfmaschinen brausend die Transmissionen trieben und flinke Laufkrane über die Galerie rollten, die stahlspleißenden Hobel- und Bohrmaschinen dem Fingerdruck gehorchten und die Schiffsmaschinen zur Ueberholung an Bord in Reih und Glied montierten. Durch die Kesselschmiede, in der sich bauchige Ungetüme rundeten. Durch die Tischlerei, in der eine Schar von Künstlern allen Arten von Hölzern zu gebieten schien. Und durch die Betriebe der Schlosser, Klempner, Bleiarbeiter und Maler. Sooft sich eine neue Halle öffnete,



gewahrte das Auge ein neues Bild, und jedes Bild fügte sich unmittelbar den anderen ein und ließ zum Schlusse den Eindruck eines Gesamtgemäldes zurück, das in seinen tausend Farben und Formen weniger verwirrte, als die erregte Seele in hingebungsvolles Staunen versetzte.

Stumm schritten Karl Twersten und Ingeborg Bramberg die Treppe zu den Kontoren hinauf. Der Reeder hatte es abgelehnt, auch hierhin zu folgen. „Dies fragliche Vergnügen genieße ich ja bei mir selber. Höchstens daß bei Ihnen die Herren Schmidt heißen und bei mir Schulze.“ Und er bat sich die Gesellschaft der jungen Leute aus.

„Hier also arbeiten Sie“, sagte Ingeborg Bramberg, ging langsam auf den großen Arbeitstisch zu und strich nachdenklich, mit leise zärtlicher Bewegung, über die Tischplatte. . . . „Das also ist, was man die Betätigung eines Menschenlebens, eines Mannesdaseins nennt. Fast so hatte ich es mir gedacht.“

„Hat es Sie nicht müde gemacht?“

„Müde —? Fragen Sie mich lieber, ob es mich nicht neidisch gemacht hat.“

Sie sah die volle purpurne Herbstrose im Kristallglas. Und ihr Blick ging von der Rose zu ihrem Besitzer.

„Ich habe Blumen gern,“ antwortete er auf die stumme Frage, „und diese besonders.“

„Diese —?“

„Es ist eine Herbstrose. Und sie sammelt alle ihre Kräfte und gibt die tiefste Farbe, den vollsten Duft her. Frühling und Sommer scheint sie noch einmal in sich zusammenzufassen.“

„Sie ist voll erblüht“, sagte Frau Bramberg, umfaßte die Rose mit weichen Händen und drückte ihr Gesicht in den Kelch. „Nur das Vollerblühte verheimlicht keine Knospenschäden. Das ist bei den Blumen wie bei den Menschen. Man weiß, mit wem man es zu tun hat, und ob es sich lohnt.“

Sie streichelte noch immer liebkosend die purpurnen Blätter, die schwellend rot von Lebensblut schienen.

„Wollen Sie die Rose von mir annehmen, Frau Bramberg? Ich habe Ihnen keine andere zu bieten.“

Sie hob ohne Entgegnung die Blume aus dem Kristallkelch und barg sie an ihrem Kleid. Nun blickte sie ihn an . . .

Irgend etwas in ihm drängte ihn, irgend etwas zu tun. Irgend etwas in ihm schrie. Nach einem Trunk Wasser. Nach einem Rosenblatt, nach einem Duft. Dann war er wieder der Chef der Firma K. R. Twersten, und er öffnete die Tür und ließ den Gast vorangehen.

„War's interessant?“ fragte drunten Theodor Bramberg und täuschte ein Gähnen vor. „Voller prickelnder Geheimnisse, so eine Schreibstube. Ach du lieber Gott!“

„Nun bin ich zufrieden“, sagte sie und blickte sich in der Sonne um. „Nun können wir von dannen.“

„Sagt ich's nicht? Die Schreibstube! Und sofort heißt's: von dannen! Für diese Offenbarung nehme ich übrigens seit einer Reihe von Jahren Vaterrecht in Anspruch. Bitte, meine Herrschaften, wo ist das Zimmermannsloch?“

Gerade strömte die Arbeiterschaft aus den Speisehallen zurück. Sie bildete Spalier bis zum Werfthafen und schrie Hurra. „Hoch, Herr Theodor Bramberg — hoch!“ Ueberrascht sah Frau Bramberg auf ihren Gatten. Sie hatte einen anderen Namen erwartet.

„Du siehst,“ und Bramberg lächelte ironisch, „auf welcher Seite die Popularität ist. Brauche ich mich mit Erfindungen anzustrengen? Ich habe einen Tausendmarkschein zur Verteilung dagelassen.“

Die Barkasse fuhr ab. Hinter ihr drein flatterten vom Steg aus der Hamburger und der Helgoländer Wimpel, und ihre Quasten überschlugen sich in der frischen Nordwestbrise vor Freude. —

Marga Vanheil saß im Heck. Sie hörte kaum auf den Anekdotenkram des Reeders, der in ihr seine dankbarste Zuhörerin gefunden glaubte. Sie dachte beständig an die Veränderung, die mit der schönen, kühlen Frau dort vorn während des Werftganges geschehen war, Schritt für Schritt, bis zu dieser starken, inneren Fröhlichkeit, aus der sie keinen Hehl machte. Ob in dieser reichen, in Hamburg hochgestellten Frau auch dieselbe Mädchensehnsucht lebte? Nach der Bewunderung einer Kraft, eines Willens und der geheimen Seligkeit, diese Kraft und diesen Willen mit der Fülle ihrer Liebe zu speisen und zu tränken? Und plötzlich wußte sie: So wie ich, so hat auch diese vornehm gekleidete Frau an diesem Morgen gedacht. Und einen Herzschlag lang hat sie in das Paradies ihrer Träume geblickt.

Da wandte sich Karl Twersten nach ihr um.

„Liebes Fräulein,“ sagte er herzlich, „nun müssen Sie uns auch den Nachmittag schenken. Mitgefangen, mitgehangen. Ich telephoniere gleich von der Wohnung an den Papa, daß Sie bei uns speisen und er sich nicht zu ängstigen brauche. Gilt es?“

„Das ist nicht möglich“, stammelte sie. „Ich darf nicht stören, nein, das darf ich nicht.“

„O,“ wehrte Twersten, „dann ist es also abgemacht.“

Und kopfschüttelnd fügte Theodor Bramberg hinzu: „Nein, so etwas. Wie können Sie nur denken, daß Sie stören. Scharmant sind Sie.“

Sie stiegen aus, und sie warf einen hastigen Blick auf Frau Bramberg. Frau Bramberg aber nahm ihren Arm, preßte ihn mit einer jähen, mädchenhaften Bewegung in den ihren und schritt mit ihr der Twerstenschen Equipage zu, neben der das Kabinett Brambergs hielt. Und mit mädchenhaftem Uebermut fragte sie die jüngere Begleiterin: „Wen wählen wir zu unserem Ritter?“

„Herrn Twersten.“

„Es sind zwei.“

„Nein, noch ist es nur einer.“

Und die beiden Frauen blickten sich an und erkannten, daß sie sich liebhatten.

So fuhren sie, Twersten mit den Damen und Bramberg mit Robert, zu Twerstens Haus.

Als die Gäste aus den Garderoben zurückkehrten, empfing sie der Hausherr im Salon. Der Hauch eines feinen exotischen Parfüms schien in der Luft zu schweben, an den seidenen Überzügen der Empiremöbel haften geblieben zu sein. Aus schweren Rahmen schauten die Gemälde alter Hamburger Maler in das Gemach, verwundert über den Duft, der die neblige Luft ihrer Hafenbilder umspielte.



„Ich bitte Sie," sagte Twersten, „freundlichst Nachsicht walten zu lassen. Die Hausfrau ist auf längerer Reise begriffen. Sie wird sehr bedauern, daß sie so angenehme Gäste nicht selbst begrüßen durfte." Und da der Diener meldete, daß serviert sei, bot er Frau Bramberg den Arm und führte sie ins Speisezimmer.

„Ah", machte sie erstaunt, als sie den Blumenschmuck der Tafel gewahrte, die langen, fremdländischen Rosenranken, die sich zu Kränzen ineinanderschlangen. „Daß Sie dafür Sinn haben."

„Ich habe nur mein Haus und meine Werft."

„Sie sind glücklich."

„Ja," erwiderte er nur, „die Voraussetzungen wären gegeben", und er schob ihr ritterlich den Stuhl hin. Sie saßen an einem runden Tische, der die Gäste einander näher brachte, auf schweren Stühlen, alte, schwere Pokale vor sich. Ein weißgekleidetes Mädchen servierte. Der Diener schenkte Champagner ein. Karl Twersten erhob sich sofort wieder.

„Gestatten Sie mir," sagte er, „dieses erste Glas der Dame zu weihen, deren Güte ich diese Stunde verdanke." Er neigte sich gegen Frau Bramberg, leerte das Glas und hielt den Kelch dem Diener hin. „Und nun bitte ich Sie mit mir gemeinsam zu trinken auf das Wohl des Hamburger Kaufmannes, den heute hier die Firma Bramberg u. Co. repräsentiert, auf Hamburgs Handel und Schiffahrt, auf alles das, was uns Fürstenstolz verleiht und das Glücksempfinden, auf diesem Posten zu stehen, und das wir zusammenfassen in dem einen Wort: Hamburg!"

„Donnerwetter," meinte Theodor Bramberg, „Sie schmeicheln."

„Nein," versetzte Twersten und ließ sich wieder nieder, „es ist das Selbstbewußtsein, das aus Hamburger Kaufleuten Feldherrn macht."

„Feldherrn mit dem Hauptbuch, Twersten. Mit Rechenmaschinen statt Donnerbüchsen."

„Jeder Krieg hat seine Oekonomie, und jede Zeit hat ihre Formen. Ich gebe Ihnen die Versicherung, Bramberg," und Twerstens Augen leuchteten heiß auf, und seine Schultern dehnten sich zurück, „wenn ich vor etlichen Jahrhunderten auf die Welt gekommen wäre, es wäre mir ein Vergnügen ureigenster Art gewesen, von Bord einer Hamburger Kogge aus den feindlichen Schiffen mit dem Enterhaken auf den Leib zu rücken. Aber den Enterhaken, den fühle ich auch heute noch in der Faust, wenn auch in anderer Gestalt."

„Seien Sie ehrlich, Twersten. Zum Schlusse kommt's doch nur aufs Geldverdienen heraus."

„Ja," sagte Twersten und schloß halb die Augen, „aber es ist zweierlei."

„Was? Geldverdienen und Geldverdienen? Das ist toute même chose."

„Auf den Gesichtspunkt kommt es an. Wir können das Geld zusammenraffen, es in Kisten packen oder unsern Leib damit mästen. Aber wir können es auch erobern, um den Feind zu schwächen, um es unsern eigenen Werken als neue Lebensquellen zuzuführen und sie unaufhaltsam wachsen und wirken zu lassen als deutsche Hochburgen gegen das lauernde Ausland. Es gibt nur noch eine Politik, und das ist die Wirtschaftspolitik. Und hier, in unseren Seestädten, balanciert sie. Denken Sie an die Tage der napoleonischen Kontinentalsperre. Solange ein reiches Hamburg ist, ist ein wohlhabendes Deutschland. Deshalb ist unser Geldverdienen nicht eine Krämerbeschäftigung, sondern eine Mission."

„Hui, Twersten, das ist ja beinah eine Senatsrede. Na ja, schön. Da wir's haben, können wir so sprechen."

„Wir verstehen uns scheinbar nicht, Bramberg. Fürstliche Vermögen, die es bei uns gibt, legen fürstliche Pflichten auf. Nur aus dieser Wechselwirkung entspringt das Gedeihen in höherem Sinne, das Gedeihen des Vaterlandes. Sie können meinen, ich als Schiffbauer rede pro domo. Aber ich sage Ihnen trotzdem: laßt euer Geld werben! Dazu verdient es! Und wenn unsere Handelsflotte die mächtigste sein wird, so kann unsere Kriegsflotte nicht dahinten bleiben. Nicht aus Angriffsgelüsten. Aus Erhaltungstrieb. Um fremde, hungrige Enterhaken backbord und steuerbord in Schach zu halten. Wissen Sie, vorgestern, am Sonntag, war ich im Sachsenwald. Da saß mir der Alte gegenüber. Der Alte, der Deutschlands Bewußtsein verkörpert. Und ich sprach mit ihm, und er sprach zu mir. Und als ich ging, wies der Fürst auf seinen Wahlspruch. ‚Sehen Sie, lieber Freund Nachbar,' sagte er, ‚aus diesem Grunde soll Deutschland seine Schiffe bauen:

Dat Wegkraut sollt ihr laten stahn,
Hüt di, Jung, sind Nesseln dran.

Denn die Kolonialpolitik wird nicht durch Generale und Geheime Räte gemacht, sondern durch die Kommis von Handlungshäusern.' Und diese Worte des Alten vom Sachsenwalde erzeugten einen Klang in mir, als hätte meine eigene Seele sie geboren."

Er blickte in sein Glas, drehte den Stengel und trank das Glas langsam aus. „Bismarck", sagte er. Als ob ein Sohn vom selben Blute den Vater grüßte.

„Gut, gut," brummte Bramberg, „das ist Temperamentssache. Ich will meine Ruh haben."

„Als Hamburger Kaufmann — Ruh haben?"

„Gott, was wollen Sie nicht alles vom Hamburger Kaufmann. Als ob das ein Geschlecht von Königen sei."

„Ist es auch."

„Ich lache mich tot, Twersten. Wenn ich die Firma nicht geerbt hätte, ich hätte mich besonnen. Ich kann mein Geld angenehmer ausgeben als immer und immer wieder fürs Geschäft. Kaufmann!"

„Es ist eben zweierlei um den Kaufmann, lieber Bramberg. Es gibt Kauf*leute* und Kauf*herren*!"

„Ach du lieber Himmel," warf der Reeder hin, „im Grunde hausieren wir alle mit Hosenträgern."

Frau Bramberg hatte still zugehört. Eine leise Röte hatte ihre Wangen gefärbt, und das dunkle Blau ihrer Augen hatte einen fast schwarzen Glanz. Sie atmete tief auf, hob den Kopf und lächelte.

„Ja," sagte sie, „wenn Karl Twersten mit Hosenträgern hausieren würde, er wäre doch — der Kauf*herr* . . . . ."

Eine plötzliche Stille trat ein. Und immer noch schwebte durch die Stille das Lächeln der schönen Frau.

(Fortsetzung folgt.)

Die Musenküche.

Eine Bühnenbetrachtung. Von Albert Borée.

Daß bei den kleinsten Bühnen, deren Mitgliedern das Sattessen nicht immer als selbstverständliche Gewohnheit gilt, eine vom Autor vorgeschriebene Eßszene hochwillkommen geheißen wird, das läßt sich begreifen; aber auch bei Theatern „mit richtigen Kulissen", wie der scherzhafte Fachausdruck lautet, wo es sich nicht darum handelt, ein Abendessen zu ersparen, wird der gedeckte Tisch schon bei den Proben mit freundlichem Schmunzeln begrüßt. Wenn der Dichter von vornherein die Sympathie der Histrionen erwecken will, braucht er nur eine recht ausgiebige Kaffeegesellschaft mit viel Kuchen oder, wie Otto Ernst in der „Jugend von heute", ein vollständiges Menü mit Suppe, Braten und Mehlspeise zu befehlen, und die für die Vorstellung so notwendige gute Laune sitzt mit bei Tische.

Es ist das „mal was anderes", was da reizt, die willkommene Unterbrechung der Rede und Gegenrede und des stummen Spiels der anderen, die gerade nichts zu sagen haben.

Die so lautlose, aber desto ausdrücklicher in Gebärden schwelgende Anteilnahme der Mitspieler ist ja sehr ehrenvoll, aber wie anders wirkt das Zeichen auf den Mimen ein, wenn er während einer großen Auseinandersetzung zwischen dem Bonvivant und der Salondame behaglich frühstückend oder kaffeetrinkend um den runden Tisch in der Mitte der Bühne sitzen und heimlich Witze machen darf.

Aber auch das Publikum sieht dergleichen sehr gern.

Man kann darauf schwören: wenn auf der linken Seite der Szene irgendein wichtiges Gespräch verhandelt und auf der rechten geschmaust oder pokuliert wird, daß sich alle Aufmerksamkeit und alle Operngläser von der Tätigkeit des Geistes auf die des Leibes lenken, auch wenn das Essen und Trinken noch so diskret geschieht, um jene Unterhaltung nicht zu stören.

Das Aufschneiden eines Napfkuchens nun gar, das Oeffnen einer Sektflasche oder das Anbrennen einer langen Pfeife nimmt die Spannung des Auditoriums ganz gewaltig in Anspruch, die sich beim gelegentlichen Zusammensein mit den Künstlern in den allen Mimen wohlbekannten Fragen löst: „Trinken Sie da richtigen Champagner? Bekommen Sie echte Suppe? Vergessen Sie bei dem Kaffeetrinken nicht, was Sie zu sagen haben?"

Ist es das immerhin nicht Alltägliche der Situation oder der Vergleich mit den eigenen häuslichen Gewohnheiten — jedenfalls wird jedes Tischdecken, Servieren und Speisen auf der Bühne mit Hochgenuß vom Publikum bewillkommnet und begleitet.

Für den beteiligten Künstler selbst kommt es natürlich sehr darauf an, was ihm nun eigentlich vorgesetzt, was von der hochwohlweisen Direktion bewilligt wird.

Es gibt z. B. einen speziell für den Bühnenbedarf hergestellten, höchst berüchtigten „Apothekersekt", der zwar prächtig schäumt, aber nur für jene zu genießen ist, die ihren Magen mit Blech ausgefüttert haben. „Mög euer Lohn nicht eure Strafe werden", zitieren schaudernd die andern mit Maria Stuart. Bei einem solchen Schaumwein, der nur die erste Silbe des Wortes sein eigen nennt, zu singen: „Champagner, der soll leben, trallala, der Feuerwein der Reben, trallala —" dazu gehört in Anbetracht der Unwürdigkeit des gepriesenen Objektes schon ein Gutteil persönlicher Begeisterung. Dann schon lieber die obligaten leeren Blechbecher, die in jeder Oper unter viel Lobgesängen auf Bacchus' edle Gabe mit wilden Gebärden geschwungen, senkrecht auf den Mund gestülpt und mit viel Geklapper wieder auf den Tisch gestoßen werden.

Wenn es der solchermaßen entflammte Chor auch ganz gern sehen würde, den Labetrunk in natura zu erhalten, so kommen doch auch Fälle vor, in denen das Essen und Trinken auf der Bühne nicht zu den Annehmlichkeiten gehört. Die dramatischen Dichter schreiben zuweilen dem Darsteller langmächtige Reden vor, während deren er sein Nachtmahl verzehren soll, oder sie bemessen die Essenzeit so knapp, daß kein Mensch in diesen drei Minuten sich glaubhaft sättigen kann, zumal wenn vorher von seinem Riesenhunger die Rede war.

Abgesehen davon, daß Essen und Reden zu gleicher Zeit an sich nicht als ganz fair gilt, ist ein Verschlucken, zumal bei der ortsüblichen Aufregung, nur zu leicht möglich, und was das schon im alltäglichen Leben bedeuten kann, weiß jeder, dem einmal eine Brotkrume in die unrechte Kehle kam.

Das Bewußtsein, daß die Aufmerksamkeit der Zuschauer an solchen Szenen hängt, erhöht auch nicht gerade die Unbefangenheit des Darstellers, die Tücke des Objektes kommt dazu, der Kork bricht ab oder will nicht aus der Flasche, das Streichholz verlischt vor der Zigarre, und was dergleichen freundliche Zufälle mehr sind. Oder es passiert dem Mimen das Malheur des Bolz in den „Journalisten" an einem kleinen Hoftheater, der den Sektpfropfen fröhlich springen ließ. Dieser aber flog in hohem Bogen gerade in die Loge und beinahe an den Kopf des Landesherrn. Das böse Gewissen des lieben Bolz wurde zwar am nächsten Morgen beruhigt, als ihm aus der großherzoglichen Kellerei ein Korb Sekt ins Haus geschickt wurde, „damit er sich im Oeffnen von Champagnerflaschen üben möge", — aber mit dergleichen außerkontraktlichen Liebenswürdigkeiten ist ja nicht immer zu rechnen.

Wem indes aus der vorgeschriebenen Schmauserei oder Trinkerei nicht gerade eine Störung seiner Rolle entsteht, der greift des angenehmen Zeitvertreibs halber gern zu und möchte nun allerdings auch etwas „Echtes" vorgesetzt bekommen. Und da steht Angebot und Nachfrage leider oft in grundsätzlichem Widerspruch.

Bei großen Bühnen wird ja nicht geknausert; die Realistik der Moderne erstreckt sich auch auf den Magen und stimmt jenen alten Hausgesetzen eines Hoftheaters nicht mehr zu, die da im schönsten Kanzleistil dekretieren: „Gegen die Schicklichkeit wird oft auch bei den besten Bühnen gesündigt, besonders bei Eß- und Trinkszenen, wo manche Schauspieler meinen, sie müßten wirklich trinken, wenn davon gesprochen wird, wirklich Tabak rauchen, wenn sie es mittels einer Tabakpfeife nur zu tun scheinen sollen. Es wird daher weder Trink- noch Eßware als Requisite geliefert, wo es mittels undurchsichtiger Becher, Flaschen oder anderer Gefäße und Anordnung vermieden werden kann, und soll im nötigen



Falle für vorgeschriebene Fleischspeisen und dergl. nur eine diesen ähnliche Imitation vorhanden sein. Sollte ein Darsteller das Publikum auf diese Surrogate absichtlich aufmerksam machen, so wird es als beleidigendes Extempore bestraft". — Der Komiker namentlich läßt es sich nämlich ungern entgehen, auf den aus Papiermaché kaschierten Napfkuchen mit hartem Knöchel zu klopfen: „Der ist nicht von Pappe!", wie es Girardi einmal bei einem Krebsessen auf der Bühne tat, als er trockenen Tones sagte: „Dö Krebs'n san heut aber sehr hart gebacken!"

In vergangenen Tagen fand der sparsame Direktor außerdem einen gleichgesinnten Beistand im Requisiteur, der in seiner Nebeneigenschaft als Kascheur alle Eßwaren künstlich herzustellen hatte, die heute durch echte ersetzt oder aber in großen Fabriken als Massenartikel erzeugt werden.

Jener vielseitige Mann konnte da so recht zeigen, was Geschicklichkeit, Erfindungsgabe und Täuschung zu leisten imstande sind; er setzte seinen Stolz darin, daß überhaupt alles, was an Naturgegenständen oder Produkten angeblicher Kochkunst auf die Bühne kam, kaschiert oder sonstwie nachgeahmt war.

Seine Menüs sahen merkwürdig genug aus: Suppe aus gefärbtem Wasser, als Horsd'oeuvres Kaviar aus Kaffeesatz, Oelsardinen aus Silberpapier und leere Austernschalen mit einem Bröcklein Semmel darauf, dann gab's rosabemalten Pappelachs mit dünnflüssigem Kleister als Remouladensauce, herrlich gebildete Braten nebst Gemüsen aus Holunderblättern und sofort con amore bis zum Holzkäse und der in Gläsern als Eis servierten rosa und weißen Watte.

Bei jeder Speise lag ein armseliges Stückchen Biskuit, für den Fall, daß ein Darsteller unkünstlerischerweise das Verlangen haben sollte, wirklich etwas zu essen.

In dem fruchtbaren Hirn des erfinderischen und unermüdlichen Requisiteurs (der neuerdings „Gerätwart" heißt) setzte sich schließlich die Idee fest, daß auf der Bühne alles unnatürlich sei, was natürlich ist.

Selbst für den Apfel auf dem Kopfe des jungen Tell nahm er keine gewachsene Frucht, sondern bildete ein Ungetüm von der Größe eines kleinen Kürbis, schön rot bemalt und lackiert, das mit vernehmlichem Bums nach des Vaters Schuß zu Boden fiel.

Durch „Soll" und „Haben" der Speisen gibt's da zuweilen einen Kleinkrieg zwischen dem Direktor, der für die Pappe schwärmt, und dem Darsteller, der die Wahrheit in der Kunst auch auf die Eßwaren übertragen möchte. Dafür zum Schlusse dieser kulinarischen Betrachtung einen fröhlichen Beleg.

Ein Sänger hatte in einer Operette ein Huhn zu verzehren, das erhielt er auch und speiste es auf bis auf die Knochen.

Bei der zehnten Wiederholung begann der Direktor zu sparen und setzte seinem Tenor ein Pappehuhn vor. Der Sänger ergriff Messer und Gabel und zersäbelte das Huhn in Fetzen. „Na ja," kalkulierte der Talentspächter, „irgend etwas zum Essen muß ja wohl dabei sein", stellte ein zweites Pappehuhn hin und legte Semmel dazu. Der Tenor verzehrte die Semmel mit großem Behagen und zerhackte dabei den Vogel in seine Urbestandteile.

Nun wurde der Direktor tückisch und suchte nach einem neuen Mittel, den Appetit seines Tenors gründlich zu kurieren.

Er ließ ein kunstgerechtes, schön braun bemaltes Huhn aus hartem Holze herstellen. Daran scheiterte die Zerstörungswut des Sängers. Der Chef jubelte, aber verfrüht. Denn am nächsten Abend zog sein lieber Tenor eine kleine Säge aus dem Wams und zersägte auf offener Bühne vor den Augen der gewiß höchlich belustigten Zuschauer das Huhn wie ein Anatom. Die Erfindungsgabe siegte über die Sparsamkeit, und der kühne Sänger erhielt sein unentbehrliches Brathuhn wie zuvor.

Bulgariens Wehrmacht.

Von Alexander Spaits. — Hierzu 13 Aufnahmen von Chusseau-Flaviens u. Hofphot. Karastojanoff.

Im Winter des Jahres 1877, als bei den Bulgaren die Freiheitsbewegung mächtig erwachte, war eine Zahl politischer Flüchtlinge über die Donau gekommen. Als bald darauf Rußland gegen die Türkei zu rüsten begann, traten diese Emigranten als Freiwilligenkorps — Copalčenje genannt — unter die russischen Fahnen. Ihre Stärke betrug anfänglich sechs, später zwölf Bataillone. Als Avantgarde Gurkos empfingen sie beim Donauübergang von Sistovo die Feuertaufe; mit Weg und Steg vertraut, erklommen sie die Balkanpässe; Schenovo, Stara zagora und manch anderes Kampffeld gaben Zeugnis vom inneren Wert der Legion, die die Basis der heutigen bulgarischen Armee werden sollte.

Etwa fünftausend dieser Wackeren mögen es sein, die heute noch im bulgarischen Heer dienen, die eine junge, jedoch ruhmvolle Tradition und die durch zwei siegreiche Feldzüge gestählte Zuversicht auf die jüngeren Kameraden verpflanzen.

Divisionsgeneral Nikolajef, Generalflügeladjutant des Königs und gegenwärtiger Kriegsminister, zählt gleichfalls zu diesen Kriegserfahrenen; als Unterleutnant hatte er im Jahr 1877 in Copalčenje begonnen, acht Jahre später, 1885, führte er als Chef der Armee die siegreichen Truppen des Battenbergers gegen Slivnitza.

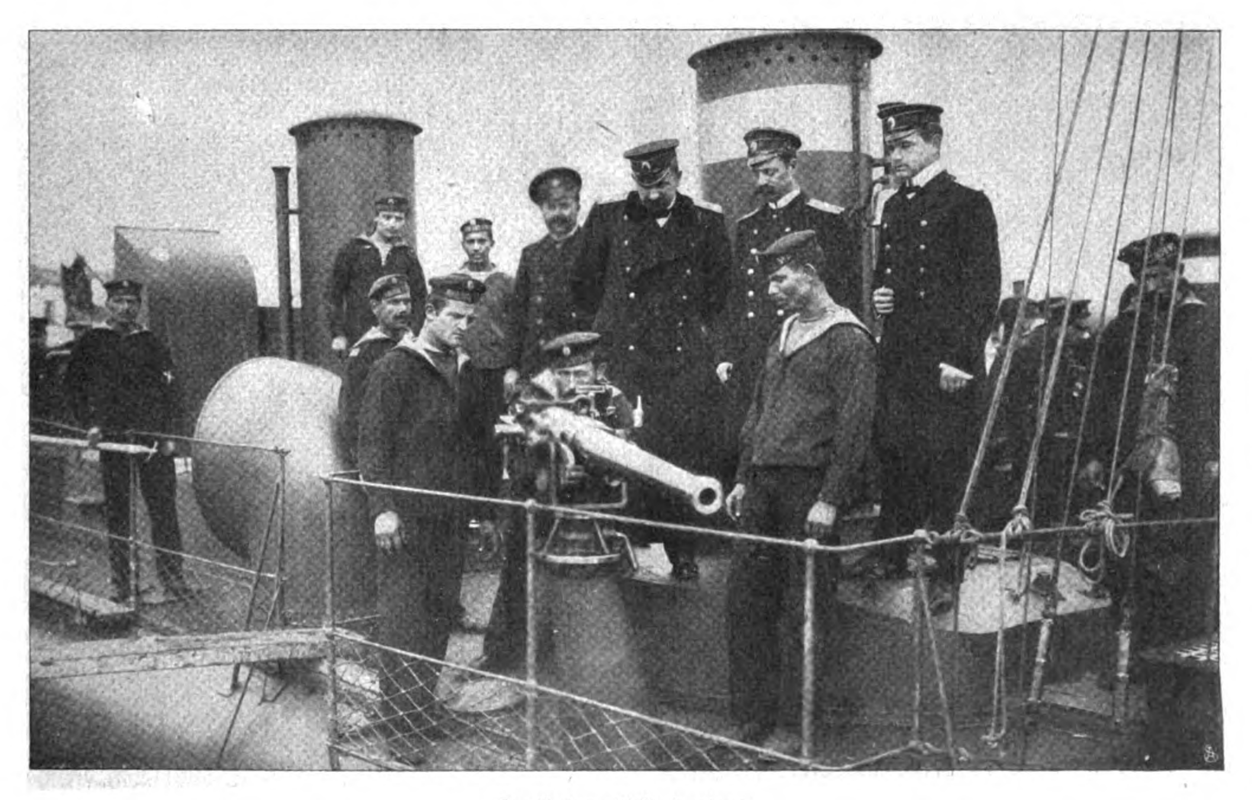
Mit seltener Ausdauer — ja mit Begeisterung — hat das sonst recht sparsame, fast geizig zu nennende bulgarische Volk keine Kosten gescheut, um seine Armee auf das Niveau eines modern ausgebildeten und ausgerüsteten Heeres zu bringen: eine Bevölkerung von 3¾ Millionen Einwohnern, die heute ein Kriegsbudget von rund 36 Millionen Frank trägt! Diese verhältnismäßig bedeutenden zur Verfügung stehenden Mittel ermöglichen die Einstellung eines starken Rekrutenkontingents (im Jahre 1907: 22 625 Mann, hiervon 16 000 auf zwei Jahre zur Infanterie, die übrigen auf drei Jahre zu den anderen Waffengattungen assentiert, ferner 24 000 durch das Wehrgesetz begünstigte, zur sechsmonatigen Ausbildung einberufen). Sie ermöglichen ferner die Erhaltung eines zur taktischen Ausbildung der Truppe genügend starken Friedensstandes von 59 000 Mann (laut Budget nur 54 624 Mann



systemisiert), der gelegentlich der Manöver im Jahre 1907 z. B. auf 119 544 Mann erhöht wurde, und endlich die Beschaffung einer allen Anforderungen der modernen Waffentechnik entsprechenden Ausrüstung, von der noch später bei den einzelnen Waffengattungen die Rede sein soll. Bulgarien stellt im Kriegsfall 9 Infanteriedivisionen I. Linie ins Feld (zu 2 Brigaden zu 2 Regimentern zu 4 Bataillonen), zu denen noch 72 Bataillone II. Linie Feldtruppen kommen. Die III. Linie stellt 36 Landsturmbataillone ersten Aufgebots sowie Arbeiterabteilungen auf. Gesamtkriegstärke ohne Besatzungstruppen: 216 Bataillone, 55 Eskadronen, 189 Batterien und 300 Maschinengewehre. Die Infanterie ist mit dem 8-mm-Manlicher-Repetiergewehr bewaffnet, auf das Regiment eine Maschinengewehrabteilung. Ihre Uniform ist aus heimischem lodenartigem Tuch von brauner Farbe und nationalem Schnitt; mit ihren Schaftstiefeln, den schwarzen Lammfell- bzw. im Sommer mit den breiten Tellermützen erinnern uns die bulgarischen Soldaten äußerlich an die russischen. Die Kavallerie befindet sich wohl noch in den Anfangstadien; das gebirgige Terrain versagt die Bedingungen für die Entwicklung einer hervorragenden Reiterei. Ein zweites Grundübel ist jener Mangel an Liebe und Verständnis für das Pferd, den wir bei allen



„Achtung! Distanz tausend Meter!“



Die Wehrmacht Bulgariens:

Richt- und Zielübungen an kleinen Marinegeschützen.



Infanterie in Schützenlinie.

Balkanvölkern, nicht minder aber auch in Italien und Rußland finden. Wo keine Fürsorge für das Pferd, dort kein Reitergeist — wo dieser fehlt, kann sich aber auch die Reiterwaffe nicht entwickeln. Wohl bemüht sich der gegenwärtige Kavallerieinspektor Generalflügeladjutant Peter Markof, auch in dieser Hinsicht durch die Schaffung eines tüchtigen jungen Offiziernachwuchses Besserung zu schaffen. In Sofia wird jährlich zweimal eine Kavallerieoffizierschule aktiviert, die im allgemeinen recht erfreuliche Resultate



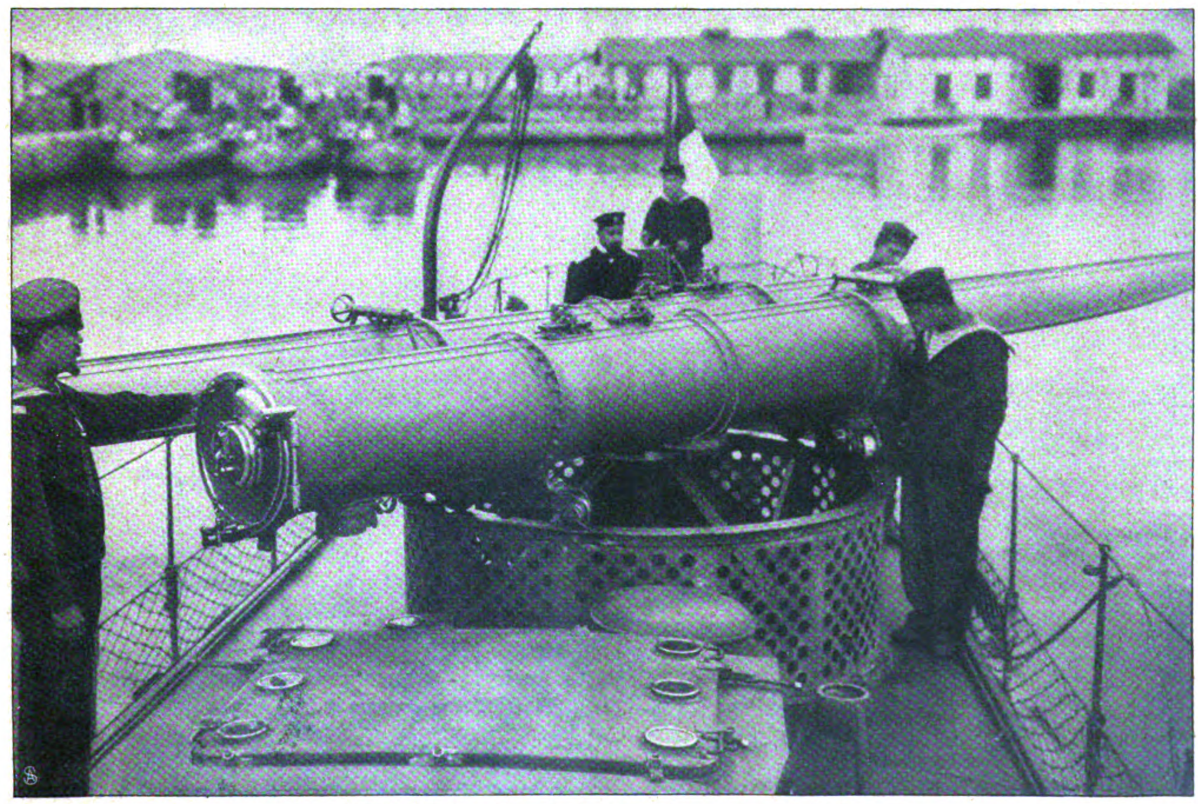
Bulgarische Artillerie beim Schießen. Oberes Bild: Maschinengewehrabteilung in Feuerstellung.



Offiziere bei der Kritik: Gut abgeschnitten.

aufweist, wenngleich das rein kavalleristische Moment auch hier noch nicht vollauf zur Geltung kommt.

Die bulgarische Kavallerie teilt sich ihrer Kriegsdienstbestimmung gemäß in Armeekavallerie, deren Verwendung in größeren Verbänden nur in der Maritzaebene und im Donauflachlande möglich ist. Zur Armeekavallerie zählen das Garderegiment (3 Eskadronen) und 4 Regimenter zu 4 Eskadronen; 6 Regimenter zu 3 Eskadronen (3 weitere in Aufstellung begriffen) sind als Divisionskavallerie bestimmt. Da die Reorganisation der bulgarischen Armee die Erweiterung der 9 Infanteriedivisionen zu neun Armeekorps (zu 2 Infanteriedivisionen) plant, so werden die bisherigen 9 Divisionskavallerieregimenter auf je 4 Eskadronen bzw. auf 18 Divisionen zu 2 Eskadronen vermehrt werden. Das bedeutet eine beträchtliche Verstärkung.



An Bord eines Torpedoboots: Uebungen am Geschütz.



Kavallerieübungen im Gelände:

Die Armeekavallerie ist mit großen ungarischen Pferden, die Divisionskavallerie mit kleinen ausdauernden bulgarischen Pferden beritten, die sich für das Gebirgsterrain sehr gut eignen. Durch das System der Urlauberpferde dürfte Bulgarien bezüglich Pferdebeschaffung vom Ausland bald unabhängig werden. Im Jahr 1907 wurden 650 Pferde im Inlande assentiert, in Privatbenutzung ausgegeben waren 3000 Pferde, deren Stand man allmählich auf 10 000 erhöhen wird.

Die Artillerie besteht gegenwärtig aus 9 Feldartillerieregimentern und einer Gebirgsartilleriebrigade Laut Sobranjebeschluß vom Jahr 1903 werden erstere auf 9 Artilleriebrigaden zu 6 Abteilungen zu 3 Batterien zu 4 Geschützen vermehrt. In Creuzot wurden 1905 81 Schnellfeuerbatterien und 9 Schnellfeuergebirgsbatterien bestellt und bereits übernommen. Auf Grund der vorjährigen Konversionsanleihe wurden in Creuzot weiter bestellt: 9 Schnellfeuergebirgsbatterien und 9 10,5-cm-Haubitzbatterien. An schweren (Küstenverteidigungs- bzw. Schiffs-)Geschützen besitzt Bulgarien 30 12-cm-Kruppsche-Haubitzen, 24 15-cm-Belagerungshaubitzen, ferner 30 75-mm-Schnellfeuergeschütze Gruson, außerdem altes brauchbares Material. Diesen in jeder Beziehung modernen Kampfmitteln entspricht auch eine zielbewußte Verwendung und Schulung. Das Offizierkorps ergänzt sich aus der „Junkerschule" in Sofia. Für die Schaffung eines tüchtigen Unteroffizierkorps wurden im Januar 1908 besondere Verfügungen erlassen. Bei jedem Truppenkörper ist ein älterer Offizier speziell mit der Fürsorge um die Unteroffiziere betraut, deren materielle Lage (Unteroffiziersparkassen, en gros-Preise der Lebensmittel) und soziale Stellung verbessert werden sollen.



Ein Beritt Husaren.



Durch Pioniere aufgeworfene Schützendeckung.



Ueberschreiten einer Furt. Hofphot. Karastojanoff.

Der Truppenoffizier verrät wohl manchmal ein etwas derbes Benehmen, ist aber ein guter, strammer Soldat; im Generalstabe sind ausnahmslos Leute von allgemeiner sozialer und militärischer Bildung. Früher ging der bulgarische Generalstab ganz allein aus der Generalstabsakademie in St. Petersburg hervor; heute werden bulgarische Generalstabsoffiziere ihrer Waffengattung entsprechend auch nach Mailand, St. Cyr usw. gesendet. Die bulgarische Kriegsflotte ist natürlich noch recht schwach. 1905 wurden aus Creuzot drei Torpedoboote zu je 100 Tonnen übernommen, ein Schulschiff, die Nadeschda (Hoffnung), benannt nach der Tochter des Königs, stellt den bescheidenen Beginn einer Flotte dar.

Zöglinge der Militärschule zu Sofia: Beim Antreten!

Das gesamte Waffenübungsprogramm für das Jahr 1909 wurde aus politischen Gründen schon im November vorigen Jahres erlassen; danach werden die großen bulgarischen Manöver, an denen die 3. (Sliven) und 8. Division (Eski Zagra) teilnehmen, vom 17. bis 21. September stattfinden. Laut dieser Bekanntmachung wurden auch die Rekruten drei Monate früher als gewöhnlich, das heißt bereits am 14. Dezember, zum Präsenzdienst einberufen.

An der Spitze der Tundscha — Division — also sozusagen am point d'honneur, steht gegenwärtig Generalmajor Velko Velčef; er war Chef jenes Regiments, das 1885 dem bedrohten Fürsten Alexander von Battenberg gegen die Verräter Grujef und Benderef nach Sofia zu Hilfe eilte. Mit dieser Episode hätten wir auch ein unangenehmes Kapitel — die Revolution und Konterrevolution in der bulgarischen Armee — berührt. So unangenehm diese Rückerinnerungen sind, so dürfen wir nicht vergessen, daß sie fremden Einflüssen zuzuschreiben waren, von denen sich Bulgarien seither emanzipiert hat. Heute ist der Jubel und die Begeisterung, mit dem Volk und Armee den König gelegentlich seiner letzten Reise nach Philippopel empfingen, echt — das bulgarische Volk und sein Heer sind keine Schreier, doch in ihren Herzen glüht der heiße Wunsch, einen neuen Beweis ihrer Kampfestüchtigkeit und Vaterlandsliebe ablegen zu dürfen!



Torpedoboot beim Einlaufen in den Hafen von Varna.



Die gemeinsame Mahlzeit.



Beim Studium.

Im Studentinnenheim.

Von Dr. Hedwig Jordan.

Hierzu 5 Spezialaufnahmen für die „Woche“ von A. Hertwig.

Vom Bahnhof Tiergarten aus zieht sich zur Spree hin eine kurze, mit freundlichen Vorgärten besetzte Straße, der Siegmundshof; hier, durch die Stadtbahn und die von Charlottenburg herkommende Straßenbahn der inneren Stadt nahe gerückt und doch fern genug, daß ihr Getriebe und ihre Unruhe nicht herandringen, hat sich das Heim angesiedelt, von dem heute Wort und Bild den Lesern der „Woche“ Kunde geben. Das Studentinnenheim ist das erste seiner Art in Deutschland; daß es einem Bedürfnis entspricht, zeigt seine Entwicklung. Gewiß macht gerade die Studentin sich von mancher häuslichen Gewohnheit frei; sie muß es; ihre neuen Lebensbedingungen verlangen das; aber sie ist zu sehr Frau, um auf eine wohnliche, anmutige, der häuslichen Sphäre entsprechende Umgebung für den täglichen Aufenthalt verzichten zu mögen. Eine „Bude“, für den Studenten die ersehnte Bedingung seiner Freiheit, als solche geschätzt auch mit den unmöglichsten Möbelstücken und der fragwürdigsten Wirtin, pflegt ihr äußerst unbehaglich zu sein. Wie anders mutet sie das Heim an, in dem von sorglicher Hand eine harmonische Häuslichkeit für sie geschaffen ist!



Wintervergnügen Berliner Studentinnen: Auf dem Wege zur Eisbahn.



Eine wissenschaftliche Erörterung.

Die Besucher des Heims können sich bei den gelegentlich dort stattfindenden öffentlichen Veranstaltungen davon überzeugen. Da öffnen sich die Türen der einzelnen, zu beiden Seiten des vorderen und hinteren Korridors der sehr geräumigen Wohnung liegenden Zimmer der Insassinnen, und überall gewahrt der Blick eine helle, anheimelnde, vornehmlich in Weiß gehaltene Ausstattung. Weiß lackierte Schreibtische nehmen die Kolleghefte auf, hohe Regale die Studienbücher; eine breite, mollige Chaiselongue, mit türkischer Decke überdeckt, ladet zu erquicklicher und nach anstrengenden Vorlesungen auch sehr erwünschter Nachmittagsruhe ein, und der kleine, runde Tisch in der Mitte versammelt wohl zuweilen, wenn die Studentinnen sich nach dem Abendbrot gegenseitig auf ihre Zimmer zu Gaste laden, eine munter plaudernde Teegesellschaft um sich. Auch einige Balkons sind vorhanden; einer von ihnen ist groß genug, um an Sommerabenden die ganze Schar aufzunehmen.



Ein Plauderstündchen beim Tee.

Die gemeinsamen Räume sind groß und behaglich. In dem als Eßzimmer dienenden Berliner Zimmer, das durch eine Nische von der Größe und Beleuchtung eines einfenstrigen Zimmers nochmals erweitert ist, hat eine lange Tafel Platz; hier kann manche nicht im Heim wohnende Studentin von der Universität zu Gaste kommen, sei es, daß sie regelmäßig an den Mahlzeiten teilnimmt, sei es auch, daß sie einer besonderen Aufforderung folgt. Solche Einladungen pflegen bei besonderen Veranstaltungen in größerer Zahl zu ergehen. So geschah es kürzlich eines Abends, als die auf eine reiche Tätigkeit zurückblickende und von den Nachstrebenden außerordentlich geschätzte Aerztin Fräulein Dr. Tiburtius den jungen Zuhörerinnen von ihrer nun mehr als dreißig Jahre zurück liegenden Züricher Studienzeit erzählte und von ihren Erfahrungen zu einer Zeit, in der das Frauenstudium noch etwas ganz Neues und Einzigartiges, von jeder einzelnen ohne jedes Vorbild und ohne Anleitung zu Erlebendes war.

An das Eßzimmer stößt das große, mit dunkelgrünen Möbeln ausgestattete Wohnzimmer. Hier liegen auf dem runden Sofatisch Zeitungen und Zeitschriften aus, und das Klavier an der Wand zeigt, daß die Pflege der Wissenschaft die der holden Künste nicht ausschließt. Freilich, wer zu beliebiger Tagesstunde hier eintritt, wird das Wohnzimmer selten besetzt finden. Ueber Tag haben die Studentinnen keine Zeit; da sind Vorlesungen zu hören, Uebungen mitzumachen oder Privatarbeiten vorzunehmen, und diese verlangen natürlich die Ruhe des Einzelzimmers. Aber an freien Abenden oder bei geselligen Veranstaltungen entfaltet sich hier ein fröhliches Leben. Hier hat der allgemein beliebte und verehrte Universitätslehrer

Geheimrat von Wilamowitz-Moellendorf vor einer großen Zuhörerinnenschar von der griechischen Schule geplaudert; hier stand bei der Weihnachtsfeier der Lichterbaum, um den nach der Verlosung und dem Zuwerfen von allerhand mit lustiger Laune gewählten Scherzgaben ernste und heitere Lieder in buntem Wechsel erklangen, die die aus Frohsinn und Wehmut so wundersam gemischte Weihnachtstimmung sicher herstellten. Die Stimmung der jungen Studentin ist naturgemäß leiser und gedämpfter als die ihres männlichen Kommilitonen; aber sie ruht wie diese auf dem tiefen Glück, das sorglos tun zu dürfen, wozu der Geist drängt. Die Studentinnen, die das Heim vereinigt, fühlen das, und sie werden sicherlich manche Stunde der dahineilenden Zeit zählen, auch wenn sie dem Spruch treu bleiben, den eine von ihnen auf eine große weiße Tafel gemalt und im Eßzimmer aufgehängt hat: Horas non numero nisi serenas.

Eine Eheirrung.

Drama in fünf Briefen und einem Telegramm.

Von Hans von Kahlenberg.

„Lieber Artur!

„Es ist wahr, ich habe Dich verlassen, ich kann nicht mit Dir leben! Darin soll aber für Dich durchaus kein Vorwurf liegen. Glücklicherweise hatten wir ja das kleine Absteigequartier mit meinen Möbeln, meine Witwenwohnung, hier in der Tauentzienstraße beibehalten, meine gute, alte Auguste sorgt für mich. Ich lasse Dir im April ganz genauen Bescheid zukommen. Vorläufig konnte ich nicht anders. Hier muß ich vor allen Dingen erst meine Ruhe haben, muß mich satt essen. Ganz recht, lieber Artur, mich satt essen! Ich weiß, Du wirst mich für scheußlich materiell, nicht fortgeschritten und seelenlos halten, aber es muß ausgesprochen werden, ein Zusammenleben von uns beiden ist unmöglich, weil ich bei Dir hungre, weil ich blutarm, dyspeptisch, schwindsüchtig, was weiß ich, werde. Ich bin überzeugt, wäre ich in der Villa, unserem lieben, wunderhübschen Waldschlößchen, bei Dir geblieben, daß ich im Frühjahr nicht mehr lebte, Du könntest mich auf dem Kirchhof, Deinem Lieblingsspaziergang, dem tannenumschlossenen, romantischen, aufsuchen. Das ist nicht Redensart oder hysterische Vorahnung, sondern verzweifelter Ernst.

„Als ich mich damals entschloß, Deine Frau zu werden — mein guter, treuer Gregor war seit zwei Jahren tot — wog ich sechsundsechzig Kilo. Das ist nicht zuviel für eine Frau von meiner Größe, mein Arzt hatte mir anempfohlen, dies Gewicht nicht zu überschreiten, aber auch nicht wesentlich darunter zu fallen. Heut — Auguste begleitete mich in das Warenhaus, wiege ich neunundfünfzig. Macht sechs Kilo in zweiundeinhalb Monaten, ich wäre nach dieser Berechnung in zwanzig Monaten — Du kannst nachrechnen, es ist ungefähr richtig, zum Schatten eingeschrumpft. Ich sage Dir auch offen, Artur, so gut, lieb und wunderbar rücksichtsvoll wie Du bist, ich würde bei Dir häßlich. Das hängt mit Ernährungsstörungen, gehemmtem Blutumlauf zusammen. Ich kann in die Details nicht eintreten, sie bedrückten mich dort sehr, erzeugten die Sanftmut und Ergebenheit, die Dir so angenehm und zugleich rührend war, trieben mich aber in ihrer Steigerung schließlich zum Aeußersten — der Trennung! Lieber Artur, Linsenkotelette, Erbsenfrikandeaus mit ungenügender Zitronenfeuchtung, Schrotbrot und Nüsse kann kein Mensch ungestraft zehn Wochen lang essen! Du bist ein vortrefflicher, geistig regsamer Mensch und der liebenswürdigste Ehemann, den ich kenne — die Nahrung bei Dir ist unmöglich, teuflisch und tödlich! Und in dem Punkt bist Du eigensinnig, in Deine Idee verbohrt; da ist gar nichts zu machen! Wenn ich Fleisch essen wollte, bei Frau Behm ein Beefsteak oder einen Braten bestellte, behandeltest Du mich als krank, als blutdürstig oder geistig minderwertig, Du legtest mir Bände und Flugschriften Deiner hygienischen Ratgeber auf den Schreibtisch. Schrie meine gepeinigte und abgemattete Natur nach stärkendem Wein oder nach Likör, gabst Du ihn mir, wie man einem beschämenden und schmachvollen Laster nachgibt. Ich sah wohl, wie Du, wenn ich eine Zigarette rauchte, als ob die Pest im Hause wäre, die Türen versperrtest, Dein Diener, Deine Haushälterin, die unschuldigen Stubendirnen sollten von dem Infektionshauch nicht betroffen werden! Ja, Du hieltest mich für weltlich, krankhaft, infiziert, Du wurdest milde und überredend, wie man mit einem hoffnungslos Aufgegebenen, einem Morphiumsüchtigen oder Geisteskranken umgeht. Ich sah, daß es Dich Tag und Nacht bedrückte und Deine Gedanken nicht losließ, daß Du eine lasterhafte, frivole und verseuchte Frau geheiratet hattest. Du konntest mich nicht mehr lieben, Du zwangst Dir förmlich Nachsicht und Duldung ab.

„Mein lieber Artur, Du eben bist gemütskrank, Du bist in diesem Punkt hoffnungslos. Nein, wir konnten nicht zusammenbleiben, können nie wieder zusammenkommen! Wir machen einander unglücklich, und Mahlzeiten sind ein täglich wiederkehrendes, ein regelmäßiges und notwendiges Uebel.

„Ich esse heut mit Luise im Hotel. Besonders die Graupenklöße und der Mehlbrei des Abends waren scheußlich. Hast Du noch die gestoßene Nußspeise? Sie sah so unangenehm grau und stachlig aus. Deine vierundfünfzig Kochbücher, die Heftchen in regelmäßigen Lieferungen, waren unser Unglück. Quarkwürstchen, Zwetschennudeln, Spinatsuppe, Mandelmilchsauce, Diätbrotauflauf und Hagebuttentee . . . Sage selbst, ist das ein Fr . . . . . für Menschen?

„Im April, wenn ich wieder einigermaßen bei Körperkräften, Gewicht und Stimmung bin, unterbreite ich Dir meine weiteren Pläne. Deine F."

„Glaube mir, ich bin Dir sehr gut, nur Nebukadnezar kann ich nicht nachahmen. Fee."

„Meine teure Freda!

„Es ist also, wie ich fürchtete, gekommen, Du hast Deinen Gatten, unser trauliches, friedvolles Heim ver-



lassen, Du rauchst, Du trinkst, Du kaust blutige Faserfetzen um Deinetwillen gemarterter und erwürgter Mitgeschöpfe, Du bist rückfällig geworden! Ah — Freda, Du hattest immer eine gewisse Grausamkeit und Brutalität in Deiner Natur! Als ich Dich mit blutendem Herzen Gregor überließ, weil ich selbst an den Orinoko ging, wußte ich, daß er im Grunde besser für Dich paßte, daß Du mich vergessen und zugreifen würdest. Du hast es getan. Er war glücklich. Könnte irgend jemand an Deiner Seite, neben Deinem Temperament, Deinem Geist, Deiner frischen und herzlichen Wärme nicht glücklich sein? Du weißt, daß ich Dich namenlos liebe, immer geliebt habe, seit vierzig Jahren, während Du von diesen vierzig Jahren doch mindestens zwanzig auf andere verwandtest, anderen abgabst und von ihnen nahmst. Du wärst vollkommen, Freda, wenn Deine schöne und reiche Natur diese kleinen irdischen und tierischen Defekte nicht hätte! Du, meine Freda, mit Deiner Schlankheit — Du warst zu dick, Geliebte, als wir heirateten, sicher um mehrere Millimeter über der Ideallinie! — im Reformkleid, korsettlos, einfach geschürzt, Dein ebenmäßiger und herrlicher Fuß bloß in Sandalen! Freda, Du trippeltest ja, Du gingst in Hühnerschritten, Du hattest zu enge und mißgeformte Schuhe an. Ich sah es schon an unserem Verlobungstag, auf den Waldspaziergängen, jenen Gängen, die uns zusammenführten, wo ich wieder hoffen lernte und zuletzt über alle Hoffnung beglückt und begnadet wurde. — Erinnerst Du Dich des Abends in meinem Haus, als ich Dich in den Armen hielt? Freda, Du hattest Champagner getrunken, Du lächeltest, Du wehrtest Dich noch halb beschämt, halb trotzig. Da, gleich nach den ersten weihevollen, seelisch tief ausgefüllten Momenten, schlossen wir unseren Pakt. Ich sollte Dein Führer, Dein Freund sein, nach außen blieb die Leitung unseres Hausstands mir vorbehalten, nur Blume, Stolz und Schmuck der Villa Freda solltest Du sein. Dein Haus trug schon Deinen Namen, Du hattest es am ersten Tag bemerkt und warst gerührt.

„Freda, ich wäre ein Verbrecher an Dir, ich vernachlässigte meine Pflichten als Beschützer und Freund, wenn ich Dir sorglos gestattete, Fleisch zu essen, Wein zu trinken, Deine angebeteten und duftigen Rosenlippen noch länger mit ekeln, glimmenden Nikotinpfropfen zu entweihen. Du entadeltest Dich ja, Freda, Du begabst Dich selbst des erhabensten Menschenvorrechts, nur Seele und Herrin Deines Körpers zu sein! Du wurdest täglich schöner — Deine frühere Schönheit hatte etwas Sinnfälliges, Erregendes und auf die Materie Wirkendes — ich litt zuweilen unter dreisten Blicken auf Dich, Deine Reize, Deine Gestalt. Mit Rührung beobachtete ich Dich vor Dir widriger Nahrung zögernd, Du aßest nichts, Du nahmst immer weniger. Du wurdest so sanft, so rührend schmiegsam und schutzsuchend ... Du willst nicht wahrhaft schön, Du willst die geliebteste, erhabenste und beflügelt aufwärtsstrebende Seele nicht sein, der ich den Thron bereiten wollte! Du ziehst Grobheit, schlechten Geruch, Rausch und Lärm vor.

„Meine Freda, mein Herz bricht, aber ich lasse Dich ziehn. Sei glücklich! Nur versprich mir, daß Du des Abends mäßig bist! Ein Fleischgericht, Mixed Pickles, Butterteig nach sieben Uhr ist Gift, Freda! Selbstmord! Ich schicke Dir einige von Frau Behms Nußkuchen, weil Du sie einmal lobtest ... Nur kein zweites Frühstück, Herz, ich beschwöre Dich! Wenn Du wüßtest, wie ordinär, jeden Traum zerstörend, Porter, Rauchfleisch und Leberwurst auf mich wirkt!

„Trinke Milch, sie ist zwar auch tierisch, nicht ganz immateriell, wenigstens entstellt sie Deinen Teint und verdirbt Deinen Charakter nicht wie Alkohol und gegorener Gerstensaft, der Fluch und die Krankheit unserer Nation!

„Ich bin traurig und einsam, halte Dich trotzdem nicht. Im April höre ich wohl über Deine Sommerpläne Näheres? A."

„Verbanne den Essig ein für allemal! Er ist es, der Deine Haut unklar machte. Wenn Du Bohnenkaffee trinkst, mußt Du nervös und zittrig werden. Koffeinfreier und Malz, halb und halb!

„Beim Bankier ist alles geordnet. Dein Zimmer bleibt, wie Du es verlassen hast. Und vergiß nicht: durchlässige Baumwollstoffe!"

„Mein guter, lieber Mann!

„Ja, es geschehen noch Zeichen und Wunder. Ich hatte Dir zum April ausführlichen Bericht versprochen. Hier ist er! Du hast recht: Dich verlassen und abreisen, war leicht, ich fand es nicht ganz so leicht, ohne Dich zu leben — trotz Deiner fast beschämenden Großmut. In dem Punkt warst Du immer first class! Die zweieinhalb Monate waren doch schön und innig und gehaltvoll gewesen! Weißt Du, wie ich mich über eine gewisse Leere und Schwermut getröstet habe? ... Indem ich Deine Broschüren und Bücher über Naturheillehre las, mich in ihren Gedankenkreis einzudenken und ihre Lebensregeln zu befolgen versuchte. Lieber, lache nicht über mich! Um Deinetwillen habe ich angefangen, mich für Heilgymnastik zu erwärmen, ich gehe noch immer wie zu Haus alle zwei Tage ins Dampfbad, ich hantle, ich trage Reformtracht — cher ami, ich bin Vegetarierin geworden, sogar eine ganz eifrige und gegen andere ausfällige! Und ich befinde mich dabei wunderbar. Es muß doch mehr ein Uebergangstadium in der ‚Freda' gewesen sein, der Körper krempelte sich um, und nun hier paßte der halb umgekrempelte Teil nicht wieder in die alte Haut. Das Diner im Hotel war nichts weniger als ein Erfolg. Ich war hinterher drei Tage krank und wurde in der Nacht sterbensübel, Alpdruck und Benommenheit den ganzen folgenden Tag. Zigaretten und Zigarren kann ich kaum noch riechen, sage deswegen Einladungen ab. Ich glaube, man findet mich hier zurückhaltender und hypersensitiv. Es heißt, ich habe Nerven. Ich habe Sehnsucht nach Dir, nach unsern Waldgängen und Spazierfahrten, nach der Himmelsspeise und dem Leimpudding. Cher, neulich bestellte ich mir plötzlich Tomatensauce über Schwarzwurzeln, die mich bei Dir so abgestoßen hatte. Ich machte es sehr listig, sagte meiner Alten, die Tomatensauce sollte für die Kalbsschnitzel sein, und die Schwarzwurzeln mußten das Gemüse vorstellen. Dann goß ich eins in das andere und ließ am Ende vor lauter Rührung und Erinnerung die Fleischstücke liegen. Diätspeise und Apfeltee nehme ich fast jeden Abend, ich trinke niemals Wein, Bier ist für mich so ziemlich der Inbegriff des Widerwärtigen, ich suche der Alten begreiflich zu machen, daß es aufschwemmt, verfettet und verblödet. Sie ist schon oft ganz bös auf mich, daß ich jetzt ewige Neuerungen und Ausstellungen habe. Denke, es gibt hier ein vegetarisches Restaurant mit Gemüsepasteten und Bohnenkotelette. Ich mußte hineingehen, um mal wieder Bohnenkotelette zu sehen. Sie waren ganz wie unsere, nur säuerlich und noch trockener. Ich

aß drei. Es ist merkwürdig, wie ich mich erhole seitdem! Ich werde immer schlanker und habe die rosigste, klarste Gesichtsfarbe. Alle Freundinnen wollen mein Mittel wissen. Ich sage allen, daß Du auf Reisen bist und ich den Professor hier konsultieren mußte. Dann denken sie sofort das Lustigste. Man hat von mir erzählt, daß ich durch Dich ganz verändert bin, Frau von M. raucht nicht mehr, trinkt nichts und beschäftigt sich nur mit Naturheilkunde. Ich als Propagandistin! Willst Du mein Menü für heut wissen? Gelben Rübenauflauf zu Spinatrouladen, Endiviensalat, Haselnußkerne, Mehlbrei mit Kirschkompott.

„Und nun, lieber, goldner Artur, komm! Ich halte es schlechterdings nicht mehr aus vor Sehnsucht nach Dir und unserem Waldhäuschen.

„Du kriegst auch nur einen Tropfen Wormser Weinmost. Oder Brombeerblätteraufguß. Wann kommst Du? F."

Artur an Frieda. Die Briefe kreuzen sich.

„Mein angebetetes Weib!

„Der erste April naht, und ich weiß, daß Du zu diesem Datum folgenschwere Entschlüsse fassen willst. Schließe nichts ab, meine Freda, denn ich bin schon entschlossen. Seit dem Tage, wo Du die Waldheimat verlassen hast, hat es bei mir täglich zu Mittag zwei Fleischgänge und des Abends einen gegeben. Ein Grillapparat ist in den Herd eingestellt, der in wenigen Minuten das Fleischstück bloß röstet. Ich habe die ausgezeichnetsten französischen Rotweine, und unser Sektbestand wurde ergänzt. Du wirst alles, was Du willst, haben, zweites Frühstück mit Portwein und Steinhäger, reguläre Diners — Deinen Mittagsschlaf! Vergiß, daß ich den Mittagsschlaf, als des geistigen und mäßigen Essers unwürdig, verachtete! Bis fünf Uhr schläfst Du oder rauchst Zigaretten. Ich habe neben der Chaiselongue ein Rauchtischchen aufstellen und Dir eine türkische Wasserpfeife — ein Reisegeschenk meines Freundes Ahmed Bei — adaptieren lassen. Regelmäßig und systematisch, zu Deinen Stunden, habe ich mir das Rauchen wieder angewöhnt. Es war nicht ganz so schwer, wie ich dachte, da leider von einst besessenen Lastern immer Rückstände, die es leicht wieder aufzurühren ist, bleiben. Ich trinke Mokka, Chartreuse oder 92er Kognak. — Bist Du mit mir zufrieden? Frau Behm soll am ersten April entlassen und eine französische Köchin aus unserm ersten Hotel engagiert werden, sie war früher auf der russischen Botschaft in Paris.

„Nur eine einzige Bitte habe ich: Komme zurück! Ich verzehre mich vor Sehnsucht nach Dir, nach Deiner Wärme, Frische und Beweglichkeit. Du hast gewonnen! Ich gönne Dir alle Ehren des Krieges. Die Waldheimat erwartet Dich. Dein Artur."

„Mein armer Freund!

„Wir haben sicher kein Glück! Wer soll nun zu wem kommen? Ich bin seit Wochen eingeschworene Vegetarianerin, vermöchte gar kein Beefsteak mehr zu riechen. Que faire? Verzweifelt! Bohnenkauerin."

Telegramm: „Umarme Dich 10 Uhr 8. Ausgehungert! Carnivore."

Winterabend.

Schnee liegt auf allen Feldern,
So weit das Auge reicht,
Bis zu den weißen Wäldern,
Dahinter der Tag erbleicht.

Der Himmel, der blasse, graue,
Ist weithin ausgespannt.
Noch hat, so weit ich schaue,
Kein Sternlein sich ermannt.

Nur des Mondes Nachen
Schwimmt schon langsam herauf
Und hellt mit einem schwachen
Geleucht die Höhen auf.

Gustav Falke.

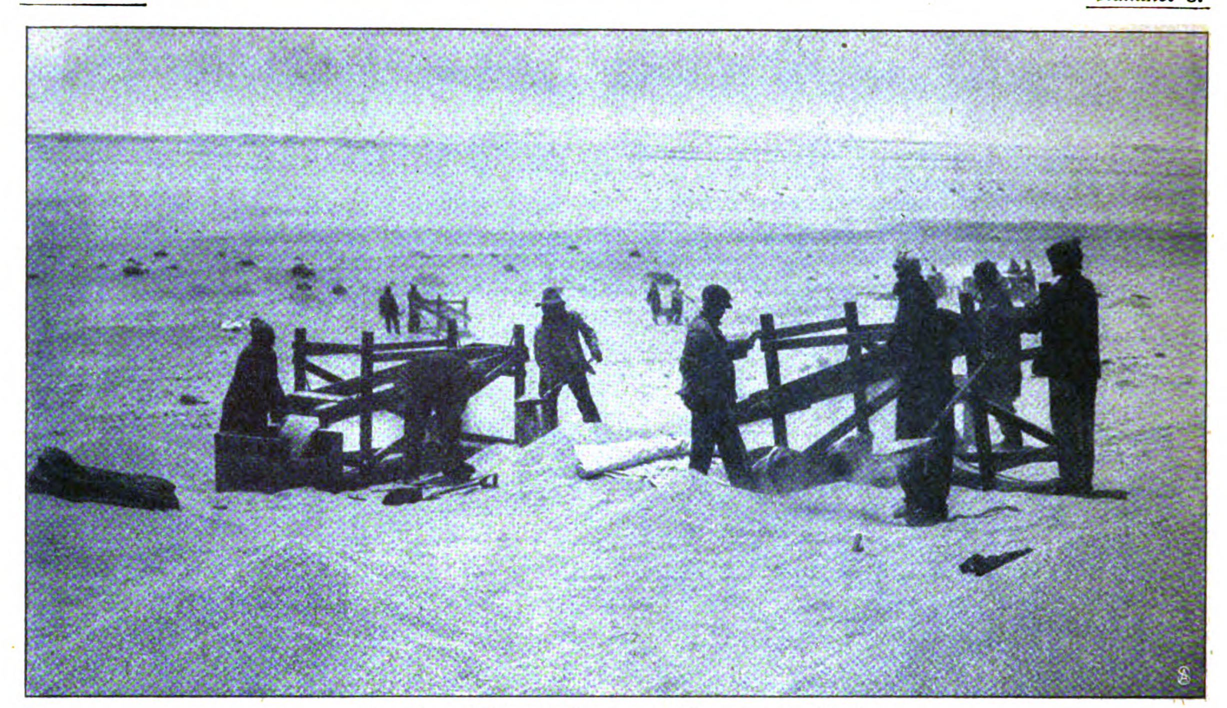
Diamantengewinnung in Deutsch-Südwestafrika.

Von Professor Dr. C. Gagel. — Hierzu 3 photogr. Aufnahmen.

Die Untersuchung und Ausbeutung der Diamantfelder in Deutsch-Südwestafrika hat bisher ein weit erfreulicheres Resultat ergeben, als man nach den ersten Nachrichten annehmen zu dürfen glaubte, die nach Europa gelangten. Zwar hat sich die erste Vermutung über die Art der Lagerstätte durchaus bestätigt, die Diamanten liegen tatsächlich als lose Gerölle in einer oberflächlichen, im allgemeinen höchstens zwei Fuß mächtigen Sand- und Kiesschicht, aber diese diamantführenden Sande haben eine Ausdehnung und Verbreitung, die weit über das zuerst vermutbare Maß hinausgeht — bis jetzt sind sie südlich von Lüderitzbucht in einem Streifen von mehr als 40 Kilometer Nord-Süd-Erstreckung und 2 bis 10 Kilometer Breite aufgefunden — so daß die Lagerstätten wenigstens annähernd durch horizontale Verbreitung das zu ersetzen scheinen, was ihnen an Erstreckung nach der Tiefe abgeht.

Diese weite Horizontalerstreckung der flachen Lagerstätte ist insofern etwas sehr Günstiges, als die Produktionskosten der Diamanten auf diese Weise mangels jeglicher tieferer Grabungen und wegen des Fehlens jeden Abraums und der ganz losen Beschaffenheit der Sand- und Kiesmassen außerordentlich geringe sind; im Durchschnitt stellen sich die Gewinnungskosten eines Karats (etwa 1/5 Gramm) hier nur auf 5 Mark, während sie in den großen Diamantenminen im Kapland und Transvaal sich auf etwa 18 bis 26 Mark für den Karat belaufen bei einem reellen Durchschnittswert des Karats von etwa 30 bis 33 Mark, und da der Betrieb des Abbaus sich bereits derartig gehoben hat, daß jetzt durchschnittlich etwa 600 Karat am Tag gefördert werden, so ist das immerhin schon ein recht ansehnlicher Wert, besonders da keinerlei technische Schwierigkeiten vorliegen, die Förderung je nach dem





Der diamantführende Sand und Kies wird durchsiebt.

Bedarf und den Absatzmöglichkeiten beliebig zu erhöhen. Im ganzen sind bis Mitte Januar ungefähr 120 000 Steine im Gewicht von etwa 40 000 Karat bei einem Marktwert von rund 1 000 000 Mark gefördert. Die durchschnittliche Größe der gefundenen Steine ist etwa 1/4 bis 1/5 Karat, d. h., sie haben etwa die Größe von Hirsekörnern bis ganz kleinen Pfefferkörnern: die größten gefundenen Steine hatten etwa 3/4 Karat Gewicht. Die Art der Gewinnung, wie sie auf beistehenden Bildern dargestellt ist, ist eine sehr einfache; der diamantführende Sand und Kies wird erst durch Durchsieben seiner gröberen, ganz tauben Bestandteile entledigt und dann im Setzsieb mit etwas Wasser geschüttelt und aufbereitet, bis sich die spezifisch schwersten Bestandteile, unter denen die Diamanten die allerschwersten sind, am Boden des Setzsiebes angesammelt haben.

Dieser Bodensatz der Setzsiebe wird dann auf Tischen ausgebreitet, und die glänzenden Edelsteine werden einfach mit der Hand ausgelesen; im Durchschnitt findet man 1 bis 2 Diamanten in jedem Sieb-



Waschen der diamanthaltigen Erde und Auslesen der Diamanten.





Edelsteingewinnung in Deutsch-Südwestafrika: Diamantenwäscher bei der Arbeit.

satz — oft genug allerdings auch gar keinen. Die Steine sind fast alle wasserklar und großenteils von hervorragender Schönheit und großem Feuer — sie stimmen in der Reinheit und Klarheit durchaus mit den so geschätzten „river gravel-diamonds" der Oranjekolonie und Transvaals überein und unterscheiden sich deutlich von den meistens gelblichen Steinen aus dem südafrikanischen „Blaugrund", die erheblich weniger Wert haben. Ein Teil der Steine hat so schöne, regelmäßige Kristallformen und solches Feuer, daß sie allenfalls schon roh — ohne Schliff — als Schmucksteine verwendet werden könnten.

Die eigentliche Ursprungstelle und das Muttergestein dieser unserer südwestafrikanischen Diamanten sind noch immer vollständig rätselhaft; trotz eifrigsten Suchens ist es bisher nicht gelungen, weder eine „Blaugrund"-stelle noch ein sonstiges anstehendes Gestein zu finden, aus der die Steine stammen könnten, noch auch die sonstigen so charakteristischen Begleitmineralien zu finden, die mit den Diamanten zusammen im Blaugrund vorkommen; und solange das noch unbekannte Muttergestein nicht gefunden ist, ist die Aussicht auf einen wirklich großen und auf lange Dauer ergiebigen Diamantenabbau, der die Weltproduktion erheblich beeinflußt, natürlich nicht sehr bedeutend, denn diese zwar sehr ausgedehnten, aber doch ganz flachen Ablagerungen müssen natürlich, je nach der Intensität des Abbaues, in berechenbarer Zeit erschöpft werden, und ob die großen Felder überall ebenso reich und ergiebig sein werden als die bisher abgebauten Stellen, ist noch nicht erwiesen. Immerhin kann man jetzt schon mit Gewißheit sagen, daß für eine sehr erhebliche Anzahl von Jahren nach den jetzigen Betriebsergebnissen ein sehr lohnender und stetiger Abbau gesichert erscheint, und daß der einheimische Bedarf an kleinen Diamanten, der sich auf etwa 140,000 Karat pro Jahr beläuft, gut und gewiß aus unserer eigenen Kolonie gedeckt werden kann, wenn wir auch in bezug auf die größeren Steine nach wie vor vom Auslandsmarkt abhängig bleiben.

Vor allem werden aber die bisherigen Erfolge wohl zu gründlichen und ausgedehnten Untersuchungen der in der weiteren Umgebung gelegenen Teile des Schutzgebietes führen, die tatsächlich bis jetzt noch völlig unbekannt und von keines Weißen Fuß betreten sind. Noch ist das Ende der diamantführenden Ablagerungen nicht erreicht und ihr Muttergestein nicht gefunden, und wenn auch in der wasser- und vegetationslosen Wüste der Dünenlandschaft von Lüderitzbucht alle derartigen Untersuchungen mit enormen Schwierigkeiten verknüpft sind, so sind diese doch jetzt, nachdem man ein bestimmtes Ziel und eventuellen Erfolg derartiger Untersuchungen absehen kann, zu überwinden.

Von den Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten, die nicht nur bei weiteren derartigen Untersuchungen, sondern auch jetzt schon beim Abbau der Diamantenfelder zu überwinden sind, kann man sich rein aus der Tatsache einen Begriff machen, daß jeder Tropfen Trinkwasser, der in Lüderitzbucht und Umgebung verbraucht wird, entweder mit Kondensationsmaschinen aus dem Meerwasser hergestellt oder mit Dampfern von Kapstadt hingebracht werden muß.

Das wenige Wasser, was sich bei Grabungen finden läßt, ist salzig und brackig und nicht zu genießen.

Dieser Wassermangel und die dadurch erzwungene möglichste Beschleunigung bei der Durchquerung des Dünengürtels erklärt es zur Genüge, daß sich die Diamanten hier zu beiden Seiten des einzigen, von Tausenden begangenen Zugangsweges nach dem Innern 24 Jahre lang der Entdeckung entzogen; nur dem Umstand, daß einer der beim Bahnbau beschäftigten Schwarzen früher in den Diamantenminen des Kaplandes gearbeitet hatte und von dort die glänzenden Steinchen kannte, ist zum Schluß die Entdeckung der Diamantenfelder zu verdanken gewesen.

—o—

Vom kleinen Damenschuh.

Von I. Lorm. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen von H. Manuel.

Es bleibt immerhin eine heikle Angelegenheit, über einen Gegenstand zu sprechen, den man für so unvernünftig gehalten haben muß, daß man sich entschloß, allen Unsinn dieser Welt als „Stiefel" zu bezeichnen. Unzweifelhaft stammt diese Benennung von einem Mann, der von der Poesie, die ein kleiner Damenschuh birgt — bergen kann — niemals eine Ahnung besessen. Was wußte er, dessen Stiefel ihm als der Inbegriff aller Dummheit erschien, von den feuerroten Schühchen, in denen der Tanzteufel die junge Darinka fort aus den wirbelnden Reihn in die Hölle lockte — tanzend, aus dem Tanzsaal hinaus — ins Verderben, in den Tod...? Was wußte er von Aschenbrödels goldenem kleinem Schuh, der einen Prinzen bezauberte...? Was von den brokatenen Stöckelschuhen gepuderter Rokokomarquisen? Von den winzigen Pantöffelchen der Japanerinnen und den buntfarbigen Seidenschuhen mit rosaroten oder blauen Absätzen, mit denen Marie Antoinette ihre letzte Gavotte getanzt...? Was von den allerersten lieben kleinen Kinderschuhen und von den größeren, die sich im frohen Ringelreihn selbst auf die Füßchen treten? Was von den weißen Atlasschuhen, die ungeduldig ihrem ersten Ball entgegeneilen? Was von den Holzpantöffelchen, die an den Strand stürmen, um einen zu erwarten, der da aus Wind und Wellen heimkehrt an den warmen Herd, unter das schützende Dach...? Was von jenen leuchtenden roten oder goldschimmernden gelben, die sich zu lachenden Festen verkleiden, oder von denen, die, in schwarze, stumpfe Farbe gehüllt, bebend einherschreiten hinter einem geliebten Wesen, das keiner Schuhe mehr bedarf? — — —

Er wußte nichts von alldem. Er wußte nicht, daß diese Schuhe, die halben und die hohen, die breiten und die schmalen, ihre eigene Sprache redeten, ihr eigenes Leben lebten. Er wußte nicht, daß sie zu zögern und zu eilen, umherzustreifen und zu hüpfen, zu schleichen und zu gleiten verstehen. Daß ein anderer Rhythmus sie bewegt, wenn sie dahinwandeln ohne Zweck und Ziel oder ein Wunsch sie beflügelt. Daß ihr Nahen Freude und Glück bedeuten kann und das Klappern ihrer Absätze ein Echo des Hämmerns ihres von Eile beflügelten Herzens. Und daß man weinen kann — heiße, schmerzende Tränen weinen, vor einem Paar winziger goldgestickter Pantöffelchen — leerer





1. Schwarzer Lackschuh mit abgerundeter Kappe und englischem Absatz.



2. Schwarzer Chevreauknopfstiefel mit Lackkappe.



3. Schnürschuh aus glaciertem schwarzem Chevreau mit Absatz Louis XV.

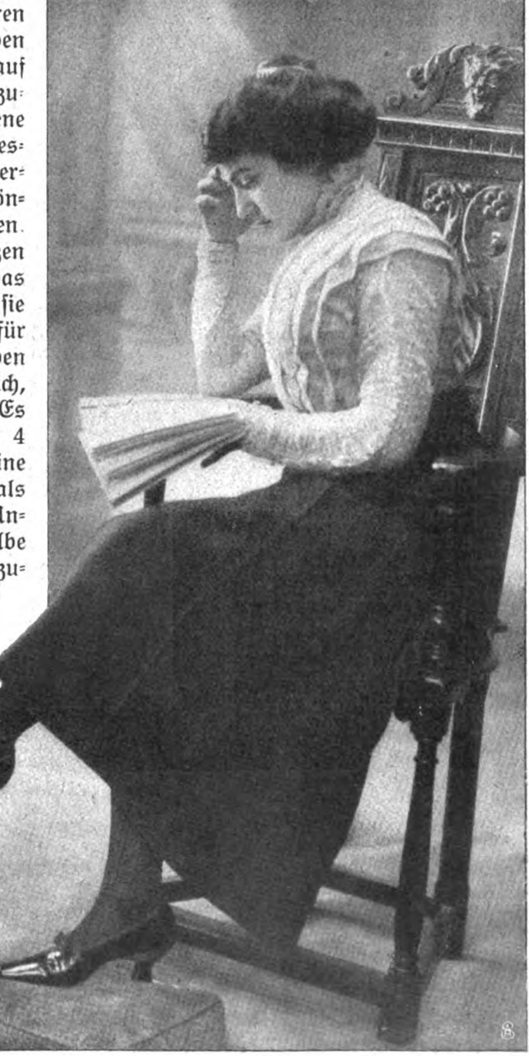


4. Hoher Knopfstiefel aus weißem Chevreau mit schwarzen Lackvorschuhen.

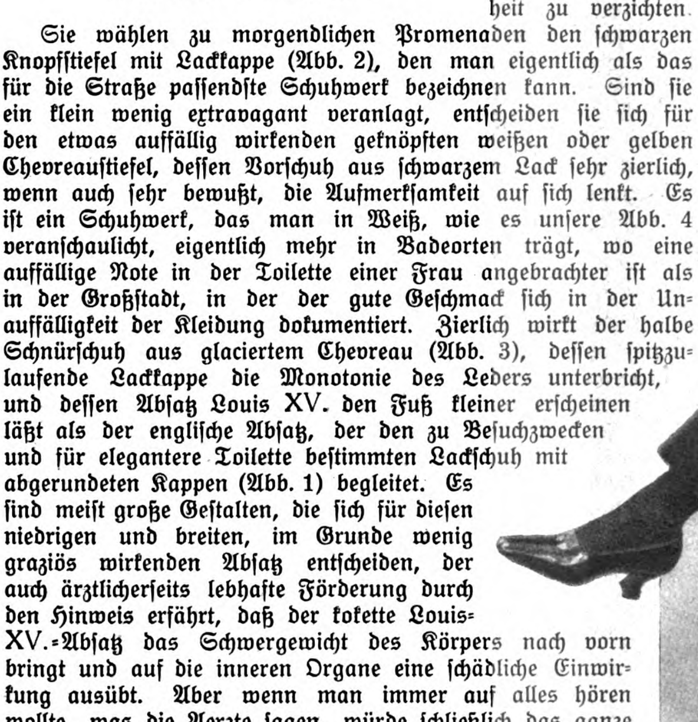
Pantöffelchen, die noch den Abdruck eines kleinen Fußes tragen, der entfloh — der nicht mehr wiederkehrt . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

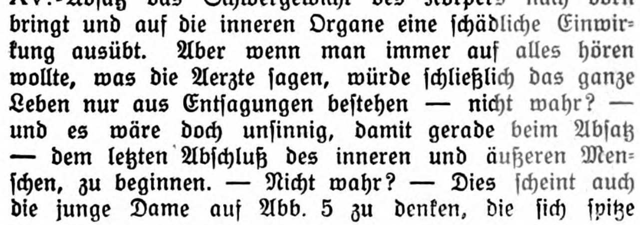
Vielleicht aber auch wollte er nichts von diesen Dingen wissen, weil er ein Mann war, der mehr praktischen Sinn als Poesie besaß und der Ueberzeugung lebte, daß poetisch wirkende Schuhe gerade jene zu sein pflegen, in denen man sich einen unpraktischen Schnupfen holt. Und da auch die Frauen dies wohl zuweilen zu ihrem Schaden erfahren haben mögen, haben sie der Poesie auf diesem Gebiete zugunsten der Hygiene entsagt, ohne deshalb, erfreulicherweise, auf alle Schönheit zu verzichten.



5. Spitzer halber Lackschuh mit kleiner Seidenschleife.



Sie wählen zu morgendlichen Promenaden den schwarzen Knopfstiefel mit Lackkappe (Abb. 2), den man eigentlich als das für die Straße passendste Schuhwerk bezeichnen kann. Sind sie ein klein wenig extravagant veranlagt, entscheiden sie sich für den etwas auffällig wirkenden geknöpften weißen oder gelben Chevreaustiefel, dessen Vorschuh aus schwarzem Lack sehr zierlich, wenn auch sehr bewußt, die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Es ist ein Schuhwerk, das man in Weiß, wie es unsere Abb. 4 veranschaulicht, eigentlich mehr in Badeorten trägt, wo eine auffällige Note in der Toilette einer Frau angebrachter ist als in der Großstadt, in der der gute Geschmack sich in der Unauffälligkeit der Kleidung dokumentiert. Zierlich wirkt der halbe Schnürschuh aus glaciertem Chevreau (Abb. 3), dessen spitzzulaufende Lackkappe die Monotonie des Leders unterbricht, und dessen Absatz Louis XV. den Fuß kleiner erscheinen läßt als der englische Absatz, der den zu Besuchzwecken und für elegantere Toilette bestimmten Lackschuh mit abgerundeten Kappen (Abb. 1) begleitet. Es sind meist große Gestalten, die sich für diesen niedrigen und breiten, im Grunde wenig graziös wirkenden Absatz entscheiden, der auch ärztlicherseits lebhafte Förderung durch den Hinweis erfährt, daß der kokette Louis-XV.-Absatz das Schwergewicht des Körpers nach vorn bringt und auf die inneren Organe eine schädliche Einwirkung ausübt. Aber wenn man immer auf alles hören wollte, was die Aerzte sagen, würde schließlich das ganze Leben nur aus Entsagungen bestehen — nicht wahr? — und es wäre doch unsinnig, damit gerade beim Absatz — dem letzten Abschluß des inneren und äußeren Menschen, zu beginnen. — Nicht wahr? — Dies scheint auch die junge Dame auf Abb. 5 zu denken, die sich spitze



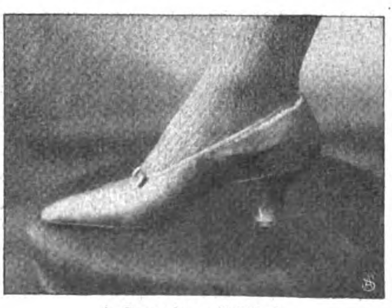
Lackschuhe mit kleinen Seidenschleifchen und Louis-XV.-Absätzen als „bequeme Hausschuhe“ erkor, und das schlanke Fräulein (Abb 6), die uns mit ihrer „Erhöhung“ dadurch versöhnen will, daß sie anstatt des dem Fuß wenig zuträglichen Lack Halbschuhe aus weichem schmiegsamem Damhirschleder zu ihrer Haustoilette aus schwarzem Tuch erwählte. Sie sind unzweifelhaft hübsch und angenehm für ihre Trägerin, aber infolge der Stumpfheit der Farbe nicht von so eleganter Wirkung wie der den schwarzen Seidenstrumpf vorteilhaft umrahmende Halbschuh aus schwarzem mattem Chevreau (Abb. 9), den eine doppelte Seidenschleife abschließt. Er wirkt sehr unauffällig, dieser kleine Chevreauschuh, und er ist praktisch. Doch da dies vorwiegend häusliche Tugenden sind und seine Besitzerin nur mit Maß häuslich veranlagt ist, bevorzugt sie den sehr spitz gearbeiteten Gesellschaftschuh aus schwarzem Lack (Abb. 7), dessen Pierres de Strass-Schnalle unter dem langschleppenden seidenen Gewand hervorleuchtet und wieder verschwindet wie ein lockendes Irrlicht, dem zu folgen gefahrvoll bleibt Und doch ist er im Grunde „ernst“, denn er hat Stil und mit dem Stil auch jene gewisse Würde, die eigentlich alle Flatterhaftigkeit ausschließt. Diese bleibt dem Ballschuh vorbehalten; dem schimmernden Atlasschuh, den winzige Perlchen in der gleichen Farbe oder zarte Malereien schmücken, oder auch dem Schuh aus Silber- oder Goldstoff (Abb. 8) auf metallartig glänzendem Absatz, der flüchtig über das Parkett gleitet, tollt, wirbelt und dennoch niemals straucheln darf, da er ja sonst die Berechtigung verlöre, ein Nachkomme von Aschenbrödels Goldpantöffelchen zu sein.


6. Halbschuh aus schwarzem Damhirschleder.

Zu Aschenbrödels Zeiten erachtete man allerdings nur winzige Füßchen für würdig, die Stufen eines Königsthrones emporzuklimmen. Das hat sich seither geändert. Man gibt sich mit der Grazie zufrieden, da die Grazie zu jenen Vorzügen gehört, die man gewinnen kann, während man kleine Füßchen einer Laune der Natur verdankt. Und die Grazie liegt in der Schmalheit des Schuhs, der in einer sanft zulaufenden Spitze endigt, in der Koketterie der Schnallenzier an den Molièreschuhen aus Lack, in dem Schwung des französischen Absatzes, der das kleine Füßchen so hoch von der Erde erhebt, daß man vermeint, es berühre nur mit der Fußspitze den Boden des Alltags. Dieser Grazie, der praktische Erwägungen ferner liegen, entspricht die Schmuckzier. Die Imitation jenes Luxus' früherer Tage scheint wieder aufzuleben, da man die silbernen Schuhschnallen mit Perlen und Edelsteinen schmückte, da man weiße Schuhe trug, deren gestickte Blumenmuster mit Juwelen bedeckt waren, und da die Gemahlin des ersten Napoleon in einem einzigen Jahre 600 Paar Schuhe verbrauchte. Verbrauchte — nicht vertrug. —

Das waren kleine Schuhe. Kleine Schuhe von jener Art, aus denen galante Polen einst Champagner zum Preis der Schönheit ihrer Dame getrunken. — Schuhe, die wirklich klein sein mußten, wenn es nicht — ein „Stiefel“ gewesen sein soll, ihr Lob besungen zu haben.


7. Gesellschaftschuh aus schwarzem Lack mit Schnalle.


8 Der goldene Ballschuh.


9. Halbschuh aus mattem schwarzem Chevreau.

Bilder aus aller Welt.



Geh. Justizrat Jürgensen †
Landtagsabgeordneter des Wahlkreises Husum-Eiderstedt-Friedrichstadt.

In Berlin ist, 71 Jahre alt, der nationalliberale Landtagsabgeordnete Geheime Justizrat Jürgensen gestorben. Der Verewigte, der sich nach Beendigung seiner Studien zunächst in Altona als Advokat niederließ, wandte sich später der richterlichen Laufbahn zu. Im Abgeordnetenhaus, in dem er den schleswigschen Wahlkreis Husum-Eiderstedt-Friedrichstadt vertrat, bekleidete er lange Zeit das Amt eines Schriftführers.

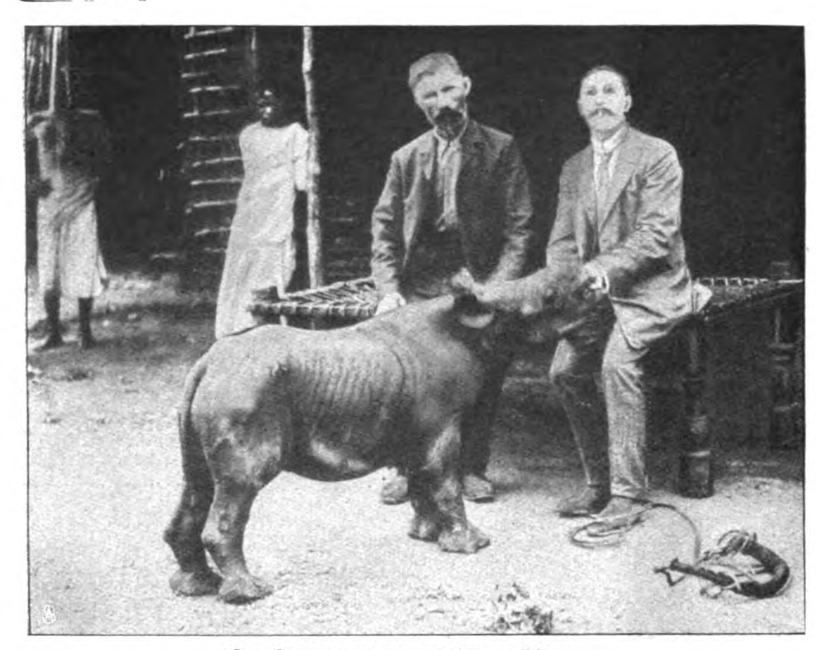
Professor Dr. Wilhelm Dörpfeld, der erste Sekretär des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen, trägt sich mit der Absicht, demnächst aus seinem Amt zu scheiden. Der Gelehrte, der im Alter von 56 Jahren steht, war ursprünglich Architekt, wandte sich aber später ganz der Archäologie zu und gehört seit 1882 dem Institut an. Unsere Aufnahme zeigt ihn in dem Amphitheater zu Delphi, wo er einen Vortrag hielt. Professor Dörpfeld wird, wie verlautet, auch nach seinem Rücktritt Griechenland noch nicht verlassen, sondern sich dort weiter archäologischen Studien widmen und zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten auf diesem interessanten Gebiet weiterführen und vollenden. Der Rücktritt des verdienten Professors von seinem Amt bedeutet für das Deutsche Archäologische Institut einen Verlust, der nicht ganz leicht auszugleichen sein wird.

Ein junges Rhinozeros ist kürzlich aus Britisch-Ostafrika in Europa angekommen. Unsere Aufnahme zeigt das Dickhäuterbaby in seiner Heimat mit seinen Pflegern. Leider überstehen die aus tropischen Ländern eingeführten jungen Tiere nur selten den

In den Ruinen des Amphitheaters zu Delphi:

Professor Dörpfeld, der Leiter des Deutschen Archäolog. Instituts zu Athen, hält an der klassischen Stätte einen Vortrag.





Das Dickhäuterbaby mit seinen Pflegern:
Ein junges Rhinozeros, das von Brit.-Ostafrika nach Europa gesandt wurde.



Alice von Arnauld,
Mitglied des Kgl. Schauspielhauses, als „Santuzza".
Zu ihrem erfolgreichen Versuch in der Oper.

jähen Klimawechsel, um so größer ist die Freude der Leiter Zoologischer Gärten, wenn es gelungen ist, das zarte Leben des so robust erscheinenden Tieres für die Freunde der Zoos zu erhalten. Es wird mit größter Sorgfalt gepflegt und gewartet

Fräulein Alice von Arnauld, die Heroine des Königlichen Schauspielhauses in Berlin, die eine schöne Stimme ihr eigen nennt, hat schon früher die Neigung bekundet, zur Oper überzugehen. Einen neuen Versuch, statt im gesprochenen im gesungenen Drama Lorbeeren zu pflücken, hat sie im Januar in Solingen gemacht, wo sie erfolgreich als Santuzza auftrat. Dieser Erfolg dürfte sie zu weiteren Gesangstudien anregen.

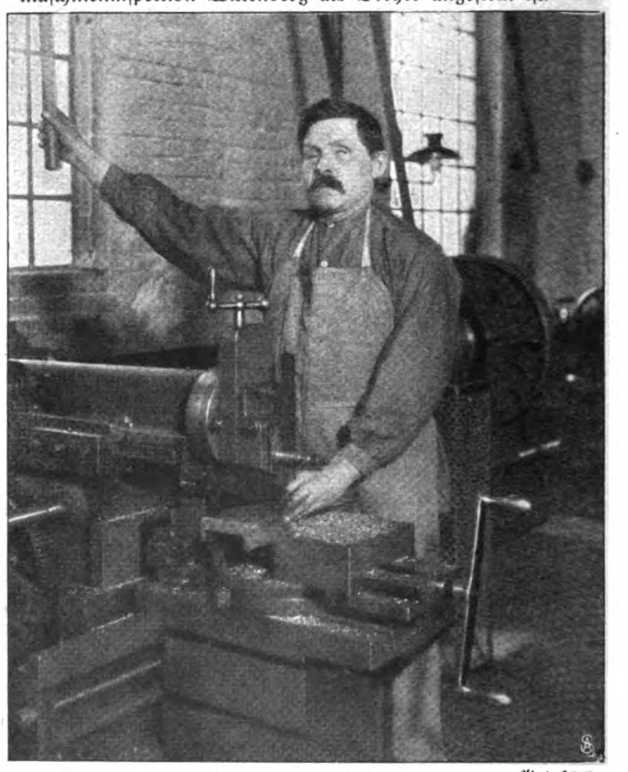
Neben dem Rheinland ist es in Deutschland hauptsächlich Bayern, in dem der Fasching eine große Rolle spielt. An den Redouten Münchens beteiligen sich alle Schichten der Bevölkerung. Freunde des Bergsports stecken sich dazu gern in Touristenkostüme, und wenn sie sich dann mit einer Gebirgslandschaft im Hintergrund photographieren lassen, entstehen Bilder vom „Fasching in den Bergen", die viel Anklang finden.

Es ist bekannt, daß Blinde es in der Kunst und im Handwerk mitunter zu hoher Fertigkeit bringen, ja daß gerade gewissermaßen als Ersatz des fehlenden Gesichts die allsorgende Mutter Natur andere Sinne der Blinden weit über das Mittelmaß hinaus ausgebildet hat. Ein hervorragendes Beispiel bietet der Mechaniker Karl Noack, der bei der Eisenbahnmaschineninspektion Wittenberg als Dreher angestellt ist.



Phot. Reis

Fasching in den Bergen:
Maskierte „Schellenrührer von Garmisch".



Phot. Heuer.

Ein blinder Mechaniker:
Der bei der Eisenbahnmaschineninspektion Wittenberg beschäftigte Dreher Karl Noack.

Schluß des redaktionellen Teils.

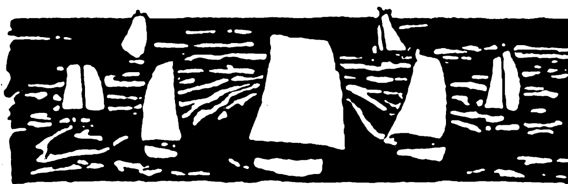


DIE WOCHE

Nummer 9. Berlin, den 27. Februar 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 9.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	347
Zahnpflege in der Schule. Von Geh. Obermedizinalrat Prof. Dr. Martin Kirchner	347
Deiche und Deichbrüche. Von Dr.-Ing. H. Keller	351
Unsere Bilder	354
Die Toten der Woche	354
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	355
Hanseaten. Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)	363
Farben und Farbenechtheit. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. R. Möhlau	369
Deutsche Opernkapellmeister. Von Heinrich Neumann. (Mit 23 Abbildgn.)	370
Die Bekämpfung der lenkbaren Luftschiffe. Von Generalleutnant z. D. H. Rohne. (Mit 4 Abbildungen)	375
Das Schweigen. Gedicht von Hiltrud Barlow-Schierenberg	379
Der zweit' Thoma. Skizze von Hermine Villinger	379
Neue Pariser Hutmoden. (Mit 8 Abbildungen)	381
Fund und Fundunterschlagung. Von Referendar R. Werner	384
Bilder aus aller Welt	386



Die sieben Tage der Woche.

18. Februar.

Im Königlichen Schloß zu Berlin findet unter dem Vorsitz des Kaisers ein Kronrat zur Beratung der Verwaltungsreorganisation in Preußen statt.

Im englischen Unterhaus erklärt der Premierminister Asquith, daß es zwischen England und Deutschland zu einer Abmachung über das Flottenbauprogramm nicht gekommen sei. Der Besuch König Eduards in Berlin habe aber klargelegt, daß die Flottenausgaben nicht so aufgefaßt werden dürften, als ob sie irgendeine Friktion in sich schlössen.

19. Februar.

Das preußische Abgeordnetenhaus nimmt das Gesetz, betreffend das Diensteinkommen der katholischen Geistlichen, in dritter Lesung an.

Aus Persien wird gemeldet, daß die Revolutionäre in Rescht den ältesten Bruder des Schahs, den Prinzen Schua es Saltaneh (Portr. S. 357), gefangengenommen haben.

In Serbien geben die drei jungradikalen Minister Slawinitsch, Parotschitsch und Timotjewitsch ihre Entlassung.

20. Februar.

Aus Deutsch-Neuguinea wird gemeldet, daß zwischen dem Gouverneur und der europäischen Bevölkerung ein Konflikt ausgebrochen ist, der die außerordentlichen Mitglieder des Gouvernementsrats veranlaßt hat, ihre Aemter niederzulegen.

In London werden die Beratungen der internationalen Seekriegsrechtskonferenz beendet.

In Serbien gibt nach der Demission der jungradikalen Mitglieder das ganze Kabinett Welimirowitsch seine Entlassung.

21. Februar.

König Ferdinand von Bulgarien trifft zur Teilnahme an der Beisetzung des Großfürsten Wladimir in Petersburg ein und wird dort offiziell mit „Euere Zarische Majestät" angeredet.

Aus Caracas wird gemeldet, daß der Bundesgerichtshof den Präsidenten Castro unter dem Verdacht der Teilnahme an dem zur Ermordung des Vizepräsidenten Gomez geschmiedeten Komplott dem Kriminalgerichtshof überwiesen und ihn gleichzeitig von der Präsidentschaft suspendiert hat.

Aus Buenos Aires kommt die Nachricht, daß der Dampfer „Präsident Roca" bei der Halbinsel Valdez an der Ostküste von Patagonien in Brand geraten und untergegangen ist.

22. Februar.

Der Bund der Landwirte hält im Zirkus Busch in Berlin seine Generalversammlung ab, die in einer Resolution die Finanzreform als notwendig anerkennt, sich aber gegen direkte Reichssteuern, insbesondere gegen die Nachlaß- und Erbschaftssteuer, erklärt (Abb. S. 356).

An der Wiener Börse wird folgendes amtliche Communiqué bekanntgegeben: Die Gerüchte, wonach der Krieg mit Serbien unvermeidlich sei und bereits beschlossen wäre, entbehren jeder tatsächlichen Unterlage.

Die amerikanische Kriegsflotte trifft, vierzehn Monate nach ihrer Abfahrt, wieder vor Hampton Roades ein.

23. Februar.

Deutschland hat dem Vorschlag der französischen Regierung, in Wien eine freundschaftliche Vermittlung zugunsten einer austro-serbischen Verständigung zu unternehmen, abgelehnt, dagegen angeregt, daß die Mächte gemeinschaftliche Schritte in Belgrad tun.

Der braunschweigischen Landessynode geht eine Vorlage zu, nach der bei den Gottesdiensten auch der Herzog Ernst August von Cumberland in die kirchliche Fürbitte einzuschließen ist.

24. Februar.

Aus Washington wird berichtet, daß der amerikanische Staatssekretär Bacon und der deutsche Botschafter Graf Bernstorff einen Patentvertrag unterzeichnet haben.

Zahnpflege in der Schule.

Von Geh. Obermedizinalrat Prof. Dr. Martin Kirchner.

Am 1. Februar d. J. hat sich in Berlin ein „Deutsches Zentralkomitee für Zahnpflege in den Schulen" gebildet, das sich in einem Aufruf an alle Volksfreunde wendet, um sie zur Mitarbeit an der wichtigen hygienischen Aufgabe aufzufordern, die es sich gestellt hat. Das Zentralkomitee, an dessen Spitze Herr Staatsminister von Möller als Vorsitzender und Herr Staatsminister Dr. von Studt als Ehrenvorsitzender stehen, ist aus Vertretern des Kultus- und des Kriegsministeriums, des Reichsamts des Innern und des Kaiserlichen Gesundheitsamts, der städtischen Behörden von Berlin und seiner Vororte sowie von angesehenen Aerzten, Zahnärzten, Schulmännern, Verwaltungsbeamten und Geldmännern aus allen Teilen Deutschlands gebildet worden. Es hat den Wunsch, nicht nur bei den staatlichen und städtischen Behörden, sondern womöglich in allen Kreisen des Volks tatkräftige Unterstützung und offene Hände zu finden.

Dem Nichteingeweihten drängt sich unwillkürlich die Frage auf: „Was hat die Zahnpflege mit der Schule zu tun?" Und er schüttelt vielleicht den Kopf über die immer neuen Anforderungen, die an die Schule gestellt werden. Hier sind es die Schulbäder, die die Freunde der Gesundheitspflege in den Schulen errichtet zu sehen wünschen, dort wird die Gewährung eines warmen Frühstücks für die Schulkinder verlangt; andere empfehlen Ferienkolonien oder fordern die Errichtung von



Hilfsschulen für Schwachbegabte. Die ohnehin schon erheblichen Schullasten werden dadurch schier unabsehbar gesteigert, und nun soll die Schule auch noch die Sorge für die Zahnpflege übernehmen!

Diese berechtigten Bedenken erheischen eine eingehende Darlegung der Bedeutung, die die Gesundheit unserer Zähne für die allgemeine Volksgesundheit hat, und der Gründe, die es als notwendig erscheinen lassen, daß die Schule die Zahnpflege in den Bereich ihrer Aufgaben hineinzieht.

Der Mensch bedarf, um zu wachsen und die ihm gestellten Aufgaben zu erfüllen, eines bestimmten Maßes von Nährstoffen als Ersatz der Bestandteile seines Körpers, die während der Arbeit und des täglichen Lebens verbraucht werden. Diese Nährstoffe — Eiweiß, Fett, Kohlehydrate, Salze und Wasser — sind in den Nahrungsmitteln enthalten, durch deren zweckmäßige Auswahl und schmackhafte Zubereitung wir unsere tägliche Nahrung herstellen. Der Neugeborene findet alle für ihn erforderlichen Nährstoffe in der Muttermilch. In der Milch sind jedoch diese Nährstoffe so verdünnt, daß ein Erwachsener ungeheure Mengen davon zu sich nehmen müßte, wenn auch er sich ausschließlich von Milch ernähren wollte. Auch eine kräftiger zusammengesetzte, aber flüssige Nahrung würde von unseren Verdauungsorganen nicht ordentlich ausgenutzt werden, weil bei ihrer Aufnahme nur eine geringe Absonderung von Speichel stattfindet, der zur Verdauung bestimmter, namentlich der stärkehaltigen Nahrungsmittel unentbehrlich ist. Der sich entwickelnde und der herangewachsene Mensch wünscht eine konsistente Nahrung zu sich zu nehmen, zu deren Zerkleinerung er der Zähne bedarf.

Bekanntlich haben wir verschiedene Arten von Zähnen, vier obere und vier untere Schneidezähne, mit denen wir etwas von der Nahrung abbeißen, zwei obere und zwei untere Eckzähne, die uns bei dieser Arbeit unterstützen, vier obere und vier untere Backenzähne und sechs obere und sechs untere Mahlzähne, die dazu dienen, den geformten Bissen zu zerkleinern und mit Hilfe der Zunge und des Speichels in eine verschlingbare Masse zu verwandeln, die durch die Speiseröhre in den Magen hinuntergleiten kann, um dort und im Darm weiterverarbeitet und verdaut zu werden.

Je kräftiger und gesünder die Zähne sind, um so besser geht die Zerkleinerung und Einspeichelung der Speisen vonstatten, und um so besser gedeiht der Körper. Gehen mit zunehmendem Alter die Zähne infolge Verknöcherung ihres nerven- und gefäßreichen Kernes, der Zahnpulpa, allmählich zugrunde, so leidet die Ernährung mehr und mehr. Auch vorübergehende Zahnkrankheiten beeinträchtigen die Nahrungsaufnahme, wie jeder aus eigener Erfahrung weiß, in unerwünschter Weise. Wenn aber die große Menge des Volks Zahnschmerzen und einen frühen Verlust der Zähne als etwas Natürliches und Unvermeidbares betrachtet und die damit verbundenen gesundheitlichen und wirtschaftlichen Schädigungen als etwas fast Selbstverständliches hinnimmt, so befindet sie sich in einem Irrtum, dem nicht nachdrücklich genug entgegengetreten werden kann. Gewiß, unsere Zähne sind vergänglich, wie wir selbst vergänglich sind. Wenn aber die Zähne früher zugrunde gehen als wir selbst, so ist dies keineswegs natürlich, vielmehr gibt es, wenn auch leider nur wenige Menschen, die ein ganz oder teilweise gesundes Gebiß bis zu ihrem Lebensende behalten. Dieses Vorteils würde sich ein viel größerer Bruchteil unseres Volks erfreuen, wenn die Ueberzeugung von dem Nutzen einer rationellen Zahnpflege nicht leider so wenig verbreitet wäre.

Ehe ich hierauf näher eingehe, möchte ich die Geschichte unserer Zähne noch etwas näher erörtern. Bekanntlich kommen wir zahnlos zur Welt. Erst im sechsten oder siebenten Monat erscheinen im Munde des Neugeborenen die beiden mittelsten Schneidezähne des Unterkiefers, nach weiteren vier bis sechs Wochen folgen die beiden mittleren Schneidezähne des Oberkiefers nach, und dann brechen in gleichen Zwischenräumen nach und nach die übrigen Zähne durch, bis schließlich am Ende des zweiten Lebensjahres im ganzen 20 Zähne vorhanden sind: Diese, das sogenannte Milchgebiß, füllen die Kiefer des Kindes vollkommen aus. Da aber der kindliche Schädel wächst, so werden sie in den sich dehnenden Kiefern allmählich gelockert und durch die zwischen ihren Wurzeln sich bildenden und allmählich emporwachsenden bleibenden Zähne verdrängt. Sie fallen nach und nach aus, und an ihre Stelle treten im Lauf einiger Jahre 32 neue Zähne, die sich nicht wieder erneuern, wenn sie ausfallen, und uns bis ans Lebensende erhalten bleiben, wenn sie vernünftig behandelt werden.

Jeder, der heranwachsende Kinder beobachtet, weiß, daß dieser Ersatz des Milchgebisses durch die bleibenden Zähne, der sogenannte Zahnwechsel, der vom siebenten bis neunten oder zehnten Lebensjahr stattfindet, nicht ohne Einfluß auf das Gedeihen der Kinder bleibt, daß vielmehr unter den häufigen Schmerzen und Verdauungstörungen, die damit verbunden sind, ihr Ernährungzustand und ihr Allgemeinbefinden merklich leiden. Die Größe dieser Störungen haben uns jedoch erst Messungen und Wägungen gezeigt, die für die Schulgesundheitspflege interessierte Aerzte in verschiedenen Ländern ausgeführt haben. Namentlich den Arbeiten des bekannten schwedischen Arztes Axel Key verdanken wir die Erkenntnis, daß die Entwicklung der Kinder hinsichtlich der Größe und des Körpergewichts während des Zahnwechsels eine augenfällige Unterbrechung, ja manchmal einen fast völligen Stillstand erleidet, dem erst, wenn der kindliche Körper die Krisis des Zahnwechsels überwunden hat, ein kräftiges Wiederaufblühen folgt.

Dieser allmähliche Verfall der Milchzähne wird in der Regel noch beschleunigt durch den Hinzutritt von Zahnerkrankungen, die neuere Forscher, namentlich der zu früh verstorbene Professor Miller, als Wirkung von Bakterien kennen gelehrt haben.

Der Schleim, der sich zwischen den Zähnen ansammelt, wimmelt nämlich, wie schon der berühmte Jesuitenpater Athanasius Kircherus 1671 gezeigt hat, von kleinsten Lebewesen aller Art, die sich in den zwischen den Zähnen zurückbleibenden Speiseresten ansiedeln und diese schnell, zuweilen unter Bildung sehr übler Gerüche, zersetzen. Die hierbei entstehenden Säuren und Gärungsprodukte greifen den die Außenschicht der Zahnkronen bildenden Zahnschmelz an, bringen die im Zahnbein enthaltenen Kalksalze zur Lösung und ermöglichen nun den Bakterien, in die Zähne einzudringen und Zerstörungen ihres Inhalts zu erzeugen, die den Verfall der Zähne beschleunigen, die sogenannte Zahnkaries veranlassen und mancherlei andere Erkrankungen der Mundschleimhaut und der Kiefer zur Folge haben.



Es ist leicht verständlich, daß bei Kindern, deren Milchzähne beim Eintritt des Zahnwechsels kariös sind, auch die bleibenden Zähne sich sofort nach dem Durchbruch an den erkrankten Milchzähnen anstecken und, anstatt bleibende Zähne zu werden, nicht selten schon nach wenigen Jahren gleichfalls zugrunde gehen. Daß dies unnatürlich und im höchsten Grade beklagenswert ist, leuchtet ein. Daß es aber vermeidbar ist und im Interesse der Volksgesundheit vermieden werden muß, ist gleichfalls klar. Denn die ungenügend zerkleinerten und zermahlenen Speisen werden im Magen und Darm mangelhaft verdaut und nicht ausgenutzt; Magenbeschwerden und Verdauungstörungen sind die Folge davon, die mit der Zeit zu ernsten Störungen des Allgemeinbefindens und frühzeitigem Verfall der Kräfte führen. Vorzeitige Invalidität und ein auffallend frühes Altern lassen sich häufig genug auf ein vernachlässigtes Gebiß zurückführen.

Die Ueberzeugung hiervon und die Kenntnis der Maßregeln, die zur Verhütung und Bekämpfung der Zahnkaries geeignet sind, muß in alle Kreise der Bevölkerung getragen werden, um so mehr, als diese Maßregeln so einfach sind. Die erste und wichtigste ist die Gewöhnung an Sauberhaltung des Mundes von frühester Jugend an. Reinlichkeit ist das beste Schutzmittel gegen krankheiterregende Bakterien. So gut unsere Haut nur ordentlich funktionieren kann, wenn wir sie täglich mindestens einmal mit Wasser und Seife reinigen, so gut können die Mundschleimhaut und die Zähne nur gedeihen, wenn wir sie täglich mindestens einmal mit Wasser ausspülen. Freilich, wenn man sieht, wie schwer es zuweilen schon ist, die Kinder zum regelmäßigen Waschen und Baden zu erziehen, wird man sich nicht wundern, daß so viele Kinder und selbst Erwachsene zu einer regelmäßigen Reinigung der Zähne so schwer zu bringen sind.

Diese Reinigung darf sich allerdings nicht auf ein einfaches Ausspülen des Mundes beschränken, es ist vielmehr erforderlich, daß der zwischen den Zähnen sitzende bakterienhaltige Schleim gründlich entfernt wird. Und dies sollte nicht nur einmal täglich bei der morgendlichen Generalreinigung geschehen. Fast noch wichtiger ist es, nach jeder Mahlzeit durch gründliches Ausspülen des Mundes etwa zurückgebliebene Speisereste zu entfernen, damit sie sich nicht zersetzen und durch die dabei entstehenden Säuren die Zähne angreifen können. Reines, lauwarmes Mundwasser, gelegentlich mit einigen Tropfen eines schwach desinfizierenden Mundwassers versetzt, eine nicht zu scharfe Zahnbürste und der möglichst selten in Tätigkeit tretende Zahnstocher, dessen zu häufiger Gebrauch nur das Zahnfleisch angreift, sind alles, was zur Reinigung der Zähne erforderlich ist.

Daneben sollten die Eltern der Kinder nicht versäumen, ihnen von Zeit zu Zeit in den Mund zu schauen und — zu riechen. Ein gesundes Gebiß riecht nicht. Ein übler Geruch aus dem Munde deutet auf etwas Krankhaftes hin und läßt befürchten, daß ein Zahn kariös geworden ist. Ist das der Fall, so sollte sofort ein Zahnarzt befragt und der kranke Zahn behandelt werden, damit die Zahnkaries nicht fortschreiten und auf andere Zähne übergreifen kann. Angesteckte Zähne weiter und weiter verfallen zu lassen, bis sie wegen übermäßiger Schmerzen oder wegen Erkrankung der Wurzelhaut oder der Kiefer gezogen werden müssen, wie es noch in meiner Kindheit häufig geschah, sollte unter allen Umständen vermieden werden. Denn ein jeder Zahn ist ein wichtiger und unentbehrlicher Teil des Körpers, den zu erhalten sich der Mühe und Kosten lohnt.

Bei der Gleichgültigkeit vieler Eltern darf man jedoch die Sorge für die Zahnpflege nicht ihnen allein überlassen. Auch gibt es ja Eltern genug, die in dem Kampf ums Dasein selbst bei bestem Willen nicht die genügende Zeit finden, um die Gesundheit ihrer Kinder wirklich pflegen zu können. Sie müssen oft schon vor Tagesanbruch zur Arbeit gehen und ihre Kinder den größten Teil des Tages sich selbst überlassen. Da müssen andere helfen, und dazu ist in erster Linie die Schule berufen.

Die Schule im weitesten Sinne des Wortes nimmt die gesamte Jugend des Volkes gerade während der so wichtigen Zeit des Zahnwechsels den größten Teil des Tages über in Anspruch. Die meisten Kinder sind schon von Vollendung des sechsten Lebensjahrs ab, also vor Beginn des Zahnwechsels, schulpflichtig. Rechnen wir die Kleinkinderschulen und Kleinkinderbewahranstalten zur Schule hinzu, so wird der Kreis der Kinder, auf die sich die Fürsorge der Schule erstreckt, noch wesentlich vergrößert und die Möglichkeit, durch Mithilfe der Schule unsern Kindern so früh wie möglich einen Begriff von der gesundheitlichen Bedeutung einer vernünftigen Zahnpflege beizubringen, noch erheblich gesteigert.

Daß die Schule nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat, sich an der Ueberwachung der Gesundheit der Schüler zu beteiligen, ist schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erkannt worden. Diese Erkenntnis hat bereits in zahlreichen Orten zur Anstellung von Schulärzten geführt, die die Kinder beim Eintritt in die Schule untersuchen und diese Untersuchung in regelmäßigen Zwischenräumen bis zur Beendigung der Schulzeit wiederholen. Die anfangs vielumstrittene Einrichtung des Schularztes findet mehr und mehr die Anerkennung auch der Lehrer und wird hoffentlich in nicht zu ferner Zeit in allen Lehranstalten Eingang finden.

Daß die Schule auch bei der Zahnpflege mitwirken muß, hat man erst Ausgang des vorigen und Eingang dieses Jahrhunderts eingesehen. Untersuchungen, die hervorragende Zahnärzte, wie Miller, Jessen, Roese u. a., an den verschiedensten Orten Deutschlands, in Städten und auf dem Lande, angestellt haben, haben gezeigt, daß etwa 95 von 100 unserer Volksschulkinder von Zahnkaries befallene Zähne haben. Dies gilt sowohl von Knaben als von Mädchen und ist besonders schlimm in der großstädtischen Bevölkerung, die an den Genuß von Weißbrot gewöhnt ist, während das gröbere Landbrot die Zähne eher zu konservieren scheint. Die Größe dieses Notstandes brachte weitblickende Männer auf den Gedanken, die Schule zum Mittelpunkt des Kampfes gegen die Zahnverderbnis im Volke zu machen. Und obwohl diese Erkenntnis kaum fünfzehn Jahre alt ist, so ist man doch schon in zahlreichen Städten — allein in Deutschland bereits 65 — dazu übergegangen, den Gedanken in die Tat umzusetzen. Zuerst in Straßburg i. E. unter dem Einfluß des genannten Professors Jessen, dann in Darmstadt, Dresden, Köln usw. hat man sogenannte Schulzahnkliniken errichtet, in denen die Volksschulkinder beim Eintritt in die Schule zahnärztlich untersucht und dann, soweit und sooft erforderlich, zahnärztlich behandelt werden. Auch in Groß-Berlin hat man ähnliche Einrichtungen ins Auge gefaßt. In



Berlin befinden sich die Waisenhauskinder in regelmäßiger zahnärztlicher Ueberwachung, in Charlottenburg, Schöneberg, Wilmersdorf ist man im Begriff, Volksschulzahnkliniken zu errichten. Alle diese Bestrebungen aber zusammenzufassen, tatkräftig zu fördern und womöglich allüberall im Deutschen Reich ins Leben zu rufen, das ist die Aufgabe, die das „Deutsche Zentralkomitee für Zahnpflege in den Schulen" sich gestellt hat, und zu deren Erfüllung es alle Volksfreunde zur Mithilfe aufruft.

Die Bezeichnung „Schulzahnklinik" ist nicht ganz zutreffend. Denn unter Klinik versteht man ein Krankenhaus, in dem Kranke dauernd untergebracht sind und zugleich dem akademischen Unterricht dienen. Die Anstalten, in denen Volksschulkinder zahnärztlich untersucht und behandelt werden sollen, lassen sich eher mit Polikliniken vergleichen, die nur zur ambulatorischen Behandlung von Kranken bestimmt sind. Ich würde den Namen „zahnärztliche Fürsorgestellen" vorziehen, indessen hat diese Bezeichnung den Beifall der Zahnärzte nicht gefunden. Es ist ja auch schließlich gleichgültig, wie die Einrichtung bezeichnet wird, wenn man nur weiß, was man darunter zu verstehen hat. Es sind öffentliche zahnärztliche Sprechstunden für Volksschüler, in denen diese nicht nur beraten, sondern auch behandelt werden.

Es ist anzuerkennen, daß die Zahnärzte sowohl wie die Schulmänner diesen Bestrebungen von Anfang an das größte Interesse entgegengebracht haben. Das ist ja auch verständlich. Mit der wachsenden Erkenntnis von der Notwendigkeit einer vernünftigen Zahnpflege in der Bevölkerung wächst ja auch der Einfluß und die Wirkungsphäre des zahnärztlichen Standes. Und mit der Gesundheit der Schulkinder müssen die Erfolge des Schulunterrichtes zur Freude der Lehrer wachsen. Aber neben den Zahnärzten und den Lehrern haben auch die Behörden erkannt, daß sie ein gutes und volkswirtschaftlich vielversprechendes Werk tun, wenn sie die Errichtung von Schulzahnkliniken fördern.

Die Errichtung und Unterhaltung von Schulzahnkliniken erfordert freilich nicht unerhebliche Mittel. Als einmalige Ausgaben kommen die Kosten für Untersuchungsstühle, Instrumente, Wäsche, Möbel usw. in Betracht. Die laufenden Unterhaltungskosten setzen sich aus den Gehältern der Zahnärzte, Assistenten, Schwestern und Wärter und den Ausgaben für die Anmietung der Räume, für Beleuchtung, Heizung, Wasserversorgung, für Verbandmittel, Reinigung der Wäsche usw. zusammen. Nach den Erfahrungen, die in Straßburg i. E. gemacht worden sind, belaufen sich die Unterhaltungskosten auf etwa eine Mark auf den Kopf und das Jahr. Das klingt nicht viel, bedeutet aber z. B. für Berlin mit seinen 250 000 Volksschulkindern eine jährliche Ausgabe von 250 000 Mark, eine auch für eine Millionenstadt bemerkenswerte, wenn auch nicht unerschwingliche Ausgabe.

Wer soll nun diese Kosten tragen? Der Staat, der die allgemeine Schulpflicht eingeführt hat? Oder die Kommunen, denen die Unterhaltung der Schulen obliegt? Oder die Eltern, denen die Kinder gehören? Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß weder der Staat noch die Kommune zu solchen Aufwendungen verpflichtet, daß sie vielmehr lediglich Sache der Eltern sind. Ebensowenig zweifelhaft aber ist es, daß die Mehrzahl der Eltern zur Aufbringung auch nur der kleinen Ausgabe von jährlich einer Mark für das Schulkind nicht in der Lage ist. Hier helfend einzugreifen, ist Sache der öffentlichen Wohltätigkeit unter Leitung und tatkräftiger Mitwirkung von Staat und Gemeinde. Weitsichtige Kommunen sollten die Ausgabe nicht scheuen, für die Errichtung und Unterhaltung der Schulzahnkliniken Mittel in den Etat einzustellen. Die Eltern der Schulkinder werden es ihnen danken und, soweit sie dazu imstande sind, gern bereit sein, durch Erhöhung des Schulgelds um eine Mark jährlich zu den Kosten der Einrichtung beizutragen.

In dieser Weise scheint man jetzt in Hannover vorgehen zu wollen, wo eine von privater Seite errichtete Zahnpoliklinik voraussichtlich demnächst in eine städtische Schulzahnklinik umgewandelt werden wird. Soweit sich die Kommunen nicht dazu entschließen, die Einrichtung und Unterhaltung der Schulzahnklinik selbst in die Hand zu nehmen, was zweifellos das empfehlenswerteste wäre, werden private Organisationen, Lokalkomitees für Zahnpflege in den Schulen, dies in die Hand nehmen müssen. Die Kommunen werden es als eine Ehrenpflicht betrachten, diese Komitees durch einmalige und laufende Beiträge in der Erfüllung ihrer hygienisch und sozialpolitisch so wichtigen Aufgabe zu unterstützen. Den dann noch erforderlichen Rest der Unterhaltungskosten werden die Lokalkomitees durch die Beiträge ihrer Mitglieder decken können.

Bereitet so die Errichtung von Schulzahnkliniken in größeren Städten keine erheblichen Schwierigkeiten, so ist das schon weniger leicht in kleinen Städten und sehr schwierig auf dem Lande. Indessen wird sich bei ernstlichem Willen auch dort die Aufgabe lösen lassen. In kleinen Städten wird sich ein Zahnarzt unter Gewährung von Beihilfen aus öffentlichen oder privaten Mitteln zur Abhaltung unentgeltlicher Sprechstunden für Schulkinder bereitfinden lassen. Auf dem Lande werden sich mehrere benachbarte Ortschaften oder alle Orte eines Kreises zur Bildung eines Zweckverbandes für Errichtung und Unterhaltung einer Schulzahnklinik zusammenschließen können, die an einem Ort, etwa der Kreisstadt, ihr Domizil aufschlägt und erforderlichenfalls in den übrigen beteiligten Ortschaften vorübergehend in Tätigkeit tritt als eine Art von Wander-Schulzahnklinik. „Wo ein Wille, da ist auch ein Weg!" Das wird sich auch hier zeigen, wenn man nur schnell und entschlossen an die Erfüllung dieser für den ersten Augenblick fast unerfüllbar erscheinenden Aufgabe herantritt.

Das deutsche „Zentralkomitee für Zahnpflege in den Schulen" kann sich nicht der Aufgabe unterziehen, selbst Schulzahnkliniken einzurichten und zu unterhalten. Es kann nur anregend und mahnend wirken, damit an möglichst vielen Orten die Kommunen oder Lokalkomitees zur Errichtung von Schulzahnkliniken schreiten. Zu diesem Zwecke wird es nach Orten, an denen die Errichtung von Schulzahnkliniken seines Erachtens erwünscht ist, Wanderredner entsenden, um die Bewegung in Fluß zu bringen. Falls erforderlich, und soweit seine Mittel dies gestatten, wird es die Lokalkomitees auch durch Gewährung angemessener einmaliger oder laufender Beihilfen unterstützen.

Neben der Errichtung von Schulzahnkliniken beabsichtigt das Zentralkomitee zur Belehrung der gesamten Bevölkerung durch Herausgabe und möglichst weite Verbreitung gemeinverständlicher Schriften über rationelle Zahnpflege beizutragen. Auch wird es bei den staatlichen und städtischen Behörden dafür eintreten, daß



Belehrungen über Zahnpflege in den Unterricht in den Schulen aller Gattungen von der Kleinkinderschule bis zu den höheren Lehranstalten hinauf aufgenommen werden.

Zur Durchführung dieser Aufgaben bedarf das Zentralkomitee erheblicher Mittel. Es hofft daher, möglichst viele zahlende Mitglieder zu gewinnen — der Jahresbeitrag beträgt drei Mark — und auch größere einmalige Zuwendungen von seiten leistungsfähiger Volksfreunde zu erhalten. Nach den Statuten erlangt man durch einmalige Zahlung von 100 Mark die lebenslängliche Mitgliedschaft und durch einmalige Zahlung von 1000 Mark die Bezeichnung eines Stifters. Anmeldungen zum Beitritt sind an den Schriftführer Zahnarzt Dr. E. Schmidt, Berlin W 9, Potsdamer Straße 133, zu richten, Beiträge nimmt der Schatzmeister Herr Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Hemptenmacher, Depositenkasse C der Commerz- und Discontobank, Berlin NW 7, Charlottenstraße 47, entgegen.

Die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist gekennzeichnet durch einen gewaltigen Fortschritt in der Erkenntnis der Ursachen großer Volkskrankheiten und der Mittel zu ihrer Bekämpfung. Cholera, Diphtherie, Pest und Tuberkulose haben seitdem die Schrecken verloren, die sie früher verbreitet haben. Auch einen gewaltigen Aufschwung der öffentlichen Gesundheitspflege hat jene Zeit gebracht und uns gelehrt, wie Wasserversorgungsanlagen und Einrichtungen zur Beseitigung der Abfallstoffe auf Schlacht- und Viehhöfen und dergleichen zweckentsprechend zu gestalten und unsere Wohnungen gesundheitsgemäß einzurichten sind. — Das Jahrhundert, in dem wir leben, scheint eine andere Aufgabe zu haben. Es scheint weniger unsere theoretisch hygienischen Kenntnisse vermehren, als ihre Uebertragung in die Praxis bewirken zu sollen. Die Verhütung und Bekämpfung der Tuberkulose, der Geschlechtskrankheiten, des Krebses, des Alkoholmißbrauches, der Säuglingssterblichkeit und der Zahnkaries in allen Schichten der Bevölkerung sind solche Aufgaben, die mit Energie in Angriff genommen worden sind. Neben der sozialpolitischen Gesetzgebung, deren segensreiche Wirkungen mehr und mehr zutage treten, werden jene Bestrebungen dazu beitragen, die Gesundheit des Volkes zu erhöhen, die Lebensdauer des einzelnen zu verlängern, das Wohlbehagen, die Leistungs-, Erwerbs- und Wehrfähigkeit unseres Volkes zu befestigen und zu mehren. Die Aufgaben sind vielseitig und schwer, die zu ihrer Durchführung erforderlichen Mittel sind groß, aber das Ziel, das es zu erreichen gilt, ist köstlich und wahrhaftig des Schweißes der Edlen wert.

Je eifriger und erfolgreicher sich die Schule an diesen Aufgaben beteiligt, um so mehr wird sie ja dann, was sie sein soll, zur Lehrmeisterin des ganzen Volkes in allem Guten, Wahren und Schönen.

Deiche und Deichbrüche.

Von Dr.-Ing. H. Keller.

Die neusten Vorgänge an der unteren Elbe haben die allgemeine Aufmerksamkeit auf unsere Deiche gerichtet, die zum Schutze der Stromniederungen gegen Hochwasser bestimmt sind. Auf die jüngsten Ereignisse selbst näher einzugehen, müssen wir uns versagen. Aber an ihre Schilderung hat die Tagespresse mancherlei Bemerkungen geknüpft, die es vielleicht wünschenswert erscheinen lassen, einen Blick auf die Deichverhältnisse im allgemeinen zu werfen.

Ein Deich, der das Hochwasser eines Binnenstroms oder des Meeres an der Ueberflutung des eingedeichten Geländes verhindern soll, ist kein einfacher Erddamm, der für Straßen oder Eisenbahnen genügen würde. Ein Deich muß vor allem geeignet sein, dem Wasserdruck zu widerstehen, der ihn auf seiner Unterlage fortzuschieben oder in den Untergrund hineinzupressen bemüht ist. Er muß dicht genug sein, um durch Einsickern des Außenwassers nicht durchweicht zu werden, und um Durchquellungen zu verhüten. Er muß ausreichende Höhe besitzen, um dem Ueberlaufen des Wassers vorzubeugen, wenn dies bis zum höchsten bekannten Stande anwächst. Hiernach richtet sich die Höhenlage der Deichkappe über dem Untergrund, während die Breite der Kappe (Krone) des Deiches so groß anzunehmen ist, daß sie bei der Verteidigung zur Hochwasserzeit mit Wagen befahren werden kann, um die hierzu erforderlichen Stoffe herbeizuschaffen. Die Standfähigkeit und die Erzielung einer kräftigen Rasendecke bedingen flachere Böschungen, als man den Straßen- und Eisenbahndämmen zu geben pflegt, namentlich eine flache Anlage der Außenböschung, die den Angriffen der Strömung und des Wellenschlags ausgesetzt ist. Die Dichtigkeit erfordert eine sorgfältige Auswahl der Deicherde und ihre Schüttung in dünnen Lagen, die durch Stampfen und Abrammen zu einem möglichst undurchlässigen Erdkörper vereinigt werden. Wie hoch die Deichkappe über den bekannten höchsten Wasserstand zu legen ist (Freibordhöhe), hängt wesentlich von der besonderen Lage des Deiches und von seiner Bedeutung für die zu schützende Niederung ab. Sind keine erheblichen Beschädigungen der Rasendecke durch Eisgang, ist kein hohes Aufschieben der Eisschollen oder kein gefährliches Auflaufen der brandenden Wellen an der Außenböschung zu besorgen, so reicht ein kleineres Maß für die Freibordhöhe aus als bei den Deichen, die ungünstig gegen Wind und Stromstrich liegen, besonders bei den ohne Vorland unmittelbar am Stromufer gelegenen Schardeichen. Noch größer wählt man die Freibordhöhe an solchen Strecken, deren Durchbruch wegen der Gefahr für dichtbevölkerte Ortschaften oder aus anderen Gründen besonders nachteilig wäre. Ueberall diese Vorsicht zu gebrauchen, würde jedoch zu unerschwinglich hohen Kosten führen. Vielfach muß man sich damit zufrieden geben, in Fällen außergewöhnlichen Bedarfes eine Erhöhung des Deiches vorübergehend mit sogenannten Aufkadungen auf der Deichkappe zu bewirken.

Nach einer langen Reihe von Jahren, in denen die Abwehr der Eisgefahren leicht gelang, ruft der diesmalige Winter wieder ins Gedächtnis, daß die Zeit des Eisganges für die Niederungsbewohner eine Zeit banger Sorge ist. Der Schutz, den die Deiche bieten, ist kein unbedingter, ebensowenig oder noch weniger für die Niederungen an unseren norddeutschen Binnenströmen



als für die vom Po und von der Etsch durchflossene oberitalienische Tiefebene oder als für die umfangreichen Marschen in den Niederlanden und an unserer deutschen Nordseeküste.

Der gegenwärtig überschwemmte Landstrich an der Elbe gegenüber der Havelmündung, die altmärkische Wischeniederung, ist bereits im zwölften Jahrhundert eingedeicht worden, als sie mit Niederländern besiedelt wurde, die aus ihrer Heimat die Kenntnis des Deichwesens mitbrachten. Und dorthin nach den Mündungsgebieten des Rheins, der Maas und Schelde haben die Römer die Kunst des Deichbaues übertragen, die sie am Po und an den Alpenflüssen Veneziens erlernt hatten. Wie im südlichen Italien die Erdbeben, so waren im nördlichen die Ueberschwemmungen von jeher eine Landplage. Als wär's heute geschrieben, so anschaulich und zutreffend schildert der römische Dichter Lucan einen Bruch des Podeiches, vom wütenden Anprall der Wogen verursacht. In zwei Jahrtausenden dürften wohl alle Möglichkeiten des ungünstigen Zusammentreffens von Umständen, die Gefahr für die einzelnen Stellen der oberitalienischen Deiche bringen, erschöpft sein. Viele Menschengeschlechter haben voneinander gelernt, um die einst zu schwachen Dämme zu verstärken, zu erhöhen und zu Riesendeichen auszubauen, an denen die brausenden Fluten des Herbsthochwassers vergebens nagen und wühlen. Bei der letzten gewaltigen Ueberschwemmung von 1872 waren im Mündungsgebiet des Po über 3000 Quadratkilometer Ländereien viele Monate lang unter Wasser gesetzt. So ausgedehnt sind die Niederungen, so dicht besiedelt mit Dörfern und volkreichen Städten, so groß die gefährdeten Werte in der üppigen Landschaft, daß der gute Deichschutz eine Frage von öffentlicher Bedeutung ersten Ranges ist. Nicht nur die zunächst beteiligten Grundbesitzer und Bewohner der eingedeichten Flächen tragen zu den Kosten der Instandhaltung und Verteidigung der Deiche bei, sondern der Staat selbst tritt dafür ein. Ein solches Eintreten des Staates für den Deichschutz der schwer gegen Hochwasser zu verteidigenden Niederungen findet auch in anderen Ländern statt, wo durch Ausuferung der Strömung eine dauernde Verlegung des Strombettes zu befürchten wäre. In Deutschland bietet der Rhein ein Beispiel für die verschiedenartige Handhabung der Deichbaupflicht. Während am Oberrhein bis hinab nach Bingen die Herstellung und Instandhaltung der zur Abwehr des Hochwassers dienenden Deiche eine Last des Staates unter Mitwirkung der Kommunalverbände ist, liegt an den unteren Strecken des Rheins die Verpflichtung zum Deichbau und zur Tragung der Unterhaltungskosten den in Genossenschaften vereinigten Besitzern der eingedeichten Grundstücke ob. Dies gilt als Regel bei den norddeutschen Fluß- und Seedeichen, die (mit Ausnahme der minder wichtigen Privat- und Gemeindedeiche) größtenteils den Deichverbänden der Niederungsbesitzer gehören nach dem alten deutschen Rechtsgrundsatz: Kein Deich ohne Land, kein Land ohne Deich. Häufig drücken die mit den Grundstücken unablöslich verbundenen Deichlasten schwer auf den Eigentümer. „Wenn die Deichlasten nicht wären," sagt ein ditmarsisches Sprichwort, „so könnte der Bauer mit silbernem Pfluge pflügen."

Verbandsdeiche sind namentlich fast ausnahmslos die Winterdeiche der Stromniederungen und Seemarschen, d. h. jene Deichanlagen, die die höchsten überhaupt zu erwartenden Wasserstände von den eingedeichten Flächen völlig abhalten sollen (geschlossene Deiche), oder die wenigstens eine Durchströmung bei solchen Wasserständen verhindern, ohne den Rückstau von unten abzuwehren (offene Deiche). Abgesehen von der Oder, deren größte Hochfluten in den Sommermonaten stattgefunden haben, finden die bedeutendsten Hochwassererscheinungen bei unseren norddeutschen Strömen gewöhnlich im Winterhalbjahr November-April statt. Am Niederrhein und an der Weser rufen die Herbst- und Winterregen zuweilen sehr starkes Hochwasser hervor, ohne daß die Abschmelzung des Schnees erheblich zur Steigerung der Abflußmengen beiträgt. Bei den weiter ostwärts gelegenen Strömen verursacht dagegen in erster Linie die Schneeschmelze das Entstehen der winterlichen Hochfluten. Vorübergehendes plötzliches Tauwetter kann sie im eigentlichen Winter erzeugen. Häufiger verschieben sie sich bis zur endgültigen Schneeschmelze im März, und die aus den weiten Schneefeldern Polens und Litauens gespeisten Frühjahrsfluten des Weichsel- und Memelstroms währen oft bis zum Beginn des Sommerhalbjahrs. Sommerliche Hochfluten treten in den meisten norddeutschen Strömen selten mit solcher Höhe auf, daß die Winterdeiche in Anspruch genommen werden. Um jedoch den Graswuchs der niedrigen Vorländer gegen Verschlammung oder das geerntete Heu gegen Fortschwemmen zu sichern, sind die Außendeichflächen vielfach zur Abwehr der minder hohen Anschwellungen des Sommerhalbjahrs mit kleineren, vom winterlichen Hochwasser überströmten Sommerdeichen geschützt.

An der Weser, die nur ganz ausnahmsweise von sommerlichem Hochwasser derart heimgesucht wird, daß die niedrigen Sommerdeiche keinen ausreichenden Schutz gewähren, liegen die wertvollsten Niederungsgrundstücke nicht hinter den Deichen, sondern im Vorlande, wo sie beim Winterhochwasser mit fruchtbaren Sinkstoffen bereichert und wohltätig durchfeuchtet werden. Auch bei den anderen Strömen macht sich mehr oder weniger als Nachteil geltend, daß die von den Winterdeichen umschlossenen Flächen den befruchtenden Ueberschwemmungen entzogen sind, anderseits aber bei lange andauerndem Außenhochwasser von dem unter dem Deich hindurchsickernden und in der Niederung aufsteigenden Quell- oder Kuverwasser in schädlicher Weise ausgelaugt werden. Hierzu kommen noch weitere Nachteile: die erschwerte Entwässerung des eingedeichten Landes, die Erhöhung des Hochwasserstandes durch Aufstau, schließlich eine für die Unterlieger ungünstige Verkleinerung des Ueberschwemmungsgebiets, wodurch die Abflachung der Hochflutwelle vermindert und ihre Fortschrittsgeschwindigkeit vergrößert wird.

Durch die ehemals planlose Anlage der ohne Rücksicht auf den Hochwasserabfluß hergestellten Eindeichungen wird nicht nur der geregelte Verlauf der Flutwellen beeinträchtigt, sondern öfters auch die Instandhaltung der Deiche selbst erschwert und das eingedeichte Gelände gefährdet. Aehnlich wirken die sonstigen Abflußhindernisse im Hochwasserbett, natürliche und künstliche, z. B. Brücken mit zu engen Durchflußöffnungen. Wo Verbesserungen in dieser Hinsicht erwünscht oder geradezu notwendig wären, ist den mit der Fürsorge für die Stromniederungen betrauten Behörden wohlbekannt. Aber die Geldmitel zur Beseitigung aller Gefahren würden sich auf so hohe Summen belaufen, daß die Vorbeugung der gesamten Schäden kostspieliger wäre, als die in ungünstigen Fällen hier und da

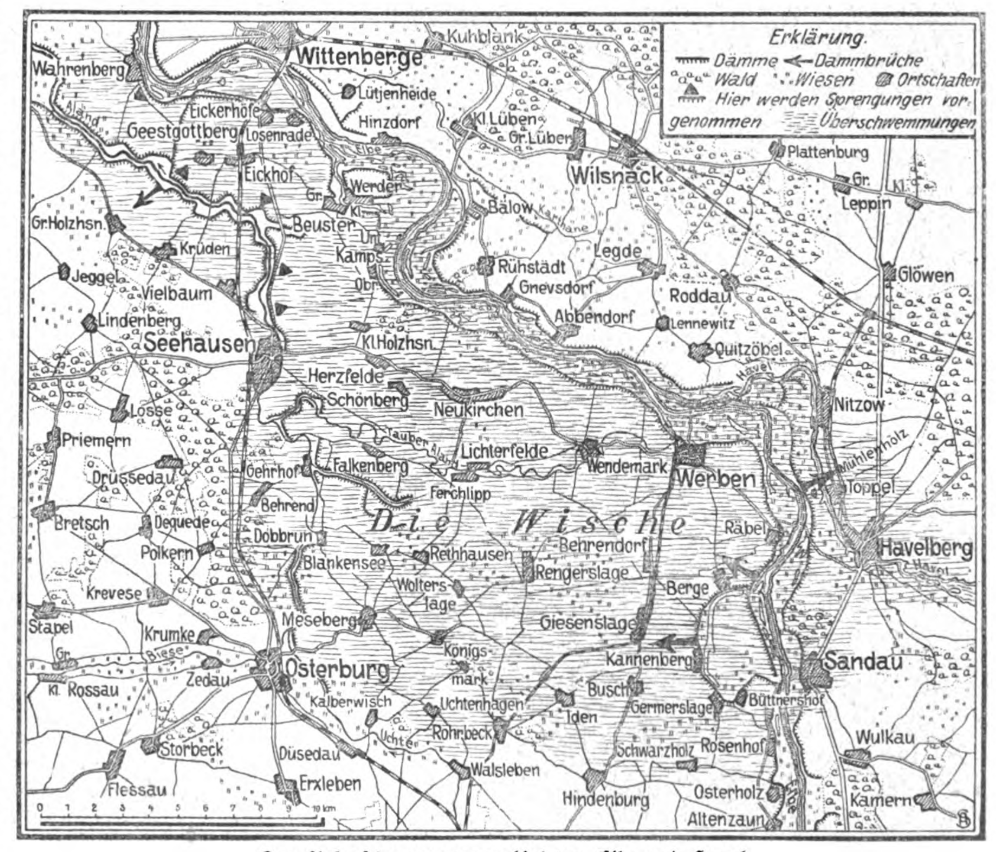


auftretenden einzelnen Schaden sein können. Im großen ganzen wird man sich begnügen müssen, auf Grund der über den Verlauf der Hochfluten gesammelten Kenntnisse die bestehenden Deichverhältnisse, wenn sich Gelegenheit bietet, zu verbessern und jedenfalls ihre Verschlechterung zu verhüten, das noch vorhandene Ueberschwemmungsgebiet leistungsfähig zu erhalten und an besonders gefährdeten Stellen die Freilegung des Hochwasserbettes anzustreben. Könnte man frei schalten und walten, so würden viele Winterdeiche abgebrochen oder doch in Sommerdeiche umgewandelt werden, besonders bei Niederungen von geringer Breite, bei denen die Deiche übermäßig lang im Vergleich zu der geschützten Fläche sind. Ein so tiefer Eingriff in das geschichtlich Gewordene verbietet sich jedoch in der Regel aus wirtschaftlichen Gründen.

Nur ausnahmsweise liegen in unseren Stromniederungen so umfangreiche, für die Deichlasten beitragspflichtige Flächen im Schutze der Deiche, daß diesen ein gewisses Uebermaß an Stärke gegeben werden kann, das gerade noch ausreicht, wenn unvermutete Vorkommnisse eintreten. Dies gilt z. B. für die Deiche im Mündungsgebiet der Weichsel, am Oderbruch und für die meisten Seedeiche, die gegen die Sturmfluten der Nordsee Schutz gewähren. Gewöhnlich beträgt die Freibordhöhe über dem höchsten bekannten eisfreien Hochwasserstand einen halben bis einen Meter. Ein solcher Spielraum ist bei Winterdeichen erforderlich und in der Regel genügend, um das Ueberlaufen der Deichkrone auch unter außerordentlichen Umständen zu verhindern oder doch die Verteidigung des Deiches durch Verstärkung und Aufschüttung zu ermöglichen. Allerdings können Fälle eintreten, in denen eine solche Freibordhöhe nicht genügt: wenn ein schwerer Eisgang ins Stocken gerät, wenn die meterhoch zusammengefrorenen Eisschollen an den Deichböschungen entlang auf die Deichkappe gepreßt werden, wenn der durch Verstopfung des Flußbettes mit Eis angestaute Strom höher und höher anschwillt, bis das Ueberlaufen beginnt und der geschwächte Deich dem Andrange der Fluten nicht mehr zu widerstehen vermag.

Die Eisverhältnisse spielen beim Verlaufe der Winterhochfluten unserer Ströme oft eine hervorragende Rolle, nicht selten die Rolle des blinden Zufalls. Am schlimmsten sind keineswegs die sehr kalten Winter mit lange anhaltendem Frostwetter, sondern die mäßig kalten wechselvollen Winter, in denen beim vorübergehenden Tauwetter die Eisdecke sich löst und der Eisgang beginnt, aber bald wieder durch Rückfall des Frostes unterbrochen wird. Dann schieben sich, wo das Stocken seinen Anfang nimmt, die Eisschollen untereinander, und ihre Zwischenräume werden mit Schlammeis so fest geschlossen, daß die so entstandene Eisversetzung einen beträchtlichen Teil des Stromquerschnitts versperrt. Tritt der Neufrost ein, während eine Flutwelle in Bewegung ist, die weiter oberhalb viel Treibeis gelockert hat und vor sich herschiebt, so wird dieser schwere Eisgang an jener Versetzung aufgehalten und auf langer Strecke oberhalb frischer Eisstand erzeugt: aber kein glattes Spiegeleis, sondern ein wüstes Gewirr der jüngst entstandenen und der bei stetig steigendem Hochwasser unablässig herbeigeschwemmten Eismassen. Wenn dann nicht unter dem zunehmenden Druck des angestauten Wassers die Eisstopfung nachgibt und abgeht, so geben schließlich die Deiche nach. Der Strom ergießt sich gewaltsam in die Niederung und fließt erst unterhalb der verstopften Strecke wieder in sein Bett.

Auf solche Weise sind ehemals bei unseren Strömen zuweilen bleibende Verlegungen des Strombettes entstanden, oder die ausgeuferte Strömung hat viele Wochen hindurch, bevor die Eisstopfung vom Tauwetter beseitigt war, meilenweit ihren Weg durch die Niederungen genommen, bis es endlich gelang, sie in das alte Bett zurückzuleiten. Dem wird bei der diesjährigen Eisstopfung in der unteren Elbe durch die Eisbrech-



Das Ueberschwemmungsgebiet der Elbe und Havel.

dampfer der preußischen Elbstrombauverwaltung begegnet, die nach mehrfach seit Dezember wechselndem Eisstand und Eisgang am künstlichen Aufbruch der Eisdecke vom Tidegebiet stromaufwärts wieder begonnen hatten, als anfangs Februar das plötzliche Tauwetter in den Quellgebieten der Elbe und Saale eine Winterhochflut und allenthalben starken Eisgang erzeugte. Wenn es den braven Schiffen diesmal zwar nicht glückte, wie in den letzten beiden Jahrzehnten alljährlich, die durch das Eis gefährdeten Deiche vollständig vor Brüchen zu bewahren, so ist ihnen doch die wichtige Aufgabe zugefallen, weiteres Unheil von den eingedeichten Niederungen abzuhalten, die verstopfte Stelle des Stroms vom Eise zu befreien und seine unbändigen Wogen wieder abzulenken aus den überschwemmten Fluren, um die Deichbrüche schließen zu können und eine Stromverlegung zu verhüten.

Unsere Bilder

König Alfons von Spanien (Abb. S. 355) ist ein eifriger Freund des Sports. Er hat kürzlich mehreren Flügen des amerikanischen Aviatikers Wilbur Wright und seiner Schüler in Pau beigewohnt und konnte nur mit Mühe davon abgehalten werden, selbst eine Fahrt durch die Luft mitzumachen. Er begnügte sich auf Bitten seiner Umgebung schließlich damit, den Apparat auf der Erde zu besteigen und sich von Wright dessen Einzelheiten erklären zu lassen. Im Mai des Jahres wird sich Gelegenheit bieten, den großen Flugtechniker auch bei uns zu sehen, da Mr. Wright auf Veranlassung des „Berliner Lokalanzeiger" bei Berlin Flugversuche unternehmen wird.

Monarchenbegegnung in Villa Vicosa (Abb. S. 357). König Manuel von Portugal hat in Villa Vicosa an der Ostgrenze seines Landes den Besuch des Königs Alfons von Spanien erhalten. Die beiden Monarchen, die sehr freundschaftlich miteinander verkehrten, haben sicherlich auch politische Fragen beraten; den Hauptgegenstand ihrer Unterredungen aber soll eine dynastische Frage gebildet haben: der Wunsch König Manuels, sich mit einer englischen Prinzessin zu verloben.

Der Bund der Landwirte (Abb. S. 356) hat wie gewöhnlich im Monat Februar im Zirkus Busch in Berlin seine Generalversammlung abgehalten, auf der auch die politischen Fragen, die zurzeit im Vordergrunde des Interesses stehen, besprochen wurden; in erster Reihe die Reichsfinanzreform. Dem Reichskanzler wurden dabei noch wohlwollende Worte gewidmet, aber die Nachlaßsteuer, die einen Teil der Reform bilden soll, wurde auf das entschiedenste verurteilt. Unter denen, die sie bekämpften, befand sich auch der frühere Landwirtschaftsminister von Podbielski, der von der Versammlung begeistert gefeiert wurde.

Großfürst Wladimir von Rußland (Porträt S. 357) ist am 17. Februar, 62 Jahre alt, in Petersburg gestorben. Großfürst Wladimir, ein Onkel des Zaren, auf den er großen Einfluß ausübte, galt als einer der entschiedensten Vertreter des alten Regimes in Rußland. Der Verewigte, dessen Witwe Maria Pawlowna eine geborene Herzogin zu Mecklenburg ist, war am Berliner Hof ein gern und nicht selten gesehener Gast.

Schua es Saltaneh (Porträt S. 357), der älteste Bruder des Schahs von Persien, ist bei seiner Rückkehr von einer Reise nach Europa in Rescht den Revolutionären in die Hände gefallen, die sich seiner als einer wertvollen Geisel versichert haben. Der Streich liefert einen deutlichen Beweis dafür, daß die Aufständischen keineswegs nur in Täbris eine Machtstellung einnehmen, wie die offiziösen persischen Stimmen gern glauben machen möchten.

Arthur Vollmer (Abb. S. 361), der beliebte Charakterkomiker des Königlichen Schauspielhauses in Berlin, feiert am 2. März seinen 60. Geburtstag. Seit 35 Jahren wirkt er an der Königlichen Bühne, getragen von der sich stetig steigernden Gunst des Publikums. Vollmer hatte sich ursprünglich dem Studium der Musik ergeben; er war mehrere Jahre Kapellmeister, ehe er selbst die Bühne betrat. Der Künstler gehört zu den bedeutendsten im Reiche Thaliens; er ist, was jeder Schauspieler sein sollte, ein echter Menschendarsteller.

Marcella Sembrich (Abb. S. 361) hat nach einer Pause, die ihren zahlreichen Freunden viel zu lang erschien, wieder einmal ein Konzert in Berlin gegeben. Die Meistersängerin, die in den letzten Jahren ihre Kunst nur in Amerika ausübte und dort auf dem Podium wie auf der Bühne die größten Triumphe feierte, gedenkt sich in Zukunft vom Theater zurückzuziehen. Aber ob sie den Vorsatz streng durchführt, bleibt abzuwarten, denn sie wird sicherlich von vielen Seiten bestürmt werden, ihm untreu zu werden.

Hochwasser der Elbe und Havel (Abb. S. 358 u. 359). Nachdem in der ersten Hälfte des Monats Februar hauptsächlich die kleinen Flüsse in Deutschland aus ihren Ufern getreten sind, hat die Flutwelle sich in die großen fortgepflanzt, und namentlich die Elbe und die Havel haben die an ihren Rändern gelegenen Niederungen weithin überschwemmt. Eisstauungen hinderten die Wasser, in dem natürlichen Flußbett talwärts zu fließen, so daß sie gezwungen waren, andere Wege zu suchen, und die Folge waren gefährliche Deichbrüche an verschiedenen Stellen. Einzelne Orte, wie die Stadt Seehausen, waren zeitweise ganz vom Verkehr abgeschlossen. Die Not in der ganzen Gegend ist groß, und tatkräftige Hilfe wird dringend erbeten.

Karneval (Abb. S. 360 und 362). Der Karneval spielt im Leben der Rheinländer eine solche Rolle, daß sie neuerdings versuchen, ihn, wenigstens in geschlossener Gesellschaft, auch in anderen Gegenden, in denen sie sich niedergelassen haben, heimisch zu machen. Die eigentliche Residenz des lustigen Prinzen ist natürlich Köln, und die Ehrungen, die ihm dort erwiesen werden, gipfeln in dem großen Umzug am Rosenmontag. In diesem Jahr haben sich die Kölner Mühe gegeben, ihn humoristisch im höheren Sinn auszugestalten, indem sie zur leitenden Idee machten, daß wir in einer verkehrten Welt leben. — Wie überall, wo er sich einmal eingebürgert hat, brachte der Karneval auch in Nizza wieder allerhand Vergnügungen und Lustbarkeiten. Da wurde wohl mehr Luxus getrieben, sonst aber zeigte der Fasching an der Riviera eine große Aehnlichkeit mit dem am Rhein.

Personalien (Porträte S. 361). Jean Richepin, der kürzlich als Mitglied in die Akademie von Frankreich eingezogen ist, steht im Alter von 59 Jahren. Er hat als Dramatiker und Romancier seinen Namen auch in Deutschland bekanntgemacht. — Zum Oberprokurator des heiligen Synods in Rußland wurde das Mitglied des Reichsrats Lukjanow ernannt. Lukjanow, seines Zeichens Mediziner, war früher Unterrichtsminister und hat in dieser Stellung alle liberalen Regungen bekämpft. — In München starb im Alter von 85 Jahren der bayrische Generalmajor a. D. Heinrich von Reder. Der Verewigte, der von 1848—1881 im aktiven Heeresdienst gestanden hat, ist weiteren Kreisen als feinsinniger Lyriker bekannt geworden. — Zu der Veröffentlichung des Porträts des Prinzen Friedrich zu Schaumburg-Lippe und der Prinzessin Anna Antoinette von Anhalt auf Seite 314 der vorigen Nummer bemerken wir berichtigend, daß auf Schloß Georgium bei Dessau nicht die Vermählung, sondern die Verlobung des fürstlichen Paares gefeiert wurde.

Die Toten der Woche

Dr. Karl August Bolle, bekannter Dendrologe, † in Berlin am 19. Februar im Alter von 88 Jahren.

Abbé Pierre Chanoux, Leiter des Hospizes vom kleinen St. Bernhard, † im Alter von 81 Jahren.

Generalleutnant z. D. Graf Sigmar zu Dohna-Schlobitten, † in Berlin am 21. Februar im Alter von 90 Jahren.

Otto Graul, Administrationschef des Kleinen Theaters, † in Berlin am 20. Februar im Alter von 45 Jahren.

Gräfin Isabella Kwilecka, Heldin des bekannten Prozesses, † in Breslau am 21. Februar im 63. Lebensjahr.

Generalmajor a. D. Heinrich v. Reder, hervorragender süddeutscher Lyriker, † in München am 17. Februar im Alter von 85 Jahren. (Portr. S. 361.)

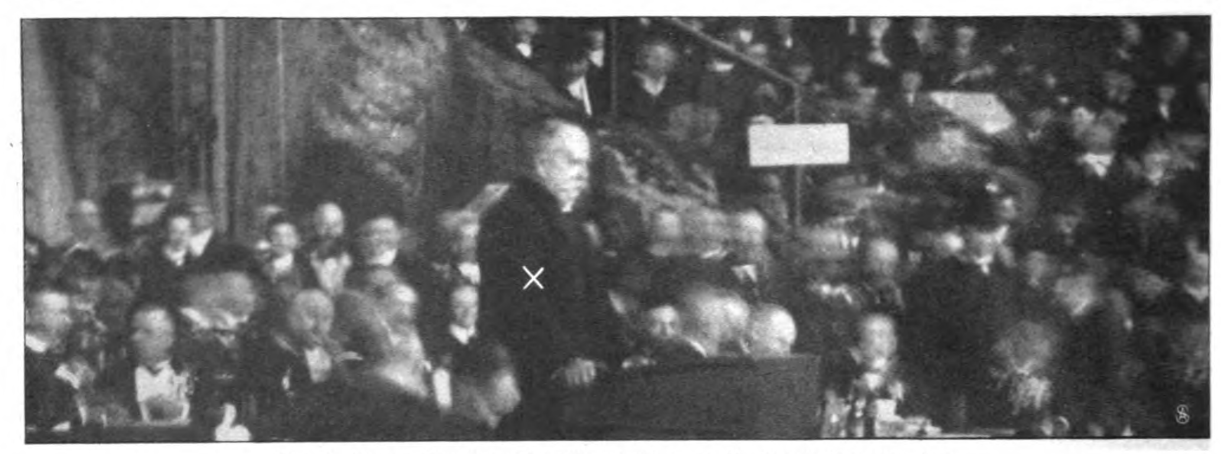
Großfürst Wladimir von Rußland, der Onkel des Zaren, † in Petersburg am 17. Februar im Alter von 61 Jahren. (Portr. S. 357.)



Bilder vom Tage

Die Wrightsche Flugmaschine in Pau.

König Alfons von Spanien (×) und Wilbur Wright am Steuer des Aeroplans.



Der frühere Landwirtschaftsminister v. Podbielski (·) redet

Die Teilnehmer mit ihren Damen während der ersten Sitzung.

Die Generalversammlung des Bundes der Landwirte im Zirkus Busch zu Berlin.

Spezialaufnahmen für die „Woche".



Phot. Benoliel Copyright Worlds Graphic Preß.

Die Begegnung der Monarchen von Spanien und Portugal: König Alfons und König Manuel in Villa Vicosa.



Hofphot T. H. Voigt.

Großfürst Wladimir von Rußland † Onkel des Zaren.



Schua es Saltaneh, Bruder des Schahs von Persien, wurde von den Revolutionären gefangengenommen.



Dammdurchbruch bei Mühlenholz a. d. Havel.



Verkehr über die Elbe bei Sandau.



Ueberschwemmte Gärten in Havelberg.

Aus dem Ueberschwemmungsgebiet der Elbe und Havel.

Spezialaufnahmen für die „Woche"





Aus dem Ueberschwemmungsgebiet der Elbe und Havel: Die Stadt Seehausen im Hochwasser.



Phot. Gebr. Haeckel

Wagen der Funkenartillerie beim Umzug.



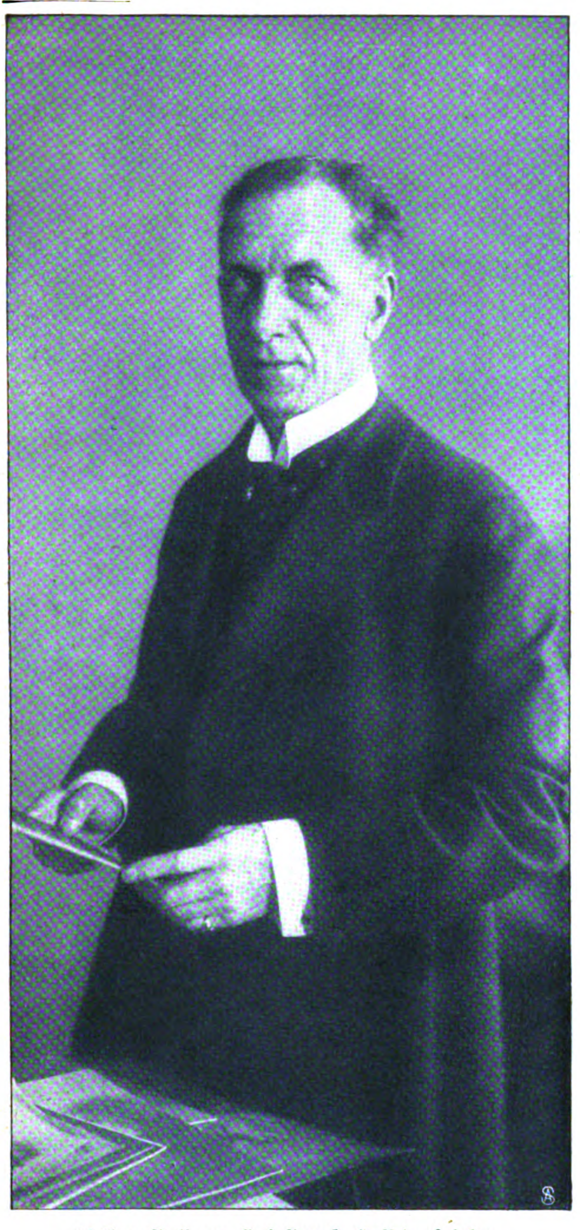
Phot. Gebr. Haeckel.

Die neugierigen Clowns.



Der Rosenmontag in Köln: Wagen des Prinzen Karneval.

Karneval am Rhein.

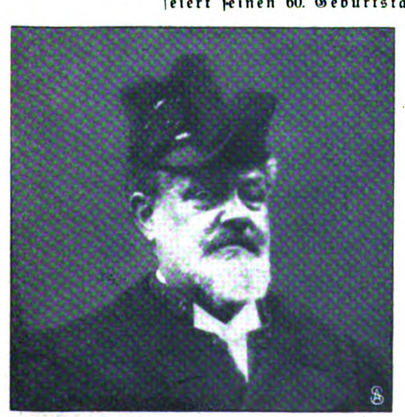


Arthur Vollmer, Kgl. Preuß. Hofschauspieler,
feiert seinen 60. Geburtstag.



Phot. A. Hertwig.

Marcella Sembrich.
Zur Rückkehr der großen Sängerin von Amerika.



Phot. M. Branger. **Jean Richepin,**
der bekannte französische Dramatiker,
wurde zum Mitglied der Akademie ernannt.



Reichsrat Lukjanow,
der neuernannte Vorsteher des russischen heiligen Synods.



Generalmajor a. D. Heinrich v. Reder †
der geschätzte süddeutsche Lyriker
Phot. Löhrich.





Der große Karnevalzug auf dem Massenaplatz.

Phot. M. Branger.



Faschingzeit in Nizza: Riesengestalten im Festzug.

Phot. A. Ruthmann.

Hanseaten.

Roman von

Rudolf Herzog.

2. Fortsetzung.

Twersten war blaß geworden, und seine Blicke wanderten durch das Zimmer und blieben an dem Platze haften, auf dem die Hausfrau fehlte.

„Sie müssen mir noch eine Flaggensprache erklären, Herr Twersten", bat Frau Bramberg und rührte leise an seine Hand. Da fand er sich wieder.

„Wie kommen die Helgoländer Farben zu dem Ehrenplatz auf Ihrer Werft?"

Der Widerschein einer Freude zog über das ernste Gesicht des Hausherrn.

„Die Helgoländer Farben? Das ist eine Familiengeschichte. Mein Großvater Karl Twersten war ein Helgoländer Schiffer. Oder vielmehr: er wollte es nicht mehr sein und arbeitete im Bootsbau. Eines Tages kam er auf einem selbstgefertigten Kahn auf der Unterelbe an. Mit zwanzig Talern in der Tasche. Und er verkaufte den Kahn und baute neue, verkaufte sie und baute Segelschiffe. Das war die Grundlage der Werft. Als er hochbetagt in den Sielen starb, übernahm mein Vater das angewachsene Erbe. Und er übernahm es" — Twerstens Augen öffneten sich weit — „er übernahm es nach dem Goetheschen Wort: ‚E r w i r b es, um es zu besitzen'. Er ging zum Dampfschiffbau über. Und als auch er starb, vom Konstruktionstisch weg, konnte er seinem Vater frohe Meldung bringen. Als ich zum erstenmal als Chef die Werft betrat, ließ ich neben der Hamburger die Helgoländer Fahne hissen. Das sollte mir und den Nachkommen zurufen: Von Helgoland ging's nach Hamburg. Von Hamburg geht es in die Welt! Damit wir uns vor dem Tatendrang der Väter nicht zu schämen brauchen. Mein Feld — ist die Welt! Prost, Robert. In diesem Sinne."

Hastig stieß Marga Vanheil den Freund unterm Tisch an. Er hatte geträumt von südlichen Küsten und immer heiteren Menschen, von dem Leben der Schönheit und Freude und von seiner schönen, fröhlichen Mutter, die dies Leben so liebte, daß sie immer wieder Hamburg entfloh. . . . .

„Ja, Papa. Profit, Papa."

Karl Twerstens Auge ruhte lange auf dem Sohn, und unter seinem Blick rötete sich langsam das Gesicht des Sohnes. Da wandte er den Blick ab und begegnete dem Auge Ingeborg Brambergs.

So allein? fragte ihn das Auge. Still, still, ich bin es auch.

Und er las weiter. — Beide — sind wir allein. Du hast es von mir gespürt wie ich von dir. Und nun wissen wir es voneinander.

Mehr noch wollte er lesen.

Laß mich teilhaben an deinem Planen und Vollführen. Und wir sind nicht mehr allein. Soll es Geltung haben?

3. Kapitel.

In der Nähe des Millerntores lag das kleine Haus, das Martin Vanheil zugehörte. Das Erdgeschoß barg die beiden Kontorräume, das erste Stockwerk ein altmodisches Empfangszimmer, ein geräumiges Wohnzimmer und ein Eßzimmer, das durch einen schmalen Gang mit der Küche verbunden war, während das zweite Stockwerk ein größeres und eine Anzahl kleinerer Schlafgemächer enthielt. Es war ein altes, unmodernes Haus, das der Vater des jetzigen Besitzers einst billig erstanden haben mochte. Wer aber ins erste Stockwerk hinaufgestiegen war, empfand nicht mehr die Mängel des Alters, er empfand nur noch den Reiz einer Häuslichkeit, die aus langen Jahren zu erzählen wußte von der liebenden Sorgfalt um jedes Stück, das der Schönheitsinn der Bewohner erworben oder in seinem Werte erhalten hatte. Dort stand auf einer tiefgebräunten Danziger Kredenz das Silber des Brautschatzes und die Patenbecher von den Tauffestlichkeiten. Dort eine nordische Truhe, die ein dankbarer Schiffskapitän aus einem Bauernhause Norwegens herbeigeschafft hatte. Wunderlich steife Stühle mit buntem schwedischem Strohgeflecht. Tische mit eingekerbten Ornamenten und bedeckt mit Handstickereien, die so viel Geduld wie Liebe erfordert hatten. Klöppelspitzen an den Gardinen und an den Wänden die nachgedunkelten Ölbilder der Großeltern, die Photographien der Familienmitglieder, gerahmte Ansichten von Fjordlandschaften und fernen Städten und ein Kranz von genrehaften Silhouetten, meisterlich mit der Schere aus Schwarzpapier geschnitten, Jagd- und Soldatenszenen, Bilder aus dem Matrosenleben und humoristische Familienbilder, alle von der Hand des Vaters der Hausfrau, der an seinem Lebensabend ein stiller Künstler und Liebling der staunenden Enkel gewesen war. Im Wohnzimmer stand das Klavier, fast immer aufgeschlagen, Liederhefte auf dem Notenhalter.

Wer durch die Zimmer ging, spürte ein warmes, bezwingendes Heimatgefühl und besann sich auf ferne Kindheitsbilder, auf das längst verlassene Vaterhaus, auf Stunden, die er vergessen hatte, und die ihm plötzlich wieder und unerreicht schön erschienen. Das tat die Luft in Martin Vanheils Haus, die voll von alter, treuer Liebe und Menschenfröhlichkeit war.

Unten im Kontor, in dem der Prokurist Herr Rochus mit dem Buchhalter und zwei Lehrlingen saß, waren die Wände bedeckt mit Landkarten und Schiffstabellen, und im Privatkontor Martin Vanheils hingen die Börsenzettel und die Zeitungen über Handel und Schiffahrt.



Hier hing auch, mitten unter den Bündeln kaufmännischer Papiere, das Porträt der Hausfrau, Henriette Vanheils.

Es war ein Herbstabend. Im Privatkontor brannte die Lampe. Am Arbeitstisch saßen sich Vanheil und Kapitän Jessen vom „Valdemar Atterdag“ gegenüber, sahen Konossemente durch und lehnten sich endlich zurück.

„Eine frische Zigarre, Kap'tän?“

„Soll mir angenehm sein, Herr Vanheil.“

„Tja. Die Geschäfte könnten besser sein.“

„Tja, das könnten sie wohl. Ohne falsche Bescheidenheit.“

„Seitdem Bramberg u. Co. nun auch noch eine nordische Linie eingelegt haben. . . . Schiffe mit solchen Laderäumen . . . Und Maschinen, die von der Luft und der Liebe zu leben scheinen. . . . Ungeheure Kostenersparnis. Wie sich das auf die Güter kalkuliert! Da läßt sich billig verfrachten, Kap'tän Jessen, und wir wischen uns den Mund. Daß doch diese Leute nie genug kriegen können. Immer anderen den ehrlichen Verdienst nehmen. Mir fiel doch so was im Traum nicht ein.“

„Wir wollen uns nicht ärgern, Herr Vanheil. Wir sind noch nicht gestorben.“

„Gewiß und wahrhaftig nicht, Kap'tän Jessen. Und Ihr Schiff, der ‚Valdemar Atterdag‘, sollte uns das übrige lehren. Sie wissen ja, Atterdag, das heißt: Morgen auch noch ein Tag.“

„Sie waren mal so freundlich, mir das zu erklären, Herr Vanheil, und es hat mich immer bannig gefreut.“

„Na also. Das nächstemal wird's wieder besser. Ich werd mich bei der Kundschaft gehörig in die Riemen legen.“

„Ihre Kurasche, Herr Vanheil, die hält einen ordentlich jung. Nee, nee, unsere Rippen und Planken, die kommen noch lange nicht auf Auktion.“

„Was meinen Sie von einem Buddel Rotspon, Kap'tän Jessen? So als Überleitung vom geschäftlichen zum Familienleben, meine ich.“

„Das ist eine sehr angenehme Meinung, Herr Vanheil.“

Martin Vanheil hatte sein frohes Lächeln schon wiedergefunden. Er legte die Konossemente zusammen, schloß sie in den Stahlschrank und holte aus einem Eckschränkchen eine Flasche und zwei Gläser. „Ich bin kein Trinker,“ sagte er, „aber der Wein schmeckt mir.“

„Tja, das ist auch ganz so meine Beschaffenheit. Ich trinke nicht oder nie, aber es schmeckt mir immer.“

„Es ist nur gut, Kap'tän, daß wir alle beide wahrheitsliebende Männer sind.“

„Das ist aber gewiß gut. Schon allein wegen der Bekömmlichkeit. Prost, Herr Vanheil.“

„Sie sind doch heute abend mein Gast? Oder haben Sie schon eine andere Absprache?“

„N — — nein. Die Anna in der Westminster-Taverne, die zählt wohl nicht, Herr Vanheil.“

„Nein, die zählt nicht. Oller Seeräuber.“

„Das sagen Sie so. Aber wenn der Mensch tagelang Wasser in der Nase und den Wind in den Ohren gehabt hat, so möcht er doch auch mal eine kleine herzliche Ansprache haben.“

„Wenn Sie vor dreißig Jahren geheiratet hätten, wie ich Ihnen das damals schon gesagt habe, so hätten Sie nun schon seit dreißig Jahren die herzliche Ansprache zu Haus.“

„Zu Haus! Ich bin aber man immer unterwegs, Herr Vanheil, und da kann mich das wenig helfen, wenn ich in Hamburg oder in Bergen oder sonstwo das Frieren kriege. Und alle heiraten. das wäre doch unmoralisch.“

„Schämen Sie sich, Sie Weißbart.“

„Wenn mich die lütten Deerns gar nicht mehr leiden mögen, will ich das gewißlich gerne tun.“ Und der alte Kapitän schmunzelte über das ganze Gesicht, weil er diesen Zeitpunkt noch in grauer Ferne wähnte.

Sie hatten die Flasche geleert und schickten sich an, das Privatkontor zu verlassen. An der Tür hielt Vanheil den Gastfreund beim Rockknopf. „Und was die Geschäfte betrifft, ich meine die schlechter gehenden — da oben: Mund halten! Frauensleute sind schreckhafter Natur. Deshalb muß man nur immer Fröhliches die Treppe hinauftragen.“

„Verdammi,“ sagte der Kapitän bewundernd und hieb dem Hausherrn kräftig auf die Schultern, „Sie sind doch eine ausnahmsweis vornehme Natur.“

Dann wünschten sie im vorderen Kontor dem Prokuristen und dem Personal einen guten Abend und stiegen munter plaudernd ins erste Stockwerk hinauf.

„Hallo!“ rief Martin Vanheil, „ist der Tisch gedeckt? Ich bringe einen Gast.“

„Und wir haben bereits einen“, lachte eine Frauenstimme zurück. „Du hast nicht allein Glück.“

„Kucken Sie sich mal erst die Ladung, die Ihr lieber Mann heimbringt, daraufhin an, Frau Vanheil,“ rief der Kapitän, „ob Sie sich gerade dazu beglückwünschen können.“

„Hei, Kinder, Kapitän Jessen ist da!“ Und die Hausfrau kam auf den Korridor gelaufen und schüttelte dem alten Geschäftsfreund erfreut die Hand. Doch sofort wurde sie beiseite geschoben und mußte den Nachstürmenden Platz machen. Erika und Marga hatten seine Hände erfaßt, Fritz, der Student in Ferien, versetzte dem gewaltig sich sträubenden einen knallenden Kuß, und Martin Vanheil, auf jedem Arm einen Enkel, hing ihm die beiden Kinder an den Hals. So hielten sie Einzug ins Wohnzimmer unter einem fröhlichen Lärm, und Robert Twersten erhob sich verwundert aus dem Sessel, in den man ihn vor einer Viertelstunde niedergedrückt hatte, da er das Abendbrot teilen müsse.

„Dieses hier“, rief der Student vorstellend, „ist der verwegenste Seefahrer aller Zeiten und aller Meere Jan Jens Jessen! Hipp, hipp, hurra! Und dieses hier der Sohn des Mannes, der auf der berühmten Insel Steinwärder noch berühmtere Schiffe baut, Herr Twersten. Ebenfalls: hipp, hipp, hurra! Musik — Tusch!“

Er schwang sich auf den Klavierbock und bearbeitete die Tasten. Und Kapitän Jessen, der sich von seiner Belastung freigemacht hatte, schüttelte dem jungen Twersten die Hand. „Alle Achtung, Herr Twersten, Ihr Herr Vater! Ich habe schon verschiedentliche Male ein Schiff bei ihm gedockt und habe die Ehre, ihn zu kennen.“



„Sehr erfreut, Herr Kapitän."

„Zu Tisch, zu Tisch!"

„Raus mit dem kleinen Gewürm!"

„Haben die Jungs auch was im Magen?"

„Zwei Teller Reisbrei mit Zucker und Zimt."

„Kuß! — Ab nach Kassel!"

Und während die strampelnden Kerlchen aus einem Arm in den andern gehoben wurden, stand das Kindermädchen im hellen Kleid und weißen Häubchen lachend in die Tür und streckte die Arme nach ihren Schutzbefohlenen. Dann trat für einen Augenblick Ruhe ein. Frau Henriette nahm den Arm des Kapitäns, Robert Twersten bot den seinen Marga, und der Hausherr führte seine Tochter Erika, die ihren Bruder Fritz um die Taille nahm. Und sie behielten die Reihenfolge bei Tisch bei.

Es gab Tee und kalten Aufschnitt, marinierte Fische, Käse und Früchte. Nicht einen Augenblick wäre den Vanheils der Gedanke gekommen, den Gästen, die ihnen der Abend beschert hatte, ein besonderes Mahl zu richten. Und den Gästen war es, als säßen sie in diesem Familienkreise Tag für Tag, und irgendein Band der Verwandtschaft gäbe ihnen die Berechtigung, sich zu gebärden, zu lachen und zu plaudern wie die Vanheils. Die Herren nahmen Rum zum Tee, die Damen Rotwein. Man bat sich gegenseitig um die Schüsseln und um das Brot. Von Zeit zu Zeit hob Frau Henriette ihren weißen Scheitel und versuchte, von oben herab in die Teetassen zu blicken. Die geleerten wanderten durch eine Kette von Händen zur Hausfrau, wurden gefüllt und wanderten auf demselben Wege zurück.

Kein Wort fiel von kaufmännischen Dingen. Aber von der Welt wurde gesprochen, und sie war Gottes weite Wunderwelt, so viel und so stark wurde ihre Schönheit gerühmt. Und wenn Martin Vanheil anhob: „Wißt ihr, als ich damals in Trondhjem war" . . . oder „in Edinburg" . . . so leuchteten seine Augen vor Glück, daß er diese Erinnerungen besaß und sie den Seinen wie Schätze überliefern konnte. Und immer war die Stadt, die er gerade nannte, die schönste von allen, weil durch die Erzählung die Erinnerungen an sie am lebendigsten wurden. Dann pflegte Kapitän Jessen voller Verwunderung den großen, verwitterten Kopf zu schütteln.

„Ich war doch auch mehr als ein dutzendmal in Trondhjem, aber ich hab all das gar nicht bemerkt."

„Liebe macht blind, Kapitän Jessen", beruhigte ihn Fritz.

„Was ist das für ein Snack —?"

„Nun, wenn man in Trondhjem gerade eine Braut hat —"

„So, meinethalben. Also dann soll das so gewesen sein. Aber Edinburg, das kenne ich wohl nicht, wie? Und ich habe doch auch meine Augen, wie Herr Vanheil sie hat. Aber auch dort —"

„— wohnte unserm Kapitän eine liebende Braut", schloß ernst der Student.

Kapitän Jessen stutzte. Dann verzog er, in sich hineinlachend, den breiten Mund, und hinter der vorgehaltenen Hand flüsterte er Vater Vanheil zu: „Hat der Jung nun gelauscht, oder ist das natürliche Veranlagung?"

Vater Vanheil aber schwärmte gerade von Stockholm.

„Nein, wißt ihr, in Paris war ich noch nicht, aber das weiß ich bestimmt, schöner als in Stockholm kann es dort gar nicht sein. Ueberhaupt, Stockholm. Da hängt's an der Wand. Neben der Ansicht von Christiania. Na, wenn ich erst von Christiania erzählen wollte! Wenn man oben auf Voksenkollen steht, das Meer wie hundert träumende Binnenseen unter sich — nein, das ist gar nicht zum Ausdenken."

Und Erika zeigte ein Schmuckstück aus Telemarken vor, das sie am Halse trug, und nun sprachen sie alle über Goldschmiedekunst, während das klingende Gehänge von Hand zu Hand ging und helle Bewunderung erregte, obschon es seit Jahren in diesem Kreise von Hand zu Hand gegangen und bewundert worden war. Marga aber trug über dem glatten Hauskleid eine Festtagsschürze aus Dalekarlien, in wundervollen Farben gestickt, und sie mußte sie losbinden, und jeder prüfte die Harmonien der kühnen Farbenstellungen, und zuletzt behielt Robert Twersten sie in der Hand und breitete sie über seine Knie. Dann erzählte Fritz Vanheil von dem lustigen Studentenleben an der Technischen Hochschule zu Hannover, und die Schlägernarben auf seiner Backe schienen sich ihres Daseins mehr als je zu freuen, so leuchteten sie auf in dem jugendfrischen Gesicht.

„Kinder, Kinder, und da soll einer ins Examen steigen. Ja, wenn man die Schiffe auf der Hochschule bauen könnt statt auf der Werft! Aber ich hab's ja immer gesagt: ich werd zu früh fertig, ich werd zu früh fertig."

„Zehn Semester hat er erst, der arme Schelm", flocht Martin Vanheil kopfschüttelnd ein.

„Vater, du spottest mit meinen heiligsten Gütern."

„Nee, Jung, du aber mit meinen."

Und dann lachten Vater und Sohn miteinander und freuten sich, daß sie sich verstanden hatten. Nur Robert Twersten saß stumm und ein wenig verdutzt auf seinem Platze. Er kannte diesen Ton unschuldiger Familienfreude nicht, und er wußte nicht, wie er sich daran beteiligen sollte. Nie hatte er in seinem väterlichen Hause solch eine Tischgesellschaft erlebt, und hier schien diese Stimmung die alltägliche zu sein. Ein bitteres Gefühl wollte in ihm aufwallen. Ein Gefühl des Verlassenseins, der Benachteiligung, trotz der größeren Verhältnisse, in denen er aufgewachsen war. Weshalb verstand ihn sein Vater nicht wie dieser Vater seinen Sohn? War er so viel kleiner als Fritz Vanheil, oder war sein Vater so viel größer als alle diese heiteren Leute? Und wenn! Muß denn Größe die Heiterkeit ausschließen? Ah, dann lieber Vanheil heißen als Twersten.

Marga Vanheil legte ihre Hand auf die seine. Sie hatte ihn beobachtet.

„Bob", sagte sie nur.

Aber sie legte einen so lieben Klang in das Wort, daß er aus seiner Steifheit aufschreckte und plötzlich mit ihr zu plaudern begann, als hätte er keinen Augenblick geschwiegen. Von der großen Opernpremiere, die das Stadttheater gleich zu Beginn der Saison herausgebracht



hatte, von den Bühnenlieblingen der Hamburger im Thaliatheater, von einem Essen im Hause des regierenden Bürgermeisters —

„Das muß sehr schön gewesen sein", meinte sie. „Diese Prachtentfaltung."

„Ach, bei euch ist es schön."

„Wirklich, Bob? Gefällt es dir ein wenig?"

„Ein wenig? Gar nicht wieder fort möchte ich von hier."

„Ja, wenn du kleiner wärst und nicht schon einen Schnurrbart hättest, könnte ich dich wohl ins Kinderbettchen legen."

„Es kann dir noch mal sehr schlecht gehen, Marga."

„Möchtst mich wohl durchprügeln, Bob?"

„Was ich möchte, das laß nur meine Sache sein. Wirst es noch früh genug an dir erfahren."

„Tut's arg weh?" flüsterte sie mit unterdrücktem Lachen.

„Noch ein Wort, und" — —

„O Robert, denk an deine gute Hamburger Erziehung. Das schickt sich nicht."

Er konnte nichts mehr entgegnen. Frau Henriette wünschte gesegnete Mahlzeit, und man reichte sich im Kranz die Hände. Aber die Hand seiner Nachbarin preßte er, daß des Mädchens Gesicht dunkelrot wurde.

„Nun wollen wir musizieren und den Abendtanz halten", sagte Martin Vanheil und rieb sich die Hände. „Wer Wein wünscht: dort auf dem Büfett stehen Karaffe und Gläser. ‚Menuett, Galopp und Walzer, wer weiß, wie das geschah?' Macht vorwärts, Kinder, ich übernehme die Hauskapelle."

„Musiziert ihr jeden Abend?" fragte Robert Twersten, als sie in das geräumige Wohnzimmer hinübergegangen waren und er flink Marga half, den Mitteltisch an die Wand zu schieben.

„Wenn wir gesund sind, jeden Abend. Vater möchte uns eine Freude machen. aber er freut sich selbst am meisten."

„Daß so etwas in Hamburg möglich ist", meinte er. —

Martin Vanheil ließ die Hände über die Tasten gleiten. Sein grauer Kopf lag weit zurück, seine Augen schienen aus den Tapetenmustern wonnige Bilder herauszulesen. Still saßen sie alle an den Wänden, während er spielte. Es war keine große Kunst, die er bot. Volkslieder, alte Großvaterweisen. Aber sie gehörten zu diesem Raum und diesen Menschen. Und der Alte am Klavier wußte den Tönen eine eigene Seele zu geben, die die Kraft hatte, andere Seelen zum Sprechen zu bewegen.

Jetzt ging er in eine alte Tanzweise über, wandte den Kopf und winkte den Seinen zu.

Marga blickte zu Robert hin. „Laß mich zusehen", bat er. Da umfaßte sie ihre Schwester Erika und trat ihrem Bruder gegenüber, der Frau Henriette die Hand gereicht hatte.

Tief gingen die Verbeugungen zur Erde. Daß sich die Kleiderröcke wie luftige Krinolinen bauschten. Daß sich die Frauennacken zu schlanken Linien bogen. Und die Paare tauchten wieder empor, faßten sich bei den Fingerspitzen und wandelten graziös umeinander herum, flohen sich, suchten sich und warben, in feinen, reizenden Bewegungen, in Figuren von köstlicher Anmut. Unter dem weißen Scheitel lachte das rosige Mädchengesicht Frau Henriettens wie ein Schwesterantlitz zu ihren Töchtern hinüber, der zierlichen brünetten Erika, die den jungen Mutterstolz auf den Zügen trug, der großen blonden Marga mit dem klaren Mädchenblick, in dem eine ungewisse Sehnsucht aufsprang, und zu ihrem Sohne, dem sie so gut sein mußte, weil sie in seiner Leichtlebigkeit doch immer wieder ihren kleinen Knaben von ehedem fand.

Selig flossen die Töne des Klaviers durch den Raum und flossen in die Bewegungen der Paare wie in einen einzigen schmiegsamen Zusammenklang.

Martin Vanheil spielte einen verschollenen Tanzreigen, wie ihn noch in weitabgelegenen Dörfern die Spielleute auf den Wiesen spielen. Und während die Tanzenden die Figuren des Reigens schlangen, hob der Student seine Stimme, und die silbernen Stimmen der Schwestern fielen ein und die zarte, gedeckte der Matrone.

Unter der Linden,
An der Heide,
Wo ich mit meinem Trauten saß,
Da mögt ihr finden,
Wie wir beide
Die Blumen brachen und das Gras.
Vor dem Wald mit süßem Schall
Tandaradei!
Sang im Tal die Nachtigall.

Dem alten Kapitän liefen die dicken Tränen aus den Augen. Er schnäuzte sich gewaltig in das Lied hinein und konnte kaum den Schluß abwarten, um seine Rührung in einem dröhnenden Applaus loszuwerden.

„Ich sag man bloß das eine — Dunnerlüchting! Und so was gibt's man bloß bei Vanheils auf der Welt."

Robert Twersten ging nur immer von einem zum andern und schüttelte ihnen die Hände. Ihm war so frei und vergnügt zumute, daß er sich am liebsten beteiligt hätte. Aber bevor es weiter ging, erschien das Kindermädchen in der Tür, strahlend wie seine Herrschaft.

„Die Jungens wollen nicht mehr im Bett bleiben", berichtete es, als ob es eine Freudenbotschaft zu berichten gälte.

„Nicht im Bett bleiben?" rief der alte Vanheil mit Großvaterstolz.

„Sie wollen auch tanzen", lachte das Mädchen. „Sie können sie quiekſen hören."

„Wahrhaftig. Und sie haben die richtige Melodie. Herunter mit den Trabanten!"

Und als hätte jeder nur auf das Signal gewartet, stürmte die ganze Familie zur Tür und die Treppe hinauf und wieder die Treppe hinab, die kleinen drallen Jungens in Nachthöschen auf den Armen. Und der Kapitän hob sie hoch auf seine Schultern und tanzte auf dem Fleck eine Seemannspolka.

„Singen! Singen!" jubilierten die kleinen Kerle und klatschten befehlshaberisch in die Hände.

„Woll'n mal sehen, was noch übriggeblieben ist, Kinnings", sagte der Kapitän, setzte sie nieder und bildete mit ihnen einen Kreis. Und dann begann er mit rauher



Stimme und stapfte mit den Hosenmätzen im Kreise, während Martin Vanheil am Klavier die Melodie aufgriff:

„Hans Michel, der wohnet auf der Lämmer-Lämmerstraß,
auf der Lämmer-Lämmerstraß,
Kann machen, was er will, kann machen, was er will.
Er machte sich 'ne Geige,
Violine, Violine macht die Geige.
Viovioline, Viovioline,
La la la la la la."

Und nun reckte und streckte er die Arme, als ob er die Geige spiele, und die Kinder ahmten seine Bewegungen nach und quietschten die Töne hervor. „Viovioline . . . ."

„Er machte sich ne Schelle", sang der Kapitän.
„Kling, kling, kling, macht die Schelle."

Und er spielte in der Luft die Triangel, und die Kinder ihm nach, und er sang und spielte weiter und weiter:

„Er machte sich 'ne Trommel,
Tromm, tromm, tromm, macht die Trommel. —
Er machte sich 'ne Pfeife,
Zimberlin, Zimberlin, macht die Pfeife."

Und nun setzte er sich an die Spitze und marschierte voraus, rund durch das Zimmer, und geigte und klingelte, trommelte und pfiff, und die Kinder wie er, und die Erwachsenen hinterdrein:

„Viovioline — Kling, kling, kling,
Tromm, tromm, tromm — Zimberlin, Zimberlin!"

„Jetzt geht's ins Bett zurück," rief die junge Mutter, „vorwärts, marsch!"

Und der Kapitän faßte das eine der beiden Kerlchen beim Kragen und schwang es auf die Schulter, und der Onkel Fritz das andere, und sie nahmen die junge Mutter in die Mitte, und die Großeltern drängten nach, und so marschierten sie die Treppe hinauf, um oben zwischen den Kinderbetten das gleiche Spiel noch einmal zu spielen.

Robert Twersten war zurückgeblieben. In einen Stuhl gestreckt, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, genoß er die Nachwirkung dieser herzhaften Familienheiterkeit. Als Marga den jungen Freund allein sah, kehrte sie in der Tür um, zog sich einen Stuhl heran und setzte sich ihm gegenüber.

„Hast du Kopfschmerzen von dem Lärm bekommen, armer Bob?"

„Ach nein, was denkst du? Mir ist furchtbar wohl."

„Man muß es gewohnt sein. Bei euch und in euren Kreisen wird es etwas gesitteter zugehen."

„Gesitteter? Ja, wenn du die stumpfe Langweile so nennst oder das fadenscheinige Courmachen oder — überhaupt — dies gräßliche Gezwungene — Herzenskühle — Steifaufrechte — daß nur keine Perle aus der Krone fällt! Ach du, heute war mir so, als hätte ich überhaupt kein richtiges Elternhaus."

„Versündige dich nicht, Bob."

„Versündigen? Ich mich? Sie versündigen sich an mir! Ja und jawohl, an mir. Hab ich je mit meinen Eltern einen solchen Abend verlebt wie heute mit euch? Nie! — Na ja — —"

„Siehst du, da sagst du selbst na ja."

„Wieso? Ich darf doch wohl noch ‚na ja' sagen? Oder findest du etwas darin?"

Sie legte ihre Hände im Schoß zusammen und blickte nachdenkend auf den Fußboden. Und sie hob den Kopf nicht, während sie sprach. Ganz ruhig, ganz bewußt und jeden Versuch des Widersprechens dadurch ausschaltend.

„Ja, ich finde etwas darin. Und du hast ganz recht damit. Das hier sind Vergnügungen kleiner Leute, klein im Verhältnis zu euch Großkaufleuten und Werftbesitzern. Wir haben tagsüber keine Großtaten zu verrichten, die wie stolze Siege oder furchtbare Niederlagen des Abends noch in uns nachzittern und unsere Gedanken selbst bei der Nacht auf die Geschehnisse des nächsten Tages vorbereiten. Wir wissen ganz genau, was uns der nächste Tag bringt. Aufträge wie der vorherige, nicht viele mehr, vielleicht ein paar weniger und immer in derselben Formalität. Man kann es bald übersehen und dankt Gott, wenn man festhalten kann, was man hat. Geschäftliche Illusionen gibt es nicht. Da haben wir Zeit, die Lebensillusionen zu pflegen, um zu wissen, daß wir trotzdem leben und in unserem Rahmen glücklich sind. Trotzdem! Denn wir müßten keine Hamburger sein, nicht im Getriebe des Hafens leben und die Schiffe kommen und gehen, gehen und kommen sehen, wenn wir nicht im Innersten empfänden, was eigentlich das Leben ist, und was es von uns will. Das Leben weiter bringen, das will das Leben von uns, wenn es sich uns ganz offenbaren soll, Bob. Und dann — frag deinen Vater, Bob — dann hat es noch tiefere und heißere Freuden für uns als Reigen tanzen."

„Du bist undankbar, Marga."

„Nein, ich bin meinem Vater über alles dankbar. Er tut von seinem Standpunkte aus ja so unendlich viel für uns. Er macht uns alle fröhlich, sobald er zu uns tritt. Aber weil er seine Lebensauffassung, die nur die seine ist, ganz und gar erfüllt, deshalb darfst du ihn noch lange nicht als unverrückbares Muster nehmen. Du nicht! Robert Twersten nicht! Für Leute, denen gezeigt werden muß, wie man ganz glückselig auch im Winkel lebt, ist mein Vater der richtige Mann und ein glänzendes Beispiel. Für Leute, die mit ihrem Namen und ihrer Stellung große Pflichten übernommen, zu verteidigen oder zu erfüllen haben, gibt es nur ein Vorbild: deinen Vater."

„Ich spreche nicht von mangelnder Größe, ich spreche von mangelnder Wärme."

„Vielleicht vermißt auch er sie und sucht sie selber", sagte sie, und der sinnende Zug kehrte zurück.

„Er hat doch Mama? Kannst du dir eine schönere und temperamentvollere Frau vorstellen als Mama?"

„Nein, das kann ich nicht. Ich möchte sie wohl bei ihm auf der Werft sehen."

„Auf der Werft?" Robert Twersten lachte aus Herzensgrund. „Mama? Nein, Marga, die hat mehr zu tun."

„Was denn alles?"

„Nun, was unsere Damen zu tun haben. Verzeihe, daß ich ‚unsere' sage, es gibt selbstverständlich auch andere. Also morgens Besorgungen, nachmittags Besuche, abends Theater, Konzerte, Kunstvorträge, dazu Gesellschaften in und außer dem Hause. Tatsächlich, der Tag ist zu kurz für sie. Und nun ist sie schon vier Monate auf Kuba, in



ihrer Heimat. Denn Papa reist ja doch höchstens ein paar Wochen mit ins Bad. Da ist nichts zu wollen."

„Und dann ist dein Vater ganz allein — —"

„Ach, er ist ja auch im Winter allein. Er macht nur mit, wenn er unbedingt muß. Die Werft geht ihm über das Haus."

„Du, Bob," begann sie, als ob sie anders dächte und das Thema wechseln möchte, „das sind jetzt vierzehn Tage, daß ich bei euch war. Der Tag ist mir unvergeßlich. Die ‚Ingeborg' ging von Stapel, und — und — hast du Frau Bramberg schon wiedergesehen?"

„Nein, aber ich denke mir, es wird bei Brambergs nicht viel amüsanter sein als bei uns."

„Komischer Gedanke."

„Gar nicht komisch. Sie ist ehrgeizig, und er macht sich den Teufel aus dem Geschäft und ist überall dort, wo was los ist und die Sache mit einem Diner endet. Alt wird er dabei auf keinen Fall. Aber für seine Person hat er recht."

„Du bist doch noch sehr jung, Bob", sagte sie und streifte ihn mit einem ins Leere gleitenden Blick.

„Herrgott nochmal, ich will auch meinen Willen haben!"

„Recht so, lauf dir die Hörner ab, Ziegenböckchen."

„Auch ohne deine Einwilligung, Jungfer Gouvernante. Gnade Gott dem Mann, der dich kriegt."

„Wenn ich mich jetzt rächen wollte, würde ich dich nehmen." Er war ganz blaß vor Zorn, als er aufsprang. Ueber den Korridor keuchte der Kapitän, und die Vanheils folgten ihm lachend.

„Fixe Kerlchen — fixe Kerlchen! Nicht der steifste Nordnordwest hat meiner Takelage so zugesetzt."

„Ich möchte mich jetzt verabschieden, Frau Vanheil", sagte hastig Robert Twersten. „Es war so schön bei Ihnen, daß —"

„Daß wir Sie oft wiederzusehen hoffen. Nicht wahr? Ja, und wenn Sie wirklich gehen müssen —"

„Nehmen Sie mich ins Schlepptau, Herr Twersten", rief Kapitän Jessen und begann sich zu verabschieden. „Es ist nun auch die allerhöchste Zeit für mich, daß ich an Bord komme."

„Das muß ich sehen," erklärte Fritz Vanheil und ergriff seinen Hut, „das muß ich unbedingt sehen, wie Sie an Bord kommen!"

„Ich wollt," knurrte der Kapitän, zwinkerte ihm zu und puffte ihn in die Seite, „ich wollt, Sie wären mein Schiffsjung, dann haut ich dir die Jacke voll."

„Ich werde lieber einen ungemischten Grog mit Ihnen trinken, Herr Kapitän, das ist wohltuender und wärmt genau so."

Und sie zogen Arm in Arm von dannen.

Robert Twersten folgte ihnen. Geflissentlich hatte er Marga Vanheil beim Abschiednehmen übersehen. Sie lächelte. Und als er aus dem Korridor ins schwach erleuchtete Treppenhaus trat, fuhr sie ihm übers Haar und warf es durcheinander. „Nicht so wild, Bob."

Das verdarb ihm den letzten Rest des Familienabends, und er pflichtete auf der Straße sofort seinen Weggenossen bei, die bereits beschlossen hatten, in einem vernünftigen Lokal noch ein vernünftiges Glas zu trinken. So begaben sie sich auf kürzestem Weg zum Hafen, bogen in die Vorsetzen ein, durchquerten das raucherfüllte Schenkzimmer der Westminster-Taverne und öffneten mit Geräusch die Tür zur Hinterstube, dem Kapitänzimmer.

„Schiff ahoi!" meldete Kapitän Jessen mit Stentorstimme. „Ahoi! Kapitän Jessen!" Das kam von der amerikanischen Bar, die die Längswand ausfüllte, und pflanzte sich im Zimmer fort.

Kapitän Jessen grüßte mit der Hand nach links und rechts und nahm sofort Kurs geradeaus. „Erst die verehrten Damens, wie sich das gehört." Er streckte seine breite Tatzenhand über die mit Flaschen gefüllte Tonbank und hatte ein weißes Kinn darin. „Süh mal süh. Wie geiht di dat, Anna?"

„Alleweil fidel, weil der Herr Kapitän wieder da sind."

„Das freut mich aber bannig. Un glatt wie en kalifornischen Pfirsich is se geblieben. Na, mien Deern, dann gib mich mal was Trinkbares zu dem Pfirsich."

„Portwein, Herr Kapitän?"

„Wenn das heute dein Portweintag ist, ich hab nix dagegen."

In der Ecke neben ihnen saßen zwei Schiffer in erregter Unterhaltung.

„Nich dat Sßwarte unnerm Nagel sien se wert, die Froonslüd. Eben eers büst du rut ut em Hawen, un du heß dien Brut to Hus so good verstaut, ick segg di, sie bedreugt di noch am selwen Obend. Hol der Düwel se alltosamen!"

Robert Twersten schauderte es vor den rohen Gesellen. Er begriff nicht, daß er mitgegangen war. Er gehörte doch wohl nicht hierher.

Kapitän Jessen und Fritz Vanheil fühlten sich auf ihren hohen Barstühlen außerordentlich wohl. Weshalb auch nicht? Das war doch ein Spaß, hier zu sitzen und sich gehen zu lassen. Das lüftete aus. Sonst nichts.

Wenn Kapitän Jessen nicht trank, drückte er zärtlich die Hände seiner Barmaid, legte den Kopf luv und lee und drückte wiederum zärtlich. So liebte Kapitän Jessen. Dann gab's Lärm.

Fritz Vanheil hatte sich vorgebeugt, das Mädchen fest in den Arm genommen und ihr einen Kuß appliziert.

„So ist das Leben, Mädchen."

„Lassen Sie das nach! Ich mag das nicht haben! Nachlassen, oder ich ruf die Madam!"

Fritz Vanheil blieb seelenruhig. „Die Madam? Sie wird höchstens eifersüchtig. Küß d u mich lieber, Prinzessin. So und so und so. Mädchen, so ist das Leben!"

„Madam!!"

„Ruhig!" donnerte Kapitän Jessen. „Das ist mein Gast, Deern! Der hat Bordfreiheit!"

„Gott," sagte sie, auf der Stelle beruhigt, „das muß einem doch gesagt werden."

> „Ich hab mein Sach auf nichts gestellt, juchhe!
> Drum ist so wohl mir auf der Welt, juchhe!"

sang der Student, und der glückliche Übermut seiner Jahre strahlte aus seinen Augen.

Robert Twersten blickte ihn unverwandt an. Er kam sich so alt und müde vor gegen den älteren Jugendfreund . . .

(Fortsetzung folgt.)



Farben und Farbenechtheit.

Von Geh. Hofrat Prof. Dr. R. Möhlau.

Am 26. Juli 1906 vereinigte man sich in London zu einer seltenen Feier, bei der die Nationen beider Hemisphären vertreten waren. Sie galt der Ehrung eines Mannes, dem fünfzig Jahre vorher die Begründung eines neuen Zweiges der chemischen Industrie zu danken war, des Entdeckers des ersten Teerfarbstoffes, des Mauveïns, und des Gründers der ersten Fabrik künstlicher organischer Farbstoffe zu Greenford Green, Sir William H. Perkin.

Ein Jahr darauf war dieser tatkräftige Mann, in dem sich wissenschaftliche und technische Veranlagung gleichmäßig paarten, denn er hatte jene für die chemische Industrie wie für die wissenschaftliche organische Chemie gleich bedeutungsvolle Entdeckung im jugendlichen Alter von achtzehn Jahren gemacht und ihre industrielle Ausarbeitung selbst in die Hand genommen, nicht mehr unter den Lebenden.

In Unkenntnis der Verhältnisse ist in England einige Zeit das Märchen verbreitet gewesen, die Teerfarben hätten ihre Entdeckung der Beobachtung zu danken, daß Regenbogenfarben in die Erscheinung treten, wenn eine dünne Teerölschicht über einer Wasserpfütze lagert. In dem schwarzen, übelriechenden Steinkohlenteer finden sich aber tatsächlich gar keine Farbstoffe fertig gebildet vor. Wohl enthält er eine Reihe chemischer Verbindungen, die zur Darstellung künstlicher Farbstoffe benutzt werden können. Ausgezeichnete Chemiker fast aller europäischen Nationen, als der ersten einer der ehemalige Berliner Universitätsprofessor A. W. von Hofmann, haben sich mit dem Studium dieses merkwürdigen Gemisches beschäftigt, das sich mehr und mehr als eine Fundgrube für die Wissenschaft und deren praktische Anwendungen erwiesen hat. Weit über hundert einzelne chemische Individuen sind im Steinkohlenteer aufgefunden worden, aber nur wenige von ihnen haben eine Verwertung in der Industrie gefunden. Es sind dies die Kohlenwasserstoffe Benzol, Toluol, Xylol, Naphtalin, Anthrazen, denen sich die für die Medizin und die Sprengtechnik so wichtigen Kresole und die Karbolsäure anreihen.

Um diese Substanzen in Farbstoffe überzuführen, müssen aus ihnen zunächst Zwischenprodukte hergestellt werden, die erst bei weiterer Behandlung Farbstoffe entstehen lassen. Zu solchen Zwischenprodukten gelangt man in erster Linie durch die Mitwirkung der Salpetersäure und der Schwefelsäure, die sogenannte Nitroverbindungen und Sulfonsäuren erzeugen, in zweiter Linie durch die Wirkung von Reduktionsmitteln und Aetzalkalien bei höherer Temperatur, die die Nitro- in Animoverbindungen, die Sulfonsäuren in Phenole verwandeln. So erhält man aus Benzol das Nitrobenzol und aus diesem das Anilin, aus Naphtalin die Naphtalinsulfonsäuren und aus diesen die Naphtole.

Das Studium des Anilins und analoger Basen führte Perkin, der damals Hofmanns Assistent in London war, zu seiner folgenreichen Entdeckung. Er glaubte gegründete Aussicht zu haben, solche Basen zur Bereitung des Chinins verwenden zu können, jenes kostbaren Bestandteils der Chinarinde, der unseren Aerzten das wirksamste Mittel zur Bekämpfung der Malaria bietet. Doch nicht dieser wichtige Arzneistoff ging aus seinen Versuchen hervor, sondern ein Körper von violetter Farbe und befähigt, diese Farbe der Spinnfaser mitzuteilen. Die erste „Anilinfarbe" war gefunden.

In den inzwischen verflossenen 52 Jahren hat sich die jetzt mächtig dastehende Teerfarbenindustrie weniger in ihrem Geburtslande England, auch nicht in Frankreich zu entwickeln vermocht, wo das leuchtende Fuchsin in der Werkstätte von Seidenfärbern das Licht der Welt erblickte, als vielmehr in der Schweiz und vor allem in Deutschland, wo jetzt 19 Fabriken, von denen sich fünf zu Riesenunternehmen ausgewachsen haben, die Herstellung von Teerfarben betreiben, deren jährlicher Gesamterzeugungswert im Deutschen Reiche auf 150 Millionen Mark geschätzt wird, und unter denen die echtesten organischen Naturfarbstoffe, wie Alizarin und Indigo, auf synthetischem Wege in gewaltigen Mengen hergestellt werden. Angesichts solcher Verhältnisse mutet es sonderbar an, wenn man auch heute noch äußern hört, die „Anilinfarben" seien bei allem Farbenglanz doch recht unecht; in der guten alten Zeit seien die mit Naturfarben hergestellten Färbungen weit dauerhafter gewesen. Die Wahrheit ist, daß die Teerfarben nicht unechter, zum Teil aber weit echter als die alten Holzfarben sind. Heute wie vor hundert Jahren gibt es unter den dem Färber zu Gebote stehenden Farbstoffen hervorragend echte, mittelechte und sehr vergängliche, nur daß ihre Zahl und die Mannigfaltigkeit der mit ihnen erzielbaren Farbentöne sich ganz außerordentlich vermehrt hat. Wenn in heutiger Zeit die Färbungen in vielen Fällen den Anforderungen nicht entsprechen, die von den Verbrauchern an sie gestellt werden, so liegt dies keineswegs an dem Mangel genügend echter und für den besonderen Zweck geeigneter Farbstoffe, sondern fast durchgehend an dem höchst verwerflichen Bestreben, durch Verwendung billiger und als schlecht bekannter Farbstoffe eine Ersparnis an der unrichtigen Stelle zu machen. Farbstoffe, die allen Echtheitsanforderungen entsprechen, gibt es freilich nicht, aber für die meisten Zwecke genügt eine teilweise Echtheit. Von Stoffen, die, wie etwa Möbelstoffe, ihrer Bestimmung nach nicht mehr gewaschen zu werden brauchen, wird man keine sonderliche Wasch- oder Schweißechtheit verlangen; dafür müssen sie aber um so vollkommener den Einflüssen des Sonnenlichts widerstehen und reibecht sein. Anderseits wird man von einem Fasermaterial, das häufiger Wäsche unterworfen werden soll, verlangen dürfen, daß es mit einem durchaus waschechten Farbstoff gefärbt ist. Man wählt vernünftigerweise den gerade für den besonderen Fall geeigneten Farbstoff aus, was nicht die geringste Schwierigkeit bereitet, da die Farbenfabriken die Eigenschaften der von ihnen ausgegebenen Farbstoffe nach allen Richtungen sehr sorgfältig zu erforschen pflegen und den Verbrauchern sehr genauen Aufschluß über die Verwendbarkeit ihrer Farbstoffe für den einen oder anderen Zweck zu erteilen in der Lage sind. Bei der großen Mannigfaltigkeit der auf synthetischem Wege herstellbaren und hergestellten Farbstoffe dürfte kaum ein die Färbereien in erheblicherem Maße berührendes Bedürfnis auftauchen, dem nicht alsbald in geeigneter



Weise Rechnung getragen werden könnte, falls die Verbraucher, also zunächst die Färber selbst, gewillt sind, den entsprechenden Preis für einen wirklich guten Farbstoff zu zahlen.

Die irrtümliche Anschauung weiter Kreise, daß die Teerfarbstoffe eine wesentlich geringere Lichtbeständigkeit aufweisen als die natürlichen organischen Farbstoffe, ist namentlich in der Künstlerschaft stark verbreitet und dort durch die Enttäuschungen wachgerufen worden, die die Verwendung der ersten dank ihrer Farbenpracht und Vergänglichkeit gekennzeichneten Teerfarbstoffe an einer Stelle im Gefolge hatte, wo sie durch ihre Unechtheit gegen Licht, Wasser und Oel den Ruin von Gemälden und anderen Kunstwerken vorbereiteten. Aus Versuchen, die von Professor Dr. Eibner in München unternommen worden sind, ergibt sich nun, daß Lacke aus reinem, auf künstlichem Wege hergestelltem Alizarin lichtechter sind als Wurzelkrapplacke; daß ferner die gegenüber deutschen Fabrikaten gleicher Nuance als schöner und ergiebiger bezeichneten französischen Rosakrapplacke aus Purpurinlacken bestehen und daher im Licht weniger haltbar sind als die reine Alizarinlacke darstellenden deutschen Rosakrapplacke. Geht hieraus hervor, daß auch auf dem Gebiete der Malerei das Naturprodukt vom Kunstprodukt verdrängt wird, so ist anderseits auch das durch die Einführung der künstlichen Krapplacke geweckte Bestreben, andere Teerfarbstoffe für die Fabrikation von Farblacken zu verwerten, von bestem Erfolge begleitet gewesen. Man hat erkannt, daß an sich lichtunechte basische Farbstoffe, wie Malachitgrün, Brillantgrün, Safranin, Rhodamin, durch Anfärbung gewisser saurer Silikate in Teerfarblacke, „Kalkgrüne", „Kalkrote" verwandelt wurden, die nicht nur beträchtlich lichtecht, sondern auch kalkbeständig sind. Einen weiteren Fortschritt hat die Entdeckung wasser- und ölechter, in bezug auf Lichtechtheit weitgehenden Anforderungen entsprechender Farbstoffe gebracht, die sich als Azoderivate des Betanephtols von bestimmter Zusammensetzung bezeichnen lassen und als Litolrot, Lackrot, Pigmentechtgelb, Helioechtrot und Heliochromgelb im Handel sind. Immerhin bieten die Anthrachinonfarbstoffe, zu denen auch das Alizarin gehört, die meiste Aussicht für die Eignung zur Herstellung der lichtechtesten Farblacke, wie das Helioechtblau und der Indanthrenlack beweisen. So dürfte denn mit der Zeit auch in Malerkreisen das alte Vorurteil schwinden, daß den natürlichen organischen Farbstoffen die Teerfarbstoffe hinsichtlich der Lichtbeständigkeit nachstehen.

Deutsche Opernkapellmeister.

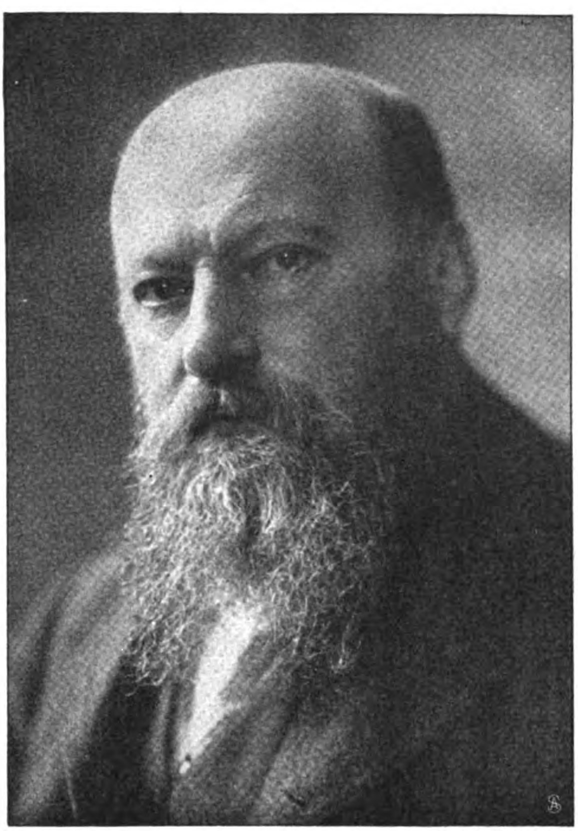
Von Heinrich Neumann. — Hierzu 23 photographische Aufnahmen.

Die Musik findet in allen zivilisierten Ländern mehr oder minder eifrige Pflege. Die Führung haben zu verschiedenen Zeiten verschiedene gehabt. Heute wird man sie schwerlich allgemein einem Volke zusprechen, der eine wird die Spitze in den Deutschen, der andere in den Italienern, der dritte vielleicht in den Franzosen oder Russen sehen. Dagegen ist Deutschland, im Verein mit Oesterreich allerdings, so recht eigentlich das Land der Kapellmeister. Der Gründe hierfür lassen sich mehrere anführen, der gewichtigste ist jedoch die politische Entwicklung. Die Kleinstaaterei, durch die wir Jahrhunderte hindurch anderen Völkern gegenüber politisch geschwächt wurden, hat auf der anderen Seite auch manche wohltätige Folge gezeitigt. Es haben sich in den zahlreichen Hauptstädten, in denen die Fürsten Hof hielten, ebenso zahlreiche Kulturzentren gebildet. Ihr Beispiel weckte Nacheiferung, und um nicht zu viel hinter ihnen zurückzubleiben, folgten ihnen die heranwachsenden Provinzstädte. Während die Franzosen meinten, daß alles Gute ihnen aus Paris kommen müsse, blickten die Deutschen nicht unablässig nach Wien oder Berlin, sondern gingen allenthalben selbständig vor, stillten ihren Durst nach geistigen und künstlerischen Genüssen, der ihnen angeboren war und — was man auch immer über das Vorwiegen der materiellen Interessen in der Gegenwart sagen mag — angeboren ist, nach ihrer Weise auf eigene Faust. Daher konnte es sich ereignen, daß Weimar zeitweise zum Mittelpunkt des Geisteslebens wurde, daß von diesem kleinen Orte die stärksten Anregungen ausgingen, und so konnte es sich ereignen, daß ein Mann wie Richard Wagner niemals in Berlin oder in Wien seinen Wohnsitz gehabt hat. Die Kunst findet in Deutschland und Oesterreich, die in dieser Beziehung immer noch zusammengehören, in allen Städten ihre Pflegestätten, mit der Kunst das Theater, und auf dem Theater, wo es irgend angeht, die Oper. Daraus ergibt sich ein großer Bedarf an Kapellmeistern, der natürlich viele musikalisch veranlagte Menschen veranlaßt, sich der Dirigentenlaufbahn zu widmen, und je größer ihre Zahl ist, desto öfter finden sich unter ihnen natürlich auch hervorragende Erscheinungen.

Indessen diese Verhältnisse allein würden das Vorherrschen des deutschen Kapellmeisters in der Welt nicht erklären. Es kommt dazu der Bildungsgang. Vielleicht nirgends sonst wird das musikalische Studium so wenig auf das Technische beschränkt wie bei uns. Es ist beinahe ausgeschlossen, daß ein Jünger der Musik auf unseren Hochschulen und Konservatorien Anerkennung findet, wenn er sein Augenmerk lediglich darauf richtet, die Herrschaft über ein Instrument zu gewinnen, sich in einem Spezialfach hervorzutun, mag er darin auch Ausgezeichnetes leisten. Wer etwas gelten will, muß auch die Theorie und die Geschichte der Musik kennen. Die Kunst wird da bis zu einem gewissen Grade wissenschaftlich betrieben, und dieser Ernst des Studiums gibt die Anregung zur Beschäftigung auch mit Dingen, die außerhalb des Berufes liegen, weckt den Drang nach allgemeiner Bildung. Die aber braucht keiner nötiger als der Dirigent in seiner Eigenschaft als Führer; die Lösung seiner Aufgaben wird ihm um so leichter, je mehr die Geführten seine geistige Ueberlegenheit anerkennen. Er braucht sie aber auch als Interpret der schaffenden Künstler, denn je weiter sein Gesichtskreis ist, um so weniger ist er der Gefahr ausgesetzt, einseitig einer bestimmten Richtung zu huldigen, um so schneller wird er den Komponisten auf neuen Bahnen folgen können.



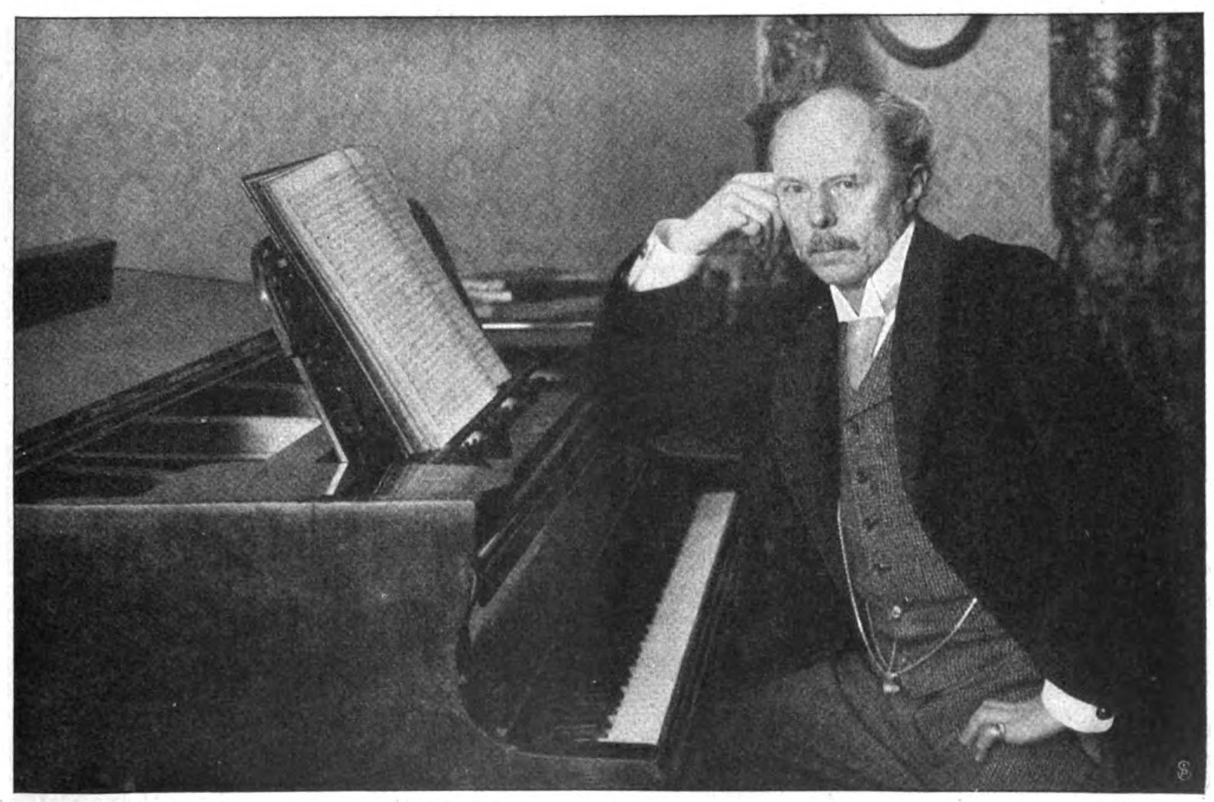
Der Kapellmeister soll Führer und Vermittler sein, in der zweiten Eigenschaft hauptsächlich ist der Deutsche den anderen voraus, während ausgezeichnete Dirigiertechniker wohl überall zu finden sind. Namentlich leisten auf diesem Gebiet auch die Italiener Außerordentliches; aber als Vermittler der Kenntnis musikalischer Werke, als Interpreten stehen auch sie zurück, da sie das Höchste nur leisten, wenn sie mit italienischer Musik zu tun haben. War bisher nur von den Kapellmeistern schlechthin die Rede, so muß doch darauf hingewiesen werden, daß ein gewisser Unterschied existiert zwischen den Konzertdirigenten und den Operndirigenten. Diese haben mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen als jene. Der Opernleiter kann seine Aufmerksamkeit nicht auf einen Punkt konzentrieren, er muß sie zwischen den Künstlern vor und denen auf der Bühne teilen, er ist gezwungen, sich nicht nur das Orchester, sondern auch die Sänger und Sängerinnen, die Solisten und den Chor untertänig zu machen. Dazu reicht nicht immer die Autorität des Musikers aus, es bedarf häufig eben so sehr der Menschenkenntnis und weltmännischer Gewandtheit. Arthur Nikisch hat gelegentlich seines fünfundzwanzigjährigen Dirigentenjubiläums einmal in einem Interview darüber geplaudert.



Hofphot. Pieperhoff.

Dr. Hans Richter, London.

Jeder Künstler, so etwa meint er, repräsentiert eine Individualität, eine Auffassung. Wie stimmt man untereinander differierende und mit den Intentionen des Dirigenten widersprechende Anschauungen zusammen? Das ist das eigentliche Geheimnis des Dirigentenerfolges. Hier muß unendlich viel zusammenwirken. Magnetismus, Suggestion, Lebenserfahrung, die Kunst, sich zu den Ausführenden zu stellen, Ueberredungskunst, selbst Humor. Man



Phot. Fischer.

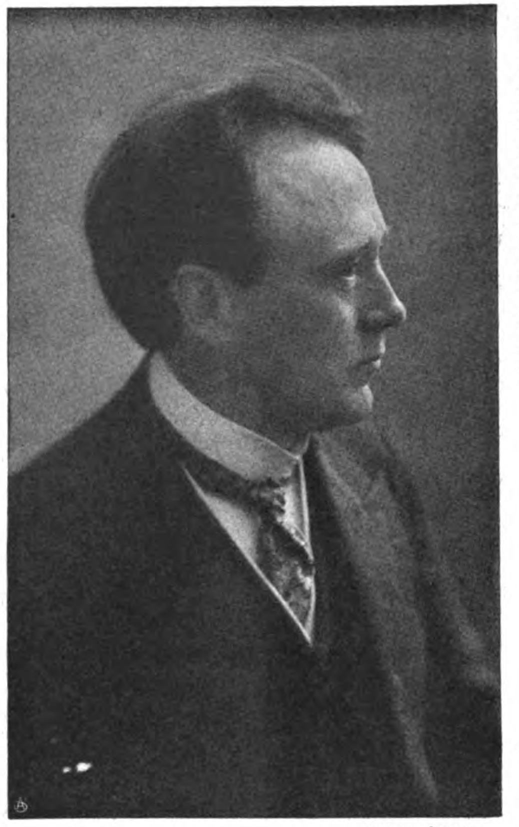
Generalmusikdirektor Ernst Edler von Schuch, Dresden.

muß eben die Orchestermitglieder zu nehmen wissen. So schwierig dies erscheint, so gibt es für den erfahrenen Dirigenten doch einen sicheren Weg dazu. Jede Instrumentengruppe will anders behandelt werden. Es ist aber gar nicht nötig, die Künstler persönlich zu kennen, um den richtigen Ton zu treffen; denn wie der Beruf, so formt innerhalb des Musikerberufs das Instrument den Mann. Am heikelsten sind zum Beispiel die



Phot A. Hertwig.

Leo Blech, Berlin.



Hofphot. Angerer.

Hofoperndirektor Felix Weingartner, Wien.



Phot R. Arenas

Willibald Kaehler, Schwerin.



Hofphot. Fr. Müller.

Franz Fischer, München.



Kun.-Verlag E. Schwald.

Hofoperndirektor Felix Mottl, München.



Hofphot. H. Brand

Franz Beidler, Bayreuth.

Oboisten und Fagottisten, und das ist leicht erklärlich. Die Herren haben ein dünnes Rohr in der Weise zu blasen, daß sie die Brust mit Luft vollpumpen und dann den Atem langsam, vorsichtig ausgeben. Das veranlaßt Blutandrang nach dem Gehirn und macht so nervös, daß man diese Herzen förmlich streicheln muß. Den Gegensatz zu ihnen bilden die Herren, die die Bratsche und die großen Blasinstrumente spielen. Diesen geben ihre Instrumente gesunde Kraft, Ruhe, Gemütlichkeit — die vertragen schon etwas vom Dirigenten! Der Klarinettenspieler wiederum neigt zur Sentimentalität; ihn muß man zärtlich ansprechen oder, um seine Grundstimmung auszugleichen, mit Humor. Wenn man für derartige Studien Sinn hat, so erkennt man, wie das ganze Wesen der einzelnen Musiker in letzter Linie auf mechanische Ursachen zurückzuführen ist, deren Wirkung so gleichmäßig und unvermeidlich ist, daß man sich in der Behandlung der Künstler kaum je vergreift. Der Dirigent muß selbst gewissermaßen ein ganzes Orchester auf der Zungenspitze haben, jedem Künstler gegenüber ein anderes Instrument spielen, dann erreicht er sein Ziel. Seine Taktik gipfelt darin, jeden Ausführenden glauben zu machen, daß er bei seiner ursprünglichen Intention bleibe, während er sich


Phot. Mocsigay
Karl Gille, Wien.


Gustav Mahler, Neuyork.


Hofphot L. W. Kurtz
Prof. Josef Schlar, Wiesbaden.

die Person notwendig sein. Es fällt für die Stellung des Solisten schwer ins Gewicht, daß er mehr aus dem Rahmen des Ganzen heraustritt, daß größere Verantwortung auf ihm lastet, und daß er bei aller Unterordnung unter den Kapellmeister doch in höherem Maße die eigene Individualität zum Ausdruck bringen kann und soll. Es fällt weiter ins Gewicht, daß der Sänger dem Publikum gegenüber eine andere Stellung einnimmt, daß er neben dem Dirigenten zu den Besuchern des Theaters als Persönlichkeit in Beziehungen tritt und neben oder sogar vor ihm als Träger des Erfolges ausgezeichnet wird. Das


Phot. Gebr. Hirsch.
Otto Lohse, Köln.

in Wirklichkeit der Auffassung des Dirigenten untergeordnet hat.

Nikisch spricht hier nur als Orchesterleiter von den Instrumentalisten; es liegt auf der Hand, daß sich die Sache bei der Oper noch kompliziert. Sicherlich werden sich ähnliche Unterschiede auch bei den einzelnen Klassen der Sänger und Sängerinnen machen lassen, aber außerdem wird bei ihnen in der Regel noch die Rücksicht auf

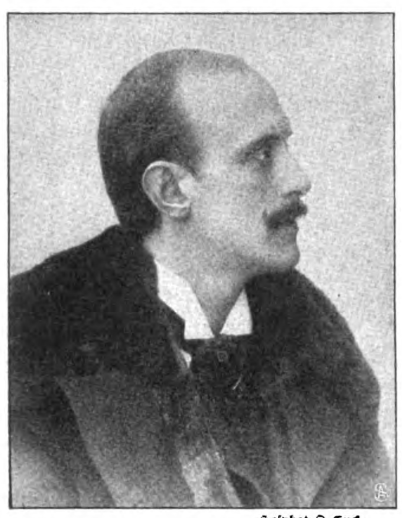

Hofphot. Hertel.


Rudolf Krzyzanowski, Weimar.


Phot. A. Hertwig.
Generalmusikdirektor Dr. Richard Strauß, Berlin.

Selbstbewußtsein der Sänger kommt viel mehr zur Geltung. Daher die häufigen Konflikte zwischen Kapellmeister und Bühnenkünstlern, die dazu führen, daß bald dieser, bald jener seinen Platz räumt oder wenigstens zu räumen sucht. Allerdings hat sich in neuerer Zeit, seit man sich unter dem Einfluß Wagners gewöhnt hat, mehr auf Ensemblekunst als auf hervorragende Einzelleistungen zu geben, die Position des Dirigenten am Theater wesentlich verstärkt. Früher trat er hinter der Primadonna und dem Primo Tenore zurück, heute ist er häufig der Star der Oper und mindestens ebensooft wie die Frage: Wer singt? wird die Frage gestellt: Wer dirigiert?

Hat nach der ganzen Entwicklung der Dinge auch in der Oper, soweit das Musikalische in Betracht kommt, der Kapellmeister das letzte Wort zu sprechen, so ist er doch nicht Alleinherrscher, als gleichberechtigter, selbständiger Faktor tritt ihm der Regisseur gegenüber, und es gibt Bühnen, an denen der szenische dem musikalischen Leiter nur zu oft einen Strich durch die Rechnung macht. Der Dirigent wird in Streitfällen seinen Willen um so leichter durchsetzen, je größer seine Autorität im allgemeinen ist, und je mehr



Hofphot. O Suck.

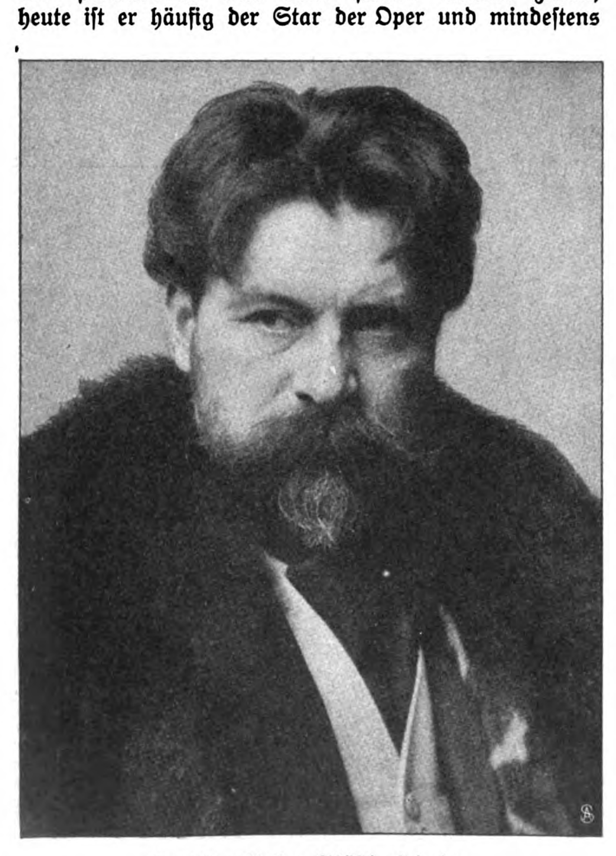
Gen.-Musikd. M. Schillings, Stuttgart.

Hofphot. W. Höffert.

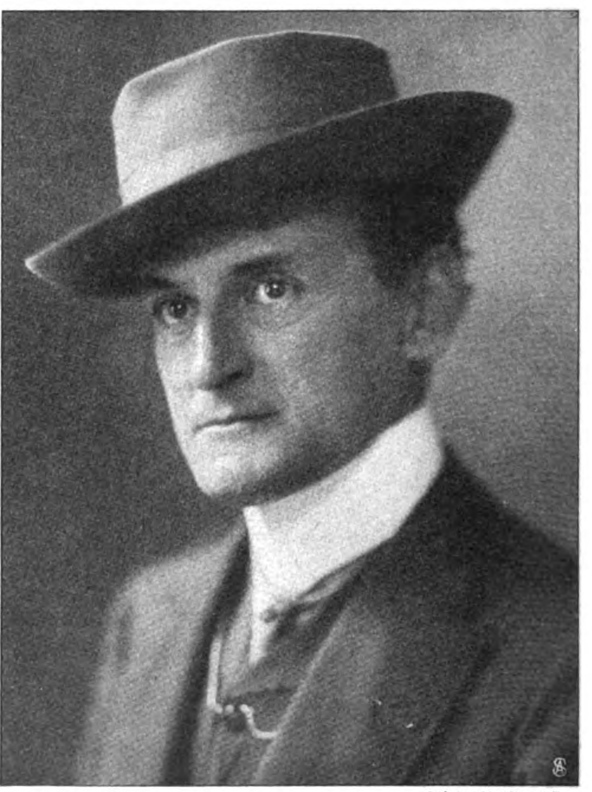
Siegfried Wagner, Bayreuth.



Julius Prüwer, Breslau.



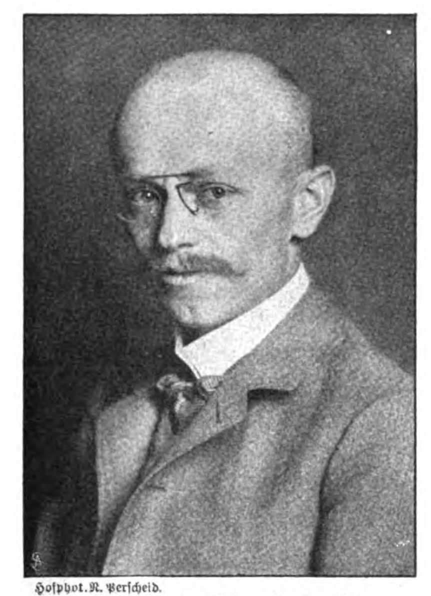
Professor Arthur Nikisch, Leipzig.



Hofphot. A. Bieperhoff.

Generalmusikdirektor Dr. Karl Muck, Berlin.





Hofphot. R. Perscheid.
Dr. Georg Goehler, Karlsruhe.


Phot. A. Hertwig.
Edmund v. Strauß, Berlin.


Hofphot. E. Bieber.
Gustav Brecher, Hamburg.

er selbst auch von den szenischen Dingen versteht. Die Abrundung der Vorstellungen wird um so sicherer gewährleistet, wenn entweder Kapellmeister und Regisseur Hand in Hand gehen, oder wenn der Kapellmeister, ohne daß er deshalb als solcher genannt zu werden braucht, zugleich faktisch als Regisseur wirkt. So bedeutsam gerade in neuerer Zeit der Szenenleiter hervortritt, es scheint doch nicht ausgeschlossen, daß diese Personalunion in absehbarer Zeit grundsätzlich zur Forderung erhoben wird. Die vermehrte Arbeitslast wird der Kapellmeister gern auf sich nehmen, weil sie es ihm erleichtert, seinem künstlerischen Ideal näher zu kommen. Dann wird sich wohl auch die Opernscheu legen, die sich mitunter unserer größten Dirigenten bemächtigt. Weingartner konnte nur die Direktorstelle in Wien reizen, nach langer Pause wieder dem Theater seine Kraft zu widmen, Richard Strauß und Nikisch haben sich beinahe ganz von der Bühnentätigkeit zurückgezogen. Der Name Nikisch lenkt die Aufmerksamkeit zurück auf die Betrachtungen am Anfang dieses Aufsatzes. Es werden dort nicht dem Deutschen besondere Qualitäten für das Dirigieren nachgerühmt, sondern es wird nur Deutschland mit Oesterreich als das Land der Kapellmeister hingestellt. Nikisch ist der Abstammung nach, Hans Richter wenigstens der Geburt nach Ungar, aber beide haben ihre musikalische Erziehung in Wien genossen und sind dadurch deutsche Kapellmeister geworden. Sie müssen mitgenannt werden, wo von den besten die Rede ist, von Weingarter und Schuch, von Richard Strauß und Muck, von Mottl und Mahler. Diese acht sind es, die schon lange Weltruf genießen, und unter den jüngeren findet sich mancher hochbegabte Musiker, der sicherlich noch einen bedeutenden Namen erringen wird.


Dr. Ludwig Rottenberg,
Frankfurt a. M.

Die Bekämpfung der lenkbaren Luftschiffe.

Von Generalleutnant z. D. H. Rohne. — Hierzu 4 Aufnahmen.

Nachdem die deutschen Luftschiffe im vorigen Jahr bewiesen haben, daß sie unter nicht zu ungünstigen Witterungsverhältnissen dem Steuer gehorchen und einen genügend großen Aktionsradius haben, ist nicht mehr zu bezweifeln, daß in dem Luftschiff ein neues und für viele Zwecke unersetzliches Kriegsmittel entstanden ist. Namentlich bei der strategischen Aufklärung kann es auf große Entfernungen und weit hinter der feindlichen Front hervorragende Dienste leisten. Nicht minder im Festungskrieg, wenn es sich um die Aufsuchung wichtiger, versteckter Ziele handelt, die selbst vom Fesselballon aus nicht entdeckt werden können, da dieser stets weit abbleiben muß und nicht sehr hoch steigen kann. Ob es möglich ist, wie von mancher Seite gehofft wird, das Luftschiff auch als Waffe zu verwenden, indem man von ihm aus, mit kräftiger Sprengladung gefüllt, Geschosse abwirft, ist noch eine offene Frage, die ich für meine Person eher verneinen als bejahen möchte. Nicht als ob ich die Möglichkeit des Abwerfens solcher Geschosse stritte, wohl aber bezweifle ich den Erfolg, weil die Wahrscheinlichkeit, ein nicht sehr großes Ziel zu treffen, und die Zahl der mitzuführenden Geschosse nur gering sein können. Aber wenn man auch hiervon absieht, so vermag das Luft-



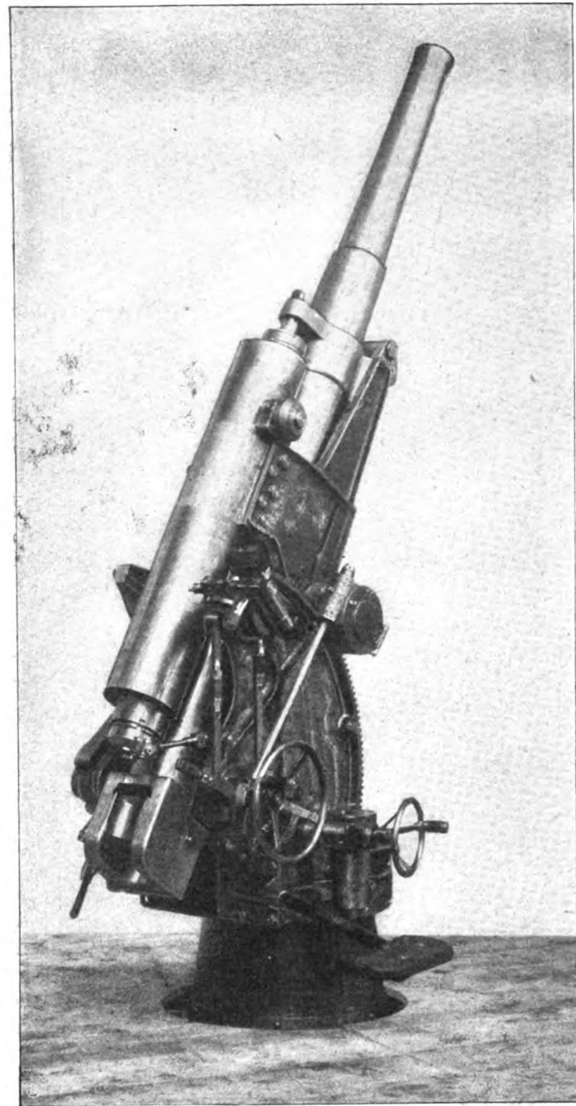


Abb. 1. **Kruppsche 7,5-cm-Ballonabwehrkanone für die Plattform eines Kraftwagens.**

schiff doch so wichtige Dienste zu leisten, daß die Frage sich aufdrängt, wie es bekämpft werden kann.

Die wichtigste Waffe gegen das Luftschiff wird das Luftschiff selbst sein, indem es, das feindliche Schiff überfliegend, diesem durch Abwerfen zerstörender Geschosse sehr gefährlich werden kann. Nicht überall ist aber ein Luftschiff für die Abwehr zur Hand; dann müssen andere Mittel zur sofortigen Verwendung verfügbar sein; denn wenn das Luftschiff seine Fahrt ungestört fortsetzen kann, hat es seinen Zweck erreicht und kann wertvolle Beobachtungen melden.

Die nächste zu dem Kampf berufene Waffe ist natürlich die Artillerie, der damit eine sehr schwierige Aufgabe zufällt. Das zu beschießende Ziel ist sehr beweglich, kann eine große Geschwindigkeit annehmen und seine Bewegungsrichtung sehr schnell, und zwar nach allen drei Dimensionen des Raumes hin, ändern. Das Einschießen auf Grund der Schußbeobachtung ist hier ausgeschlossen. Selbst wenn man die Lage der Flugbahn zum Ziele beurteilen könnte, würde das Urteil schwer zu verwerten sein, eben wegen der großen Beweglichkeit des Ziels. Man kann hier nur mit Hilfe eines schnell und sicher arbeitenden Entfernungsmessers schießen, der von einem Standort aus zu bedienen ist. — Die Geschosse müssen sich eine der geraden Linie möglichst anschmiegende, gestreckte Flugbahn haben, damit kleine, bei der Entfernungsmessung unvermeidliche Fehler möglichst unschädlich bleiben; die Flugzeit muß kurz sein, damit das Ziel sich während dieser nicht allzuweit von seinem Ort entfernen kann. Beides bedingt große Geschoßgeschwindigkeit, die durch starke Ladungen aus langen Geschützen (Kanonen) zu erreichen ist. Da das Luftschiff, wenn es sich der Gefahrzone nähert, große Höhen aufsuchen wird, so muß man imstande sein, die Geschosse steil in die Höhe zu schießen und dazu den Geschützrohren eine große Erhöhung geben, wie sie sonst nur bei Mörsern mit sehr kurzen Rohren vorkommt. Schon das erschwert die Konstruktion dieser Geschütze in hohem Maße. Dazu kommt aber noch, daß man den schnellen seitlichen Bewegungen des Ziels folgen muß. Bei Geschützen mit festem Aufstellungsort, z. B. auf Schiffen oder in Festungen, ist das leicht zu erreichen, indem man das

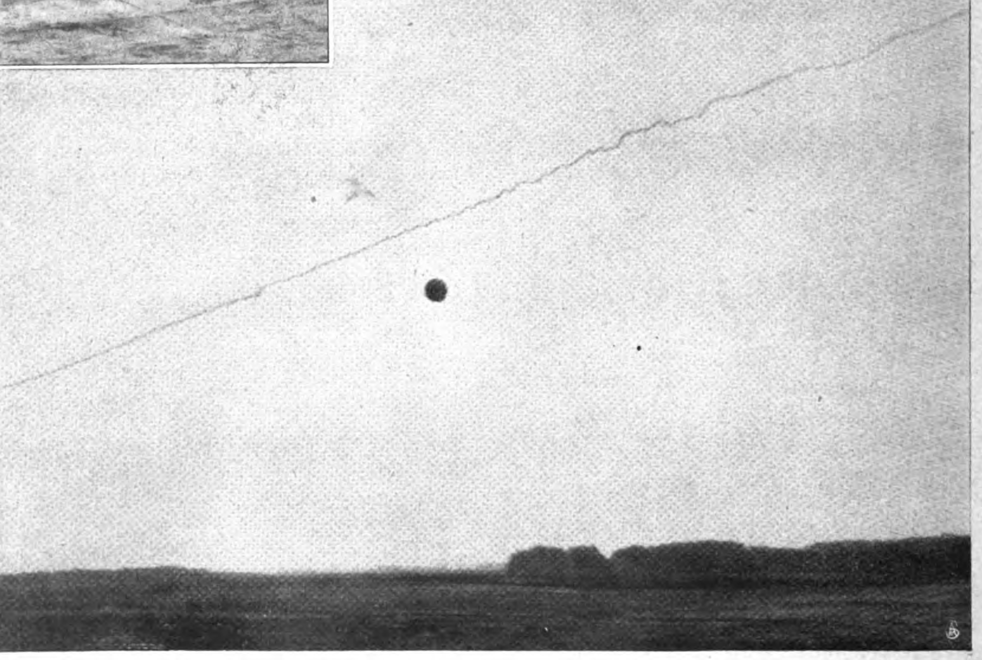
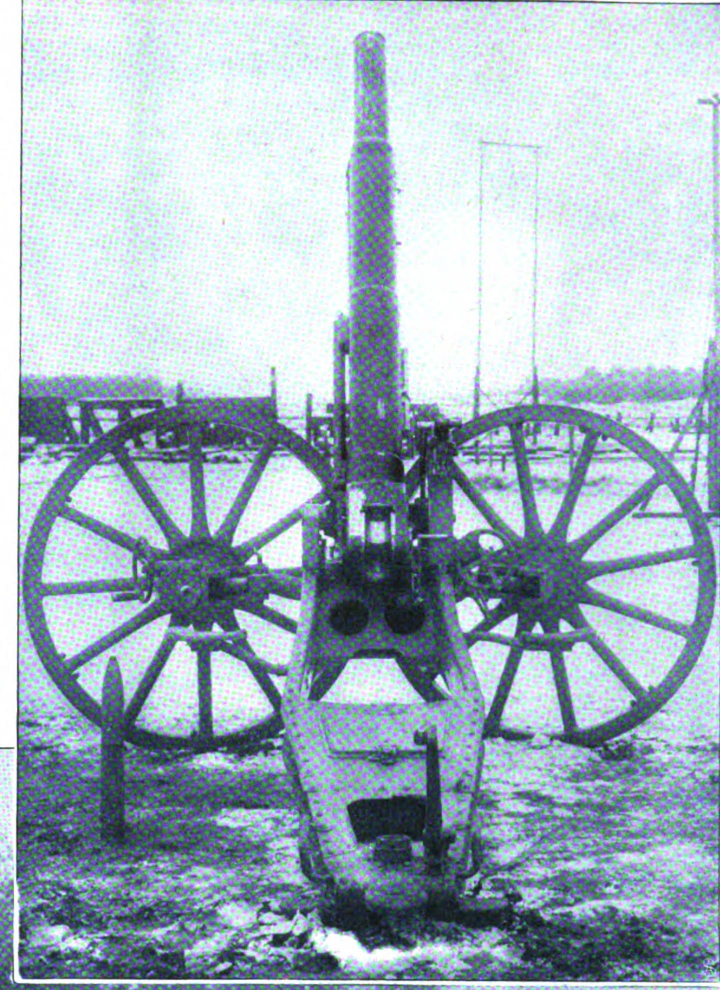


Abb. 2. **Flugbahn eines Rauch erzeugenden Geschosses.**

Schießgerüst des Geschützes auf einen festverbolzten Sockel setzt, auf dem es durch einen Schneckentrieb um eine senkrechte Achse geschwenkt werden kann. Man kann ein solches Geschütz auch auf die Plattform eines Kraftwagens setzen, wie es von Ehrhardt und Krupp geschehen ist. Sie können dann schnell die Stelle, von der aus sie schießen sollen, erreichen. Auf Abbildung 1 ist ein solches von Krupp konstruiertes Geschütz dargestellt.

Größere Schwierigkeit hat die Konstruktion eines für den Feldkrieg bestimmten Geschützes in Räderlafette. Um dem Geschütz eine große Erhöhung geben zu können, muß man die Schildzapfen, wie bei einigen Feldhaubitzen geschehen, an das Ende, statt in die Mitte des Rohres setzen und die Erhöhung nicht durch Senken des Bodenstücks, sondern durch Heben der Mündung geben.

Bei unseren modernen Feldgeschützen kann man eine Aenderung der Seitenrichtung durch Schwenken des Rohres auf der Lafette vornehmen, aber doch nur in so beschränkter Weise, daß das Luftschiff durch seitliche Bewegung in etwa sieben Sekunden



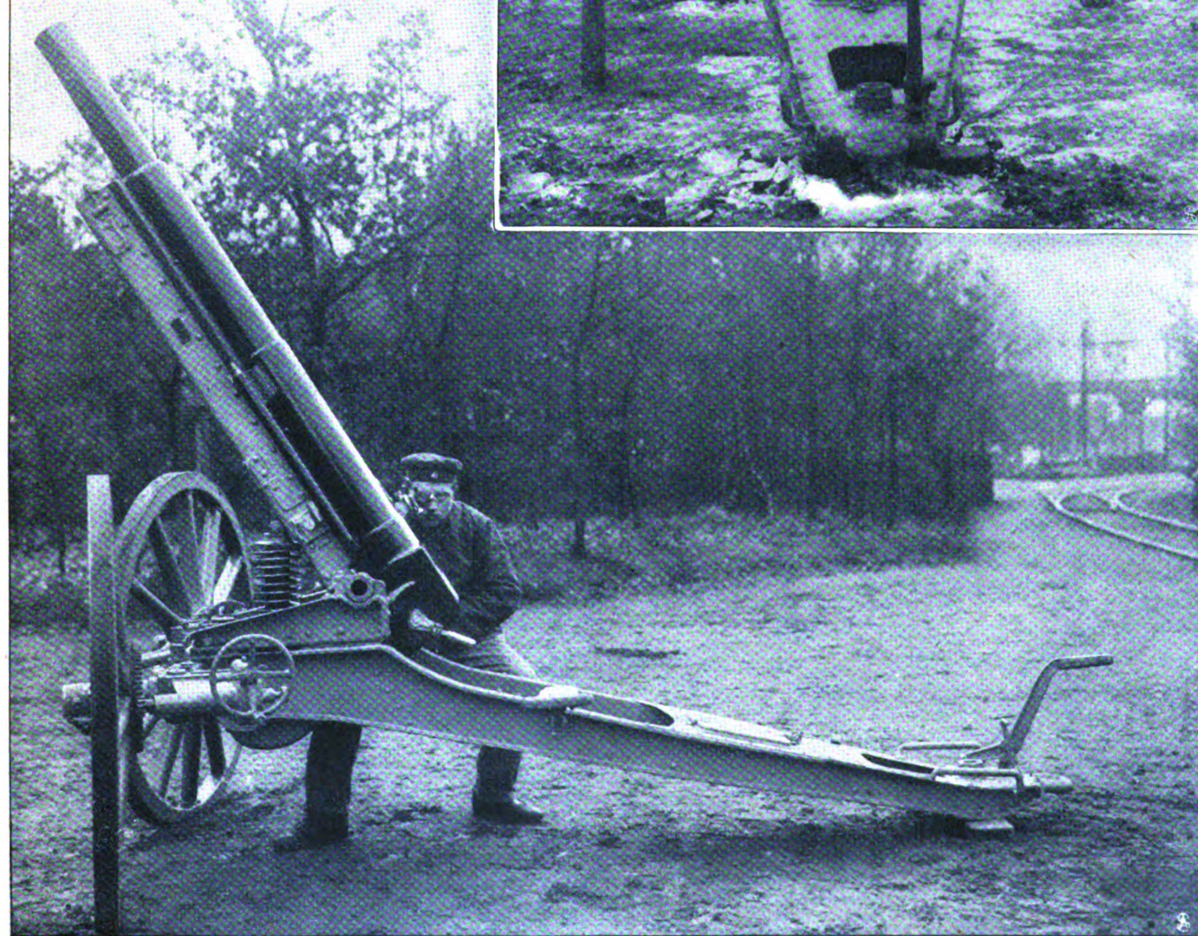


Abb. 3. Kruppsche 6,5-cm-Ballonabwehrkanone in Feldlafette von links. Abb. 4. Die selbe Kanone von hinten.

aus dem Gesichtsfeld des Geschützes treten kann. Das Schwenken des Lafettenschwanzes, durch das sonst die Seitenrichtung geändert wird, wäre hier viel zu zeitraubend. Von der Kruppschen Fabrik ist das Problem in sehr geistvoller Weise gelöst: sie schwenkt das ganze Geschütz um einen am feststehenden Lafettenschwanz befindlichen Drehzapfen. Damit die Räder dieser Bewegung keinen Widerstand entgegensetzen, werden die Achsschenkel mit den Rädern so weit nach vorn herumgeschwenkt, daß die Verlängerung der Achsschenkel auf den Drehzapfen trifft. Die Räder stehen dann fast senkrecht zu der gewöhnlichen Fahrstellung, und das Schwenken des Geschützes kann nunmehr mit Leichtigkeit durch Betätigung je eines an den Rädern angebrachten Handrades erfolgen, wie die Abbildungen 3 und 4 erkennen lassen.

Das Geschütz muß natürlich alle Einrichtungen — Verschluß, Rohrrücklauf — haben, die eine große Feuergeschwindigkeit herbeiführen.

Welche Geschoßart die zweckmäßigste ist, darüber sind die Ansichten geteilt. Gegen Fesselballons hat sich das Schrapnell unstreitig am besten bewährt. Hier ändert das Ziel seine Entfernung nur sehr wenig; daher ist ein Einschießen mit Brennzünder leicht ausführbar. Die Kraft der Füllkugeln reicht völlig aus, um die Ballonhülle zu zerreißen. Ist das Einschießen gelungen, so muß der Ballon niedergehen: eine ruhige Beobachtung ist im Feuerbereich unmöglich, und viele Treffer würden seine Existenz gefährden.

Anders liegt aber die Sache gegenüber dem Luftschiff, gegen das ein Einschießen aus den oben angeführten Gründen nicht denkbar ist. Einige Zufallstreffer schaden ihm wenig, da solche bei Fortsetzung des Feuers sich kaum wiederholen würden. Die Ehrhardtsche Fabrik will die Aufgabe trotzdem mit Schrapnells lösen; die Kruppsche Fabrik dagegen das Luftschiff durch Volltreffer erreichen, es aber dadurch mit einem Schlage völlig vernichten, indem das Geschoß das leicht entzündliche Füllgas (Wasserstoffgas) in Brand setzt.

Das Geschoß ist mit einem Brandsatz gefüllt, der, durch einen Zünder in Brand gesetzt, das Füllgas entzünden soll und zugleich während des Fluges viel Rauch entwickelt, so daß sich die Flugbahn durch den ausströmenden Rauch deutlich abzeichnet. Abb. 2 stellt die photographische Aufnahme der Flugbahn eines solchen Geschosses dar, das gegen einen Kugelballon verfeuert wurde. Mittels eines Zeißschen stereoskopischen Fernrohrs ist es möglich, die Lage der Geschoßbahn zum Ziel zu beurteilen.

Das Schießen gegen ein Luftschiff würde etwa, wie folgt, verlaufen. Sobald das Ziel bemerkt ist, wird seine Entfernung durch einen in unmittelbarer Nähe des Geschützes aufgestellten Entfernungsmesser ermittelt. Die Kenntnis dieser Entfernung würde genügen, wenn das Luftschiff sich in sehr geringer Höhe bewegte. Die in den Schußtafeln angegebenen Erhöhungswinkel und danach berechneten Visierhöhen passen aber genau nur für ein in gleicher Höhe mit dem Geschütz befindliches Ziel. Ist z. B. nach der Schußtafel ein Visierwinkel von 5 Grad nötig, um ein 3000 Meter entferntes Ziel zu treffen, so muß das Visier auf einen anderen und zwar kleineren Winkel eingestellt werden, wenn dieses sich in einer größeren Höhe befindet. Das ist leicht einzusehen, denn wenn das Ziel z B. in einer Höhe von 3000 Meter senkrecht über dem Geschütz schwebt, muß man, um es zu treffen, das Geschütz genau senkrecht in die Höhe richten, d. h., die Visierhöhe muß Null sein. Die Visierhöhe wird sich allmählich verkleinern, je größer der Winkel ist, unter dem das Ziel anvisiert wird. Sie läßt sich vorher berechnen und für jede Zielentfernung und für jeden Winkel, den die Richtung auf das Ziel mit der Wagerechten bildet, in eine Tabelle eintragen oder auch graphisch darstellen, so daß man sie ohne weiteres ablesen kann. — Während dieser Ermittlung wird das Geschütz geladen und verfolgt mit der Visierlinie das Ziel. Sobald die aus der Lage des Ziels sich ergebende Visierhöhe bekannt ist, wird die Richtung des Geschützes entsprechend korrigiert und sofort abgefeuert. Diese Operationen müssen schnell aufeinanderfolgen, da das Ziel sonst seine Lage bedeutend ändern könnte. Auch aus diesem Grund ist der Schrapnellschuß nicht zweckmäßig, denn bei diesem würde noch die der Lage des Ziels entsprechende Brennlänge des Zünders zu ermitteln sein. Abgesehen davon, daß dies nach dem heutigen Standpunkt der Ballistik kaum möglich ist, würde das Stellen des Zünders und Laden des Geschützes einen zu großen Zeitverlust verursachen.

Abbildung 3 zeigt, wie schwierig das Zielen sein würde, wenn der Richtkanonier wie sonst über Visier und Korn zielen müßte. Krupp hat daher diesem Geschütz ein Visierfernrohr gegeben, in dem der einfallende Lichtstrahl so abgelenkt wird, daß das Ziel beim Einblick von oben anvisiert werden kann.

Krupp hat drei verschiedene derartige Geschütze konstruiert. Für den Feldkrieg bestimmt ist eine 6,5-cm-Kanone, die einem 4 Kilogramm schweren Geschoß eine Anfangsgeschwindigkeit von 620 Meter erteilt und mit der größten Erhöhung von 60 Grad eine Steighöhe von etwa 5500 Meter erreicht (Abb. 3 u. 4). Nach dem vom Grafen Zeppelin im vorigen Jahr gehaltenen Vortrag bewegt sich ein Luftschiff nur notgedrungen in Höhen über 1500 Meter. Innerhalb dieser Höhe kann es von diesem Geschütz erreicht werden, wenn seine wagerechte Entfernung zwischen 800 und 8500 Meter beträgt. Je kleiner die Entfernung, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit des Treffens. — Die auf Abb. 1 dargestellte 7,5-cm-Kanone verfeuert ein 6,5 Kilogramm schweres Geschoß mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 650 Meter und vermag bei einer Erhöhung von 75 Grad ein in 7400 Meter schwebendes Luftschiff zu treffen. Ein in 1500 Meter Höhe befindliches Ziel kann erreicht werden, wenn die wagerechte Entfernung größer als 400, aber kleiner als 10 000 Meter ist. Dies auf der Plattform eines Kraftwagens befestigte Geschütz ist vorzugsweise für den Festungskrieg bestimmt. Nach gleichen Grundsätzen ist eine 10,5-cm-Kanone konstruiert, die vom Deck der Schiffe Verwendung finden soll. Die Steighöhe des Geschosses ist auf etwa 11 500 Meter berechnet.

Nach meiner Ansicht sind so schwere Geschütze nicht erforderlich, da ein leichtes Geschoß zur Zerstörung eines Luftschiffs ausreicht. Vielleicht ist es die Meinung des Konstrukteurs, daß diese Geschütze auch zur Bekämpfung anderer Ziele dienen können — für die 10,5-cm-Kanone kann das als sicher gelten.

Man hat wohl die Befürchtung ausgesprochen, daß beim Schießen unter sehr großen Erhöhungswinkeln die herunterfallenden Geschosse die eigenen Truppen gefährden könnten. Auch in dieser Beziehung ist die Granate dem Schrapnell überlegen. Bei diesem werden

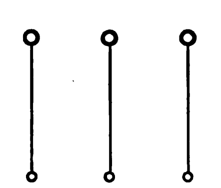


die leichten Kugeln nicht sehr weit vom Sprengpunkt niederfallen. Bei dem mit flüssigem Sauerstoff gefüllten Geschoß werden die Splitter nur dann herunterfallen, wenn das Geschoß die Hülle des Ballons getroffen und das Luftschiff zerstört hat. In jedem anderen Fall wird das Geschoß — ebenso wie das mit Brandsatz gefüllte, als Ganzes — und zwar auf einer Entfernung von über 5000 Meter, zu Boden fallen, also wahrscheinlich weit außerhalb des Bereichs der eigenen Truppen. Die geringe Gefahr, daß die eigenen Truppen von den Geschossen der zur Bekämpfung der Luftschiffe bestimmten Geschütze getroffen werden, muß in Kauf genommen werden. Sie ist im Vergleich zu dem Nachteil, den ein Luftschiff durch ungestörte Erkundung anrichten kann, verschwindend klein.

Auch Infanterie kann in die Lage kommen, gegen Luftschiffe schießen zu müssen. Das Verfahren wird ein dem oben beschriebenen ganz ähnliches sein. Die Aussicht, das Ziel zu treffen, ist namentlich, wenn der Ballon nahekommt und hoch steht, keineswegs sehr gering, da die Flugbahn dann fast geradlinig und das Ziel sehr groß ist. Die Befürchtung, daß man mit dem Gewehr keine so große Flughöhen erreichen könnte, ist ganz ungegründet. Mit dem Gewehr 98 und der S-Patrone erhält man bei genau senkrechter Schußrichtung eine Flughöhe von 2300 Meter, also 800 Meter mehr als die Höhe, die das Luftschiff in der Regel nicht überschreiten wird.

Die größte Schwierigkeit für das Schießen sehe ich in dem Umstand, daß keine Erfahrungen gesammelt werden können; denn Schießübungen, die dem Ernstfall auch nur annähernd nahekommen, sind ausgeschlossen. Das einzige, was sich üben läßt, ist das Zielen und Entfernungsmessen nach sehr hoch gelegenen Punkten, namentlich beim Start von Luftschiffen und vielleicht auch gegen Fesselballons.

Das Schweigen.



Ein seliges Geheimnis will sich bergen
In diesen weichen, schneebedeckten Zweigen,
Die tief verhüllt sich bis zur Erde neigen —
O, tretet leise ein! Hier herrscht das Schweigen!

Hier waltet Glück und Friede still verborgen,
Vor fremder Neugier schützen dichte Decken,
Uralte Bäume breiten ihre Arme,
Verschwiegen wuchern hohe Taxushecken.

Die Liebe birgt sich froh und weltvergessen
In diesen weichen, schneebedeckten Zweigen,
Die zärtlich tief, sich immer tiefer neigen —
O, tretet leise ein! Hier herrscht das Schweigen!

Hiltrud Barlow-Schierenberg.

Der zweit' Thoma.

Skizze von Hermine Billinger.

Die Sonne hatte Meister Thoma auf dem Feldberg nicht gelacht. Sie ignorierte es vollständig, daß man sich im August befand und es doch eigentlich ihre Pflicht gewesen wäre, sich in ihrem vollen Glanz zu zeigen. Sie ließ den schwarzen Wolken am Himmel unbestritten den Vorrang, ließ den Wind nach Herzenslust walten und dachte wahrscheinlich: blas du nur —

Meister Thoma aber lächelte trotzdem gar mild und ein wenig schalkhaft unter seinem großen Hut hervor, als er des Morgens um acht Uhr im Wintermantel im Wagen saß und sich ihm ein Dutzend Abschied nehmender Hände entgegenstreckten.

„Wie mich jetzt auch das freut," sagte die Feldberger Wirtin, die mit einer Anzahl Gäste dem Davonfahrenden nachschaute, „ich kann's gar nit sage, wie mich das freut, daß wir den berühmte Hans Thoma unter unserm Dach g'habt habe."

Stand da ein kleiner Mann neben ihr, der eine fürchterliche Zigarre rauchte. „Hm," machte er, „nehmen Sie sich in acht; mit Berühmten verkehren, ist nicht so ohne. Macht fast immer Unkosten. Haben Sie gesehen, wie er gelächelt? Ja, ja! Ich spreche nämlich aus Erfahrung. Ich machte einmal vor nicht langer Zeit einen Ausflug mit so einem Herrn. Er war Sänger. ‚Haben Sie kleines Geld?' fragte er, ‚dann, bitte, legen Sie die Zeche für mich aus.' Sollten Sie glauben, ich habe nie einen Pfennig von meinem ausgelegten Geld wiedergesehen."

„Darüber kann ich Sie beruhige," sagte die Feldberger-Muetter, „der Herr Maler Thoma hat seine Zech bezahlt wie jeder andre."

Innerlich dachte sie: Isch das ein mißliebiger Kerli, und ging ihrer Wege.

Gleich am anderen Tag kam die Sonne, und der Feldbergerhof faßte kaum die Zahl der Gäste, die nach Platz verlangten. Ein ununterbrochenes Kommen und Gehen in den Wirtschaftsräumen, ein Rufen und Begehren. Die diensttuenden Maidli flogen nur so mit hochroten Köpfen.

Da und dort, bald in diesem, bald in jenem Raum, tauchte die Gestalt der Feldberger-Muetter auf. Sie redete mit den Gästen, schaffte Platz, wo's fehlte, und nichts entging dem Blick ihrer alles übersehenden Augen. In dem lauten, ewig wechselnden Getriebe der ruhende Pol, um den sich alles drehte.

Auf dem zugigen Gang draußen stand schon lang ein Büblein von ungefähr elf Jahren. Mit der Mütze in der Hand stand's da und schaute jeden Vorübergehenden mit großer Ehrfurcht an. Er hatte auch eine Frage auf den Lippen, aber er traute sich nicht damit heraus. Die Sprache der an ihm vorübereilenden Städter schüchterte ihn ein.



„Was isch denn mit dir," wurde er plötzlich mit den Lauten seiner Heimat angeredet, „was tusch da drauße, warum kommsch nit rein?"

„Sin ihr d' Gasthoferi?" fragte er.

„Ja, die bin ich. Was hasch auf'm Herze?"

„Ich will zum Maler Thoma."

„So so."

Sie nahm den Buben mit in die Wirtsstube.

„Jetzt sag mir, was soll er, der Maler Thoma?"

„He, der Vader laßt ihn schön grüße, und er soll au so ein berühmter Mann aus mir mache."

„Potztausend," verwunderte sich die Feldberger-Muetter, „wo bisch denn daheim, Bübli?" Er nannte ein fast drei Stunden entfernt liegendes Dorf.

„Was, so weit kommsch her," bedauerte ihn die gütige Frau, „und jetzt isch er grad gestern fort, der Maler Thoma."

„O Herr Jegerle," fing das Büble an zu schluchzen, „da wird er schön schimpfe, der Vader."

Die Feldberger-Muetter klopfte ihm die Schulter: „Komm, trinksch ein guts Kaffeele und ißesch ein rechts Stück Brot dazu. Wirsch Hunger habe wie ein Bär."

„Nei," versicherte er unter Tränen, „wie zwei Bäre."

Als der Kaffee vor ihm stand, war aller Schmerz dahin, und der kleine Mann bewahrheitete seine Behauptung in der erfreulichsten Weise.

Die Feldbergerin sah ihm mit Vergnügen zu und meinte dann nach einer Weile: „Kannsch denn auch was, wenn du ein Maler werde willsch?"

„He jo," nickte er, „der Vader sagt, ich sei der zweit' Thoma. Alle Türe hab ich verschmiert und alle Wänd und Böde. Des willi meine, daß ich was kann."

„Hasch denn auch ein Pröble bei dir?"

„Freili, do im Heftli."

Er zog ein schmieriges, stark zerknittertes Heftchen aus der Tasche und legte es vor die Feldberger-Muetter hin.

Sie schlug die Blätter auf, sah in diese grause kleine Welt hinein und nahm dann die Brille zu Hilfe. Trotzdem, sie mochte das Heftchen nach allen Seiten wenden und drehen, die Kunst des kleinen Mannes blieb ihr verschlossen wie das Grab.

Endlich meinte sie: „Jetzt hab ich's, glaub ich, das isch e Frau mit einem Tüchle um den Kopf, die's Zahnweh hat."

„He nei," begehrte der Bub mit vollen Backen auf, „e Sau isch's."

„So so. Ja weisch, Büble, solang man deine Sache nit erkenne kann, so lang derfsch auch noch nit damit zum Maler Thoma. Du muscht noch viel, viel lerne, bis du so weit bisch. Sag das deim Vader. So schnell geht's nit mit dem Berühmtsein. Der Herr Thoma isch's erst worde, wie er schon weiße Haar g'habt hat."

Das Büble war satt, und so nahm es die Enttäuschung gelassen hin, steckte sein Heftli in die Tasche und zog mit einem „Ich dank au' schön" ab.

Der kleine Herr mit der fürchterlichen Zigarre stand wieder da, lachte und meinte: „Hab ich's Ihnen nicht gesagt, daß es nicht ohne ist, mit Berühmtheiten zu verkehren? Man kommt immer zu kurz. Jetzt können Sie den Buben mindestens sechsmal im Jahr satt füttern. Der kommt immer wieder, bloß weil der Hans Thoma ein paar Tage unter Ihrem Dach war. So ist's, wenn man mit Berühmtheiten umgeht."

„Das macht nix", sagte die Feldberger-Muetter, „das isch mir unser Hans Thoma noch lang wert."

Auf den nassen Sommer folgte ein wunderschöner Herbst. Aber kaum war das Heidekraut abgeblüht, da lag auch schon der Schnee auf den Höhen und den sich weit hinstreckenden Matten.

Auf dem Feldbergerhof aber ging's noch einmal so wild und toll zu wie zu den Zeiten des Hochsommers.

„Ski Heil! Ski Heil!" Man hörte nichts anderes. Auf diesen sich endlos hinbauenden Schneemassen flogen, sausten und purzelten die Menschlein herum, daß es ein Gewühl war wie auf einem mächtigen Ameisenhaufen.

Im zugigen Hausweg zog's noch mehr als sonst, denn immer ging's klapp, klapp mit den Türen, und beschneite, vereiste Gestalten, von denen nichts als die Nase zu sehen war, stürmten in die große, behaglich warme Wirtsstube, tranken schnell eine heiße Usedruckede (Limonade) und stürmten wieder davon, die Augen voll Winterlust, die Wangen brennend rot und das Herz voll von den wunderbaren Abenteuern, die sie da draußen im Schneereich bestanden.

Durch den Lärm und das Getu und Geschrei schritt ruhig wie immer die alles beherrschende Feldberger-Muetter; den warmen Pelzkragen um, die Hände in der großen Muffe. Und sprach dort ein Wort und half hier mit einem Rat, sah überall, wo's fehlte, und streckte auch die Nase hinaus ins zugige Gängle, wo gewiß der Schnee wieder haufenweis lag.

Und da eine kleine, über und über vereiste Gestalt, ein wahres Schneemännle, das man für einen lustigen Scherz hätte halten können, wenn nicht ein Paar junge, braune Augen so recht lebendig unter den weißen Brauen hervorgeschaut hätten.

„Wo kommsch denn du her?" fragte die Feldberger-Muetter, „bisch ja ganz blau vor Kälte!"

„Kenne ihr mich denn nimme," fragte der Kleine, „ich bin ja der zweit' Thoma." Schon stand er in der warmen Stube.

„Schnell, ihr Maidli, ein heißer Kaffee! So, jitzt iß und laß dir's schmecke."

Das Büble war auch sofort bereit, der freundlichen Einladung nachzukommen. Aber o weh, die steifgefrorenen Finger versagten den Dienst.

„Komm, nimm mein Muff," sagte die mitleidige Frau, „ich will dich derweil füttern."

Gesagt, getan. Sie hielt ihm die Tasse an den Mund und stopfte das Brot hinterher.

„Das nennt man ein hungrigs Vögele," lachte sie auf, „beiß auch, schluck die Brocke nit ganz nunter."

„So hat mer's g'wiß im Himmel", würgte er mühselig heraus.

Es dauerte nur wenige Minuten, und das Büble war so weit, sich selber helfen zu können.

Er taute gründlich auf, und der zu Wasser gewordene Schnee floß an ihm herunter wie ein Bächlein, so daß sich eine große Lache um seinen Stuhl bildete.

Die Feldberger-Muetter aber begann: „Jetzt sag mir nur ums Himmelswille, was fallt dir auch ein, bei dem strenge Wetter den weite Weg da rauf zu mache?"

„He," meinte er, „ihr müsse doch mei neust's Bildle sehe!"

Er zog das ganz steif gewordene, über und über beschmutzte Heftli aus der Tasche: „Da schau, Gasthoferi, ihr werde staune! Der Vader hat g'sagt, jetzt wird's d' Gasthoferi g'wiß glei merke, was du g'macht hasch."



„Meinsch?"

Sie setzte die Brille auf, und abermals mußte sie das Machwerk langmächtig und von allen Seiten betrachten, bis sie endlich zu dem Schluß kam: „Jo, jo, jitzt könnt's allefalls e Sau sein."

„He nei," schrie er in heller Verzweiflung auf, „jitzt isch's jo selbige Frau mit dem Tüchle um den Kopf. Ihr müsse sie doch kenne. So schaue doch recht, Gasthoferi!"

„Hm, hm", lächelte diese.

„Freili isch sie's," beteuerte er, „die isch jo so schön mit ihrem Tüchle. Grad wie ihr's g'sagt habt. Und 's Zahnweh hat sie au. Jo, hat der Vader g'sagt, die hat g'wiß 's Zahnweh. Jitzt soll ich glei vom Feldberg uf Karlsruh gehe, hat er g'sagt. Ich hab ein Paar Strümpf im Rucksack und der Muetter ihr Betbüchle. Ich soll nur glei in der Lehr bleibe beim Meister Thoma, hat der Vader g'sagt. Bis zum Sommer hab ich Zeit."

„Ja, liebs Büble," sagte die Feldberger-Muetter und gab sich alle Mühe, ernst zu bleiben, „schau, 's tut mir ja leid, aber ich kann dir nit helfe. Du muscht halt wieder heim. Sie täte dich ja fürchtig auslache in der Residenz, wenn du mit so eine Machwerk ankämst. Solang man nit auf den erste Blick weiß: Das isch e Frau, und das isch e Sau, so lang isch's noch nix mit deiner Kunscht."

Das Büble brach in bittere Tränen aus.

„Isch dir's denn gar so leid?" fragte die Feldberger-Muetter.

„He nei, wegen mir isch mir's nit, aber der Vader schlagt mich ja halber tot, wenn ich nit berühmt werd."

„Was mache wir denn da," besann sich die Feldberger-Muetter, „da müßt mer doch helfe könne. — Horch, Büble, wie wär's, du bringsch im Vader eine Flasch Wein mit — vielleicht geht's dann gnädig ab mit dem Haue. Was meinsch?"

Die Augen des Kleinen leuchteten wie Sternlein auf: „Dann haut er mich g'wiß nit," jubelte er, „nei, dann haut er mich nit. Um e Flasch Win tät er uns alle hergebe — samt der Muetter."

„Da isch uns ja g'holfe."

Die Flasche wurde sorgsam eingewickelt und in den Rucksack gepackt. Ein Laib Weißbrot dazu.

Das Büble vergaß des Dankes vor freudigem Eifer, mit seinen Schätzen heimzukommen. Er vergaß sogar sein Heftlein samt seinen Künstlerambitionen.

Die Feldberger-Muetter lugte ihm durchs Fenster nach, wie er hurtig die Skis anschnallte und wie's Wetter davonfuhr.

Neue Pariser Hutmoden.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen von Félix, Paris.

Man sagt nicht mit Unrecht, es werde in unserer Zeit nichts Neues gedacht und gesagt, nichts getan, das nicht schon einmal dagewesen sei, und folglich sei auch alles das, was wir eine „neue" Mode nennen, nichts weiter als die Wiederbelebung einer solchen vergangener Zeiten oder, wenn es hoch kommt, ein Konglomerat von verschiedenen Erzeugnissen verschiedener Modeepochen. Trotzdem erscheint mir das, was die heutige Mode an Hutgebilden schafft, wenigstens insoweit neu zu sein, als es das Haupt der Frau mit Hüten schmückt, die diesen Namen kaum mehr verdienen, so exzentrisch sind sie in Form und Garnierung. Und diese Kopfbedeckungen, denen ein freier Entfaltungspielraum gelassen ist wie fast zu keiner vorhergehenden Zeit, können dem individuellen Geschmack angepaßt und für jede Physiognomie passend gefunden werden. Natürlich existiert der eigentliche Hut 1909. Abb. 3 zeigt das Modell, dessen Grundform aus Pelz, Schwanendaun oder einem weichen Straußenfedergekrause sich die Karikaturisten der französischen Hauptstadt zuerst mit scharfem Blick als am charakteristischsten für die Silhouette der Pariserinnen dieses Winters erkoren. Die Form gehört tatsächlich zu den meistgetragenen mit ihrem voluminösen weichen Kopf, von dem wenige Federn steil emporsteigen, wie dies hier in hübschem Kontrast zu dem schneeigen Schwanendaun die schwarzen Flügel tun. Eine Variation des gleichen Hutes bringt Abb. 5, dessen topfhelmartiges Gebilde aus hellviolettem Samt mit graulila getönten Federn geziert ist. Auch das turbangleich ums Haupt geschlungene Marderfell auf Abb. 2 ist eigentlich im Grunde nichts als eine Variation des Saisonhutes. Der jetzige Winter, der eigentlich zum erstenmal Pelz auf die Frauenkopfbedeckungen als Garnierung brachte, machte ihn gleich so heimisch, daß er wie hier ganze Hüte und nicht mehr nur die bescheidenen kleinen Mützchen bildet. Für viele Gesichter überaus kleidsam, werden solche tief über den Kopf gezogenen Pelzhüte es noch mehr durch die sehr beliebten, in den Nacken fallenden Schwanzgarnierungen, wie sie auch dieser Hut zeigt. Trotz aller Verschiedenheit, die sie auf den ersten Blick miteinander zu haben scheinen, ist doch den vorhergehenden Hutgebilden und



Phot. Félix.

1. Empiregrüner Seidenfilzhut mit Federn.

dem langhaarigen empiregrünen Seidenfilzhut auf Abbild. 1 die verwandtschaftliche Aehnlichkeit nicht abzusprechen, die sie als Kinder einer Hutepoche stempelt. Freilich offenbart sich die Charakteristik hier nur in der Hinneigung zur Helmform, die der weiche Filz zeigt, wie in der überaus einfachen Garnierung, die es verschmäht, ihren dichten Federstutz — auch die Straußenfedern zeigen das anmutige Myrtengrün der Kaiserzeit — durch Band oder Schnallenschmuck in Vermittlung mit dem Hut zu setzen. Dieser ist bis auf die kaskadenartig herabregnende Fülle der Federn ohne Schmuck. Noch mehr Helm ist der originelle Hut auf Abb. 7, der freilich in die Kategorie der weniger allgemein kleidenden Hüte gehört, der aber, mit dem richtigen Gesicht in Verbindung gebracht, gerade durch seine Originalität doppelt reizend wirkt. Hüte seines Genres werden weniger zum Straßenanzug, vielmehr zur Abendtoilette getragen. Man sieht sie auch zu den nachmittaglichen Tees. In den Kasinos der südlichen Bäder, die sich unter wärmerer Sonne schon mit den ersten Erzeugnissen der Frühjahrsmode beleben, feiert ge-



2. Pelzhut aus Marderfell.

Phot. Félix.

Farben, die eine Zeitlang drohten, mehr grell und hart, fast so zu werden, wie sie die Töchter Großbritanniens lieben und protegieren, nun wieder überzart und duftig sind. In den südlichen Bädern bereitet sich gerade die Frühlingsmode auf dem Gebiet der Hüte mit Riesenschritten vor. Von dort klingen die Gerüchte über das, was uns das Frühjahr zeitigen wird, schon klarer und bestimmter, als sie hier in Paris zirkulieren. Man möchte gern mit der Mannigfaltigkeit der Coiffüren sich das Recht vorbehalten, mehr eigene Phantasie und eigenen Geschmack schalten zu lassen, ohne zu fest in das Modejoch gespannt zu werden. Nur eine allgemeine Regel steht schon jetzt unumstößlich fest. So wie der Pelz auf den Winterhüten ausschließlich herrscht, so sollen im Sommer die Blumen die Oberherrschaft erhalten. Ihre einzigen Beigaben, die nie zu verdrängenden Straußenfedern, sollen gegen die Vorjahre in den Hintergrund treten, und von ihrer Königin, der Rose, beherrscht, sollen die Blumen einen siegreichen Einzug in die neue Saison halten. Als Garnierung aus Spitzen- und Strohkopfbedeckungen, aber auch als selb-

Phot. Félix.

3. Weicher weißer Federhut mit schwarzen Flügeln.

4. Weißer Samthut mit geschlungenen Knoten.

rade dieser auf den ersten Blick wenig graziös erscheinende Hut große Triumphe, in Seidenmusselin, Tüll und auch in zartem Strohgeflecht ausgeführt. Unser Modell ist aus silbergrauem Samt mit weißem Samtrand. Die Federn fließen von der gleichfalls silberig grauen Mitte in allen Farben des Regenbogens auseinander. Es ist bemerkenswert, daß diese

ständige Hutformen sieht man sie in Monte Carlo schon jetzt. Abb. 8 veranschaulicht uns einen der kleinsten Hüte, der ganz aus Rosenzweigen nur allein im Nacken eine zartgrüne Samtschleife duldet, die dort die widerspenstigen dornigen Zweige des rosengeschmückten Grundes vereinigt. Die in allen grünen Schattierungen getönten Rosenblätter stellen für die zarten, hellroten Blüten ein





5. Hellvioletter Samthut mit graulila Federn.

Phot. Félix.



6. Libertyhut mit schwarzen Reiherfedern.

weiches und anmutiges Kissen. Die Modelle auf Abb. 6 und 4 veranschaulichen mehr als alle anderen die originellen Auswüchse unser diesjährigen Hutmode und gelten hier überdies für bezeichnend für das, was der Sommer immer mehr ausbilden und verarbeiten wird. Die Form, halb Helm, halb Turban, besteht aus anscheinend kunstlos



7. Silbergrauer Samthut mit bunten Straußenfedern.

Phot. Félix.



8. Kleiner Hut aus Rosenzweigen mit grüner Samtschleife.

drapiertem Liberty und Samt. Die Aigrette aus schwarzen Reiherfedern auf Abb. 6, die hinauf- und hinabsteigenden Knotenenden scheinen tatsächlich vorbildlich für das werden zu wollen, was wir im kommenden Frühling und Sommer als Grundform der Kopfbedeckungen anzusehen haben werden. Für ihre Popularität am förderlichsten erscheint ihre Variationsfähigkeit, sowohl was die Herstellung wie die Art des Tragens betrifft, da man sie eigentlich auf den ganzen Kopf herumdrehen darf, bis man sie in die passende Richtung gebracht hat. So haben sie in dem zweifelhaften Rennen nach Erfolg vielleicht die größten Aussichten für sich, während sie gleichzeitig für die Ansicht sprechen, daß wir doch noch einmal etwas Neues selbst auf dem so abgedroschenen Modegebiet erleben sollen. Klementine.

Fund und Fundunterschlagung.

Finder ist gewiß fast jeder schon einmal gewesen. Zu einem glücklichen Fund gehört aber eben nicht bloß das Finden, sondern natürlich zunächst, daß die Sache an sich oder wenigstens für den Finder einen Wert hat, vor allem aber, und das wird eigenartig klingen, daß dem Finder aus dem Fund keine Unannehmlichkeiten erwachsen. — Es wäre zu schwarzseherisch, die Erkenntnis dieser letzten fatalen Möglichkeit in dem Prinzip gipfeln zu lassen: „Wirf weg, was du findest.“ Vielmehr wollen wir versuchen, uns von vornherein gegen derartige Unannehmlichkeiten zu decken, damit wir getrost die Hand des Glücks ergreifen können, die sich uns bei einem Fund entgegenstreckt.

Es ist hier wieder einmal das Gesetz die Ursache notwendiger Belehrung. Auch die im versteckten Winkel verlorene Sache wird von dem alles ordnenden Staat durch den Buchstaben des Gesetzes geschützt. Der Grund dieses Schutzes ist in erster Linie das auch an der verlorenen Sache noch haftende Eigentum.

Verloren ist eine Sache, wenn jemand die tatsächliche Gewalt über sie nicht mehr besitzt, d. h., wenn sie unbesessen ist. Sie braucht nicht zugleich herrenlos, d. h. ohne Eigentümer, zu sein. Eine Sache wird herrenlos, wenn der Eigentümer, in der Absicht, auf das Eigentum zu verzichten, den Besitz der Sache aufgibt (§ 959 BGB.). Wer eine solche herrenlose Sache in Besitz nimmt, wird gemäß seines Willens ihr Eigentümer (§ 958 BGB.). Er erwirbt aber kein Eigentum an ihr, wenn dadurch das Eigentumsrecht eines anderen verletzt würde; so bleibt z. B. der gewilderte Hirsch in den Händen des Wilderers (also von diesem besessen) eine herrenlose Sache. Das gleiche Rechtsverhältnis würde auch bei dem von einem Unberechtigten aufgehobenen Fallwild bestehen. Im folgendem handelt es sich jedoch um unbesessene, aber noch nicht aufgegebene, also noch im Eigentum einer Person befindliche Sachen.

Unsere heutigen gesetzlichen Fundbestimmungen lassen sich nur teilweise auf das altdeutsche Recht zurückführen. Im Gegenteil, dieses vertrat vielfach ursprünglich den Grundsatz, daß durch den Besitzverlust an einer Sache zugleich das Eigentum an ihr untergeht. Das bedeutendste deutsche Rechtsbuch des dreizehnten Jahrhunderts, der Sachsenspiegel, stellt fest, der Finder solle den Eigentümer durch öffentliche Bekanntmachung vor Dorfgenossen und Kirchengemeinde zu ermitteln suchen. Wenn sich der Eigentümer nicht binnen sechs Wochen meldete, so sollte die Sache zu einem Drittel dem Finder, zu zwei Dritteln dem Richter verfallen. Das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch dagegen läßt das Eigentum an der verloren gegangenen Sache grundsätzlich fortbestehn, gibt aber unter gewissen Voraussetzungen dem Finder die Möglichkeit, das Eigentum zu erwerben.

Demgemäß trifft das Gesetz Bestimmungen über das Verhalten des Finders mit Bezug auf die gefundene Sache (§ 965 ff. BGB.). Der Finder hat dem Verlierer oder dem Eigentümer oder einem sonstigen Empfangsberechtigten unverzüglich (d. h. ohne schuldhaftes Zögern, nicht notwendigerweise sofort) Anzeige zu machen. Sind die Empfangsberechtigten oder ihr Aufenthalt dem Finder unbekannt, so hat die Anzeige bei sogenanntem Wertfund (über drei Mark) bei der Polizeibehörde zu erfolgen. Ferner ist der Finder zur Verwahrung der Sache verpflichtet. Ist aber diese Verwahrung mit unverhältnismäßigen Kosten verbunden oder der Verderb der Sache (z. B. Speisen) zu besorgen, so ist der Finder verpflichtet, die Sache öffentlich versteigern zu lassen, und zwar durch einen für den Versteigerungsort bestellten Gerichtsvollzieher oder zu Versteigerungen befugten anderen Beamten oder öffentlich angestellten Versteigerer. Vor dieser Versteigerung aber ist der Polizeibehörde Anzeige zu machen.

Als Träger dieser seiner Pflichten hat der Finder aber nur Vorsatz und grobe Fahrlässigkeit zu vertreten, hat also gegebenenfalls für den durch seine Pflichtverletzung entstandenen Schaden aufzukommen. Ferner hat der Finder das Recht, Ersatz aller Aufwendungen von dem Empfangsberechtigten zu verlangen, die er den Umständen nach für erforderlich halten dürfte und zum Zweck der Verwahrung oder Erhaltung der Sache oder zum Zweck der Ermittlung eines Empfangsberechtigten gemacht hat (z. B. er hat den Tierarzt in Anspruch genommen, er hat Stallung gemietet usw.). — Schließlich kann der Finder von dem Empfangsberechtigten einen Finderlohn verlangen, und zwar bei einem Wert der Sache bis 300 Mark fünf v. H., darüber hinaus und bei Tieren eins v. H. (also z. B. bei 3000 Mark: 42 Mark). Hat die Sache nur einen sich nach den Umständen und der Person des Besitzers bestimmenden, d. h. einen relativen Wert, so entscheidet das billige Ermessen der Behörde.

Das Gesetz stellt, wie gesagt, dem Finder unter bestimmten Voraussetzungen den Eigentumserwerb an der gefundenen Sache in Aussicht. Und zwar erwirbt der Finder nach § 973 mit dem Ablauf eines Jahres nach der Anzeige des Fundes bei der Polizeibehörde das Eigentum an der Sache. Er erwirbt es nicht, wenn innerhalb dieses Jahres dem Finder ein Empfangsberechtigter bekanntgeworden ist, oder wenn ein solcher sein Recht bei der Polizeibehörde angemeldet hat. Ist die Sache nicht mehr als drei Mark wert, so beginnt



die betreffende einjährige Frist schon mit dem Fund. Verheimlicht der Finder den Fund auf Nachfrage, so erwirbt er kein Eigentum an der Sache. Dem Erwerb des Eigentums steht aber bei einem solchen sogenannten Kleinfund die Anmeldung eines Rechtes bei der Polizeibehörde seitens eines Empfangsberechtigten nicht entgegen.

Hat der Finder einmal in der angegebenen Weise Eigentum an der gefundenen Sache erworben, so erlöschen alle sonstigen Rechte an ihr.

Besonders ist nun noch hervorzuheben, daß durch die Ablieferung der Sache oder des Versteigerungserlöses an die Polizeibehörde alle erwähnten Rechte des Finders gänzlich unberührt bleiben. Ferner darf die Polizeibehörde die Sache oder den Erlös auch nur mit Zustimmung des Finders einem Empfangsberechtigten herausgeben, was sich vor allem auf die Ansprüche des Finders dem Empfangsberechtigten gegenüber bezieht. Anders natürlich, wenn der Finder der Polizeibehörde gegenüber auf das Recht zum Erwerb des Eigentums an der Sache verzichtet. Alsdann geht dieses Recht auf die Gemeinde des Fundorts über. Das gleiche geschieht, wenn der Finder, nachdem er bereits das Eigentum erworben hat, vor dem Ablauf einer ihm von der Polizeibehörde bestimmten Frist die Herausgabe nicht verlangt.

Die bisher aufgeführten Vorschriften des Gesetzes finden nun keine Anwendung, wenn es sich um einen Fund in den Geschäftsräumen oder den Beförderungsmitteln einer öffentlichen Behörde oder einer dem öffentlichen Verkehr dienenden Verkehrsanstalt handelt. Dann ist die Sache unverzüglich an die Behörde oder an einen ihrer Angestellten abzuliefern. Nach vergeblicher öffentlicher Bekanntmachung kann sie dann öffentlich versteigert werden. Der Erlös verfällt dann nach Ablauf von drei Jahren (gerechnet vom Ablauf der in der öffentlichen Bekanntmachung gesetzten Frist zur Anmeldung eines Empfangsberechtigten) dem Reichs- oder Landesfiskus, der Gemeinde oder Anstalt. Ein auch vom Gesetz hervorgehobener Fall des Fundrechts ist endlich der sogenannte Schatzfund. Das Gesetz selbst verwendet in § 984 (BGB.) den Ausdruck „Schatz“, meint aber damit etwas viel weniger Bedeutsames, als mancher von diesem verheißungsvollen Wort erwartet. Im Gegenteil; was man vielleicht für einen Schatz hält, das ist nach dem Gesetz gerade nicht darunter zu verstehen. Schatz im Sinn des Gesetzes ist eine Sache, die so lange verborgen gelegen hat, daß der Eigentümer nicht mehr zu ermitteln ist. Hierunter fallen nur bewegliche Sachen, transportable Gegenstände, also nicht Grundstücksbestandteile! Mit dem Grundgedanken des altdeutschen Rechts deckte sich die interessante Stelle des Sachsenspiegels: „All schacz, under der erden begraben tiefer, denn ein phlûg gê, der gehöret zu der kunglîchen gewalt.“ Wie der deutsche König der Vater und Beschützer aller Heimat- und Elternlosen, der Herr aller eigentümerlosen Sachen war, so beanspruchte er auch den Schatz als regal, als der königlichen Gewalt unterstehend. Die modernen Gesetzgebungen wie auch das Bürgerliche Gesetzbuch nehmen einen wesentlich anderen, und zwar sich auf das römische Recht stützenden Standpunkt ein, nämlich den der Teilung zwischen Finder und Grundeigentümer. Das Bürgerliche Gesetzbuch besagt nun, daß, wenn ein Schatz entdeckt wird und infolge der Entdeckung in Besitz genommen ist (gleichgültig von wem), so wird das Eigentum zur Hälfte von dem Entdecker, zur Hälfte von dem Eigentümer der Sache erworben, in der der Schatz verborgen war. Hierbei ist zu bemerken, daß es gleichgültig ist, ob die Sache zufällig oder nach Suchen entdeckt ist. Eine geschäftsunfähige Person, z. B. ein Kind, kann im Sinn des Gesetzes entdecken, ein Tier aber ist es nicht imstande. Wohl aber kann ein Mensch mit Hilfe eines Tieres suchen und entdecken. — Anders als mit dem eben besprochenen Schatzfund verhielt es sich rechtlich dagegen schon in der ältesten Zeit mit den Bergwerksschätzen. Diese wurden ursprünglich durchweg als Teil von Grund und Boden betrachtet. Darum stand das Recht auf ihre Gewinnung auch dem Grundeigentümer zu. Auch heute noch ist dieser Grundsatz in England herrschend. Im übrigen hat sich das Prinzip der Bergbaufreiheit Geltung verschafft (s. bes. das allen deutschen Staaten außer Sachsen vorbildliche Allgem. Berggesetz für Preußen v. 24. Juni 1865). Hiernach werden von dem Verfügungsrecht des Grundeigentümers nur die nicht ausdrücklich bergbaufreien Mineralien getroffen (z. B. Edelsteine, Gips, Kalk, Kies, Marmor, Steine usw.). Die bergbaufreien Mineralien dagegen sind von alters her: Silber, Salz, Gold, Kupfer, Blei, Zinn, Eisen und nach dem Allgem. Berggesetz noch außerdem: Quecksilber, Zink, Kobalt, Nickel, Arsenik, Mangan, Antimon, Schwefel, Alaun, Vitriol, Braunkohle, Steinkohle, Graphit, Steinsalz. Die Eisenerze unterliegen allerdings noch in einigen Gebieten, besonders in der Lausitz, Schlesien, Glatz, Neuvorpommern, dem Aneignungsrecht des Grundeigentümers. — Bezüglich der bergbaufreien Mineralien wird nun das Bergwerkseigentum von der Bergbehörde auf schriftliches Gesuch (Mutung) hin verliehen. Bei Konkurrenz mehrerer Mutungen entscheidet zunächst der Zeitpunkt des Eingangs des Gesuchs bei der Bergbehörde. In jedem Fall aber hat der das Vorrecht, der das Mineral auf seiner ersten Ablagerung entdeckt hat, ein Grundsatz, den das alte Rechtssprichwort: „Der erste Finder hat das Alter im Felde!“ fixiert.

Wir müssen bei dieser Besprechung verlorener, unbesessener oder herrenloser Gegenstände noch jener besonders gedenken, deren Verlassensein in der „Seenot“ seine Ursache findet, d. h., wir müssen einen Blick auf das überaus interessante Gebiet des Strandrechts werfen. Ursprünglich verfielen ja die Schiffbrüchigen mit ihrem Gut dem König. Heute wird das Strandrecht durch die Reichsstrandungsordnung (vom 20. Dezember 1901) in der Weise geregelt, daß „seetriftige“ (auf offener See treibende) und „versunkene“ dem „Berger“ zufallen, und daß „in Seenot geborgene Gegenstände“, „Seeauswurf“ und „strandtriftige“ (angespülte und herausgezogene) Gegenstände, der Landesfiskus erhält, sofern in beiden Fällen sich kein Eigentümer auf das einzuleitende Aufgebotsverfahren hin meldet. Sonst hat der Berger nach Handelsgesetzbuch §§ 740 ff. den Anspruch auf Bergelohn, der aber nicht den dritten Teil des Wertes der geborgenen Gegenstände übersteigen soll und nur bei ungewöhnlichen Anstrengungen bis zur Hälfte des Wertes erhöht werden kann. In § 740 HGB. handelt es sich um die Bergung eines Schiffes oder dessen Ladung in Seenot, „nachdem sie der Verfügung der Schiffsbesatzung entzogen oder von ihr verlassen waren“. Besonders bezüglich dieser letzten Worte steht dem § 740 der § 93 des Binnenschiffahrts-



gesetzes abweichend gegenüber. Dort wird von einem „von der Schiffsbesatzung verlassenen" Schiff geredet. Sehr zu beachten ist die hierfür vom Reichsgericht in den Gründen zum Urteil vom 10. Februar 1904 gegebene Auslegung. Unter einem „von der Schiffsbesatzung verlassenen" Schiffe sei nicht jedes Schiff zu verstehen, auf dem in einem gegebenen Zeitpunkt tatsächlich die Mannschaft nicht anwesend ist, es reiche also die körperliche Entfernung der Schiffsbesatzung allein nicht aus. Vielmehr müsse das „Verlassen" des Schiffes im Sinn einer Besitzaufgabe verstanden werden. Das Schiff müsse ohne menschliche Aufsicht, gleichsam eine „verlorene" Sache im Sinne des § 965 BGB. sein. Die somit in § 93 BSchG. gegenüber dem § 740 HGB. zu erblickende Einschränkung sei durch die bei der Binnenschiffahrt besonders naheliegende Gefahr gerechtfertigt, daß Schiffe oder Ladungsgüter, die zeitweise von der Besatzung unbeaufsichtigt gelassen seien, unter dem Vorwande der Bergung von Unbefugten ohne Not in Besitz genommen werden könnten, um demnächst hieraus einen — natürlich ungerechtfertigten — Anspruch auf Bergelohn abzuleiten.

Es erübrigt nur noch, die kriminalistische Seite unseres Themas, die Frage der Fundunterschlagung, zu behandeln. Es wird vielleicht schon Verwunderung erregt haben, daß hier von Fundunterschlagung und nicht von Funddiebstahl die Rede sein soll. Diesen im Volksmund lebenden Funddiebstahl gibt es juristisch nicht. Diebstahl im Sinne des Strafgesetzbuchs liegt vor, wenn jemand eine im fremden Eigentum stehende Sache aus fremdem Besitz weggenommen hat, um sie sich anzueignen, d. h., um mit ihr wie ein Eigentümer zu verfahren. Diese Aneignung ist der Zweck des Diebstahls, der sich aber schon mit der Wegnahme vollendet. Der Diebstahl ist in Wirklichkeit nichts weiter als ein durch diese Wegnahme hervorgehobener Fall des Aneignungsdeliktes überhaupt, nämlich der Unterschlagung. Diese liegt nach § 246 des Strafgesetzbuchs vor, wenn sich jemand eine fremde Sache, die er bereits in seinem Besitz hat, aneignet, d. h., sie verkauft, verschenkt, verbraucht usw. Bei der Unterschlagung fehlt also der Diebsgriff, die Wegnahme aus fremdem Besitz. Eine verlorene Sache ist nun, wie bereits gesagt, eine unbesessene Sache. An ihr kann folglich ein Diebstahl nicht begangen werden. Der Täter nimmt sie in seinen Besitz, macht sie dadurch überhaupt erst zu einer besessenen, und alsdann eignet er sie sich an, begeht also im Sinne des § 246 eine Unterschlagung. Dieser besonders von Professor v. Liszt, Binding und Wach (Leipzig) u. a. vertretenen Auffassung des § 246 ist die Ansicht des früheren Oberreichsanwalts Dr. Olshausen entgegenzustellen. Weil das Gesetz unter Unterschlagung die Aneignung einer Sache versteht, die der Täter im Besitz bereits hat, setzt Olshausen (mit ihm unter Berufung auf die Motive des Gesetzes das Reichsgericht) voraus, daß die Aneignung erst erfolge, nachdem der Täter den Besitz erlangt hatte. Hierfür spricht sich auch das Reichsgericht in verschiedenen Entscheidungen (z. B. vom 25. November 1897, vom 15. Februar 1898, Entsch. Band 22) aus. Demnach, und diese Folgerung wird selbst dem Laien schwer verständlich sein, liege „in dem Falle, daß die Ansichnahme der verlorenen Sache seitens des Finders sofort in der Absicht erfolge, sie sich rechtswidrig zuzueignen", eine Unterschlagung nicht vor. Ferner begehe, wer einen in fremder Sache verborgenen Schatz gleich bei der Entdeckung in der Absicht, ihn für sich zu behalten, an sich nimmt, keine Unterschlagung.

Ganz anders verhält es sich natürlich mit dem unberechtigterweise erlegten und angeeigneten Wild. Es war ja schon oben hervorgehoben, daß dieses in den Händen des Wilderers herrenlos bleibt. Früher wurde durch die Okkupation seitens des Wilderers der Jagdherr Eigentümer, ohne daß er es wußte. Nach dem heutigen bürgerlichen Recht gibt es eine derartige sogenannte „unfreiwillige Stellvertretung" nicht mehr. Das Wild bleibt fernerhin ohne Eigentümer, ist keine fremde (wenn auch besessene) Sache, kann also weder unterschlagen noch gestohlen werden. Darum sind auch die ebenfalls im Volksmund lebenden Ausdrücke „Wilddiebstahl" und „Wildfunddiebstahl" irrig. An bereits okkupiertem, eingehegtem, also in fremdem Eigentum befindlichem Wild dagegen kann sehr wohl ein Diebstahl begangen werden. In allen anderen Fällen liegt sogenannte Jagdwilderei vor (§ 292 des Strafgesetzbuchs).

Referendar R. Werner.

Bilder aus aller Welt.

Die Schauspielkunst steht in Deutschland in erfreulicher Blüte. Neben den Meistern, die schon die höheren Altersstufen erreicht haben, steht, ihnen ebenbürtig, ein frischer Nachwuchs. Zu den jüngeren Künstlerinnen, von denen man sich noch viel versprechen darf, gehört Fräulein Lina Woiwode, eine der ersten Kräfte des Münchner Schauspielhauses. Ihr bedeutendes Talent, das sich bereits in vielen Rollen bewährt hat, wird noch unterstützt durch ihre anmutige Erscheinung.

Auf eine vierzigjährige Lehrtätigkeit an der Hessischen Landesuniversität Gießen blickt der Professor der Forstwissenschaft Geheimrat Dr. Richard Heß zurück. Nachdem er bereits ein Jahrzehnt im gothaischen Staatsforstdienst gestanden hatte, wurde er am 1. Januar 1869 als Professor und Direktor an das akademische Forstinstitut nach Gießen berufen und trat dort am 22. April sein Amt an. 1887/88 war er Rektor, im Sommersemester 1888 zugleich Kanzler der Universität. Die Gießener Studentenschaft brachte dem allgemein beliebten Lehrer anläßlich des Jubiläums einen Fackelzug.

Der neue deutsche Generalkonsul in Neuyork Rudolf Franksen steht im Alter von 44 Jahren. Nachdem er zunächst längere Zeit im Justizdienst tätig gewesen war, trat er 1893 in den Dienst des Auswärtigen Amts. 1896 wurde er Vizekonsul in Petersburg, 1900 in Neuyork. Seit 1904 war er Konsul in Montreal in Kanada. Gerade in einer Stadt wie Neuyork, wo so viele unserer Landsleute sich dauernd niedergelassen haben, erfordert das schwierige Amt eines Generalkonsuls ganz besonders viel Takt, Umsicht und Arbeitsfreudigkeit.

Die beiden vornehmen Indierinnen unseres Bildes sind die Töchter des Maharajah of Cooch Behar, die während ihres Aufenthalts in England der talentvollen Miß Flora Lion zu einem Porträt saßen. Das Kunstwerk, das große Bewunderung allseitig erregte, ist bereits in die indische Heimat der jungen Fürstentöchter abgesandt worden, wo es den Palast ihres Vaters zieren wird. Der Maharaja of Cooch Behar ist Ehrenoberst der englischen Armee und Ehrenadjutant des Königs. Die älteste der beiden Töchter trägt auf dem Bild die Toilette, in der sie am englischen Hof vorgestellt wurde. Sie ist bereits verheiratet, während ihre jugendliche Schwester Prinzeß Protiva, so geht das Gerücht, mit einem vornehmen Landsmann, dem indischen Prinzen Ranjitsinhji, verlobt ist.

Im schönsten Teil Groß-Berlins, der Villenkolonie Westend, ist vor kurzem das „Säuglingsheim", das fünf Jahre lang in Schöneberg, Akazienstraße, seine segensreiche Wirksamkeit entfaltete, neu eröffnet worden. Rastlose Arbeit eines Komitees,





Hofphot. Lützel.

Lina Woiwode,
das talentvolle Mitglied des Münchner Schauspielhauses.



Phot. Zimmer

Geheimrat Prof. Dr. Richard Heß
beendet das achtzigste Semester seiner akademischen Lehrtätigkeit in Gießen.



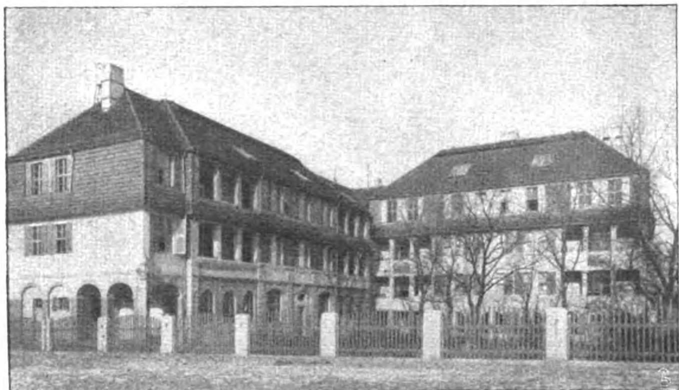
Phot. Rotmann

Rudolf Franksen,
der neue deutsche Generalkonsul in Neuyork.

dessen Ehrenvorsitzende die Fürstin zu Wied ist, schuf diesem Heim, das der Not illegitimer Mütter und Kinder dient, eine Stätte auf eigenem Grund und Boden. Frei von engem, verletzendem Richtertum, getragen vom Geist uneingeschränkter Teilnahme, bietet es den heimatlosen Müttern drei Monate unentgeltliche Aufnahme mit ihren Kindern, unter den besten Bedingungen für seelische und körperliche Gesundung. Freie Lage in wohltuender Stille, Luft und Licht, größte Hygiene und Sauberkeit, eine dem Schönheitsinn wohltuende Gesamtausstattung, große Loggien für die Kinder, Garten, getrennte Mütter- und Kinderschlafräume — alle diese Vorzüge besitzt das nach den Plänen des Stadtbauinspektors Walter erbaute Heim, das unter ärztlicher Leitung des lang bewährten Anstaltsarztes Herrn Dr. Lissauer steht. Der eine Flügel dient etwa vierzig Müttern mit Kindern in den ersten drei Monaten nach der Niederkunft; hier soll die Mutter sich erholen, das Kind an ihrer Brust gedeihen, die Mutterliebe erstarken. Der andere Flügel enthält das Mütterheim, wo die Mütter auch weiterhin, gegen Entrichtung eines Pflegegeldes und eines geringen Schlafgeldes für sich selbst, mit den Kindern wohnen, diese, während sie tagsüber



Indische Schönheiten: Die Töchter des Maharajah of Cooch Behar.
Nach einem Gemälde von Miß Flora Lion photographiert von Dixon.



Gesamtansicht des neuen Hauses.

auf Arbeit gehen, in Obhut und Pflege lassen können. So wird für ein dauerndes Band zwischen Mutter und Kind gesorgt, so werden Kinderleben gerettet, Verzweifelte vor dem Untergang bewahrt. Die Anstalt vermittelt Arbeit, sucht den austretenden Müttern Stellungen und gut überwachte Unterkunft für die Kinder, bemüht sich durch ein Schutzkomitee das Los der Mütter und Kinder weiter zu verfolgen. Zugleich wirkt sie durch eigene Ausbildungskurse als Lehranstalt für Säuglingspflege, sowohl für Frauen und Mädchen wohlhabender Kreise, als auch für solche, die sich aus der Säuglingspflege einen Lebensberuf machen wollen. Sie gewährt ferner einer kleinen Zahl obdachloser Schwangerer Unterkunft und nimmt auch einige Säuglinge, die der sorgsamsten, ärztlich überwachten Pflege und der Brusternährung bedürfen, als zahlende Pensionäre auf. Private Wohltätigkeit hat dies schöne Werk des Mutter- und Kinderschutzes geschaffen, und sie muß unablässig darauf bedacht sein, die Mittel zu seiner Erhaltung aufzubringen. — Möge den Begründern die Befriedigung werden, bald zu sehen, daß Staat und Kommune das gegebene Beispiel nachahmen. Gegenüber dem bestehenden Notstand vieler Mütter und Kinder ist auch dies stattliche, hygienisch vollkommene Heim nur ein kleines Inselchen der Ruhe und des Friedens, auf dem nur der allergeringste Teil der Verzweifelten und Hilfsbedürftigen Raum finden kann.

In Madrid wird jetzt eine deutsche Schule erbaut. Die Grundsteinlegung hat in der üblichen feierlichen Form unter Teilnahme der deutschen Kolonie und des Personals der deutschen Botschaft stattgefunden.



Die Kleinen mit ihren Wärterinnen.

Das neue Säuglings- und Mütterheim in Berlin-Westend.

Frl. Kitzinger (Käthe). Herr Ziegler (Karl Heinrich).

„Alt-Heidelberg“ als Oper.

Szene von der Aufführung in der Volksoper zu Wien.

Mitglieder der Botschaft und der deutschen Kolonie bei der Feier.

Die Grundsteinlegung der neuen deutschen Schule in Madrid.

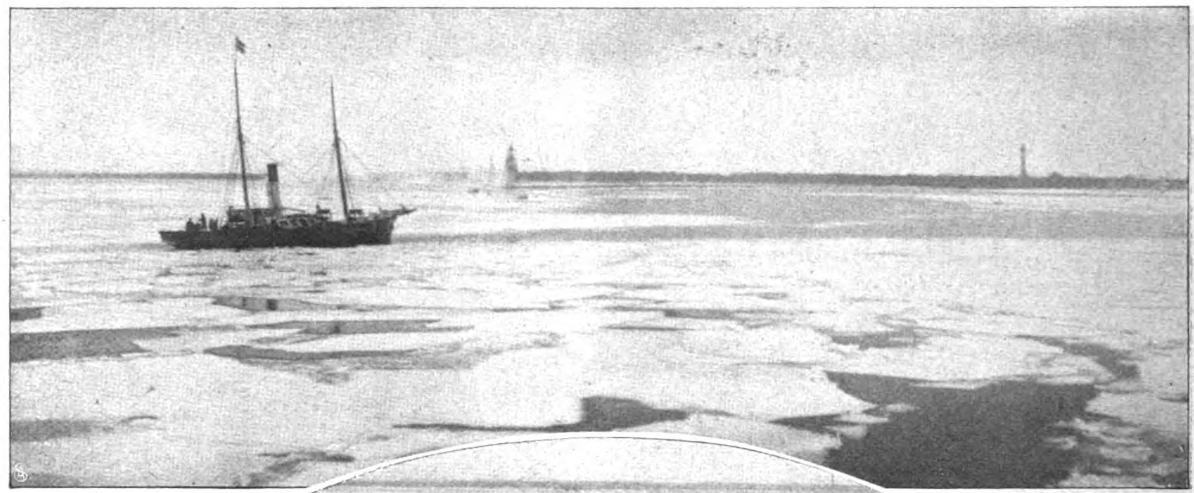
Im Riesenbambus-Dickicht des Botanischen Gartens von Peradeniya auf Ceylon.

„Alt-Heidelberg", das beliebte Stück Meyer-Försters, hat kürzlich, zur Oper umgearbeitet, an der Wiener Volksoper ein neues Leben begonnen. Ein Italiener Ubaldo Pacchionetti war es, den die lustige Handlung reizte, das Werk zu vertonen.

Die ganze märchenhafte Vegetationskraft der Tropen zaubert uns unser Bild vor Augen, das ein Dickicht von Riesenbambusrohr im Botanischen Garten von Peradeniya auf Ceylon darstellt. Unwillkürlich denkt man an die gigantischen organischen Formen der Urzeit der Erde, wenn man das so winzig erscheinende Männlein auf unserem Bild neben den kolossalen, über mannsdicken Rohrstangen sieht.

Auf der Ostsee haben in diesem Jahr die Eisbrecher reichliche und harte Arbeit; meilenweit ist die Küste von einem dicken Eisgürtel umgeben. Da der Verkehr natürlich nicht





Lotsenschoner vor der Mole in Swinemünde.



Phot. Schrader

Der vom Eisbrecher gebahnte Wasserweg.

Norddeutscher Winter: Der Eisgürtel der Ostsee.

völlig aufgehoben werden soll, tritt eben der Eisbrecher in Tätigkeit und bahnt eine Fährrinne, in die dann der Lotsendampfer die Schiffe bugsiert.

In den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten in Berlin hatte die Vereinigung alter Burschenschafter ein akademisches Fastnachtsfest veranstaltet, das alle Teilnehmer lange in der angenehmsten Erinnerung behalten werden. Das ganze Burschenschafterleben zog gleichsam in gedrängter Kürze noch einmal an ihnen vorüber. Unsere Aufnahme zeigt eine vergnügte Gruppe vor der beliebten Kneipe zum Schwarzen Walfisch zu Askalon.



Vor dem Schwarzen Walfisch zu Askalon.

Vom akademischen Fastnachtsfest in Berlin.

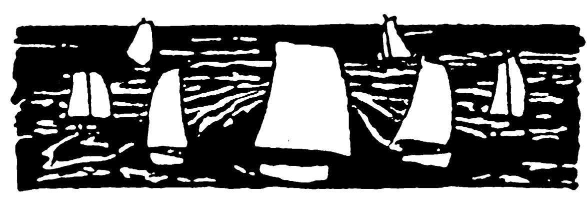
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 10. **Berlin, den 6. März 1909.** **11. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 10.

Seite
Die sieben Tage der Woche 391
Wolken am europäischen Horizont. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Max Lenz 391
Kunst und Kultur auf dem Lande. Von Marie von Bunsen 394
Das bare Geld. Plauderei von A. Oskar Klaußmann 396
Unsere Bilder 398
Die Toten der Woche 398
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen) 399
Hanseaten. Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung) 407
Stimmung und Stimme. Von Dr. Ernst Barth 412
Beim Staatssekretär von Elsaß-Lothringen. Von B. Mehner. (Mit 4 Abb.) 414
Eine Torpedobootfahrt im Winter. Von Kapitänleutnant F. Lützow. (Mit 5 Abbildungen) 418
Par distance. Skizze von Ruth Holwede 423
Pariser Kabarette. Von Karl Eugen Schmidt. (Mit 8 Abbildungen) . . 425
Was die Aerzte sagen. Ueber das Stillen. Von Dr. Ferraris-Wyß . . . 430
Bilder aus aller Welt 431



Die sieben Tage der Woche.

25. Februar.

In Belgrad erscheint das neue Koalitionsministerium zum erstenmal vor der Skupschtina; die Programmrede des Ministerpräsidenten Nowakowitsch (Portr. S. 402), in der nationale Gesichtspunkte ohne aggressive Schärfe hervorgehoben werden, findet lebhaften Beifall.

26. Februar.

In London wird das Schlußprotokoll der Seekriegsrechtskonferenz, deren Ergebnis allseitige Befriedigung hervorruft, unterzeichnet.

Kaiser Wilhelm empfängt in Gegenwart des Staatssekretärs Freiherrn von Schoen den französischen Botschafter Cambon, der im Namen des Präsidenten Fallières die lebhafteste Befriedigung über den Abschluß des deutsch-französischen Marokkoabkommens zum Ausdruck bringt.

Der Reichskanzler Fürst von Bülow erklärt sich gegenüber einer Deputation des Bundes der Landwirte für die Erhaltung des Großgrundbesitzes in der Ostmark.

Der bisher freisinnig vertretene Reichstagswahlkreis Bingen-Alzey fällt in der Stichwahl dem Zentrumskandidaten Uebel zu, da die Nationalliberalen dem freisinnigen Kandidaten Pfarrer Korell ihre Unterstützung versagen.

Den im Ueberschwemmungsgebiet der Elbe tätigen Eisbrechern gelingt es, nach langer mühevoller Arbeit den Eiswall zu durchbrechen und hierdurch die Elbe wieder in ihr altes Bett zurückzuleiten (Abb. S. 406.)

27. Februar.

Es wird gemeldet, daß Rußland prinzipiell geneigt sei, sich an einer gemeinsamen Intervention der Großmächte in Belgrad zu beteiligen.

Eine halbamtliche Meldung aus Konstantinopel gibt den Wortlaut des österreichisch-türkischen Verständigungsprotokolls bekannt.

Die Erste hessische Kammer nimmt den Beschluß der Zweiten Kammer auf Einführung des direkten Wahlrechts einstimmig an.

28. Februar.

Dem Staatssekretär im Auswärtigen Amt Freihern von Schoen und dem deutschen Botschafter in Paris Fürsten Radolin werden die Insignien des Großkreuzes der Ehrenlegion überreicht.

Die russische Regierung richtet eine Note an Serbien, in der sie über die in der Antrittsrede von Nowakowitsch betonte Friedenstendenz ihre Genugtuung ausspricht.

In den westdeutschen Kohlenrevieren finden Bergarbeiterdemonstrationen statt, die den Forderungen nach einem Reichsberggesetz und nach Arbeiterkontrolleuren Ausdruck verleihen sollen.

Aus Marokko wird gemeldet, daß Raisuli zum Gouverneur über zwölf Stämme in Marokko ernannt sei.

1. März.

Aus Anlaß der Jahrhundertfeier des preußischen Kriegsministeriums, zu der auch die Kriegsminister Bayerns, Sachsens und Württembergs (Portr. S. 400) in Berlin erschienen sind, hält der Kaiser eine bedeutsame Rede. Er übergibt dem Kriegsminister von Einem die Insignien des Schwarzen Adlerordens.

Die serbische Regierung ermahnt in einer Mitteilung die Bürgerschaft, sich korrekt zu verhalten, bis Europa das entscheidende Wort gesprochen habe; alle Gerüchte über Einfälle fremder Truppen in Serbien seien grundlos.

2. März.

Das türkisch-bulgarische Finanzabkommen ist mit Hilfe einer bulgarisch-russischen Finanzoperation zum Abschluß gelangt.

Wolken am europäischen Horizont.

Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Max Lenz.

Vor ein paar Wochen, in den Tagen, da die englischen Majestäten als Gäste in unserer Hauptstadt weilten und im Kaiserschloß und Rathaussaal so viele schöne Reden von Frieden und Freundschaft zwischen den beiden großen Nationen erklangen, schien es wirklich, als ob der Himmel der Politik, der noch um Neujahr so ganz verdüstert war, sich aufklären und die geängstigte Welt wieder aufatmen könne. Wie rasch ist dieser optimistische Traum verflogen! Wenige Tage, man möchte fast sagen Stunden, haben genügt, um neues Gewölk, drohender beinahe als das alte, am Horizont heraufzujagen. Zwar will es schon wieder scheinen, als ob es sich noch einmal zerteilen werde. Aber wer will sagen, daß nicht bald neues Unheil heraufziehen kann, wer wagt es heute überhaupt noch, zu prophezeien? Muß man doch fürchten, daß in den wenigen Stunden zwischen Niederschrift und Druck dieser Zeilen schon eine neue Wendung eintritt. Seitdem im fernen Osten auf den Schlachtfeldern der Mandschurei und im chinesischen Meer die russische Macht zusammenbrach und eine neue Großmacht, genau so plötzlich und unerwartet wie einst das Rußland Peters des Großen, in den Kreis der Mächte hineintrat, ist die Welt nicht zur Ruhe gekommen. Niemals aber ist das Wetterglas der großen Politik in lebhafterer Bewegung gewesen als in dem letztverflossenen Jahr. Die ganze Atmosphäre erscheint wie mit Elektrizität geladen; von Lappland bis Konstantinopel, von Moskau bis Marokko wetterleuchtet es über unsern altersgrauen Erdteil hin, während aus dem Innern zuweilen dumpfes Grollen verrät, wie

heißglühende Leidenschaften dort unten leben, nur durch eine dünne Decke von der herrschenden Gesellschaft und der politischen Gewalt getrennt. Selten mag in den europäischen Kanzleien so viel geschrieben und telegraphiert worden sein wie in diesen Monaten. Es ist eine Zeit, um die Diplomaten nervös zu machen und ihnen den Gedanken nahezulegen, daß der nackte Zufall, das ganz Unberechenbare das Eigentümliche ihrer Kunst ausmache, deren Wesen doch darin liegen soll, die Umstände zu berechnen. Versuchen wir es dennoch, den Pol zu finden, dem die Magnetnadel der großen Politik, einem unausweichlichen Gesetze zufolge und allen Schwankungen zum Trotz, folgen muß.

Unter den vielfachen Szenenwechseln, die uns das letzte Jahr beschert hat, war der überraschendste doch die Revolution, die in heißer Sommerzeit das absolute Regiment des Padischah in die Lüfte sprengte. Der Staat, der von seinen Anfängen her ganz in der Person seines Herrschers lag, in dem die Freiheit nichts und Gehorsam alles war, dessen Absolutismus göttliches Gesetz und durch seine ganze Geschichte geheiligt war, hat Formen angenommen, die aus dem Leben der abendländischen Staaten abstrahiert sind und nur in ihrem Wesen und in ihrer Geschichte wurzeln. Die Methode freilich, mit der die neue Revolution ihre Ziele erreichte, gleicht auffallend den Mitteln, die frühere Revolutionen am Bosporus, an denen es in keinem Jahrhundert unter dem Halbmond wie unter dem griechischen Kreuz gefehlt hat, zur Anwendung brachten: eine Verschwörung, die, von Offizieren und Staatsbeamten vorbereitet, von den Garnisonen der Provinz rasch in die Hauptstadt, in den Palast des Sultans selbst hinübergebracht, den Hebel der Regierung ergreift und den Herrscher unter ihren Willen zwingt; es fehlen zunächst nur Sack und Seidenschnur, die in alten Zeiten stets das Ende eines solchen Dramas gebildet hatten. Aber während die früheren Umwälzungen an dem Wesen des Regiments nichts hatten ändern und oft genug den Charakter des alten Staates gerade hatten verstärken wollen, bedeutet die neue Bewegung eine Umkehrung von alledem, was Form und Wesen der alten Türkei ausgemacht hat. Alle die Nationen, die unter der Fahne des Propheten in diesem Reich untereinander wohnen, sind in dem Parlament, das heute am Bosporus tagt, vertreten. Türken und Araber, Albanesen und Griechen, Kurden und Armenier sind dort als Söhne Osmans durch ihre Abgeordneten vertreten. Nichts, aber auch gar nichts (den Fes, den manche tragen mögen, vielleicht abgerechnet) erinnert an das, was beseitigt ist, und die Maschine des Parlamentarismus arbeitet mit einer Akkuratesse, die seine orthodoxen Anhänger in Bewunderung setzen muß. Ein Schauspiel, das durch die Raschheit, mit der es inszeniert, durch die Sicherheit, mit der es durchgeführt wird, wirklich imponieren könnte, wenn wir an seine Dauer glauben und nicht den Nachsatz befürchten müßten: „Aber ach, ein Schauspiel nur.“

Noch merkwürdiger aber als das Ereignis selbst ist die Wirkung, die es auf der Bühne, auf der die großen Monarchen Europas und ihre Minister die Mitspieler sind, ausübte. Ein paar Wochen zuvor waren zwei davon, der Zar, der an seinen Palast Gefesselte, ein von der eigenen Hauptstadt Ausgeschlossener, und König Eduard, der leicht Bewegliche und viel Gereiste, in Reval zusammengekommen, um über die Angelegenheiten des „näheren und ferneren Orients“ zu beraten. Ihre Beschlüsse bewegten sich ganz auf der alten Linie, die, so reich an Krümmungen sie war, doch die Wege des Padischah in jedem Punkte kreuzen mußte. Sie forderten Reformen für die Christen Mazedoniens, deren Durchführung neue Elemente der Zersetzung für das Reich bedeutet hätte. Von diesem Wege sahen sie sich durch die türkische Revolution mit einem Schlag abgedrängt. Sehr ernsthafte Politiker konnten damals glauben, daß die Spitze der Bewegung sich gegen diese beiden Mächte richten werde, deren Vereinigung in Fragen, die, sobald sie einmal ernst geworden, sie noch immer als Gegner gefunden hatten, bereits ein seltsamer Anblick gewesen war. Und für keine Macht schien der Sieg der Revolution bessere Chancen bieten zu können als für den Donaustaat und das Deutsche Reich, deren Politik seit mehr als einem Jahrhundert die Erhaltung der Ruhe und der Ordnung im Reiche des Sultans bezweckt hatte. Daß Oesterreich die Gelegenheit alsbald benutzte, um die Länder sich anzueignen, die es schon vor Jahrzehnten okkupiert hatte, und die innerlich von der osmanischen Monarchie schon längst losgelöst und niemals mit ihr recht verbunden gewesen waren, schien daran nichts zu ändern. Nun aber mußte man erleben, daß die neuen Gewalthaber in Konstantinopel sich in feierlichen Protesten und drohenden Noten, ja in feindseligen Maßregeln, die die Bevölkerung selbst in allen Seestädten alarmierte, gegen den Wiener Gewaltakt Front machten. Daß Oesterreich die Provinz von Novibazar räumte, fand kaum Beachtung. Und wenn man bei uns in Deutschland gehofft hatte, daß die türkische Revolution einen Keil in die große Allianz, die alle Friedensfreunde ängstigt, treiben würde, so geschah das Gegenteil; nur noch fester schien sich diese zusammenschließen und die Balkanvölker selbst, Bulgaren und Albanesen, Türken und Montenegriner und die unaussprechlichen Serben in sich aufnehmen zu sollen, während der längst erschütterte Dreibund durch den Anteil Italiens an dieser Empörung völlig in die Brüche zu gehen drohte.

Das waren nun freilich wunderbare Phantasien. Denn wenn irgendwo auf der Erde Keime des Hasses und des Haders ausgestreut sind, so ist es zwischen der Donau und dem Aegäischen Meer, zwischen dem Bosporus und der Adria. Es ist der wahrhaft klassische Boden der Rebellionen und der Bürgerkriege. Jahrhunderte hindurch, und nicht zum wenigsten in dem vergangenen, sind Ströme von Blut über ihn hingeflossen. Die Zersprengung der Türkei und der Kampf der christlichen Völker gegeneinander bildeten von jeher den Inhalt der Geschichte der Balkanstaaten. Was also für den Kriegsbund gegen Oesterreich gilt, gilt auch für das Problem, das sich die neue Türkei mit ihrer parlamentarischen Verfassung gesetzt hat: eins wie das andere widerspricht aller historischen Erfahrung, und also, dürfen wir sagen (wenn das Wort von dem Historiker als dem rückwärts gewandten Propheten irgend welche Wahrheit besitzt) allen Möglichkeiten für die Zukunft.

Nun weist man freilich auf die Lösungen hin, die das parlamentarische Prinzip auf anderem ebensowenig vorbereiteten Boden gehabt hat. Aber die Beispiele, die man dafür heranziehen könnte, würden, wenn man sie in der Umgebung der Türkei sucht, etwa in Teheran oder in Petersburg, vielleicht auch in Wien und Prag nicht gerade Trost zu gewähren imstande



sein. Gewiß ist die parlamentarische Verfassung der mächtigste Hebel geworden, um die nationalen Kräfte zu entfalten und zu konzentrieren, ein starkes Gemeingefühl zu erwecken, die Massen mit der Idee des Staates und mit Selbstbewußtsein zu erfüllen, und ihre eigenen Interessen mit den Interessen des Ganzen zu verbinden: wo immer Nationen im 19. Jahrhundert aus der Unterdrückung emporstrebten, war die parlamentarische Vertretung die Form, in der sie die Freiheit und alle Güter der Macht suchten. Aber Vorbedingung war allezeit die ursprüngliche Einheit der Nationalität. Das ist im höchstem Maße bei Japan der Fall gewesen, an das man besonders bei jenem Vergleich zu erinnern pflegt. Dort waren alle Voraussetzungen gegeben, um das Experiment glücken zu lassen, und nirgends eine Hemmung, weder von seiten der Religion, die bei den Türken wie bei den Griechischgläubigen Staat und Nationalität bis in ihr Wurzelgeflecht durchdringt, noch von seiten fremder, unterworfener Nationalitäten: ein Volk vielmehr, das in seiner insularen Abgeschiedenheit gleich dem englischen prädestiniert ist, sich seiner Einheit und Unabhängigkeit in jedem Moment bewußt zu werden, mit voller Einheit der Lebensformen und einer Geschichte, die länger als ein Jahrtausend währt. Eine Monarchie, die das Werk der nationalen Regeneration und der Modernisierung des Staates selbst in die Hand genommen, und unter deren Fahnen die Nation mit Riesenschritten zum glorreichsten Siege durchgedrungen ist, konnte sehr wohl (so wie es Bismarcks Gedanke bei der Gründung unseres Reiches war) den Willen ihres Volkes zur nationalen Macht in der parlamentarischen Vertretung als Hilfskraft heranziehen.

In Konstantinopel war dies Zentrum der Padischah, der zugleich der Kalif war, der Nachfolger des Propheten, und der Staat selbst aufgebaut auf der Verschmelzung der geistlichen und politischen absoluten Gewalt, getragen aber von einem Stamm, der als schweifende Horde unmittelbar aus der Barbarei in ein von einer übersatten Kultur entnervtes Reich gekommen war und bis heute die Stellung des Eroberers gegenüber den Unterworfenen behauptet hat. Und nun mutet man uns zu, an die Verschmelzung dieser todfeindlichen Prinzipien zu glauben! Niemals fürwahr ist die Welt berechtigter gewesen, Mißtrauen zu hegen. Woher aber kommt es, daß die unausbleibliche Feindschaft nicht schon im ersten Moment hervorgetreten ist, was dämpft die tausend Gegensätze, die die neue Ordnung im Schoß trägt, was hält die Nationalitäten, die in dem Parlament vereinigt sind, noch zurück, ihre wahre Gesinnung zu bekennen, was hemmt die Glaubensfeinde jenseit der Grenze, diese zu überschreiten und mit Feuer und Schwert, wie noch jüngst und so oft vor alters, ihre Nachbarn heimzusuchen und ihre alten Ziele zu verfolgen? Sicherlich nicht die Hoffnung, durch Reden und Abstimmungen und durch einen Sitz in der Regierung oder der Verwaltung friedlich zum Ziel zu kommen. Dergleichen Güter waren auch ihren Vätern unter den alten Sultanen leicht zugänglich, sogar ohne daß sie den Glauben hätten zu wechseln brauchen. Nur Gehorsam, freilich auch dann ohne jede Garantie der Sicherheit, wurde von ihnen gefordert. Aber alle Selbstregierung hatte, solange die Freiheit fehlte, den Klephten in Morea wie den Hospodaren in Jassy und Bukarest oder den Serben und Bosniaken unter den Paschas von Belgrad und Serajewo nicht genügt. Sie hatten gekämpft, weil sie die ganze Freiheit wollten und ihren Brüdern die Freiheit erwerben.

Die Entscheidung, so lautet die Antwort auf alle jene Fragen, liegt überhaupt nicht in dem Umkreis der Völker, die im Parlament am Bosporus vereinigt sind. Das Gesetz, dem sie alle, Türken und Orthodoxe, sich beugen müssen, wird ihnen von außen auferlegt. Die großen Mächte sind es, die über ihre Geschicke gebieten, und ihre Interessen sind es, von denen jede Phase in der Entwicklung der orientalischen Frage heute wie jemals bestimmt wird. An sich ist es völlig gleichgültig, ob in Belgrad der Sohn oder der Vater den Sieg behält, ob sie an Europas Gerechtigkeit appellieren oder den Aufruhr nach Bosnien hineintragen. Wohl ist es wahr, daß schon ein Steinchen die Lawine ins Rollen bringen kann, aber nur, wenn das Wetter und das Gehänge im Gebirge die Vorbedingungen geschaffen haben; nur wenn die Schneelast so überhängt, daß sie durch die leiseste Berührung ins Schwanken gebracht wird, kann sie zu Tal gehen. Die Bahnen aber, die die großen Mächte einhalten, und die die europäische Konstellation bilden, sind konstanter als jene, die die kleinen verfolgen können, die jene nur als ihre Trabanten umherkreisen und bald hier, bald dort Anschluß suchen müssen, die Freunde nehmen, wo sie sie finden, und sie verlassen, sobald die Politik es will. Hat dies Gesetz Geltung, so muß auch sehr bald die historische Konstellation wieder zutage treten, die die orientalische Frage mit geringen Abweichungen je und je gezeigt hat, und die für den Moment durch den Staub, den die Revolution am Bosporus aufgewirbelt, verschleiert war; nehmen wir doch schon heute ihre Umrisse sehr viel schärfer wahr als noch vor wenigen Monaten. Die beiden Mächte, die bei Navarin und Sinope die türkische Seemacht vernichteten, deren eine die reichste aller türkischen Provinzen schon besetzt hat und sich den Weg von dort durch Arabien zum Persischen Golf und weiter nach Indien zu bahnen bemüht ist, während die andere, seitdem ihr die Wege in Ostasien versperrt sind, von neuem ihr Schwergewicht auf beiden Seiten des Schwarzen Meeres zur Geltung zu bringen sucht, können unmöglich auf die Dauer als die Schildhalter des Türkenreiches gegenüber der Monarchie dastehen, die seit dem Frieden von Sistowa, seitdem Kaiser Leopold II. sich aus der unvorsichtigen Offensive, die sein Bruder gegen die Türken begonnen, zurückzog, immer die konservativste Politik in allen Balkanfragen verfolgt hat. Von hier aus gesehen ist es mehr als fraglich, ob wirklich dort unten an der Donau der Wetterwinkel ist, aus dem Europa alle Stürme drohen. War es doch von jeher der orientalischen Frage eigentümlich, mit großem Geräusch in die Welt zu treten, dem doch nur selten vernichtende Schläge gefolgt sind. Die Politik Rußlands, die zum Krimkriege führte, sollte ja selbst ursprünglich nichts anderes sein als der stärkste Bluff, und niemand war erschrockener über den Ausbruch des Kampfes als Zar Nicolai, der ihn heraufbeschworen hatte, und dem er zur persönlichen Katastrophe werden sollte. Nicht die endliche Lösung der orientalischen Frage liegt vor uns, aber wohl auch nicht der Beginn ihrer letzten Krisis, sondern eher vielleicht eine Pause in dem Prozeß, dessen Fortgang ebenso sicher wie sein Ende unabsehbar ist. Die kritischen Fragen der europäischen Politik liegen nur zum Teil im Orient und in der Nordsee vielleicht mehr als an der Donau und im Aegäischen Meer.

Hier jedoch halten wir inne. Nur die Möglichkeiten der großen Politik durften wir erörtern, niemals die Linien aufzeigen wollen, in denen die Zukunft verlaufen wird, und die auch dem Einsichtigsten verborgen sind. Denn das Unberechenbare nimmt in der Tat den breitesten Platz in der Politik ein, und auch die stärksten Mächte können nur von Fall zu Fall tastend vorwärtsschreiten. Gerade die letzten Monate haben es gezeigt, wie stark das Unerwartete, sei es persönlicher oder allgemeiner Art, seinen Willen zur Geltung zu bringen vermag. Unsere Vorfahren, die bei dem lockeren Gefüge ihres Staates und ihrer Gesellschaft sich noch mehr als wir unter der Herrschaft des Unabwendbaren fühlten, haben ein treffendes Wort dafür geprägt. Der liebe Gott, so pflegten sie zu sagen, läßt noch alleweil ins Holz regnen. So wird es bleiben, wie auch immer die Macht und das Selbstbewußtsein und die Kunst der Berechnung aller Umstände sich entwickeln mögen. Das Unberechenbare wird auch in Zukunft walten, mag es in Kalkutta oder in Messina, in Petersburg oder in Konstantinopel, durch Erdbeben, Pest und Revolution oder durch wirtschaftlichen Zusammenbruch sein Haupt erheben und sein Quos ego sprechen.

Kunst und Kultur auf dem Lande.

Von Marie von Bunsen.

Nicht von der augenblicklich viel besprochenen Volkskunst soll die Rede sein, sondern von den künstlerischen und geistigen Bestrebungen der auf dem Lande wohnenden gebildeten Kreise.

Allüberall im Reich wird in stillen Gutshäusern gemalt, musiziert, auch wohl gedichtet. Viel guter Wille, einiges Talent kommt zum Vorschein; am Ende ließe sich noch Wertvolleres erzielen.

Am unschädlichsten ist wohl das Musizieren. In der konzerterfüllten Stadt wird vielleicht unnötig viel in Familien gespielt und gesungen, schwerlich auf dem Lande. Ohne Vermittlung ist die Musik tot, sie bedarf vieler, nicht nur der wenigen, der Berufensten, um ihre Herrlichkeit allen Empfindbaren zu verkünden. Auch mäßiger Musik wird die Gnade zuteil, ihre Umgebung zu veredeln und zu erheben, lieber in abgelegenen Gutshäusern eine schwache Wiedergabe von Beethoven, ein blasser Nachklang von Wagners Orchester als nüchternes Schweigen. In der geräumigen Weitläufigkeit eines Landhauses wird das Ueben den Mitmenschen nicht zur nervenzerrüttenden Qual, und gerade die ländliche Geselligkeit bedarf der Musik. Möglicherweise könnte man den Stil ländlicher Musikübung richtiger begrenzen. Weniger Sologesang, weit mehr Terzette. Jeder sollte sein Liedchen bei Kahnfahrten, im Wald auf der Mandoline oder Laute begleiten. Wie viele lassen das ihnen zu schwere Klavierspielen nach jahrelangem Unterricht, nach jahrelangem Ueben gänzlich liegen. Eine dauernde Freude hätten sie vielleicht von der Ziehharmonika gehabt, ja, von der ganz gewöhnlichen Ziehharmonika, die bescheiden, aber stimmungsvoll abends im Freien erklingt. Ganz zweifellos wäre ein gründlicheres Musikverständnis allen Ausübenden geboten. Es gibt vorzügliche populäre Anleitungen, wie unendlich interessanter ist eine Sinfonie, steht der Aufbau klar vor Augen; es gibt wohlfeile Musikerbiographien, wie viel lebhafter wirkt eine Oper, kennt man den Werdegang seines Schöpfers, seine Kämpfe, bis er das jetzt allen verständlich Gewordene durchzusetzen vermochte.

Immerhin, auch so, wie die Musik heute auf dem Land getrieben wird, mag ihr Nutzen überwiegen.

Anders bei der Dichtung. Sie bedarf nicht der „ein wenig Begabten", schädlich sind sie ihr mit dem wohlgemeinten platten Nachahmungstrieb. Denn, mit verschwindenden Ausnahmen, sind alle diese Gedichtsammlungen und Romane, die Scheu, Neid und Bewunderung in der betreffenden Umgegend erregen, sinnfällige Nachempfindungen bekannter literarischer Strömungen, der Moden von vorvorgestern, selten von heute. (Das haben städtische Dilettanten voraus, auch ganz talentlose eignen sich gelegentlich das Neuste an). Gutmütige Menschen sagen, es macht ihnen so viel Freude und schadet niemand. Aber lasen auch nur wenige die Erzeugnisse, sie stumpften die Aufnahmefähigkeit ab, sie verdrängten das Bessere. Es gibt reinere Freuden für literarisch beanlagte Seelen. Ihr ahnt wahrscheinlich gar nicht einmal, wie viel Meisterwerke der Vergangenheit, wie viele anregende, beachtenswerte Erscheinungen der Gegenwart euch noch unbekannt sind. Ihr wißt auch nicht, mit wie geringen Mitteln und Mühen, dank wohlfeiler Klassikerausgaben, dank öffentlicher Bibliotheken und Leihbibliotheken, ihr in eurer Sofaecke wertvolle, freudebringende Kenntnisse euch aneignen könnt. Ihr, die ihr frisch und energisch seid, nehmt euch eine fremde Sprache nach der andern vor. So schwer es ist, durch Selbstunterricht es bis zum Sprechen zu bringen, so leicht ist das Lesen, wenigstens der germanischen und romanischen Sprachen. Ich kenne aber auch zwei junge Berlinerinnen (die Familie der einen war vom Lande), die, bloß um Tolstoi und Turgenjeff in der Ursprache zu genießen, das Russische erlernten! Die Literatur ist der beste Schlüssel zum Verständnis eines Volks, naturgemäß würden Geschichte, Kunstgeschichte, Reisebeschreibungen sich angliedern können. Mit einer solchen Vorbereitung hat man mehr von einer Reise etwa in Norwegen oder Spanien als von Norderney oder Monte Carlo.

Vielleicht sind wohlgeordnete Archive euer Stolz, vielleicht besitzt ihr jedoch nur chaotische Haufen von Briefen und Dokumenten. Ist das der Fall, so ordnet sie auf das gewissenhafteste. Oft ist Verbrennen notwendig, denn gerade die erdrückende Massenhaftigkeit ungesichteter alter Briefe bereitet ihnen früher oder später ein brutales Ende. Seid euch jedoch der Verantwortung immer bewußt. Es werden heutzutage entsetzlich viel Briefe verbrannt, wie behauptet wird, aus Vorsicht, man sagt salbungsvoll: „daß nur nichts in falsche Hände gelangt!" Es war jedoch nur Bequemlichkeit, denn alte Korrespondenzen durchzugehen und zu ordnen, ist recht ermüdend. Aber es lohnt; was euch selbstverständlich und langweilig erscheint, ist späteren Zeiten reizvoll und interessant. Es ist auch recht; dürft ihr die Erinnerung an die Menschen, die hier lebten, aus diesen Fenstern in die Lindenwipfel sahen, auf jener Kirchenbank saßen, durch jene Haustür am Hochzeitstag schritten, vom Erdboden tilgen, ihr lebendiges

Bild, wie es aus den Briefen, den Tagebüchern spricht, auslöschen? Waren es auch nur Durchschnittsmenschen, sie lebten hier, und die Nachkommen sollten von ihren blutsverwandten Vorgängern wissen. Das von euch gepflegte Archiv soll aber auch das Andenken der schlichten Nachbarsleute bewahren. Sind Feldbriefe aus dem französischen Feldzug nicht unter euren Landleuten vorhanden? Sammelt Abschriften, auch die der Chinakrieger, der Südafrikaner; ich habe solche von geradezu ergreifender Schönheit gesehen. Betätigt auch den berechtigten Schaffensdrang. Wenn ihr es wollt, schreibt Tagebücher, aber nicht nur über euch selbst, nicht nur über eure Gefühle. Ueberhört ihr niemals merkwürdige Gespräche der Erntearbeiter, der Schulkinder? Werden euch nie in dramatischer Anschaulichkeit Begebenheiten berichtet? Gebt euch die Mühe, schreibt auf, wie die Müllerin euch die traurige Geschichte von ihrem Sohn, dem Forstgehilfen, erzählte: ganz schlicht, ohne Verbesserungen, ohne Ausschmuck, ohne sinnige Gedanken. Legt das Blatt zu den übrigen aufzubewahrenden Papieren, es hat Wert.

Welchen Wert haben die zahllosen gemalten Skizzen und Studien, die in wachsendem Maß allsommerlich auf den Gütern entstehen? Und diese Erzeugnisse verbergen sich nicht im Bücherschrank, sie hängen aufdringlich an den Wänden, erniedrigen den Geschmack, fälschen den Blick. (Natürlich gibt es Ausnahmen, einige stehen mir vor Augen). Wie in der Literatur, sind nur wenige zum Schaffen berufen, aber viele dürfen verständnisvoll genießen. Der verständnisvolle Genuß kann und muß erlernt werden, der Mühe wird überreichlicher Lohn zuteil.

Hier werden manche schlankweg widersprechen: „Ich weiß genau, was mir Freude macht, und was ich schön finde, und das braucht mir kein Gelehrter, kein Buch erst zu sagen.“ Dieser vermeintlich individuelle Geschmack der Dilettanten ist jedoch eine Entwicklungsstufe, die Erfahrene mit ziemlicher Sicherheit feststellen können. Nach so und so vielen Schritten wird man dieser Aussicht gewahr, nach tausend weiteren gibt die zu den Füßen liegende Stadt bereits ein anderes Bild, nach fernerem Steigen kommen neue, ungeahnte Horizonte in Sicht. Einige Menschen kommen merkwürdig früh oben an, einigen gelingt es, Zwischenstufen zu überspringen, sie schlagen geniale Richtwege ein. Den Berg muß jeder erklimmen; das so selbstbewußt und freimütig abgegebene Urteil über Matthias Grunewald oder Stefan George, über Leoncavallo und Marie Corelli entsprach genau eurem jeweiligen Erkenntnisgrad. Es ist sympathisch und bequem, nur seinem Instinkt trauend, Kunstwerke naiv rückhaltlos zu beurteilen, ohne sich um Name und Herkunft zu bekümmern; aber ebenso wie jeder Weinkenner nicht von „irgendeinem Gewächs am Rhein“ vorschwärmt, noch ein Blumenliebhaber sich mit der Bezeichnung „große, dunkelrote Rose“ begnügt, so weiß tatsächlich jeder, der wahre, echte Freude an der Kunst hat, auch etwas Bescheid.

Es gibt verschiedene Wege, die sicherste Grundlage bietet das durch Museumsbesuch veranschaulichte, eventuell durch Vorträge belebte Selbststudium in erprobten Büchern. Wer sorgsam und liebevoll, in aller Ruhe bei den Klassikern beginnend, auch nur altmodische Autoritäten, den Lübke, Kugler oder Springer, in sich aufnimmt, bei jeder Gelegenheit die empfangenen Eindrücke nachprüft, das eigene Urteil mit dem des Fachmannes vergleichend, der gehört zum guten Publikum, und dieses Publikum ist nicht allzugroß. So einer, bescheiden auftretend, kann ruhig wagen, in den Bibliotheken der Museen die Herren um Rat und Auskunft anzugehen, darf um Eintritt in jede Privatsammlung bitten, hat das Recht, im Ausland von den Gelehrten der Archäologischen Institute eine Förderung zu erhoffen. Er wird schwerlich Enttäuschungen erleben. (Solche vielgeplagten Kunstgelehrten und Mäzene sollten einen Prüfstein bereithalten. Haben die Hergereisten, die so gern herumgeführt werden möchten, „nur einmal vor langer Zeit, leider nur flüchtig“ ihre heimatlichen Sammlungen besucht, so lasse man die Herrschaften schonungslos fallen.)

Kunst und Kunstgewerbe sind uns glücklicherweise wieder gleichwertige Begriffe geworden. Stickereien, Möbel, Gläser seien eures Studiums wert. Dann werdet ihr euch schaudernd abwenden von den „Schmückedein-Heim“-Bestrebungen, werdet Holzhocker und Tonvasen in ihrer würdigen, materialechten Schlichtheit belassen, dagegen vielleicht eure Hauswäsche liebevoller bedenken. War die aus den verschiedensten Gegenden kommende Bauernbettwäsche in der Volkskunstausstellung nicht den meisten von uns eine Beschämung? Haltet solche Handarbeiten nur ja nicht für ein Zeichen geistiger Anspruchslosigkeit. Die meisten intellektuellen Frauen meiner Bekanntschaft lieben diese graziöse, stille Beschäftigung, nur sind es begreiflicherweise nicht Kongreßkanevasdeckchen, die man in ihren wohlgepflegten Händen sieht.

Jede Sonderliebhaberei ist bei einer genügenden allgemeinen Grundlage nicht nur gestattet, sondern gedeihlich. Folgt hier blindlings eurem Instinkt, sammelt oder betrachtet in Abbildungen das, was euch eine ureigene Freude macht: seien es deutsche Waffen des sechzehnten Jahrhunderts oder Quattrocentohandzeichnungen, Fächer des Kaiserreichs oder frühgriechische Vasen. Treibt Heimatkunde, beschäftigt euch mit der Architektur eurer Provinz; jeder größere Ausflug wird sich interessant gestalten, wie ja architektonisches Verständnis die beste Zugabe des Wanderns ist. Gab es im achtzehnten Jahrhundert keine kurzlebige Porzellanfabrik in eurer Gegend? Vielleicht gelingt es euch noch, gute Beispiele aufzutreiben.

Auch wenn euch die alte Kunst am meisten zusagt, immer sollte das noch weit schwierigere Verständnis zu der zeitgenössischen Schöpfung angestrebt werden. Leider versteht ihr noch seltener als die städtischen Kreise ein großes, neues Talent; ein solches ist immer umstürzlerisch, euch daher unsympathisch und verletzend.

Aber es gibt naheliegende, künstlerische Befriedigungen vor eurer Tür. Vielleicht tut ihr gut daran, keine Oelbilder zu komponieren, ruht jedoch nicht, bis ihr in eurem Garten einen Farbentraum erschafft. Kopfschüttelnd betrachte ich die „Begonien oder Kalladauerbeete“ einer dichtenden oder malenden Frau. Der Juli kommt, aber seine Sonne leuchtet nicht auf die blaupurpurne Pracht der hohen Ritterspornstauden, vor denen Madonnenlilien in ihrer überirdischen Schönheit erblühen. Keine goldene Galliardaglut spiegelt sich im Teich, keine weiß- und rosenroten Windenkelche umspinnen das alte Gemäuer. Es leuchtet keine Zinniengruppe in unerhört subtilem Reichtum der Farbe, keine wohlriechenden Wicken umwuchern jenes Staket, bilden eine blütenbedeckte Märchenhecke. Sozusagen ohne Auslagen, diese Rabattenblumen erhält man ja fast

umsonst, könntet ihr eine duftende Herrlichkeit um euch verbreiten, und ihr begnügt euch mit Begoniabeeten, mit unkünstlerisch wirkenden fremden Koniferen und stillos angehäuften Büschen.

Das Gärtnern beglückt nicht nur das eigene Herz, es gereicht der ganzen Umgebung zur Freude. Noch auf manche Art können die Schönheitliebenden den Mitmenschen dienen. Vortreffliche Reproduktionen sind jetzt jedem erreichbar, bestellt einige Kastenrahmen vom Dorftischler oder Stellmacher, hängt sie im Schulhaus auf und wechselt allwöchentlich die Blätter. Erklärt dann den Kindern von Zeit zu Zeit die ihnen vertraut gewordenen Bilder. Ihr seid Dilettanten, aber mit eurer Kunst vermögt ihr die Gemeindeabende zu bereichern. Wer sich eingehender mit Aesthetik beschäftigt, denkt aristokratisch, lächelt über „Kunst für alle“. Aber ohne den geringsten Zweifel läßt sich vieles Künstlerische den vielen vermitteln; den Städtern fällt das schwer, euch ist es ein leichtes.

Die Volkskunstausstellung fand naturgemäß in Berlin statt, vor allem sollten jedoch die vom Land von ihr lernen. Ist euch der Hamkensche Webstuhl aufgefallen? Schulkinder auf dem platten Land haben sich mit Begeisterung handfeste Stoffe für den eigenen Gebrauch gewebt. Es ist eine Handarbeit für Schloß und Hütte, für Männer, Frauen und Kinder, das gleiche ließe sich schwerlich von einer andern sagen. Wie das in England bereits sehr allgemein ist, halten auch bei uns Gutsbesitzerfrauen während der Wintermonate Kurse im Holzschnitzen und Korbflechten für die Burschen und Mädchen ihrer Dörfer. Da werden nützliche derbe Sachen nach guten Vorbildern geschnitzt, kleine Büchergestelle, Tischchen und dergleichen mehr. Ich kann mir grobgezimmerte Gartenbänke, weißgestrichen, mit einfachen Flachornamenten, sehr hübsch denken. Wünschenswert sind gute Korbflechtmuster; da ließe sich manches dem Ausland absehen. Man ist mit dem Erfolg dieser Klassen sehr zufrieden, die Dorfjugend erweist sich willig und anstellig, freut sich über den kleinen Verdienst, und den Damen bietet sich eine Gelegenheit, zwanglos den jungen Leuten näherzutreten. Demnächst wird eine Berliner Volkskunstzentrale eröffnet, die den Vertrieb der Erzeugnisse solcher Handfertigkeitsklassen auf dem Lande übernimmt.

Es war meistenteils von Frauenbetätigung hier die Rede. Bei uns haben diese in der Regel mehr Muße als die mit der Verwaltung, Bewirtschaftung und Jagd in Anspruch genommenen Männer. Diesem Zeitüberfluß entstammt „die interessante Frau“ auf dem Lande. Manchmal züchtet die Langweile nur den bedenklichen, erotisch neugierigen Madame-Bovary-Typus, manchmal die schöngeistige „unverstandene“ Frau. Es ist vielleicht roh, es so auszusprechen — diese interessanten Frauen sind weniger interessant als die Nachbarn, als sie selber es anzunehmen pflegen. Nietzsche ersah in der Edelfrau vom Lande die ihm sympathischste deutsche Frau; er bewunderte ihr ruhig anordnendes Schaffen, ihre anspruchslose, aber echte Empfängnis für das Schöne und Edle. Eine solche Dame war ihm interessant. Ich denke an Frau von Grolman, geb. von Eckart, auf Osterburg bei Stendal. Der junge Winckelmann war Hauslehrer ihrer zahlreichen Kinder.

„Frau von Grolman besaß jene ruhige Heiterkeit und jene besonnene Lebhaftigkeit, vermöge deren Frauen imstande sind, zugleich expansiv in einer bunten Umgebung zu existieren und ein reiches Innenleben zu führen, gleichzeitig in den Regionen der Poesie und des Gedankens und in den geringsten Außendingen gegenwärtig zu sein. Durch Verbindung von Verstand und Naivität, von Bestimmtheit und Grazie und durch die Höflichkeit, die aus wahrem Wohlwollen herkommt, befreite sie die Gesellschaft von zeremoniellem Zwang und Langweile, während sie mit Feinheit und Takt lenkte. Sie sprach das Französische, das Italienische und besonders gut das Englische. Sie wußte die schönsten Stellen aus den zwei großen französischen Tragödien auswendig, dabei las sie historische, philosophische und theologische Werke, hatte sich die deistischen Lehren Tindals angeeignet. Das alles schadete aber keineswegs ihrer eifrigen Teilnahme an Tanz, Spiel und Haushaltgeschäften, sie strickte, während sie ihre Gesellschaft unterhielt.“ (Winckelmann, Justi. I. S. 89).

Eine interessante Frau, aber nicht „unverstanden“, nicht bizarr oder dekadent. So harmonisch konnte sich ihr Wesen vielleicht nur im Gutsbesitzerleben entfalten.

Landbewohner brauchen nicht künstlerische, noch geistige Benachteiligung zu fürchten, ihnen wird allerdings weniger Anregung zuteil, dafür haben sie jedoch Vertiefung gewährende Ruhe, haben Muße zur fördernden Arbeit, und es umgibt sie die große Natur.

▽▽

Das bare Geld.

Plauderei von A. Oskar Klaußmann.

Nur Scheffel durfte es sich erlauben, in seinem Sang vom Pumpus zu Perusia „das dreimal gottverfluchte Wort, das bare Geld“ in dieser Form zu zitieren. Der prosaische Alltagsmensch gebraucht andere, meist Schmeichelworte oder humoristische Wendungen, um jenes unumgängliche notwendige Lebenselement zu bezeichnen, das man für gewöhnlich „Geld“ nennt.

Es ist merkwürdig, daß man das Wort „Geld“ so gern umschreibt, als ob es etwas Unanständiges und Unangenehmes wäre. „Ich wüßte eine feine Partie für Sie, mein Herr“, sagt der Heiratsvermittler, und der Gefragte entgegnet sofort: „Hat sie viel Gemüt?“ und meint damit, ob die ihm offerierte Lebensgefährtin auch genügend mit Mammon versehen sei.

Das soeben erwähnte Wort „Mammon“, nach dem sogar in der preußischen Militärstadt kat' exochen, Potsdam, eine eigene Straße benannt wurde, ist heutzutage als Bezeichnung für „Geld“ weniger gebräuchlich. Es bedeutet auch nicht direkt „Geld“, sondern „Reichtum“, und das entspricht seinem Ursprung, denn es kommt aus dem Aramäischen und heißt „Schatz“. Man dachte sich allerdings die Schätze und den Reichtum personifiziert durch den Götzen Mammon.

Im Geschäftsleben spricht man heute von „cash“, und wenn der Vermittler andeuten will, daß es sich um ein feines Geschäft handelt, sagt er: „Die Sache ist cash down“ (Geld nieder), das heißt: das Geld wird sofort hingelegt. Das Wort „cash“ als Bezeichnung für „Geld“ hat auch im Englischen eine burschikose Bedeutung. Es bedeutet dort ebensoviel wie bei uns „Moos“ oder „Kies“. „Geld“ heißt ja im Englischen „money“, „Cash“ ist aber auch eine chinesische Rechnungsmünze, die kleinste Münzeinheit im Werte von ungefähr 0,6 deutschen Reichspfennigen. Diese chinesischen cash sind viereckige oder runde Geldstücke mit einem Loch in der Mitte, um sie auf einen Faden zu ziehen und so zu transportieren.

Das oben erwähnte Wort „Moos“ stammt aus der Studentensprache, aus dem bekannten Liede „Pump mir Moos und sei mein Freund“. Moos und Kies



sind Dinge, die außerordentlich häufig vorkommen und wenig Wert haben. Gerade deshalb aber wendet man sie im Scherze als Bezeichnungen für das Geld an, das eine so große Bedeutung für das Individuum besitzt. Man nennt das Geld auch wohl „Torf".

„Wie steht es denn nun mit der Pinke?" fragt der kleine Geschäftsmann, dem irgendeine Lieferung von Waren oder Produkten angetragen wird, und der Wiener fragt in diesem Falle poetisch: „Wie steht es mit der Marie?" Er bezeichnet mit diesem weiblichen Vornamen genau das gleiche, wie der Norddeutsche mit dem Worte „Pinke", nämlich das bare Geld. Das Wort „Pinke" kommt vom Kartenspielen her. Man legt den Einsatz in eine Schale. Will man mit begrenztem Einsatz spielen, so legt man das Geld, das eine gewisse Summe übersteigt, in eine zweite Schale, die sich gewöhnlich unter der ersten befindet. Diese zweite Schale, die das Geld enthält, durch das eventuell im späteren Verlauf des Spiels ein kleiner Einsatz vergrößert werden kann, führt den Namen „Pinke".

Wahrscheinlich aus einer mißverstandenen oder erweiterten Anwendung des Wortes „Moos" hat sich die Bezeichnung „Moses und die Propheten" für „Geld" herausgebildet. Das Wort „Moneten" erinnert an den früheren starken Geschäftsverkehr mit Italien, denn es kommt von dem lateinisch-italienischen Worte „moneta". Die Geldbezeichnung „Asche" wird in demselben Sinne verwendet, wie „Moos", „Torf" und „Kies". Schwer zu erklären aber dürfte es sein, woher die moderne Bezeichnung „Draht" für „Geld" kommt. Die Ansicht, daß dieses Wort aus der Gaunersprache stamme, ist nicht richtig. In Berlin haben die kleinen Leute für „Geld" den neuen Terminus technicus „Zaster" eingeführt. Auch die Bezeichnung „Put-put" für Geld ist alt. Mit dem Rufe lockt man bekanntlich die Hühner. Ob er andeuten soll, daß man damit auch Geld berbeilocken will, ähnlich, wie der Seemann durch das Pfeifen den Wind zum Wehen veranlaßt, sei dahingestellt.

Es gibt im internationalen Verkehr, wie bekannt, eine Geste zur Bezeichnung des baren Geldes, die darin besteht, daß man Daumen und Zeigefinger ruckweise aneinanderreibt: die Bewegung, die man beim Geldzählen macht. Bei Ausführung dieser Geste wird auch sehr häufig in Deutschland das Wort zitiert: „Wo du nicht bist, Herr Organist, da schweigen alle Pfeifen."

Ganz aus der Mode gekommen ist der früher in Norddeutschland öfter gebrauchte Ausdruck „pinundze", der aus dem Polnischen stammte und gleichfalls „Geld" bedeutete. Die polnischen Einkäufer, die damals nach Berlin und Leipzig kamen, haben heute nicht mehr die Bedeutung wie in jenen Zeiten.

Die Namen und Bezeichnungen der einzelnen Münzen wurzeln tief in der Volksseele, so tief, daß sie nicht auszurotten sind, selbst wenn schon seit hundert Jahren eine andere Münzwährung und eine vollständig andere Münzbezeichnung eingeführt sind.

In Oesterreich wird man trotz der Kronen- und Hellerrechnung noch lange den Kreuzer nicht vergessen. Aber auch im Reich halten wir unentwegt an dem „Sechser" fest, eine Bezeichnung, die aus der Zeit stammt, als der Silbergroschen (der heutige Nickel oder das Zehnpfennigstück) noch zwölf Pfennig hatte. Der halbe Silbergroschen hieß Sechser wegen der sechs Pfennig, die er betrug, und obwohl das äquivalente Geldstück heute nur fünf Pfennig Wert hat, heißt es doch noch „Sechser". Der Schlesier nennt konsequent das Zehnpfennigstück „Böhm", ebenso wie er den Silbergroschen früher nannte, weil diese Münze zuerst in Böhmen geschlagen und von dort nach Schlesien gekommen war. Der Heller, der zuerst in Hall geprägt wurde und deshalb eigentlich „Häller" geschrieben werden müßte, hat sich aus dem Sprachgebrauch ziemlich verloren, ist aber in der neuen Kronenwährung in Oesterreich, ebenso in unseren Kolonien, da, wo man nach Rupien und Heller rechnet, wieder aufgetaucht.

Ebenso aber, wie das Volksempfinden alte Münzbezeichnungen jahrhundertelang konsequent festhält, sträubt es sich in manchen Fällen dagegen, Münzbezeichnungen anzunehmen, die ihm oktroyiert werden. Wem fällt es z. B. bei uns im Reiche ein, das Zehnmarkstück „Krone" zu nennen, obgleich dies die offizielle Bezeichnung ist. Höchst selten hört man auch die Bezeichnung „Doppelkrone" für das Zwanzigmarkstück. Nur bei den Auktionen im Königlichen Marstall in Berlin und bei den Pferdeversteigerungen auf den Rennbahnen ist es üblich, nach Doppelkronen zu rechnen und zu bieten.. Im Pferdehandel hat es überhaupt immer eigenartige Geldbezeichnungen gegeben.

Die Bezeichnung „Nickel" für das Zehnpfennigstück, die bei Einführung der neuen Münzsorte ziemlich häufig gebraucht wurde und, wie leicht einzusehen, von dem Material stammt, aus dem dieses Geldstück hergestellt ist, hat sich nicht eingebürgert. Man wendet lieber das viel längere Wort „Zehnpfennigstück" an.

Das seit Jahrzehnten vermißte, jetzt wieder zur Einführung gelangende Fünfundzwanzigpfennigstück, das noch vor einem Menschenalter als der Standard des Trinkgeldes galt, führte früher in Berlin den Namen „Zwei Jute", wie das Fünfzigpfennigstück, das damalige Fünfgroschenstück, den Namen „vier Jute". Es gab nämlich aus der Zeit der Taler- und Groschenrechnung noch sogenannte „gute Groschen", im Schriftverkehr als „gGr" bezeichnet, die 1 Silbergroschen und 3 Pfennig, also $1\frac{1}{4}$ Groschen galten. Die heutige Mark hieß deshalb auch das Achtgroschenstück, und berüchtigt waren die polnischen Achtgroschenstücke, deren Silbergehalt so gering war, daß sie nur mit großem Verlust eingewechselt werden konnten. In Polen gab es auch einen Gulden, der nur 50 Pfennig Wert hatte, und wie das polnische Achtgroschenstück einst gefürchtet war, ist heute in Deutschland zeitweise die Finnische Mark schadenbringend für den Empfänger. Sie ähnelt unserem Markstück und hat auch die Aufschrift „1 Marka", gilt aber nur 80 Pfennig. Auch das Finnische Fünfmarkstück ist dem reichsdeutschen sehr ähnlich, hat aber nur vier Mark Wert.

Vor der Einführung des neuen deutschen Reichsgeldes im Jahre 1875 gab es bekanntlich in Deutschland eine ungeheure Münzverwirrung. Fast jeder Staat hatte eine eigene Währung, wenn man auch im allgemeinen im Norden den Taler und im Süden den kleineren Guldenfuß unterschied. Es hatten sich aber, als es schon in Deutschland eine Konventionsmünze gab, die man eingeführt hatte, um das Münzchaos einigermaßen zu mildern, die verschiedenartigsten Bezeichnungen für Münzen und Geldsorten aus der Zeit erhalten, als noch jeder einzelne Bischof, Graf, Herr, jede Stadt ihr eigenes Münzrecht hatte und Kurant- und Scheidemünzen herstellte.



Das Papiergeld hat sich keine besonderen Schmeichel- und Scherznamen in Deutschland erworben. Seit 1806 kennt man in Preußen Tresorscheine. Von den Reichskassenscheinen hat aber nur einer einen besonderen Namen. Es ist das der Hundertmarkschein, der unter dem Namen „Bläuling" allgemein bekannt ist. Seltener hört man das Wort „Bräunling" für den Tausendmarkschein. Selten genug bekommt ja auch der gewöhnliche Sterbliche diesen Kassenschein in seine Hand.

Unsere Bilder

Staatssekretär des Reichsschatzamts Reinhold Sydow (Abb. S. 399). Die Frage der Reichsfinanzreform stand in diesen Tagen im Vordergrund des innerpolitischen Interesses und mit ihr der Leiter des Reichsschatzamtes Reinhold Sydow. Es galt, die schwierige Aufgabe zu lösen, die mannigfachen Interessengegensätze innerhalb der Blockparteien auszugleichen und ein Kompromiß zu schaffen, das nach allen Richtungen einigermaßen befriedigt. Die Arbeit, die hier getan wurde, trat nicht in großen oratorischen Leistungen zutage; in Kommissionssitzungen und Besprechungen mit den Parteiführern gelang es schließlich dem Staatssekretär, der hierbei vom Reichskanzler unterstützt wurde, das äußerst komplizierte politische Problem seiner Klärung nahezubringen.

Das hundertjährige Bestehen des preußischen Kriegsministeriums (Abb. S. 400) wurde am 1. März in Gegenwart des Kaisers feierlich begangen. In seiner Ansprache skizzierte der Monarch die Geschichte des Ministeriums, das einst von Friedrich Wilhelm III. in einer Zeit tiefster Demütigung ins Leben gerufen wurde. Die Bildung einer einheitlichen Organisation, die das preußische Heerwesen in Leitung und Verwaltung bisher entbehrte, war notwendig geworden, und so begann das „Kriegsdepartement", das erst später offiziell Kriegsministerium genannt wurde, am 1. März 1809 seine in der Folge so ruhmgekrönte Tätigkeit. Scharnhorst eröffnete den Reigen der 21 Kriegsminister, die das preußische Heer in den vergangenen hundert Jahren gehabt hat. Auch der Bedeutung des zweiten „Waffenschmiedes" Roon wurde in der kaiserlichen Rede mit warmen Worten gedacht. Von den früheren Chefs des Kriegsministeriums nahmen die Herren von Kaltenborn-Stachau, Verdy du Vernois, Bronsart von Schellendorff und von Goßler an der Feierlichkeit teil. Auch die drei anderen deutschen Kriegsminister Freiherr von Horn (Bayern), von Marchtaler (Württemberg), Freiherr von Hausen (Sachsen) überbrachten persönlich ihre Glückwünsche.

Zar Ferdinand in Petersburg (Abb. S. 403). Der Aufenthalt des bulgarischen Zaren in der russischen Hauptstadt, der ja eigentlich der Beisetzung des ihm besonders befreundeten Großfürsten Wladimir galt, gestaltete sich zu einer hochpolitischen Aktion, da Zar Nikolaus dem Bulgarenfürsten königliche Ehren erwies und ihn mit „Zarische Majestät" anredete. Diese erste Anerkennung des Zaren Ferdinand von Bulgarien von seiten Rußlands hat bei der Pforte eine gewisse Verstimmung hervorgerufen.

Die Balkankrisis (Abb. S. 402). Das Bemühen des österreichisch-ungarischen Ministers des Aeußern Freiherrn Lexa v. Aehrenthal, mit der Pforte sich friedlich auseinanderzusetzen, ist von Erfolg gekrönt worden. Die Unterredungen, die er mit dem von seinem Londoner Posten zur Leitung des türkischen Ministeriums des Aeußern berufenen Rifaat Pascha in Wien hatte, zeitigten günstige Resultate. Auch die Verhandlungen zwischen der Türkei und dem bulgarischen Minister des Auswärtigen Generalleutnant Papricow gehen einem glücklichen Ende entgegen. Der serbisch-österreichische Konflikt rückt besonders den russischen Minister des Aeußern A. P. Iswolski in den Mittelpunkt des Interesses. Das neue serbische Koalitionsministerium mit Nowakowitsch (Präsidium) und Dr. M. D. Milowanowitsch (Aeußeres) hat bis jetzt einen günstigeren Eindruck hervorgerufen, als man erwartete.

Die Panamareise William H. Tafts (Abb. S. 401). Noch vor dem offiziellen Antritt seiner Präsidentschaft begab sich William Taft auf dem Panzerkreuzer „North-Carolina" nach dem Isthmus, um sich von dem Fortschritt der Kanalarbeiten persönlich zu überzeugen. Recht ungünstige Nachrichten waren die Veranlassung dieser Reise. Der schlechte Fortgang der Kanalarbeiten, Erdrutschungen und Einstürze hatten von neuem die Frage aufgerollt, ob nicht doch der Bau eines Niveaukanals dem jetzt in Arbeit befindlichen Schleusenkanal vorzuziehen sei — eine Frage, die freilich eine völlige Umwälzung des gewaltigen Projekts hervorgerufen hätte. Taft, der, von einem ganzen Stab von Technikern begleitet, in Culebra Standquartier genommen hatte, gewann indes von dem gegenwärtigen Stadium der Arbeiten wesentlich günstigere Eindrücke, als er gehofft hatte, so daß wohl die Durchführung des Schleusenprojekts nun gesichert erscheinen dürfte.

Hochzeit im Hause Zeppelin (Abb. S. 400). Selten hat ein gesellschaftliches Ereignis eine so allgemeine Anteilnahme hervorgerufen wie die Vermählung der einzigen Tochter des „Eroberers der Luft", der Gräfin Hela Zeppelin, mit dem Oberleutnant von Brandenstein. Eine ganz besondere Ehrung wurde bei Gelegenheit der Vermählung dem Bräutigam zuteil — eine Ehrung, die aber auch vor allem an die Adresse des gräflichen Schwiegervaters gerichtet war. Da der Graf keine Söhne hat und der Name des großen Mannes in direkter Nachfolge sich nicht vererben würde, erhob der König von Württemberg den Oberleutnant von Brandenstein unter Vereinigung beider Namen und Wappen in den erblichen Grafenstand.

Die Eisbrecher im Ueberschwemmungsgebiet (Abb. S. 406) haben eine überaus wertvolle Hilfsarbeit getan. Nach tagelangem Bemühen gelang es ihnen, die Eisstauungen zu beseitigen und durch Schaffung einer Fahrrinne den ruhigen Wasserabfluß zu ermöglichen.

Münchner Karneval (Abb. S. 404). Das lustige Faschingstreiben in der bayrischen Hauptstadt bot auch in diesem Jahr eine Reihe ausgelassener und farbenprächtiger Straßenbilder. Pierrots und Pierretten, Bauern und Gebirgler in mannigfaltiger Abwechslung, satirische Vermummungen aller Art trieben in dem fröhlichen Gewimmel ihr Wesen. Zum erstenmal aber erschien ein Elefant im Festzug, der den lange ersehnten Zoologischen Garten versinnbildlichte.

Personalien (Porträte S. 405). Vizeadmiral z. D. Reinhold von Werner, der hochverdiente Veteran der deutschen Marine, der am 26. Februar starb, war am 10. Mai 1825 zu Weferlingen bei Magdeburg geboren. 1864 nahm er als Kommandant der Kreuzerkorvette „Nymphe" an dem Gefecht bei Jasmund hervorragenden Anteil. 1878 nahm er seinen Abschied, wurde 1898 Vizeadmiral und 1901 geadelt. Als Marineschriftsteller und Redner hat er sich um die Entwicklung der deutschen Flotte hochverdient gemacht. — Johannes Conrad, der bekannte Nationalökonom der Universität Halle, feierte in diesen Tagen seinen 70. Geburtstag. Er hat sich namentlich als Herausgeber der Jahrbücher für Nationalökonomie sowie als Mitherausgeber des großen Handwörterbuchs der Staatswissenschaften einen hochgeachteten Namen erworben. Sein eigentliches Gebiet ist die Agrarpolitik und Agrarstatistik. — Kardinal Sancha, das Oberhaupt der spanischen Kirche, ist am 24. Februar in Toledo gestorben. Mit dem Kardinal verliert die katholische Kirche eine ihrer hervorragendsten Persönlichkeiten. — Vera Komisarschewskaja, neben der Ssawina die bedeutendste Schauspielerin Rußlands, hat sich auf eine Tournee durch Sibirien begeben. Die Künstlerin, die von einem vortrefflichen Ensemble begleitet ist, feiert im fernen Osten große und wohlverdiente Triumphe.

Die Toten der Woche

Caran d'Ache, bekannter französischer Karikaturist, † in Paris am 26. Februar im Alter von 49 Jahren.

Professor Dr. Hermann Ebbinghaus, Lehrer der Philosophie, † in Halle am 26. Februar im Alter von 59 Jahren.

Maria Theresia Fürstin von Hohenzollern, † in Cannes am 1. März im 43. Lebensjahr.

Kardinal Sancha, das Oberhaupt der katholischen Kirche in Spanien, † in Toledo am 24. Februar (Portr. S. 405).

Vizeadmiral z. D. Reinhold v. Werner, † in Charlottenburg am 26. Februar im Alter von 84 Jahren (Portr. S. 405).

Bilder vom Tage



Zur deutschen Reichsfinanzreform:

Reinhold Sydow, Staatssekretär des Reichsschatzamts.

Spezialaufnahme für die „Woche“ von A. Hertwig.





Phot. Lützel.

General der Inf. Freiherr von Horn,
bayrischer Kriegsminister.



Phot. Hildebrand.

General der Infanterie von Marchtaler,
württembergischer Kriegsminister.



Phot. Leyde.

General der Inf. Freiherr von Hausen,
sächsischer Kriegsminister.



Gen. d. Kav. v. Einem gen. v. Rothmaler,
preußischer Kriegsminister

Die Hundertjahrfeier des preußischen Kriegsministeriums: Unsere Kriegsminister.



Die Braut und der Brautvater Graf Ferdinand von Zeppelin auf dem Wege zur Trauung

Die Hochzeit der Komtesse Hela Zeppelin mit dem Oberleutnant von Brandenstein.





Von der Panamareise des neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika:

Begrüßung William H. Tafts (×) und seiner Gemahlin durch eine Abordnung in Culebra.



Generallt. Papricow,
der bulgarische Minister des Aeußern.



Rifaat-Pascha,
der neue türkische Minister des Aeußern.



Freiherr Lexa v. Aehrenthal,
österreichisch-ung. Minister des Aeußern.

Zur Verständigung der Pforte mit Oesterreich-Ungarn und Bulgarien.



Kriegerische Stimmung im serbischen Volk: Massenkundgebungen in Belgrad.



A. P. Iswolski,
russischer Minister des Aeußern.



Nowakowitsch,
der serbische Ministerpräsident.



Dr. M. D. Milowanowitsch,
serbischer Minister des Aeußern.

Zum österreichisch-serbischen Konflikt.



Phot. C. O. Bulla.

Zar Ferdinand von Bulgariens Besuch in St. Petersburg: Der Monarch vor dem Winterpalais.

Zur friedlichen Befestigung der bulgarischen Unabhängigkeit.



Karneval in München:

Momentbilder aus dem Faschingstreiben.

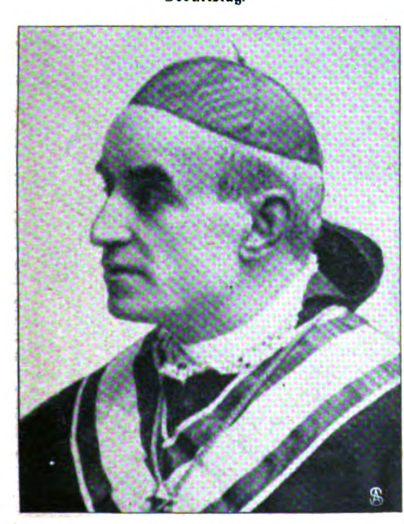
1. Ein heiteres Trio. 2. Der Elefant im Festzug. 3. Drei fidele Oberbayern. 4. Die lange Tirolerin mit ihrem Verehrer.



Vizeadmiral z. D. Reinhold v. Werner †
ein Veteran der deutschen Marine.



Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Joh. Conrad,
der bekannte Nationalökonom, feierte seinen 70. Geburtstag.



Kardinal Sancha †
das Oberhaupt der katholischen Kirche in Spanien.

Die große russische Schauspielerin Vera Komisarschewskaja.
Zu ihrer Gastspielreise durch Sibirien.



Erfolgreiche Hilfsarbeit im Ueberschwemmungsgebiet: Eisbrecher beseitigen die gewaltigen Eisstauungen bei Räbel-Werben a. d. Elbe.

Hanseaten.

Roman von

Rudolf Herzog.

3. Fortsetzung.

4. Kapitel.

Zweimal schon hatte der Chef der Firma K. R. Twersten dem Bureaudiener geläutet und ihm Auftrag gegeben, Herrn Robert Twersten ins Privatkontor zu rufen. Der junge Herr war noch nicht erschienen. Daß sein Sohn erst um die vierte Morgenstunde nach Hause gekommen war, wußte Twersten, und er war, ohne ihn wecken zu lassen, allein auf die Werft gefahren. Aber nun wollte es ihm doch nicht gefallen, daß der Junge so gründlich den Morgenschlaf ausnutzte.

„Zu weich, zu schmiegsam, zu wenig Knochen und Verantwortlichkeitsgefühl", murmelte er, schob die Korrespondenz zur Seite und erhob sich, um seinen täglichen Inspiziergang anzutreten. Schnell durchschritt er das kaufmännische Bureau, in dem die Federn beim Erscheinen des Chefs eifriger kratzten, und verweilte einige Zeit im technischen Bureau, aufmerksam Konstruktionsentwürfe und fertige Pausen prüfend. In Begleitung des Oberingenieurs vollzog er alsdann den Rundgang über die Werft. Keinen der zahlreichen Betriebe überschlug er. Selbst der Speisehalle stattete er einen Besuch ab. Beamte und Arbeiter sollten wissen, daß das Auge des Herrn jederzeit über ihnen war.

Es wehte eine regenkalte Herbstluft. Das Wasser des Hafens hatte eine schiefergraue Färbung, in der die Dinge in seltsam klarem, vergrößertem Maßstabe erschienen. Die mit rotem Mennig gestrichenen Eisenplanken der gedockten Schiffe erzeugten ein Kältegefühl um sich her, das Tuch der aufkommenden Segler spannte sich feuchtschwer, und die Decks der Dampfer glimmerten wie unter einem nassen Ueberzug.

Karl Twersten spürte, wie ihn die Zeichen des Herbstes bedrängen wollten. Wie lange noch, und die ersten Stürme brausten durch den Mastenwald, umheulten seine Werft und spien wütend an das einsam in die Nacht hinaus leuchtende Fenster seines Arbeitzimmers. Dann war wieder der Winter da. Wieder einmal. Wie so viele vorher. . . .

„Nein," sagte er sich, „das nicht. Nicht wie so viele vorher. So verschwenderisch werde ich nicht mehr damit umgehen."

Und er schüttelte den Bann des Herbstwetters ab und kehrte mit eiligeren Schritten zu den Bureaus zurück.

„Herr Robert Twersten ist gekommen", meldete der alte Diener.

„Schön, rufen Sie ihn zu mir."

„Er wartet bereits in Ihrem Privatkontor, Herr Twersten."

Um Twerstens Mund zuckte ein Lächeln, das Gewissen hält ihn fest, dachte er, und nun kann er nicht eher aus dem Zimmer, bis klar Deck ist. Er wandte sich an seinen Oberingenieur.

„In einer Viertelstunde möchte ich Sie bei mir sehen, Herr Feldermann. Ebenso Herrn Schnürlin. Ich habe da eine nicht unwichtige Sache."

„Jawohl, Herr Twersten. In einer Viertelstunde." Und der Oberingenieur zog seine Uhr.

Karl Twersten ging die Treppe hinauf und öffnete die Tür zu seinem Privatkontor. Robert saß auf einem Stuhl am Fenster. Als er seinen Vater gewahrte, sprang er sofort auf und machte eine knappe Verbeugung.

„Guten Morgen, Papa."

Twersten reichte ihm die Hand. „Guten Morgen", sagte er. „Du, der Morgen ist beinahe herum."

„Ich bitte um Entschuldigung, Papa. Ich hatte schwere Kopfschmerzen und hätte doch nur schlecht gearbeitet."

„War denn die Sache gestern abend das Versäumnis wert? Du brauchst nicht zu beichten. Ich frage nur im allgemeinen."

Robert Twersten errötete. Dann sagte er hastig: „Ich war gestern abend bei Vanheils. Und die Fröhlichkeit, die in dem Hause herrschte, steckte an, und da habe ich noch ein wenig gebummelt."

„Setz dich, Robert. So, bei meinem alten Freunde Martin Vanheil warst du? Ja, dann kann ich mir alles denken. Es gibt nichts, was man so leicht in den Adern auffängt als den Tropfen leichtes Blut."

„Leicht ist doch nicht leichtsinnig, Papa."

„Dann würde ich gar nicht davon sprechen, Robert. Leichtsinnig ist etwas, was an einen Mann von Selbstachtung gar nicht herankommt."

„Du betontest das Wort vorhin nur so merkwürdig."

Twersten zündete sich eine Zigarre an. „Du rauchst wohl noch nicht?" meinte er mit leiser Ironie. „Ja, das Fröhlichsein hat auch seine verschiedenen Preise." Er blickte eine Weile stumm dem Rauch seiner Zigarre nach. „Dieser Martin Vanheil war schon als Junge ein prächtiger Mensch. Er war vier Jahre älter als ich und saß zwei Klassen höher, was ihn aber nicht hinderte, mit mir zu verkehren. Damals war es wohl mehr unsere Werft, die ihn anzog, und auf der man sich so prachtvolle Spiele ausdenken konnte. Denn das war seine Leidenschaft: sich etwas ausdenken. Er war der begabteste Schüler und blieb zurück. Er hatte hundert Talente und baute keins aus, weil er sich von einem anderen schon wieder gereizt fühlte. Er gab beständig von seinen Schulgroschen und forderte nie zurück, obwohl seine Mitschüler reicher waren. Und er freute sich kindisch, wenn seine Kameraden eine Eins unter die deutschen und lateinischen Auf-

säße erhielten, die er ihnen angefertigt hatte, während er selbst mit einer Fünf hineinrasselte, weil er für sich keine Zeit mehr gehabt hatte. Das war Martin Vanheil, der Schüler. Und Martin Vanheil, der Kaufmann? Der ist nicht ganz vom Gatten und Vater zu trennen. Ueberhaupt nicht. Er war noch Kommis, als er heiratete. Sein Vater hatte gar kein schlechtes Geschäft, aber Martin behauptete, er dürfe dem alten Herrn nicht das Vergnügen des Lebensabends beschneiden, indem er plötzlich die Hälfte der Einnahmen auf sich zöge. Und als Vanheil senior endlich starb und Martin Vanheil mit Frau und Kindern in das Geschäftshaus zog, da war es sein erstes, den aufgebesserten Verhältnissen dahin Rechnung zu tragen, daß er den Vater seiner Frau, einen alten Maler und Silhouettenschneider, zu sich nahm. Das war eine schöne Tat, wirst du sagen, aber der alte Maler hatte bis dahin immer noch sein gutes Auskommen gehabt und gewöhnte sich nun vor der Zeit ein gemächliches Großvaterleben an, das den Enkelkindern viel Spaß machte, Martin Vanheil aber viel Geld kostete. Und allen den Seinen, die wirtschaftlich von ihm abhingen, einen guten und fröhlichen Tag zu schaffen, war fortan seine einzige Sorge. Dazu mußte herhalten, was das Geschäft eintrug. Dazu war es da. Das war nach Vanheils Meinung die vorgeschriebene Bestimmung eines jeglichen Verdienstes, der Grund für seine Arbeit. Nicht einen Grad ist das Geschäft höher gekommen, und wenn der Inhaber einmal die Augen zumacht, und es tritt nicht ein Wunder ein, ist es hin, denn es hängt nur an den persönlichen Beziehungen Vanheils und nicht an seinen kaufmännischen. Und die Frau? Und die Kinder? Werden sie von der Fröhlichkeit, die ihnen der alte Idealist sein ganzes Leben hindurch beschert hat, weiter leben können? Sie werden, um sich durchzubeißen, mit ganz neuen Lebensauffassungen und ganz von vorn beginnen müssen, als lägen all die Jahre nutzlos hinter ihnen. Siehst du, Robert, Fröhlichkeit verbreiten, wahre Fröhlichkeit, heißt nicht, den Tropfen leichten Blutes, den jeder Mensch hat, an die Seinen weitergeben und ihn dort hegen und pflegen, daß sie nur rosafarben sehen, sondern es heißt: sie an seinen Sorgen und Kämpfen teilnehmen lassen, daß sie wetterfest werden und jeden neuen Kampf als den Anbruch einer neuen großen Freude betrachten. Und um wetterfest zu werden, dazu gehört Erziehung, Direktion, der Blick, der sorglich über den Tag hinaus schweift und — ja — und — der Glaube an den Mann, der die Führerrolle hat."

Er stand auf und drückte seine Zigarre aus.

„Du siehst, sie ist nicht ganz so leicht und bequem, die Fröhlichkeit, die ich meine. Aber was nicht mit Opfern erkauft wird, hat nur Augenblickswert."

Robert Twersten saß stumm und regungslos auf seinem Platz. Wie so oft schon spürte er auch jetzt, wie sein Vater ihn in seinen Bann zog, und er wehrte sich dagegen, all seine heimlich umherflatternden Wünsche, die er an das Leben zu stellen gedachte, dem keinen Pardon gebenden Arbeitsgedanken des Vaters auszuliefern.

„Hast du noch Kopfschmerzen, Robert?"

„Nein, Papa, ich bin wieder ganz frisch geworden."

„Das freut mich für dich. Scheußlich, wenn der Verstand in ein Abhängigkeitsverhältnis gerät. Dafür gibt's gar kein Aequivalent. Du hast nun zwei Jahre auf der Werft gearbeitet und den kaufmännischen Betrieb in allen seinen Einzelheiten kennen gelernt. Ich darf sagen, daß ich in dieser Beziehung mit dir zufrieden bin. Anders steht es mit deinen technischen Erfahrungen. Was du da gelernt hast, hast du aus dem täglichen Anschauungsunterricht. Und wenn ich auch den Wert dieses Anschauungsunterrichtes nicht verkenne — es wird Zeit, daß du ihn stabil machst, ein Gerüst baust und es nach allen Richtungen hin verankerst. Da," er stockte, „da Mama so viel auf Reisen ist, wird es mir natürlich schwer, dich gehen zu lassen. Aber das Polytechnikum ist dir vonnöten."

Auch Robert hatte sich erhoben, seine schlanke Jünglingsgestalt streckte sich wie zur Verteidigung. In seinem feinen, brünetten Gesicht sprang ein hartnäckiger Zug auf.

„Es war vor zwei Jahren Mamas Wunsch nicht, Papa!"

„Weil sie dich nicht hergeben wollte und das Alleinsein fürchtete. Dafür hat sie jetzt ja längst ihre Reisen."

„Und es ist auch nicht der meine."

„Es ist m e i n Wunsch."

„Ich weiß es, Papa. Aber ich muß mich doch selbst am besten kennen. Ich eigne mich absolut nicht für die höhere Mathematik. Ich besitze nicht die Spur von Verständnis dafür. Die Jahre wären einfach verloren für mich."

„Wozu du dich eignest, wird dich schon die harte Pflicht lehren. Und kein Jahr ist verloren, in dem mit voller Energie gearbeitet wurde. Deine Arbeitskraft aber und dein Pflichtgefühl wirst du eines Tages der Firma K. R. Twersten schuldig sein."

„Dann mach eine Aktiengesellschaft aus ihr und laß mich kaufmännischer Leiter werden."

„Was — soll ich?"

Mit dunkelrotem Kopfe trat der Chef der Firma dicht vor seinen Sohn, und vor dem weitgeöffneten, zornsprühenden Auge wandte der Sohn den Blick zur Seite.

„Was soll ich? Aus K. R. Twersten eine Aktiengesellschaft? Für hundert gleichgültige Menschen Gewinn herauswirtschaften? Aus diesem Werk, das von der Hand einer Persönlichkeit und immer nur für die Entfaltung einer anderen Persönlichkeit begründet wurde? Die Werft K. R. Twersten, das merke dir, hat andere Missionen zu erfüllen, als dividendenhungrige Bäuche zu mästen und sich von Krethi und Plethi in die Geschäftsführung hineinreden zu lassen. Aus einem einzigen großen Zug heraus hat dies Werk hier zu wachsen, und wenn es in die erste Stelle einrückt und Macht gewinnt über die See hinaus, so soll dieser Gedanke, der wie ein Aufatmen ist, nicht nur die Belohnung für mich, sondern auch das Geschenk eines Bürgers an sein Vaterland sein. ‚Eines', hörst du? Und die anderen sollen es ihm nachmachen."

In seinen Augen stand der Stolz, den das Bewußtsein des Könnens und Vollbringens verleiht. Dann wandte er sich mit einer halb lässigen Bewegung ab, als bedaure er, daß er sich, aus seiner kühlen Zurückhaltung heraus, habe fortreißen lassen.

„Es bleibt also dabei. Ostern gehst du zur Technischen Hochschule."

Und Robert Twersten antwortete mit bebender Stimme: „Wir sprechen noch darüber, Papa. Sobald Mama zurück ist. Ich habe ihr versprochen, keine Schritte ohne ihre Einwilligung zu tun, und kann das nicht einseitig ändern."

Noch einmal streifte ein großer Blick Twerstens den Sohn. Wie ähnlich der Junge Angèle in diesem Augenblick sieht, schoß es ihm blitzschnell durch den Sinn, und sein Herz setzte einen Schlag lang aus. Er mußte seine Willenskraft zusammennehmen. Und er sagte obenhin: „Die Sache ist für mich erledigt. Du kannst jetzt gleich hier bleiben und der Konferenz mit Schnürlin und Feldermann beiwohnen. Setz dich, bitte."

Der Bureaudiener, der schon einmal vergeblich angeklopft hatte, meldete den Prokuristen und den Oberingenieur. Die Eintretenden machten eine stumme Verbeugung und ließen sich, auf eine Handbewegung des Chefs hin, in der Nähe des Arbeitstisches nieder. Twersten entnahm einer verschlossenen Mappe eine Anzahl Papiere und Pausen.

„Da hätten wir nun den Beweis, meine Herren, daß meine Kalkulation vom Vorjahre die richtige war. Das spanische Marineamt kommt auf meine damalige Offerte zurück und erteilt uns den Auftrag zum Bau des schnellen Kreuzers."

„Ah", entfuhr es dem Oberingenieur.

„Auf Grundlage unserer Berechnungen?" fragte der Prokurist gespannt.

„Auf Grundlage unserer Berechnungen. Wissen Sie noch, wie Sie damals meine Notierungen bekämpften, Herr Schnürlin? Und die Preise für unkonkurrierbar erklärten? Der von Spanien zurückgehaltene Auftrag schien Ihren Argumenten recht zu geben. Schien! Denn die Leute hatten einfach ihr Geld für ihre Truppen auf Kuba nötig und glaubten immer noch, die Insurrektion lokalisieren zu können, sozusagen als häusliche Angelegenheit, ohne Verwicklung mit anderen Mächten."

„Das ist noch nicht anders geworden", wagte der Prokurist einzuwerfen.

„Noch nicht. Aber es wird in Kürze anders werden. Die riesigen amerikanischen Vermögen, die in kubanischen Plantagen angelegt sind, tragen seit Jahr und Tag keinen Pfennig mehr und laufen Gefahr, völlig verloren zu gehen, wenn die Objekte noch mehr zerstört und die Pflanzungen von den kriegführenden Parteien niedergebrannt werden. Als Staat hat die amerikanische Union keinerlei Anlaß, sich einzumischen. Aber schon läßt sie den Transport von Freiwilligen aus ihren Häfen zu, und sobald sie fühlt, daß es unabwendbar an den Geldbeutel ihrer einflußreichen Bürger geht, schafft sie den Anlaß zur Einmischung, und zwar zur bewaffneten, darauf können Sie sich verlassen."

„Ähnliches fürchteten Sie damals schon, Herr Twersten," gab der Prokurist zu, „aber es lag noch so gar nichts in der Luft."

„Ja, wenn's erst in der Luft liegt, ist es zu spät, um Schiffe zu bauen. Eine Flotte läßt sich nicht von heute auf morgen ausgestalten, und in Kriegszeiten erst recht nicht. Spanien hat immer stolz die Anzahl seiner Schiffe gezählt, nicht die ihrer Jahre. Und was es in Friedenszeiten versäumt hat, muß es jetzt doppelt und dreifach bezahlen. Das ist nicht mehr als recht und billig und erzieht ein Volk zur Wachsamkeit. Sehen Sie, das war der Grund für die von mir gestellten gesteigerten Zahlungsbedingungen. Spanien hat mit dem Bau dieses Kreuzers und anderer Kriegsschiffe anderthalb Jahre verloren — vielleicht unwiederbringliche Jahre. Aber das geht unsere Werft nicht an. Nun haben wir den Auftrag, und daß er sich lohnt, dafür habe ich gesorgt. Stimmt's, Herr Schnürlin?"

„Gott sei Dank," sagte der Prokurist und wischte sich die Stirn, „daß wir damals schon die Abschlüsse mit den Maschinenwerkstätten unter Dach und Fach gebracht haben, bevor die Kampfpreise eintraten."

Karl Twersten nickte. Seine Augen schlossen sich halb. Er sah das Arbeitsfeld.

„Herr Feldermann, Kiellegung auf Helling IV. Morgen schon erscheint der spanische Kapitän und die zur Beaufsichtigung des Baues abkommandierten spanischen Schiffsingenieure." Er griff nach den Papieren und Plänen. „Es hat sich nichts verändert. Länge 130 Meter bei einer Breite von 15 Meter. Jeder Teil deutsches Fabrikat, von den Panzerplatten bis zur Armierung, die aus zwölf 15-Zentimeter-, zwölf 7,5-Zentimeter- und acht 4,7-Zentimeter-Schnelladekanonen besteht. Die Verteilung und Aufstellung der Artillerie ist eine derartige, daß sowohl ein außerordentlich starkes Bug- wie Heckfeuer erreicht wird. Die Munition wird durch elektrische Kraft aus den Kammern an Bord und auf Schienen zu den Geschützen geführt. Mit allen Neuerrungenschaften der Schiffsbaukunst werden wir arbeiten, und ich denke, der Kreuzer soll mit dem Namen unserer Werft den Ruhm deutscher Technik in die Welt tragen. Das sei die Genugtuung für die schlaflosen Nächte. Denn, meine Herren, ich habe sie gehabt, bis der Zuschlag erfolgte."

Die Herren erhoben sich. In tiefem, schweigendem Respekt. Dann fragte der Prokurist trocken geschäftlich: „Noch etwas, Herr Twersten?"

„Nein, lieber Schnürlin, das genügt wohl für heute. Bereiten Sie für sich alles vor."

Der Prokurist machte eine Verbeugung und ging. Jetzt erhob sich Twersten und stand vor seinem Oberingenieur. „Ihre Hand, Feldermann. Ihre Ausführung der Entwürfe damals war glänzend. Ich habe ein dankbares Gedächtnis. Nun übertragen Sie Ihre ganze Kunst auf die praktische Ausführung, damit die Werft K. R. Twersten bald, recht bald deutsche Flottenschiffe zu bauen bekommt und immer auf einer der Hellinge ein deutscher Kiel liegt. Das muß erst die wahre Arbeitsfreude sein."

„Herr Twersten, ich kann keine Worte machen. Das Beste, was ich gelernt habe, habe ich von Ihnen. Und es gehört Ihnen."

Twersten antwortete nichts. Er drückte dem Manne fest die Hand und spürte den festen Gegendruck. Dann begab er sich ruhig wieder an seinen Arbeitstisch. „Brauchen Sie etwas von diesen Zeichnungen?"



„Danke. Ich habe alles."

„Nach der Börse komme ich zurück und bin bis sechs Uhr hier oben. Guten Morgen, Herr Feldermann."

„Guten Morgen, Herr Twersten." Und zu Robert hin: „Guten Morgen."

„Du kannst mit mir fahren, Robert", sagte Twersten und nahm seinen Paletot. „Es ist zwar schon spät, aber es ist gut, daß ich mich heute sehen lasse."

„Gern, Papa." Wie aus einer schweren Beklemmung wachte Robert auf. „Gern. . . . Ich will nur meinen Mantel holen." Und er verließ das Zimmer, als gälte es eine Flucht.

Die Barkasse brachte sie hinüber. Als sie vor der Börse anlangten, läuteten die Börsenglocken, und des Signals gewärtig, fluteten vom Rathausmarkt, vom Altenwall und der Johannisstraße Ströme von Börsenbesuchern heran, und die Türen der umliegenden Restaurants und Cafés sprangen auf und ließen Scharen eiliger Frühstücksgäste hinaus, die das Sperrgeld meiden wollten. Ein Meer von Köpfen wogte vor den Pforten und drängte hinein. Ganz Hamburg schien auf den Beinen zu sein und dennoch keine Zeit zu haben.

Noch klang aus den Sälen freundschaftliches Gemurmel zu den Galerien hinauf, dann anschwellendes babylonisches Sprachengewirr und, wie Orkanstöße oft, ein alles verschlingender, brausend dahinströmender Lärm. Gruppen bildeten sich, flossen auseinander, um neue zu bilden. Auf kaltblütige Herren redeten hastig gestikulierende ein. Neben blassen Gesichtern tauchten lustig lachende auf. Kommis, die Notizbücher in der Hand, drängten sich näher an die Fürsten des Handels und Wandels, Reeder und Direktoren der Schiffsgesellschaften, Großindustrielle und Werftbesitzer, Kaffee-, Zucker- und Tabakhändler. Makler verhandelten mit vierschrötigen Schiffern und Ewerführern. Und wie Torpedos sausten die Depeschenträger durch die Säle. Lungenkräftige schrien die Kurse aus. Leichtfüßige verteilten die letzten Reutertelegramme. Und inmitten dieses Lärmes und dieses erhitzten Getriebes geschah hier und da ein kurzes Neigen des Kopfes, das Millionen ins Rollen brachte, ein Wort, das unabsehbare Geschäfte ins Leben rief, ein Wink, den der Telegraph durch die Ozeane hindurch Kapitänen auf der anderen Halbkugel überbrachte, und der ihnen befahl, Häfen zu verlassen, Häfen aufzusuchen. Es war die Stunde, in der Hamburg der Welt den Puls fühlte.

Twersten Vater und Sohn hatten sich zu ihrem angestammten Sitz begeben. Wo sie erschienen, hoben sich grüßende Hände an die Hutkrempen, gab man höflich den Weg frei. Die Vertreter großer Stahl- und Eisenwerke näherten sich eilig. Schon hatte irgendwer eine Depesche erhalten, in der von dem spanischen Auftrag an K. R. Twerstens Werft orakelt wurde. Denn an dieser Stätte blieb nichts ein Geheimnis.

Twersten erteilte eine Anzahl Orders und bestimmte eine weitere Anzahl von Offertabgaben. Hochaufgerichtet stand er im Gespräch an einem Pfeiler, und so laut der Stimmenlärm ringsum tobte, sein Ohr griff auf, was es wollte, und sein Blick zerteilte die Menschenmasse und prüfte kurz und sicher die Gesichter.

Unter den Kaufherren, die ihn mit einem Händedruck beglückwünschten, war auch Theodor Bramberg. Strahlend kam er heran.

„Wissen Sie das Neueste, Twersten? Nein? Kennen Sie den Unterschied zwischen einer Ziege und einem Briefträger? Ach was, das müssen Sie hören. Also: eine Ziege, ja, die können Sie melken, nicht wahr? Und ein Briefträger, sehen Sie, der braucht sich das nicht gefallen zu lassen. Hahaha!"

Er schob sich schon weiter, da wandte er sich noch einmal um.

„Übrigens, Sie vernachlässigen uns. Meine Frau fragte schon, ob Sie krank wären. Lassen Sie sich doch mal sehen. Jede Stunde ist recht."

Und nun versetzte er unbarmherzig dem Reeder der Afrika-Linie die Briefträgerparallele und hatte Twersten vergessen. Halb drei Uhr schlug es, und die Börsenstunde war vorbei, die Nachbörse begann. Twersten fuhr rasch zur Werft zurück.

„Das mischt auf und stählt doch wieder", meinte er sinnend zu Robert, der ihn begleitete. „Geburts- und Todesstunden fallen hier zusammen. Man sieht dem Leben und Sterben ins Gesicht."

„Ich habe viele sorgenvolle und gedrückte Mienen gesehen."

„Nur das Starke hat Berechtigung."

„Ich sollte doch meinen: alles, was lebt, Papa. Und dazu gehört wohl auch das Schwache."

„So soll es Rosen ziehen, aber nicht den Kampfplatz versperren."

Robert schwieg. Das waren die Augenblicke, in denen er seinen Vater nicht verstand, in denen er ihn zu hassen meinte.

Auf der Werft arbeitete Twersten sofort wieder in seinem Privatkontor. Als die Nachmittagspost hereingebracht wurde, fand er unter den Briefschaften ein Kuvert mit dem Stempel „Santiago". Er legte es zur Seite, bis er die Geschäftskorrespondenz durchflogen und mit Anmerkungen versehen hatte. Dann unterschrieb er noch die ausgehenden Briefe.

Langsam wandte er den Stuhl dem Fenster zu. In grauen Fäden kroch die Dämmerung durch die Luft.

„Von Angèle", sagte er und öffnete den Umschlag. Und während sein Auge die ersten beiden Seiten des Briefes überflogen hatte, las er die beiden folgenden langsamer und langsamer, als ob er etwas suche, was er nicht finden könne. Sein Gesicht war kalt, als er den Anfang noch einmal las.

„Lieber Carlos, während Du im nebligen Hamburg frierst, tanze ich in der Sonne. Während Du Dir in Geschäftssorgen graue Haare holst, erhalte ich mir in den goldensten aller Lebensfreuden mein junges Herz. In Hamburg lebt man ja nur, um zu altern und zu sterben, hier aber, um täglich erneut aufzuerstehen. Vorgestern ein Ball im Offizierkorps, heute ein Ball beim Gouverneur. Lache nicht mißgünstig: ich war die Königin. Und heute ein Korso im Hafen. Dazu eine Toilette, die selbst Dich bezaubern würde. Soll ich großmütig sein und sie Dir beschreiben? Von den Schultern rieselt die Seide, fein wie Spinnweb. In den Falten lauschen Perlen.



Eine ganz köstliche hält das Gewebe irgendwo im Nacken, und eine schwarze, tiefschwarze, heftet es auf die Brust. Im Haar ein Kranz von — —"

Der Leser am Fenster drückte plötzlich das Papier zu einem Knäuel zusammen und blieb unbeweglich sitzen. Nein, es stand nichts darin, keine Frage nach seinem Ergehen, keine Frage nach der Werft und den Ergebnissen rastloser Arbeit. An den Rand gekritzelt: „Küsse mir Bob", und die Bitte um einen neuen Kreditbrief. Alles!

Heute, da der spanische Auftrag den Kiel des ersten Kriegsschiffes auf die Hellinge der Werft legte, da sein Herz übervoll war, kam am Morgen der Sohn — am Nachmittag seine Frau. . . . Nein, nein, nein, sie kamen ja gar nicht.

Und mit einem Male fühlte sich Karl Twersten in der Dämmerstille ganz allein.

Draußen schwammen die Konturen der Schiffe wie Gespensterschiffe. Und alle ihre Frachten trugen höhnisch verzerrt seinen Namen. Der höllische Ton einer Dampfsirene zerriß die Luft. Das brachte ihn zu sich.

„Friedrich soll mit dem Wagen kommen", telephonierte er an seine Wohnung. Dann räumte er mechanisch den Schreibtisch auf, verschloß den Geldschrank und begab sich ins Waschkabinett. Aber der Gedanke an den einsamen Abend in seiner Wohnung schreckte ihn heute. Er ließ die wenigen Freunde, für die ihm die Arbeit Zeit gelassen hatte, Revue passieren. Da fiel ihm die Einladung Brambergs ein. „Jede Stunde ist recht", hatte der Reeder gesagt. Nun, so sollte diese die rechte sein.

Frau Ingeborg Bramberg — —

Und wie er den Namen vor sich hinmurmelte, war ihm, als hätte ihm jemand ein Geschenk gemacht.

Als ihm der Diener in der Brambergschen Villa zu Uhlenhorst mitteilte, Herr Bramberg sei zu einem Klubdiner und die gnädige Frau ausgefahren, mußte er sich die Meldung noch einmal wiederholen lassen. So sehr hatte er mit dem Abend gerechnet. Er kehrte zu seinem Wagen zurück und gab Friedrich Order, nach Hause zu fahren, als die Brambergsche Equipage vorfuhr und Frau Bramberg rasch den Schlag öffnete.

„Herr Twersten! Meine Ahnung hat recht behalten. Und ich komme noch gerade zur rechten Zeit."

„Aber, gnädige Frau, Sie konnten ja gar nicht wissen, daß ich gerade heute —"

„Ich war so allein. Und ließ den Wagen kommen. Und eben fahre ich die Alster entlang, da ist mir, als ob ich sofort umkehren müßte — weil Sie vor meiner Tür ständen."

„Lassen Sie mich ein?"

„Wäre ich sonst umgekehrt? Und Ihren Friedrich, bitte, den schicken Sie zurück. Ich übernehme die Verantwortung, daß Sie gut heimkommen."

„Der Abend gehört Ihnen," sagte Karl Twersten, „befehlen Sie darüber."

Im Vestibül übergaben sie dem Diener die Überkleider. Und die Frau des Hauses ging schnellen Schritts voran.

„Wir wollen in mein Zimmer gehen. Dort ist es am gemütlichsten. Und es gehört mir. Ich muß Sie doch auf meinem eigenen Grund und Boden begrüßen."

Die Tür schloß sich geräuschlos hinter ihnen. Und Ingeborg Bramberg wandte sich schnell nach ihrem Gaste um und streckte ihm die Hände entgegen. „Als erstes meinen Glückwunsch. Von ganzem Herzen. Den Stolz habe ich mit Ihnen empfunden."

„Und ich danke Ihnen, ebenfalls von ganzem Herzen. Aber woher wissen Sie?"

„Mein Mann kam auf eine Viertelstunde von der Börse herein, um sich umzukleiden. Zum Diner im Kaiserlichen Jachtklub. Und da rief er es mir zu."

„Und Sie freuen sich wirklich darüber? Verstehen Sie denn als Dame, was der Kreuzerneubau für meine Werft bedeutet?"

„Ich verstehe als Frau, was diese neue, große Aufgabe für Sie als Mann bedeutet."

„Ich glaube fast, Sie bilden eine Ausnahme, Frau Bramberg — —"

Sie saßen in alten breiten Biedermeierstühlen, die seltsam von der Eleganz der übrigen Räume abstachen. An den Wänden hingen geschmackvoll eingerahmte Kupferstiche und ein paar kleine Ölbildnisse. Ein Stutzflügel stand in der Ecke.

„Hier ist es nicht so schön wie bei Ihnen. Auch nicht so glänzend wie in den Zimmern meines Mannes. Dafür aber sind es die Möbel aus meiner Mädchenzeit, und ich kann mich nicht von ihnen trennen, weil sie ja alle meine Mädchenträume kennen."

„Ich wollte, ich könnte sie zum Reden bringen."

„Dumme Dinge, wie sie in Mädchenköpfen spuken", wehrte sie ab. „Von Helden, Rittern und Befreiern. Ich fürchte, ich war sehr romantisch veranlagt. Oder sehr — sehr ungenügsam."

„Und nun sehen Sie die Dinge nüchterner an? Und genügsamer?"

„Nein", erwiderte sie ruhig. „Nüchterner — o ja. Aber genügsamer — nein. Wie kann man das, wenn man nicht das Beste abtöten will."

„Darf ich wissen, was für Sie ‚das Beste' bedeutet, Frau Bramberg?"

„Die Zuversicht auf das Kommende. Auf den großen Ausgleich, den schließlich jedes Schicksal einmal im Leben findet."

„Wie können Sie von Schicksal sprechen! Sie, die schöne, starkgeistige Frau, die Gattin eines der ersten Reeder Hamburgs."

Sie lehnte sich tief in das Polster zurück, aber ihr Auge begegnete ruhig dem seinen.

„Ich würde mich freuen, wenn Karl Twersten, der geniale Schiffserbauer, der Gatte der schönsten exotischen Frau, die je Hamburgs Boden betrat, nichts von Schicksalen wüßte."

Es blieb eine Weile still zwischen ihnen. So still, daß man den Atem zu hören glaubte. Dann sagte Twersten, und er mühte sich, seiner Stimme eine ironische Klangfarbe zu geben: „Hat Ihnen das auch Ihre — Ahnung gesagt?"

„Ja. Und wenn Sie mir jetzt zürnen, daß ich nicht lügen kann — ich bin ja auch nicht umsonst zu meinem feinen Verständnis gekommen."

(Fortsetzung folgt.)



Stimmung und Stimme.

Von Dr. Ernst Barth.

Die seelischen Zustände jeden Individuums unterliegen, wie man aus eigener Erfahrung und Beobachtung weiß, großen Veränderungen. Grundverschieden ist der seelische Zustand des freudig Erregten gegenüber dem des traurig Gebeugten, des Sorglosen gegenüber dem des Bekümmerten, des Heiteren gegenüber dem des Ernsten. Gemüt, Gemützustand, Affekt, Stimmung sind die mehr oder minder gebräuchlichen Kollektivbezeichnungen der wenigen angedeuteten und noch zahllosen möglichen Veränderungen des seelischen Zustandes.

Die seelischen Zustände sind Begleiterscheinungen der geistigen Vorgänge. Wir dürfen schließen, daß sie wie diese an Funktionen des Nervensystems gebunden sind. Jeder seelische Zustand, jeder Affekt ist von Molekularbewegungen im Nervensystem begleitet, die je nach ihrer Qualität verschiedene Wirkungen auf die Endorgane der peripherischen Nerven: die quergestreifte Muskulatur, die glatten Muskelfasern der Gefäße und Eingeweide, die Drüsen und die Tätigkeit dieser Organe ausüben. Dadurch entstehen an den genannten Organen objektiv wahrnehmbare Veränderungen, die man treffend als Ausdrucksbewegungen bezeichnet, indem sie je nach der Art eines bestimmten Affektes einen entsprechenden äußerlich erkennbaren Ausdruck zu geben vermögen. Die moderne physiologische Psychologie hat es wahrscheinlich gemacht, daß die Affekte in der Hirnrinde entstehen. Ziehen hat darauf hingewiesen, daß bei gewissen Geisteskranken, bei denen Affekte nicht vorhanden sind, die Hirnrinde erkrankt ist. Säuglinge, bei denen die Hirnrinde noch nicht entwickelt ist, lassen auch keine Affekte höherer Art erkennen. Indem ferner die Hirnrinde den gleichen Ernährungsbedingungen wie die übrigen Körperorgane unterliegt, macht eine Erschöpfung oder Ermüdung der Hirnrinde sich auch in einer Veränderung der Affekte bemerkbar. Die Art und die Aeußerung der Affekte ist, selbst anderweitige gleiche Entstehungsbedingungen vorausgesetzt, anders beim Ermüdeten und Hungernden als beim Ausgeruhten und Gesättigten. Ziehen spricht von einer Entladungsbereitschaft der Hirnrindenzellen, deren Schwankungen unter dem Einfluß des Stoffwechsels verständlich werden. Ferner sind die Ernährungsbedingungen der Hirnrindenzellen und damit der Grad und die Art ihrer Entladungsbereitschaft von der Verteilung des Blutgehalts im Gehirn abhängig. Die Gehirngefäße besitzen wie die meisten andern Organe eine nervöse Selbststeuerung, die den Blutgehalt für das gesamte Gehirn wie die Blutverteilung in den einzelnen Gehirnprovinzen reguliert. Das Blut führt den Nervenzellen und ihren Anhängen, den Neuronen, die Spannkräfte zu, durch die die Nerventätigkeit überhaupt erst ermöglicht wird. Aufhebung der Blutzufuhr lähmt die Nervenzelle, eine angemessene Blutzufuhr steigert die Entladungsbereitschaft und erleichtert die von den nervösen Zentren ausgehenden Innervationen.

Indem sich also die verschiedenen Ernährungsbedingungen der Hirnrindenzellen als die letzte uns verständliche materielle Grundlage der verschiedenen Affekte präsentieren, wird es auch verständlich, daß Vorstellungen und Vorstellungskomplexe, ferner sinnliche Eindrücke auf Grund ihrer Beeinflussung der Hirnrinde die verschiedenen Affekte hervorrufen, indem hierbei die verschiedenen Zentren der Hirnrinde in verschiedener Weise erregt werden und die freiwerdende Energie mittels der peripherischen Nervenbahnen an den Endorganen in Form einer äußerlich erkennbaren Erregung zum Ausdruck kommt — als Ausdrucksbewegung. Der Affekt und die Ausdrucksbewegung sind demnach, wie Wundt hervorgehoben hat, ein einziger psychophysischer Vorgang, den wir erst auf Grund einer durch die Erfahrung geforderten Analyse und Abstraktion in jene zwei Bestandteile sondern.

Indem die objektiv wahrnehmbaren Ausdrucksbewegungen eine Teilerscheinung der auslösenden Affekte darstellen, erlangen die ersteren eine besondere Bedeutung bei sozial lebenden Tieren als Verständigungsmittel, durch die also ein Individuum von den subjektiven geistigen Vorgängen des anderen Kenntnis zu erlangen vermag.

Die Zahl und Qualität der Ausdruckbewegungen ist bei den höher organisierten Tieren unbestimmbar. An sämtlichen Muskeln, an sämtlichen Gefäßen, an sämtlichen Drüsen als Endorganen von peripherischen Nerven können Ausdrucksbewegungen sich abspielen. Am empfindlichsten scheinen die Muskeln der Kreislauforgane, des Herzens samt den Gefäßen und demnächst die Muskeln des Atmungsapparats. Bei der äußeren Körpermuskulatur unterscheidet Wundt nach ihrer symptomatischen Bedeutung drei Gruppen: die mimischen Muskeln des Antlitzes, die pantomimischen Muskeln, die der Bewegung der Arme und Hände dienen, und endlich die Muskeln der Gehwerkzeuge.

Die Ausdrucksbewegungen am Atmungsapparat sind imstande, durch den in die Lungen ein- und austretenden Luftstrom hörbare Luftbewegungen zu erzeugen. Der eine Enge passierende Luftstrom erzeugt ein Reibegeräusch, und wird die Verengerungstelle regelmäßiger periodischer Unterbrechungen des Luftstroms fähig, so entsteht der Ton bzw. Klang. Die vergleichende Anatomie zeigt, wie in dem Verschlußapparat des Luftweges, im Kehlkopf, aus den ursprünglichen Verschlußorganen sich die Stimmlippen entwickeln.

Aus den hörbaren Ausdrucksbewegungen des Atmungsapparats entwickelt sich die Stimme, also aus subjektiven Gefühlsäußerungen, deren Ursprünglichkeit wir in den Interjektionen des Schmerzes, der Freude, Ueberraschung auch beim Menschen mit ausgebildeter Sprache noch begegnen. Die sichtbaren Ausdrucksbewegungen, die Gebärden, erfahren eine Erweiterung durch hörbare Gefühlsäußerungen, die ebenso wie die sichtbaren Gebärden für die entsprechenden Affekte charakteristisch werden gewissermaßen in Form von „Klanggebärden". Indem sie auf den Gehörsinn wirken, also auch von unsichtbaren entfernten Punkten aus, erlangen sie als Verständigungsmittel sozial lebender Individuen eine besondere praktische Bedeutung.

Die Stimme entwickelt sich also aus den ursprünglichsten Gefühlsäußerungen als rein subjektive Ausdrucksbewegung und erlangt ihre objektive Bedeutung dadurch, daß die Affekte, denen sie entspringt, von anderen Individuen durch das Gehör wahrgenommen



werden. Im wilden Zustand sind wohl die dem Hungergefühl entspringenden Affekte die hauptsächlichen Erreger stimmlicher Ausdrucksbewegungen. Der Hungerschmerzenschrei eines Tieres wird gleichzeitig das Warnungsignal für alle jene Tiere, die durch diesen Schrei bedroht werden. Mit dem Hungerschrei assoziiert sich der Wutschrei gegenüber dem Beutetier.

Nächst der Befriedigung des Hungers hat der Fortpflanzungstrieb an der Betätigung und Entwicklung der stimmlichen Ausdrucksbewegungen einen wesentlichen Anteil. Beinah alle männlichen Säugetiere brauchen ihre Stimmen während der Paarungzeit viel mehr als sonst, und einige, wie die Giraffe und das Stachelschwein, sollen außerhalb dieser Zeit vollständig stumm sein. Der Kehlkopf und die Schilddrüse der Hirsche sollen sich periodisch vergrößern, wodurch sie zu dem bekannten charakteristischen Schrei besonders befähigt werden, während junge Hirsche unter dem Alter von drei Jahren weder brüllen noch schreien sollen. Beim Menschen macht sich der Eintritt der Pubertät ebenfalls durch charakteristische Veränderungen der Stimme bemerkbar.

Die Art des Affektes ist für den Klang der begleitenden Stimme in gleicher Weise charakteristisch wie die übrigen Ausdrucksbewegungen, z. B. wie die Gebärden des Antlitzes. Der Schmerzenschrei und der Wutschrei entspringen ebenso krampfhaften Zusammenziehungen der Muskulatur des Stimmapparates, wie sich alle Muskeln des Körpers bei Schmerz und Wut zusammenzuziehen trachten; Rollen der Augen, Knirschen mit den Zähnen sind als Ausdrucksbewegungen der Wut besonders charakteristisch. Es wird verständlich, daß sich mit dem Charakter der Affekte auch der Charakter der mechanischen Entstehungsbedingungen der Stimme und damit der Stimme selbst ändert. Die Stimme, die unter den verschiedenen Affekten entsteht, erlangt akustische Merkmale, aus denen das hörende Individuum den Charakter der erzeugenden Affekte heraushört. Die Katze faucht vor Wut, aber schnurrt vor Behagen, der Hund bellt anders dem Freund als dem Feind gegenüber. Des Löwen Stimme klingt anders, wenn er vor Hunger brüllt, als wenn er der Löwin schmeichelt.

Im Liebeswerben wird bei gewissen Vögeln aus dem Lockruf die schmeichelnde Stimme, die nicht nur als Zeichen dienen, sondern auch einen akustischen Genuß bieten, den Hörer bezaubern soll. Der Lockruf führt zur Pflege des Wohllautes. Der Gesang der Singvögel ist am schönsten zur Zeit der Werbung. Montagne hat beobachtet, „daß die Männchen der Singvögel und viele andere im allgemeinen nicht die Weibchen aufsuchen, sondern sich auf einem weit sichtbaren Punkt niederlassen, um dort ihre vollen, liebeatmenden Töne erklingen zu lassen; das Weibchen erkennt diese aus Instinkt und begibt sich nach dem Fleck hin, um sich ihren Genossen zu wählen". Bei Nachtigallen ist diese Beobachtung bestätigt. Ferner ist beobachtet, daß der weibliche Kanarienvogel immer den besten Sänger sich wählt, ebenso der weibliche Fink. Auch bei Nichtsängern erleidet die Stimme im Dienst der Werbung eine unverkennbare Veränderung. Durch sanftes Girren schmeichelt die Turteltaube dem Weibchen, und „wenn das Weibchen des wilden Truthahns am Morgen seinen Ruf ertönen läßt, so antwortet das Männchen mit einem von dem gewöhnlichen kollernden Geräusche verschiedenen Tone. Ersteres bringt es hervor, sobald es mit aufgerichteten Federn, rauschenden Flügeln und geschwollenen Fleischlappen vor dem Weibchen sich brüstend einherstolziert".

Auch ohne Zusammenhang mit der Werbung lassen sich besonders bei den Vögeln eine Reihe von Lauten wahrnehmen, die nicht mehr oder nicht mehr allein primäre Gefühlsäußerungen sind, sondern zum wesentlicheren Teil objektiv einer Verständigung dienen. Der Haushahn gluckt seiner Henne und die Henne ihren Küchlein zu, wenn ein guter Bissen gefunden. Darwin führt noch andere Beispiele an. Der Haushahn kräht und der Kolibri zirpt im Triumph über einen besiegten Nebenbuhler. Mit der Aeußerung der Freude machen sie gleichzeitig die Tatsache ihres Erfolges bekannt, ebenso wenn die Henne ein Ei gelegt hat. Gesellig lebende Vögel rufen bei Gefahr einander zu Hilfe. Während der nächtlichen Wanderungen der Gänse und anderer Wasservögel kann man hoch oben sonore Ausrufe von der Spitze des Zuges her in der Dunkelheit hören, denen Ausrufe vom Ende des Zuges her antworten. Gewisse Ausrufe dienen als Warnungsignale, wie jeder Jäger gelegentlich erfahren hat.

So lassen sich aus dem akustischen Charakter der stimmlichen Ausdrucksbewegung bei vielen Tieren, nicht nur bei Vögeln, eine Reihe von Gemütserregungen erkennen: Schmerz, Wut, Angst, Furcht, Aerger, Sehnsucht, Triumph, Behagen. Selbst bei scheinbar gleichen Stimmäußerungen wird das aufmerksame Ohr Unterschiede in dem Klangcharakter wahrnehmen. Der Hund begrüßt mit Bellen den Freund wie den Feind, aber das scheinbar gleiche Bellen klingt doch anders, wenn es dem Affekt der Wut als dem Affekt der Freude entspringt. Das gleiche gilt von den anderen Tiergattungen.

Der verschiedene Klangcharakter bei den verschiedenen Affekten entspringt der nach Extensität und Intensität verschiedenen quantitativen und qualitativen Beteiligung der Muskulatur des Stimmapparats. Beim durchdringenden Schrei des Schmerzes und der Wut sind alle Muskeln des Körpers und somit des Stimmapparats zur Zusammenziehung gebracht, die Stimme wird laut, hoch, dem Einsatz nach hart, die Glottis ist fest geschlossen, daher der scharfe Klang, die Kontraktion der Muskeln des Ansatzrohrs bedingt seine mehr oder weniger charakteristische Form mit entsprechendem Einfluß auf die Klangfarbe. Mit jedem Affekt gehen ferner bestimmte Kontraktionen der mimischen, das ist der Gesichtsmuskeln, einher, die auf die Form des Mundes und somit auch auf die Form und Resonanz der Mundhöhle von Einfluß sind. Eine Analyse aller unter dem Einfluß der verschiedenen Affekte zur Geltung kommenden mechanischen Einwirkungen auf die die Stimme erzeugenden Faktoren ist unmöglich. Jeder Affekt vermittelt seine eigentümlichen Impulse, die wir bei dem begleitenden mimischen Ausdruck zum Teil wenigstens in ihrer Wirkung sehen können, und so machen sich ähnliche Wirkungen auf die verschiedenen Abteilungen des Stimmapparats und damit auf die Stimme selbst geltend.

Der Gegensatz des Wutgefühls dem Feinde gegenüber ist das wohlwollende Gefühl dem Freund gegenüber. Die Freude mit ihren freudigen Assoziationen bedingt einen unbehinderteren, freieren Ablauf der Bewegungen, die Brust atmet frei, d. h., die Atembewegungen gehen schnell und leicht, ohne daß sie stärkere antagonistische Spannungen zu überwinden hätten, ebenso die Vorstellungen,

die in ihrem Verlauf auch wieder nur an Vorstellungen freudigen Inhalts anknüpfen. Die solchem Affekt entspringenden Impulse machen sich in der Innervation des Stimmapparats geltend: Die Intonationen laufen schnell und unbehindert ab, die Klangfarbe ist hell, die Stimmlage erhöht. Im Gegensatz dazu sehen wir bei Trauer verminderten Bewegungsgang, Verlangsamung der Vorstellungen und dementsprechend Verlangsamung der Intonation, geringeren Atemdruck, leisere Stimme, geringere Spannung der Stimmlippen und tiefere Stimmlage. Die Stimme erscheint mühsam, gedrückt. Die Ausdrucksbewegungen der Furcht und Angst sind häufig von Zittern begleitet, das sich auch auf die Muskeln des Stimmapparats übertragen kann: Vibrieren, Tremolieren. Starker Schreck benimmt nicht nur die Sicherheit der Arme und Beine, sondern vermag in extremen Graden auch die Stimme ganz zu lähmen.

Die Affekte wirken jedoch nicht allein auf die Muskulatur, sondern auch auf die Tätigkeit der Drüsen. Im Kehlkopf sind die Drüsen der Taschenlippen und der Morgagnischen Taschen von wichtiger Bedeutung, indem ihre Absonderung für die Geschmeidigkeit und Elastizität der Stimmlippen unentbehrlich ist. Geringere oder fehlende Absonderung dieser Drüsen vermindert begreiflicherweise die Schwingbarkeit, die Elastizität der Stimmlippen. Die bessere oder schlechtere Disposition der Stimme, die jeder Sänger und Sprecher kennt, beruht aller Wahrscheinlichkeit nach, zum wesentlichen Teil wenigstens, auf dieser von psychischen Einflüssen ebenfalls abhängigen Tätigkeit der genannten Drüsen.

Die natürliche, nicht künstlich beeinflußte Stimme ist also ein getreues Spiegelbild des jeweiligen seelischen Zustandes, und es kann nicht wundernehmen, wenn die deutsche Sprache mit „Stimmung" die seelischen Zustände, die Affekte selbst bezeichnet. In anderen Sprachen scheint ein derartiger Zusammenhang zwischen den Bezeichnungen von Affekt und Stimme nicht zu bestehen.

Vielleicht ist es auch eine ganz besondere Eigentümlichkeit der germanischen Rasse, mehr als jeder anderen, den Gemütsbewegungen durch die Stimme Ausdruck zu geben, so daß der offenkundige Zusammenhang zwischen Stimme und Affekt sich auch bei der Sprachbildung geltend machte.

In der Stimme finden wir auch den Ursprung der Musik. Für die Vokalmusik ist dieser Zusammenhang ohne weiteres verständlich. Die Instrumentalmusik entwickelt sich aus der künstlichen Nachahmung der von der Stimme hervorgebrachten Klänge. Zwar wird die Musik im Laufe der Kulturgeschichte durch die ununendliche Steigerung ihrer Ausdrucksmittel eine Kunst sui generis, kann sich aber niemals von den Aufgaben der menschlichen Stimme, ihrem Mutterlande, emanzipieren. Wie die Stimme, so kann auch die Musik ihre Aufgabe immer nur darin suchen, „Stimmungen" zum Ausdruck zu bringen und „Stimmungen" zu wecken.

Beim Staatssekretär von Elsaß-Lothringen.

Von V. Mehner. — Hierzu 4 Spezialaufnahmen für die „Woche" von Jul. Manias u. Co.

Ein Stück elsässischer Geschichte stellt in Straßburg das Haus Kleberstaden 9 dar, ein zweistöckiges graziöses Schlößchen im altfranzösischen Stil, das zwischen seinen hochragenden Nachbarn in ungesuchter Vornehmheit den Blick des Liebhabers und Kenners auf sich zieht. Es ist ein Privatbesitz gewesen, der kurz vor dem großen Kriege nach dem Muster zahlloser, in Frankreich stehender Herrschaftsitze errichtet worden war, den aber sein Erbauer nach dem Kriege mißmutig verließ, um nach dem heimischen Frankreich zurückzukehren. Die deutsche Regierung kaufte es an, um es dem damaligen höchsten Landesbeamten, dem Oberpräsidenten von Möller, der die Verwaltung des neuen Reichslandes übernahm, als Amtswohnung zu überweisen. Mit der Aenderung der Verfassung Elsaß-Lothringens kam später die Statthalterschaft, und an die Stelle des Oberpräsidenten trat der Staatssekretär. Mit der wachsenden Repräsentation wurden die Räume, die nur auf einen vornehmen Privathaushalt berechnet waren, zu eng, Anbauten wurden nötig, und mit Beginn des neuen Jahres zog ein neuer Herr ein, dessen Erscheinen als ein Merkstein in der Geschichte des deutschen Reichslandes bezeichnet und im Lande ganz allgemein als ein Fortschritt in seiner Entwicklung begrüßt wurde: der „elsässische" Staatssekretär Freiherr Hugo Zorn von Bulach. Elsässisch, weil er aus uraltem elsässischem, ja Straßburger Geschlecht stammt, das seit einer Reihe von Jahrhunderten dem Lande hervorragende Männer geschenkt hat, trotzige Krieger und kluge Amtleute, die im Felde und im Rat ihren Mann zu stehen wußten und in weiser Fürsorge den hundertjährigen Besitz des Geschlechts zu wahren und zu mehren wußten, so daß ihr Name mit der Geschichte des Oberrheins unauflöslich verbunden ist. Elsässisch aber auch, weil er an den Kämpfen, die die heutige staatsrechtliche Stellung Elsaß-Lothringens im Reiche schufen, und die heute noch nicht abgeschlossen sind, getreu dem Beispiel seiner Vorfahren, tapfer teilgenommen und bei diesen Gelegenheiten manchen kräftigen Hieb nach rechts und nach links ausgeteilt hatte. Er selbst ist so ein Stück der elsässischen Geschichte der letzten dreißig Jahre geworden, und man erinnert sich, wie sein Bild, durch der Parteien Gunst und Haß verzerrt, noch jüngst durch die Tagespresse ging. Weil aus katholischer Familie stammend und ein guter Sohn seiner Kirche, sollte er zusammen mit seinem Bruder, der Weihbischof des Straßburger Bistums ist, eine Reaktion beabsichtigen, die den Interessen des Reiches, das ihn auf seinen wichtigen Posten gestellt hatte, zuwiderlaufen würde; dann sollte er, der Urelsässer, gewillt sein, den Partikularismus des Landes, den Bismarck einmal als einen wünschenswerten Uebergang von der alten französischen Tradition zu neuem deutschem Leben bezeichnet hatte, zu einem vollkommenen Siege zu verhelfen und ihn gleichsam als einen rocher de bronze dem Reiche entgegenzustellen. Das konnte alles nicht stimmen, denn die ganze Vergangenheit des Freiherrn von Bulach war so frei von Voreingenommenheit und Parteigeist, daß es ausgeschlossen erschien, er werde jetzt, wo er ein verantwortliches Amt als Vertrauensmann der deutschen Nation übernahm,



Staatssekretär Freiherr Zorn von Bulach in seinem Arbeitzimmer

dies Amt nicht im Sinne der Unparteilichkeit führen, die allein für den Staatsmann maßgebend sein muß. Alte Familien, die durch eine lange Geschichte mit ihrer Heimat eng verbunden sind, pflegen ihre Traditionen zu haben, und wenn man den Freiherrn Hugo von Bulach verstehen will, muß man nicht nur ihn, sondern auch die Reihe seiner Vorfahren betrachten, auf deren Tätigkeit sein Geschlecht ruht, und das in diesem fortdauernd lebendig weiter wirkt.

Die Zorn sind eine der historischen Familien des Elsaß, sie gehören zum uralten Adel des Landes. Seit langen Jahrhunderten ist ihre Geschichte aufs engste verknüpft mit den Geschicken der oberrheinischen Tiefebene. Von der beherrschenden Stadt des Oberrheines, von Straßburg, nimmt das Geschlecht seinen Ausgang.

Die Zorn sind um die Mitte des 13. Jahrhunderts hervorgegangen aus der Familie Ripelin, die sich ihrerseits bis ins 12. Jahrhundert hinauf verfolgen läßt, und führen daher wie diese in ihrem Wappen den Stern im zweigeteilten Feld. Von den Ripelin übernehmen sie auch die vorwaltende Stellung in der Stadt. Nikolaus Zorn, der im Frühschein der Familiengeschichte dasteht, erkämpft 1262 bei Hausbergen die Freiheit der Stadt gegen den Bischof Walter von Geroldseck. Und die Zorn bleiben bis zur großen Revolution im Dienst der Stadt als Hauptleute und Gesandte ununterbrochen tätig; allein ihrer 52 sind Stättemeister gewesen. Doch ruht seit dem 14. Jahrhundert der Schwerpunkt ihrer Kraft auf dem platten Lande.

Das gilt auch von den Zorn von Bulach, der einzigen unter den einst zahlreichen Zweiglinien des Geschlechts, die noch heute blüht. Sie waren vielfach ansässig auf dem Lande und standen in Lehnsbeziehungen zu Rappoltstein, Baden und dem Reich, worunter sich dann das Verhältnis zu Baden und zum Reich als besonders wichtig erwies. Denn an das badische Lehen Gral Durbach setzt sich das Majorat Durbach an; ein Reichslehen aber ist Osthausen i. E., wo noch heute das Stammschloß der Bulach steht, gewesen. Diese Stellung zu beiden Seiten des Rheins ist noch ausgebaut worden durch einen ständig zunehmenden Grundbesitz, durch den die Familie auf immer am Oberrhein eingewurzelt bleibt. Dies bestimmt ihre Physiognomie!

Als Vasallen und Offiziere haben die Bulach auf unzähligen Schlachtfeldern Europas gekämpft, als Hofjunker und Beamte sind sie an vielen Fürstenhöfen tätig gewesen, als Mitglieder der Reichsritterschaft standen sie im Stil vergangener Zeit zu Kaiser und Reich.

Seit dem ersten Kaiserreich sind die Zorn von Bulach im allgemeinen Nutzen ihrer Heimat stets tätig



gewesen: Ernst Maximilian und Franz Anton, der Großvater und der Vater des jetzigen Staatssekretärs. Als Sohn des letzteren und seiner Gemahlin, einer geborenen Freiin v. Reinach-Hirzbach, ist der jetzige Staatssekretär 1851 in Straßburg geboren. Als der Krieg ausbrach, studierte er an der Straßburger Universität die Rechte; er trat als Freiwilliger in die französische Armee ein und machte den Feldzug als Offizier mit. Nach dem Friedensschluß nahm er seine Studien den er hier und da erregen mochte, gelegentlich auch mit Schärfe und ungestümem Temperament. Das Zutrauen der Wähler besaß der damalige Draufgänger bald, sie schickten ihn in den Bezirkstag, in den Landesausschuß und endlich auch in den Reichstag. Hier gehörte er zuerst der elsässer Gruppe an, später trat er, für dessen hellen, praktischen Sinn es keine Vorurteile gab, einer der deutschen Parteien, der konservativen, bei. Die Unabhängigkeit des Sinnes, die er nicht nur

Freiherr Zorn von Bulach mit seiner Gemahlin.

an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim und in Straßburg wieder auf. Schon sehr früh trat er in das politische Leben ein an der Hand seines Vaters, der lange Jahre auf diesem Gebiet tätig gewesen ist. Er vertrat die gleichen Ideen wie dieser, die Gedanken der Autonomisten, die damals schon in den 70er Jahren den rückhaltlosen Anschluß an das Reich unter Wahrung möglichster Selbständigkeit des Landes zu ihrem Programm gemacht hatten. Dies Programm gilt heute, wenn auch vielleicht mit einigen Modifikationen, für alle politischen Strömungen Elsaß-Lothringens. Der junge Bulach aber vertrat diese Gedanken in eigener Weise, unbekümmert um den Anstoß, bei dieser Gelegenheit bewies, machte bald auf ihn aufmerksam, er wurde 1888 Präsident des Landwirtschaftsrats von Elsaß-Lothringen, vier Jahre später Mitglied des Staatsrats, und als die Lage der Landwirtschaft nach einer energischen Hilfe verlangte, wurde Freiherr v. Bulach an die Spitze der 1895 gegründeten Ministerialabteilung berufen. Auf diesem Posten hat er unbestritten Hervorragendes geleistet, und wenn die Landwirtschaft Elsaß-Lothringens heute in anerkannter Blüte steht, so ist das nicht zum wenigsten ihm zu danken.

In all diesen verschiedenen Stellungen hat sich Freiherr v. Bulach als offener, durch keinerlei Vor-



Staatssekretär Freiherr Zorn von Bulach im Kreise seiner Familie.

Das Amtsgebäude des Staatssekretärs in Straßburg i. E.

urteile beengter Kopf und, was mehr ist, als durch und durch selbständiger Charakter bewährt, der sich allein von seinem praktischen Verstand leiten ließ, die Dinge nahm, wie sie waren, und seine Meinung furchtlos verfocht. So hatte er in den 80er Jahren als junger Abgeordneter im Landesausschuß die Einführung der Einkommensteuer angeregt und damit bei seinen älteren Kollegen wahre Stürme des Entsetzens hervorgerufen, er ließ sich jedoch dadurch nicht beirren, und heute steht die Frage auf der Tagesordnung des reichsländischen Parlaments und wird nicht mehr von ihr verschwinden. Bei den Septemberwahlen 1893 versagte er sich der herrschenden Augenblickstimmung, die vom Septennat nichts wissen wollte — auch hier trat schon mit der nächsten Wahl ein Umschwung ein, und er wurde mit großer Mehrheit wiedergewählt. Noch als Unterstaatssekretär führte er einen förmlichen Krieg gegen die im Bundesrat maßgebende Anschauung der Reblausbekämpfung, die für Elsaß-Lothringen, das größte Weinbaugebiet Deutschlands, von allererster Bedeutung ist, und half seiner Auffassung durch eine nimmermüde Beharrlichkeit schließlich auch durch. —

An Ehrungen hat es dem Staatssekretär nicht mehr gefehlt, seitdem seine Tätigkeit mehr und mehr als tüchtig und erfolgreich erkannt worden war. Er erhielt neben hohen Ordensauszeichnungen 1903 den Titel Wirklicher Geheimer Rat und wurde gelegentlich der Einweihung der Hohkönigsburg zum Kammerherrn ernannt und zum Schloßhauptmann der ragenden Kaiserfeste in den Vogesen.

Frhr. Hugo Zorn v. Bulach ist verheiratet seit Dezember 1883 mit Mercedes, geb. Herren, aus einer Hamburger Patrizierfamilie. Aus der Ehe sind vier Kinder hervorgegangen: Anna-Maria, geboren 1886, Klaus (1887), Maternus (1889), Konsuelo (1891). Seine Geschwister sind die Baronin v. Coehorn, die Freifrau v. Schönau-Wehr, die Gräfin v. Andlaw-Hamburg und Weihbischof Dr. Franz Zorn v. Bulach.

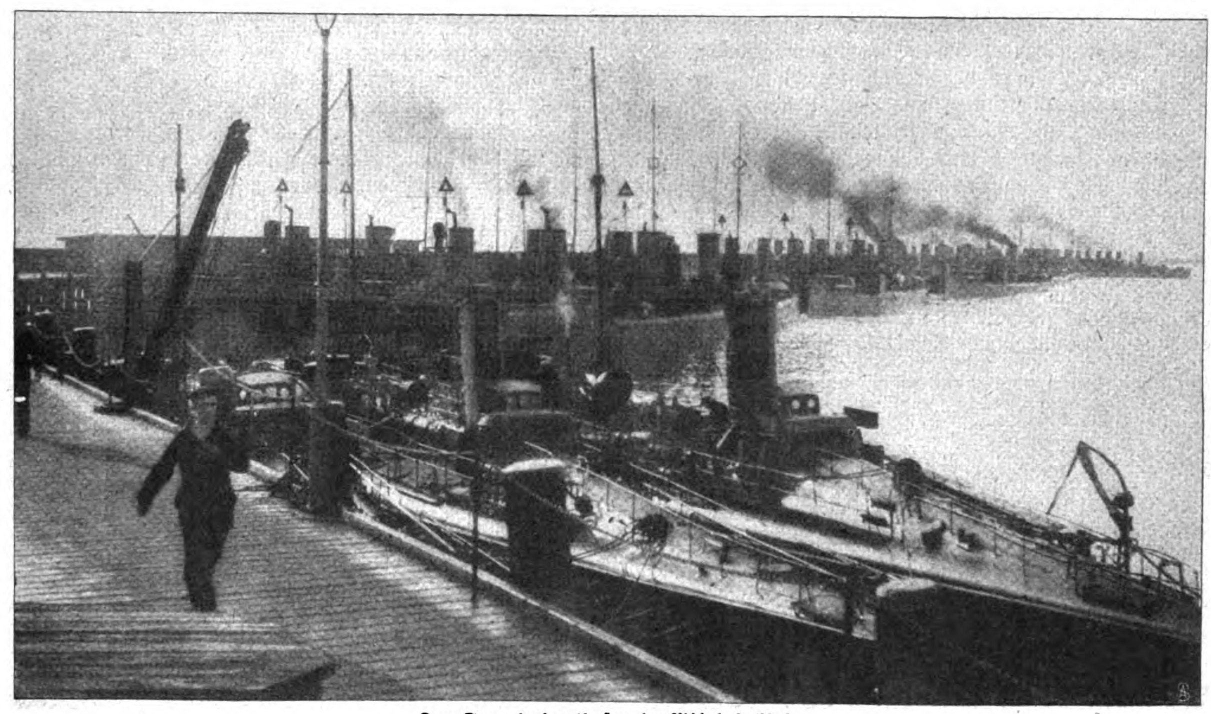
Eine Torpedobootfahrt im Winter.

Von Kapitänleutnant F. Lützow. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen

Wir lagen in Kiel, hatten mehrere Tage in der Ostsee geübt und sollten jetzt um Skagen nach Wilhelmshaven zurück. Wir — das heißt: die Schultorpedoboote von der Nordsee. „Schultorpedoboote“ sind mehrere zu jeder der beiden Torpedodivisionen in Kiel und Wilhelmshaven gehörende Boote, die Offizieren die erste Vorbildung im Handhaben von Torpedobooten und in der Kenntnis unserer schwer zu befahrenden Küstengewässer geben, und die den jungen, zur Torpedowaffe kommandierten Unteroffiziersanwärtern (früheren Schiffsjungen und Maschinistenanwärtern) und Rekruten die erste Ahnung von der Seefahrt auf Torpedobooten beibringen sollen.

Am Tage vor der Abfahrt hatten wir am Barographen, der durch ein Uhrwerk die Barometerstände für jede Stunde einer ganzen Woche aufzeichnet, eine schöne gerade Kurve festgestellt, d. h., das Wetter schien beständig und in diesem Fall gut bleiben zu wollen.



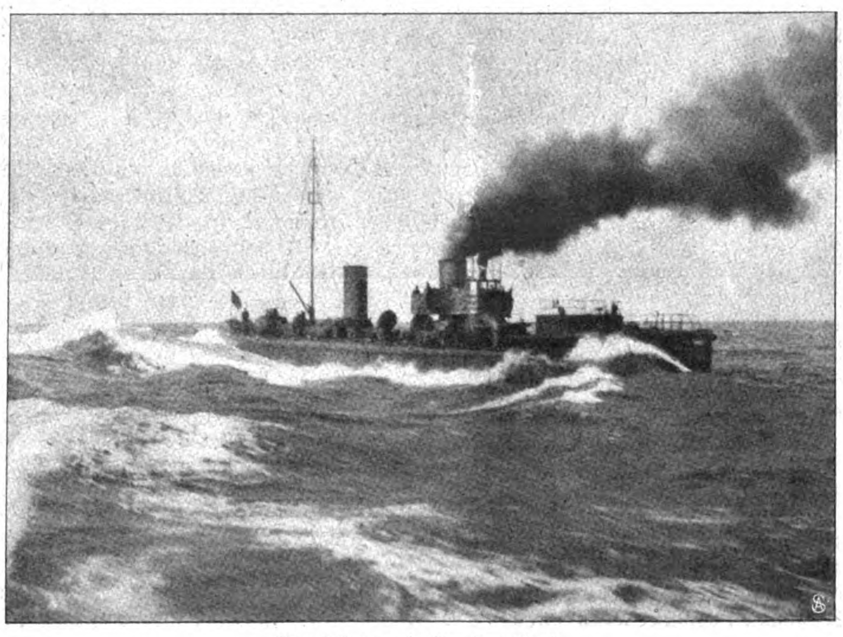


Der Torpedoboothafen in Wik bei Kiel.

„Na, Fritzchen,“ sagte der älteste Kommandant auf dem Divisionsboot „D 4“, der „Rottenführer“, zu seinem jüngeren Freund, dem „Rottenknecht“, Kommandanten von „S 17“, „dann wollen wir morgen ein paar Stunden forciert fahren. Im Großen Belt wird ruhiges Wetter sein, da wird es ganz gut gehen.“ — Die forcierte Fahrt, d. h die Fahrt mit der äußersten Kraft, die Maschine und Kessel hergeben können, ist für die jungen Heizer nach der ersten Ausbildung die Probe, ob sie heizen gelernt haben. „Schön, können wir machen“, erwiderte der „Rottenknecht“; „ich fürchte nur, meine Heizer haben so viel gelernt, daß ich dir glatt weglaufe.“ — „Fritzchen, du mit deinem kleinen ‚S 17‘ kannst im Winter auf See froh sein, wenn du das Leben hast.“

So liefen wir von Kiel aus, in der besten Hoffnung auf eine glatte Fahrt. Aber siehe da, schon bei Friedrichsort kommt der frische Ostwind durch, und bei dem Bülker Feuerschiff sind beide Boote im schönsten Schlingern. An forcierte Fahrt ist unter diesen Umständen vorläufig nicht zu denken. „Von achtern steuern“, befiehlt der Kommandant auf „S 17“.

Jedes Boot hat zwei Stellen, von denen aus man steuern kann. Die eine liegt bei kleinen Torpedobooten im vorderen Turm, bei großen Torpedobooten oben auf der Kommandobrücke, die andere im achtern Turm. Zugleich folgt der Befehl: „Obermaat Harder, vorn alle Oeffnungen gut dicht halten!“ — „Jawohl, Herr Oberleutnant, Ventilatordeckel zum Mannschaftsraum sind aufgesetzt, Deckslichter mit Talg verschmiert, es kommt vorn kein Wasser herein.“ — „Auch den Niedergang zum Mannschaftsraum an der Luvseite (in der Windrichtung) dicht machen.“



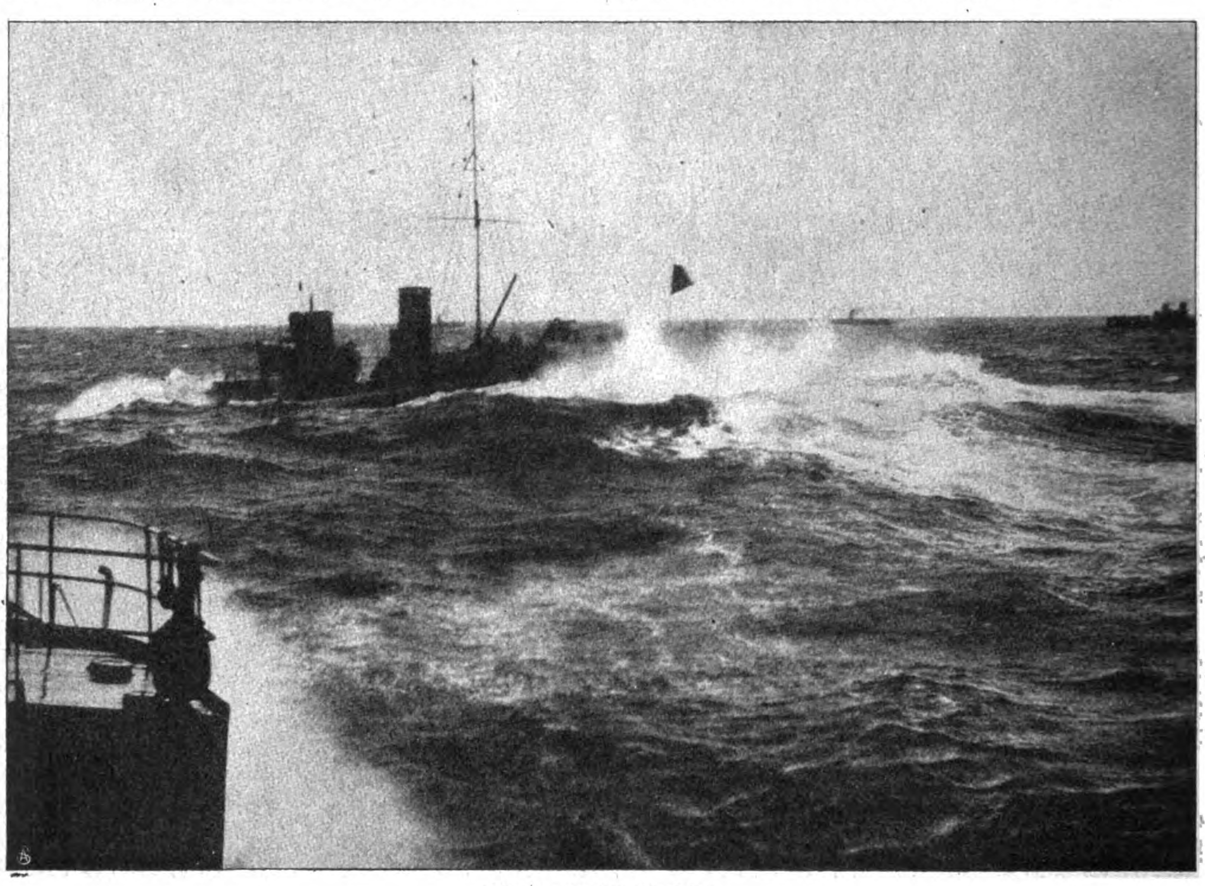
Vor Wind und See dampfend.

Nun kann's losgehen; zuerst fünf Seemeilen gegen die See. Kurze steile See, in der Ostsee bekannt bei heftigen Ostwinden. Immer abwechselnd drei oder vier schwerere Seen, dann ruhiges Wasser, wieder kämmende

Seen usf. Ein Spritzer nach dem andern kommt über. Der Bug des Torpedoboots wirft zwar die leichteren Seen beiseite, aber der Wind fegt mit dem hochgeschleuderten Gischt über das Boot entlang, daß man auch achtern nicht lange trocken bleibt. Das schadet nicht viel. Oelmütze und Südwester, Oelmantel oder Oeljacke, Oelhose und Gummistiefel, um den Hals ein Handtuch oder ein Stück Flanell, das schützt gut vor der Nässe. Jetzt kommt aber die erste kämmende See, die über ihre eigenen Füße nach vorn stolpert und den schönen weißen Wellenkopf vor sich hertreibt. Dahinter noch eine und noch eine dritte und eine vierte. Zwischen ihnen tiefe und steile Täler.

Nebel", meint die Nr. 1. — „Da haben Sie recht, aber diesig (unsichtig) kann's werden, und das ist auch schon nicht angenehm."

Unser Kurs führt auf Läsö — Feuerschiff. Läsö ist eine kleine Insel im Kattegatt, zwischen ihr und Jütland führt eine schmale Fahrrinne hindurch, die in der Mitte durch ein Feuerschiff bezeichnet ist. Um 2 Uhr nachts muß eigentlich nach dem Besteck das Feuerschiff in Sicht sein, doch ist nicht der geringste Lichtschimmer zu entdecken. Die ganze Insel ist wahrscheinlich in dichten Nebel gehüllt. Das vor uns herlaufende Divisionsboot „D 4" stoppt plötzlich für kurze Zeit, läuft ein Stück weiter, stoppt wieder usw.



Dünung in der Nordsee.

Fakkebjerg, die Südspitze der Insel Langeland, ist passiert, im Großen Belt ist es erheblich ruhiger. Die Dämmerung zieht herauf, die Leuchtfeuer an Land werden angezündet, wir laufen mit hoher Fahrt durch den Belt. Jeder kann in Ruhe und Behagen sein Abendbrot genießen. Der Kommandantenbursche trägt von der Kambüse vorn im Mannschaftsraum über Deck ein mächtiges Beefsteak mit Spiegelei und Bratkartoffeln für seinen Herrn in die Kajüte; das ist das regelmäßige Abendessen am ersten Abend in See. Auch ein kleiner Schlaf tut bei der ruhigen Fahrt wohl, man kann nie wissen, was für Ueberraschungen die kommende Nacht noch bringt.

„Donnerwetter, es wird neblig, das fehlte noch", konstatiert der Kommandant, als er um 9 Uhr an Deck kommt. — „Herr Oberleutnant, ich glaube, solange der Wind so stark bleibt, gibt's auch keinen

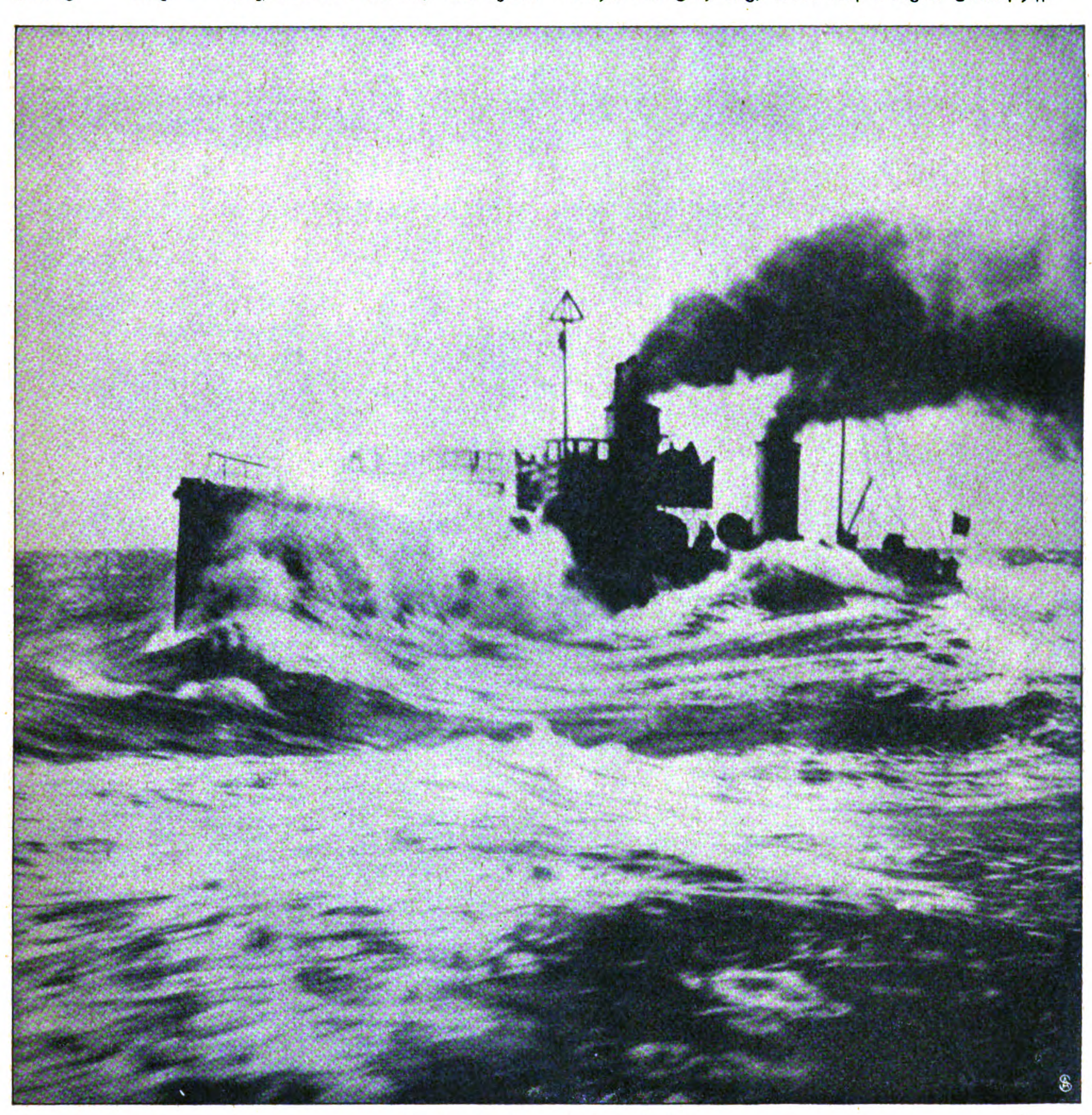
„Aha, vorn wird gelotet" — um festzustellen, an welcher Stelle wir uns ungefähr befinden müssen. — „S 17"! Vom D-Boot wird gerufen. — „Achtung!" — „Fahren Sie voraus, und loten Sie, ich habe eben nur noch 6 m gelotet." — „Jawohl!" —

„S 17" geht weniger tief als „D 4", ist daher in flachen Gewässern vor einer Grundberührung sicherer. Das Boot fährt mit kleiner Fahrt auf dem bisherigen Kurse weiter; zwei Matrosen loten abwechselnd mit einem leichten Handlot und rufen die geloteten Wassertiefen aus: „Gerade—e—e sieben", „ein halb über sechs", „gerade—e—e acht" usw. Der Kommandant verfolgt auf der Karte die in Zeitabschnitten von etwa einer halben Minute ausgerufenen Wassertiefen.

„In der Fahrrinne sind wir nicht. Wir können nach den Lotungen östlich oder westlich stehen. Sicher aber noch gut frei vom Land. Feuerschiff noch nicht



zu sehen, Obermaat Harder?" — „Nein." — „Gerade—e—e neun", „ein halb über neun", „gerade—e—e zehn", „gerade elf." — „Aha, wahrscheinlich hier. Hart Backbord, sechs Strich nach Backbord drehen, wir sind östlich versetzt vom Kurs. Gut nach Steuerbord aufpassen. Wie ist das Nebelsignal vom Feuerschiff?" — „Lang — kurz — kurz, mit der Sirene, alle zwei bank hineingeraten — ein schwacher Lichtschimmer sichtbar wird wie ein trübes Auge oder eine Tranlampe. Der Schall, der erst so wehmütig klang, wird kalt und scharf, die See ist ruhig, weil wir im Schutz der Insel Läsö sind, wir passieren das Feuerschiff in unmittelbarer Nähe. „D 4" übernimmt wieder wie vorher die Führung, Kurs auf Skagen Feuerschiff.



Ein Spritzer über Back und Brücke.

Minuten." — „Weiter loten. — Da ist ja die Sirene." Schnell an den Kompaß, den Schall peilen: wir steuern Westnordwest; er kommt etwa sechs Strich von Steuerbord, also vom Norden her. — „So, dann sind wir da! (Zeigt auf die Karte). Mit hart Steuerbord auf den alten Kurs drehen; der Schall muß dann von recht voraus kommen."

Stimmt! Er wird allmählich stärker, bis schließlich auch — wir sind inzwischen in eine regelrechte Nebel-

„Noch vier Stunden, dann sind wir um Skagen und kriegen die See von achtern", murmelt der Kommandant. Plötzlich drei kurze Sirenentöne auf dem D-Boot.

„Aeußerste Kraft zurück!" Der Unteroffizier hat den Maschinentelegraphen schon von selbst auf das Signal hin gelegt. — „Was ist denn da los?" — „Ich glaube, da ist ein Fischerboot dem D-Boot vor den Bug gekommen."

Wir sind nah genug am D-Boot, um die Ergüsse des Kommandanten drüben hören zu können. — „Warum in drei Teufels Namen führen Sie denn keine Lichter?" — Eine Erwiderung vom Fischerboot schallt herauf. — „Wenn Sie nicht zur See fahren können, fahren Sie doch Rad!" — Wieder eine Antwort von dem Fischer, dann verschwindet er im Nebel. — Weiter geht's. Jetzt wird's aber eklig. Der Nebel verschwindet, die See kommt wieder auf, vier Strich von vorn, patsch ein Schwall ins Gesicht und in den Hals, gleichzeitig unten um die Beine und unter dem Oelmantel durch. „Viel trockene Stellen habe ich nicht mehr am Leibe", meint der Kommandant, der die Morgenwache selbst übernommen hat. Der Morgen graut, wir sind bei Skagen-Feuerschiff, und mit unsagbarem Wonnegefühl kommandiert der Kommandant: „Backbord 20!" Lachend sieht er jetzt nach achtern, woher nach der Drehung Wind und See kommen. Das Boot liegt ruhig, keine See kommt über, die Maschine arbeitet gleichmäßig — da kann man sich tatsächlich nach der Wache um acht Uhr schlafen legen. Erst das Salz aus dem Gesicht waschen, dann frühstücken und dann ein Auge voll nehmen.

„Bei Kursänderungen will ich gewahrschaut (benachrichtigt) werden!" Oben klaren die Matrosen das Deck auf, die Räume werden gelüftet und gereinigt, aus den Bilgen, den am tiefsten im Boot gelegenen Räumen, wird das Wasser gepumpt. Allem Anschein nach mußte ja nun die weitere Fahrt ruhig verlaufen. Allein darin hatte man sich doch gründlich getäuscht. Die See wurde von Stunde zu Stunde länger und höher. Zwar Wasser nimmt „S 17", während es vor der See dampft, nicht über, aber auf den ersten Anblick macht es einen recht hilflosen Eindruck. Da kommt eine See von achtern; man muß, auf dem Achterdeck stehend, wirklich zu ihr hinaufsehen, und dann nimmt sie das kleine Boot auf ihren breiten Rücken und fliegt mit ihm ein Stück vorwärts. Der Bug steckt halb im Wasser und wirft es fontänenartig in die Höhe.

„Niedergänge und Türen achtern dicht halten!" lautet das Kommando. Man kann nie wissen: kommt einmal eine dieser Seen über, dann läuft im Augenblick eine Abteilung des Bootes voll, und das ist in jedem Fall bedenklich. Hinter Hanstholm, einem Vorgebirge mit hohem Leuchtturm, das mitten aus flachem Land heraus wie eine Warte in die Nordsee reicht, können wir dicht unter Schutz von Land weiter laufen. Aber abends müssen wir wieder in die See hinaus, um die Untiefen von Horns Riff zu umfahren, die sich weit in die Nordsee erstrecken. Da beginnt das gleiche Spiel. Es ist eine dunkle Winternacht, klare Luft, aber bedeckter Himmel, kein Mond — und Sternenschein. Nur auf dem Wasser ein Irrlicht neben dem anderen. Ueberall flackert es auf, weiß oder bläulich. Das Auge wird vollkommen geblendet von dem intensiven Meerleuchten in der dunklen Nacht. Ein großartiges Schauspiel! Um Mitternacht teilt sich der Wolkenhimmel, und in voller Pracht ziehen die Sterne auf. Das Meerleuchten verblaßt, in mattem, aber klarem Licht erglänzen die Kämme der Seen, tiefschwarz erscheinen die Abgründe zwischen ihnen. Wir selbst gleiten als dunkle Schatten durch die Nacht, von See zu See kletternd, springend, fallend.

Der Zauber der Nacht zieht mit dem untergehenden Mond weiter, wieder hängt ein bleierner Regenhimmel auf uns herab. Der Kommandant von „S 17", der auf Morgenwache aufgezogen ist, greift mit dem Zirkel auf der Karte die Strecke bis Wilhelmshafen ab. — „10 — 20 — 30 — 40 — 50 — 60 Meilen. 10 Meilen laufen wir in der Stunde, stehen also um 10 Uhr vor der Jade."



Torpedoboot im Kielwasser seines Vordermanns.

Zur richtigen Zeit kommt am Horizont der in kurzen Pausen aufhuschende Strahl des Leuchtturms von Helgoland in Sicht. Allmählich unter dem Schutz der Küste wird die See ruhiger; während wir die Jade aufwärts dampfen, wird „hafenklar" gemacht. Flaggleinen werden steif gesetzt, Tauwerk ordnungsmäßig aufgeschossen, die Schwimmwesten, die an der Reling hängen, gerade geschoben, die Bilgen gelenzt, d. h., das in ihnen stehende Wasser herausgepumpt, die Räume gelüftet und gereinigt, Oelzeug und sonstiges nasses Zeug zum Trocknen aufgehängt und zum Schluß die alte „Sturmflagge" achtern niedergeholt und eine besser aussehende geheißt. Um elf Uhr liegen wir in der Wilhelmshavener Schleuse.

Par distance.

Skizze von Ruth Holwede.

Die letzten Kutsch- und Galawagen standen vor der Rampe des Schloßhofs zur Abfahrt der Gäste bereit. Allüberall fröhliche Zurufe, ein Lachen, ein neckisches Wort, ein Hin- und Herüber, eine tiefe Verbeugung oder ein leiser Händedruck. Und auf dem Schloßhof Peitschengeknall und unruhiges Pferdewiehern und Stampfen. Dazwischen blies der Nachtwind eine scharfe, wilde Melodie. Er kam geradeswegs von der Tucheler Heide und rüttelte an den Fensterladen des alten Herrenhauses und an den Föhren im Walde. Die aber standen fest und schüttelten nur leise die blaugrünen Häupter, durch die schon die erste Frühlingsahnung ging.

Es war eine bitterkalte Märznacht. Die Damen in leichten Kopfhüllen waren noch in lange Pelze und Wagenmäntel gehüllt. Neben ihnen ihre Partner, ebenso vermummelt. Und nun rollte es in die Finsternis hinein; gleich nach der ersten Biegung des Weges in eine dunkle, dichte, nicht endenwollende Masse, die der Wald war. Der Wald in Westpreußen.

Am Himmel stand nur ein schmaler Streifen blassen Lichtes. Die Wagenlaternen hatte man gar nicht angezündet. Kiefern, Kiefern! — Sand, Sand! — Und Einsamkeit. Das war noch Einsamkeit! Die Pferde fanden ihren Weg schon allein ....

Während die Gäste in der Dunkelheit davonrollten, wandte sich der Hausherr wieder den hellen Gesellschaftsräumen zu. Da lag noch überall der feine Duft der schweren Havannas, der feurigen Weine in der Luft; der Blumen, die im Kerzenschein ein kurzes Dasein führten. Die langen Seidenschleppen rauschten noch einmal über das Parkett, trippelnde, flinke Mädchenfüße umgingen sie respektvoll, und das silberne Lachen schöner Frauen erfüllte den Raum.

Vor dem schwarzen Marmorkamin mit dem Meißner Porzellan und der alten Rokokouhr aus echter Goldbronze saßen die Baronin und la chère nièce Hildegard, als der Baron hinzutrat. La nièce, la petite war ein früh verwaistes, junges, adliges Fräulein, sehr stolz, sehr kalt, sehr arm, wie die Baronin Tante Klementine meinte — kalt, weil sie arm war. Denn Reichtum wärmt wie ein gutes Kohlenfeuer.

Tante Klementine war heute sehr gnädig. Sie legte eine Hand, die immer mathematisch wie ein Rechenexempel wirkte, unter Hildens weiches Kinn: „Ma petite, man hat mich nach dir — sondiert", sagte sie und ließ sie gleich wieder fallen. Sie hatte eine Art zu liebkosen, wie man einen kleinen Schoßhund hätschelt und ihn, seiner müde geworden, vom Sofa auf den Teppich gleiten läßt. Hildegard zuckte zusammen.

Tante Klementine liebte das Korrekte, Konventionelle. Und Edmund? Er war der Mann seiner Frau. Sollte vielleicht diese Hildegard —? Impossible!

Die Herren hatten heute lange bei der Bowle gesessen und politisiert und waren bald auf Wald und Feld im Gespräch zurückgekommen. Auf die heimische Scholle; auf der sie festgewurzelt in Wind und Wetter, Regen und Sturm und Sonnenschein saßen. Als ob sie zueinander gehörten.

Heute war im großen Saal des Schlosses mit den alten Ahnenbildern und den verschnörkelten, vergoldeten Möbeln im Barockstil viel getanzt worden. Ganz zwanglos. La chère nièce spielte die schönsten Straußwalzer im ausgeschnittenen Rosaseidenkleidchen, ganz ohne Schmuck bis auf ein kleines, kostbares Medaillon ihrer verstorbenen Mutter. Ihr Talisman.

Tante Klementine tanzte. Ihre blaue Schleppe umgab sie gravitätisch wie ein Pfauenrad. Sie war sehr schön. Ja! Schöne Frauen tanzen — —

So ein Gesellschaftsabend war doch für Hilde das allerschlimmste! Sie blieb immer nur la demoiselle, das Fräulein. Distance. Leben, tanzen — alles par distance. Walzer spielen, Walzer ... Ach! Wär das ganze Leben — doch ein Walzertakt! Tanzen!

„Künftig sollst du auch mittun, ma petite," sagte jetzt Tante Klementine mitten in ihre Träumerei hinein, „die Herren sind gar nicht mehr zurückzuhalten." Sie war heute sehr gnädig.

„Oh, ma tante!" und sie küßte ihr die dargebotene schmale Hand.

„Es sondierte mich jemand, fragte nach dir," fuhr sie fort, „rate einmal, wer? Unser Leutnant von den Blücherhusaren, meinst du — mais non! Joachim von Bütow war es ..."

„Quäle doch Hilde nicht, Klementine," sagte der Baron gutmütig, „sie glaubt es dir ja doch nicht! Joachim heißen sie übrigens alle beide, der alte wie der junge; einer kann's nur gewesen sein."

„Es war der Sohn Joachim, nicht der Vater. Er wollte über Hilde durchaus etwas wissen ... etwas mehr als all die anderen ... schien es mir ..." und die Tante beobachtete Hilde scharf, als dies langsam und zögernd von ihren Lippen kam.

Der Baron machte seiner Frau mit den Augen ein Zeichen, das Hilde auffing, und sagte ablenkend: „Schönes Gut, Fuchsbruch. Tausend Morgen Wald. Schwerer Boden."

„Schönes Gut", nickte die Baronin. „Aber noch gehört's dem Alten. Joachim hat Bärenbruch. Steinreich. Kann sich noch mal wiederverheiraten — der Vater."

„Ach was! Denkt nicht dran!" warf der Baron ein.

„Na! Auf den jungen scharmanten Baron soll sich nur keine — Hoffnung machen. Der ist über die Maßen verwöhnt und anspruchsvoll. Man munkelt sogar von einer Prinzessin!"

Hildegard stand auf und machte sich am Nebentisch etwas zu schaffen — blaß bis in die Lippen. Es war da plötzlich ... ein stechender Schmerz ... irgendwo ... und ein Haß auf Tante Klementine ...

Einen Monat später saß Hildegard am Tisch einer kleinen Dorfwirtschaft, die zugleich Postagentur und Kaufmannschaft war, und zu der sie ma tante geschickt hatte. Der Wirt, Kaufmann und Postagent, hatte ihr soeben einen Brief übergeben. Er trug in der Ecke das Wappen und die Krone derer von Bütows. Sie las:

„Mein gnädiges Fräulein!

„Gestatten Sie mir einige Zeilen. Seit vier Wochen versuche ich, Sie zu sehen und zu sprechen — leider immer vergebens. Und doch muß ich Sie sprechen und sinne hin und her: wie und wo? Würden Sie vielleicht die Gnade haben, mir morgen nachmittag

um fünf Uhr eine kurze Zusammenkunft nach Ihrem Spaziergang mit den Kindern (an der Grenzscheide unserer beiden Güter, nahe der alten Försterei) zu gewähren, so würde ich Ihnen unendlich dankbar sein! Ich stehe natürlich immer zur Verfügung, falls es Ihnen morgen nicht paßt, wo und wann gnädiges Fräulein befehlen. Es grüßt Sie

„Ihr sehr ergebener
Joachim von Bütow."

Hilde las und las und begriff nicht — verstand nicht. Alles Blut stieg ihr langsam in die Schläfen, wenn sie dachte, daß man sich einen Scherz mit ihr erlauben könnte. War sie vielleicht auch für die da draußen nur: la petite, la demoiselle? Warum nicht im Hause ihres Onkels, wenn es der junge Baron von Bütow ehrlich meinte? — Und sie schrieb umgehend auf dem schlechtesten Briefpapier der Kaufmannschaft mit ihrer steilen, steifen Handschrift, während eine Fliege die Feder umsummte:

„Sehr geehrter Herr Baron!

„Ich weiß nicht, was Sie berechtigt, sich einen Scherz mit mir zu gestatten. Ich fürchte, es ist ein Scherz — Mein Benehmen gab Ihnen sicherlich keine Veranlassung dazu. Zu der Zusammenkunft kann ich natürlich nicht erscheinen. Vergegenwärtigen Sie sich nur einmal, was Tante Klementine dazu sagen würde, deren Günstling Sie sind.

„Mit vorzüglicher Hochachtung
Hildegard von Sassewitz."

Schon mit der nächsten Post kam in der gleichen charakteristischen Männerhandschrift auf dem gleichen schweren Büttenpapier die Antwort:

„Verehrtes gnädiges Fräulein!

„Was Tante Klementine dazu sagen würde? — Das ist mir — pardon! ohne unritterlich zu sein! — in diesem Falle ganz egal! Was weiß Tante Klementine von der Liebe? Was wissen die meisten Menschen davon? ... Das ist übrigens nur — eine allgemeine Betrachtung — pardon, mein gnädiges Fräulein!

„Ich bin unglücklich, Ihr Mißtrauen erregt zu haben. Ganz ohne Grund. Ich mag toll, kopflos, zu impulsiv gehandelt haben, daß ich eine Dame der Gesellschaft um diese außergewöhnliche Gunst bat — aber so wie Sie das auffassen, war das wirklich nicht gemeint! Ich habe Sie wiederholt innerhalb unserer konventionellen gesellschaftlichen Grenzen gesucht, aber nicht gefunden, die Sie mir so sympathisch sind. (Das ist doch zu arg, dachte Hilde, wahrscheinlich aber nur — eine allgemeine Betrachtung.) Vielleicht schlagen Sie dem alten Baron nicht ab, was Sie dem jungen versagen würden? Dem alten waren Sie immer sehr zugetan. — So denken Sie: es sei der alte! Vielleicht — ist er es auch ... Ich glaube: er ist es bestimmt.

„Wollen Sie mir, der seit gestern abend schmerzgequält und fußverstaucht auf dem Sofa liegt — verdammte Geschichte! — nicht ein freundliches Wort sagen? Nur, daß Sie mir gnädigst verzeihen.

„Ihr sehr ergebener alter Esel
J. von Bütow."

Dieser Brief wurde Hilde von der alten Botenfrau übergeben, als sie gerade mit ihren beiden Pflegebefohlenen durch den sprossenden Wald schlenderte und sich so todeinsam fühlte, wie sich eine kleine Gouvernante zur Frühlingzeit nur fühlen kann.

„Ist der alte Herr von Bütow krank oder der junge?" fragte sie die Botenfrau so nebenher, leichthin.

„Der alte Herr Baron — is sich krank — hat sich das Fuß verstaucht, gnädiges Fräulein."

„So — so!"

Also der Alte . . . aber . . . konnte es nicht vielleicht doch . . . trotz alledem . . .

Hildegard seufzte unwillkürlich. Wie konnte sie nur an den jungen Baron in seiner stolzen Unnahbarkeit denken? Der kümmerte sich nicht um sie — hatte nicht Tante Klementine gesagt . . ?

Aber der alte Herr von Bütow war immer freundlich und herzlich um sie bemüht gewesen! Ein Freund ihres Vaters.

Nein! Dagegen konnte selbst Tante Klementine nichts einzuwenden haben! Sie wollte schreiben. Nur ein paar Worte der Versöhnung und des Dankes. Und so schrieb sie bunt und kraus durcheinander, und zum Schluß bat sie um eine freundliche Antwort, ob ihr der Herr Baron auch nicht böse sei . . .

Die ließ nicht lange auf sich warten. Der Brief, den sie diesmal vom Wirtshaus zur summenden Fliege selbst abholte, lautete:

„Herzlich liebes gnädiges Fräulein!

„Darf ich Sie so nennen? Werden Sie es einem alten — Brummbären nicht übelnehmen, der nicht so feine und schöne Briefe wie Hildegard von Sassewitz schreiben kann? Den Sie aber schon weidlich gezähmt haben mit dem Honig Ihres letzten Briefes! Natürlich war es für Sie nur — ein Brief, für den alten Brummbären war's Honig. Wollen Sie, liebes Kind, ein übriges tun und dem alten Herrn bald wieder einige Zeilen schreiben? Sobald er den Reitstiefel tragen kann, wird er Sie aber doch einmal beim Spaziergange — überraschen, um Ihnen herzlich zu danken. Das war ja der Frühling, das, was Sie schreiben; und ich habe den Frühling danach nicht nur im kranken Bein gespürt — —

„Hans geht es gut, er scharrt schon ungeduldig.

„Ihr sehr ergebener alter Freund
Joachim von Bütow."

Alter Freund! . . . dachte Hilde und schüttelte den Kopf. Das war doch wunderbar! Das war wie ein Kindermärchen: einen alten Freund zu haben. Ueberhaupt nur einen Freund zu haben!

Rasch und impulsiv ergriff sie die Feder.

„Hochgeehrter Herr Baron!

„Sie können wunderhübsche Briefe schreiben, wenn sie auch nur kurz sind. Sie haben so viel Güte und Nachsicht für mich, und ich vergesse immer, daß Sie fußverstaucht voller Schmerzen auf dem Sofa liegen. Mir ist jetzt immer so gut zumute. So seidig, so froh wie der Birke im Walde auf meinem Lieblingsplatz. Die wisperte immer. Ich glaube, sogar im Traume. Es liegt wie ein feines Goldgespinst auf allen Dingen. Es ist etwas. Was ist es? Es möchte wie ein schneller Vogel in die blaue Luft fliegen, wie ein Starmatz lärmen und schreien. Es möchte wie die Butterblume auf der Wiese blühen, um die sich tausend schwankende grüne Halme streiten und wiegen. Es möchte wie der Blitz durch die Wolken fahren, wenn's gewittert — in dunkelblauer Nacht — frühlingsgewittert! Aber am Himmel ziehen Lämmerwölkchen, weißwollige Schäfchen, und unten auf der Wiese sitzt ein Hirtenknabe und schneidet Weidenpfeifen . . . Und ein Bach rauscht . . .

„Sie würden mich sehr erfreuen, wenn Sie mir mitteilen wollten, wie es dem verstauchten Fuß geht?

Diesen Brief schicke ich durch den Kuhjungen. Bote bezahlt. Ihre Hildegard von Sassewitz."

„P. S. Haben Sie sich bei der weichen Luft in einer Sänfte hinaustragen lassen?"

Fräulein Hildegard von Sassewitz
Hochwohlgeboren
Per express. Hoheneichen.

„Liebes gnädiges Fräulein!

„. . . Unten auf der Wiese sitzt ein Hirtenknabe und schneidet Weidenpfeifen . . . (Nein! Nicht auf einer Sänfte!) Was der wohl sich denkt? — Und ein Bach rauscht . . . Was der wohl rauschen mag? —

„Ich melde mich wieder zum Dienst. Bin völlig hergestellt. Hans scharrt ungeduldig. Mein erster Weg geht zu Ihnen. Punkt fünf Uhr nachmittags bin ich auf der Waldwiese bei der alten Försterei. Sie werden nicht da sein! . . . Und am Himmel ziehen Lämmerwölkchen, weißwollige Schäfchen . . . Ich werde stehen und warten . . . Warten. Wären Sie die bernsteingelbe Butterblume oder das Bienlein . . . Der alte Brummbär wird brummen und warten, aber keine Honigträgerin erscheint. Summ! summ! Sie werden nicht da sein . . .

„Ihr alter Esel Joachim von Bütow."

Schon wieder hergestellt? . . . dachte Hilde mit leisem Bedauern enttäuscht. Schade, ich hatte mindestens auf vier Wochen gerechnet . . .

Alter Freund . . . es war doch hübsch . . .

Ganz pünktlich fünf Minuten vor fünf am selben Nachmittag trat Hilde in dunkelblauem Frühlingskostüm aus der Kiefernschonung hervor auf die Waldwiese. Nahe der alten Försterei.

Unter einer buschigen alten Föhre stand eine rohgezimmerte Bank. Daneben zwei junge schimmernde Birken mit weißer, seidenweicher Haut; die wisperten leise. Es war ein sonniger Platz. Dahin wollte Hilde. Und als sie langsam, in Gedanken verloren, auf die Bank zuschritt, war die schon besetzt. —

Eine große, elegante, dunkle Männergestalt erhob sich rasch und verbeugte sich tief. Einen Augenblick versetzte Hilde der Atem. Ein Glücksgefühl durchzuckte sie . . . Aber sie faßte sich schnell: „Wollen Sie auf den Anstand, Herr von Bütow," sagte sie leichthin, „ach nein, Sie haben ja Ihren Hund mit . . ."

„Nicht auf den Anstand, gnädiges Fräulein, Morrow ist mir nachgelaufen," erwiderte er lächelnd, „ich erwarte jemand . . ."

Ein Glücksgefühl durchzuckte Hilde. . . .

„Hier?" und dann erschrak sie, daß sie es gesagt.

„Sie erwarten doch nicht auch jemand — hier? Pardon, wenn ich indiskret bin!" Dabei blitzte ein Schalk aus seinen klugen grauen Augen.

„Ich erwarte . . . auch jemand", sagte sie endlich zögernd.

„Etwa — meinen Vater?"

„Woher wissen Sie? Ich weiß es nicht . . . nicht genau, meine ich," stotterte Hilde, „wen ich eigentlich . . . erwarte" . . . Er lachte.

„Mit dem Sie korrespondiert haben . . ."

„Mit dem ich korrespondiert habe?"

„Gnädiges Fräulein, Sie sehen, ich weiß alles! Geben Sie sich auf Gnade oder Ungnade gefangen! Ich für mein Teil — erwarte Hilde von Sassewitz!"

„Aber Herr von Bütow!"

„Denn ich war der alte Esel, Ihr Korrespondent. Können Sie mir verzeihen?" und er reichte ihr beide Hände hin.

Ein Glücksgefühl durchzuckte Hilde . . . aber noch einmal rangen sich das Mißtrauen und der Zweifel hoch.

„Warum taten Sie es — warum in aller Welt?" fragte sie heftig.

„In der Liebe und Kriegsführung sind alle Listen erlaubt", lachte er. „Mir hätten Sie doch in Ihrem Hochmut auf herkömmlichem Wege jedes Avancement verstellt."

„Das hätte ich getan", gestand Hilde.

„Nun also, was blieb weiter übrig?"

„Es blieb nichts weiter übrig," sagte Hilde ernsthaft, „wenn es denn einmal Krieg . . ."

„Was erbittert Sie so gegen mich, Hilde?"

„Sie haben mir Märchen erzählt und mich . . ."

Da taute ein warmes Leuchten über sein braunes ehrliches Gesicht: „Na, lassen Sie nur gut sein, Kind! Es packte mich der Uebermut! Sie haben mir auch Märchen erzählt in Ihren schönen lieben Briefen. Und was das Märchen vom Märchen war: Sie haben nicht meinem Vater, sondern mir geschrieben."

„Habe ich?" sagte Hilde sichtlich erleichtert und erfreut. „Ich hätte es mir auch sonst nie vergeben."

„Sie haben es selbst nicht gewußt, Kind . . ."

„Wußten Sie . . . alles?" stotterte Hilde, jetzt rot werdend.

„Ich wußte . . . alles!" bekräftigte er und zog sie an seine Brust. „Das war mit Hilde gerade ebenso wie mit mir . . . gerade ebenso . . ."

Was wußte Tante Klementine von der Liebe? Was wußten die meisten Menschen davon? — — —

Zwei fröhliche Menschen gingen durch den sprossenden Wald, geradeswegs zum Schlosse, zu Tante Klementine.

Pariser Kabarette.

Von Karl Eugen Schmidt. — Hierzu 8 Aufnahmen von H. Manuel und M. Rol u. Cie.

Rudolf Salis wollte dereinst zum Deputierten von Montmartre gewählt werden, und in seinem Wahlaufruf erklärte er, daß er Montmartre von dem übrigen Paris trennen und zu einem unabhängigen Königreich zu machen gedenke, außerdem erfand er eine Verwandtschaft mit dem gleichnamigen schweizerischen und österreichischen Adelsgeschlecht, verlieh sich aus eigener Machtvollkommenheit das rote Bändchen der Ehrenlegion und nannte sich den Seigneur de Chatnoirville en Vezin. Aber trotz alledem hatte er sich vermutlich nicht träumen lassen, daß das von ihm erfundene Cabaret artistique dereinst eine großartige Industrie werden würde, also daß man zehn Jahre nach seinem Tode auf dem Montmatre, Quartier latin und sogar auf den großen Boulevards an die fünfzig sogenannte Künstlerkneipen zusammenrechnen könnte. Leider hat nur die Quantität zugenommen, und nur große Höflichkeit verhindert mich, Goethen zu zitieren und zu sagen:

Getretener Quark, wird breit, nicht stark.

Das Sprüchlein würde auch nicht stimmen, denn wo

Im Kabarett „Conservatoire de Montmartre“.

Ein Abend im Pariser Kabarett „Chat noir“.

man uns vor fünfzehn und zwanzig Jahren im „Schwarzen Kater“ bot, war durchaus kein Quark, und erst später kann man so wegwerfend von den Darbietungen vieler Chansonniers reden. Wie die Künstlerkneipe entstand, ist schon oft geschildert worden: Salis war ein mittelmäßiger Maler, aber ein lustiger Gesellschafter. Also fanden sich die Kameraden in seinem Atelier zusammen, sangen, musizierten, trugen Gedichte vor usw. Es kamen immer mehr, und Salis ließ sie das getrunkene Bier bezahlen. Und als die Zahl der Besucher noch größer wurde, mietete er ein geräumigeres Lokal, erhöhte den Preis seines Bieres und machte ein gutes Geschäft. Die „Kameraden“, die für ihn sangen und dichteten, waren freilich nicht immer zufrieden, denn auch als er schon recht schöne Einkünfte hatte, widerstrebte es ihm sehr, diese lieben Freunde mit schnödem Gelde zu bezahlen. Er zog es vor, ihnen Freibier zu geben. Nun mag zwar in München das Bier Genuß und Nahrung zugleich sein,



Blick in die Künstlerkneipe Bruants.



Die Vortragskünstler im „Cabaret Conservatoire“.

mit dem französischen Bier ist es anders, von dem kann man nicht länger leben als von purem Wasser, und so waren die Kameraden unzufrieden mit Salis und sagten ihm nach, er sei weiter nichts als ein miserabler Pfennigfuchser, ein Bourgeois und eine Heringsseele. Das stimmte nicht ganz, denn Salis war außerdem wirklich ein sehr talentierter Deklamator. Wenn er in der Epopée, wozu Caran d'Ache die Schattenrisse geschaffen hatte, die Truppen des Kaisers aufzählte und zum Schlusse mit donnernder Stimme sein Vive l'Empereur erschallen ließ, flog alles vor Begeisterung von den Sitzen auf und brüllte mit, als ob man sich wirklich auf den Schlachtfeldern von Jena und Austerlitz befände. Die unzufriedenen Kameraden verzogen sich schon bald aus dem Schwarzen Kater und gründeten ihre eigenen Künstlerkneipen, also daß es schon vor zwölf Jahren ihrer ein gutes Bäckerdutzend auf dem Montmartre gab. Die Weltausstellung von 1900 vermehrte ihre Zahl noch ganz bedeutend, und heute kann man sie schon gar nicht mehr zählen. Einige sehen von außen sehr bescheiden aus, und das sind innen doch wohl die interessantesten: im „Conservatoire de Montmartre“, in der „Lune rousse“ und in den „Quat-z-arts“ hört man wohl die besten Dichter und Sänger der Künstlerkneipen, an den Wänden sieht



Im Kabarett „Les Truands“.

man wirklich gute Zeichnungen und Gemälde, und unter dem Publikum findet man auf dem Montmartre wohnende künstlerische Stammgäste. Diese Stammgäste waren bei Salis eine „great attraction“. Die Fremden kamen nicht nur, um oben der Vorstellung beizuwohnen, sondern sie wollten auch unten in der Wirtsstube die Stammgäste sehen. Salis gab den jungen Malern und ihren Freundinnen gern ein paar Glas Bier zum besten, vorausgesetzt daß sie recht phantastisch und „malerisch“ aussahen. Es waren das die Statisten der Bohème, gerade wie in der jetzt eingegangenen Kneipe des Vaters Lunette im Quartier Maubert einige verlumpte und betrunkene Burschen und Weiber als Statisten des Verbrechens fungierten. Heute sieht man davon in den Künstlerkneipen nicht mehr viel, man müßte denn nicht zur Abendvorstellung, sondern zum Apéritif, also gegen sechs Uhr nachmittags kommen. noch schöner, und dann kostete es einen Frank, der nach einiger Zeit um die Hälfte erhöht wurde. Jetzt kostet das Glas Bier in manchen Künstlerkneipen sogar dritthalb Frank, und **eine** Künstlerkneipe gibt es, wo die Herren im Frack und die Damen in Balltoilette, der vortragende Chansonnier aber im Smoking erscheint: das kostet dann natürlich zwischen fünf und zwanzig Frank, je nach dem Platz, den man einnimmt.

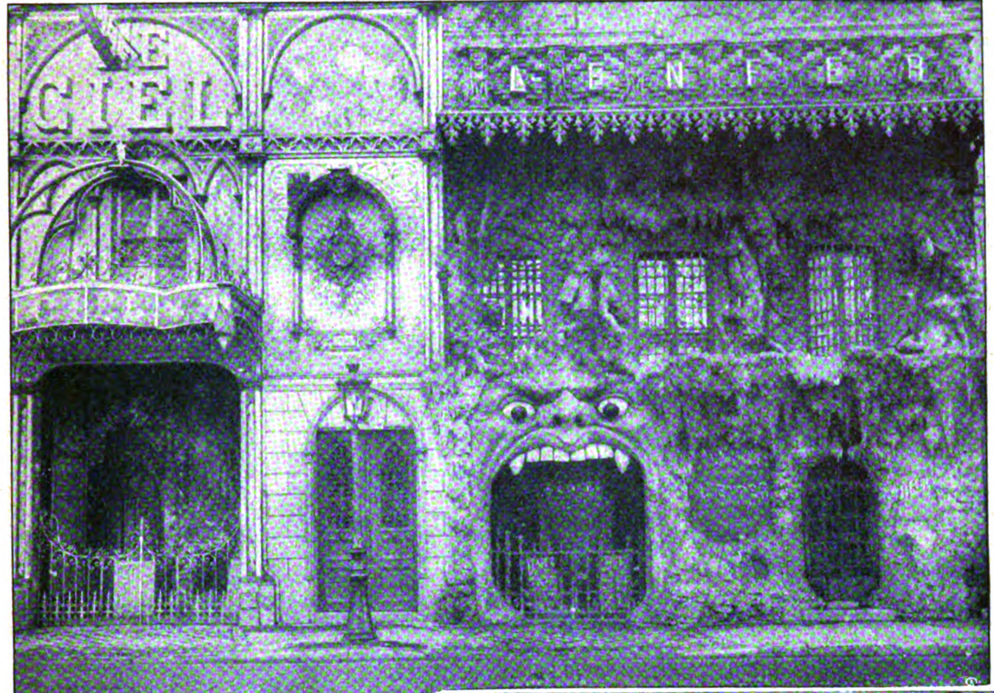
Abgesehen von diesem Kabarett der Snobs, das der unter dem Pseudonym Fursy operierende humoristische Dichter Dreifus sich eingerichtet hat, treten in den Künstlerkneipen die Vortragenden ebenso auf, wie man sie auf der Straße sieht. Sie stehen auf einem ganz niederen Podium direkt vor dem Publikum, also daß sie, wie zur ersten Zeit des Kabaretts, gewissermaßen zum Publikum zu gehören scheinen. Einige der älteren Chansonniers stammen noch aus dem Chat noir, so Marcel Legay, Gabriel Montoya und Vincent Hyspa, andere sind erst seither aufgetreten, und alljährlich finden sich neue Namen, während alte ausscheiden. Nach und nach ist das Dichten, Vortragen und Singen im Kabarett zu einer anerkannten Profession geworden, die meisten Chansonniers tragen im Knopfloch das violette Bändchen, deren Besitzer den pompösen Namen „Offiziere der Akademie“ führen, und einige sind sogar durch das rote Bändchen der Ehrenlegion ausgezeichnet. Man kann allein daraus schon ermessen, daß es sich um einen angesehenen bürgerlichen Beruf handelt und keineswegs mehr um eine Hungerleiderei der Bohème wie zur Zeit der Erfindung des Kabaretts.



In der „Auberge du Clou“.

Fast alle Künstlerkneipen bestehen aus zwei Sälen: zuerst durchschreitet man die Wirtsstube, wo man die Stammgäste, die zumeist Maler, Dichter oder Chansonniers sind, sowie die an den Wänden hängenden Kunstwerke studieren kann — sich dabei aber selbstverständlich dem Witz und dem Spott der beobachtenden Stammgäste aussetzt, die ihrerseits das zumeist ausländische Publikum mindestens ebenso merkwürdig und komisch finden, wie sie selbst dem erstmaligen Besucher erscheinen. Aus diesem ersten Saale gelangt man dann in den Vorstellungsaal. Eintrittsgeld bezahlt man in den allermeisten Künstlerkneipen nicht, sondern diese haben die von Salis übernommene Fiktion beibehalten, wonach der Besucher nur sein Bier oder seinen Kaffee bezahlt. Leider aber ist dieses Bier von Jahr zu Jahr teurer geworden. Zuerst kostete es fünfzig Centimes, dann entdeckte ein findiger Kopf, daß die Zahl dreizehn sehr schnurrig sei, und man verlangte dreizehn Sous oder fünfundsechzig Centimes. Nach einem oder zwei Jahren erschien eine runde Ziffer doch

Wie zur Zeit des großen Seigneurs vom Schwarzen Kater werden auch heute noch die einzelnen Dichter und Sänger von ihrem Meister dem Publikum vorgestellt, und zwar mit der Formel, die Salis dafür erfunden hatte: „Unser ausgezeichneter Kamerad X wird uns jetzt das Vergnügen und die Ehre schenken,



Eingang zu den Kabaretten
„Der Himmel“ und „Die Hölle“.

kneipen bisher verschmäht oder doch nur in ganz bescheidenem Maße getan hatten. So kam das „Cabaret du Néant“, das totenschwarz angestrichen ist, und in dem man auf den Tischen in der Form von Särgen sein miserables Bier trinkt, das „Cabaret du Ciel“, wo an der Fassade Engel herumschweben, während im Innern die Kellner weiße Gewänder, Flügel und blonde Perücken tragen, das „Cabaret l'Enfer“, wo die Fassade von Teu-

einige seiner Lieder vorzutragen.“ Und wenn der Mann seinen Vers aufgesagt hat, gibt wiederum der Meister des Lokals das Zeichen zum Beifall. Das Publikum sitzt eng aneinandergerückt an gewöhnlichen Wirtstischen, die nur etwas schmäler sind als sonst wohl üblich, denn sie dürfen natürlich nicht zu viel Raum wegnehmen. Gewöhnlich ist der Raum überfüllt, und man muß starke Nerven haben, um den Tabaksqualm auszuhalten. Von Jahr zu Jahr ist das Publikum internationaler geworden. Zuerst sah man in der Künstlerkneipe wirklich fast nur Künstler und ihre Freunde, dann kamen die übrigen Pariser dazu, dann die Provinzler, endlich die Ausländer. Jetzt sind von zehn Besuchern des Kabaretts mindestens fünf Ausländer und drei Provinzler, Künstler vom Montmartre gibt es in dem Vorstellungsaal überhaupt nicht, und bestenfalls halten sie sich in dem vorderen Saal auf.

Die in der ganzen Welt für die Künstlerkneipen auf dem Montmartre gemachte Reklame und das gute Geschäft, das Leute wie Salis, Bruant und andere mit ihren Künstlerkneipen machten, bewog eine ganze Anzahl unternehmender Leute, sich ebenfalls am Boulevard Clichy auf dem Montmartre mit irgendeinem sogenannten „Kabarett“ anzusiedeln. Um das Publikum anzulocken, wurde die Fassade möglichst phantastisch ausgeschmückt, **was die eigentlichen Künstler-**



Phot. Rol & Cie.

Vater Frédéric, der Matador des Kabaretts „Zum behenden Kaninchen“.

feln belebt wird, und worin man von Teufeln bedient wird, das „Cabaret des Truands", das mit ähnlichen Geschichten sein Publikum anzieht. Mit der eigentlichen alten Künstlerkneipe haben diese Lokale nichts mehr zu tun, eher noch mag man in die „Auberge du Clou" gehen, wo zwar nicht gesungen wird, wo aber noch wirkliche Künstler verkehren, oder auch in die alte Bude Bruants, wo zwar Bruant selbst nicht mehr singt — er ist schon seit beinahe zehn Jahren Rentier und hat sich von den Geschäften zurückgezogen — wo aber einer seiner Nachfolger in genau dem nämlichen Samtkostüm, den nämlichen Stiefeln, der nämlichen roten Schärpe, dem nämlichen glattrasierten Gesicht die nämlichen Gassenlieder vorträgt und die eintretenden und scheidenden Gäste mit den nämlichen Schimpfworten begrüßt.

Wer aber eine wirkliche, waschechte Künstlerkneipe besuchen und eine Vorstellung bekommen will, wie die primitive Künstlerkneipe aussah, ehe sie ihre internationale Berühmtheit erlangte, der muß über den Montmartregipfel wandern bis zu dem nach Norden gewandten Abhang. Da steht neben einem alten und vergessenen Friedhof ein altes, kleines Häuschen, das den offiziellen Namen „Cabaret du Lapin agile" trägt, gemeiniglich aber „Cabaret des Assassins" genannt wird. Bei diesen „Mördern", die wahrscheinlich nie etwas anderes als die „behenden Kaninchen" des Wirtshausschildes ermordet haben, geht es zu wie in der allerersten Urkünstlerkneipe des großen Rudolf Salis. Wenn man rechtzeitig kommt oder sich vorher anmeldet, erhält man sogar etwas zu essen, sonst aber gibt es nur zu trinken, und es sind die Gäste selbst, die ihre selbstgedichteten oder komponierten Lieder vortragen, genau wie das in der Urzeit bei Salis gewesen ist. Der Hauptmann ist ein Allerweltskerl, den jedermann den „Père Frédéric" nennt, und der Bildhauer, Maler, Dichter, Sänger und überhaupt alles ist, was ein echter Montmartrois sein darf. Wer eine wirkliche Künstlerkneipe mit wirklichen Chansonniers sehen will, der gehe zu den „Assassins" — aber im Grunde bedaure ich fast, diese letzte Zuflucht verraten zu haben, und damit die Invasion nicht allzustark werde, behalte ich wenigstens den Namen der Straße für mich, worin man den „Behenden Stallhasen" antrifft.

▫ ▫ ▫

Was die Aerzte sagen.

Ueber das Stillen.

Viele erfahrene und tüchtige Kinderärzte, ja die große Mehrzahl von ihnen stimmt darin überein, daß die traurige, heutzutage leider so verbreitete Sitte, die Kinder künstlich zu ernähren, nicht so sehr der physischen Unfähigkeit der Mütter zum Stillen zuzuschreiben sei, sondern viel mehr ihrer Unerfahrenheit, der Gleichgültigkeit, die viele unter ihnen dieser so wichtigen, folgenschweren Frage der Ernährung entgegenbringen, einer Gleichgültigkeit, die sogar manche Aerzte zeigen, die nicht genügend auf dem Selbststillen der jungen Mütter bestehen, nicht mit Ueberzeugung zum Ausharren überreden, wenn in den ersten Tagen das Stillen mit Schwierigkeiten verbunden ist.

Professor Bunge in Basel ist mit Hegar einer der wenigen, die die Verteidigung der nicht stillenden Mütter übernahmen, indem sie sich bemühten darzulegen, daß heutzutage die Mütter das Stillen unterlassen, nicht weil sie nicht wollen, sondern weil sie tatsächlich physisch unfähig dazu sind.

Das statistische Material, auf das Bunge seine These stützt, besteht aus einer beträchtlichen Anzahl Fragebogen, die von verschiedenen Aerzten ausgefüllt wurden, an die der Baseler Arzt sich wandte, um alle die nötigen Informationen zu erhalten über Frauen, die ihre Kinder stillten oder nicht stillten. So verfügt er jetzt über 2401 solche ausgefüllte Fragebogen: unter diesen 2401 befragten Müttern waren 883 stillbefähigte Frauen, d. h. Mütter, die jedes ihrer Kinder bis zum neunten Monat ausschließlich selbst stillten, und 1518 nicht befähigte. Von diesen 883 stillbefähigten Frauen konnten 730 genaue Auskunft geben über die Befähigung ihrer Mutter zu stillen, und es ließ sich so nachweisen, daß in 728 Fällen auch die Mutter stillen konnte. Von den 1518 nicht befähigten Frauen erhielt man von 995 genaue Auskunft über die Befähigung ihrer Mütter zum Stillen: in nur 450 Fällen (45 v. H.) war die Mutter stillbefähigt, und in 545 Fällen (55 v. H.) war schon die Mutter nicht stillbefähigt gewesen.

Aus diesen Nachforschungen glaubt Bunge deutlich die Erblichkeit der Unfähigkeit zum Stillen zu ersehen. Und die Ursache dieser Erblichkeit der Stillunfähigkeit? „Die chronische Alkoholvergiftung des Vaters ist eine Hauptursache der Unfähigkeit zum Stillen bei der Tochter" sagt er. In Familien, wo Mutter und Töchter stillen können, sei Trunksucht des Vaters äußerst selten (11 mal bei 605 Fällen). Im Gegenteil können bei 73 von 100 Fällen die Töchter nicht stillen, wenn der Vater Potator ist.

Die Unfähigkeit zu stillen ist aber nach Bunge keine isolierte Erscheinung. Sie paart sich mit anderen Symptomen der Degeneration, insbesondere mit der Widerstandslosigkeit gegen Erkrankungen aller Art, z. B. Tuberkulose, Nervenleiden, Zahnkaries. Durch alle diese Ursachen werden die Kinder ungenügend und schlecht ernährt, und so steigern sich solche Entartungen von Generation zu Generation und führen schließlich zum Untergang des Geschlechts.

Mit welchen Waffen soll man nun kämpfen, um eine solch traurige Zukunft von uns abzuwenden? Bunge rät zu folgendem: Erstens zur Beseitigung der Ursachen, was uns zum Kampf gegen den Alkoholismus führt, und zweitens zur größeren Vorsicht bei Eheschließungen, wofür er folgende Regeln aufstellt: Ein gesunder Mann, der sich gesunde Nachkommenschaft wünscht, soll erstens kein Mädchen heiraten, das nicht von der eigenen Mutter gestillt werden konnte; zweitens kein Mädchen aus einer tuberkulösen Familie, drittens kein Mädchen aus einer psychopathisch belasteten Familie und viertens keine Tochter eines Trinkers. Ebenso hat natürlich auch das Mädchen das Recht, das gleiche von ihrem Verlobten zu fordern.

Wie viel Ehen würden wohl heutzutage noch geschlossen, wollte man alle diese gestrengen Vorschriften genau befolgen!

Wir haben schon anfangs bemerkt, daß diese Ansichten von der großen Mehrheit der Kinderärzte heftig bekämpft wurden.

Das ist nicht erstaunlich, wenn man bedenkt, daß man durch genaue und andauernde Beobachtungen in Säuglingsheimen, durch peinlich gesammeltes statistisches Material hat beweisen können, daß die Frauen viel öfter und besser stillen können, als sie selbst glauben, wenigstens im Verhältnis von 70 v. H. Erwähnen wir nur die kürzlich erschienene interessante Statistik Steinhardts, der zu ganz anderen Schlußfolgerungen kommt wie Bunge. Von 500 Müttern, die er beobachten konnte, stillten 67 v. H.; der Rest war wohl physisch dazu imstande, entzog sich dem Stillen aber aus nichtigen äußeren Gründen.

Wir haben nicht die Absicht, hier näher auf Bunges Pessimismus einzugehen. Sicher ist, daß seine Ansichten über die Notwendigkeit einer rationellen und ausdauernden Bekämpfung des Alkoholismus zur Verbesserung unserer Rasse volle und unbegrenzte Zustimmung verdienen. Anderseits sind wir überzeugt, daß dadurch nicht die Frauen wieder zum Stillen zurückzubringen sind, sondern vielmehr durch die direkten Mittel einer richtigen und unermüdlichen Propaganda zugunsten der natürlichen Ernährung. Gebildete Frauen der besseren Stände sollten den Müttern der ärmeren Klassen mit gutem Beispiel vorangehen, man treffe geeignete soziale Vorkehrungen, den letzteren das Stillen zu erleichtern, bilde Vereine zur Unterstützung der Wöchnerinnen und stillenden Frauen, errichte Stillkrippen sowie Stillstuben in den Fabriken, um den arbeitenden Frauen das Stillen ihrer Kinder zu ermöglichen, halte die Frauen immer und immer wieder zum Stillen an und ermutige die, die ungewiß und ängstlich sind, indem man sich ihnen gegenüber nicht skeptisch zeigt, sondern voll Vertrauen in einen Erfolg.

In Deutschland, Frankreich und anderen Staaten hat man sich bereits in dieser Weise ans Werk gemacht, und die Erfahrungen, die man bis jetzt sammeln konnte, haben ermutigende Resultate gegeben; sie bewiesen, daß es tatsächlich möglich ist, die Zahl der stillenden Frauen zu erhöhen.

Dr. med. Ferraris-Wyß.



Bilder aus aller Welt.

Haben die italienischen Alpentruppen schon im allgemeinen einen schweren und gefahrvollen Dienst zu versehen, so ist dies ganz besonders im Winter der Fall, wenn die im Sommer schon schwer gangbaren Wege noch mit Schnee und Eis bedeckt sind. Dafür bekommen sie allerdings auch mehr von den Herrlichkeiten der Natur zu schauen als die andern Truppen.

Der berühmte Pianist Leopold Godowsky ist vom Kaiser von Oesterreich zum Professor ernannt worden. Der Künstler wurde vor einiger Zeit zum Leiter der Klaviermeisterklasse an dem Konservatorium der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien berufen, das neuerdings in eine staatliche Akademie für Musik und darstellende Künste umgewandelt worden ist.

In Zürich ist mit großem Erfolg das Drama „Winternacht" von Karl Friedrich Wiegand aufgeführt worden. Der daselbst als Lehrer lebende Dichter behandelt in dem Stück mit großer dramatischer Wirkung den Konflikt, in den ein Pfarrer mit seiner abergläubischen Bauerngemeinde gerät.

Das achtzigste Lebensjahr vollendete am 21. Februar der



Artilleriefeuer nach der gegenüberliegenden Bergkette.

Wintermanöver italienischer Alpentruppen.



Leopold Godowsky,
Leiter der Klaviermeisterschule der k. k. Akademie für Musik in Wien, wurde zum Professor ernannt.



Schützenlinie, gedeckt durch einen Schneewall. — Phot. Brocherel.



General der Kavallerie z. D. Ludwig von Hartrott. Er trat im August 1848 in die Armee ein und wurde 1885 zur Disposition gestellt. Im Jahre vorher war der verdiente Offizier, der auch einer der wenigen noch lebenden Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse ist, zum Mitglied des preußischen Staatsrats ernannt worden.

Im bayrischen Verein für Frauenstimmrecht in München haben kürzlich zwei englische Suffragettes, die Schwestern Georgina und Mary Brackenbury, über Frauenstimmrecht gesprochen. Die beiden jungen Damen, Töchter eines englischen Generals, waren bis vor etwa zwei Jahren als Malerinnen tätig. Dann steckten sie die Kunst auf und widmeten sich ganz der Agitation für die politische Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne. Sie haben ihre Propaganda derart fleißig betrieben, daß sie — als Opfer ihrer Ueberzeugung — gleich mancher ihrer Mitkämpferinnen schon einmal für einige Wochen im Gefängnis Wohnung nehmen mußten.



Von links nach rechts: Nikol. Lang (Moser), Dr. Joh. Wolf (Koch), Magdal. Rohde (Joh. Terwin) Pfarrer Rhode (Dannegger).

Szene aus Carl Friedr. Wiegands Drama „Winternacht" bei seiner Erstaufführung in Zürich.



Englische Suffragettes in München:
Vor der alten Pinakothek.
Phot. Jaeger & Goergen.

Miß Dorothy Grosvenor gehört, trotzdem sie keinen Titel führt, sondern eine simple Miß ist, dem englischen Hochadel an, als Enkelin des letzten und Cousine des gegenwärtigen Herzogs von Westminster. Ihre Verlobung mit Lord Dalmeny, dem Sohn und Erben des als Politiker wie Sportsmann so populären Earl of Rosebery, erregte in England in den weitesten Kreisen lebhaftes Interesse.



General d. Kav. z. D. v. Hartrott feierte seinen 80. Geburtstag.



Phot. Rita Martin (?) Collings.

Miß Dorothy Grosvenor, Cousine des Herzogs von Westminster.
Zu ihrer Verlobung mit Lord Dalmeny.

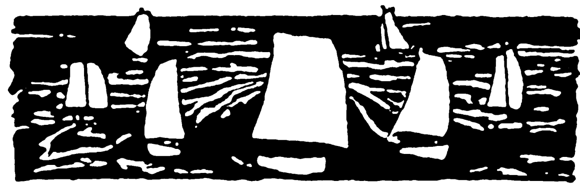
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 11. Berlin, den 13. März 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 11.

Seite
Die sieben Tage der Woche . . . 433
Zur Frage des Züchtigungsrechts. Von Prof. Dr. W. Rein . . . 433
Fackel und Flamme. Bühnentechnische Plauderei von Kgl. Maschineriedirektor Hofrat Fritz Brandt . . . 435
Reisezeit und Reiseziele. Plauderei von Victor Ottmann . . . 438
Unsere Bilder . . . 439
Die Toten der Woche . . . 440
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen) . . . 441
Hanseaten. Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung) . . . 449
Die Pflicht zur höheren Geselligkeit. Von Alberta von Puttkamer . . . 454
Wiener Typen. Von Julius v. Ludassy. (Mit 17 Abbildungen) . . . 456
Die Ausstellung älterer ostasiatischer Kunst im Völkerkundemuseum. Von Dr. Otto Kümmel. (Mit 9 Abbildungen) . . . 462
Lorbeer. Gedicht von Hermione von Preuschen . . . 467
Rote Ranunkeln. Skizze von Alice Berend . . . 467
Es wird Frühling. (Mit 8 Abbildungen) . . . 469
Bilder aus aller Welt . . . 473



Die sieben Tage der Woche.

3. März.

In Agram beginnt unter großem Zudrang der Hochverratsprozeß gegen die revolutionärer Umtriebe beschuldigten Serben.

Mehrere Mitglieder der Pariser royalistischen Jugend verstümmeln das Denkmal des verstorbenen dreyfusistischen Senators Scheurer-Kestner im Luxemburggarten.

Die serbische Regierung richtet eine Note an Rußland, in der sie erklärt, daß Serbien die bosnische Frage als eine europäische ansehe. Es verlasse sich, ohne bestimmte Forderungen zu stellen, auf die gerechte Entscheidung der Großmächte.

4. März.

In Nordamerika findet der Präsidentenwechsel statt. Der neue Präsident William Howard Taft entwickelt in einer Inaugurationsrede sein politisch-wirtschaftliches Programm. Expräsident Theodor Roosevelt verläßt Washington.

Die Finanzkommission des Reichstags nimmt mit den 15 Stimmen der Blockparteien gegen die 13 Stimmen des Zentrums, der Sozialdemokraten und der Polen einen Kompromißantrag an, demzufolge die Bundesstaaten an das Reich eine Besitzsteuer entrichten sollen.

Der türkische Minister des Aeußern Rifaat Pascha gelangt in St. Petersburg in einer Konferenz mit dem russischen Minister Iswolski zu einer vollständigen Einigung über die Frage der Entschädigung Bulgariens an die Türkei.

Der türkisch-montenegrinische Handelsvertrag wird in Cettinje unterzeichnet.

5. März.

Im deutschen Reichstag sprechen Abgeordnete verschiedener Parteien gegen die neue Fernsprechgebührenordnung; Staatssekretär Kraetke setzt sich energisch dafür ein.

Die tschechisch-radikalen Abgeordneten beschließen in einer in Prag abgehaltenen Versammlung, die Durchberatung der vom Ministerpräsidenten Baron Bienerth im Abgeordnetenhaus eingebrachten Sprachengesetze und des Gesetzes bezüglich der Kreiseinteilung durch Obstruktion zu verhindern.

6. März.

Die österreichische Regierung teilt der serbischen mit, daß sie nicht in der Lage sei, den am 31. März ablaufenden Handelsvertrag mit Serbien zu erneuern, wenn Serbien nicht auf seine feindselige Politik verzichte und ihren Beschluß verkünde, mit Oesterreich freundnachbarliche Beziehungen zu unterhalten.

Die türkische Regierung verbietet die Durchfuhr von serbischem Kriegsbedarf durch türkisches Gebiet.

Die Stadt Berlin erwirbt vom Forstfiskus für 30 Millionen Mark die Wuhlheide.

7. März.

An die Kardinäle wird eine Bulle verteilt, die das Vetorecht der weltlichen Mächte bei den künftigen Papstwahlen abschafft.

Die montenegrinische Regierung erklärt in einem offiziellen Communiqué, daß sie auch nach dem türkisch-österreichischen Abkommen die Donaumonarchie nicht als rechtmäßige Besitzerin Bosniens ansehe.

8. März.

Die Ergebnisse der italienischen Wahlen zeigen eine kleine Verschiebung der Parteiverhältnisse nach links.

Im Pariser Ministerium des Auswärtigen wird daran festgehalten, daß die in Wien beglaubigten Botschafter Englands, Frankreichs, Rußlands und Italiens bei Baron Aehrenthal gemeinsame Vorstellungen erheben sollen.

9. März.

Die Duma bewilligt 40 Millionen Rubel zur Vervollständigung der Kriegsvorräte und Munition.

Zur Frage des Züchtigungsrechts.

Von Prof. Dr. W. Rein (Jena).

Seit der mittelalterliche Schulmeister seine bekannte Statistik über Stockhiebe, Maulschellen, Kopfnüsse usw. veröffentlichte, die er während einer langen Laufbahn in reichem Maß ausgeteilt hatte, sind Jahrhunderte verflossen. In dieser Zeit kann man beobachten, daß die Zahl der Züchtigungen in unseren Schulen, den höheren und niederen, nach und nach merklich abnimmt. Hatte Luther es noch für etwas Selbstverständliches gehalten, daß bei dem Apfel die Rute sei, wenn er sich selbst auch bitter über die Härte der väterlichen Züchtigungen beklagte, so wandelt sich mit der Zeit die Stimmung dahin um, daß es ein Triumph für die Erziehung sein müßte, ohne körperliche Strafen auszukommen. In ähnlicher Weise hatte das Mittelalter keinen Anstoß an den entsetzlichen Folterqualen genommen, während wir schaudernd vor den Werkzeugen stehen, die in den Museen aufbewahrt werden. Es hat demnach eine Entwicklung des gesamten Gefühlslebens stattgefunden, die wir als eine Verfeinerung, als ein Aufsteigen von rohen zu humaneren Auffassungen bezeichnen müssen.

Allerdings scheint dem ein Wort zu widersprechen, das man nicht selten noch heute im Munde des Volkes hören kann: Darauf gehörte eine tüchtige Tracht Prügel! Dieses Wort bricht unwillkürlich durch, wo außerordentliche Roheiten, Baumfrevel, Mißhandlung von Kindern und Tieren sich abspielen. Es meldet sich darin etwas von dem uralten jus talionis, Auge um Auge, Zahn um Zahn: Womit einer gesündigt hat, damit soll er

bestraft werden. Hat er sich eine Roheit zuschulden kommen lassen, dann soll ihn auch eine Strafe treffen, die seinem unwürdigen Verhalten entspricht. Man glaubt damit auch am wirksamsten derartige Roheiten bekämpfen zu können. Aber man irrt darin. Ist der körperliche Schmerz vorüber, den die Züchtigung verursacht, so ist auch die Reue verflogen. Eine innere Umwandlung des Uebeltäters ist keineswegs damit erreicht. Die körperliche Strafe wirkt nicht bessernd, sondern eher verrohend, und zwar nicht nur auf den Empfänger, sondern auch auf den Vollstrecker. Demgegenüber könnte man auf die Tatsache verweisen, daß in den berühmten englischen Public Schools: Eton, Rugby, Harrow, Westminster u. a., die körperliche Züchtigung noch heute geübt wird, und zwar als ein Vorrecht des Rektors. Eine wunderbare Erscheinung und ein merkwürdiger Widerspruch mehr in dem Lande der Gegensätze, vielleicht zu erklären aus dem konservativen Geist des Inselvolkes, das an Sitten und Gebräuchen aus alter Zeit mit bewundernswürdiger Zähigkeit festhält und so auch die körperliche Züchtigung als eine überkommene Sitte in den alten Gymnasien, den ersten Schulen des Landes, bewahrt, ohne daß damit sichtbare Schäden und Gefahren verbunden wären, die auf Abhilfe dringen.

Es wird damit nur eine bekannte Erfahrung bestätigt, daß man die Einrichtungen eines Landes nicht ohne weiteres auf ein anderes übertragen kann, und daß man immer die historischen Bedingtheiten berücksichtigen muß. Auf deutschem Boden widerspricht die körperliche Züchtigung in unseren Schulen entschieden dem allgemeinen Gefühl von der Unwürdigkeit solcher Handlung. Ihm haben auch mehr und mehr die Lehrer unserer Schulen nachgegeben, der höheren wie der niederen. Nicht daß jede körperliche Züchtigung schon aus den Lehranstalten entwichen wäre. Gewiß nicht. Vielleicht wird sie hie und da noch häufig genug angewendet. Einzelne drastische Fälle pflegen auch in die Oeffentlichkeit zu dringen und unliebsames Aufsehen zu erregen. Möglich auch, daß die höheren Schulen sich eher von dieser Strafbetätigung losgemacht haben als die Volksschulen, weil sie es mit einer besser erzogenen Schülerschar zu tun haben. In keinem Fall aber können wir die Auffassung billigen, daß das, was für niedere Schulen paßt, in höheren nicht angewendet werden dürfte, d. h., daß die körperliche Züchtigung für die Volksschulen, nicht aber für die höheren Schulen geeignet sei. Dem widerspricht die oben angeführte Tatsache aus England; dem widerspricht aber auch unser nationales Empfinden, das keinen psychologischen und ethischen Unterschied zwischen den Kindern der unteren und oberen Volksschichten macht. Arm und schlecht, reich und gut; arm und dumm, reich und begabt — diese Parallelen verfallen der Lächerlichkeit, sobald man sie aufstellt. Denn die Tatsachen der wirklichen Welt widersprechen ihnen zu auffallend. Deshalb soll man sich hüten, in bezug auf die Strafen die Kinder der Volksschulen anders betrachten zu wollen als die Schüler höherer Anstalten. Haben doch sämtliche Erziehungschulen unseres Volkes den einen großen Zweck vor Augen: tüchtige Menschen für das Leben zu bilden, ohne Unterschied des Besitzes und des Standes. Sie arbeiten in verschiedenem Rahmen und mit verschiedenen Lehrplänen; darin gehen sie zum Teil weit auseinander. Denken wir nur an die Dorfschule und das Gymnasium. Aber ein gemeinsames Ziel hält sie doch zusammen und das Bewußtsein, ein notwendiger Bestandteil des nationalen Schulsystems zu sein. Und ferner einigt sie die gleiche Behandlungsweise der Kinder. Oder soll das Landmädchen wirklich anders behandelt werden als die höhere Tochter, der Bauernsohn anders als der Sohn des Ministers? Sollen die einen geprügelt, die anderen mit Glacéhandschuhen angefaßt werden? Wer wagt es, heute noch einer so unmenschlichen, unsozialen und antinationalen Auffassung das Wort zu reden?

Also davon kann keine Rede sein, daß in unseren Schulen die Erziehung sich nach Stand und Besitz verschieden gestalten müsse. Dies lehnen wir ab, während wir die Unterschiede im Unterrichtsplan zugeben, weil sie von der Differenzierung unserer Kulturarbeit gefordert werden. Was aber die Erziehung unserer Jugend im engeren Sinn, die persönliche Führung und Beeinflussung der Unmündigen durch die Erwachsenen betrifft, so kann man wohl eine Verschiedenheit der Behandlung rücksichtlich der Altersstufen zugeben, aber innerhalb dieser dürften die prinzipiellen Grundlagen die gleichen sein. Je nach der besonderen Eigenart der Schüler nehmen sie nur gewisse Modifikationen an.

Zu diesen prinzipiellen Grundlagen gehört in erster Linie der Gedanke, sich an das Ehrgefühl der Jugend zu wenden und es als ein ebenso kräftiges wie wirksames Erziehungsmittel zu verwenden. Mit dem erwachenden Selbstgefühl verbindet sich bei dem heranwachsenden Geschlecht sehr bald das Ehrgefühl, d. h. der Wunsch, in der Schätzung der Umwelt, namentlich in der der Erzieher, eine möglichst hohe Stellung zu gewinnen und alles zu vermeiden, was dieser Schätzung Eintrag tun könnte. Der einzelne fühlt sich darin gehoben und gestärkt. Ein lebendiges Ehrgefühl ist eine kräftige Stütze für ein gutes Verhalten. Deshalb wird dem Erzieher alles daran gelegen sein, dieses Ehrgefühl nicht zu schädigen, sondern vielmehr zu stützen und zu erhalten. Nun hört man heute nicht selten, daß das Ehrgefühl der Jugend insofern seine Grenzen überschreite, als es in eine übertriebene Empfindsamkeit ausarte, die zu den schlimmsten Folgen führen könne. Das mag zugegeben werden. In einer Zeit, die von starken humanitären Gefühlsweisen durchflutet ist, mag es hier und da dem einzelnen schwer fallen, nicht ins Extrem zu gehen und auf Kosten der persönlichen Festigkeit einer gewissen Schwächlichkeit nachzugeben, die jeden kleinen Anstoß von außen sofort zu einer Staatsaktion aufbauscht, zu einem Angriff auf das innerste Lebenszentrum. Solcher Naturen mag es heute mehr denn früher geben. Aber um so mehr erwächst dem Erzieher die Pflicht, sie zu erkennen und ihr Wesen sorgfältig zu erforschen, um sie von dieser Schwäche zu befreien.

Dazu gehört vor allem, daß der Erzieher Autorität besitzt und Liebe genießt. Nur wo diese Bedingungen zutreffen, erschließt sich ihm die Seele des Zöglings. Aber hier liegt der Haken. Ein preußischer Kultusminister hat vor nicht langer Zeit treffend hervorgehoben, daß unsere Schulen, namentlich die höheren, wohl vortreffliche Gelehrte, aber wenig Erzieher besäßen; Erzieher, fügen wir hinzu, die das Vertrauen ihrer Zöglinge besitzen, die nicht strenge Richter und Vorgesetzte, sondern gute Kameraden ihrer Schüler sind. Dabei braucht die Autorität keineswegs zu leiden. Gewisse Grenzen, die ein feiner Takt zwischen Er-



wachsenen und Unmündigen zieht, brauchen deshalb nicht verwischt zu werden. Nur wo dieses Vertrauensverhältnis herrscht, ist eine tiefere Beeinflussung der jugendlichen Gemüter möglich und die rechte Behandlung der verschiedenen Naturen, in der ein feiner pädagogischer Takt die Führung hat. Die Herbeiführung eines solchen kameradschaftlichen Verhältnisses muß das Ziel eines jeden Lehrers sein, der Erzieher sein will und nicht bloß Stundenhalter. Und er hat ein vorzügliches Mittel, sich der Jugend zu nähern, in der Hand, wenn er auf ihre Spiele eingeht, sich an ihren Wanderungen beteiligt, kurz, möglichst mit und unter ihnen lebt, so wie es vielfach in England und in Deutschland, namentlich in den vortrefflich bewährten Landerziehungsheimen, der Fall ist.

Wenn wir erst dahin gekommen sind, dann wird von selbst die Frage des Züchtigungsrechts als eine kleine beiseite geschoben sein. Wir können aber erst dahin gelangen, wenn wir die großen Schulkasernen in kleinere Schulgemeinden auflösen, wenn wir die Schülerzahl in den einzelnen Klassen herabsetzen, damit der Lehrer seine Zöglinge kennen lernen kann, wenn nicht jedes Jahr mit dem Wechsel der Klassen ein Lehrerwechsel eintritt, kurz, wenn mit der Forderung, „Erziehungschulen" einzurichten, ernst gemacht wird. Wo solche jetzt schon bestehen, sind körperliche Strafen so gut wie verschwunden. Man kommt sehr gut auch ohne sie aus. Aber, es sei nochmals betont, nur dann, wenn der Erzieher die jugendliche Schar in seiner Hand hat, weil sie ihn liebt und ihm ihr ganzes Vertrauen schenkt. Wo der Lehrer prügeln muß, suche er immer zuerst die Schuld in sich: in seinem langweiligen Unterricht, der das jugendliche Ungestüm herausfordert, in seiner mangelnden Kenntnis der Schülerindividualitäten und der häuslichen Zustände, in dem Mangel an kameradschaftlichem Sinn, in dem falschen Verhältnis, das zwischen Lehrer und Schüler herrscht. Die lockere Hand des Lehrers, die sich rasch hinreißen läßt, innerem Unmut Ausdruck zu geben, kann nicht das Ideal des Erziehers sein. Ihm schwebt ein anderes Bild vor, das in der festen, konsequenten Führung besteht, die von der Liebe zur Jugend, von innerer Herzensgüte und Langmut getragen ist und darum Zwangsmittel roherer Art entbehrlich macht.

Fackel und Flamme.

Bühnentechnische Plauderei von Kgl. Maschineriedirektor Hofrat Fritz Brandt.

In allen Betrieben ist man seit dem Zustandekommen unserer Arbeiterschutzgesetzgebung bemüht, die Gefahren durch allerhand Schutzmaßregeln und Vorschriften zu vermindern und möglichste Sicherheit für die Beteiligten bei Ausübung ihrer Berufstätigkeit zu schaffen. Mit ganz besonderem Nachdruck hat dies in sogenannten gefährlichen Betrieben zu geschehen, wie Bergwerken, Eisenbahnen, chemischen und industriellen (mit komplizierten Maschinen arbeitenden) Unternehmungen, wo einmal die Riesensumme aufgespeicherter und gefesselter Kräfte und dann die gefährlichen Eigenschaften der verarbeiteten Stoffe die ständige, angespannteste Aufmerksamkeit aller Bediensteten erfordert. Wenn auch nun dank der gesetzlichen Schutzmaßregeln die Unglücksfälle mehr und mehr, selbst bei den gefahrvollsten Betrieben (z. B. Pulverfabriken, Fabriken ätherischer Oele), abgenommen haben, so sind sie doch in Anbetracht des Wertes jedes einzelnen Menschenlebens immer noch bedeutend genug und zugleich eine Mahnung, die Schutzmaßregeln immer noch intensiver zu gestalten, ohne freilich dabei den Betrieb zu hemmen.

Auch die Theater gehören zu den gefährlichen Betrieben. Hier lassen sich die Schutzmaßregeln in zwei Kategorien teilen. Einmal solche, die sich gegen Unglücksfälle richten, die der Bühnenbetrieb für die Angestellten durch seinen ganzen komplizierten Mechanismus mit sich bringt. Man denke nur an die Versenkungen, die Flugwerke, gewisse szenische Vorgänge, wie Verwandlungen, Einstürze, Feuersbrünste, Blendung durch Blitze oder plötzliche Verdunklung der Bühne. Hierbei Schutzmaßregeln zu treffen, ist freilich dadurch besonders erschwert, daß durch sie der Betrieb nicht nur nicht gehemmt, sondern daß vor allem die Schönheit und der künstlerische Wert der Darstellung in keiner Weise gestört werden darf, ein Gesichtspunkt, der für andere Betriebe völlig in Wegfall kommen kann. Aber gerade durch ihn wird eine ausreichende Schutzvorrichtung auf der Bühne oft unmöglich gemacht, und man muß sich auf die eigene Vorsicht der in Betracht kommenden Personen und ihre Vertrautheit mit ihrem Arbeitsgebiet vollständig verlassen.

Die zweite Kategorie von Schutzmaßregeln beim Theater richtet sich nun gegen den gefürchtetsten Feind, gegen die Feuersgefahr.

Im allgemeinen ist durch die Theaterverordnung vom Jahre 1889 (Bau- und Betriebsvorschriften), die das Ergebnis eingehender Beratungen von Sachverständigen darstellt, mit den Versäumnissen früherer Jahre in bezug auf die Sicherheit der Besucher und der Beschäftigten ziemlich aufgeräumt worden, und zwar durch Bestimmungen für richtig angelegte, ausreichende Verkehrswege, Ausgänge, Treppen, Schutz gegen Verqualmung, Zuführung frischer Luft, Notbeleuchtung, Löschvorrichtungen, Verwendung feuersicheren Materials usw.

Schwieriger war es, der durch die im Bühnenraum verwendeten Vorrichtungen ständig drohenden Feuersgefahr beizukommen.

Zwar ist dieser Brandherd durch den eisernen Vorhang schnell vom Zuschauerraum zu trennen, und eine Anzahl von Maßnahmen gehen darauf aus, die ihm innewohnende Feuergefährlichkeit zu vermindern. Dazu gehören ausreichende Löschvorrichtungen und Regenvorrichtungen, Ersatz der Holzkonstruktionen durch Eisen und Verwendung von möglichst schwer entflammbaren Materialien, eine ständige Aufsicht durch Feuerwächter und dann vor allem die Einschränkung in der Verwendung von Feuerwerk, Leuchtgas und explosionsfähigen Stoffen, wie Petroleum, Spiritus, Benzin usw.

Es ist nicht zu leugnen, daß hierdurch die Gefahren schon beträchtlich vermindert sind, aber die Hauptursache für die Entstehung der Brände bleibt trotz alledem noch bestehen, solange noch eine offene Flamme, in welcher Form es auch sei, auf der Bühne verwendet wird.



In dem Gefühl, daß dies nicht zu vermeiden sei, hat man zur Sicherung gegen etwaige dadurch mögliche Katastrophen auf die verschiedenste Weise versucht, die leicht feuerfangenden, für die szenischen Vorführungen nicht zu entbehrenden Stoffe, wie Gaze, Schleierwolken, Leinwand- und Papierdekorationen, Girlanden usw., auch ähnliche Kostümstoffe durch Imprägnierung schwer entflammbar zu machen, jedoch ohne nachhaltigen Erfolg. Die Imprägnierung aller Dekorationen ständig wirksam zu erhalten, hat sich als undurchführbar erwiesen. Ja, man hat mit Anwendung des Imprägnierungsverfahrens in mancher Hinsicht die Gefahren nur vergrößert, indem nun im Vertrauen auf die Imprägnierung eine gewisse Sorglosigkeit und Unvorsichtigkeit aufkamen, die bei der oben angedeuteten zeitlich beschränkten Haltbarkeit der Imprägnierung sehr bedenklich waren. Neben dieser fragwürdigen Zuverlässigkeit hat sich die Imprägnierungsmasse durch gewisse in ihr enthaltenen Salze, die sich staubartig der Luft mitteilen, als außerordentlich nachteilig für die menschlichen Atmungsorgane erwiesen.

An sich wäre ja aber auch mit diesem Verfahren die eigentliche Ursache der Feuersgefahr auf der Bühne nicht einmal beseitigt. Um dieser Gefahr wirksam zu begegnen, muß das Uebel an der Wurzel selbst angefaßt werden, und diese ist die offene Flamme in jeglicher Form. Sie gilt es ganz und gar von der Bühne zu verbannen. Gelingt dies — und das werden die nachstehenden Ausführungen darzutun versuchen — so wird die nahezu schon sprichwörtliche Feuergefährlichkeit der Theaterbühne auf das Maß zurückgeführt sein, das jedem für Betriebszwecke unter Heranziehung eines größeren Personals benutzten Gebäude trotz aller Vorsichtsmaßregeln innewohnen muß.

Das für die szenische Darstellung von brennenden Häusern, Wachtfeuern, Scheiterhaufen, Höllenfeuer, wabernder Lohe, fließendem Erz und dergleichen verwendete Material ist hauptsächlich Spiritus in Verbindung mit Lycopodium (Bärlappsamen) unter Hinzutritt von Luftstrom.

Solange diese Flammen noch an einer bestimmten Stelle der Bühne bleiben und hier gegen die weitere Umgebung durch Dekorationstücke (Felsen, Balken usw.), die aus unverbrennlichen Stoffen wie Blech und Asbest bestehen oder durch einen Kalkanstrich feuersicher gemacht sind, abgesperrt werden, ist ihre Gefährlichkeit bis zu einem gewissen Grad im Zaum gehalten.

Ganz anders wird dies aber bei den in den Szenerien verwendeten und von Ort zu Ort getragenen offenen Flammen. Es sind dies die einfachen Stearin- oder Wachskerzen auf Handleuchtern, die Oellampe, die Stearin- oder Wachsfackel, bei der viele Dochte vereinigt sind, um die größere Flamme zu ergeben, und ebenso die Spiritusfackel, bei der ein in Spiritus getränktes Dochtbündel oder ein Schwamm die größere Flamme zu erzeugen hat.

Auch die sogenannte Smaragdfackel ist zu erwähnen; hier ist der die Flamme speisende Spiritus in Gallertmasse gebunden, wodurch wenigstens ein Ueberfließen des brennenden Spiritus vermieden wird.

Die schlimmste ist jedoch die Lycopodiumfackel, bei der Bärlappsamen beim Schwingen der Fackel durch die Spiritusflamme hindurchgeworfen wird, wobei sich das Lycopodium entzündet und so eine auflodernde Flamme bildet. Die große Gefahr hierbei ist die, daß brennende Teile des Lycopodiums weit fortgeschleudert werden.

Bedenkt man nun, zu welch vielfachem Zweck und Effekt diese offenen Flammen und Fackeln in der Szenerie angewendet werden, bedenkt man ferner, in wessen Händen diese feuergefährlichen Instrumente sich befinden, so muß man staunen, daß die auf diese Ursache zurückgehenden Unglücksfälle, wenn auch an sich häufig, doch immerhin noch verhältnismäßig selten vorkommen. Man vergegenwärtige sich nur, daß diese feuergefährlichen Requisiten sich in Händen von oft eng aneinandergedrängten Kindern (Genien), Statisten (Wachen), Darstellern aller Art befinden, die ihre Aufmerksamkeit auf die ihnen obliegende Bewegung und Darstellung konzentrieren müssen, was ihnen oft noch erschwert wird durch ihre Aufstellung auf einer auf- oder absteigenden Versenkung oder durch eine Verdunklung der Bühne und dergleichen, und die daher gar nicht beachten können, welch feuergefährliches Instrument sie in Händen haben, und man wird verstehen, wie berechtigt das Verlangen nach gänzlicher Entfernung der offenen Flamme von der Bühne ist. Was kann es Gefährlicheres in dieser Beziehung geben, als z. B., um nur einige Fälle der vielfachen Verwendung anzuführen, den Furientanz in Armide, Tänzer mit flatternden Perücken in tollem Wirbeltanz, deren Aufmerksamkeit auf die Musik und den raschen Stellungswechsel konzentriert ist, die dabei aber noch möglichst große Flammen durch die geschwungenen Fackeln erzielen sollen, um den Eindruck zu erhöhen; dazu die Umgebung von leicht brennenden, hängenden Dekorationen, Gazewolken, die bewegt werden, also ihren Platz im Raum verändern, oder aber Frauen mit offenen Haarperücken, in Gazegewändern, mit beweglichen geschwungenen Schleiern, Papierblumen im Haar, mit Spiritusfackeln in den Händen; hierzu noch Zufälligkeiten, ein Ausgleiten, Hinstürzen, ein Entfallen der brennenden Fackel, ein Zunahekommen an die Nachbarin und so noch hundert andere Fälle und Momente, wo schon durch eine einzige, einer Perücke zu nahe gekommene einfache brennende Kerze allzuleicht ein und in der Folge mehrere Menschenleben gefährdet, beschädigt oder vernichtet werden können, sei es durch die Verbreitung des Feuers oder nur durch Veranlassung einer Panik.

Aus allen diesen angeführten Gründen hätte das vernichtende Urteil über die natürliche Flamme auf offener Bühne schon längst gesprochen sein müssen, und dies um so mehr, da sie auch in künstlerischer Hinsicht durchaus zu verwerfen ist. Sie blendet das Auge des Zuschauers, sie erregt das Gefühl der Gefahr, des Unbehagens und stört im Genuß des Bühnenkunstwerks. Die natürlichen Schlagschatten, die sie verbreitet, fallen auf die gemalte Umgebung. Die durch die Malerei wirkende Dekoration erscheint in ihrem grellen Licht als flächenhafte bemalte Leinwand, ohne jede plastische Wirkung. Auf die durch die Perspektive der Malerei bewirkte Vortäuschung weiter Fernen fallen grelle Lichtreflexe und die Schatten davorbefindlicher Teile und Personen. Jede Illusion wird gestört; statt der schönen Dekoration erscheinen plötzlich hintereinanderstehende fleckige Leinwandkulissen und Schattenspiele auf dem scheinbar ferngemalten Hintergrund.

Alle diese offenkundigen und höchst bedenklichen Nachteile, als deren eigentliche Ursache man längst schon die Verwendung der offenen natürlichen Flamme erkannt hat, mußte man bis jetzt wohl oder übel mit in den Kauf nehmen, gezwungen durch das Unver-



mögen, an Stelle der natürlichen Flamme etwas in der Wirkung Gleichwertiges, aber an sich Ungefährliches zu setzen. In unseren Tagen ist es nun endlich gelungen, dieses Ziel zu erreichen und damit diesem Krebsschaden des Bühnenbetriebs beizukommen, ihm abzuhelfen und damit zugleich das Uebel der Feuergefährlichkeit, wie wir eingangs andeuteten, an der Wurzel zu fassen und zu seinem größten Teil auszureißen. Es ist geglückt, durch Anwendung der Technik im Verein mit scharfer Beobachtung der Lichtwirkungen der natürlichen Flammen diese feuergefährlichen, unkünstlerisch und störend wirkenden Vorrichtungen nicht nur künstlich zu ersetzen, sondern sie nach Erfordernis des Bühnenbildes auch ästhetisch schön und künstlerisch zu gestalten.

Auf Grund dieser Erfindung kann nunmehr in den neuen Theatervorschriften endlich das Verbot für die Verwendung offener Flammen auf der Bühne erfolgen, wie jetzt schon jede andere Beleuchtungsart als die elektrische für die Theater verboten ist. Damit aber dürfte die Wurzel aller Feuersgefahr als beseitigt erachtet werden können.

Wie bei allen Neuerungen sind zwar zurzeit die Kosten für die künstlichen Flammen und die dazu benötigten Requisiten und Apparate noch verhältnismäßig bedeutende, sie werden sich jedoch mit der allgemeinen Anwendung bald ermäßigen. Diese ist in weitem Umfang zu erwarten, da durch sie die bisherigen Betriebsunkosten nicht unwesentlich verringert werden.

Denn erstlich werden die ganz außerordentlich hohen Kosten ständiger Imprägnierung der Dekorationen wegfallen, ihre Haltbarkeit und damit die Dauer der Benutzbarkeit wird wiederhergestellt und dadurch ganz bedeutend vergrößert.

Zweitens werden die Versicherungsprämien der Theater sich infolge der nun erreichten Beseitigung der hauptsächlichen Feuersgefahr und der damit zweifellos bedingten größeren Sicherheit aller Besucher und Angestellten beträchtlich verringern.

Erwägt man ferner, daß für den künstlichen Flammenersatz nur die einmaligen Anschaffungskosten in Rechnung zu stellen und daß früher unausführbare Effekte jetzt in jeder Größe und Form gefahrlos zu bewerkstelligen sind, so verwandeln sich die Kosten in Ersparnis bei ermöglichter erheblicher Mehrleistung.

Im folgenden soll nun in Kürze eine Uebersicht der einzelnen bereits auf ihre Brauchbarkeit und täuschende Wirkung erprobten Ersatzmittel für die verschiedenen bisher angewandten offenen Flammen vom einfachen Stearinflämmchen an bis zum wogenden, alles verzehrenden Glutmeer eines brennenden Riesenscheiterhaufens gegeben werden. Beginnen wir mit dem einfachsten.

Zum Ersatz der Stearin- und Wachskerze dient eine künstliche Kerze aus Porzellanrohr, an deren oberem Ende eine spitze, gelb gefärbte und gemalte Glühlampe sich befindet. Diese wird mittels kleiner, im Leuchterfuß verborgener Akkumulatoren gespeist. Ebenso tritt an Stelle der Oeldochtflamme eine kleine, entsprechend rötlich gefärbte Glühlampe.

Die frühere Wachsfackel wird auf ganz ähnliche Weise durch eine Glühlampe ersetzt, die von unregelmäßigen, lanzettförmigen, spiralig gewundenen oder geknitterten und durchbrochenen Metallkörpern umgeben ist, die auf feinen, sehr beweglichen Stahlfedern befestigt sind. Diese vibrieren bei der geringsten Bewegung der Hand oder des Armes und verbreiten reflektierend vielfach das Lampenlicht, wodurch der Eindruck einer hell brennenden Flamme hervorgerufen wird.

Der Ersatz der Spiritusfackel, bei der es auf die größere Flamme ankam, besteht aus mehreren, verschiedenfarbigen Glühlampen, die sich mittels eines kleinen Motors im Fackelschaft bewegen, und die gleichfalls wieder von auf Federn ruhenden glänzenden und zitternden Metallstreifen umgeben sind. Zur Erhöhung der Wirkung können hier noch flammenartig gefärbte Vogelfedern zur Verwendung gelangen, die durch einen Motor unregelmäßig drehend oder auf und ab tanzend erhalten werden, oder es werden zum gleichen Zweck noch federnde lange Prismen und kleine Spiegel angebracht. Durch letztere Vorrichtung wird das Licht vielfach in ständigem Wechsel reflektiert und dadurch eine flackernde, auch funkensprühende Wirkung erzielt.

Eigentliche lodernde Flammen werden schließlich erzeugt durch seidene, flammenähnlich geschnittene Bänder, die, vielfarbig wechselnd, elektrisch beleuchtet und durch einen starken Luftstrom — mittels eines Ventilators erzeugt — flatternd bewegt werden.

Zur Erhöhung des Effektes, zur Vervollständigung der naturwahren Wirkung und zur Erzielung von Rauch und Qualm wird elektrisch beleuchteter Wasserdampf zugeführt, während durch fliegende Papierschnitzel, die in den Luftstrom gebracht werden, natürlich wirkende Funken erzeugt werden.

Alle diese geschilderten Ersatzmittel der offenen Flamme sind bereits vielfach auf Theaterbühnen in Gebrauch und haben hier durchaus die „Feuerprobe" bestanden, nachdem die ersten eingehenden Versuche auf ihre Brauchbarkeit in der weitestgehenden und mannigfachsten Anwendung auf der Bühne des Königlichen Opernhauses in Berlin überraschend günstige Resultate geliefert hatten.

Alle diese Erfindungen sind vollauf befähigt, die offene Flamme gänzlich von der Bühne zu verbannen, da sie alles, wo es auf Flammenwirkung ankommt, täuschend wiederzugeben vermögen. Und wie prächtig die Wirkung der Ersatzmittel (für Fackeln und Feuer) bei Wacht-, Kamin- und Herdfeuern, bei Opferflammen und Feuerbecken, bei brennenden Gebäuden und Scheiterhaufen oder beim lohenden Feuerzauber am Brünhildenstein ist, das werden viele Besucher des Berliner Opernhauses in der Erinnerung an Aufführungen von „Sardanapal" (Scheiterhaufen), „Götterdämmerung" (Scheiterhaufen), „Walküre" (Herdfeuer und Feuerzauber), „Evangelimann" (brennende Scheune), „Salome" (Opferbecken) u. a. m. aus eigener Anschauung bestätigen können.

Vielleicht wird sogar manch einer von ihnen erst durch diese Ausführungen auf den Gedanken kommen, damals nicht wirkliche Flammen, wie er geglaubt hat, gesehen zu haben, sondern an deren Stelle ihren ungefährlichen Ersatz aus Glühlampen, Metallflittern, Seidenbändern und Wasserdampf. Wenn dies tatsächlich der Fall war, so wäre das Endziel dieser Erfindungen erreicht. Die vollständige Täuschung des Zuschauers dürfte freilich bei der an sich in ihrer Anwendung noch jungen Erfindung in jedem Fall und auf jeder Bühne nicht immer glücken. Sie aber im einzelnen so auszugestalten und zu vervollkommnen, daß ihre Wirkung unfehlbar der Wirklichkeit nahekommen muß, ist eine Aufgabe, an der man rastlos weiterarbeitet, und deren Lösung in absehbarer Zeit erreicht sein wird.



Reisezeit und Reiseziele.

Plauderei von Victor Ottmann.

Es soll Kaufleute geben, die Eismaschinen nach Grönland und Winterpelze nach dem Kongostaat exportieren und sich dann wundern, wenn der Absatz zu wünschen übrigläßt, und es gibt Vergnügungsreisende, die zu den unmöglichsten Jahreszeiten Reisen unternehmen und sich wundern, daß sie erst vergnügt werden, wenn sie wieder zu Hause angelangt sind. Auf zehn enttäuschte Reisende kommt allerdings immer nur einer, der den Mut hat, seine Enttäuschung offen zu gestehen. Es ist in der Tat merkwürdig, welche Scheu selbst durchaus aufrichtige Menschen davor haben, von ihrem Reisemißgeschick zu sprechen, und wie sehr sie bestrebt sind, alles Wetterpech durch umfangreiche Retuschen in ein anmutiges Bild zu verwandeln, obwohl es ein leichtes wäre, an Hand der amtlichen Wetterberichte das Unwahrscheinliche dieser Veredelungstaktik nachzuweisen. Es gibt eben Enttäuschungen, die der Mensch nur ungern eingesteht. Der Knabe, der seine ersten Rauchversuche macht, bisse sich lieber die Zunge ab, als daß er zugäbe, wie niederträchtig schlecht die Zigarre schmeckt, und wer sich im Orient für ein Sündengeld einen angeblich uralten Teppich aufschwatzen ließ und erst zu Hause dahinter kommt, wie er übers Ohr gehauen wurde, birgt das Geheimnis tief in seiner Brust.

Wie kommt es nun aber, daß zahllose Reisende sich offen oder heimlich den Vorwurf machen müssen, daß das bescheidene Maß des genossenen Vergnügens in so schlechtem Verhältnis zum Kostenaufwand stand? Einfach deshalb, weil sie ihre Reiseziele nicht in Einklang brachten zur Reisezeit und Erwartungen hegten, die nach den Naturgesetzen schlechterdings nicht erfüllt werden konnten. Am meisten trifft das auf die verfrühten Reisen nach dem Süden zu, und daran sind die auf übertrieben günstigen Vorurteilen beruhenden Anschauungen über das Klima südlicher Gegenden schuld. Es sollte doch bald allgemein bekannt sein, daß es ein Land ohne Winter in Europa und auch im nordwestlichen Afrika nicht gibt, und daß dort nur von milden Formen des Winters die Rede sein kann. Wer dem Winter gänzlich entgehen will, muß schon ungewöhnlich günstig gelegene Gebiete des tieferen Südens aufsuchen, etwa Madeira, die Kanarischen Inseln oder Oberägypten, aber selbst dort sind recht kühle Tage keine Seltenheit. Man sollte auch das Klima großer Länder nicht zu sehr in Bausch und Bogen beurteilen. Nehmen wir zum Beispiel das Hauptreiseland des Südens: Italien. Immer noch glauben unendlich viele, in Italien herrsche der legendenhafte „ewige Frühling", von dem die Dichter singen, und den es, nebenbei bemerkt, nirgends auf dem Erdball gibt. In Wirklichkeit besitzt Italien keine einheitlichen klimatischen Verhältnisse; man findet dort im Winter und Vorfrühling schroffe Extreme, nicht etwa nur im Vergleich zwischen Nord- und Süditalien, sondern auch auf engbegrenzten Gebieten. Der Italienwanderer sollte in der jetzigen Jahreszeit also nicht auf gut Glück losfahren, in der irrtümlichen Meinung, daß Italien überall das sonnige Italien wäre, sondern sollte sich erst darüber vergewissern, in welchen Gegenden des Landes nach der allgemeinen Wetterlage mit einiger Sicherheit auf Sonnenschein und Wärme zu rechnen ist.

Ferner kommt auch gerade bei Italienreisen sehr viel darauf an, welche besonderen Zwecke der Reisende verfolgt. Für den Leidenden, der den größten Teil der Zeit im Hotel verbringt und nur in den Stunden der stärksten Sonnenwirkung im Freien sitzt, ist in den großen Hotels der Riviera und Mittel- und Süditaliens selbst dann aufs beste gesorgt, wenn einmal ein ungewöhnlich strenger Südwinter herrscht. Ebenso wird der Erholungsuchende, der nur die komfortablen Saisonhotels besucht und keinen anderen Wunsch hat, als ein paar Wochen beschaulich zu leben, andere Luft zu atmen, andere Menschen zu sehen, im bequemen Korbsessel unter dem Glasdach der Veranda zu plaudern und mondaines Treiben zu beobachten, gerade dem Winter und Vorfrühling in Italien ganz besondere Reize abgewinnen. Aber der eigentliche Tourist, der von Ort zu Ort ziehende Wanderer, verlegt seine italienische Reise zweifellos am besten in die warme Jahreszeit, auf den Frühling oder Herbst. Er wird sonst alle Schattenseiten des Landes in empfindlicher Weise zu spüren bekommen, zumal wenn er nur in bescheidenen Gasthäusern absteigt. Ueberall weht ihm ein eisiger Hauch entgegen, aus dem natürlich ungeheizten Zimmer des Albergo, dessen Steinfliesenboden von keinem Teppich geschützt ist, so gut wie aus den Kirchen, Museen und Speisehäusern. Man muß aber auch vor Antritt so frühzeitiger Reisen in Betracht ziehen, daß die italienische Natur — von wenigen ganz besonders günstig gelegenen Landstrichen abgesehen — ihren Reiz erst im Frühling zu entfalten beginnt, und daß in einem Lande, dessen Bevölkerung in einem so innigen Verhältnis zur Natur steht, auch das ganze öffentliche Leben und Treiben erst mit Beginn der warmen Jahreszeit seine charakteristische Note erhält.

Als Winterreiseland par excellence gilt Aegypten. Schon Anfang März beginnt dort die Saison schnell abzuflauen. Aber auch in Aegypten gibt es auf verhältnismäßig kleinen Gebieten schroffe klimatische Unterschiede. Es kommt häufig genug vor, daß die Reisenden bei der Ankunft in Alexandrien enttäuscht ausrufen: „Wie, das soll Aegypten sein, das Land der Sonne? Dieser schauderhaft kalte Wind, dieser peitschende Regen?" Die Deltaküste entbietet ihnen ihr böses Willkommen, aber ein paar Stunden später, in Kairo, verwandelt der trockene, warme Hauch der Wüste die anfängliche Enttäuschung in Wohlbehagen. Doch auch Kairo hat mitunter seine Winterlaunen, und es gibt dort Tage, an denen man die Mitnahme warmer Garderobe sehr zu schätzen weiß. Bei der Gelegenheit sei eine Regel in Erinnerung gebracht, gegen die sich die Südlandfahrer, nicht zuletzt die Damen, zu ihrem Schaden so häufig versündigen: selbst im Frühling muß auf allen Reisen nach dem Süden außer den leichteren Bekleidungstücken stets warme Wintergarderobe mitgenommen werden; denn sind die Tagesstunden auch häufig recht heiß, so setzt nach Sonnenuntergang ebenso häufig empfindliche Kälte ein. Das gilt ganz besonders auch für Seereisen, speziell im Mittelmeer.

Die neuerdings als Reiseziele mit Recht so beliebt gewordenen Länder Algerien und Tunesien sind ausgesprochene Frühlings- und Herbstreiseländer, also am



besten im April und Mai oder September und Oktober zu besuchen. Für Winterreisen eignen sie sich mit Ausnahme der klimatisch günstig gelegenen Städte Algier und Tunis absolut nicht, da in dem hochansteigenden Steppenland bis in die Sahara hinein eine sehr unangenehme Kälte mit schneidenden Winden herrscht und selbst im Vorfrühling noch gefrorene Fensterscheiben des Morgens keine Seltenheit sind.

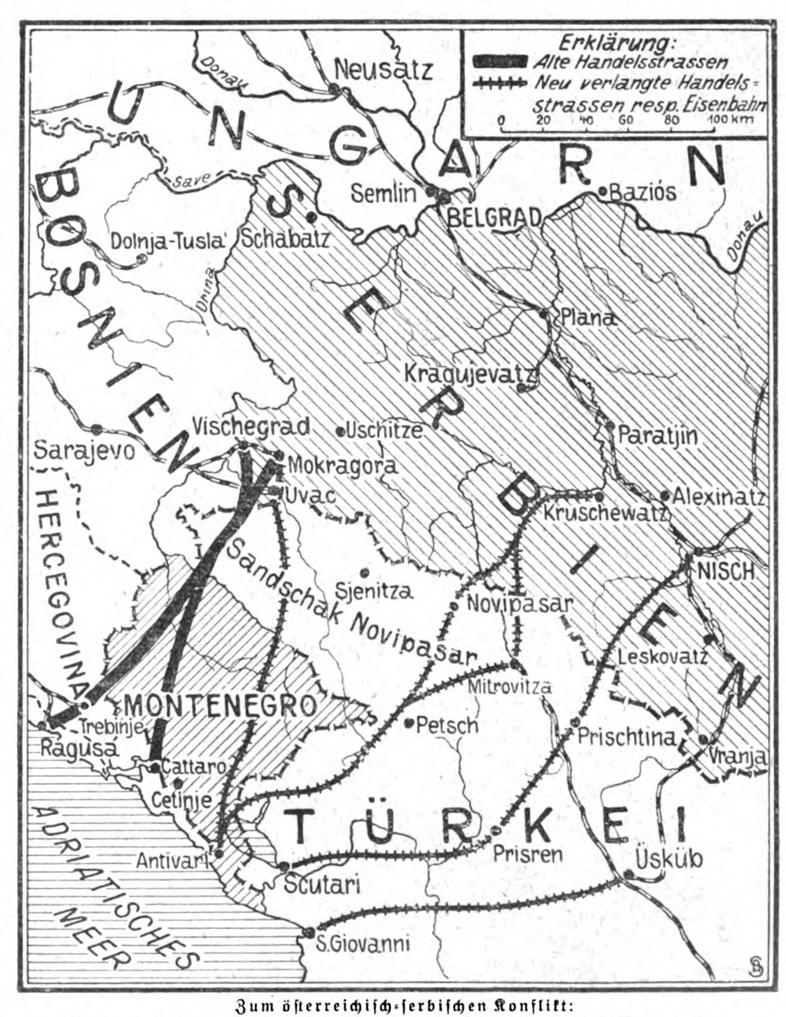
Von den Inseln des Mittelmeers kommt außer Sizilien am meisten das noch viel zu wenig gewürdigte Korsika in Betracht. Korsika weist als Hochgebirgsland ebenfalls starke klimatische Unterschiede auf, so daß die Insel zwei Reisezeiten hat: eine im Winter und Vorfrühling für den Küstenkurort Ajaccio und eine im Frühling, Sommer und Herbst für das gebirgige Innere. Ajaccio liegt höchst günstig und erfreut sich eines milden, allerdings durch reichlichen Regen beeinträchtigten Winters; aber schon um Mitte Mai wird die Temperatur dort fast unerträglich, und die großen Hotels schließen dann ihre Pforten. Das Hochland dagegen fängt um diese Zeit erst an, sich in Frühlingsschmuck zu werfen, und Hochgebirgspartien werden nur von Mitte Juni bis September unternommen. Für den Touristen passen in Korsika die Monate April bis Juni oder September und Oktober am besten.

An der Riviera werden zu Beginn des Frühlings fast alle Kurhotels geschlossen, und nur an jenen Orten, die, wie Nizza und Monte Carlo, dank besonderen Anziehungskräften, das ganze Jahr hindurch Besuch empfangen, bleiben manche großen Hotels ständig geöffnet. Die Monate April und Mai sind am Littoral wohl die schönsten, freilich nur für den Naturfreund, denn wen das mondaine Leben mehr interessiert, kommt dann schon zu spät. Die gleiche Zeit, bis zum Juni verlängert, empfiehlt sich auch für den Besuch der Provence. In den französischen Pyrenäenprovinzen entwickelt die Natur ebenfalls erst im Frühling ihren vollen Reiz; für die Seebäder kommt natürlich nur der Sommer in Betracht. „Fern im Süd das schöne Spanien" ist, was das Wetter betrifft, keineswegs so schön, wie die Romantiker es sich träumen ließen; im Gegenteil, es gibt in Europa kein zweites Land mit so tückischen Wetterlaunen wie Spanien. Davon macht nur der südliche Zipfel zwischen Sevilla und Malaga eine Ausnahme, der allenfalls auch im Winter, viel besser aber erst um Ostern herum, bereist werden kann.

Die österreichisch-ungarischen Küstenländer Istrien und Dalmatien eignen sich vortrefflich zu Frühlings- und Herbstreisen, können jedoch auch den ganzen Sommer über besucht werden. In Griechenland ist vor dem Winter zu warnen. Tritt er in der attischen Ebene auch nur sehr milde auf, so wird er doch sehr unangenehm durch heftige Stürme. Die beste Zeit fällt auf Mitte März bis Anfang Mai, dann wieder auf den Spätherbst. Der Sommer ist in dem schattenlosen Athen für den Nordländer fast unerträglich heiß, obwohl der Hellene erst dann so richtig auftaut. Für die kleinasiatische Küste kommt ebenfalls der Frühling am meisten in Betracht, während Konstantinopel erst im vorgerückten Frühling oder Frühsommer vollen Genuß bietet. Diese Tatsache scheint erstaunlich vielen Landsleuten unbekannt zu sein, denn sonst würden sie nicht schon im März den Dampfern am Galatakai mit — Tropenhelmen und weißen Leinenanzügen entsteigen und als Gegenstände stiller Heiterkeit frierend durch die Gassen ziehen. Nirgends ist die schlechte Jahreszeit so unangenehm zu ertragen wie in Konstantinopel, dagegen kann die Stadt auch den ganzen Sommer hindurch besucht werden, da die Hitze sich nicht lästiger bemerkbar macht als bei uns.

Unsere Bilder

Der Kaiser in Bremen (Abb. S. 442). Der Kaiser nahm in Wilhelmshaven die Vereidigung von 1300 Marinerekruten vor. Im Anschluß daran besuchte er auch Bremen, wo unter Teilnahme der Bürgermeister Marcus und Pauli und vieler Mitglieder des Senats im Ratskeller ein Frühstück eingenommen wurde.



Zum österreichisch-serbischen Konflikt:
Die von Serbien verlangten Verbindungswege zum Adriatischen Meer.

Der Präsidentenwechsel in Nordamerika (Abb. S. 443) fand verfassungsgemäß am 4. März statt. Kurz vorher hatte Theodor Roosevelt noch einmal Gelegenheit, die oberste staatliche Gewalt zu repräsentieren. Er begrüßte die von ihrer Weltumseglung heimgekehrte atlantische Flotte der Vereinigten Staaten. Kurz darauf übergab er seinem Nachfolger Taft die Präsidentschaft. Zugleich trat James S. Sherman sein Amt als Vizepräsident der Republik an. In seiner Inauguralrede entwickelte der neue Präsident Taft sein politisch-wirtschaftliches Programm. An der Spitze des neuen Kabinetts stehen Philander C. Knox als Staatssekretär des Aeußern und Richard Ballinger als Staatssekretär des Innern.

König Eduards VII. Reise nach Biarritz (Abb. S. 442) führte den englischen Monarchen über Paris. Er übernachtete dort und benutzte die Gelegenheit, dem Präsidenten Fallières einen Besuch abzustatten, der dadurch nichts an Herzlichkeit verlor, daß das strenge Inkognito des Königs eine offizielle und feierliche Begrüßung nicht zuließ.

Der König der Belgier (Abb. S. 441) verlebt mehrere Wochen jeder Saison in seiner Villa am Kap Ferrat bei Nizza. Von dort aus besucht er häufig die in der Nähe gelegenen Orte der Riviera. Insbesondere das Publikum Nizzas bekommt die markante Gestalt des greisen Monarchen oft zu sehen.

Die territorialen Ansprüche Serbiens (Karte S. 439). Serbien hat noch immer nicht durch eine unzweideutige Erklärung auf seine territorialen Ansprüche verzichtet. Die Träume von einem auch Montenegro, Altserbien, Bosnien, die Herzegowina, Kroatien und Dalmatien umfassenden Großserbien sind nicht besonders aktuell; wohl aber das Verlangen Serbiens nach einem entweder an der bosnisch-herzegowinischen Grenze gelegenen oder durch das türkische Sandschak Novibazar geführten Gebietsstreifen, der Serbien mit Montenegro und dem Meer verbinden soll.

General d'Amade (Abb. S. 442), der bisherige Oberbefehlshaber der französischen Streitkräfte in Marokko, ist über Spanien nach Frankreich heimgekehrt. Sowohl in Sevilla und Madrid wie auch auf französischem Boden wurde er mit Auszeichnung empfangen und viel gefeiert.

Eine wichtige Sitzung des dänischen Parlaments (Abb. S. 445) hatte die Ausgestaltung der dänischen Wehrmacht zum Gegenstand. Die Regierung hatte mehrere Gesetzentwürfe eingebracht, insbesondere über eine bedeutende Verstärkung der Küstenverteidigung und über den Ausbau der Festungsanlagen bei Kopenhagen nach der Landseite hin. Der Landesverteidigungsminister Neergard hielt eine große Rede, in der er ausführte, daß die vorgeschlagenen Maßregeln zur Wahrung der Neutralität Dänemarks dienen sollen, während der bisherige Ministerpräsident J. C. Christensen sich mit der Landbefestigung nicht befreunden konnte.

Die Wintersportwoche in Christiania (Abb. S. 444), wohl die letzte der internationalen Sportveranstaltungen dieser Saison, ist glänzend verlaufen. An der Spitze des zahlreichen und distinguierten Publikums stand die königliche Familie, die mit reger Teilnahme den Spielen folgte. Auch der deutsche Gesandte nahm viel Interesse an den Wettkämpfen. Das hervorragendste sportliche Ereignis war das Schnellaufen um die Weltmeisterschaft; dem bisherigen Weltmeister Oskar Mathiesen gelang es, seinen Titel erfolgreich zu verteidigen. Auch norwegische Soldaten beteiligten sich an den Vorführungen und Konkurrenzen; sie leisteten in militärischen Winterübungen aller Art Hervorragendes.

Ein Wintersportfest in Kitzbühel (Abb. S. 447). Kitzbühel in Tirol ist gegenwärtig der bestbesuchte und wohl auch besteingerichtete Wintersportplatz Oesterreichs. Kürzlich fand dort ein großes Wintersportfest statt, auf dem unter anderem eine große Skisprungkonkurrenz ausgetragen wurde, in der sich die einheimische österreichische Jungmannschaft besonders hervortat. Auch das Bobsleighrennen auf der prächtigen kurvenreichen Bahn verlief sehr befriedigend.

Im Züricher Künstlerhaus ist augenblicklich eine interessante Ausstellung zu sehen (Abb. S. 446), die von dem Hochstand der modernen schweizer Kunst Zeugnis gibt. Für uns Deutsche ist ein großes Gemälde von Ferdinand Hodler besonders interessant, das den Aufbruch der Jenenser Studenten zu den Freiheitskriegen darstellt. Das Bild ist für das Universitätsgebäude in Jena gemalt.

Berliner Kunstgäste (Porträte S. 448). Selma Kurz, die beliebte Koloratursängerin der Wiener Hofoper, stellte sich in einem Konzert dem Berliner Publikum zum erstenmal vor. Das Konzert hatte noch eine zweite Attraktion: die Mitwirkung Felix Mottls, der das Philharmonische Orchester dirigierte. Beide Künstler ernteten reichen Beifall. — Julia Culp brachte den Berlinern ebenfalls einen schönen Abend. Sie trat in dem vierten Elitekonzert in den Sälen der Philharmonie auf; ihr herrlicher Mezzosopran riß das Publikum zu stürmischem Beifall hin. — In der Komischen Oper findet ein Gastspiel der lyrisch-dramatischen Tänzerin Rita Sacchetto statt, deren edle Darbietungen die Kunstfreunde Berlins schon mehr als einmal erfreut haben.

Die Toten der Woche

Generalleutnant z. D. Buko v. Krosigk, † in Berlin am 2. März im Alter von 84 Jahren.

Alexander Charpentier, bekannter französischer Bildhauer, † in Paris am 5. März.

Generalleutnant z. D. Max v. Fragstein und Niemsdorff, † in Charlottenburg am 2. März im Alter von 68 Jahren.

Gustav af Geijerstam, bekannter schwedischer Romanschriftsteller, † in Stockholm am 6. März im Alter von 51 Jahren.

Professor Alois Hauser, Konservator an der alten Pinakothek, † in München am 7. März im Alter von 68 Jahren.

Generaldirektor Paul Liebert, † in Breslau am 5. März im 64. Lebensjahr.

Generalzolldirektor Richard Lingner, † in Hamburg am 5. März im Alter von 65 Jahren.

Professor August Mau, bekannter Archäologe, † in Rom am 7. März im Alter von 68 Jahren.

Dr. J. G. Metzger, berühmter holländischer Arzt, † in Paris am 4. März im Alter von 70 Jahren.

Justizminister Refik-Bei, † in Konstantinopel am 4. März.

Henriette Ronner, bekannte Tiermalerin, † in Brüssel am 2. März im Alter von 70 Jahren.

Generalarzt z. D. Dr. Karl Seggel, † in München am 2. März im Alter von 72 Jahren.

Gräfin Luise von Welczeck, geb. Gräfin von Hatzfeldt, † in San Remo am 7. März im Alter von 57 Jahren.

Joseph Xhenemont, bekannter wallonischer Dialektdichter, † in Brüssel am 4. März im Alter von 41 Jahren.



Bilder vom Tage

Phot. Chusseau-Flaviens.

Leopold, König der Belgier, in Nizza: Der Monarch besteigt sein Automobil.

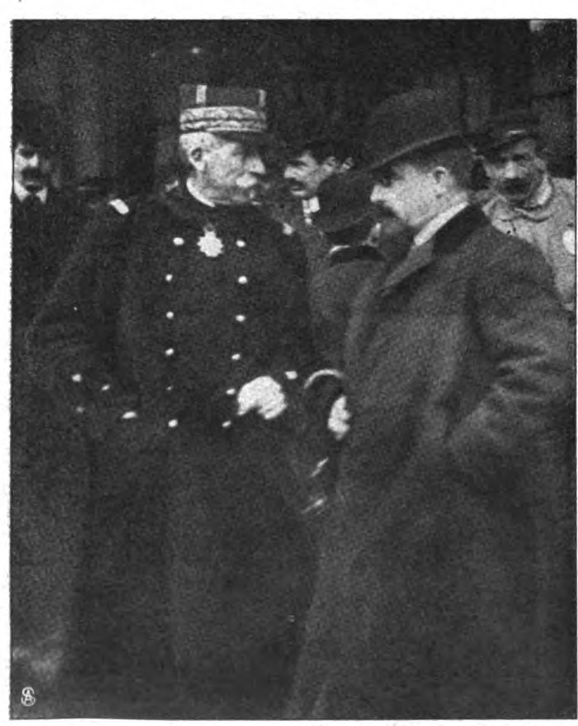
Königliche Gäste an der Riviera.





Phot. Koch.

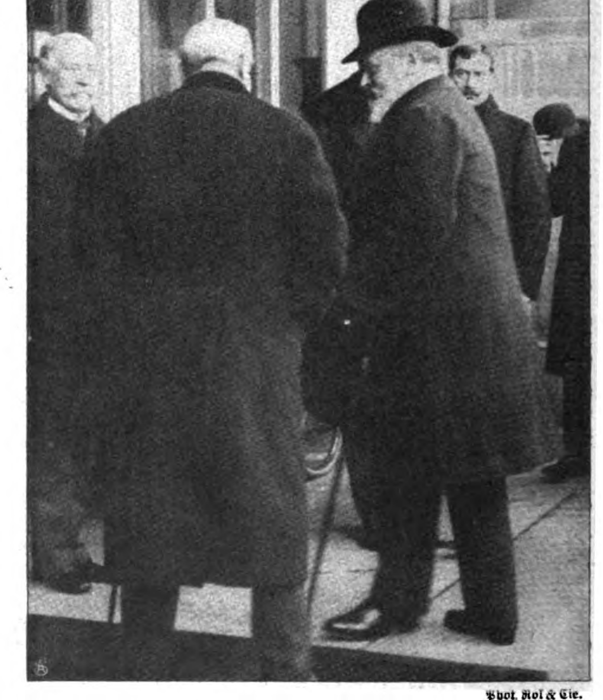
Vom Aufenthalt Kaiser Wilhelms in Bremen: Begrüßung des Kaisers (×) vor dem Bremer Ratskeller.



Phot. Abeniacar.

Zur Rückkehr des französischen Oberbefehlshabers in Marokko:

Empfang General d'Amades in Bordeaux.

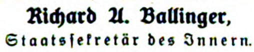


Phot. Rol & Cie.

Eduard VII. auf der Durchreise in Paris:

Ankunft des englischen Königs auf dem Nordbahnhof.





Richard A. Ballinger,
Staatssekretär des Innern.



James Schoolcraft Sherman,
Vizepräsident.



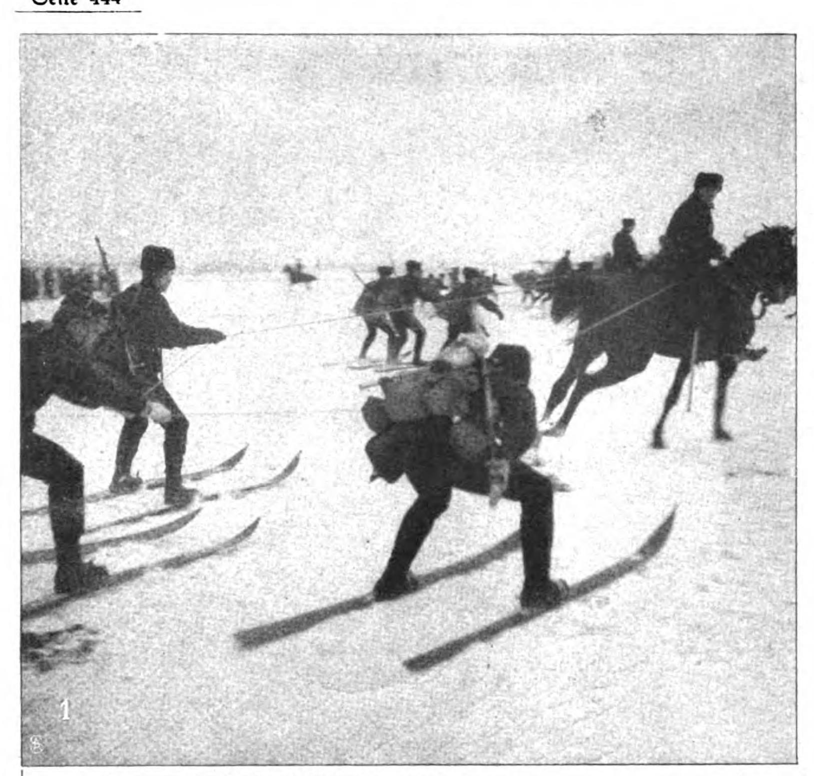
Philander C. Knox,
Staatssekretär des Aeußern.

Neue Minister in Mr. Tafts Kabinett.

Letzte Amtshandlung Theodor Roosevelts (×): Begrüßung der von ihrer Weltumseglung heimgekehrten amerikanischen Flotte an Bord der „Connecticut".

Zum Präsidentschaftswechsel in Amerika.



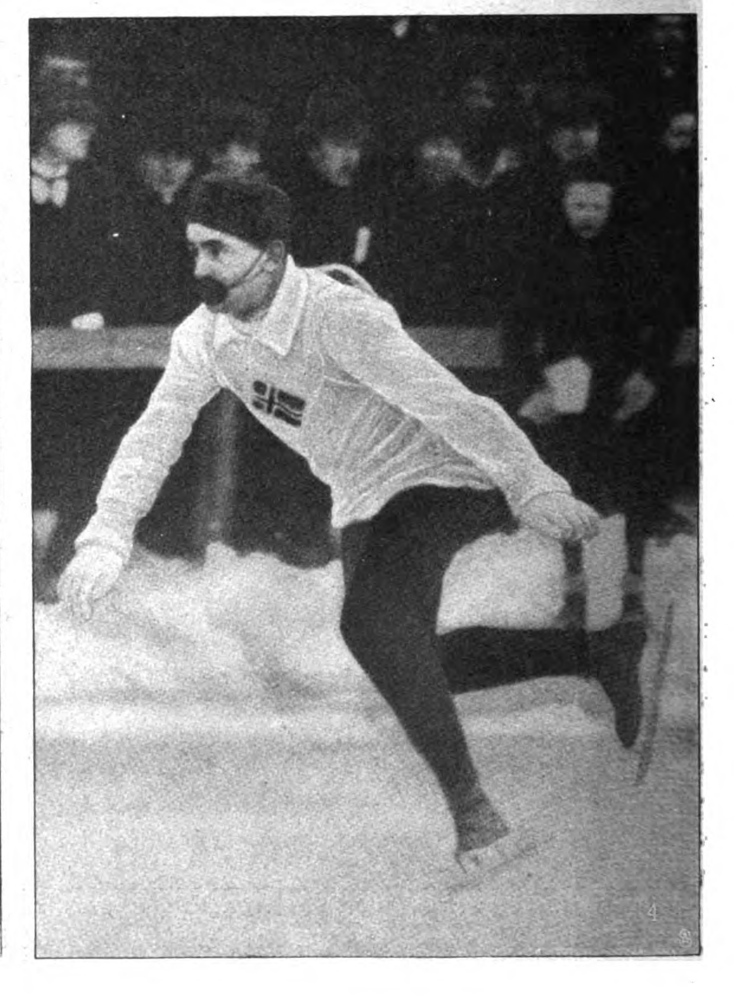




Die norwegische Wintersportwoche
in Christiania.

1. Skirennen mit vorgespannten Pferden. Phot. Wilse.
2. Königin Maud (×) als Zuschauerin bei den Wettkämpfen.
3. Der deutsche Gesandte v. Treutler im Gespräch mit Bruno Biehler-München (links), der sich in der Skisprungkonkurrenz auszeichnete. 4. Das Schlittschuhrennen um die Weltmeisterschaft: Oskar Mathiesens Start. Phot. Pestalozzi.







Phot. Aagaard.

Der frühere Ministerpräsident, jetzige Vizepräsident des Folkething J. C. Christensen (×) redet. In der Hofloge: 1. Prinz Waldemar, Bruder des Königs 2. Kronprinz Christian von Dänemark.

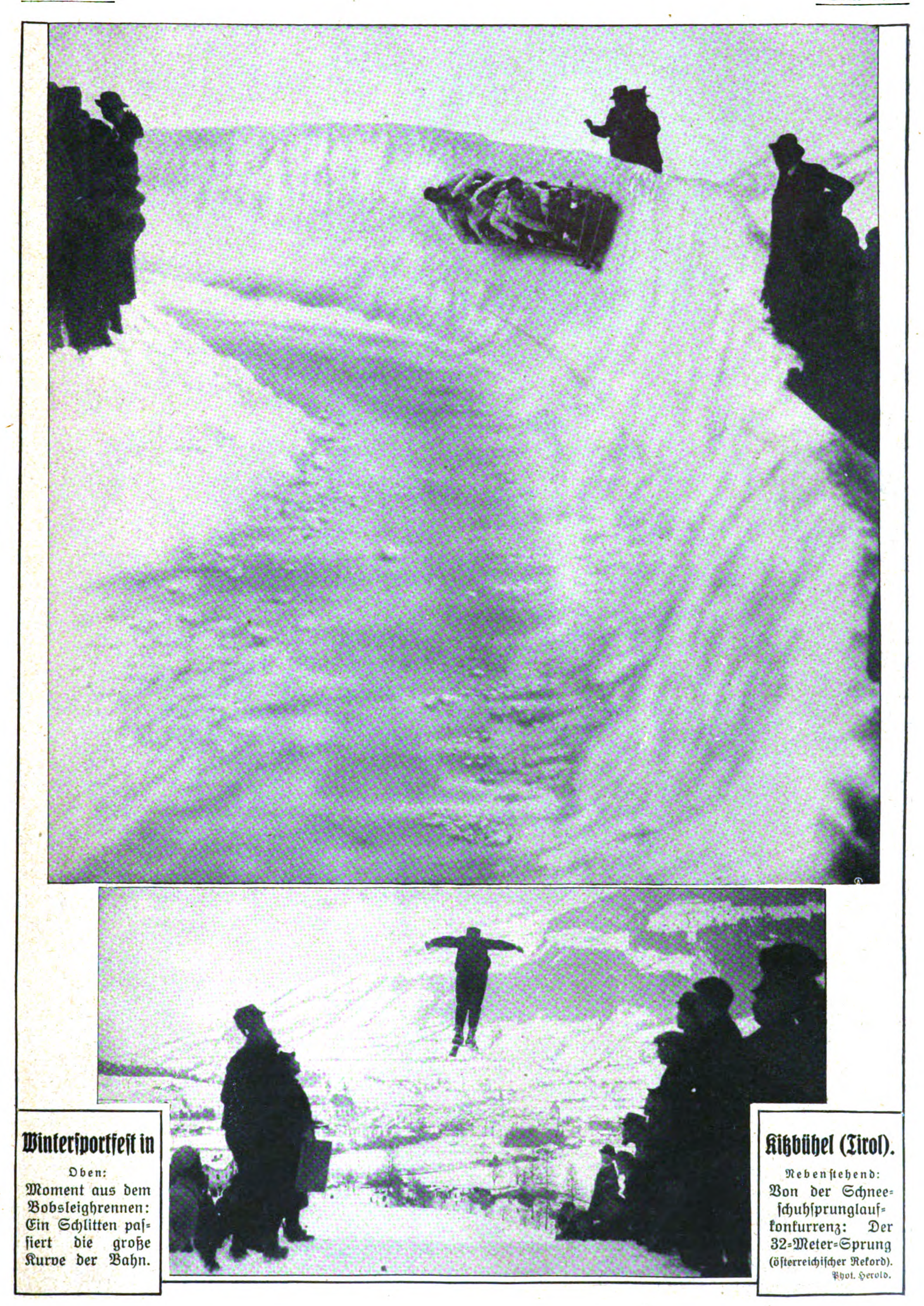
Eine wichtige Sitzung des Folkething, des dänischen Reichstags: Beratung der Landesverteidigungsvorlage.

Mit Genehmigung der Galerie Miethke, Wien

Phot. A. Krenn.

Aus dem Züricher Kunstleben: Die März-Ausstellung im Künstlerhaus.

Blick in die Ausstellung mit Ferdinand Hodlers Wandgemälde für die Universität Jena (Aufbruch der Studenten zu den Freiheitskriegen).



Wintersportfest in Kitzbühel (Tirol).

Oben: Moment aus dem Bobsleighrennen: Ein Schlitten passiert die große Kurve der Bahn.

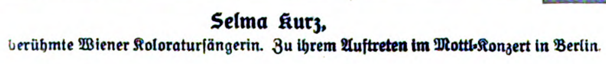
Nebenstehend: Von der Schneeschuhsprunglaufkonkurrenz: Der 32-Meter-Sprung (österreichischer Rekord). Phot. Herold.



Julia Culp, die gefeierte Mezzosopranistin, konzertierte mit großem Erfolg in Berlin.



Selma Kurz,



berühmte Wiener Koloratursängerin. Zu ihrem Auftreten im Mottl-Konzert in Berlin.

Rita Sachetto,

als Fenella in Aubers „Stumme von Portici“.



Hanseaten.

Roman von

Rudolf Herzog.

4. Fortsetzung.

Karl Twersten neigte sich zu Frau Ingeborg Bramberg hinüber und sagte: „Sie dürfen nicht traurig werden. Soll ich Ihnen etwas gestehen? Ich bin zu Ihnen gekommen, um mich bei Ihnen von — schweren Gedanken zu erholen. Um Ihre Nähe wie eine Freude zu empfinden. Wenn Sie nun traurig werden! Liebe Freundin, da ist jemand, dem ein wenig Sonne not täte. Nein, nein, wir wollen uns nicht belügen."

„Nie", sagte sie und reichte ihm die Hand hinüber. Und während sie sich tief in das Polster lehnte, und es über ihr Gesicht huschte wie aufsteigende Wärme, sagte sie nur noch ganz leise: „Wie ist das schön."

Und wieder saßen sie eine Weile, ohne zu sprechen, und die Blicke des einen schweiften still und vertraut über die Züge des anderen.

„Es ist," begann Twersten, „als ob wir so schon viele, viele Jahre gesessen hätten. Und doch ist es das erstemal, obwohl wir uns so lange schon kennen und begegnen."

„Wie oft — wer weiß es — werden wir schon so gesessen und einer auf ein Wort des anderen gewartet haben."

„Ja, heute weiß ich es. Und oft in den letzten Wochen rief ich Sie. Haben Sie es gehört, Frau Ingeborg?"

„Und ich habe Ihnen geantwortet: Komm. Wir wollen nichts mehr von unserer Zeit verlieren. Das hieße einer den anderen bestehlen. Lassen Sie mich teilnehmen an Ihrer Welt, und ich? — Ja, was bringe ich Ihnen?" — —

„Mit Ihrer Teilnahme den Segen, der mir fehlt."

Sie richtete sich auf. „Sie wissen ja gar nicht, wie ausgehungert ich bin. Wie alles in mir nach einer Betätigung drängt und immerfort und immer vergeblich drängt. Theodor Brambergs Frau. Das bin ich. Aber ihn selbst interessiert das Geschäft ja nur, wie andere ein Papier interessiert, von dem man alle halbe Jahre die Coupons abschneidet. Da hört das gemeinsame Sorgen und Wirken von selber auf, und mir bleibt nur das träge Dahinleben der Hamburger Dame aus guter Gesellschaft, die nichts anderes weiß als die soziale Stellung ihres Mannes. Ach — Sie wundern sich, weshalb ich dann Theodor Brambergs Frau wurde. Ich war ein ganz jung Ding, als ich verheiratet wurde. Und in meinen Phantasien glaubte ich, der Erbe einer solchen weltumspannenden Firma müsse ein Mann von gewaltiger Tatkraft sein. Wie Bramberg senior es war. Und der Erbe — war nur ein Erbe. Wie darf eine Frau stärker sein als der Mann."

„Sie darf auch nicht schwächer sein", sagte Twersten aus tiefem Nachdenken heraus.

„Nein," entgegnete sie rasch, „aber die Stärke, die der seinen gleichkommen soll, muß aus der Liebe herauswachsen. Und die Liebe der Frau, die Liebe, wie ich sie meine, muß von geheimer Bewunderung durchtränkt sein und wiederum von der inneren Freude: er ist so groß und stark, weil ich ihn liebe."

„Sonst aber?" — fragte er langsam.

„Sonst aber steigt man hinab in die Niederungen und hat eines Tages keine Berechtigung mehr, sich zu beklagen."

„So weit," sagte Twersten und atmete tief, „so weit sind wir noch nicht."

Und sie sprach es ihm nach: „Nein, so weit sind wir noch nicht."

„Was Sie von der Frau sagen, gilt auch vom Mann. Und wenn der Mann sich in die Niederung ziehen läßt, so gibt er nicht nur sich selbst preis, sondern auch sein Lebenswerk. Er stirbt zweimal. Einmal sich selbst, einmal der Allgemeinheit."

Er brütete vor sich hin. „Heute schrieb mir meine Frau", begann er von neuem. „Es geht ihr gut, und sie hat sich eine wundervolle Toilette gekauft. Das ist nicht einfach, und es gehört ein großer Aufwand geistiger Kräfte dazu. Und heute morgen, ja, da hatte ich eine Unterredung mit meinem Sohn, den ich sehr liebhabe, und ich konstatierte eine etwas zu starke Blutsähnlichkeit mit der Mutter, eine Ähnlichkeit, die ich nach der Hamburger Seite hin korrigieren möchte — wenn ich es kann."

„Und was konstatierten Sie an sich selbst?"

„Daß die Einsamkeit vor der Zeit alt machen kann."

„Kann! Kann! Kann!" rief sie und ging durch das Zimmer. „Sehen Sie her. Das ist eine Rose, wie Sie sie mir schenkten. Damals, an dem unvergeßlichen Tage, als ich auf Ihrer Werft tausend fortreißende, fortzeugende Stimmen um mich her vernahm. Eine volle, purpurne Herbstrose. Und wissen Sie, was Sie damals von ihr sagten? Sie sammelt alle ihre Kräfte und gibt die tiefste Farbe, den vollsten Duft her. Frühling und Sommer scheint sie noch einmal in sich zusammenzufassen!

Und Sie, der Sie dies Symbol des vollerblühten Lebens sich schufen, Sie wollen von Altern sprechen? Damals halfen Sie mir, ohne es zu wissen. Muß ich jetzt Ihnen helfen?"

Karl Twersten erhob sich. Und sie stand und sah ihm entgegen.

„Was ist das für ein herrlicher Abend", sagte er. „Und was das schönste an ihm ist — er wird nicht mehr zu Ende gehen."



Er trat an den Tisch und nahm die Blume aus ihren Händen.

„Sie heißt Herbstrose und duftet wie Frühlingsrosen. Nein, der Name besagt nichts."

Und Auge in Auge mit ihr: „Herrgott, wie jung wir sind. Und ich dachte bis heute, ich wäre fünfzig Jahre."

Sie sah ihn an und schüttelte nur den Kopf.

Da zog er ihre Hände an seine Lippen. „Du — Liebe!"

Und es kam ein Friede über sie, der voll war von Erfüllungen.

Sie saßen beieinander, wie sie vordem gesessen hatten. Aber ihre Augen hatten einen tieferen Glanz und ihre Stimmen einen volleren Klang. Und sie fühlten nicht, daß die Stunden verrannen, und sie ließen die Werft vor sich auferstehen und die Zahl der Hellinge wachsen und Kiel sich an Kiel reihen. Ein Geschwader deutscher Schiffe. Von deutschen Gedanken getragen. Zum Schutz — und zum Trutz!

Eine Uhr schlug. Die Lichter auf der Alsterfläche waren längst erloschen. Nun, als sie es gewahrten, sahen sie sich mit Erstaunen an.

„Wir haben die Abendmahlzeit versäumt", klagte sie sich an und sah erschrocken zu ihm auf. „Ich glaube wahrhaftig, du hast den ganzen Tag —"

„Und es war doch wie eine Labung, die mir beschieden war.

Er bot ihr die Hand.

„Hab Dank und gute Nacht. Keinen Wagen, bitte. Ich muß zu Fuß gehen. Ich bin ja nicht mehr allein. Gute Nacht."

„Gute Nacht", sagte sie froh und fest.

Er stand und sah auf ihre Lippen, bis ihre Lippen ganz leise zitterten.

„So tue es doch, wenn es dir wohl tut!"

„Und dir, Ingeborg?" —

„Meinst du, ich würde das sagen, wenn ich mich nicht darauf gefreut hätte?"

Da legte er seinen Mund fest auf den ihren. — —

Dann stand sie am Fenster und horchte auf seinen Schritt, bis der letzte Hall sich in der Ferne verloren hatte.

Und die Herbstluft war ihr wie stille Frühlingsluft. —

Fünftes Kapitel.

Zu Anfang Dezember zeigte Angèle ihre Heimkehr an. Die Wintersaison lockte sie nach Hamburg zurück.

„Es wird an unserem Verkehr nichts ändern", sagte Twersten auf einen fragenden Blick Ingeborg Brambergs.

Ein Abend in der Woche gehörte ihnen. Es war ein stillschweigendes Abkommen geworden. Von der Werft aus fuhr Twersten zur Brambergschen Villa, und Ingeborg Bramberg stand am Fenster ihres Zimmers und erwartete ihn. Dann speisten sie miteinander zu Abend und saßen sich bis zur späten Stunde gegenüber. Sie nannten das, ihren Feiertag halten.

Selten, daß der Hausherr zugegen war. Zuerst hatten ihn die regelmäßig wiederkehrenden Besuche Twerstens in Verwunderung gesetzt, dann fand er ein paar spöttische Bemerkungen über die neueste Bildungslaune seiner Frau und den würdigen Toggenburger Twersten. Und endlich fühlte er sich bei den endlosen Gesprächen über Handel und Wandel, Weltpolitik und Kaufmannsdiplomatie ebenso gelangweilt wie überflüssig und hielt sich nicht mehr gebunden, dieser gräßlichen Fachsimpeleien wegen sein Klubleben zu unterbrechen. Sehr oft reiste er nach Berlin. Dann blieb er ohnedies vierzehn Tage verschwunden.

„Ich könnte jeden Abend zu dir kommen," sagte Twersten, „und es würde zu Hause keine Lücke bemerkt werden."

„Es sind merkwürdig gleichartige Verhältnisse bei euch und bei uns" . . . meinte Ingeborg Bramberg sinnend. „Ich möchte wohl wissen, ob diese Menschen einmal und nur eine Stunde spüren, was das Glück ist. Kannst du es mir sagen?"

„Sie leben in der glücklichen Einbildung, den Mittelpunkt eines Kreises zu bilden. Das ist wie bei den Kindern: sie müssen Theater spielen, und wenn man sie bestaunt, glauben sie wirklich, ihre Rolle sei wichtig und unersetzlich. Aber es liegt ihnen nur am Auditorium."

„Solange das Auditorium applaudiert."

„Ja, das ist ihre Lebenssorge. Ich habe aber noch keinen Schauspieler und keine Schauspielerin getroffen, die sich nicht auf der Bühne für ewig jung und unwiderstehlich gehalten hätte."

„Deshalb können sie sich nicht von der Bühne trennen. Sie wissen, nur im Rampenlicht hält die Bedeutung stand, die sie sich zumessen. Ohne die Anreizung von außen her sind sie sich selbst zur Last. Arme Menschen."

„Wie still es heute wieder bei dir ist. Wenn man in sich hineinhorcht, hört man das Wachsen der Keime, die man tagsüber gepflanzt hat."

Sie beugte sich vor und strich über sein volles, graues Haar.

„Wie ich dich liebhabe, Karl. Als ich dich zuerst auf der Werft inmitten der Arbeit sah, glaubte ich, das Bild wäre es: du in der vollen, entfalteten Tätigkeit. So und nicht anders müßtest du sein, um mich so an dich zu fesseln. Und nun weiß ich, daß es noch ein Schöneres gibt. Du in der Ruhe. Du bei mir. Und wir allein. Das ist das schönste Glück: seine ganze Welt in seinen vier Wänden zu wissen und zu fühlen: in diesem scheinbar so stillen Beieinander werden die Gedanken geboren, die morgen Früchte tragen werden."

„Seit ich weiß," sagte Twersten, „daß du auf mich siehst, ist mir die Arbeit wie ein Turnier geworden. Das ist ein seltsamer Ausdruck im Munde eines Hamburger Kaufmannes. Aber er umschließt alles. Nichts schmerzt, und nichts ist unerreichbar. Da sind zwei Augen, und sie gehören Ingeborg. Verstehst du das?"

„Ich bin nur stolz."

An einem andern Abend sprach er von seinem Sohn.

„Er ist ein eigenartiger Charakter, und sein Blut macht's ihm schwer, gerade empor zu wachsen. Man sollte die Rassen nicht vermischen. Immer hat der Erbe darunter zu leiden. Da spielt dem Jungen immer wieder das spanische Blut von der Mutter her einen Streich. Eben noch strengt er sich an, ganz Hamburger zu sein, ein festes Ziel ins Auge zu fassen und drauflos



zu marschieren — da, eine Blutwallung, eine Erregung der Phantasie, und alles quirlt in Kreisen auseinander, und um die Stabilität ist es geschehen. Links und rechts, jeder Weg lockt, als säße gerade dort ein wunderbares Geheimnis, dem man unbedingt auf den Grund kommen müsse. Als ob das Leben uns so viel Zeit ließe, zum Ziele zu kommen."

„Er ist noch so jung."

„Auch darin spricht das Blut der Mutter mit. Er ist mit seinen zwanzig Jahren gesellschaftlich durchaus gereift. Ganz kavaliermäßig. Und daher ist es schwer, ihn zu ziehen."

„Zeig ihm deine Liebe, Karl."

„Das möchte ich. Und ich will es auch, denn ich habe ihn von ganzem Herzen lieb. Aber erst muß er werden, wie ich es will. Davon kann ich nicht abgehen. Sein Charakter muß nach einer Seite hin Farbe bekennen, und das ist die meine. Ich kenne keinen furchtbareren Gedanken als den: der Besitzer von K. R. Twerstens Werft könne einmal ein Schwächling sein oder doch ein Mensch, der das eiserne Zupacken, wenn es gilt, einer weichmütigen Regung wegen unterlassen könnte."

„Vielleicht hat das Leben eine andere Schule für ihn in Bereitschaft."

„Ich möchte sie ihm ersparen, Ingeborg. Denn die andere Schule könnte nur die sein, daß ich eine Zeitlang die Hand von ihm zöge. Und dann bin ich auf den Zufall angewiesen. Das ist ein Faktor, den ich in meinen Rechnungen nicht kenne. Robert wünscht nicht das Polytechnikum zu besuchen. Weil er sich als fix und fertigen Menschen betrachtet, scheint ihm der Gedanke, noch einmal ein paar Jahre hinter Schulbüchern verbringen zu müssen, unerträglich. Da lehnt sich das unruhige spanische Blut in ihm auf. Er möchte in die Welt, welche die Mutter ihm so verheißungsvoll schildert. Diese armselige Welt. . . ."

„Und es geht nicht ohne das Polytechnikum?"

„Dem Chef dürfen keine Kenntnisse fehlen, die seine Untergebenen besitzen. Denke doch, heute, im Zeitalter der Technik, die jeden Tag neue Erfindungen hervorruft. Er würde vor lauter Wundern stehen. Und für uns heißt es: Sofortige Enträtselung, Prüfung, Indienststellung. Schach der ausländischen Konkurrenz! Ein Blitz und ein Schlag. Und unsere Ingenieure müssen wissen, daß der Herr sie versteht, wenn sie Vortrag halten. Das allein spornt sie zur Entfaltung aller ihrer Kräfte an. Und die muß ich haben."

*

Im Twerstenschen Hause in der Alten Rabenstraße lief die Aufregung treppauf, treppab. Das Gesinde hatte brennende Wangen und fieberhaft glänzende Augen. Kein Stäubchen ruhte auf den Möbeln, kein Fleckchen haftete an Silbergeschirr und Kristall. In den Kaminen prasselten die Feuer. Das ganze Haus war von Wärme erfüllt.

Und nun standen sie im Flur des Hauses aufgebaut: der Diener, die Köchin, das Stubenmädchen und das Drittmädchen und stießen sich an in erregter Erwartung. Ein Wagen rollte heran. Da hielt Friedrich schon. Der Diener sprang hinzu und riß die Tür auf. Twersten Vater und Sohn stiegen aus. Sie streckten die Hände in den Wagenschlag. Weiße Pelze kamen zum Vorschein, ein elfenbeinfarbiges Gesichtchen mit blutrotem Mund und übermütigen, tiefschwarzen Augen. Angèle Twersten war heimgekommen.

„Gnädige Frau! — O liebe, gnädige Frau —"

Sie stand, von den Dienstboten umdrängt, im lichterhellen, teppichbelegten Flur und ließ sich die Hände küssen. Ihre zierliche, biegsame Figur reckte sich. Ihre Augen funkelten vor Freude. „Seid ihr alle gesund?" fragte sie mit ihrer hellen Kinderstimme, der der fremdländische Akzent eine süße, zitternde Weiche gab. Und sie lachte jeden der Dienstboten an, als gälte jedem das Lächeln allein.

„Ja, ja! — Gnädige Frau, darf ich den Pelz —? Den Schal? Wenn gnädige Frau jetzt ins Ankleidezimmer befehlen —?"

Selbst die Köchin lief hinterdrein, um ein paar Handleistungen tun zu dürfen.

„Wie schön sie ist, wie schön —"

„Ach," rief Angèle, „laßt die Koffer zu. Ich mag die Kleider nicht mehr tragen. Morgen schenke ich sie euch. Anna, du öffnest den Schrank und gibst mir das dickste, dickste, wärmste Hauskleid. Ihr lebt ja hier in Sibirien! Wer zieht mir die Schuhe aus? O, meine armen, kalten Füße."

Sie knieten vor ihr und zogen ihr die Stiefelchen ab. Und rieben mit ihren großen Händen diese kleinen, zärtlich sich schmiegenden Kinderfüßchen und stammelten dabei vor Freude. Es ging etwas von dieser Frau aus, und es war das rein Weibliche, das nichts anderes sein wollte als dies Weibliche, womit sie die Menschen um sich her blindverliebt und blindergeben machte.

„Ach, ihr Mädchen, zieht mich aus. Habt ihr euch gefürchtet ohne mich? Habt ihr euch nach mir geängstigt? Ihr dummen Mädchen, ihr!"

Und sie stammelten als Antwort immer nur die paar Worte: „Gnädige Frau — — Ach Gott, gnädige Frau."

Eine halbe Stunde wohl ließ sie sich verwöhnen. Dann huschte sie, gefolgt von den Mädchen, durchs ganze Haus. Selbst in die Küche steckte sie den Kopf, um den die schweren, schwarzen Lockenringe tanzten. „Brav, Julia. Nicht wahr, ich brauch mich um nichts zu bekümmern?"

Und die Köchin rieb sich die Hände an der Schürze, die prall auf den Hüften saß, und schüttelte heftig den Kopf und lachte.

Twersten saß im Teezimmer, und Robert saß bei ihm. Sie huschte zu ihnen hinein und saß zwischen ihnen.

„Ihr müßt mich nicht ansehen, ihr beiden. Wie elegant ihr seid. Ordentlich feierlich. Und ich habe nichts mehr anzuziehen."

„Reizend bist du, Mama."

„Du großer Mensch. Und mir an Bord so um den Hals zu fallen! Ordentlich schämen mußte ich mich, einen so großen Sohn zu haben."

„Sie haben mich für deinen Bräutigam gehalten, Mama."



„Sieh mal, wie er schmeicheln kann, der Kleine. Er ist doch noch ein Kind. Nein, so ein hübscher, großer Mensch!“

„Ach, Mama, du bist ja gar nicht älter als ich.“

„Nicht? Ich glaube es selbst fast. Und nun darfst du mir noch einen Kuß geben.“

Sie hielt ihm den Mund hin, und Robert küßte sie ungestüm.

„Genug, genug . . . ihr Deutschen seid Wilde.“ . . .

Sie strich sich die Locken in den Nacken, der schlank und flimmernd aus dem Kleide herausleuchtete, und ihr Blick glitt prüfend über den Hausherrn.

„Nur der Papa macht eine Ausnahme. Gebändigte Kraft. Verhaltene Energie. Selbst sein Gesicht darf nicht anders, als er will. O Gott, es muß schwer sein, sich so zu beherrschen. Sehr schwer und gar nicht amüsant. Weshalb also erst?“ Und nun lachte auch Twersten.

„Wenn Papa lacht,“ fuhr sie fort und legte blinzelnd den Kopf auf die Seite, „ist er ein Jüngling. Wie schön sein Haar ist. Und diese aparte graue Farbe. Das kontrastiert wundervoll zu dem dunkeln Bart. Kein anderes Haar würde dich so kleiden. Gestehe es, daß du es weißt, und daß du sehr, sehr eitel darauf bist.“

„Fühlst du dich wohl bei uns, Angèle?“

„Das müßt ihr mich in drei, vier Monaten fragen. Wenn ich nicht davongelaufen bin, fühle ich mich wohl, und ihr habt die Antwort. Klopft jeden Morgen an meine Tür und ruft durchs Schlüsselloch: Angèle, bist du auch noch da?“

„Schön, ich werde jeden Morgen, bevor ich zur Werft fahre, anfragen.“

Sie wehrte erschrocken mit beiden Händen.

„Das nennst du Morgen? Wenn du zur Werft fährst? Das ist ja Nacht, tiefste, dunkelste Nacht! Hältst du mich für einen Nachtwächter, Carlos? Nun will mir diese entsetzliche Werft selbst mein bißchen Nachtruhe rauben.“

„Du brauchst dich nicht zu ängstigen, Angèle. Sie wird dich weder bei Tag noch bei Nacht beunruhigen.“

„O, darauf mußt du mir dein Wort geben, Carlos. Dein Wort als, wie sagt man —als: ehrbarer Hamburger Kaufmann.“

„Das wäre wirklich Kraftvergeudung. Denn die Werft existiert ja gar nicht in diesem Köpfchen. Sie ist ja eine Mythe.“

Nun wurde sie ausgelassen. Die Teestunde war vorüber, und sie lief an den Flügel und spielte spanische Tänze, und ihre Schultern tauchten auf und nieder zu den Klängen des Fandango.

„Das ist Feuer. Das ist Schwung. Wißt ihr so zu tanzen in eurem Hamburg?“

„Mama, ich möchte mit dir tanzen!“

„Ja, ja! Komm! Ach — der Bob — —.“ Und nun wurde sie müde wie ein Kind. Sie duckte sich zusammen, blinzelte ins Licht und klopfte sich mit den Fingerspitzen an den Mund. „Wenn ihr mich nicht zu Bett gehen laßt — schlafe ich ein.“

„Soll ich dich hinaufbegleiten, Angèle?“

„Nein — die Mädchen. Anna soll mich — zu Bett bringen. Ich will euch — einen Gutenachtkuß geben. Nein — zwei solche Männer!“

Und plötzlich war sie bei ihnen, küßte sie beide aufs Haar und war hinaus. Droben aber, in ihrem Schlafgemach, das sie allein innehatte, lachte und plauderte sie noch bis Mitternacht mit den Mädchen, die ihr das Haar lösten und banden, sie in ihr langes, weißes Nachtkleid hüllten, in dessen Spitzengewoge sie verschwand, und alle die hundert Handreichungen versahen, die unermüdliche Dienerinnen bei einer schönen, verwöhnten Frau versehen.

„Denkt euch, die Carmelita — im letzten Hafen ist sie auf und davon. Heimweh? Verliebt war sie in einen jungen Franzosen, der das Schiff verließ. Konnte sie ihre Gefühle nicht bis Hamburg aufsparen? Nun war ich ohne Kammerjungfer.“

„I gitt, in einen Franzosen? Das sind doch Don Juans.“

„Und da haben gnädige Frau ganz allein fertig werden müssen? Ach Gott, die arme, gnädige Frau!“

„Es war ein Glück, daß wir wenige Tage darauf in Hamburg waren. Ganz abgemagert bin ich von all den Anstrengungen.“

„Liegen gnädige Frau so gut? Soll ich noch eine Decke über die Füße legen? Das Kissen etwas höher?“

„Danke, ihr Mädchen. Wie schön das ist — ah! Wie schön — — —“ Und sie schlummerte ein.

Sie standen mit vorgestreckten Köpfen und hielten den Atem an und bestaunten das Menschenwunder in den weißen Kissen, den elfenbeinfarbenen Teint, den granatroten Mund, die langen Wimpern und das schwarze, duftende Haar. Und auf den Fußspitzen schlichen sie in die Mädchenkammer und tuschelten die Nacht hindurch erregt und sagten einander das gleiche wohl zwanzigmal. — —

Die Unruhe war in das stille Twerstensche Haus gezogen. Sobald der Hausherr mit seinem Sohn zur Werft gefahren war, trat jäh der Umschwung ein. Dann erwachte Angèle, träumte noch ein wenig mit offenen Augen und blinzelte nach ihrer Schokolade. Im Bette nahm sie das erste Frühstück, und es war ein Trällern im ganzen Hause, in der Küche und auf den Treppen. Friedrich und die Pferde hatten heiße Tage in der Winterkälte. Um elf Uhr fuhr Angèle in die Stadt, zu den großen Geschäften am Jungfernstieg und am Neuenwall. Die Verkäufer unterbrachen ihre Arbeit und eilten herbei. Wo sie stand und ging, war ein Kranz dienstfertiger Menschen um sie herum. Sie befahl nie, sie wünschte nur. Aber diese Wünsche, von einem kleinen, reizenden Lächeln, von einem Blick der dunklen Augen unterstützt, wogen schwerer als Befehle. Frau Angèle Twersten bedienen und zufriedenstellen zu dürfen, galt als eine Bevorzugung. Nie war sie vergnügter, als wenn sie ihre geheime Macht gewahrte.

Gleich in den ersten Tagen machte sie ihre großen Besuchsrundfahrten. Zunächst bei den Damen, die wie sie aus südlicheren Zonen Hamburger Patriziersöhnen als Gattinnen gefolgt waren. Dann auch in den Häusern der Großkaufleute, die sich durch Reichtum und soziale Stellung vor der Masse der Gesellschaft auszeichneten,



einen Staat im Staate bildeten. Auch bei Brambergs fuhr sie vor, traf aber nur den Hausherrn daheim, der es sich, weil sie behauptete, mit jeder Minute geizen zu müssen, nicht nehmen ließ, sie im Wagen bis zum nächsten Ziel zu begleiten. Er bat, warten und an ihrer Weiterfahrt teilnehmen zu dürfen, da er nie eine bessere Verwendung seiner Zeit gewußt hätte, aber sie schickte ihn fort und kettete ihn dadurch um so fester.

Und nun ergoß sich der Strom der Besucher in das Twerstensche Haus. Den ganzen Tag stand irgendeine Equipage vor der Einfahrt, saß eine hübsche Frau, saßen die korrektgekleideten Herren des Hamburger Welthandels in den weißen Seidenkissen des Empiresalons und atmeten den feinen, fremden Duft, der durch die Räume wehte. Zur Dinerstunde war Frau Angèle fast immer unterwegs. Jeder bestand darauf, sie einmal als Schmuck an seinem Tische zu wissen, diesen prickelnden Reiz einen Nachmittag lang auf sich überströmen zu fühlen, und ein jeder hielt sich für ihren besten Freund und Vertrauten. Abends zeigte sie sich im Kreise ihrer Bekannten in den Logen der Theater, auf den Balkons der Konzertsäle. Und nach den Kunstgenüssen fand sich stets eine kleine, auserlesene Gesellschaft in den Sommerzimmern der vornehmen Hotels zusammen.

So kam es, daß Karl Twersten oft Tage hindurch seine Frau nicht sah. Sie hatte sich für die Abende Robert ausgebeten, der mit leidenschaftlicher Freude den Kavalierdienst bei seiner Mutter vollzog.

Wenige Tage vor Weihnachten, an einem Sonntagmorgen, trafen sich die Gatten im Frühstückszimmer. Twersten hatte sich die Zeitungen hierher bringen lassen und Order erteilt, seine Frau beim Erwachen von seiner Anwesenheit zu verständigen.

Sie kam, taufrisch wie eine Rose, in einem langen weißen Gewand, das ihre Füße umschmeichelte, und das sie vorn mit einer graziösen Bewegung eine Handbreit hob.

„Es scheint dir gut zu bekommen, Angèle, dies atemlose Leben."

„Nicht schelten, Carlos. Auch der Tanz macht atemlos, und doch gibt es nichts Schöneres."

„Ich schelte ja gar nicht. Und über den Geschmack läßt sich nicht streiten. Wir sind zu — nun, sagen wir: zu erwachsen, um uns noch gegenseitig zu erziehen. Jetzt muß jeder seinen Weg kennen."

„Es ist lieb von dir, Carlos, daß du endlich denkst wie ich. Aber du hattest einen Wunsch —?"

„Ich —?" Er schob ihr einen bequemen Fauteuil hin. „O nein. Ich nicht. Aber es ist Weihnachten in Sicht, und da gedenkt man gern der Wünsche anderer. Lies mir also deinen Wunschzettel vor. Du hast ihn doch bei dir?"

Sie lag zurückgelehnt, ließ die Fußspitzen spielen und schaute zur Decke auf. Sie überlegte. . . . Und nur ein-, zweimal streifte sie ihn mit einem raschen beobachtenden Blick. Er ließ sie lächelnd gewähren und faltete die Zeitungen zusammen.

„Nun, Angèle? So viele Wünsche — oder etwa — gar keinen?"

„Doch!" — Das Spiel der Fußspitzen hörte auf. Nun war es ganz still im Zimmer.

„Das muß ja ein ganz außergewöhnlicher Wunsch sein", meinte Twersten. „Die Vorbereitungen sind vielversprechend."

„Willst du ihn mir erfüllen? Bitte, sage ja! Nein, nein, zuerst ja sagen."

„Sei nicht kindisch. Was hast du auf dem Herzen?"

„Ich möchte — mir selbst etwas kaufen."

„Das ist es? Nun, wie du willst. Es vermindert nur die Freude des Schenkenden. Ich werde dir also einen Scheck über zehntausend Mark ausstellen. Zufrieden?"

„Fünfzigtausend Mark. — —"

„Wie meintest du?" fragte er nach einer beklemmenden Pause.

„Fünfzigtausend. Und nicht weiter fragen, Carlos."

„Wofür?" Seine Stimme hatte einen harten Klang. „Bei einer solchen Summe darf ich wohl wissen wofür?"

Ihr Gesicht bekam einen trotzigen Ausdruck. „Verdirbst du mir schon die Freude? Nun, ich — ich — ich habe Perlen gekauft."

„Die Perlen stammen aus eurem Familienschatz. Weshalb willst du mich belügen, Angèle?"

Sie stampfte mit dem Fuß auf, daß eine Frisur ihres Rockes riß. Mit einem Ruck riß sie sie ganz ab und beugte dabei tief den Kopf. „Ich lüge nicht, und du bist nicht mein Vormund."

„Darüber sprechen wir ein andermal."

„Nein, darüber sprechen wir weder ein andermal noch heute."

„Angèle, du hast Schulden? Frau Angèle Twersten hat in Santiago Schulden hinterlassen?"

„Nun ja," sagte sie kalt, „damit deine Buchführung wieder stimmt: ich habe Schulden."

Er trat an den Fauteuil heran und beugte sich über sie, daß ihre Augen ihm nicht mehr ausweichen konnten.

„Du hast — gespielt? Lüge jetzt nicht mehr. Du hast es trotz deines Versprechens wieder getan."

Sie schloß vor seinem Blick die Augen und gab keine Antwort. Da richtete er sich auf und ging durch das Zimmer bis zum Fenster.

„Ich wundere mich ja auch nur über eins. Daß du über dein Tun gar keine Scham empfindest."

„Ich hätte ja ebensogut gewinnen können", sagte sie trotzig und weinerlich.

„Laß das." Es zuckte wie Verachtung um seinen Mund. „Wem schuldest du?"

„Onkel José hat die Sache für mich geregelt." Und sie wurde wieder lebhaft. „Es eilt nicht, Carlos."

„Ich werde Onkel José morgen die Summe überweisen. Geschieht es noch einmal, daß du spielst und dein Wort brichst, laß ich dich unter Kuratel stellen. Und du weißt, i ch halte Wort."

Sie war aufgesprungen. Ihre feinen Nasenflügel bebten. Kampfbereit stand sie ihm gegenüber.

„Ich bin soviel wie du! Und ich bitte, das nicht zu vergessen."

„Du sprichst von deinem Vermögen," sagte er kalt, „und dein Vermögen habe i ch vergrößert."



„Ah, und was weiter? Ist das nicht selbstverständlich? Wozu bin ich denn verheiratet, wenn mein Mann nicht einmal dafür sorgen sollte. Denn sonst bist du doch mit deiner Werft verheiratet und nicht mit mir."

Karl Twersten sah sie an. Keine Miene zuckte in seinem Gesicht, und dieser Blick verwirrte sie.

„Wir wollen nicht untersuchen, Angèle, wer von uns beiden mehr mit dem andern verheiratet ist."

Sie schüttelte die Hände in der Luft. Ihre Armspangen klirrten. „Auch das noch. Ich hätte es erwarten sollen. Kann ich dafür, daß ich lieber gesehen bin als du? Daß die anderen Herren nicht so fanatische Geschäftsmenschen sind wie du und Auge und Sinn für Schönheit und Fröhlichkeit besitzen? Gönnst du mir selbst die unschuldige Freude nicht, mich verehrt zu sehen und den Menschen für ihre Verehrung ein bißchen gut zu sein? Ich könnte dir andere Frauen nennen, bei deren bloßer Namensnennung du blaß wirst vor Verehrung, und tun sie weniger Schlimmes als ich? Nun antworte mir, bitte."

Der Pfeil war abgeschnellt. Sie triumphierte.

Karl Twersten ließ nicht den Blick von ihr. Aber ein mitleidiges Lächeln ging um seinen Mund.

„Man muß es dir erst sagen, Angèle, damit du es verstehst. Es ist etwas anderes, ob eine Frau ihr Herz verzettelt, oder ob sie es verschenkt. Das eine sind wertlose Fetzen, das andere ein ganzes ungeteiltes Gut. Vielleicht denkst du einmal darüber nach und richtest dich danach ein. Bevor auch dein Herbst kommt."

Sie zuckte die Achseln und ließ sich in den Sessel sinken.

„Ueberlasse das meiner Sorge. Bitte. Ich möchte nur festgestellt sehen, daß die Vermögensverhältnisse mir gestatten, ja mir sogar die gesellschaftliche Verpflichtung auferlegen, als Frau Karl Twerstens so zu leben, wie ich es für angemessen halte."

„Kommen wir zum Schluß", meinte Twersten steif. „Du weißt scheinbar nicht, was du sagst. Gewiß sollst du als Frau Karl Twerstens nicht klein dastehen. Du sollst so groß sein wie mein Vermögen. Aber ein Vermögen hat doch wohl nur dann Existenzberechtigung, wenn es arbeitet."

„Köstlich! Ich brauche doch wohl nicht zu arbeiten?"

„Wer keine Pflichten hat, hat auch keine Rechte."

„Was heißt das? Deine Werftangelegenheiten interessieren mich nicht, und meine Feierabendteilnahme an deinen Sorgen und Plänen würde nur sehr fragwürdiger Natur sein. Im Gegenteil, ich hätte deine Teilnahme zu erwarten."

„O," sagte Twersten, „ich dachte, ihr Frauen fordertet Gleichberechtigung. Ich vergaß. Nur dort, wo sie euch paßt. Nun, lassen wir vorläufig alles beim alten, und wünschen wir uns einen Guten Morgen."

Er ging, steif aufgerichtet, mit einem kurzen Kopfnicken. Und sie wußte nicht, ob sie erlöst auflachen oder einem jähen Zorn nachgeben sollte. Dann lachte sie, aber der Zorn zitterte hindurch.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pflicht zur höheren Geselligkeit.

Von Alberta von Puttkamer.

In einer Zeit, die aus ihren Bedingungen und Strömungen die Hast, ja die Unstetheit als Folgeerscheinung auslöst, wird nicht nur alle Tätigkeit und Arbeit, sondern auch die Muße und der Genuß entsprechende Form annehmen. Die nahe Berührung der Nationen, die das moderne Verkehrsleben geschaffen hat, erzeugt folgerichtig einen gemeinsamen Wettlauf (Konkurrenz) nach erstrebten Zielen, seien sie nun wissenschaftlicher, künstlerischer, wirtschaftlicher oder anderer Natur ... Die erhöhte Tätigkeit der Psyche und Physis, die dadurch bewirkt wird, treibt Blut und Geist zu stärkerem Pulsschlag und zu schnellerem Tempo. Die Arena der Kräfte, die sonst mehr das eigene Land war, ist nun die Welt — und weil das Interessenfeld fast unübersehbar weit geworden ist, mußte einesteils, wenn Tiefes und Bedeutendes geschaffen werden sollte, eine Teilung in Besonderkreise (Spezialitätenbetrieb) sich vollziehen; andernteils, wenn nur viel Arbeit oder Genuß bewältigt werden soll, mußte sich eine gewisse sonstige Oberflächlichkeit entwickeln.

Das regsame Verkehrsleben der Völker ist wohl ein außerordentlicher Lichtbringer und Erlöser, aber wie alles Sonnenhafte seine Schatten werfen muß, so sind jene üblen Folgeerscheinungen auch — nur natürlich. Sie nicht anwachsen zu lassen zu dämonischer und verdunkelnder Größe, erscheint mir eine Kulturaufgabe, an deren Lösung jeder mitwirken kann und muß. Es wird immer ein Zeichen der Höhe unserer Bildung sein, inwieweit wir uns von der Zeitströmung meistern lassen oder — sie meistern. Mehr Tiefe, weniger Hast müßte das Leitmotiv für alle Wirksamkeit unserer Kräfte werden.

Das Wort panem et circenses, das Juvenal als Forderung des Proletariats hinstellt, könnte überhaupt symbolisch sein für die Forderungen der Menschheit an das Leben und das Geschenk des Lebens an die Menschheit: Brot und Spiele! Arbeit und Genuß. — Es heißt nur, das rechte Gleichgewicht finden zwischen Zwang und Freiheit, die beide unsere unzulängliche und doch himmelstürmende Natur zu ihrer Entfaltung und Vollendung nötig hat.

Ich möchte heute und hier nicht von dem heilsamen Zwang der Arbeit, sondern von der heilsamen Freiheit des Genusses, der schön erfüllten Muße reden! Wechselwirkend und ergänzend sollen sie sein, eben weil eins dem andern lebensnötig ist ... Neben dem Genuß der Künste und Wissenschaften, werde er nun vermittelt durch Lektüre oder in lebendigerer Vorführung durch Theater, Vorträge, Galerien, Konzerte usw., ist eine der reichsten Formen beseelter Muße und schönen Genusses: die Geselligkeit! Ihre Pflege ist immer ein Spiegelbild der Kultur und der Zivilisation eines Volkes — seiner Offenbarungen und Strebungen. Uebrigens ist ja auch die höhere Geselligkeit nahe verbunden mit Kunst, Wissenschaft, Politik und anderen Gebieten, indem deren feinste und stärkste Anregungen



den Strom der Unterhaltung leiten und die Betrachtung der verschiedenen Geister diesem Strom köstliche Bewegung leiht.

Die Geselligkeit, die an sich eine freie Uebung menschlicher gesellschaftlicher Triebe ist, soll nicht unter der Geißel des Zwanges stehen. Das ist, ihrer Bestimmung nach, widersinnig — und sie soll als Genuß in Muße auch nicht in Oberflächenhast geübt werden, denn auch das ist ihrem ursprünglichen Wesen entgegengesetzt . . . Dennoch zeigt unsere moderne Geselligkeit die Signatur von — Zwang und Hast.

Es ist zwar begreiflich, daß in gewissen Ständen die Geselligkeit als grundlegend nötig befunden wird, z. B. um des kollegialen Zusammenschlusses willen, zur Pflege der Kameradschaft usw.; aber dann soll wenigstens dieser Zwang in zwangloser Form geübt werden. Das klingt wie ein Paradoxon, ist es aber durchaus nicht. Idee und Form ist da fein zu unterscheiden. Es kann etwas wohl in der Idee unfrei sein, von einem Zwang geboren, und doch in der Form so leicht und frei, daß der zugrunde liegende Zwang gar nicht als solcher empfunden wird. Der Zwang wird aber in seiner ganzen unwürdigen Knebelung empfunden, wenn er auch auf die Form ausgedehnt wird.

Mir schwebt hier als ein besonders unschöner Auswuchs moderner Geselligkeit in Deutschland der „Dinerzwang" vor, wie er in Offizier- und Beamtenkreisen herrscht. Das ist eine erschwerende, kostbare Form der Geselligkeit, die verwerflich erscheint, wenn nicht die Voraussetzung von freier Zeit und Wohlhabenheit gegeben ist. Leider ist aber das Schema und der maschinenmäßige Betrieb so tyrannenhaft maßgebend, daß das schlechthin Gesetz wird, was vom individuellen Können und Wollen diktiert sein sollte. An sich ist gegen üppige Gastmähler nichts zu sagen, und sie sind auch durchaus nicht etwa, trotz der übermäßigen Betonung des materiellen Genusses, ein Zeichen herabgeminderter Kultur.

Das Gastmahl der Griechen und Römer war gerade in den Zeiten ihrer geistigen Hochblüte besonders genußvoll und üppig, aber es stellte sich als freies Fest der Freude dar, mit einer gewissen individuellen Vertiefung gedacht und ausgeführt. Rosengewinde und Büschel und Kränze von edlen Blüten zierten die hellleuchtenden Gewänder, die Stirnen, die Becher und hingen über den Tafeln in herrlichen Sträußen. Tänzer, Sänger, Flöten- und Lyraspieler, oft auch Lustigmacher und Possenreißer brachten Akkorde von Lust und Uebermut in die Gesellschaft. Und die Trinkgelage, die sich an das Mahl anschlossen, waren sogar meist, wie wir aus Platos und Plutarchs Symposien wissen, durch ernste philosophische Gespräche in einen höheren Kreis feiner geistiger Regsamkeit gehoben . . . der Alltag wurde feierlich erhöht durch die breite, liebevolle Ausgestaltung solcher Feste. Es war wie ein wohliges Versenken in die Freude der Stunde . . . In einer Zeit, da man keine Zeit hat, wie die gegenwärtige, ist die Uebertragung von Gastmählern als häufig geübte Geselligkeit ein Widersinn. Mit der schweren Wucht ihres kompakten Wesens fügen sie sich nicht in die kurze Spanne Zeit, die unser hastendes Leben ihnen gönnen kann — wenigstens nicht als eine geläufige Form der Geselligkeit. Unsere Zeit hat zweifellos Wesenselemente in sich, die der Sammlung, dem Zusammenschluß, der Vertiefung abhold sind.

Die Pflege der Geselligkeit ist weniger individuell und durchgeistigt geworden wie z. B. in den letzten Jahrhunderten; sie hat vielmehr in der jetzigen Zeitströmung etwas Maschinenmäßiges bekommen, das mechanisch sich abrollt nach gegebenen Formeln. Die Geselligkeit zu erleichtern und sie individueller zu beseelen, erscheint mir daher als ein Gebot der Kultur. Diese Pflicht zu höherer Geselligkeit hat jeder Gebildete. Die Geselligkeit muß wieder wie ein leichtbewegter Reigen werden und nicht eine lastende, festgeschmiedete Kette sein. Sanfte und nicht zwingende Gewalten müssen sie in schön zusammengestimmte Kreise fassen.

Als Grundform schwebt mir da der „Salon" früherer Jahrhunderte vor. Er könnte und sollte eine verklärte Wiedergeburt in unserer Zeit erleben. Der offene Empfang (jour fixe sagen die Deutschen so geschmackvoll?) wäre etwa die Ausdrucksform dieses Gedankens. Schon ganz einfach praktisch betrachtet, ist der „Dinerzwang" bei den sehr wechselnden Zeiten, die die verschiedenen Familien für ihre Hauptmahlzeit haben, beschwerlich — und die Zeitfrage einheitlich zu lösen, ist kaum möglich. Während der Abend der gegebene Ruhepunkt des Tages ist, wo die lauten, verwirrenden Stimmen der Arbeit leise vertönen, die Fieberhast aller Tätigkeit anhält und die tiefsten Töne des eigenen Innern lebenfordernd anklingen. Das ist die rechte Zeit zur schönen Gesellung.

Als Hauptform der Geselligkeit müßte der zwanglose Empfang eingeführt werden, der materiell das Budget der Familie nicht oder doch kaum belastet, bei dem Tee, Sandwiches, Süßigkeiten, Wein gereicht werden, der das Gefesseltsein auf Stunden hin an einen Platz (wie beim Diner) aufhebt und eine größere Freizügigkeit im Kommen und Gehen nach Gefallen und Interesse ermöglicht. Daneben könnten ja alle Arten von Gesellschaftlichkeit bestehen für den, der Zeit, Geld und Lust dazu hat. Aber die eigentliche Pflicht zur Geselligkeit müßte mit solchen Teeempfängen als völlig erfüllt betrachtet werden. Wenn das im Gesellschaftskodex als feststehender Satz gälte, würde sich ganz von selbst die individuelle und durchgeistigte Geselligkeit entwickeln. Der „Salon" würde seine Renaissance, vielleicht sogar in verfeinerter Gestalt, erleben.

Gewiß, man kann nicht plötzlich Geister, wie die Marquise de Rambouillet, erstehen lassen, die im 17. Jahrhundert ihren weit in die Literatur und Kultur Frankreichs ausstrahlenden Salon hielt — und auch eine Henriette Herz, die im 18. Jahrhundert die feinste Blüte des intellektuellen Berlin, Philosophen, Dichter, Künstler, bei sich zu einem wechselwirkenden, herrlichen Reigen zusammenfügte und dessen holde Meisterin war, lebt nicht zu jeder Zeit. Aber es sollten nur einmal einige durch Stellung, Begabung, Reiz hervorragende Frauen den köstlichen Mut haben, diese leichte und entwicklungsfähige Form der Geselligkeit einzuführen, so würde die Festigkeit und Schönheit der Gestaltung von selbst kommen. Denn ich vertraue, daß es geistig hochgebildete Frauen, die auch dazu Anmut der Sitte und Gestalt besitzen, genug gibt in unserer Zeit, wo die Bildung als reiches, bequemes Angebot uns täglich tausendfältig geschenkt wird; Frauen, die anregen und Männer im besten Sinn zu fesseln wissen . . . Dieser „stille, rhythmische Reiz menschlicher Kameradschaft", wie Carlyle mit einem feinen Wort sagt, wird aber nie seine Wirkung haben in dem wilden, oberflächlichen Aneinander-Vorüberjagen der gegenwärtigen Gesellig-

keit. Ihre Signatur ist Hast und Zwang (wie ich schon oben sagte), obgleich diese Begriffe sich zu befehden scheinen . . .

Der Vorzug jener Empfänge ist es vor allem, daß sie materiell leicht zu ermöglichen, also öfter geboten werden können. Sie führen die Menschen mehr und näher zusammen. Es kann eine individuelle Wechselwirkung rege werden, die dann ganz natürlich ein erhöhtes und intimes geistiges Leben auslöst. Da erst würde jener „rhythmische Reiz menschlicher Kameradschaft" seine köstliche und beglückende Wirkung üben. Ein besseres Kennen führt zu tieferem Verstehen, zu einer milderen Kritik und zu einem Herausheben verborgener Seelenschätze, die in jedem liegen und nur meist nie die ans Licht hebende Hand finden. Ich meine, es sei herrlich, so ein Goldfinder der Schönheit in anderer Seelen zu sein. Lessing, der Kühle, sah das auch als einen hohen Gewinn des Lebens an. Er spricht es frei aus in dem wahrhaft humanen Satz: „Sie werden sagen, daß ich eine besondere Gabe habe, etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken; die habe ich allerdings, und ich bin stolzer darauf als auf alles, was ich weiß und kann." Dies Einander-Näherkennen, dies nicht mehr Aneinander-Vorüberleben kann nur die besten Folgeerscheinungen zeitigen, geistig und sittlich.

Hierin wird gerade der Frau als Herrin des Hauses, von der dann solche Wirkungen ausgehen sollen, eine bedeutende soziale und kulturelle Mission zuteil. Es liegen da unzählige Entfaltungs- und Ausstrahlungsmöglichkeiten. Hier würde nicht nur der Herd ernster Unterhaltungen, geistreich prickelnden Feuers sein, sondern der ganze vielgestaltige Reiz der hin und her wogenden feineren Beziehungen zwischen Mann und Weib, harmlose Fröhlichkeit der Jugend, zartes Anklingen lyrischer Akkorde, kluger Meinungsaustausch, behagliche Betrachtungen des Alters — dies alles fände eine weite und warme Stätte in der freien Geselligkeit des Hauses . . . Ich selbst kann aus den reichen Erfahrungen meines gesellschaftlichen Lebens ein Beispiel anführen, wie diese leicht gehandhabte Form der Geselligkeit den Sieg davontrug über die komplizierteren Feste, wie Bälle, Gastmähler usw. — Zur Zeit, als ich in Straßburg an der Seite meines Gemahls lebte, der damals Leiter des elsaß-lothringischen Ministeriums als Staatssekretär war, gab ich größere Teeempfänge außer den durch die Repräsentationspflicht erforderten Festen; die ersteren waren nun so voll von Luft, Geist, Frohsinn, vornehmer und angeregter Unterhaltung, d. h. alle Gäste gaben so tief und voll ihr Eigenpersönlichstes und Bestes, daß ein ganz sieghafter Reiz, ein besonders feines, seelisches Arom jenen Abenden eigen war.

Gewiß, es waren hervorragende Geister und glänzende Kavaliere unter den Männern und reizende, anziehende Wesen unter den Frauen, aber — die finden sich auch wohl anderswo, und es kommt nur darauf an, sie, man könnte es nennen: zur Flüssigmachung ihres inneren Kapitals zu bringen.

Die Seelen schließen sich und werden Geizige, wenn der Kältehauch lässiger Annäherung, wenn laue Anteilnahme oder gar Unverstehen sie trifft, aber sie öffnen sich weit und geben ihre Schätze her, wenn der wärmende Sonnenstrahl einer verständnisvollen Geselligkeit, jener rhythmische Reiz „menschlicher Kameradschaft" sie umfängt. Des Rätsels Lösung ist so einfach, sie liegt in unserer wirkenden Hand. Wir müssen nur kühn zu handeln beginnen, ehe die rechte Zeit dazu verwelkt, auf daß nicht das schwermütige Wort von Young an uns wahr werde: „Wenn der Mensch, durch Erfahrung reicher, die Schlüssel des Lebens gefunden, öffnen sie ihm die Tore des Todes" . . . Wir aber wollen noch die Pforten des Lebens erschließen und offen halten und wollen eintreten zu gegenseitigem Genuß und Glück und zum Fortschritt und zur Erhöhung unseres Selbst. Auf daß wir mit wachem Geist und mit beseelten Sinnen, in köstlicher Gemeinsamkeit, die Wunder der Menschenseele, der Natur, der Kunst, der Liebe, des Wissens, das heißt: des ganzen lieben, göttlichen Lebens, genießen mögen!

Wiener Typen.

Von Julius v. Ludassy. — Hierzu 17 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Berlin ist Weltstadt; Wien — das ist die Kaiserstadt. Durch Berlin hastet, rast und tobt ein Leben von internationaler Art; Wien bildet den Mittelpunkt Oesterreichs. Berlin ist modern bis in die Fingerspitzen; seine Kultur ist die der Gegenwart. Wien träumt von vergangenen Tagen; es ist vornehm; es hat seine Geschichte; es gleicht einem feinen, adligen Herrn, der, die Bügelfalte am Beinkleid, den flachrandigen „Stößer" auf dem Haupt, das Monokel unter der Braue, durch die Straßen schlendert, die Schönen, die ihm begegnen, mit kühnem Blick mustert und dabei im tiefsten Innern doch weiß, daß das Beste, was das Schicksal ihm bieten konnte, hinter ihm liegt. Berlin ist ungezügelt, ungebärdig, geräuschvoll, aber jung; Wien ist — im besten Alter. Da hat alles schon seine überkommenen und festen Formen. Und darum ist hier auch der Boden, auf dem Figuren von scharfem Umriß gedeihen; sie hätten ihre Ecken und Kanten in einem Getriebe, wie das Berlins eins ist, bald abgeschliffen.

Der geistreiche und humorvolle Vinzenz Chiavacci, der sich Schulter an Schulter mit Eduard Pötzl dem Studium dieser Gestalten gewidmet hat, lehrt, daß ihrer manche schon ausgestorben sind. Es gibt keine Läufer mehr; die herrschaftlichen Laternenbuben, die unter Maria Theresia noch die Straßenbeleuchtung besorgten, tauchen nun nirgends aus dunkeln Mauernischen hervor; wer Sesselträger sehen will, muß sich füglich nach Ischl bemühen. Aber der Fiaker steht, der Berliner Autodroschke zum Trotze, noch immer „Am Graben". Auch der Wagenwäscher, der an der Donau „Wasserer" genannt wird, behauptet sich noch gegen die Fortschritte des Erfindungsgeistes. Hie und da treten dem Beobachter Wiens menschliche Wesen entgegen, die ihn wie Inkarnationen der österreichischen Politik anmuten. Die bosnische Händlerin preist in harten, kollernden Lauten ihre Leinwand an; der Kastanienbrater, der auf den Namen „Maronimann" hört, hat meist den Himmel Italiens über sich



blauen sehen. Und die Brezelverkäuferin, die ihr Gebäck mitten auf einer schönen Praterwiese anbietet, ist, ihren Zügen nach, sicherlich eine wackere Tschechin. So bunte nationale Vielfältigkeit macht duldsam und gefügig. Darum ist es dem Wiener auch recht, wenn er seine Zigarren in der Trafik kaufen muß. Er murrt nicht; der Wachmann ist allwissend und sorgt für Ruhe, für Ordnung; der Postbote tut auch seine Pflicht; so ist denn alles am besten bestellt. Man betrachte nur das Bild, auf dem ein Fiaker mit einem vornehmen Herrn scherzt. In diesen frohgemuten Gesichtern, in diesem breiten, behäbigen Lächeln leuchtet der sorglose Sinn des Wieners, schimmert die Wiener Seele, die Franz Servaes so feinsinnig entdeckt hat. Der Wagenlenker lehnt bequem an seinem Gefährt. Auch der Kunde schmiegt sich daran. In der Haltung der Männer — noch mehr aber in ihrer Heiterkeit liegt eine gewisse Gleichberechtigung. Der Kavalier trägt einen Ueberzieher; er sieht fast wie ein Kutscher aus; der Kutscher steht in einem kurzen, feschen Röckchen da; wenn er reich — wenn er danach gekleidet wäre — könnte man ihn dann nicht auch für einen Grafen halten? O, ganz deutlich ist's: der „Schurschl" hat einen Witz gemacht, einen richtigen Wiener Witz, voll von dem eigenartigen Etwas, das „Weaner Hamur" heißt. Und nun fallen im Lachen alle sozialen Unterschiede, verwirklichen sich für einen Augenblick die Träume der Utopisten . . .

Leider ist in Wien nur der Witz flink und behende. Sonst schiebt sich alles langsam und gemächlich vorwärts. Der Bäckerjunge, der die



Tiroler Bub

zu Besuch in Wien.

Postbote. Fleischer mit dem „Zöger". Leinenhändlerin.



Bäckerjunge auf der Tour.



Bosnische Mädchen.

Wort lebt, sein großes, sein ewiges Wort: „Wir können warten“ . . . . „Warum machen Sie eigentlich keine Schreibmaschinen?“ fragte ich neulich einen Industriellen. Der Herr Kommerzialrat legte die Stirne in bedachtsame Falten. „Wir lassen die anderen die Spesen der Versuche tragen. Zum Schluß werden wir ihre Erfahrungen ausnutzen!“ . . . Wir können warten! . . . Horch! Die Wache im Burghof wird abgelöst. Die Trommel wirbelt. Trompetenstöße. Musik. Nun schreiten die Garden in gleichem Schritt über die sonnige Ringstraße. Da muß man mit dabei sein! Bum—Bum—Tschindatrah! Natürlich — da können wir nicht warten . . . Und so ist es gekommen, daß wir seit den goldenen Tagen des Wiener Kongresses nicht mehr an der Spitze der Zivilisation marschieren. Der Wiener hat sich deswegen kein graues Haar wachsen lassen. Warum nicht? Du lieber Himmel — die Wienerin ist ja so reizend! Und dann — wo könnte man „drahn“ wie in Wien? Im Norden, da plagen sich die Leute. Aber nur im Schatten des alten Steffel versteht man es, das Dasein zu genießen! „Drahn“, dieses mystische Schweben,



Straßenhändler auf dem Stefansplatz.

Ware austragen soll, bleibt sinnend vor einem Buchladen stehen, als dächte er daran, daß Raimund einst seinesgleichen gewesen. Behaglich sitzen die Dienstmänner an der Straßenecke und schauen einem schmucken Frauenzimmerchen nach. Sogar der Fleischerknecht mit dem charakteristischen „Zöger“ auf der Schulter findet auf seinem Weg Zeit, mit einem Mädchen zu plaudern. Ja — man hat Zeit in Wien. Man hat immer Zeit. Schmerling ist tot — aber sein



Dienstmänner vor einem Hotel.



Ein Urwiener Typ: Fiaker.

Ablösung der Wache im Burghof.

dieses Wirbeln, dieses Tanzen durchs Leben — das ist der Weisheit letzter Schluß . . .

Es ist ja wahr, die Wienerin ist reizend. Wie warm, wie voll, wie weich das Wienerische klingt, das weiß nur der, dem es je von ihren jungen, roten Lippen ins Ohr geflüstert ward. Die Französin liebt mit bestrickender Anmut, die Deutsche mit Innigkeit, die Italienerin mit Leidenschaft, die Madjarin mit flammendem Feuer . . . die Wienerin nacheinander und durcheinander wie die eine und die andere, wie diese und jene. Die Kunst des Lichtbildners hat drei Köpfchen auf das Papier gebannt. Da bietet ein Straßenhändler seine Ware feil; ein braunes



Eine Trafik (Tabakladen).



Beim kleinen Lotto.

Fräulein eilt vorüber. Dann das hübsche Kind, das so wichtig mit dem „Aufhackknecht“ zu sprechen hat. Endlich das schöne Geschöpf, das so träumerisch neben der Würstellokomotive sitzt und die schlanken Hände in den Schoß sinken läßt. Diese drei Gestalten entsprechen beiläufig den drei Typen Wiener Weiblichkeit. Die erste nennt ihren Vater „Vatter“ und sagt dem Geliebten, daß sie ohne ihn nicht leben kann. Die zweite nennt ihren Vater „Voter“ und versichert dem Abgott ihres Herzens, daß sie ohne „ihm“ nicht leben kann. Die dritte nennt ihren Vater „Voda“ und sagt dem Schatz: „I kann ohne deiner net lebn.“ Die Dame, die sich korrekt ausdrückt, gehört der Kulturwelt an; ihre Seele ist banal, trivial, vulgär. Das Liebchen, das seine Gefühle mit dem dritten Fall ausdrückt, kennt die Treue; aber es ist immer auch ein „bisserl Falschheit“ dabei. Jene aber, die ohne „seiner“ nicht leben will, hegt eine unendliche, uneigennützige, opferfreudige Liebe im Gemüt, und darum liegt ein so verklärender Schimmer auf ihrem Antlitz, darum scheint ihr Gedanke



Die Würstellokomotive.



Wagenwäscher und Obsthändlerin auf der Straße.

Eine Brezelverkäuferin.

weithin zu flattern — dorthin, wo der Glückliche weilt, für den sie lebt, für den sie stirbt . . . Weist auch die Berlinerin drei Typen auf? Sind sie ähnlich zu kennzeichnen? Worin bestehen die Gemeinsamkeiten,





Beim Maronibrater.

worin die Unterschiede zwischen der Wienerin und der Berlinerin? Das sind gar wichtige und schwierige Fragen. Aber immerhin — zwei oder drei Bände würden ausreichen, um sie zu erörtern. Einstweilen sei festgestellt, daß weiblicher Liebreiz an den Ufern der Spree nicht weniger gedeiht denn an den Geländen der Donau. Und es sei zugestanden, daß der Berliner dem Wiener im „Drahn" sogar über ist. Was verschlägt's? Uns bleibt doch noch einiges, in dem wir unübertrefflich sind, in dem wir den Rekord halten: das Rindfleisch, das Backhendl, der Faschingskrapfen, der Girardi, die Riese und — vor allem — der Walzer!



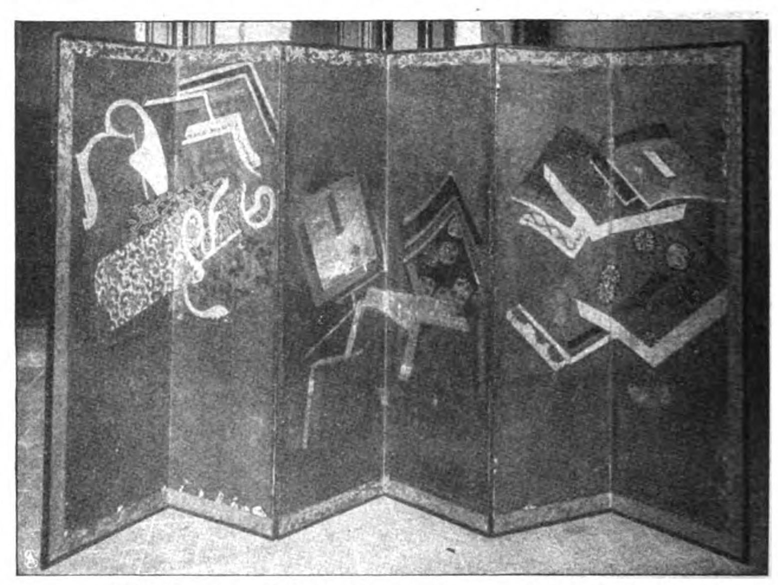
Der allwissende Wachmann.

Die Ausstellung älterer ostasiatischer Kunst im Völkerkundemuseum.

Von Dr. Otto Kümmel, Leiter der ostasiatischen Kunstsammlungen an den Königlichen Museen zu Berlin.

Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Auf dem weiten Gebiete der ostasiatischen Kunst standen die Berliner Museen bis vor wenigen Jahren wohl an letzter Stelle unter den großen europäischen Sammlungen. Die ostasiatischen Räume des Kunstgewerbemuseums enthalten mit verschwindenden Ausnahmen nur Werke der letzten, reichen, aber spielerischen Entwicklung dieser Kunst, und das Museum für Völkerkunde, dessen umfangreiche ostasiatische Sammlungen in den letzten Jahren erfreulich vermehrt und bereichert worden sind, stellt sich naturgemäß andere Aufgaben als die Sammlung von Kunstwerken. Die hohe Kunst war noch so gut wie unvertreten. Gerade sie aber ist die feinste Blüte der ostasiatischen Kultur, der einzigen, die sich im wesentlichen selbständig und durchaus ebenbürtig neben die der Mittelmeervölker stellt, ihr auch räumlich und zeitlich gewachsen ist, und sie mußte daher auch in den deutschen Museen eine angemessene Vertretung finden, d. h. eine Vertretung



Faltschirm von Kaihoku Yûsetsu. Japan, 17. Jahrhundert.



Weih und Krähen im Regen.
Von Yosa Buson, Japan, 18. Jahrhundert.

durch die besten Originale, die zu erreichen sind. Das muß besonders betont werden, da das europäische Publikum der ostasiatischen Kunst noch recht kritiklos gegenübersteht und noch nicht gelernt hat, zwischen Meisterwerken und Massenkopien zu unterscheiden, wie manche Fälle in neuster Zeit wieder bewiesen haben.

Die Begründung einer ostasiatischen Kunstsammlung verdanken die Berliner Museen der Initiative ihres Generaldirektors Dr. Bode. Auf seine Veranlassung und aus Mitteln der Allerhöchsten Dispositionsfonds, Bewilligungen des Staates und reichen Beiträgen von Museumsfreunden wurden in den Jahren 1907/1908 von dem Direktorialassistenten Dr. Kümmel in Japan, dem „Museum Ostasiens", die Sammlungen erworben, von denen ein kleiner Teil jetzt im Schliemannsaal des Museums für Völkerkunde provisorisch aufgestellt ist.

Die Berliner Museen sind also sehr spät in die Reihe der ostasiatischen Kunstsammlungen eingetreten. Aber gerade daß sie so spät begründet wurde, hat wahrscheinlich der jungen Sammlung ihre hohe Qualität gegeben. Unzweifelhaft waren vor dreißig, ja noch vor fünf Jahren Werke gerade der hohen Kunst Ostasiens leichter und zu niedrigeren Preisen zu erwerben als heute. Aber ebenso unzweifelhaft ist mit ganz wenigen Ausnahmen von dieser Möglichkeit nur ein sehr vorsichtiger Gebrauch gemacht worden. Wir sind erst seit recht kurzer Zeit imstande, die Kunst Ostasiens in ihren wahren Proportionen zu erfassen, ihre vornehmsten und wertvollsten Schöpfungen zu erkennen. Wenn also die Berliner Museen sich in früheren Jahren manche wertvolle Erwerbung haben entgehen lassen, so haben sie doch nicht wie so viele andere Sammlungen beträchtliche Mittel auf Kunstwerke verschwendet, die heute kaum mehr als solche betrachtet werden können.

Auch jetzt indessen hätte schwerlich so viel erreicht werden können, wenn den Museen nicht der Rat und die werktätige Unterstützung Professor E. Grosses in Freiburg i. Br., zur Zeit in Tokio, eines der



Holzstatuette der Gottheit Kwannon. Japan, 8. Jahrh.

besten Kenner ostasiatischer Kunst in Europa, zur Seite gestanden hätte. Ihm speziell ist es zu verdanken, daß es gelang, aus dem Nachlaß des japanischen Sammlers und Händlers, späteren Generalkommissars auf der Pariser Ausstellung von 1900, T. Hayashi, dank der Freundschaft, die diesen hervorragenden Mann mit Professor Grosse verband, und dank dem Entgegenkommen der Witwe, den größten und besten Teil für die Königlichen Museen zu erwerben. Dieser sehr beträchtliche Grundstock wurde dann mit Professor Grosses Hilfe durch weitere Käufe bedeutend und glücklich erweitert.

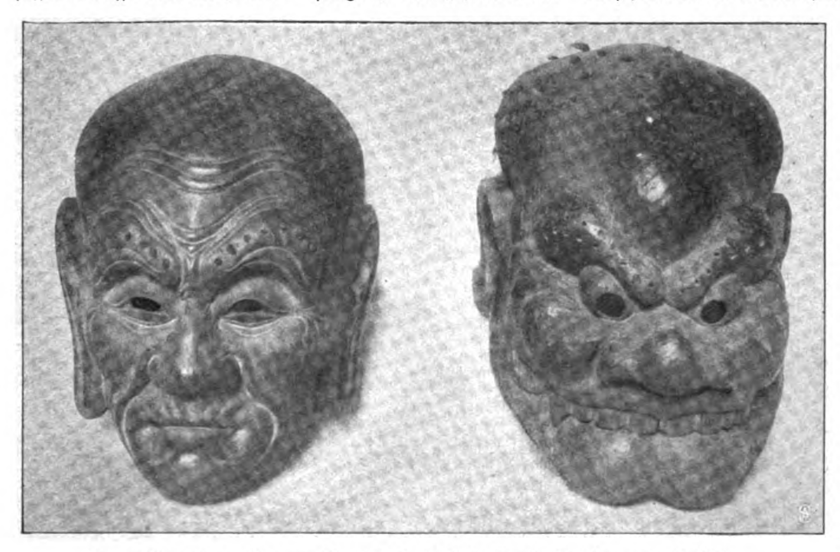
Der Kunst Chinas, der Urmutter der asiatischen Kultur, gebührt in einer ostasiatischen Sammlung der erste Platz; bisher ist sie allerdings neben der weniger originalen japanischen meist zu kurz gekommen. Die Erfüllung dieser idealen Forderung ist aber schwierig genug, denn auch in Ostasien und nicht am wenigsten in Japan gehören chinesische Kunstwerke älterer Zeit zu den seltensten und begehrtesten Dingen. Immerhin nimmt — nicht der Zahl, aber dem Wert der Kunstwerke nach — die chinesische Kunst in unserer Sammlung die erste Stelle ein.

Ebenso kommt unter den Künsten der Malerei wie bei uns der Vorrang zu, die allen anderen Künsten Richtung und Motive gegeben hat, bei uns aber gegenüber der sinnfälligeren Zierkunst zu Unrecht vernachlässigt worden ist. Sie offenbart ihre Schönheit freilich nicht dem ersten flüchtigen Blick, aber gerade ihr geben



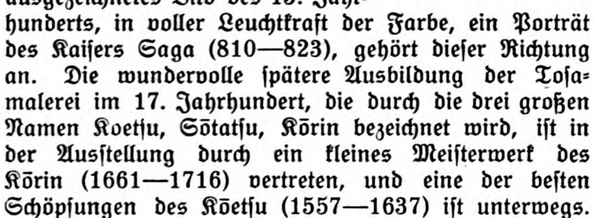
Tempelmasken. Japan, 8. Jahrhundert. Kopien von Tessai.

ihre Mittel — der Pinsel und die Wasserfarbe, die auf dem porösen Malgrunde, Papier oder Seide, keine Retusche zulassen — und ihr kalligraphischer Charakter eine Freiheit und Unmittelbarkeit, die auch in Ostasien vielleicht nur der Keramik eignet und unserer mühseligen, das „Handwerk" verschleiernden Maltechnik versagt ist. Ueber welche Gewalt der Stimmung und des Ausdrucks die chinesische Malerei schon der Sungzeit (11—12 Jahrhundert) gebietet, zeigen einige köstliche Werke der Sammlung, die gerade auf diesem Gebiet besonders reich ist. Die besten Werke dieser Art, die sich noch auf dem Wege nach Deutschland befinden, können erst in einigen Wochen ausgestellt werden. Immerhin kann schon die einfache, aber mächtig komponierte Seelandschaft eines Meisters des 12. Jahrhunderts und der überraschende Regensturm des Wu-i-hsien um 1400 — der nur durch dieses berühmte Werk bekannt ist — von der Größe des chinesischen Landschaftstils eine Vorstellung geben. Vorläufig aber ist die chinesische Figurenmalerei durch den wunderbaren Shakya (14. Jahrhundert) —



Tempelmasken. Japan, 8. und 9. Jahrhundert. Kopien von Tessai.

den historischen Buddha, der nach furchtbarer Askese dem Baum der Erleuchtung zuschreitet — noch schöner vertreten. Die graziös verfeinerte Malerei späterer Zeit repräsentiert eine minutiöse Landschaft wohl des 15. Jahrhunderts, deren Bezeichnung leider unleserlich ist, ein elegantes miniaturenhaftes Figurenbild der Yuanperiode (14. Jahrhundert) und das liebenswürdige Familienbild der Mingzeit (15. Jahrhundert). Die buddhistische Malerei der Japaner ist in der Ausstellung durch ein einziges, aber ausgezeichnetes Bild der Fujiwarazeit (11. bis 12. Jahrhundert) vertreten, den Buddha des Paradieses im Westen Amida darstellend, der mit den künftigen Buddha Kwannon und Seishi zur Erde herabschwebt, die Seele des Gläubigen zu empfangen. Die alte Tosaschule, eine ungemein reizvolle und wohl die einzige selbständige Schöpfung der japanischen Malerei, lehrt die Sammlung noch nicht kennen. Nur ein ausgezeichnetes Bild des 13. Jahrhunderts, in voller Leuchtkraft der Farbe, ein Porträt des Kaisers Saga (810—823), gehört dieser Richtung an. Die wundervolle spätere Ausbildung der Tosamalerei im 17. Jahrhundert, die durch die drei großen Namen Koetsu, Sōtatsu, Kōrin bezeichnet wird, ist in der Ausstellung durch ein kleines Meisterwerk des Kōrin (1661—1716) vertreten, und eine der besten Schöpfungen des Kōetsu (1557—1637) ist unterwegs.





Sakralbronze, mit Gold und Silber tauschiert.
China, um 500 v. Chr.

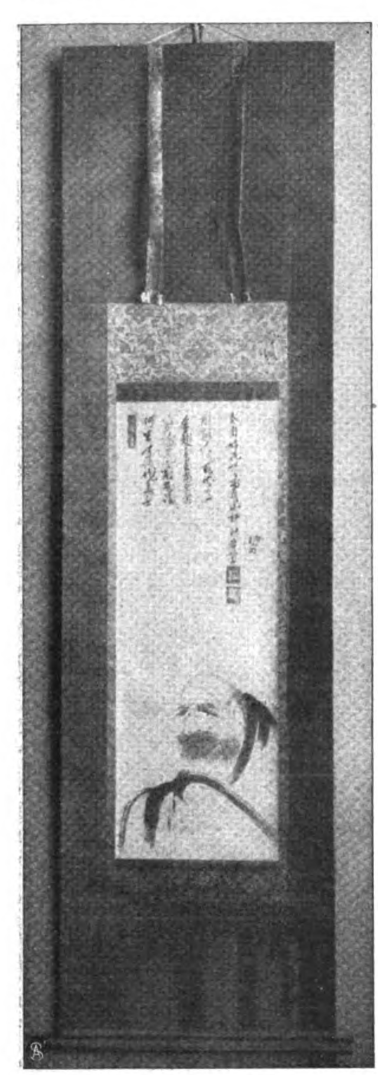
Von der dekorativen Pracht, die die Malerei vom Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts erstrebt und erreicht, zeugt ein prunkvoller Schirm mit einem Dekor von Büchern, der nach seiner Verwandtschaft mit einer Deckenmalerei im Tempel Nishi Hongwanji in Kyōto mit Sicherheit dem Kaihoku Yūsetsu (1598—1677) zugeschrieben werden kann (Abb. S. 462).

Dem jüngsten Ausläufer der japanischen Malerei, der vulgären „Ukiyo"-Schule, haben die europäischen Liebhaber bisher die größte Aufmerksamkeit zugewandt, während sie sich in Japan verhältnismäßig geringer Schätzung erfreut. Sie ist in unserer Sammlung durch einige Bilder — wie die Kurtisane des Sjunshō (1726 bis 1792) und den Fasan des Hokusai (1760—1849), des — in Europa — berühmtesten japanischen Malers hinlänglich vertreten. Mit den gleichzeitigen Schöpfungen der vornehmen Schulen, wie dem Vogelbild des Buson (1716—1783 Abb. S. 462) und dem Blumenstück des Yanagizawa Kiēn (1676—1758), vielleicht der besten Arbeit dieses hochgeschätzten Meisters, können sich freilich auch diese prächtigen Werke des Ukiyoë nicht messen.

Vielleicht ihre stärksten Wirkungen erreicht die ostasiatische Malerei in den Bildern, die sich nicht der Farbe, sondern im wesentlichen oder ausschließlich schwarzer Tusche bedienen. Dem oberflächlichen Blick



Japanische und koreanische Töpferei. Statuette eines Priesters und Lacksattel, Japan, 14. Jahrhundert.



Daruma von Fugwai.
Japan, 17. Jahrhundert.

erscheinen diese Werke oft unfertig, skizzenhaft; in Wahrheit sind sie die abgeschlossensten Bilder, die man sich denken kann — ein Pinselstrich mehr oder weniger würde die künstlerische Wirkung zerstören. Sie sind eben ganz auf das zum Ausdruck der künstlerischen Absicht schlechthin Notwendige konzentriert, dieses Notwendige aber geben sie mit der großartigsten Kunst des Aufbaus und mit einer Kraft des Pinsels, die in Europa kaum ihresgleichen hat. Diese „Skizzen", sicherlich Werke weniger Minuten, offenbaren oft größere und gewissenhaftere Arbeit als manches mühselig gepinselte Oelgemälde, denn sie setzen die unerbittlichste Erziehung von Hand und Auge voraus und sind auch in jedem einzelnen Fall das Ergebnis einer langen Reihe von Studien und Versuchen. Die Technik aber, die wir bewundern, ist gerade diesen Meistern so selbstverständlich wie ihre Sprache; in einem Werk, wie dem schönsten Bild der Sammlung, der Wildgans von Muhsi (China, 12. Jahrhundert, jap. Mokkei), ist der Pinsel wirklich „ganz Geist"; die beseelte Natur spricht mit der unmittelbarsten Gewalt zu uns. Das von dem größten Japaner Sesshū (1420—1506) gemalte Gegenstück ist das Werk eines außerordentlichen Mannes und Künstlers, aber die völlige Freiheit von der Mühsal der Technik, die den großen Chinesen auszeichnet, ist selbst ihm versagt. Auch sonst ist die Schule der Tusche durch mehrere Landschaften und Figurenbilder gut vertreten (Abb. nebenst.).

Nach den erhaltenen Werken der großen ostasiatischen Skulptur zu urteilen, die nur in Japan noch in größerer Zahl vorliegen, hat diese Kunst im 7.—9. Jahrhundert ihre schönste Blüte getrieben; nach dem 13. zeigt sie nur noch epigonenhafte Schwäche. In unserer Sammlung läßt sie sich noch nicht studieren. Dem 7. Jahrhundert gehören zwei Bronzereliefplatten aus dem Tempel Hōryūji bei Nara mit buddhistischen Darstellungen an, wohl dem 8. zwei köstliche Holzstatuetten der buddhistischen Gottheit Kwannon aus dem Tempel Kōfukuji in Nara (Abb. S. 463). Am ehesten aber können von der vollkommenen Beherrschung der plastischen Form, die die großen ostasiatischen — wohl nicht immer japanischen — Bildner auszeichnet, die Masken für die Bugaku und Gigaku genannten buddhistischen Tempeltänze (Abb. S. 463) eine Vorstellung geben, von denen die Sammlung nicht weniger als 155 in meisterlichen Kopien Kano Tessais besitzt. Die Originale dieser Masken — Werke des 8.—12. Jahrhunderts — sind über eine Reihe der ältesten Tempel Japans verstreut, eine größere Anzahl gehört auch der kaiserlichen Sammlung an. Da ein Kopist wie der heute schon bejahrte Tessai auch in Japan eine seltene Erscheinung ist und es kaum je wieder möglich sein wird, die Erlaubnis zur Kopie all dieser Masken zu bekommen, so hat diese abgeschlossene Sammlung einen ganz selbständigen Wert. Eine noch größere Gruppe — nicht weniger als 262 Stück — von Masken für das feierliche Nōdrama und sein Satyrspiel, das Kyōgen, die geschlossene Sammlung eines japanischen Fürsten, zeigt die spätere Entwicklung der japanischen Maskenkunst im 15.—17. Jahrhundert. Es sind Originale und durchweg Werke berühmter Meister — im Gegensatz zu der Dutzendware, die so häufig zu uns herübergekommen ist — die monumentale Größe der alten Maskenschnitzer er-



Nogewand. Japan, 16. Jahrhundert.

reichen diese späten Schöpfungen freilich nicht mehr. Eine schöne Ergänzung zu diesen Masken bilden einige königlich prächtige Kostüme für das Nōspiel, ebenfalls aus dem Besitz eines japanischen Feudalfürsten (Abb. S. 465). In ältere Zeiten führen uns ein großer Stoff aus dem Tempel Tōji bei Kyōto, Anfang des 14. Jahrhunderts, Reste buddhistischer Tempelfahnen aus dem Kōzanji, 11.—12. Jahrhundert, und einige der ungemein seltenen Stoffe des 7. und 8. Jahrhunderts aus den Tempeln von Nara, von denen nur kleine Proben vorliegen.

Dem Zauber des japanischen Lackes sind unsere Liebhaber am frühesten verfallen — mit vollem Recht, wenn sich ihr Enthusiasmus auch meist auf die spätesten, künstlichen und unkünstlerischen Schöpfungen der Lackkunst bezog, die ihre schönsten Werke schon im 10. bis 13. Jahrhundert geschaffen hat. In unserer ostasiatischen Sammlung ist die Lackabteilung eine der kleinsten, aber eine der besten. Sie enthält typische und vortreffliche, zum Teil außerordentliche Arbeiten des 12. bis 17. Jahrhunderts und eine Arbeit noch älterer Zeit, vielleicht noch des 9. Jahrhunderts, die leider nicht in ihrer ursprünglichen Form erhalten ist. Chinesische Lacke — mit Ausnahme der geschnittenen — sind in Europa kaum je gesammelt, ja kaum beachtet worden. Sehr mit Unrecht, denn was dem chinesischen Lack, soweit wir ihn kennen, an technischer Vollendung abgeht, ersetzt er durch eine Freiheit und Größe des Stils, die dem kunstreichen japanischen Lack fast immer versagt geblieben ist. Die kleine Berliner Sammlung altchinesischer Lacke steht in Europa wohl einzig da.

Die großartigsten Schöpfungen des ostasiatischen Metallkünstlers sind die altchinesischen Bronzen, die von den chinesischen Gelehrten zum Teil bis ins zweite vorchristliche Jahrtausend hinaufdatiert werden. Unsere Sammlung besitzt wenigstens ein unübertreffliches Meisterwerk dieser Art, ein Sakralgefäß mit Gold- und Silbereinlagen von vollendeter Form und ganz außerordentlicher Patina, das ostasiatische Kenner der Chouzeit (1122—225 v. Chr.) zuschreiben (Abb. S. 464). Zwei schöne Bronzespiegel, angeblich derselben Zeit, eine interessant patinierte kleine Glocke und ein Beschlagteil eines Wagens schließen sich an. Die japanische Metallkunst vertreten einige Bronzespiegel der Fujiwara- und Ashikagazeit (12.—15. Jahrhundert) mit feinen Reliefs. Eine der wenigen ganz selbständigen Schöpfungen der Japaner scheinen die machtvollen Eisenschmiedearbeiten der Tsuba (Schwertstichblätter), von denen eine kleine, aber erlesene Sammlung hat vereinigt werden können.

Nichts ist dem normalen Europäer unverständlicher, nichts aber zwingt gerade den feinsten Liebhabern höhere Bewunderung ab als die ostasiatische Keramik. Nicht die Keramik, die wir alle kennen, die späteren prunkvollen Porzellane Chinas und Japans oder gar die unförmlichen „Satsuma"-Absurditäten, die von den Fabriken Kyōtos und Nagoyas massenhaft erzeugt werden und bei uns begeisterte Freunde gefunden haben, sondern das edle und unscheinbare Gerät, das besonders der Japaner bei seinen feierlichen Teezeremonien, dem Chanoyu, verwandte und heute noch verwendet (Abb. S. 464). Die Mizusashi (Wassergefäße), Kōgō (Räucherwerkdosen), Chawan (Teeschalen) und Chaïre (Teeurnen für den grünen Pulvertee) sind wohl die köstlichsten Schöpfungen, die je aus der Hand des Töpfers hervorgegangen sind. Ihre Schönheit liegt freilich nicht an der Oberfläche, sie spricht sich nicht in einer profusen Dekoration aus, und der künstlerische Philister geht daher gleichgültig oder gar erbost über so absurde Zumutungen an ihnen vorüber. Die Gefäße sind vielmehr meist undekoriert, sie bedürfen und ertragen keine Dekoration, weil sie mit den notwendigen Mitteln des Töpfers, Ton und Glasur, auch künstlerisch fertig gemacht wird. Organischere Bildungen hat nie ein Künstler des Gerätes geschaffen, und dem empfindlichen Auge offenbaren daher diese kleinen Gefäße, in denen die wunderbaren Formen und Flußglasuren zu vollkommener künstlerischer Einheit verbunden sind, immer neue und immer größere Schönheiten. Auch hier haben wieder die Chinesen das höchste geleistet, die in unserer Sammlung nur durch einige wenige Stücke vertreten sind, da die ältere chinesische Teetöpferei fast völlig zerstört ist; nach ihnen die Koreaner, von deren unscheinbaren, aber ganz herrlichen Chawan unsere Sammlung einen reichen Schatz besitzt. Beide sind von den Japanern stets als unerreichbare Vorbilder betrachtet und immerfort nachgeahmt worden. Die Japaner haben ihr Bestes in ihren Chaïre gegeben und sind daher auch in erster Linie durch diese vertreten. In wie hohen Ehren sie gehalten worden sind, beweist die ganz außerordentlich kostbare Verpackung in den schönsten Brokatbeuteln, die neben einzelnen zu Schau gestellt ist, und die Reparaturen einzelner Stücke in edelstem Goldlack. Uebrigens fehlt auch die spätere dekorative Keramik nicht völlig, sowohl die prachtvollen Glasuren der regierenden Dynastie in China wie die dekorierte Töpferei der Japaner.

Daß die kaum begründete Sammlung heute noch kein abgeschlossenes Bild des überreichen Kunstlebens der ganzen ostasiatischen Welt geben kann, wird niemand verwundern. Ihr Ausbau bedarf vielmehr noch der Arbeit vieler Jahre. Aber wenn es auch Lücken zeigt, so ist es doch kein in seinen Proportionen völlig verzerrtes oder gar in den Grundzügen falsches Bild. Während uns in Europa fast überall nur die Werke der letzten und schwächsten Zeit, verwaschene Abbilder später Kopisten oder gar für die Ausfuhr gearbeitete Fabrikware gezeigt werden, ist hier zum erstenmal, jedenfalls in Deutschland, versucht worden, die wirklich schöpferische Kunst, namentlich der älteren Perioden, in unzweifelhaften Originalen sprechen zu lassen. Fraglos ist das Ziel noch nicht erreicht, aber schon jetzt stellt sich die Berliner ostasiatische Sammlung den viel älteren Pariser und Londoner Sammlungen ebenbürtig, in mancher Beziehung überlegen zur Seite, in ihrer allgemeinen Qualität wird sie wohl nur von einer Privatsammlung in Europa (in Freiburg i. Br.) erreicht oder übertroffen.

Das große Publikum wird allerdings diese Qualität nicht leicht erkennen. Denn gute Originale, die selbst im fernen Osten nicht jedem zugänglich sind, haben wir in Europa sehr selten studieren können, und auf keinem Gebiet hat sich eine inkompetente Bücherfabrikation so breitgemacht wie auf dem der Kunstgeschichte Ostasiens. Die monumentalen, übrigens keineswegs ganz zuverlässigen japanischen Publikationen aber, wie die Veröffentlichungen der Shimbi Shoïn in Tokio, haben die wenigsten Zeit und Gelegenheit zu studieren. Es fehlt daher sowohl die Anschauung wie ein einigermaßen zuverlässiger Führer. Wahrscheinlich werden unsere Künstler die ersten sein, Unterschiede zu sehen und die großen Eigenschaften der älteren Kunst Ostasiens zu erkennen. Sind sie doch am frühesten

dem Zauber der fremden Kunst verfallen. — Die Delfter Töpferei und damit die ganze spätere Fayence und unser Porzellan ist ja aus der Nachahmung chinesischer und japanischer Exportporzellane hervorgewachsen, und die reizvolle Rokokodekoration hat von Ostasien, wie man es damals kannte, die stärksten Anregungen empfangen. Die moderne Kunst vollends ist ohne Japan undenkbar: die Landschaften seiner Holzschnittmeister haben unsere Maler eine neue lustige, lichte Welt sehen gelehrt und der freie dekorative Stil seiner Geräte und Ornamentbücher unserer ganzen Raumkunst neue Wege gewiesen. Sicherlich haben die ostasiatischen Vorbilder bei uns nicht selten unheilvoll gewirkt — unter ganz anderen Bedingungen erwachsene Kunstformen lassen sich eben nicht ohne weiteres auf unsere Kunst übertragen. Vor allem aber haben unsere Künstler an die falsche Tür geklopft: Farbendrucke, Ornamentbücher und Exportkeramik, so reizvoll sie sein mögen, sind noch nicht die ostasiatische Kunst. Gerade ihnen wird also diese erste öffentliche Sammlung der hohen Kunst Chinas und Japans in Deutschland eine Offenbarung sein.

Lorbeer (Corfu).

Am Abend, fröstelnd, wart ich auf die Flammen,
die mir die Griechin im Kamin entfacht,
Olivenholz und Sandel brennt zusammen,
dann starr ich schweigend in die kalte Nacht.

Der Holzstoß lischt, nach neuen Feuerbränden
begehr ich, und sie bringt — sie schleppt ihn kaum,
mit Knospen überschüttet, in den Händen
nun einen grünen, jungen Lorbeerbaum,

daß kalter Lorbeer mir die Flammen spende,
die mir die Liebe schuldet — bis zum Ende!

Hermione von Preuschen.

Rote Ranunkeln.

Skizze von Alice Berend.

Frau Maria feierte ihren dreißigsten Geburtstag.

Auf dem Frühstückstisch stand ein großer Strauß prächtiger Rosen, und neben der Hausfrau Tasse lag im Kuvert ein Hundertmarkschein. „Damit sie sich allerlei unnützen Schnickschnack kaufen könne."

„Wir armen Ehemänner treffen ja doch nie das Rechte", hatte ihr Gatte gesagt, als er mit einem kräftigen Geburtstagskuß gratulierte.

Dann war er heute wie jeden Tag nach einem hastigen Frühstück in sein Bureau geeilt.

„Ein Rechtsanwalt hat immer recht, manchmal Geld, aber niemals Zeit, mein Schatz", pflegte er zu sagen, wenn Maria gern ein wenig schwatzen wollte. Von dem Theaterstück, das sie gesehen hatten, von den Drolligkeiten ihrer Kleinen oder überhaupt so von allerlei und allerhand. —

Maria war zum Fenster gegangen und folgte mit den Augen dem Gatten, der, ohne sich umzublicken, die Aktenmappe unter dem Arm, davoneilte. Jetzt überschritt er den von einem Gewimmel aus Menschen und aller Arten Wagen erfüllten Platz und war nicht mehr von allen den vielen anderen zu unterscheiden, die ihren Berufen zueilten. Morgen für Morgen, Mittag für Mittag.

Wie langweilig das war. Ein Tag wie der andere. Nichts Unerwartetes, Ueberraschendes gab es zu erwarten.

Marias Blick glitt die Häuserreihe entlang und fiel auf einen schmächtigen Baum, der sich im Lärm der Straße um eine stützende Latte klammerte, und mit Staunen sah sie, daß an seiner braunen Rinde feine, hellgrüne Knospen saßen. Es wurde Frühling.

Die junge Frau streckte ihre Hände in die Sonnenstrahlen. Das war also Frühlingsonne. O, wenn man hinaus ins Freie könnte, um mit Lachen und Lustigkeit Geburtstag zu feiern. Lächelnd erinnerte sie sich manches solchen Festtags aus ihrer Mädchenzeit, während sie auf ihren Händen die warmen Sonnenstrahlen spürte.

Ein Klopfen an der Tür unterbrach ihre Gedanken.

„Ein Geburtstagsgratulant wartet", rief eine frische Männerstimme, und Dr. Möller trat in das Zimmer, einen feuerroten Blumenstrauß in der Hand.

„Was bringen Sie mir da?" rief Maria aus, als sie die Blumen in der Hand hielt. „Rote Ranunkeln — wenn Sie wüßten, woran mich diese erinnern. Und gerade eben merkte ich, daß es Frühling wird."

„Ja, ganz frühlinghaft ist es draußen. Natürlich nur dem schönen Geburtstagskind zu Ehren", rief Dr. Möller vergnügt. „Aber woran erinnern die roten Blumen, gnädige Frau? Das muß ich wissen."

„Ach, das ist etwas ganz Dummes — wirklich, eine alte Dummheit."

„Dummheiten werden nie alt, Verehrteste, und — sind meist das Beste im Leben."

Maria lachte.

„Nun, die feurigen Frühlingsblumen erinnern mich an meine erste Liebe — da spielten sie eine große, eine entscheidende Rolle. — Aber — sagen Sie mir lieber, warum haben Sie jetzt Zeit, während mein Mann, Ihr älterer Kollege, längst bei den Akten sitzt?"

„Weil ich ein Leichtfuß bin, und Ihr Mann —"

„Nun?"

„Ein braver Mann ist."

„Sie sagen das ja so boshaft?"

„Gnädige Frau, das ist — Gedankenunterschiebung."

Maria errötete.

„Sie sind ein schlechter Mann", sagte sie, das Gesicht in den Strauß roter Ranunkeln vergrabend.

„Ich eile mich zu bessern", sagte Dr. Möller und



suchte mit lachenden Blicken die Augen, die über die Blumen lugten. „Aber geben Sie mir eine Blume mit auf den Weg." Und er zog rasch eine Blume aus dem vollen Strauß.

Einen Augenblick später war er verschwunden. Lächelnd ging Maria durch die Zimmer, um eine Vase zu finden, die für die vielen leuchtenden Blumen geeignet wäre, und sehr behutsam stellte sie den losen Strauß in den erfrischenden Wassergrund.

Als ihr Gatte am Mittag zu Tisch kam, war sie schweigsam. Sie war draußen in der Frühlingsonne gewesen, aber böse Gedanken hatten sie gequält. Lebte sie nicht ebenso hoffnungslos, neugierdelos auf morgen und übermorgen wie eine steinalte Frau?

Ja, da war die kleine Annemarie. Ihr Lachen vergoldete die Tage. Aber hat man als Mutter kein Anrecht mehr auf ein eigenes Glück, das irgendwo in der Welt lag und heute, morgen, an irgendeinem wundervollen Tage ins Haus fallen konnte?

„Da habe ich jetzt eine unbequeme Sache", sagte Marias Gatte bei Tisch. „Zweie wollen geschieden sein. Leichter gesagt als getan. Ist nämlich kein anderer Grund da als Abneigung. Und den kennt das Gesetzbuch nicht. Bürger und Bürgerin haben sich zu lieben."

Maria errötete, als sei sie bei etwas Bösem ertappt worden.

Am Abend war Dr. Möller zu Gast bei dem Paar. Das Mahl verlief fröhlich im lebhaften Gespräch. Auf dem Tisch standen die roten Ranunkeln. Aber als der Hausherr sein Glas erhob und zu seiner jungen Frau herüberrief: „Zur Gesundheit, bis hundert, Alte", sprang Marie auf und eilte schluchzend aus dem Zimmer. Der erschreckte Gatte wollte ihr nacheilen, aber er fand die Tür ihres Zimmers verschlossen.

Dr. Möller verabschiedete sich bald, und damit wurde einer peinlich gezwungenen Unterhaltung über die Nervosität der heutigen Frau ein Ende gemacht. — —

Der Hausarzt riet zu einer Erholungsreise für Maria. Allein, ohne den Gatten und das Kind. Ohne Pflichten.

Maria reiste. Auf dem Bahnhof hatte sie Tränen in den Augen, und als der Zug sich in Bewegung setzte, wäre sie am liebsten wieder hinausgesprungen, denn sie dachte an ihre schlafende Kleine.

Aber als die Fahrt weiter und weiter durch das morgenfrische, frühlingsahnende Land ging, wurde ihr wundervoll und leicht zumute. —

Und dann war sie in dem hellen, durchsonnten Hotel am Gardasee, vor dessen Fenstern die weißen Dampfer auf irisblauer Flut kreuzten, in dessen Garten Zitronen und Myrtenbäume im weichen, warmen Winde schwankten. Mit vielen heiteren Menschen, deren Zuhause sie nicht kannte, ja deren Name sie oft nicht einmal wußte, sprach und scherzte sie, machte sie Ausflüge und Segelfahrten. Seltsame, ungewöhnliche Lebensschicksale erfuhr sie, man erzählte ihr, fragte sie um Rat, freute sich ihrer Gesellschaft. Sie war Frau Maria und nicht nur „die Frau Gemahlin".

Und ein Tag wie der andere fiel aus blauem, wolkenlosem Himmel.

Maria schämte sich fast, wie wenig sie die Briefe von zu Hause berührten. Es schien, als wäre sie sich selbst entflogen. —

Eines Vormittags stand Dr. Möller lachend im Hotelpark. Er hatte in München Akten einsehen müssen und „rasch einen Sprung über den Brenner gemacht".

„Sie wissen doch, gnädige Frau: Leichtfuß" und sah ihr neckend in die Augen. —

Es war nun hier am See voller Frühling. Die Luft war schwer von Blütenduft.

Dr. Möller verschob seine Abreise von Tag zu Tag. Nun wollte er noch den geplanten Frühlingsball abwarten. —

Die Fenster des Ballsaales waren weit geöffnet. Die laue Lenznacht sandte süße Düfte hinein, und Walzerklänge fluteten hinaus über den schweigenden See.

„Das ist eine Nacht, die der Teufel erfunden hat. Ich bin froh, daß ich keiner von denen bin, die Frau oder Tochter zu bewachen haben", sagte ein Leutnant zu Dr. Möller und goß hastig ein Glas Sekt hinunter.

Frau Marie trug ein weißes, weiches, leicht schleppendes Kleid. Am Gürtel leuchteten feuerrote Blumen. Dr. Möller hatte sie ihr gebracht und leise gesagt: „Damit Sie an Ihre Liebe denken."

„An meine erste Liebe", hatte Maria errötend verbessert.

„Warum numerieren, Gnädigste? Jede Liebe ist die Erste."

Und dann schwebten sie im Tanz durch den von Lebensluft, Musik und Frühlingsduft erfüllten Saal. —

In einer Pause, als die Musik schwieg, trat der junge Schriftsteller zu Maria, mit dem sie, ehe Dr. Möller gekommen war, manche Stunde verplaudert hatte.

„Vorsicht, gnädige Frau", sagte er mit ernstem Gesicht. „Sie tanzen zu viel."

„Hu, welche finstere Miene", versuchte Maria zu scherzen, trotzdem sie sich unangenehm beklommen, ja beinahe beschämt fühlte, als sie, zwischen dem Geflacker der anderen Augen, diesem ruhigen Blick begegnete.

„Wollen wir nicht ein wenig auf die Terrasse hinausgehen? Unter die Sterne?" fragte der junge Mann.

Maria nahm einen weichen Schal um die Schultern und trat in die linde, kühlende Nachtluft hinaus.

Ein süßer Blütenduft umwehte sie. Vom blaudunkeln Himmel glitzerten die Sterne hinunter, und der Abendstern warf einen hellen Streifen über die dunkle Flut des Sees. Tiefes Schweigen herrschte, nur das Beben der im leichten Nachtwind erschauernden Bäume war zu vernehmen.

„Wie schön ist es hier", sagte Maria leise, nachdem sie eine Weile schweigend die tiefe Ruhe ringsum genossen hatte. „Ist es hier nicht tausendmal schöner als drinnen?"

„Mir wenigstens scheint es so", erwiderte der junge Mann lächelnd. „Ich war während des ganzen Abends hier draußen. Dann und wann beobachtete ich die Tanzenden."

„Das ist ja ganz hinterlistig", sagte Maria hastig.

„Warum?"

Maria erwiderte nichts. Der junge Dichter lehnte sich über die Marmorbrüstung der Terrasse und sah weit in die dunkle Nacht hinaus.

„Sehen Sie," sagte er nach einer Weile, „dort unten scheinen die Sterne auf die Erde zu fallen. Aber wären wir dort, wären sie uns wieder ebenso entrückt wie jetzt. So geht es mit unserer Sehnsucht. Aber was hilft es, daß wir es wissen. Wir brauchen sie, um leben zu können." Er schwieg, aber bald wandte er sich wieder zu Maria und sagte lächelnd: „Aber Sie sind reich. Sie brauchen die Sehnsucht nicht."



„Ich?“ fragte Maria.

„Ja, Sie haben ja ein Kind. Sie erzählten mir so viel von ihm in den ersten Tagen Ihres Hierseins. — Wenn ich ein Kind hätte, würde ich in meinem Verhältnis zu den Menschen nichts anderes mehr wollen, als meines Kindes Seele zu finden und — zu behalten. Und ich würde versuchen, selbst reich zu werden in meinem Innern, damit ich auch etwas zum Geben habe.“ —

Nach langem Schweigen antwortete Maria: „Wie können Sie das begreifen und fühlen?“ Ihre Stimme klang wie leises Weinen.

„Ich sehe und fühle alles Leid und alles Glück.“

„Wie der liebe Gott?“ Maria versuchte zu lächeln, als sie mit feuchten Augen zu ihm aufsah.

Da unterbrach ein Geigenstrich die Stille. Im Saal begann die Musik, und man hörte tanzende Füße. Die Glastür klirrte, und Dr. Möller trat lachenden Gesichts heraus.

„Also hier sitzt die Ballfee, schwärmt die Sterne an und läßt die armen Tänzer schmachten.“ Mit siegessicherer Bewegung bot er Maria den Arm, um sie in den Ballsaal zu führen.

Maria hob den Kopf und lehnte sich zurück.

„Danke sehr“, sagte sie. „Ich tanze nicht mehr und werde mich bald zurückziehen.

Dr. Möller suchte erstaunt die Augen der jungen Frau, aber Maria vermied seinen Blick und sah auf den See hinaus.

Da lachte er auf, sagte einen nichtssagenden Scherz und polterte in den Saal zurück.

Als er gegangen war, erhob sich auch Maria.

„Gute Nacht“, sagte sie und sah mit einem herzlichen Lächeln dem jungen Mann in die Augen. „Ich danke Ihnen für — das Schöne, was Sie mir gesagt haben.“

In ihrem Zimmer öffnete sie weit das Fenster, und lange horchte sie still, in tiefem Sinnen, auf das Weben der holden Frühlingsnacht. —

Am anderen Morgen verabschiedete sich Dr. Möller von Maria. Sie sagten sich so kalt und gezwungen Lebewohl wie zwei, die sich beleidigt hatten.

Einen Tag später reiste auch Frau Maria. Man lächelte im Hotel über ihre rasche Abreise und gab ihr eine ganz andere Deutung.

Der junge Dichter begleitete sie zum Dampfschiff. Der See lag in goldenen Sonnenfäden eingesponnen. Ein tiefes Blau strahlte vom Himmel hinunter und wieder zum Himmel hinauf.

„Ich danke Ihnen“, sagte Maria bewegt, als der weiße Dampfer wie ein großer, wegesicherer Schwan quer über die Flut der kleinen Landungsbrücke zustrebte. „Sie haben mich viel gelehrt. Führt uns doch oft nur ein Wort, eine Gebärde auf den rechten oder den unrechten Weg. Ich danke Ihnen. Haben Sie's so gut — wie Sie klug sind.“ Sie gab ihm mit festem Druck die Hand.

„Leider spricht man meist weiser, als — man ist, gnädige Frau“, antwortete der junge Mann mit schmerzlichem Lächeln und neigte sich tief über die ihm dargebotene Hand. —

Als der Dampfer sich langsam fortbewegte, breite Wellen ans Ufer rollend, versuchte Frau Maria, noch einmal ihrem Freunde zu winken, aber er hatte das Gesicht abgewandt und betrachtete die Höhen am anderen Ufer.

Es wird Frühling.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen von H. Manuel, Paris.

Seit der Zug nach dem Süden so allgemein geworden ist, daß man sich eigentlich in jeder nördlich von Nizza liegenden Stadt um diese Zeit deplaciert vorkommt, vermag die Mode nicht mehr wie einst Schritt mit den Jahreszeiten zu halten. Die ersten Herbstkostüme bedingen als Zwillingschwestern gleich die ersten frühjahrlichen Toiletten. Denn wenn auch der Hauptzug nach dem sonnigen Süden sich erst im Lauf des Januar ergießt, verfrühte Abreisen erfolgen schon in den beiden letzten Monaten des alten Jahres. Es ist noch gar nicht so lange her, daß die Pariserin von der sie heute ganz beherrschenden Reiseleidenschaft ergriffen wurde. Damals, als noch mit dem sommerlichen Ausflug in einen Badeort, in dem man wirklich bestrebt war, seiner Erholung oder der Kur eines Angehörigen zu leben, die einzige Abwesenheit von Paris während des ganzen Jahres zusammenfiel, damals wären auch Schneider und Modisten kaum je auf den Einfall gekommen, ihre Tätigkeit zu Beginn des Jahres auf Südfrankreich und Aegypten zu konzentrieren. Die echte Pariserin, die auch heute noch zu Hause bleibt, die ihren Hausstand leitet und ihre Ferien nach denen ihrer Kinder bemißt, wird im Augenblick stiefmütterlich genug behandelt, was die Mode betrifft. Ihr Straßenanzug vor allem hat sich seit dem vergangenen Herbst nicht verändert. Die leichten Jackenkostüme, die als Pariser Neuheiten fern von Paris heute getragen werden, würden bei der sibirischen Kälte, die hier herrscht, tod- und verderbenbringend sein — wurde ihr Tragen doch sogar in Monte Carlo und Nizza durch Schneefall unterbrochen, um den wärmeren Pelzhüllen — Jacken und Mänteln — Platz zu machen. Früher als sonst wird jetzt auch aus dem nördlichen Straßenbild die Pelzjacke verschwinden. Sie ist in den letzten Jahren zu allgemein geworden, als daß es noch irgend welchen Charme hätte, sie länger zu tragen, als dies die Witterung verlangt. Man zieht die boa- und stolaartigen kleinen Pelzhüllen mit begleitendem Muff vor, die vorzugsweise aus Eisfuchs oder Zobel voraussichtlich bis in das späte Frühjahr hinein über den langschößigen Jackenkleidern beibehalten werden. Abb. 7 zeigt uns ein solches aus glattem, holzbraunem Tuch, dessen lange Jacke am Tailleneinschnitt alle die geschmacklosen Gürtelverzierungen, die zuletzt unter die Arme geschoben worden waren, verloren hat. Die Pattengarnierung aus holzbraunem, in gleicher Nuance seidengesticktem Tuch zeigt Zwischensätze von altrosa Liberty, die mit der Bluse aus dem gleichen Material zusammenstimmen. Den braunen Hut deckt ein Gewirr von rotbraun schattierten Paradiesvogelfedern. Die gleiche vorteilhafte Metamorphose, was die sogenannte Empireverzierung der Schneider-



Kleider betrifft, hat auch das weinrote Tuchkleid auf Abb. 3 durchgemacht, dessen halblanger, loser und doch den Formen des Körpers anmutig folgender Jacke die kleine Schnurenverzierung aus etwas dunkler, roter Seidenschnur viel Originelles gibt. Den tiefrandigen Hut aus weinrotem Bastgeflecht schmücken einzelne vollerschlossene



1. Lachsfarbene Libertyrobe
für junge Mädchen.

Blüten des Gartenmohns in hellrotbläulicher Nuance. Die Hüte haben im Augenblick die Eigenart, lampenschirmartig das Gesicht und den Nacken zu beschatten, eine



2. Champagnerfarbene Manteljacke.



3. Weinrote Tuchjacke.
Hut aus Bastgeflecht mit Mohnblüten.

Fähigkeit, die man ihnen leider schon seit Jahren nicht mehr nachsagen konnte, und die — so sagt und hofft man — sich im Sommer noch verschärfen soll, wo der nicht sehr viel kleiner werdende Hut ganz zur schützenden Lampenglocke zu werden beabsichtigt und der Kopf höher, der Rand jedoch schräger werden soll. Die lose Manteljacke



4. Heller Prinzeßrock
mit anschließendem Bolero.

auf Abb. 2 aus champagnerfarbenem, glänzendem Seidentuch bewahrt noch ein wenig den drapierten Charakter, den ihr Stoffreichtum ihr zu nehmen bestrebt ist. Ein





5. Nachmittagstoilette aus grünem Samt.



6. Empirerobe mit Ueberkleid aus blauem Samt.



Streifen gleichfarbigen Libertys stellt die Umrandung dar, aus der sich die durch den Seidenring gezogene seitliche Schleife herauskonstruiert, unter der die Jacke mit einer großen Agraffe schließt. Die Knöpfchen sind seidenbesponnen, mit Seidenschnure nuntereinander verbunden, der Reverskragen besteht aus schwarzem Atlas mit aufgelegter gelblicher venezianischer Nadelspitze. Schwarz und champagnerfarben ist auch der Hut, dessen Form, halb Toque, halb Glocke, aus umeinandergeflochtenen Streifen von Seidentüll und Stroh mit einem Kopf von



8. **Frühlingskleid aus weißer Leinenseide** mit marineblauer Schärpe.



7. **Straßenkleid aus holzbraunem Tuch.**

champagnerfarbenem Atlas hergestellt ist. Auch die hier sichtbare breite Flügelgarnierung, obgleich schon eine Weile von der Mode akzeptiert, soll weiterbestehen; man behauptet, ihr sogar auf den leichtesten Sommerhüten einen Platz vorzugsweise vor der Straußenfeder einzuräumen. Jacken wie die soeben beschriebene trägt man augenblicklich — wohlverstanden nicht im eigentlichen Paris, sondern eben im Süden über Gewändern, wie sie die beiden folgenden Bilder darstellen. Der hochansteigende Prinzeßrock auf Abb. 4 ist aus weißem, leichtem Tuch. Weiß ist auch die ganze reiche Garnierung gehalten. Weiße Seidenknöpfe bilden den seitlichen Verschluß. Aus weißen Soutachebändchen ist die Stickerei des enganschließenden Bolero=

jäckchens gefertigt, ebenso wie auch die den beiden Borten auf dem Rock aufliegende, zwischen denen sich ein breiter, englisch gestickter Tuchstreifen ausdehnt. Englische Stickerei auf Tuch, auf Seide, Atlas, kurz allen Stoffen, die diesem Handarbeitzweig früher ganz fernstanden, ist eine überaus beliebte Modespielerei unseres kommenden Lenzes. Auf unserem Modell läßt sie ein pastellblaues Unterkleid aus Atlas durchschimmern, was den Effekt des weißen Gewandes noch erhöht. Ganz im modernen Geschmack, der die Zusammenstellung einer dunklen, nicht grellen Farbe mit einer anderen, blassen oder weißlichen anstrebt, ist das Kleid auf Abb. 8 gehalten. Die Leinenseide des schlicht gearbeiteten Gewandes zeigt in ihrem Weiß blaue Schatten. Die seitlich geknüpfte Gürtelschärpe wie der runde Tülleinsatz am Hals sind dunkelmarineblau. Aehnliche Zusammenstellungen strebt man vorzugsweise für Halbtrauer gerade mit Leinenseide oder Schantung an. Die Hypermodernität des frühjahrlichen Gewandes verkünden vor allem die Aermel, die nicht mehr aus Tüll, sondern aus dem Stoff des Kleides gefertigt sind wie auch der an Ort und Stelle zurückgekehrte Gürtel. Sehr hübsch ist die geknöpfte Bretellengarnierung verwendet, die ich an einem ähnlichen Gewande aus pastellblauer Leinenseide mit dunkelblauer Garnierung aus Libertystreifen sah. Gleichfalls Tagesanzug, auf der Straße unter einer der vorerwähnten losen Manteljacken geborgen, ist die Toilette auf Abb. 6 aus dunkelolivgrünem Samt. Sehr originell wirkt auf dem glatt gearbeiteten Gewande, dessen Unterkleid ein solches aus unappretiertem gleichfarbigem Taft ist, die breite Garnierung, die halb in Gestalt einer Schärpe, halb in der einer Schleppe auftritt. Goldgrüner Samt, mit Liberty in der gleichen Nuance gefüttert, mit Blumenranken in schwerer Plattstichstickerei verziert, fällt zu beiden Seiten aus dem Gürtel heraus, sich auf Kniehöhe verschmälernd und zu einem Knoten verschlingend. Der Rücken des Kleides ist, wie ersichtlich, glatt in Prinzeßform gearbeitet. Der breite Gürtel aus gefälteltem Liberty setzt erst unter den Armen an und umspannt ohne Abschlußunterbrechung ganz glatt den Büstenansatz. Ein Einsatz aus goldgrünem, gefälteltem Seidenmusselin steigt aus dem Gürtel heraus, überragt von einem zweiten kleineren in weißem Tüll. Abb. 6 und 1 zeigen moderne Abendgewänder. An Abb. 6 ist der Stoff des Empireunterkleides pastellblaue schwere Seide, mit etwas dunkler gefärbten Atlasstreifen pekiniert, zwischen denen sich abwechselnd ein glatter Seidenstreifen und ein solcher mit Blattranken, in appliziertem seidenumrandetem Tüll gestickt, ausdehnt. Das originelle Ueberkleid aus königsblauem Samt mit den Achselklappen, den langen glatten Aermeln und der Rückengarnierung, die ihren Ursprung aus einer Anlehnung an Frackschoßideen zu nehmen scheint, wirkt noch besonders hübsch durch die Stickereiumrandung in hellen Silberfäden. Das Anwachsen der Garnierung macht sich gleichfalls und vorzugsweise an den Aermeln der Robe auf Abb. 1, für junge Mädchen und ganz junge Frauen geschaffen, bemerkbar. Das lachsfarbene Libertykleid mit dem seitlich gespaltenen Rock, aus dem das gleichfarbige Taftuntergewand hervordringt, ist reich mit dichter weißer Seidenstickerei verziert, die, den Rock umrandend, an dem Spalt zu beiden Seiten hinaufsteigt und an dem schlichten, wenig dekolletierten Mieder ein tiefes Empiècement bedeckt. Die dreiviertellangen, ganz glatten Aermel sind aus weiß gesticktem, lachsfarbenem Tüll. Eine lachsfarbene Libertyschärpe, im Rücken zu einem kurzen Knoten verschlungen, markiert die noch nicht ganz an ihren Platz zurückgekehrte lose Taille. Klementine.

Bilder aus aller Welt.

Die Wasser, von denen der altmärkische Ort Seehausen immer noch umschlossen ist, sind jetzt mit Eis bedeckt, Soldaten und Knaben auf Schlittschuhen vermitteln die Beschaffung von Lebensmitteln für die so schwer heimgesuchten Einwohner.

Die Berliner Königliche Bibliothek verläßt ihr altes Heim, die „Kommode“, um den Ihneschen Prunkbau Unter den Linden zu beziehen. Der Transport der ungeheuren Büchermassen ist überaus mühevoll und geht unter ganz besonderen Vorsichtsmaßregeln in Szene. Zwei mechanische Fahrstühle, die vor dem alten Universitätsgebäude errichtet sind, führen aus acht in die Mauer gebrochenen Oeffnungen die Bücher zur ebenen



Phot. Hnnich.

Schlittschuhläufer besorgen die Verproviantierung Seehausens.
Aus dem Ueberschwemmungsgebiet in der Altmark.

Erde nieder. Ein Heer von Aufsehern und Transportarbeitern mit bunten Armbinden ist damit beschäftigt, die wertvollen Schätze in das neue Gebäude zu geleiten.

Den größten Ostseedorsch, den man bisher gefunden hat, beherbergt das Reichsmuseum in Stockholm. Das Tier wurde im Elgöfjord im flachen Wasser gefangen. In der Länge hatte es das stattliche Maß von 122 Zentimetern. Das Gewicht betrug 185 Kilogramm Also wirklich ein Riese seiner Art!

Geheimer Legationsrat Generalkonsul Dr. Lüders scheidet nach langer verdienstvoller Tätigkeit aus dem Reichsdienst. Dr. Lüders, den Gesundheitsrücksichten zwingen, sein Amt aufzugeben, hat eine außerordentlich wechselreiche Laufbahn hinter sich. Er war Reisebegleiter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, dann Sekretär der deutschen Gesandtschaft und des deutschen Archäologischen Instituts in Athen. Später wurde er Erzieher des Kronprinzen von Griechenland und dessen Hofmarschall. Seit 1889 wirkte Dr. Lüders als Generalkonsul in Athen und erwarb sich in dieser verantwortlichen Stellung allseitige Beliebtheit.

Der lange, weiße Bart, der der exotischen Majestät unseres Bildes ein so würdig-blasiertes Aussehen verleiht, ist nicht echt. Fleißige Negerhände haben ihn aus weißen Affenhaaren kunstvoll geknüpft. Einer Löwenmähne ähnlich, dient der Bart als Symbol der Macht und hohen Stellung; trotzdem ist der König von Toro innerhalb des gewaltigen Ugandagebietes nur ein kleiner Fürst.

Der frühere Reichskommissar Dr. Karl Peters hat sich in Berlin mit der Tochter des Kommerzienrats Herbers vermählt. Zur Hochzeitsfeier waren 140 Gäste erschienen, darunter die früheren Gouverneure Jesko von Puttkamer und



Verladen der Akten und Handschriften.

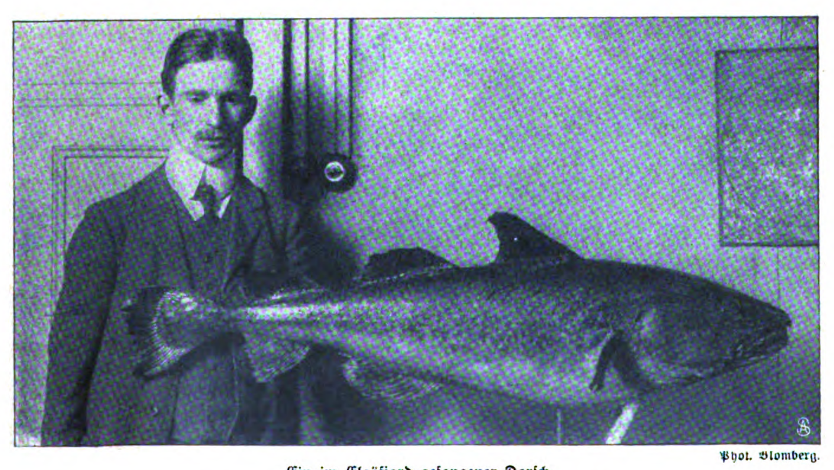


Die Bücherschätze werden durch einen Aufzug herabgelassen.



Handwagen mit den Transportkisten für die Bücher.

Vom Umzug der Königlichen Bibliothek in Berlin.

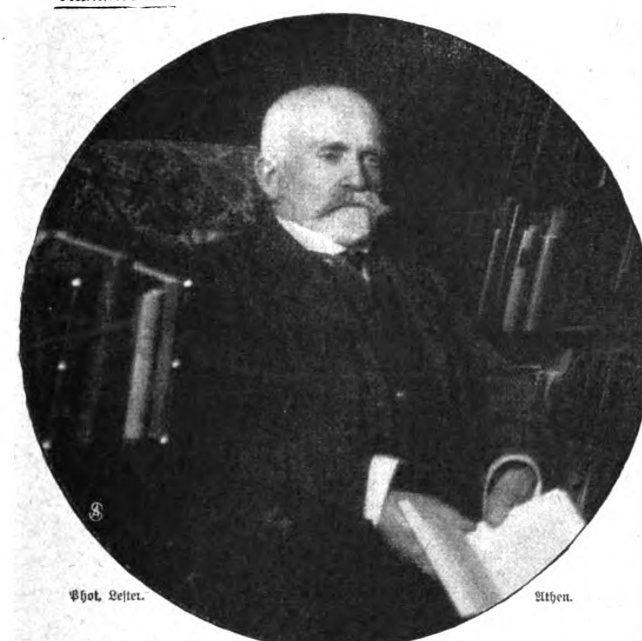


Phot. Blomberg.

Ein im Elgöfjord gefangener Dorsch.

Riesenfische im Reichsmuseum zu Stockholm.



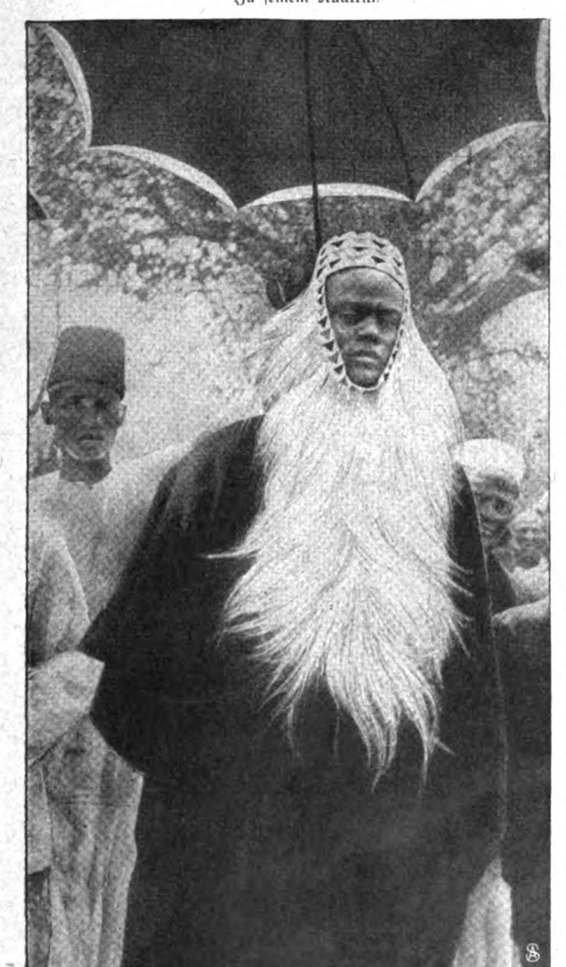


Phot. Lester. Athen.

Geh. Legationsrat Dr. Lüders,
der deutsche Generalkonsul in Athen
Zu seinem Rücktritt.



Die Vermählten nach der Trauung
Die Hochzeit des Dr. Karl Peters mit Frl. Dorothea Herbers.



Ein falscher Bart als Zeichen der Königswürde.
Kasagama, König von Toro,
ein Negerfürst des Uganda-Schutzgebietes.

Generalleutnant v. Liebert. Ferner Oberkonsistorialrat Florschütz, Admiral Livonius und viele andere Notabilitäten.

Fräulein Else Bengell, eine frühere Schülerin des Dr. Hochschen Konservatoriums in Frankfurt a. M., wurde nach erfolgreichem Auftreten am Stadttheater in Graz als erste Altistin an die Berliner Hofoper engagiert.



Phot. Spalke u. Kluge

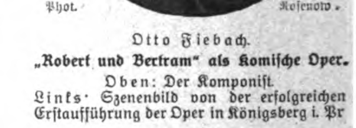
Else Bengell,
wurde als erste Altistin für die Berliner Hofoper verpflichtet.

Gustav Räders bekannte Posse „Robert und Bertram" ist von dem Komponisten Otto Fiebach in eine burleske Oper umgewandelt worden. Geschickte Bearbeitung und Einfügung neuer Bindeglieder haben die lockere Possenhandlung gefestigt und dadurch ein spannendes Libretto geschaffen. Auch musikalisch zeichnet sich die Oper durch hübsche Melodien aus. Der Komponist hat den leichten Ton des Singspiels glücklich getroffen und ihn durchgängig festzuhalten gewußt. So war der lebhafte Beifall, den das Werk bei seiner Erstaufführung am Stadttheater in Königsberg i. Pr. gefunden, wohl verdient.

Der Untergang der „Berlin" vor dem Hafen von Hoek van Holland gab die Veranlassung zu einer gründlichen Reorganisation des dortigen Rettungsdienstes. So wurde u. a. auch eine Drahtseilbahn angelegt, die zu dem an der Spitze des nördlichen Piers errichteten Leuchtturm führt. Da der Pier bei stürmischer See von **den Wogen völlig überschwemmt wird, stellt diese Bahn, die mit jeder Fahrt acht Personen befördern kann, ein vorzügliches Rettungsmittel dar.** Die Verbesserungen sind der Initiative des hollän-




Herr Clemens. Frl. Koch. Herr Karl. Phot. Kiby

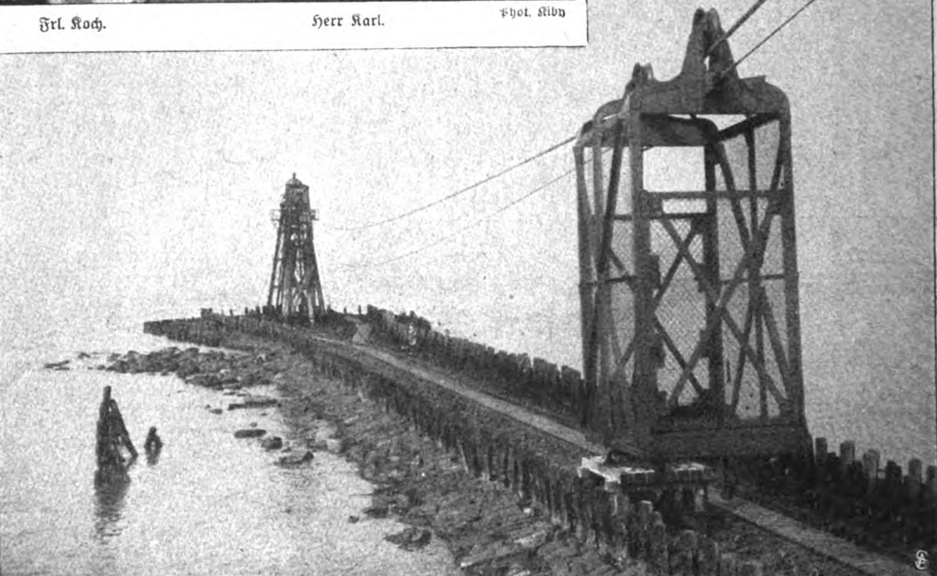

Phot. Rosenow.

Otto Fiebach.
„Robert und Bertram" als Komische Oper.
Oben: Der Komponist.
Links: Szenenbild von der erfolgreichen Erstaufführung der Oper in Königsberg i. Pr.

dischen Prinzgemahls zu danken, der seinerzeit tätigen Anteil an den Rettungsarbeiten genommen hat und auch die jetzigen Neueinrichtungen jün st besichtigte.

Die russische Wissenschaft widmet sich mit vielem Eifer seismographischen Untersuchungen. Um die mannigfachen Störungen, denen die Registrierapparate „über Tage" ausgesetzt sind, möglichst einzuschränken, ist in Pulkowo eine unterirdische Station eingerichtet worden. Unser Bild zeigt ihren Leiter Fürsten Boris Galyzin an dem großen Erdbebenregistrierapparat.

Otto Graul, der in diesen Tagen verstorbene Bureauchef des Kleinen Theaters, war eine in Berliner Bühnenkreisen sehr bekannte und beliebte Persönlichkeit. Er führte einst mit Alfred Hahn die Direktion des Berliner Theaters.


Phot. Vreedenburg, H.

Zur Rettung aus Seenot:
Drahtseilbahn zur Beförderung von Schiffbrüchigen in Hoek van Holland.


Phot. C. O. Bulla.

Der Stationsvorsteher Fürst Galyzin (links) am Registrierapparat.
Die unterirdische seismographische Station zu Pulkowo (Rußland).


Hofphot. Kaupp.

Otto Graul †
früherer Direktor des Berl. Theaters.

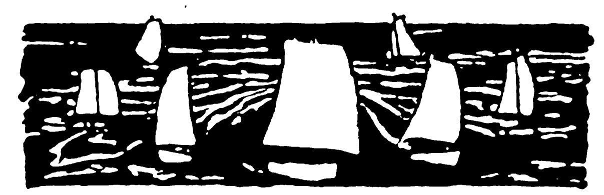
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 12. | Berlin, den 20. März 1909. | 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 12.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	477
Auf der Sonnenseite. Von Prof. Dr. Eduard Engel	477
Politik und Geselligkeit. Von Alexander von Gleichen-Rußwurm	479
Adalbert Matkowsky † Ein Nachruf von Max Grube	482
Briefe eines modernen Mädchens	483
Unsere Bilder	484
Die Toten der Woche	484
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	485
Hanseaten. Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung)	493
Naturgeheimnis und Geist. Von Georg Hirschfeld	498
Highlife und Bühne. Von J. Lorm. (Mit 15 Abbildungen)	501
Aus Frankfurter Privatkunstsammlungen. Von Julia Virginia. (Mit 7 Abbild.)	506
Der Akrobat. Erzählung von Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz	510
Der Esel im Süden. Von Walter Tiedemann. (Mit 11 Abbildungen)	513
Bilder aus aller Welt	517



Die sieben Tage der Woche.

10. März.

Auf der Zeche Radbod wird mit der Bergung der Leichen der beim Grubenunglück vom 12. November ums Leben gekommenen Bergleute begonnen.

Die serbische Antwortnote auf die Vorstellungen der Mächte wird den Kanzleien mitgeteilt. Serbien betont, daß es die bosnisch-herzegowinische Frage wie bisher als eine europäische ansehe.

In Bangkok wird der Vertrag unterzeichnet, in dem Siam an England die drei Malaienstaaten Kelantan, Trengganu und Kedah abtritt.

11. März.

General de Ferron, der Kommandant der in Toulon stehenden Kolonialdivision, spricht sich nach einem durch das Benehmen seiner Kolonialtruppen während einer Uebung provozierten Zwischenfall in einer Ansprache über den bei den französischen Kolonialtruppen herrschenden Geist äußerst abfällig aus.

Das Berliner Stadtverordnetenkollegium beschließt einstimmig, den Reichstag aufzufordern, er möge die geplante Erhöhung der Telephongebühren nicht genehmigen.

Das Amtsblatt der römischen Kurie veröffentlicht eine Bulle Pius' X., die den Kardinälen verbietet, bei einer künftigen Papstwahl im Auftrag einer weltlichen Macht ein Veto einzulegen.

12. März.

Die Finanzkommission des Reichstags spricht sich mit 13 gegen 12 Stimmen für die Erhöhung der Brausteuer aus.

Sven Hedin hält vor der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin einen Vortrag über seine Forschungsreisen in Tibet.

Zwischen den zentralamerikanischen Republiken Nikaragua und El Salvador bricht ein Krieg aus.

13. März.

Im preußischen Abgeordnetenhaus wird über die Frage der Verbauung des Grunewalds debattiert. Die Debatte endet mit der einstimmigen Annahme des Antrags Brandenstein, wonach im Interesse der Berliner Bevölkerung die Ufer der Waldseen und Flüsse vom Verkauf ausgeschlossen werden sollen.

Auf dem Internationalen Schachturnier in St. Petersburg gehen Emanuel Lasker und Akiba Rubinstein (Port. S. 492) gemeinsam als Sieger hervor.

14. März.

Die Antwort Serbiens auf die Vorstellungen des Gesandten Grafen Forgach wird bekannt. Sie weicht der Beantwortung der wichtigsten Fragen aus und beschäftigt sich fast ausschließlich mit dem serbisch-österreichischen Handelsvertrag.

Die russische Flotte im Schwarzen Meer erhält den Befehl, sich zu einem Eingreifen in die persischen Wirren bereitzuhalten.

Der erste deutsche Jugendgerichtstag wird im Charlottenburger Rathaus eröffnet.

15. März.

Fürst Nikolaus von Montenegro erklärt dem russischen Gesandten und dem serbischen Geschäftsträger, die Kriegslust in Montenegro sei so groß, daß es zum Krieg kommen müsse, wenn nicht alle montenegrinischen Wünsche erfüllt würden.

Der gegen den Unterstaatssekretär Simyan gerichtete Ausstand der Pariser Post- und Telegraphenbeamten führt zu argen Ausschreitungen und zur Störung der Verbindungen mit dem Ausland.

16. März.

In der Wiener Hofburg findet unter dem Vorsitz des Kaisers ein großer Kronrat statt, der sich mit den militärischen Vorkehrungen gegen Serbien befaßt.

Adalbert Matkowsky, der ausgezeichnete Heldendarsteller des Königlichen Schauspielhauses, stirbt in Berlin (Portr. S. 482).

17. März.

In Oesterreich werden die Reservisten vieler Regimenter zu den Waffen gerufen. In der Bevölkerung herrscht die größte Aufregung.

Auf der Sonnenseite.

Von Prof. Dr. Eduard Engel.

Was ist ein Philister? Von den mindestens hundert Erklärungen gefällt mir diese am besten, schon weil sie von mir herrührt: „Der Philister sagt zu jedem neuen vernünftigen Vorschlag: ‚Dummes Zeug!'" und erklärt ihn nach seiner Ausführung für selbstverständlich. — Er macht sich lustig über alles und jedes, was er nicht von Kindesbeinen zu sehen, zu hören, zu essen, zu trinken, zu tun und zu lassen gewohnt ist; widersetzt sich jeder Veränderung seines gleichgültigen Lebenskreises; findet alles, was ein anderer tut, lächerlich, weil es anders ist, als was er tut; ist der Todfeind jedes Fortschritts, genießt ihn aber, wenn er sich ohne ihn und gegen ihn durchgesetzt hat, mit dem stumpfsinnigen Gefühl, das müsse schon immer so gewesen sein. „Wir sind gewohnt, daß die Menschen verhöhnen, was sie nicht verstehn", heißt es im Faust, und so bin ich sicher, daß der zurzeit in England mit Ernst und Nachdruck verfolgte Gedanke einer Vermehrung des Genusses des Sonnenlichts für die Menschheit in den ungeheuren Bereichen der Philisterwelt aller Nationen zuerst mit Lachen aufgenommen werden wird. Was nicht hindert, daß diese gleiche Philisterwelt die Segnungen des Gedankens genießen, den Urheber ver-

gessen und bei der nächsten Gelegenheit sich mit gleicher unausrottbarer Philisterhaftigkeit benehmen wird.

Hier zunächst die Tatsachen. Ein Mitglied des englischen Unterhauses, der sehr ehrenwerte T. W. Dobson, hat einen Gesetzentwurf eingebracht, der bezweckt: am dritten Sonntag im April alle Uhren in Großbritannien um eine Stunde vorauszustellen und sie am dritten Sonntag im September wieder um eine Stunde zurückzustellen. Der Gewinn an Sonnenlicht und hellen Arbeitstunden beträgt 154 im Jahr. In der Begründung seines Antrages, der übrigens nur die Umwandlung eines vorjährigen Antrages des Abgeordneten Willett ist, führte Herr Dobson gegen die Philister aus, die natürlich auch in den Parlamenten nicht fehlen, er selbst habe, als er jenen Vorschlag zuerst gehört, ihn für spaßig, unsinnig, unausführbar gehalten. Es ist mehr Freude im Himmel über einen Philister, der sich bekehrt, als über einen Fortschrittsmann, der nichts zulernt. Er teilte als das Ergebnis der Beratung eines Sonderausschusses mit, daß man einstimmig die sittlichen und körperlichen Segnungen des vorgeschlagenen Verfahrens anerkannt habe. Unüberwindliche Schwierigkeiten ständen auf keinem Gebiet des öffentlichen oder des Familienlebens entgegen. Die englischen Eisenbahnen allein hätten ihre unmittelbare Ersparnis an Beleuchtungskosten auf rund 2 Millionen Mark im Jahr berechnet; ihre Ersparnisse an sonstigen Kosten würden noch viel größer sein.

Bemerkenswert war die Erklärung des Ministeriums. Herr Churchill begann seine Rede gleichfalls mit einem Wink für die Philister: die Hauptaufgabe des Unterhauses sei die, über einen solchen Gesetzentwurf — nicht zu lachen! Er erklärte sich für seine Person dem Vorschlag geneigt, doch werde die Regierung sich neutral verhalten und dem Unterhause den Vortritt lassen. Jedenfalls solle das Parlament dem Ernst und der Wichtigkeit des Gesetzentwurfs gerecht werden. Das Haus beschloß mit 130 gegen 94 Stimmen, dem Gesetzentwurf eine zweite Lesung zu widmen — an sich schon ein günstiges Zeichen der Stimmung, und alle anwesenden Minister erhoben sich für die Ansetzung der beantragten zweiten Lesung.

Damit ist der Vorschlag des Abgeordneten Dobson noch nicht durch alle parlamentarischen Fährlichkeiten hindurch; doch ist kaum daran zu zweifeln, daß die beabsichtigte Einrichtung in diesem oder im nächsten Jahr mit Gesetzeskraft ins Leben treten wird, und ich halte es für sicher, daß nach einigem Witzeln des kosmopolitischen Philisteriums das Gesetz zur Bereicherung des menschlichen Lebens um eine Stunde Sonnenlicht allenthalben, zuletzt auch in Deutschland, durchdringen wird. Diesen Zeitpunkt vielleicht um ein weniges näher zu rücken, ist der lohnende Zweck dieser Betrachtungen.

Wer regelt jetzt die Stunden unseres Aufstehens und Zubettgehens? Einzig die Uhr und die Gewohnheitsbegriffe, die wir an ihre Stundenzeigung knüpfen. Der Stand der Sonne hat so gut wie nichts mit Anfang und Ende unsres Arbeits- und Erholungstages zu tun. Seit undenklichen Zeiten stehen wir, d. h. wir ordentlichen Leute, im Sommer zwischen 6 und 7, im Winter zwischen ½7 und ½8 auf und gehen, sofern wir nicht in den Kneipen sitzenbleiben, zwischen 10 und 11 ins Bett. Warum tun wir dies? Sonnenaufgang und Sonnenuntergang stehen mit den genannten Beginn- und Schlußzeiten unseres Tages in keinem zwingenden Zusammenhang. Wir stehen im Sommer lange nach Sonnenaufgang, im Winter häufig vor Sonnenaufgang auf und gehen in beiden Hauptjahreszeiten lange nach Sonnenuntergang zu Bett. Unsere Tagesgrenzen beruhen auf Gewohnheitsrecht, richten sich nach Anfangs- und Endstunden, die allein von der Uhr, nicht vom Stande der Sonne hergenommen sind, haben also nicht die geringste natürliche innere Notwendigkeit. Ob es sich empfiehlt, eine Aenderung der Stunden für Aufstehen und Schlafengehen im Winter einzuführen, lasse ich hier auf sich beruhen. Gewonnen würde durch eine Aenderung wenig werden, denn selbst ein Vorrücken der Uhr um eine Stunde würde uns in den eigentlichen Wintermonaten nur wenig Sonnenlicht mehr verschaffen.

Ganz anders liegt die Sache für den Sommer. Hier würde tatsächlich durch das Vorrücken der Uhr um eine Stunde und durch den dieser vorgerückten Stunde geleisteten Gehorsam in allen Tageseinteilungen eine volle tägliche Stunde Sonnenlicht gewonnen werden. Nun ist es aber klar, daß ohne einen unwiderstehlichen Zwang sich die Bevölkerung eines ganzen Landes niemals dazu entscheiden wird, eine Stunde früher als bisher aufzustehen und um ebenso viel früher zu Bett zu gehen. Es gibt ja zahlreiche Frühaufsteher, selbst in den Großstädten, die keines besondren Antriebes bedürfen: ihre Gewöhnung ist mächtig genug, und wer einmal das köstliche Glück der heiligen Morgenstunden, die „flaumenweiche Zeit der dunklen Frühe" geschmeckt hat, der wird seiner Gewohnheit treu bleiben und sich allen überlegen fühlen, die sich in den schönsten Stunden des Tages im heißen Bette dehnen mögen. Alles noch so freundliche Zureden aber, alle Vernunftgründe, alle noch so klaren Vorteile des Frühaufstehens überzeugen keinen, der nicht ohnedies überzeugt ist. Die Menschenwelt wird weit weniger durch Vernunft als durch eine Menge unscheinbarer, unwägbarer, ja oft geradezu vernunftloser Regungen und Gewohnheiten regiert.

Also — ich stehe im Sommer um 6 auf; ich will mich nicht besser machen, als ich bin: nicht weil ich dadurch eine herrliche Stunde der Morgenfrische gewinne, auch nicht um eine Frühstunde mit Gold im Munde der schriftstellerischen Arbeit zu widmen, was schon daran scheitert, daß meine Maschinenschreiberin meine Lebensgewohnheiten mißbilligt, jedenfalls nicht teilt. Nein, ich bekenne offen, ich stehe im Sommer um 6 auf, weil ich leidlich früh zu Bett gehe, nicht am Morgen wach im Bette liegen mag, kurzweg, weil ich mich an die Stunde 6 gewöhnt habe, und — weil sie 6 heißt. Angenommen, ich hätte mich beim Aufziehen und Stellen meiner Uhr vor dem Schlafengehen um eine Stunde geirrt, was mir schon gelegentlich widerfahren ist, oder die mich weckende Schaffnerin des Hauses hätte ihre Weckuhr um eine Stunde irrtümlich vorgestellt, so stände ich um 5 auf und würde der so gewonnenen Stunde wahrscheinlich erst dadurch bewußt werden, daß die Frühstücksmilch und die Frühstückssemmeln sich verspäten und die erste Post heute gar nicht kommen will. Hingegen würde mein verfrühtes Aufstehen mir gar nicht bewußt werden, wenn alle meine Mitbürger, darunter die Milchmädchen, die Bäckergehilfen, die Brotträger, die Postbeamten, ebenfalls um eine Stunde früher aufgestanden wären. Selbstverständlich müßten wir alle, um zu der notwendigen Menge Schlafes zu gelangen, um eine Stunde früher zu Bett gegangen sein.



Daß die Einführung dieses Zustandes nicht die geringste Schwierigkeit hat, leuchtet ein. Der Philister allerdings wird nichts als Schwierigkeiten finden; doch zu dem habe ich hier nicht zu sprechen. Wird durch Uebereinkunft der deutschen Regierungen und mit Zustimmung des Reichstages die Voranstellung der Uhr um eine Stunde — ich würde vorschlagen vom 1. April bis 30. September — beschlossen, so spricht schon im nächsten Jahr kein Mensch mehr davon. Sogar die Philister stehen eine Stunde früher auf und begreifen nicht, wie die Regierung so dumm sein konnte, diese Einrichtung nicht schon seit Jahren zu treffen. Es bedarf gar keiner einschneidenden Aenderungen im öffentlichen Leben; die Dienststunden bei den Behörden bleiben gleich, die Fahrpläne der Eisenbahnen im Inland werden nicht geändert, die Arbeitstunden in den Fabriken, Handelshäusern, Banken, die Essenszeiten in den Familien, die Stundeneinteilung in den Schulen, an den Universitäten — alles und jedes bleibt, wie es gewesen ist. Der ungeheure Unterschied wird nur darin bestehen, daß die Arbeit im Sommer zu einer früheren Sonnenstunde beginnt und zu einer früheren Sonnenstunde endigt, so daß alle Arbeiter, die des Geistes und der Hände, eine Stunde täglich mehr Sonnenlicht nach getaner Arbeit genießen werden.

Man halte mir nicht entgegen, daß eine der Wirkungen die Verkürzung der Nachtruhe um eine Stunde sein könnte. Wer statt um sieben schon um sechs aufgestanden ist, der wird von selbst das Bedürfnis empfinden, um eine Stunde früher schlafen zu gehen. Unser ganzer Tageszeitbegriff ruht ausschließlich auf unserer Uhr. Glaubt man etwa, daß nach der Einführung der vorgerückten Sommeruhrzeit sich die Menschheit abends, wenn die Uhr 10 oder 11 zeigt, sagen wird: Eigentlich ist es ja noch gar nicht so spät, es ist erst 9 oder 10? Das wäre blanker Unsinn, denn ein solches „eigentlich" gibt es ja gar nicht. Es ist 10 oder 11, weil unsere Uhr und alle übrigen Uhren 10 oder 11 zeigen. Auch kann man sich darauf verlassen, daß die paar Nachtschwärmer, die unvernünftig genug wären, sich auf jenes „eigentlich" zu berufen, durch die überwältigende Macht aller anderen bald gezwungen werden würden, zu lernen, 12 ist 12 und nichts andres.

Unser ganzes häusliches und öffentliches Leben im Sommer würde durch die Einführung dieser Reform nicht nur eine Stunde Sonnenlicht, sondern etwas Unschätzbares an Frische hinzugewinnen. Man denke nur an unsere Schulen: mindestens die ersten Stunden, also von 7 bis 9 oder bis 10 nach jetziger Rechnung, würden selbst im heißesten Sommer erträglich sein, und es ist ein großer Unterschied, ob die Kinder um 10 nach zukünftiger Rechnung oder um 11 nach jetziger entlassen werden. In den Fällen, wo noch immer Nachmittagsunterricht erteilt wird, würde man allerdings wegen des Standes der Sonne den Beginn des Unterrichts um eine Stunde später ansetzen müssen. Das wäre in jeder Hinsicht ein Gewinn, denn die Kinder bekämen dadurch eine Stunde mehr Ruhe zwischen Vor- und Nachmittagsunterricht.

Für alle erwachsenen Arbeitsmenschen bedeutet das Vorrücken der Stunde eine bare Stunde größerer Lebensfrische am Morgen und eine Stunde Lichtgewinn am Nachmittag. Die Angestellten, die Handarbeiter aller Art, die Beamten würden eine volle Stunde mehr Tageslicht zur Erholung, zur Selbstbeschäftigung, zum Leben mit der Familie zugelegt bekommen.

Alles dies ist so unwiderleglich, so einfach, daß man schon ein ausgepichter Neinsager sein muß, um unüberwindliche Schwierigkeiten zu entdecken. Die Sache ist eben gar zu einfach, und bekanntlich ist nichts schwerer durchzusetzen als das ganz Einfache. Das Ei des Kolumbus! Es handelt sich um die großartigste Anwendung des Grundsatzes, daß die Menschheit nicht durch die Dinge, sondern durch den Schein der Dinge bestimmt wird. Keine Regierung ist mächtig genug, eine ganze Bevölkerung zu bewegen, um sechs statt um sieben im Sommer aufzustehen. Keine noch so großartige Vereinstätigkeit würde imstande sein, eine allgemeine Bewegung zum Frühaufstehen, zur Vermehrung unseres Genusses am Sonnenschein hervorzurufen. Dagegen genügt eine einmalige kurze Handbewegung am Stellrädchen unserer Uhr, um uns in dieser Welt des Scheines früher ins Bett und früher aus dem Bett zu treiben, und um so sicherer, je allgemeiner diese Handbewegung gemacht wird. Was mich an der ganzen Sache ein wenig ärgert oder betrübt, ist — abgesehen von dem Neidgefühl, daß ich den Vorschlag nicht selbst gemacht habe — das Bedauern, daß er nicht wenigstens aus Deutschland hervorgegangen ist. Die englischen Befürworter dieser Bereicherung an Sonnenschein haben sich hauptsächlich durch ihre völkischen Eigentümlichkeiten bestimmen lassen: eine Stunde mehr Tageslicht im Sommer bedeutet ja eine Stunde mehr Zeit für Sport im Freien! Diese Erwägung wird sich für England so übermächtig erweisen, daß sie alle Widerstände bezwingen wird, auch die des Oberhauses, des Hortes alles Bestehenden. Hat sich aber England einmal den Segen vermehrten Sonnenlichts erobert, so werden alle übrigen Länder bald folgen, hoffentlich Deutschland in diesem Fall unter den ersten.

Politik und Geselligkeit.

Von Alexander von Gleichen-Rußwurm.

In der Politik bedeuten für die Parteien Grundsätze das gleiche, was die Leidenschaften für den einzelnen Menschen sind. Die Partei erlangt über ihre Anhänger eine Gewalt, die sie wider Willen mit sich fortreißt. Dieses Gefühl entwickelt sich zu einem Fanatismus, der selbst Märtyrer erzeugt und von Anfang an jedes Gespräch zum Vortrag oder zur Polemik macht. Deshalb gehört die Politik ihrem Wesen nach zu den ungeselligen (oder richtiger, aber in schlechterem Deutsch ausdrückt), zu den antigeselligen Geschäften. Jedoch für jeden, der den Charakter der Gegenwart beobachtet, wird es klar, daß seit dem Beginn parlamentarischen Lebens die Welt von politischen Parteien beeinflußt, wenn nicht regiert wird, und daß deren Grundsätze in alle Fragen des täglichen Lebens hineinspielen, also auch für die Geselligkeit eine gewisse Bedeutung haben



trotz des inneren Widerspruchs, der beide Faktoren trennt.

Die Geschichte weiß nichts von Abschnitten und schroffen Grenzmarken, wie sie das Geschichtsbuch aufzuweisen beliebt. So war auch das Ende absoluter Kabinettspolitik mit ihren Vorzimmerintrigen und Schlafzimmereinflüssen kein plötzliches. Die unverantwortlichen, aber desto mächtigeren Gewalten retteten sich in die sogenannten politischen Salons, in denen nicht nur Stimmung gemacht wurde, sondern auch vielfach wichtige Posten zur Verteilung kamen. Ein Witzwort, das in den Jahren des zweiten französischen Kaiserreichs einem solchen Salon sein Entstehen verdankt, sagt: „Qu'est-ce que les affaires? — Les affaires, c'est l'argent des autres. Et la politique? La politique c'est la place des autres." Je parlamentarischer ein Staat regiert wird, desto mehr Wahrheit muß man diesem Wort einräumen, denn mit dem Wechsel der herrschenden Partei verändern sich alle wichtigen Posten und damit die Physiognomie der offiziellen Welt. In jenen konstitutionellen Staaten, die eine faktische Ministerverantwortlichkeit nicht kennen, fehlt die gesellschaftliche Siedehitze, in der die Leidenschaften des „Für" und „Wider" gedeihen. Die politischen Salons sind unter solchen Verhältnissen nicht als Triebrädchen der Maschine zu betrachten wie manchmal zu unruhiger Zeit bei leicht erregbaren Nationen, sondern sie gleichen den Thermometern, an denen man die Temperatur der allgemeinen Stimmung ablesen kann.

Ein Ausschalten des politischen Sinnes aus dem Verkehr der großen Welt bedeutet Versumpfung, Interesselosigkeit, gleichgültiges Gehenlassen in allen Fragen des öffentlichen Lebens. Solche Zustände treten ein, wenn es den Leuten im allgemeinen so gut geht, daß sie eine starke Opposition für töricht erachten, und wenn es deshalb vor dem strengen Forum gesellschaftlicher Schiedsrichter für unmöglich gilt, der Opposition anzugehören. In diesen Fällen verlieren die politischen Salons an Bedeutung oder sterben aus, wie es bei uns seit längeren Zeiten der Fall ist. Jetzt aber, wo sich das Bedürfnis immer deutlicher geltend macht, über die wichtigsten Aufgaben des Staates wenigstens zu sprechen und sich darüber klar zu werden, auch wenn jede Einflußnahme ausgeschlossen bleibt, drängt sich das Gespräch über soziale oder diplomatische oder finanzielle Angelegenheiten zwischen Klatsch und Gelächter, so daß immer seltener sich ein Kreis ernster Leute zusammenfindet, in dem nicht von Politik die Rede geht. Es ist ein Erwachen der Gesellschaft bemerkbar, wie es in ereignisreichen Zeiten einzutreten pflegt. Man fühlt genug Kultur in sich, auch einen Gegner zu Wort kommen zu lassen, und man hütet sich, das, was mit Recht als Bierbankpolitik verabscheut und philiströs gefunden wurde, vom Wirtshaus in den feineren Verkehr zu verpflanzen. Denn die Gefahr jeder Politik in der Geselligkeit liegt darin, daß ödes Besserwissen sich breitmacht oder frivoles Suchen nach zweifelhaften Anekdoten. Dies läßt sich eigentlich nur vermeiden, solange die Geselligkeit den politischen Sinn fruchtbar pflegt, das heißt, irgendeinen Einfluß ausübt, sei es bei Wahlangelegenheiten, beim Aufstellen von Petitionen, beim Entstehen irgendeines gemeinnützigen Unternehmens. Mächtige und wirklich einflußreiche Salons entstehen in der Gegenwart vielleicht schwerer als in früheren Zeiten, aber das neuentflammte Interesse, das weite Kreise für öffentliche Dinge erfaßt, könnte in mancher gewandten Frau den Gedanken erwecken, es mit der Politik zu versuchen, wie man es in jüngeren Jahren mit dem Flirt und dann mit der Aesthetik getan. Seit der Untertan Bürger geworden ist und die Volksvertretungen bestehen, ist mancher politische Salon aufgetaucht und verschwunden. Ein Blick in diese Welt, von der Fernstehende immer nur Ränkespiel und Kamarillascherze vermuten, zeigt, daß neben manchem Schatten auch viel Licht zu finden ist.

Von seinem Mailänder Aufenthalt erzählt Stendhal manches aus politischen Salons, in denen lebhaft gegen die Oesterreicher konspiriert wurde. Liebesgeschichten vermählten sich mit patriotischen Gefühlen und gaben der Geselligkeit eine schwüle, fieberhafte Stimmung, wie man sie sonst in Europa nur bei den Polen getroffen hat. In solchen Augenblicken wird die Frau verschönt durch lebhafte Anteilnahme, denn sie schwebt in Gefahr zugleich mit dem Ritter, den sie begeistert. Fanatismus ist häßlich und erstickt jeden anmutigen Verkehr, Begeisterung aber, namentlich wenn sie verborgen glimmt und heimlich wirkt, gibt der Geselligkeit einen Zug ins Große, oft historisch Bedeutende, der selbst das langweilige und gespreizte Zeremonienfest veredelt. Die Erinnerung an solche Zeiten und Menschen macht die Lektüre von Memoiren so fesselnd und belebend. Lichter fallen auf die verborgenen Winkel der Geschichte; ein Diner, ein Rout, eine Theateraufführung zeigt sich plötzlich in ungeahnter Bedeutung, aber man hat das Gefühl, daß die meisten Teilnehmer nicht wußten, welchem wichtigen Ereignis sie beiwohnten. Auch das nationale Bewußtsein glüht in kleinem Kreis unter führenden Menschen, ehe es in mächtiger Volksbewegung entflammt und die trägen Massen fortreißt. Es wäre natürlich falsch, zu sagen, daß elementare Erscheinungen, wie der Zusammenschluß zur deutschen oder italienischen Einheit, in irgend welchen noch so bedeutenden Salons sich gebildet hätten, die Tatsache jedoch ist unumstößlich, daß die schwachen Anfänge immer gut gepflegt und gehegt wurden, wenn geistvolle Frauen es verstanden, die Männer anzuspornen. Tätigkeit, die zunächst als unfruchtbar zu erlahmen droht, wird wertvoll durch jede Anerkennung, wo wir lieben oder verehren.

Bismarck sagte zwar einmal im preußischen Herrenhaus: „Es ist ein gefährlicher Irrtum, aber heute weit verbreitet, daß in der Politik das, was kein Verstand der Verständigen sieht, dem politischen Dilettanten durch naive Intuition offenbar wird." Er wollte damit nicht nur gewisse unverantwortliche Nebenregierungen treffen, sondern auch das gesellschaftliche Intrigenspiel, dessen er sich damals in den sechziger Jahren nur mühsam erwehrte. Aber er hat oft hervorgehoben, daß die Politik keine exakte Wissenschaft sei, sondern eine Kunst wie das Bildhauen und Malen. In jeder Kunst gehört nun neben der Arbeit das Talent selbst für den Mittelmäßigen zum Handwerk, und über das Talent entscheiden weder Würden noch Amt. Daher kam es mehr als einmal, daß eine kluge Frau oder ein liebenswürdiger Dilettant im Salon einen Ausweg fand, eine Schwäche des Gegners bloßlegte oder auch nur ein Ereignis unbefangener berichtete, als es an maßgebender Stelle geschah. Diesen rein praktischen Wert der Geselligkeit erkannte in Paris General Bonaparte, als nach der Schreckenszeit Madame Tallien und Vikomtesse Josephine de Beauharnais, d.e



spätere Kaiserin, die maßgebenden Persönlichkeiten der Uebergangsperiode um sich versammelten. Mit diesem politischen Salon beginnt in Frankreich von neuem ein gebildeter, gesitteter Verkehr nach dem Untergang der geistvollen Beziehungen, wie sie Philosophen untereinander gepflegt hatten, und der prunkvollen Feste von Versailles. Diese Frauen leisteten mehr für die Kultur, als es gelehrte, gesellschaftsfeindliche Forscher gern einräumen möchten, denn es gehört Mut dazu, im formlosen Chaos mit dem Verlangen seiner Form beinahe öffentlich hervorzutreten. Was dem aufstrebenden General lieb und nützlich erschien, zeigte sich dem absoluten Herrscher in anderem Licht. Die einzige Persönlichkeit, die einen politischen Salon zu bilden versuchte, Madame de Staël, verbannte Napoleon, weil er wie Bismarck „von der Weiberwirtschaft" nichts wissen wollte. Zur Zeit des Wiener Kongresses triumphierte jene prächtige Repräsentationspflicht, die aus uralter monarchischer Ueberlieferung stammte, neben der feinen zierlichen Kunst die richtigen Menschen zusammenzubringen und über das richtige Thema sprechen zu lassen. Was Talleyrand durchsetzte, erreichte er nicht zum wenigsten durch seine gesellige Gewandtheit. Geschickt gelang es ihm, die Schwächen der Gegner im Gespräch auszunutzen, und manche schöne Frau handelte unbewußt in seinem Dienst, wenn sie einem Prinzen die Zeit vertrieb, einem Gesandten oder Minister die „Causerie" so interessant machte, daß er sein Land und seine Stellung darüber vergaß. Talleyrand war ein Künstler in der Diplomatie und im Salon. Sein Bild heftet sich allerdings für den flachen Beobachter an Anekdoten und kleine gesellige Mätzchen, so daß moderne Diplomaten ihn berufsmäßig zu unterschätzen belieben, aber sie vergessen, daß er durch persönliche Beziehungen und persönliche Liebenswürdigkeit in den Salons von Wien die Herrschaft der Bourbons vorbereitete, deren Wiederkehr dann in seinem blauen Salon der Rue Saint Florentin in Paris beschlossene Sache wurde. Der Wert der Persönlichkeit macht sich in feinem geselligem Verkehr so stark geltend, daß die Beziehungen, die sich der einzelne erringt und dauernd befestigt, einen zweifellosen Prüfstein für seine Fähigkeiten im öffentlichen Leben bilden.

Wenn man Politik und Geselligkeit im Zusammenhang betrachtet, muß es auffallen, daß zunächst mit dem offiziellen Ende der Kabinettspolitik und dem Beginn parlamentarischen Wesens auf dem Kontinent die Geselligkeit an Bedeutung abnahm. In dem Berliner Salon von Rahel Levin, Varnhagens späterer Gattin, wurde mehr Literatur als Politik getrieben, an den Höfen verbannte man „die leidigen Staatsgeschäfte" aus der eleganten Unterhaltung, und die Lebemänner hielten es nach einem Wort des Essayisten Eugène Briffault: „Die Zeit ist da, wo die Politik, die Industrie, die literarischen Zänkereien und, ich weiß nicht, welche andere ernsthafte Bagatelle wie Harpyien aus unseren Speisesälen verjagt werden." Demungeachtet gab es im Paris des Bürgerkönigs nicht wenige Salons, in denen sich Orleanisten und Legitimisten bekämpften, neben jenen freieren Zusammenkünften, in denen die kommende Revolution literarisch vorbereitet wurde. Die Witzblätter sind voller Anspielungen auf politische Damen, die vom „Salonpöbel" für höhere Wesen, von den Ministern für beseelte Tradition gehalten wurden. Ich entsinne mich einer bezeichnenden Charakteristik, die an zwei Urbildern alle Regierungsegerien und Oppositionsegerien zu schildern versucht. Die eine nennt der Autor Frau von Herrschamhof, die andere Madame Göttlichrecht, und am Ende seiner Betrachtung ruft er aus: „Durchsucht sie, und ihr werdet in den Falten ihrer Unterröcke alle unsere Staatsmänner finden." Bei solchen kleinen historischen Reminiszenzen schlägt man sich gern an die Brust in dem erhebenden Gefühl, daß in der Gegenwart gründlich mit solchen Mißbräuchen aufgeräumt ist. Doch man versieht immer, daß der Mißbrauch bei den Leuten liegt, die sich beeinflussen lassen, nicht bei denen, die den Einfluß auszuüben bestrebt sind. Wo lebhaftes Interesse herrscht, wird naturgemäß der Versuch gemacht, dieses Interesse zum Sieg zu führen. Wo dies nicht der Fall ist, bleibt nur leeres Geschwätz übrig, das schädlich wirkt und nichts als Nörgler erzeugt.

Auch die Bewegung des Jahres 1848 hat ihre Salons, obwohl sie auf demokratischer, sogenannt „gesellschaftsfeindlicher" Grundlage entsprossen ist. Zu geistig angeregter Geselligkeit bedarf man keiner Prunkräume und keiner köstlichen Bewirtung. In der Dachkammer von George Sand, in der einfachen Häuslichkeit Malvidas von Meisenbug und mancher anderen Freundin berühmter Männer entwickelte sich ein geistig bedeutender Verkehr, der klug und nützlich das allgemeine Interesse mit fesselnder Unterhaltung verband. Wir stehen zu leicht und zu gern unter der Gewalt eines Vorurteils, das mißverstandene Worte irgendeines Großen hervorgerufen haben. Daß der Student Brander zum Beispiel in Auerbachs Keller ausruft: „Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied!" läßt blinde Goetheverehrer vielfach die Meinung verteidigen, daß die Politik da nichts zu tun hat, wo sich ein Kreis froher Menschen versammelt. Doch schon der englische Geschichtsschreiber Macaulay warnt vor zwei Dingen: gegenwärtige Lagen mit dem Maßstab der Vergangenheit zu messen und vergangene Lagen mit dem Maßstab der Gegenwart. Aus dem ersteren gehen die Fehler des Staatsmannes hervor, aus dem anderen die des Historikers. Was also Goethe einen Zechbruder in einer Zeit schlimmster Kannegießerei sagen ließ, darf uns nicht dazu bringen, im freundschaftlichen Verkehr „ein politisch Lied" grundsätzlich garstig zu nennen. Dies hätte nur da seine Berechtigung, wo die Menschen so ungebildet sind, daß sie nicht vertragen, eine von der eigenen Ansicht abweichende Meinung zu hören.

Die politischen Salons der Gegenwart, wie sie sich seit dem zweiten französischen Kaiserreich und dessen Sturz in Europa entwickelt haben, bilden allerdings eine Vereinigung bestimmter Parteien oder Gruppen, deren Mitglieder an sich über die wichtigsten Dinge in Einklang sind, so daß für die Debatte nur Fragen zweiten Ranges übrigbleiben. In Deutschland hat man nichts mehr gehört von einer ausgedehnten Geselligkeit vorherrschend politischer Richtung. Staatsmänner und Zeitungen nahmen keine Notiz davon, wenn derartiges im Werden war. Schüchterne Versuche erstickten im Keim oder fristeten eine gleichgültige, schwindsüchtige Existenz. Anders blieb es in romanischen Ländern. Juliette Lambert, die bekannte Madame Adam, machte ihren Salon nach dem Frankfurter Frieden zum Mittelpunkt der politischen und literarischen Berühmtheiten, in deren Kreis der Revanchegedanke immer neue Nahrung fand. In Rom vereinigte dagegen Madame Minghetti eine Anzahl erlesener Männer in ihrem Haus, von wo aus mancher anregende Ge-



danke in die auswärtige Politik des Landes überging. Namen in solchem Zusammenhang nennen, heißt immer nur Beispiele erwähnen, die einem größeren Publikum vertraut klingen mögen, denn in der Schilderung gesellschaftlicher Verhältnisse, die sich fern von der Oeffentlichkeit abspielen, ist Vollständigkeit ausgeschlossen. Jeder fügt den typischen Gestalten jene an, von denen er persönliche Eindrücke gewinnen konnte.

Das Gesellschaftsleben in England, namentlich auf dem Lande, wurde sehr belebt und erfrischt durch eine politische Vereinigung, die 1884 gegründet wurde unter dem Namen „Primrose league“, in Erinnerung an Lord Beaconsfield, dessen Lieblingsblume die Primel war. Mit diesem Abzeichen schmückten sich die Damen der konservativen Partei, vom Backfisch bis zur Matrone, und dünkten sich sehr wichtig in dem Bestreben, „votes“ für die Primrose zu gewinnen. Lebhaft und oft leidenschaftlich warben die Schönen bei allen geselligen Zusammenkünften. „Picnics“ mit „Speeches“, Gardenparties mit „Speeches“ — überall eine primelgeschmückte Dame im Hinterhalt, um Stimmen zu sammeln! Dieser politisch-weltliche Sport nahm großen Umfang an und übte viel Einfluß. Ehrentitel, wie Rat und Großrat, wurden verdienstvollen, vielzahlenden Gönnern zuteil, und Damen vom Land erreichten es, durch die Primrose den politisierenden Herzoginnen Londons vorgestellt zu werden. So führte das Spiel den Konservativen nicht unbedeutende Hilfstruppen zu.

Vielleicht versammeln sich schon jetzt bedeutende Leute oder solche, die später eine Rolle spielen werden, um eine hervorragende Frau, die es versteht, die Debatte aufzunehmen, zu leiten und rechtzeitig abzubrechen, vielleicht dringen auch die Resultate solcher Gespräche schon in die leitende Presse. Wir wissen es nicht, aber wir fühlen, daß die Zeit gekommen ist, in der Literaten, Künstler und sonst gebildete vornehme Leute die Gleichgültigkeit abwerfen und keine Scheu mehr spüren, von Dingen zu sprechen, die sie schließlich doch näher angehen als der Roman des Tages oder ein beliebiger Klatsch. Es ist ein gefährliches Spiel, in einer politisch unreifen Nation oder auch in einem Kreis politisch unreifer Schwätzer mit ernsten Tagesfragen das gesellige Leben zu beschweren, denn die harmlose Freude ist leicht vergiftet, und das ausgestreute Gift kann weiteres Unheil verbreiten. Aber unter reifen, denkenden Männern wie Frauen erstarkt das Gefühl der eigenen Verantwortlichkeit, wenn man sich nicht von öffentlichen Dingen ausschließt, und es drängt sich von selbst der Wunsch an die Oberfläche des Daseins, mitzusprechen, mitzuberaten, wo das eigene Schicksal in Frage kommt. Geselligkeit bringt Kultur in die Politik, wie Politik frisches Leben in die erschlaffende oder erstarrende Geselligkeit trägt.

▫ ▫ ▫

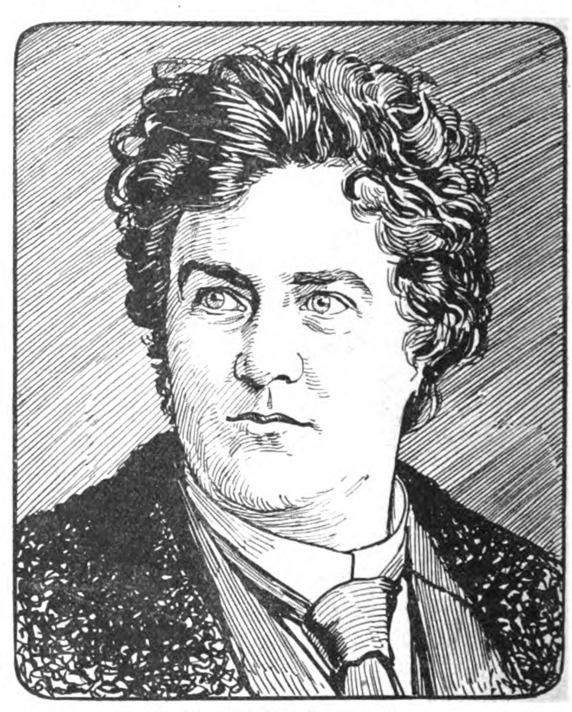
Adalbert Matkowsky †

Ein Nachruf von Max Grube.

Mit Adalbert Matkowsky ist das Urbild des geborenen Schauspielers dahingegangen. Selten hat eine gütige Natur einem Menschen in so reichem Maß alles gegeben, was zur Lösung der höchsten Aufgaben der Bühne berechtigt.

Der ebenmäßige, weder zu große noch zu kleine Körper trug einen klassisch schönen Kopf, dessen blaue Augen jede Regung der Seele widerzuspiegeln vermochten, und das von seltenem Wohlklange durchtränkte Organ durchwandelte mühelos alle Gebiete des Gefühls, vom zartesten Liebesgeflüster Romeos bis zum Donnerlaut der Wut Othellos.

Ueber all diesen seltenen, besonders in ihrer Vereinigung so seltenen Naturgaben thronte eine schauspielerische Begabung, deren heiße Leidenschaftlichkeit, deren tiefimpulsives Wesen die Bezeichnung „genial“ nicht nur rechtfertigt, sondern fordert.



Adalbert Matkowsky †

Sein eigentliches Feld war bekanntlich die hohe Tragödie. Karl Moor, Mortimer, Melchthal — doch wozu die trockene Aufzählung von Rollen, man müßte hier alle großen Aufgaben unserer Klassiker nennen, um einen Begriff vom Umfange der künstlerischen Tätigkeit Matkowskys zu erhalten. Besonders hervorgehoben seien hier nur Coriolan und Marc Anton, die mir persönlich als die vollgültigsten Leistungen im eigentlichen Heldenfache gelten. Neben seiner Begabung für das Trauerspiel gebot er aber auch über einen sonnigen und oft überschäumenden Humor. Benedikt in „Viel Lärm um nichts“, Petruchio in „Der Widerspenstigen Zähmung“ sprühten von Lustigkeit. Geradezu eine schauspielerische Offenbarung war sein Percy und der Bastard im „König Johann“.

Nur eine Grenze war seinem gewaltigen Können gesetzt: die Darstellung des modernen Lebens. Hier fühlte er sich eingeengt und gebunden. Die feine Federzeichnung lag seiner Hand nicht, sein Pinsel malte al fresco.

Nur einen Feind hatte seine Künstlerschaft — sein eigenes Temperament, das manchmal, alle Zügel zerreißend, ihn in die Gefahr brachte, den Tyrannen zu übertyrannen.

Es wäre jedoch sehr irrig, wollte man Matkowsky zu den bloßen Naturalisten zählen, er kannte jederzeit seine Ziele sehr wohl, er kannte auch seine Fehler und rang mit eisernem Fleiß dagegen.



Und er stand im Begriff, auch diesen größten und schwersten Sieg, den Sieg über sich selbst, zu erringen.

Seinen vollsten und reinsten Triumph erntete er als Götz. Hier bot er vielleicht seine künstlerisch vollendetste Leistung.

Die Lenzstürme der Jugend hatten ausgebraust, und ein segenreifender Sommer schien für den Künstler anzubrechen.

Große Aufgaben hatte er noch zu lösen, Aufgaben, die freilich nicht nur aus dem Sturm und Drang der überschäumenden Kraft allein bewältigt werden können.

Mit dem Tell und Wallenstein fing er verheißungsvoll an; die Rolle, in der sich seine künstlerische Persönlichkeit am vollsten hätte ausleben können, den Lear, hat er uns nicht mehr geben können.

Aber er hat uns so viel geschenkt, daß sein Gedächtnis als eins der größten der Schauspielkunst fortdauern wird.

* * *

Briefe eines modernen Mädchens.

Berlin, den 17. März.

„Liebste Lulu!

„Weshalb nur all diese meteorologische Unordnung?! Man hat doch berechtigte Anforderungen an die erste Märzhälfte, daß sie einem wenigstens ein paar Tage lang den Frühling vorzutäuschen hat, jenen berauschenden Vorfrühling, der uns armen ausgekälteten Nordlandsseelen jedesmal wie Sekt durch die Adern rinnt, wie das erste Glas einer frischentkorkten Flasche Asti spumante!

„Was sollten all diese Schneegebirge rechts und links von den Straßen? Wozu überhaupt diese Uebertreibung in Schnee! So ideal jene weißen Tage waren, als der Tiergarten wie ein Märchenland erglänzte und das Kuppelgold des Reichstags unter der Schneelast gegen den kaltblauen Himmel blinkte, so ermüdend ist doch die langsame Verwandlung des Schnees in alle Töne von Grau und Braun, aus der lichten Taubenweiße vom Anfang zu Schmutz und Wasser! Der Trost, daß auch die Italienreisenden froren und vor Kälte von der Riviera zurück in den Bannkreis ihrer Berliner Zentralheizungen flüchteten, war gewiß eine Linderung — aber wie Flammen unter der Asche schwelt die Sehnsucht nach Sonne und Wärme in all den durchfrorenen Herzen derer, die in den hyperboräischen Nebeln zu leben verdammt sind.

„Jeder Streif Sonne, der einem unvermutet ins Fenster glitt und plötzlich eine Stelle am Paneel, ein Relief oder die Tulpen auf dem Tisch goldig unterstrich, war wie eine Wohltat — und wenn ich jemand auf Erden nicht begreife — ich, die ich doch als Spinozistin alles zu begreifen suche — so sind es jene frommen Lamas in Asien, die sich zur Meditation lebenslänglich in lichtlose Höhlen zurückziehen, die nie ein Strahl Sonne erreicht — da droben in jenem seltsamen Lande Tibet, in dem dank Sven Hedin unsere Gedanken und Phantasien nun so schön spazierengehen können, in den einsamen Hochlandschaften, die der Himalaja, der ‚Schnee des Himmels', blitzend überragt — zu dem geheimnisvollen Quell der heiligen Flüsse, zu denen deutsche Mädchen schon mit zwölf Jahren Sehnsucht zu empfinden pflegen, wenn sie geheim im verbotenen Heine lesen: ‚auf Flügeln des Gesanges' mit dem mystischen Reim auf ‚Ganges'.

„Ich bin für zeitigen Frühling und für Ordnung in den Jahreszeiten. Jedem Quartal sein Recht! Darum erscheint es mir auch wie Unsinn, daß man künftig Sommers und Winters, bei Tau und Frost in Berlin soll Schlittschuhlaufen können, daß der Eispalast Schule macht und dieser Sport sich nun durch das ganze Jahr dehnen soll.

„Gäbe es das ganze Jahr durch Rebhühner, wen würden dann wohl im August die braunen Vögel noch so besonders faszinieren können? Was wären junge Kartoffeln, wenn es alle zwölf Monate junge gäbe? Und wem würde noch der Geruch einer deutschen Gartenrose, selbst vom Strauch gepflückt, so unnennbar süß erscheinen, wenn diese Spezialität des Sommers sich plötzlich über alle Jahreszeiten ausdehnen wollte? Der Reiz des Seltenen, nicht immer Erreichbaren kommt bei solchen Dingen noch als Extraparfüm zu dem Reiz an sich!

„Warum treiben wir Menschen jetzt überhaupt so grenzenlos viel Sport? Gewiß waren die Glieder unserer Großeltern nicht so gelenkig, wie die unseren jetzt sind. Gewiß erhöht es unser physisches Selbstgefühl, daß sich unsere Schultern und Beine beim Steigen und Bücken wie gutgeölte Scharniere bewegen. Wir fühlen keine Schwere in unseren Knochen — wir haben so fleißig gemüllert und uns so wacker trainiert. Aber mir scheint manchmal, als trainierten wir uns mit unseren gymnastischen Idealen auch allerhand Vorzüge aus unseren Gehirnen fort. Wir rechnen neuerdings mit so anderen Werten. Wenn es früher ein Zeichen höheren Menschentums war, Goethe in- und auswendig zu kennen, so dokumentiert sich der höhere Mensch als solcher jetzt dadurch, daß er Winters in irgendein verschneites Gebirge fährt und mit Rodeln, Ski und Bobsleigh seine Tage hinbringt. Sah man vor zehn Jahren junge Leute eifrig mit roten Köpfen zusammentuscheln, so war es meist Nietzsche, über den sie berieten, Persönlichkeitsrecht, die „große Verachtung", „Pfeile der Sehnsucht nach dem anderen Ufer". Jetzt fliegen in solchen Fällen meist die technischen Ausdrücke der verschiedenen Sportfragen hin und her, ein ganzes Vokabular von sonderbaren Fachworten, die dem Eingeweihten wie Freimaurerdeutsch erklingen.

„Was wird die neue Generation schließlich noch im Kopf haben, wenn sie sich dauernd so mit Armen und Beinen betätigt? Die berühmtesten Bücher unserer großen Denker und Dichter sind von Leuten geschrieben, die gewiß am Klimmzug, beim Bobsleigh oder im Rodelschlitten eine jämmerliche Figur abgegeben hätten. Der Sport mit Maß stärkt gewiß die Lebensenergien, aber der Menschentyp, dessen geistige Interessen lediglich auf Sportfragen eingestellt sind, steht doch als etwas beängstigende Figur am Anfang dieses Jahrhunderts.

„Du, liebe Lulu, behauptest, der Sport verschönere! Ich will Dir recht geben in bezug auf den Gesamteindruck jeder Gruppe von jungen, in weiße oder marineblaue Trikotagen gesteckten Menschen, die frisch aus Luft und Wind kommen mit dem hübschen Elan starker Bewegung.

„Genau besehen macht aber allzu reichlicher Sport unsereinem die Haut spröde, die Augen glasig und die Hände fest und hart, so daß sie sich wie Baumrinde anfühlen, wenn man sie schüttelt.

„Und weiche Hände zu haben, ist doch an Frauen etwas sehr Nettes!

„Frauen kleidet das Sporttreiben nur, soweit es



hygienisch vernünftig ist. Im Uebermaß debelliert es rettungslos.

„Aber freilich sind wir ja nicht lediglich zu Verschönerungzwecken auf der Erde! . . . oder doch?!

„Ich bin für Sport mit Maß, für ein weise begrenztes Quantum — im übrigen bin ich für Marées und Ibsenzyklus, für Frauenrechte und solche guten Dinge.

„Der Winter geht zur Neige. Die große Gesellschaftsüberproduktion der Saisonhöhe läßt nach. Keine aufregenden Premieren liegen mehr, ihr Schicksal erwartend, im Anschlag. Wieder ein Theaterwinter ohne den ‚kommenden Mann', aber mit einer Zahl sehr interessanter Stücke, die es zu hohen Aufführungsziffern brachten, obwohl ihnen am Anbeginn niemand dies Horoskop stellte . . so wie es zuweilen mit Menschen geht, die irgendwo auftauchen, ohne daß sie besondere Sensation machen, und die sich dann doch in der allgemeinen Wertschätzung durchsetzen. Eigentlich eine lohnende Art, auf die Mitwelt zu wirken, sowohl für Menschen wie für Komödien.

„Lohnend, wenn auch nicht spannend! Die angenehmste Form bleibt natürlich immer der coup de foudre auf den ersten Blick. —

„Wenigstens findet das Deine für alle Erfolge dankbare Ada—Alice."

Unsere Bilder

Die Balkankrisis steht im Vordergrund des politischen Interesses. Trotz der über jeden Zweifel erhabenen Friedensliebe des greisen Kaisers (Abb. S. 485) ist in Wien die Geduld der leitenden Kreise erschöpft, und der Beginn der Feindseligkeiten wird vielleicht nicht lange auf sich warten lassen.

Die Wacht an den Grenzen Bosniens. Die österreichische Regierung kann dem von Serbien und Montenegro inszenierten diplomatischen Versteckspiel auch deswegen nicht lange mehr geduldig zusehen, weil der anstrengende und aufregende Wachdienst der Truppen an den Grenzen Bosniens und der Herzegowina (Abb. S. 486) dem Lande unverhältnismäßige Opfer an Geld und Kraft auferlegt. Die österreichischen Truppen halten nun schon seit Monaten in den rauhen Felsen des unwirtlichen Grenzlandes gegen den Einfall serbischer und montenegrinischer Banden Wache. Der Geist und die Leistungen dieser Truppen sind nach den Berichten allen Lobes wert.

Sven Hedins Besuch in Berlin (Abb. S. 487) hat der Berliner Gesellschaft Gelegenheit gegeben, dem kühnen Forscher ihr Interesse an seiner Person und an seinen wissenschaftlichen Erfolgen zu beweisen. Der Vortrag, den der Forschungsreisende als Gast der Gesellschaft für Erdkunde im Neuen Königlichen Operntheater gehalten hat, verlief glänzend. Unter der Zuhörerschaft befand sich das Kaiserpaar und die Elite des geistigen Berlin. Auch im geselligen Kreise seiner Berliner Freunde wurde Sven Hedins Besuch gefeiert; wir bringen eine Aufnahme, die anläßlich des Verweilens Sven Hedins im Kreise von Freunden und Bewunderern im Hause Dr. Tießens gefertigt wurde.

Die dänischen Kommunalwahlen (Abb. S. 489) standen diesmal in dem siegreichen Zeichen der Frauenbewegung. Die Bürgerinnen übten das aktive und das passive Wahlrecht aus und errangen ansehnliche politische Erfolge. Von den 15 in Kopenhagen neu gewählten Repräsentanten befanden sich sieben Frauen, die vier verschiedenen Parteien angehören. Auch in den Provinzstädten kandidierten Frauen, und viele von ihnen wurden auch gewählt.

Die Hundertjahrfeier des Berliner Polizeipräsidiums (Abb. S. 488). Am 25. März feiert das Königliche Polizeipräsidium den Tag, an dem es vor 100 Jahren ins Leben gerufen wurde. Seine Gründung hing mit der Einführung der Städteordnung zusammen, in deren Geiste es lag, daß die bisher städtische Polizeigewalt als Ausfluß der Staatshoheit aufgefaßt und durch einen vom König ernannten Chef ausgeübt werde. So schuf denn die Kabinettsorder vom 25. März 1809 das Berliner Polizeipräsidium. Seither ist die innere Organisation und die äußere Kompetenz dieser Behörde sehr gewachsen. — Der gegenwärtige Polizeipräsident Herr von Stubenrauch bekleidet sein Amt seit einem Jahre.

Die zentralafrikanische Ausstellung des Herzogs Adolf Friedrich von Mecklenburg (Abb. S. 490), die sich zurzeit in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten in Berlin befindet, vereinigt die Jagdbeute und die Sammlungen, die der Herzog von seiner Expedition heimgebracht hat. Sowohl ihr ethnographischer als ihr zoologischer Teil verdienen und erregen viel Interesse.

Das Internationale Schachturnier in St. Petersburg (Abb. S. 492) endete mit dem Sieg der Meister Dr. E. Lasker und A. Rubinstein, die die gleiche Punktzahl erreichten und daher den Ersten und Zweiten Preis miteinander teilten.

Die Küsten der Ostsee (Abb. S. 491) sind an vielen Stellen durch gestaute Eismassen blockiert, die der im Sommer so anmutigen Landschaft ein nahezu arktisches Aussehen geben.

Das Berliner Sechs-Tage-Rennen (Abb. S. 491). In den Hallen am Zoologischen Garten in Berlin findet eben ein sensationelles Radrennen statt. 15 Paare ringen sechs Tage und sechs Nächte lang ununterbrochen um den Sieg; wenn einer der beiden Partner müde wird, löst ihn der andere ab; doch darf auch der abgelöste Fahrer das Velodrom nicht verlassen, sondern muß dort essen und ausruhen.

Der Lenkballon „Clément-Bayard" (Abb. S. 492) ging nach einer gründlichen Erprobung in den Besitz der russischen Regierung über. Das Luftschiff ist 56 Meter lang und 11 Meter breit. Es wird durch einen 120pferdigen Motor getrieben und legte bei der Probefahrt bis zu 14 Meter in der Sekunde zurück.

Todesfälle. (Abb. S. 492). Die Schriftstellerin Frieda Freiin von Bülow ist, 52 Jahre alt, in Jena gestorben. Ihr Leben hat sie in viele exotische Länder, besonders in die deutsch-afrikanischen Kolonien geführt; in ihren zahlreichen Novellen und Romanen verarbeitete sie diese Erlebnisse mit viel Phantasie und künstlerischem Ernst. — Der Wirkliche Geheime Rat Dr. von Neidhardt, der in Berlin gestorben ist, hat durch lange Jahre seine hessische Heimat am Berliner Hof vertreten. Herr von Neidhardt ist 78 Jahre alt geworden; erst im vorigen Jahre schied er aus der Stellung als Vertreter Hessens im Bundesrate, die er seit 1872 bekleidet hatte. Seit 1876 hatte er auch den Titel eines hessischen Gesandten in Berlin getragen.

Die Toten der Woche

Hugh Oakley **Arnold-Forster**, ehem. englischer Kriegsminister, † in London am 12. März im Alter von 54 Jahren.

Wirkl. Geh. Rat Graf Gustav von **Brandenburg**, ehem. deutscher Gesandter in Brüssel, † auf Schloß Domanze (Kreis Schweidnitz) am 9. März im 89. Lebensjahr.

Frieda Freiin von **Bülow**, bekannte Romanschriftstellerin, † in Jena am 12. März im 52. Lebensjahr. (Portr. S. 492.)

Adolf **Grimminger**, bekannter schwäbischer Dialektdichter, † in Stuttgart am 9. März im Alter von 81 Jahren.

Professor Ferdinand **Lepcke**, bekannter Bildhauer, † in Berlin am 12. März im Alter von 43 Jahren.

Adalbert **Matkowsky**, bedeutender Schauspieler, Mitglied des Königl. Schauspielhauses zu Berlin, † in Berlin am 16. März im Alter von 51 Jahren. (Portr. S. 482.)

Hermann J. **Meyer**, Seniorchef des Bibliographischen Instituts in Leipzig, † am 13. März im Alter von 83 Jahren.

Dr. Egbert **Müller**, der „Geisterseher und Geistersucher", † in Berlin am 9. März im Alter von 79 Jahren.

Wirkl. Geh. Rat Dr. Karl v. **Neidhardt**, ehem. hessischer Gesandter in Berlin, † in Berlin am 14. März im Alter von 78 Jahren. (Portr. S. 492.)

Professor Dr. Alwin **Schultz**, bekannter Kunsthistoriker, † in München am 11. März im 71. Lebensjahr.

N. A. **Warpachowski**, bedeutender Ichthyologe und Direktor des Fischergewerbemuseums, † in Archangelsk am 8. März im Alter von 47 Jahren.



Bilder vom Tage

Phot. Atelier Fachet.

Zwischen Krieg und Frieden:

Neuste Aufnahme Kaiser Franz Josefs (×)

anläßlich der Eröffnung der Frühjahrsausstellung im Wiener Künstlerhaus.



Ein österreichisches „Streifkorps“: Patrouille an der Grenze.



Oesterreichische Offiziere am Grenzkordon zwischen Bosnien und Montenegro.

Oesterreichische Wachsamkeit auf dem Balkan.





1. Frau Berson. 2. Prof. Uhlig. 3. Baronin Ferdinand von Richthofen. 4. Dr. Tafel. 5. Prof. Kretzschmer. 6. Frau Baschin. 7. u. 8. Generallt. Hesse u. Gemahlin. 9. Frau von Zahn. 10. Prof. Dr. Neumann, Freiburg i. Br. 11. Herr Baschin. 12. Prof. Berson. 13. Dr. von Zahn. 14. Sven Hedin. 15. Dr. Tießen (der Gastgeber). 16. u. 17. Frau Dr. Tießen u. Sohn. 18. Frau Filchner. 19. Professor Dr. Blanckenhorn. 20. Geh. Rat Dr. Wagner, Göttingen. 21. Baron Rausch von Traubenberg. 22. Oberleutnant Filchner.

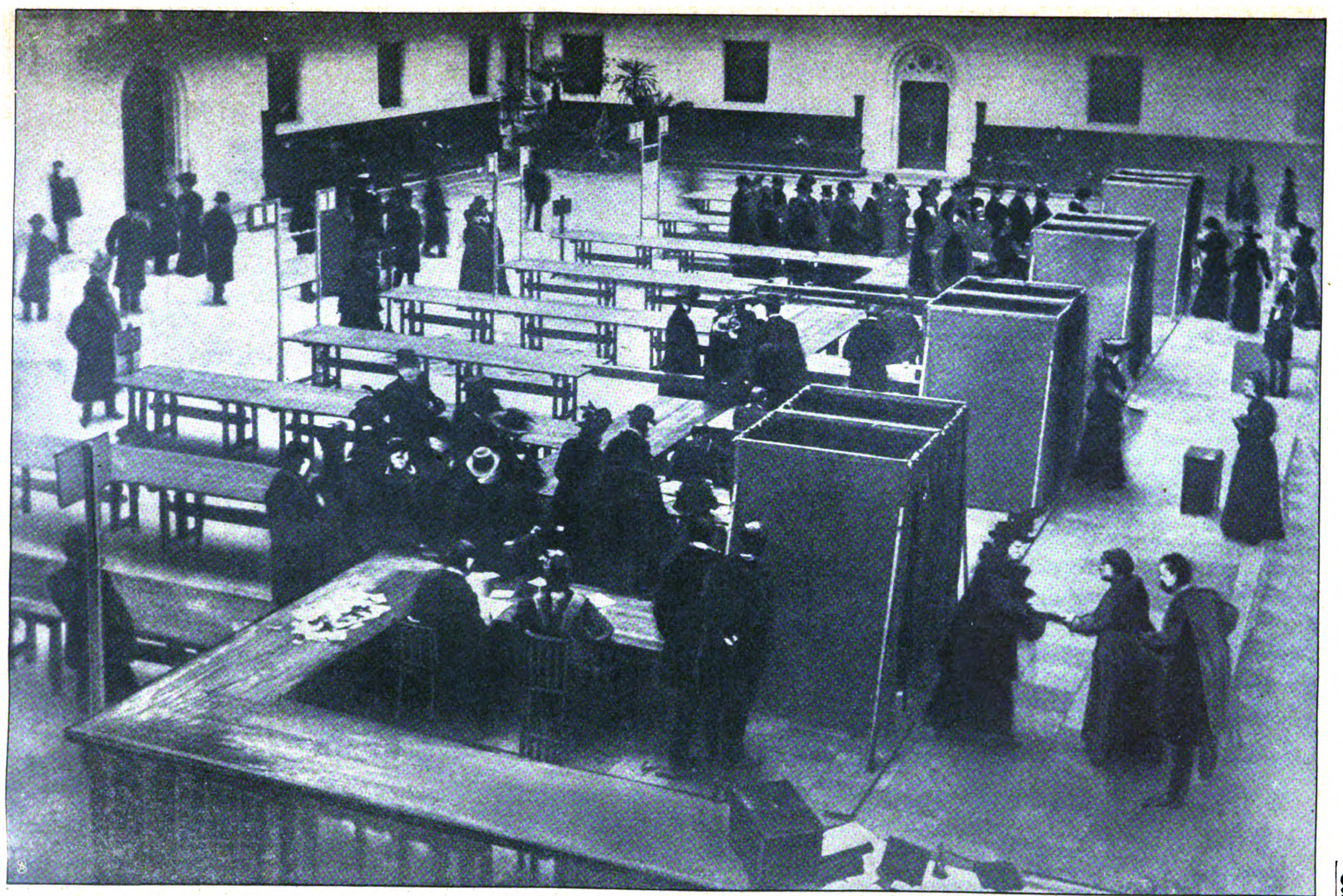
Der berühmte Tibetforscher Sven Hedin im Kreise von Berliner Freunden.

Spezialaufnahme für die „Woche".



Phot. Perscheid.

Zur Hundertjahrfeier des Berliner Polizeipräsidiums:
Polizeipräsident von Stubenrauch.



Fortschritte der Frauenbewegung in Dänemark:
Weibliche Wähler an den Wahlurnen bei den Kommunalwahlen in Kopenhagen.



Von der Afrika-Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg.

Die wissenschaftl. Sammlungen in den Ausstellungshallen des Zoolog. Gartens, Berlin.

Oben: Blick in die ethnographische Abteilung. Nebenstehend: Staatsmütze des Sultans Msingo von Ruanda. Unten: Gefäße und Flechtwerk aus Ruanda.



1. Moran (Amerika). 2. Rosenlöcher (Deutschland). 3. Passérieu (Frankreich). 4. Conrad (Deutschland). 5. Stellbrink (Deutschland). 6. Hall (England). 7. Techmer (Deutschland). 8. Rudel (Deutschland). 9. Heiny (Deutschland).

Ein großer radsportlicher Wettkampf: Der Start zum Sechs-Tage-Rennen auf der Radrennbahn am Zoo in Berlin.



Phot. Arnold.

Der Ostseestrand in Eis und Schnee: Eisstauungen bei Heringsdorf.



Dr. E. Lasker—Neuyork und A. Rubinstein—Lodz, die Träger des I. Preises, beim Spiel. Phot. C. O. Bulla

Vom Internationalen Schachturnier in St. Petersburg.



Eine Probefahrt während der Verkaufsverhandlungen. Phot. M. Branger.

Das von der russischen Regierung angekaufte französische Luftschiff „Clément Bayard".



Frieda Freiin v. Bülow †
die geschätzte Schriftstellerin.



Dr. Karl von Neidhardt †
früherer Großherzogl. Hessischer Gesandter in Berlin.

Hanseaten.

Roman von

Rudolf Herzog.

5. Fortsetzung.

Nachdem Karl Twersten das Zimmer verlassen hatte, hörte Angèle ihren Sohn draußen nach ihr fragen. „Wo steckst du, Mama?"

„Hier, Bob — hier!"

Er kam und küßte sie stürmisch. Und sie hielt seinen Kopf fest in ihren Händen.

„Ei, Mama, noch nicht angezogen?" verwunderte er sich. „Was ist denn das? Friedrich spannt schon ein. Wir wollen doch Korso ringsum die Alster fahren."

„Ich mag nicht mehr", murmelte sie. „Ich wollte, ich wäre geblieben, wo ich war."

Und plötzlich drückte sie den Kopf an den Arm des Sohnes und weinte mit der zähen Heftigkeit eines Kindes.

„Mama! Aber so höre mich doch. Mama! Was ist dir denn nur? Hast du Unangenehmes gehabt? Mit — mit Papa?"

Sie schluchzte wild auf. Und er streichelte sie unaufhörlich.

„So sprich doch, Mama."

„Was weiß er denn vom Leben," stieß sie hervor, „dieser Mann? Sind denn seine Maschinen Leben und seine Schiffsrümpfe? Er sagt es, und ich glaube es nicht und lache darüber. Was weiß er denn von Jugend, und daß es nichts Schöneres gibt, als sie festzuhalten und sie immer wieder zu erneuern? Nichts, nichts! Er ist ja selbst nie jung gewesen, nie in seinem Leben. Wie will er sich da anmaßen, uns zu verstehen? Ja, uns! Denn dich, du armer, lieber Junge, versteht er ja auch nicht. Nur sich — o, sich! Zu unser aller Bestem! Aber wir wissen selbst, was unser Bestes ist, das fühlen wir in unsern Fingerspitzen, wir, nicht wahr, Bob? Und — ach Gott, nun muß ich schon wieder lachen — wir lassen das Beste in uns nicht unterdrücken, auch von diesem Tyrannen nicht. Wir laufen ihm davon, Bob. Fort aus dieser Nebelstadt. Immer ins Leben und in die Sonne hinein."

„Nun beruhige dich, Mama. Ich bin ja bei dir."

„Hast du mich sehr lieb?"

„Unsagbar, Mama."

Er saß auf der Armlehne des Sessels und hielt sie umschlungen. Er kannte keine schönere Frau als seine Mutter.

„Mit nach Kuba mußt du", begann sie, und ihre Augen leuchteten auf, als sie die Heimat nannte. „Nein, ich verspreche dir, du sollst nicht noch einmal in die Schulstube. Auf Kuba *heiraten* die Herren deines Alters bald. Jedenfalls gelten sie jeder Dame als Ritter. Was ist das für ein Dasein dort! Die Luft zittert von der Sonne, und das Blut zittert, und man spürt es, daß man da ist und nicht beiseite steht, und man hört das Leben rufen und ruft mit hinein. Ach du, sie können Feste feiern, meine lieben, lieben Landsleute. Stolz wie ein Spanier und heiß wie ein Spanier. Und ihre Ritterlichkeit ist ohne Grenzen und ihre Verehrung der Damen die von Pagen, so sehnsüchtig und so ehrerbietig zugleich. Dort würdest du dich finden, mein schlanker, großer Junge, und du würdest ganz große, runde Augen machen, wenn du all die Schönheit auf dich zukommen sähest, als hätte sie nur auf dich gewartet. Ein einziger Tag mit seiner Sonne und eine einzige Nacht mit ihren Geigen und Kastagnetten — und Hamburg läge hinter dir, in seinem nebligen lärmenden Hafen versunken und vergessen."

Die Begeisterung der Mutter sprang auf den Sohn über und entzündete seine Sinne. Ganz deutlich vernahm er, wie das Leben des Südens, das ihm einen Blutstrom mitgegeben hatte, seinen Namen rief. Wie man verloren gegangenen Kindern ruft. Und in dieser Stunde, an die schöne heißblütige Mutter geschmiegt, fühlte er sich zugehörig und spürte nichts von dem schweren Blut des Vaters. Des Vaters, der ja gar nicht wußte, was Jugend war, und was sie begehrte. Ein Bild schlich sich ein. Er sah das Wohnzimmer des Vanheilschen Hauses. Der Alte saß verklärten Auges am Klavier. Und die Seinen schlangen einen Reigen und sangen dazu. Schön war es gewesen, aber doch nur philisterhaft schön. Aus der Fülle des Gemüts, aber nicht aus der Fülle aller Sinne.

„Komm, Mama. Nun gerade wollen wir spazierenfahren. Wen's nicht freut, dem zum Leid."

Sie war schon gewonnen. „In einer Viertelstunde bin ich wieder da!" Und das Kleid raffend, eilte sie, alle ihre Mädchen laut bei Namen rufend, die Treppe hinauf. —

Winterklar war der Tag. Große blitzende Eisschollen trieben im Alsterbecken, und wie weiße Federwolken schwirrten die Mövenschwärme darüber hin. Die Spaziergänger trugen heitere Sonntagsgesichter zur Schau. Die Kutscher der herrschaftlichen Equipagen, die in langem Zuge die Fahrstraße an der Außenalster belebten, bliesen feiertäglich die Backen auf.

Robert Twersten lehnte mit kühlem Gesichtsausdruck, der ihn älter erscheinen ließ und ihn seinem Vater ähnlich machte, neben Frau Angèle im Fond des Wagens. Er fühlte sich als Begleiter der schönen Frau beobachtet, und er begegnete den Blicken mit dem Gleichmut, der von Gewöhnung reden soll. Wenn er grüßte, tat er es mit einem liebenswürdigen Lächeln, das um keine Linie zu weit ging.

Sie hatten viele Bekannte zu begrüßen, die alle den

Published 20. III. 1909. Privilege of copyright in the United States reserved under the Act approved 3 March 1905 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.



schönen Wintermorgen benutzten, um zu sehen und gesehen zu werden. An einer Straßenkreuzung trafen sie auch das Gefährt Theodor Brambergs, der selbst kutschierte.

„Eine Stunde Oper heute abend? Ja?" rief er hinüber. Frau Angèle nickte ihm zu.

Vom Fußweg scholl ein Anruf.

„Guten Morgen, Bob. Du kommst doch heute Abend? Guten Tag, gnädige Frau!"

„Wer war das, Bob? Hübscher, flotter Mensch."

Robert Twersten war bei dem lauten Gruß aufgefahren. Er vergaß seine kühle Ruhe und winkte mit beiden Händen.

„Wer das war, Mama? Das war Marga Vanheil und ihr Bruder Fritz. Du weißt doch, Jugendfreunde."

„Das Mädchen scheint mir eine feine, kluge Natur. Aber der junge Mensch hat Rasse."

„Er ist der fidelste Student, der je auf deutschen Hochschulen war, Mama. Er zieht nur sein Examen so lange hin, um nicht schon ins Philistertum zu müssen."

„Das gefällt mir. Was rief er wegen des heutigen Abends?"

„Er schrieb mir gestern, daß er in die Weihnachtsferien gekommen sei, und lud mich auf heute abend zu sich ein."

„Ich denke, du begleitest mich in die Oper?"

„Ich habe den Vanheils gestern schon schriftlich zugesagt. Was befiehlst du, daß ich tun soll, Mama?"

„Nun," meinte Frau Angèle lächelnd, „wir können ja unsere Wünsche miteinander verbinden. Du telephonierst deinem Freunde und deiner Freundin, ich ließe sie als meine Gäste in unsere Loge bitten, und später nehmen wir ein kleines hübsches Mahl im Restaurant ein. Du köntest dann gleich telephonisch ein Zimmer reservieren lassen." — —

Fritz Vanheil war in strahlendster Laune. Zuerst hatte Theodor Bramberg, den er nicht leiden mochte, ihm in der Loge den Platz hinter dem Stuhle Frau Angèles räumen müssen, und er konnte nach Herzenslust die feine, flimmernde Nackenlinie der „teufelsmäßigen Kubanerin" bewundern, deren duftiges Haar sein vorgeneigtes Gesicht fast streifte, wenn sie sich mit einem leisen Wort, einer diskreten Bewegung seiner still neben ihr sitzenden Schwester Marga zuwandte. Dann aber — und das war für ihn der Hauptschlager der Oper — wurde nach dem zweiten Akte geräuschlos aufgebrochen. Wenige Minuten später hielten die Wagen vor dem Portal des Restaurants. Ein eleganter, taghell erleuchteter Raum nahm die kleine Gesellschaft auf.

„Sie scheinen mir kein allzu großer Freund der Musik", fragte Frau Angèle den fröhlichen Studenten, der augenblitzend an ihrer Seite saß. „Und doch ist es eine ganz deutsche Oper."

„Gewiß liebe ich die Musik," lachte Fritz Vanheil, „und in jeder Gestalt. Fragen Sie Bob. Aber diese Isolde und ihr Held Tristan seufzen den ganzen Akt hindurch, und wenn die Sache kritisch wird — fällt der Vorhang."

„Unartiger Mensch. Sie würden natürlich nicht so anbetungswürdig zu seufzen vermögen."

„Wenn die Sache Hand und Fuß hat, gebe ich auch Seufzer in den Kauf. Aber es muß ja nicht sein."

„Nein, es muß nicht sein", lachte sie amüsiert.

Theodor Bramberg wünschte sich zur Geltung zu bringen.

„Man muß", sagte er überlegend, „in Baireuth gewesen sein, um das Tristan-Motiv in seiner ganzen erschütternden Tiefe zu verstehen. Erst dort und erst dann erschließen sich dem reifen Menschen die Mysterien, die nur für die Suchenden der Meister enträtselt hat."

„So, so, so", meinte der freche Student.

Frau Angèle drückte die Spitze des Fächers auf seine Hand. Ein unwiderstehlicher Lachreiz stieg in ihr auf.

„Weshalb so ernst, gnädige Frau? So viel Anteil an Held Tristans Geschick? Prosit."

Da konnte sie nicht mehr. Sie legte den Kopf zurück und schmetterte ihr kinderhelles Lachen heraus.

„Barbar! Greulicher Barbar! Aber Sie haben recht. Zwei lebendige Frauen sitzen hier. Da hat die tote Isolde das Recht verwirkt. Prosit!"

Und sie neigte graziös den Kopf, daß die schweren Lockenringe ihr in die Stirne fielen, und ließ ihr Glas an das seine klingen. Theodor Bramberg war verdutzt. Doch schnell entschlossen und in allen Sätteln gerecht, ergriff er die günstige Gelegenheit zu einem feurigen Trinkspruch auf die Damen.

„Männer Hamburgs," rief er mit drolligem Pathos, „hier schlägt euch allen die Schicksalsstunde. Entweder hinein in die Mysterien dieser Frauenseelen oder —"

„— raus", vollendete kaltblütig der Student.

Theodor Bramberg hielt sich als korrekter Gentleman. „Ich habe sagen wollen: in den Tod", bemerkte er, leerte sein Glas auf das Wohl der Damen und setzte sich. Der Abend war ihm verdorben. Erst nach geraumer Zeit vermochte er es über sich, sich wieder dem Gespräche zuzuwenden. Aber seine ganze Ergebenheit widmete er ausschließlich Marga Vanheil, die sich der Komplimente ihrer beiden Ritter kaum erwehren konnte. Denn ein geheimer Zwang zog ihren Blick immer wieder auf Frau Angèle. Auf Karl Twerstens in fremdländischer Schönheit erstrahlende Frau. Und inmitten der Fröhlichkeit verspürte sie ein seltsam schmerzendes Gefühl tiefer Trauer. . . .

Als ob sie etwas gutzumachen hätte, reichte sie plötzlich Robert Twersten, der ihr Wohl getrunken hatte, die Hand. —

Frau Angèle saß völlig zusammengekauert in ihrem Sessel und ließ sich von dem Wildfang Vanheil das deutsche Studentenleben erklären. Und er schmückte es aus mit der unverwüstlichen alten Romantik. Mensuren blitzten auf. Ständchen erklangen vor schöner Mädchentür. Wirte kratzten sich verblüfft den Kopf. Und als Herr der Welt zog der Studio durch die Lande. Verliebt und sorgenlos.

Und nun begann sie selber zu erzählen. Von der fernen Heimatinsel im Karaibischen Meer, von der duftüberströmten Vaterstadt am smaragdenen Hafen. Und von den Menschen dort, die ebenso verliebt wären und sorgenlos wie ein deutscher Student. Sie sprach ganz leise, und es war fast ein Flüstern, daß der Hörer meinte,



es gälte ihm allein. Und der weiche, träumende Akzent spann die Sinne ein und ließ das Herz ganz tolle, heiße Schläge tun. Vor Fritz Vanheils Augen, die entzückt die Worte von diesem granatroten Munde tranken, tanzten goldene Lichter. Um ein Lächeln dieses Mundes willen, das fühlte er mit einer namenlosen Wonne, hätte er sich in die Schlünde der Hölle schicken lassen.

Zum Abschied reichte sie ihm die Hand. Theodor Bramberg hatte um die Gunst ersucht, Fräulein Vanheil nach Hause fahren zu dürfen. Da hatte der Bruder der dritte zu sein. Er küßte Frau Angèle die Hand. „Ich verspreche es", sagte er. —

Im Wagen fragte Robert Twersten Frau Angèle: „Was versprach Fritz Vanheil vorhin?"

„Nach Kuba zu kommen, wenn ich einmal wieder dort sein werde."

Und sie lachte ganz jung und leise in sich hinein. Kuba! — — — — —

6. Kapitel.

Ueber Nacht hatte sich der Frost verstärkt. Ein schneidender Wind pfiff über den Hafen und fegte in die Gassen und Straßen Hamburgs hinein bis in das Herz der erwachenden Stadt. Die Kaufleute und Handlungsgehilfen, die der Beruf zu den Kontoren trieb, trabten mit hochgestellten Rockkragen, dicke Schals bis an den Mund hinaufgewickelt und die Hände krampfhaft in den Seitentaschen, ohne aufzublicken, ihrem Ziele zu, und keiner hatte Sinn für die lächerlichen Figuren der sorgsam verpackten Mitmenschen. Wen nicht unaufschiebbare Geschäfte aus dem Hause trieben, der blieb daheim und wärmte sich die Hände am Kamin. Und als der Beginn der Kontorzeit vorüber war, lag die große reiche Stadt merkwürdig verödet. Der Wind, der vom Hafen kam, hatte das Wort allein.

In der Stadt. Nicht am Hafen.

An den Anlegeplätzen der Hafenfährdampfer, in den Wärmehallen und Kaffeehallen summte es wie von Bienenschwärmen, die, vom Fluge abgekommen, den Stock nicht zu erreichen wissen. Hier sammelten sich die schwarzen Scharen der Schauerleute und Kohlentrimmer, der Werftarbeiter und Handwerksleute, und sie liefen den Kai entlang, schauten hinüber zu ihren Arbeitsplätzen, gestikulierten und schrien sich an und kehrten fröstelnd zu den wärmenden Hallen zurück, um sich nach kurzer Pause aufs neue zu zeigen.

Im Hafen war das Eis. Geräuschlos war es aus dem Wasser heraufgestiegen, wurde vom Strome gedrängt und schob sich nun gemächlich in breiten, flachen Schollen übereinander, buk zusammen und erfüllte die weiten Becken mit einer grün-grauen Decke, deren tausend Würfel und Flicken sich beständig drehten und wanden. Wo der Wind freiere Bahn hatte, starrten undurchdringliche Eisflächen und hielten die breitbauchigen Schuten und Ewer mit umklammernden Armen.

Seit Stunden drängten sich die Leute und verlangten nach ihren Arbeitstätten. Die grünen Fährdampfer, die mutig den Betrieb aufgenommen hatten, vermochten nur schrittweise vorzudringen und kehrten nur in endlosen Zwischenräumen zurück, um wieder ein paar Hundert der Tausende an Bord zu nehmen. Und allmählich wurden die Leute stumpf und teilnahmlos.

Der blondbärtige Direktor der Hafenfahrtgesellschaft war seit der sechsten Morgenstunde am Platz und regelte persönlich die Beförderung. Jeder Zoll ein Hamburger, verlor er nicht eine Minute die Kaltblütigkeit, welche die schwierige Lage erforderte. und den trockenen Humor, der die Massen meisterte.

„Täuw, täuw! Pett di man ni op'n Slips, Jung. Versupen is akkurat wie Erfrieren. Loswerfen! Abfahren!"

Man schimpfte, aber man lachte auch schon und zog sich zurück

„Verdammi no mol, wat is dat for'n Geschäft", murrte ein Alter, „ick hevv keen Geld for'n Snaps."

„Kumm man mit," ermunterte ihn ein Arbeitsgenosse, „ick traktier düttmol."

„Du bis 'n fixen Kerl, Thedje."

„Allens in Ornung, Klas."

Es wurde zehn Uhr, bevor die Fahrstraße so weit aufgebrochen war, daß der Betrieb stärker einsetzen konnte. Immer wieder drängten die Schollen nach. Aber jetzt galt es, für eine Stunde wenigstens den errungenen Vorteil mit Anspannung aller Kräfte auszunutzen. Ein Fährdampfer nach dem andern bahnte sich den Weg, unbekümmert, ob die Schollen krachend gegen die Planken splitterten. Die Kais mußten von den Menschenmassen entleert werden. Einige Trupps gerieten schon in gehobene Grogstimmung. Eine Stunde darauf war das Riesenwerk getan. Der Direktor der Hafenfahrtgesellschaft lachte befriedigt in seinen blonden Bart, in dem die Eiszäpfchen klingelten, erteilte weitere Verhaltungsmaßregeln und suchte sein Bureau auf. —

Twerstens Barkasse hatte nur auf Umwegen die Werft erreichen können. Die Beamten langten nur vereinzelt an, und von den Arbeitern waren erst ein paar Hundert zugegen. In Begleitung Feldermanns durchschritt Twersten die Arbeitsplätze. Wo die Arbeit am dringendsten war, dorthin wurden die Leute dirigiert. Stillstand durfte nicht sein. Gerade jetzt nicht, wo in wenigen Tagen das Weihnachtsfest eine unerfreuliche Lücke riß.

„Die Hauptsache, daß die ‚Ingeborg' fertig montiert wird, und daß der ‚Theodor Bramberg' bald heraus kann. Wir müssen Luft schaffen. Der spanische Kreuzer soll nicht der einzige bleiben."

„Verwünschtes Wetter, Herr Twersten."

„So recht ein Wetter, um die Arme zu regen, damit dumme Gedanken nicht einfrieren können."

Der Oberingenieur verstand nicht ganz, was der Chef meinte. Er bezog die Worte aufs allgemeine und nickte zustimmend.

Twersten kehrte in sein Privatkontor zurück. Während er die Post vornahm, fiel ihm die Ueberweisung der fünfzigtausend Mark an den Onkel seiner Frau in Santiago ein. Das ging von seinem Privatkonto. Er tauchte langsam die Feder ein und schrieb die Anweisung an die Bank.

Finster blickte er auf die Zahlen- und Buchstabenreihe. „Weggeschmissen. Einfach in den Dreck ge-



schmissen. Wie viel Segen hätte das bringen können." — Er drückte die Hand vor die Augen, um die Zerrbilder nicht zu sehen, die ihm aus dem weißen Blatt entgegengrinsten.

„Gespielt hat sie wieder ... welch eine Entwürdigung darin liegt, sich mit vollem Bewußtsein dem Zufall unterordnen, ob die Karte so oder so schlägt, die Kugel so oder so rollt. . . . Herrgott, wenn noch um den Einsatz gerauft würde, mit Fäusten und Ellbogen! Meinetwegen! Das ließe sich noch hören. Da käme es noch auf den Mann an. Aber mit gebundenen Händen zusehen, ob das Glück zu einem schlüpft oder Reißaus nimmt, zusehen, wie eine kindische Gewalt Vermögen auseinanderstreut, die mit Blut und Schweiß gekittet schienen, Laufbahnen vernichtet und Charakteranlagen zerstört — weiß der Himmel, nichts Elenderes und Erbärmlicheres existiert doch auf der Welt und nichts Menschenunwürdigeres. Und nun gar eine Frau — — Nein, meine Frau."

Er grub die Zähne in die Lippen, um der Bilder und Gedanken Herr zu werden. Und mit einer plötzlichen Willensanstrengung w u r d e er ihrer Herr.

„Gut. Das Geld ist verloren. Das macht mit dem früheren nun einen erklecklichen Posten. Aber es muß wieder hereingebracht werden. Man kann einem Baum, der im Wachstum begriffen ist, doch nicht den Saft abzapfen. Und der Baum ist die Werft."

Nun hatte er sich wieder in der Hand. Seine Privatangelegenheiten waren ausgeschaltet. Nichts, was nicht mit den Forderungen des Werktages zu tun hatte, durchquerte ihm mehr den Sinn. Tief über seine Papiere gebeugt, saß er und prüfte die Kalkulationen und stellte neue langzeilige Berechnungen an.

Der Oberingenieur meldete, daß die Leute vollständig zur Stelle seien. Einige zwar etwas angetrunken.

„Die Meister sollen sie in die Kur nehmen. Je schwerer der Hammer, desto kürzer der Rausch."

„Jawohl, Herr Twersten."

Und er fuhr in seinen Berechnungen fort und vergaß all das Kleinliche. —

Gerade hatte er den Prokuristen und seinen Sohn Robert zu einer Besprechung herbeirufen lassen, als die Dampfsirenen der Werft die Mittagstunde ausheulten. An der Tür des Privatkontors klopfte es, und der Oberingenieur erschien mit verdrießlichem Gesicht.

„Nun, Feldermann, was Wichtiges?"

„Die Leute haben eine Deputation gewählt, die Sie sprechen möchte, Herr Twersten."

„Mich? Ich habe jetzt keine Zeit. Sie sollen sich an ihre Betriebsmeister wenden, wenn sie Beschwerden haben."

„Die Betriebsmeister mußten ihnen abschlägigen Bescheid geben. Es ist wegen des verlorenen Morgens."

„Na, dann lassen Sie die Leute mal herein. Einen Augenblick, meine Herren, wir arbeiten gleich weiter."

Der Oberingenieur führte die drei Männer herauf. Minutenlang scharrten sie mit den Füßen auf der Strohmatte vor der Tür. Dann schoben sie sich hintereinander vor, und der letzte machte die Tür zu. Es war ein Holzarbeiter, ein Kesselschmied und der Schürmeister Matthes.

Karl Twersten unterschrieb ruhig ein paar Briefe, die ihm der Prokurist vorgelegt hatte. „Nun?" fragte er dann und sah kurz auf. „Macht los. Wir haben schon eine Menge Zeit verloren."

Die Männer räusperten sich, drehten ihre Mützen und hoben den Kopf.

„Guten Morgen, Herr Twersten", sagten sie gleichzeitig und machten gespannte Gesichter.

„Na, deshalb kommt ihr doch nicht, um mir guten Morgen zu wünschen?"

„Es war ein sehr schwerer Morgen, Herr Twersten", sagte der Kesselschmied. „Bannig viel Eis im Hafen un keine Spedition. Dazu können wir doch nich, Herr Twersten."

„Es hat euch doch kein Mensch Vorwürfe gemacht, Mann."

„Vorwürfe nich, aber Abzüge. Die Meister sagen, wir kriegen nur die geleistete Arbeit bezahlt, Herr Twersten."

„Das ist doch wohl selbstverständlich, oder kriege ich etwas anderes bezahlt?"

„Tja, das mag schon seine Richtigkeit haben, aber wir waren doch rechtzeitig am Kai und konnten man bloß nich herüber. Und ob wir die Stunde da abgesessen oder hier abgearbeitet haben, das bleibt sich doch eins. Wir haben sie doch hergeben müssen."

„Ihr seid hier auf Akkordarbeit angestellt, nicht wohr?"

„Tja, das sind wir wohl. Aber ob Akkordarbeit oder nich Akkordarbeit, es muß doch allens seine Richtigkeit haben."

„Eben der Richtigkeit wegen, Schmied." Twersten setzte sich aufrecht in seinen Stuhl. „Und Richtigkeit, das ist doch wohl so viel wie Gerechtigkeit. Ich erleide an der verlorenen Arbeitzeit genau so große Verluste wie ihr alle zusammen. Also hat jeder zu leiden, ihr und ich."

„Wenn wir aber doch nich herüberkommen können", beharrte der Schmied hartnäckig.

„Sollte ich etwa lieber still legen? Nun, was dann? Ihr arbeitet im Akkord. Dann hättet ihr gar nichts. Obwohl der Tag verpfuscht ist, lasse ich arbeiten. Wollt ihr den ganzen Verdienst erreichen — Arbeit ist genug vorhanden, sorgt, daß ihr sie schafft. Wollt ihr Ueberstunden machen — ich habe nichts dagegen einzuwenden. So, und nun sind wir wohl wieder im Einverständnis."

„Tja, Herr Twersten, das wollen wir gewiß. Un die Ueberstunden kämen uns zu Weihnachten ganz gelegen. Aber wer bezahlt uns denn nur den Morgen in der Kaffeehalle?"

„Haben Sie getrunken, Schmied?"

„Getrunken gerade nich. Aber bei die bannige Kälte — un das haben wir noch drauf bezahlen müssen."

Twersten erhob sich und stellte sich vor die Deputation.

„Sagt mal," begann er und musterte sie scharf, „ihr seid doch wohl alle Soldat gewesen. Matrosen. Um so besser. Dann werdet ihr also wohl wissen, was Disziplin bedeutet. Und das wißt ihr alten Kerls so gut wie ich, daß auf einer Werft Disziplin zu herrschen hat wie an Bord. Denn hier treffen geschäftliche und poli-



tische Angelegenheiten zusammen. Also ich brauchte nur euren Forderungen nachzugeben, und ich öffnete der Disziplinlosigkeit alle Luken. Weshalb? Nun, von euch dreien sprech ich nicht. Ihr habt Ehre im Leib, und ich kenn euch lang genug. Aber es könnte tagtäglich Hunderten von Drückebergern einfallen, sich mit Wind und Wetter zu entschuldigen, wenn sie ein paar Stunden später zur Werft kommen möchten. Es brauchte nur heute bekannt zu werden: das zieht; wir kriegen's doch bezahlt! Und ihr Fleißigen und Anständigen, ihr wäret die Dummen. Und auf der Werft? Pfeiff drauf, was? Ob da das Schiff laut Kontrakt auf Tag und Stunde fertig wird. Nein, Leute, ich brauche euch nichts mehr zu sagen. Ihr seid keine grünen Jungens und wißt: Disziplin muß sein. Ob's weh tut oder nicht. Muß sein!"

„Stimmt!" sagte der Schmied und setzte mit einem Ruck seine Mütze auf.

„Also, ihr holt's aus den Ueberstunden wieder heraus. Das ist abgemacht."

„Abgemacht, Herr Twersten. Un entschuldigen Sie man bloß die Störung."

Draußen verhallten ihre Schritte. Sie marschierten zur Speisehalle, um den Kameraden dort die Beschlüsse mitzuteilen. Dann kamen langsamere Schritte zurück und die Treppe hinauf. Es klopfte.

„Der Schürmeister Matthes ist nochmal da", meldete der Bureaudiener.

„Ich habe dem, was ich gesagt habe, nichts mehr hinzuzufügen", rief Twersten ärgerlich. Aber da stand der alte hagere Knabe schon in der Tür. „Hören Sie mal, Matthes, ich verstehe überhaupt gar nicht, wie Sie zu der Deputation kommen? Sie stehen doch im festen Wochenlohn. Was haben Sie sich denn an die anderen heranzuwimmeln, wie?"

„Ich war doch schon auf halbem Weg, Herr Twersten, als die anderen mitkamen."

„Was wollten Sie denn? Auch Lohnerhöhung?"

„Jawohl, Herr Twersten, wenn Sie die Freundlichkeit haben wollten."

„Sie haben doch, wenn ich mich recht entsinne, erst vor einem halben Jahr, als Ihre Frau starb, Lohnerhöhung erhalten. Weil die Frau einen Verdienst gehabt hatte. Sie trug wohl Zeitungen aus?"

„Jawohl, Herr Twersten."

„Und was haben Sie jetzt für neue Gründe?"

„Es ist ein Kind angekommen, Herr Twersten."

„Ein — Kind? Mann, besinnen Sie sich. Ihre Frau ist doch seit einem halben Jahre tot!"

„Meine Tochter hat es gekriegt, Herr Twersten."

„Verheiratet?"

„Verlobt, Herr Twersten."

„Und der Vater?"

„Auf See gegangen. Unbekannt wohin."

„Aha." Sonst sagte Twersten nichts. Er kannte die Seemannsliebe aus mehr als diesem einen Falle, und er hatte längst gelernt, sich der Empfindungswelt der Hafenbevölkerung anzupassen. „Ja, Matthes," begann er nach kurzem Nachdenken, „das ist nun schlimm für Sie, daß gerade heute die Deputation mit ihrer Forderung kam. Da kann ich keine Ausnahme machen und eine Bevorzugung vornehmen. Vor dem ersten Januar geht's nicht. Lassen Sie sich bis dahin einen Vorschuß auszahlen. Guten Morgen."

„Guten Morgen, Herr Twersten, und schönsten Dank auch." —

Draußen heulte die Dampfsirene auf. In Kolonnen marschierten die Leute zu ihren Arbeitsplätzen. Und alles auf der Werft ging seinen alten geordneten Gang.

Im Privatkontor war die Konferenz beendigt. Nur Robert Twersten war unschlüssig zurückgeblieben.

„Nun, Robert, hast du noch etwas auf dem Herzen? Dann nur heraus damit."

„Papa," sagte Robert und kam näher, „verzeihe, wenn ich mich in Dinge mische, die mich nichts angehen —"

„Wenn sie die Werft betreffen, gehen sie auch dich an."

„Ja, sie gehen wohl die Werft an. Papa, ich habe vorhin geglaubt, du scherzest, als du den Arbeitern ihre Bitte abschlugst. Wegen ein paar tausend Mark! So hartherzig kannst du doch im Ernst nicht sein."

Twersten legte die Feder hin. „Es freut mich, mein Junge, daß du nicht schlankweg an Hartherzigkeit und Knauserei bei mir glaubst. Nur merke dir eins: In Geschäftsdingen gilt kein Scherzen. Das wäre eine sehr übel angewandte Art, sich populär zu machen. Sie würden dir sehr bald auf der Nase herumtanzen und gleiche Brüder, gleiche Kappen mit dir spielen, deine Pfleglinge. Popularität im besten Sinne des Wortes kannst du nur erreichen, wenn du eisern deinen Willen verfolgst und durch deine Erfolge die Leute merken läßt: es ist auch zu eurem Besten! — Aber unbedingt: Grenzlinie wahren! Nur keine falsche Sentimentalität im Wirtschaftsleben. In Deutschland stirbt kein Arbeiter Hungers, wohl aber machen zuweilen große Betriebe den Salto mortale. Das ergibt so mancherlei Lehren. . ."

„Aber die Firma kann doch die paar tausend Mark tragen, Papa."

„Die Firma kann keinen Pfennig tragen, für den es keine ausgleichende Buchung gibt. Aber damit es dich beruhigt und dein Glaube an meine Hartherzigkeit und andere Untugenden keinen weiteren Boden gewinnt: es war schon heute in der Frühe, als ich das Eistreiben sah und die armen Kerls, die nicht herüber konnten, bei mir beschlossene Sache, den Leuten die verlorene Zeit als Weihnachtsgeschenk von meinem Privatkonto aus vergüten zu lassen. Nun kannst du wohl in Frieden ziehen."

„Papa — dann erlaß auch dem Matthes den Vorschuß!"

„Bist du toll, Junge? Der alte Flibustier hat ja schon seine Lohnaufbesserung durchgedrückt."

„Seine Gründe waren doch auch triftig genug."

„Was weißt du davon, Robert? Ich setze damit ja geradezu eine Prämie für uneheliche Kinder aus. Und für die Drückeberger von Vätern. Das ist keine reinliche Sache, Robert, und keine unverschuldete Not. Der Alte lachte ja über das ganze Gesicht, als das Kind ihm die Zulage eingebracht hatte."



„Weil er aus der Not war. Bitte, erlaß ihm den Vorschuß, Papa.“

„Sag mal, mein Junge,“ und Twersten lächelt in sich hinein, „wohin gehst du heute abend? Ins Theater, so, so. Allein? Mit deinem guten Freund Fritz Vanheil. Du hättest also zwei Logenplätze zu bezahlen. Macht zwanzig Mark. Wie wär es, wenn du auf das Vergnügen verzichtetest und das Geld Matthes in die Hand drücktest? Würde dir das ein ebenso großes Vergnügen machen? Dann tu es. Ich habe nichts dagegen einzuwenden, denn es ist deine Privatangelegenheit. Nur kein Firmengeld.“

Als der Sohn gegangen war, schüttelte Twersten den Kopf. „Das liegt jetzt in der Luft, diese Gefühlsseligkeit. Unsere Söhne haben eine so glänzende Erziehung genossen, daß sie nicht mehr wissen, wie Geld — verdient wird.“

(Fortsetzung folgt.)

Naturgeheimnis und Geist.

Von Georg Hirschfeld.

Die Maler scheinen es am besten zu haben. Ihren Augen gehört die Natur, und die elementaren Mächte der Jahreszeiten spielen ihnen auf dieser Bühne ein niemals endendes, niemals ermattendes Schauspiel vor. Meistens sind die Maler frohe und gesunde Menschen — jedenfalls ist nicht zuviel damit behauptet, daß grübelnde, unjugendliche, von Zweifelsgram erfüllte Männer selten unter ihnen zu finden sind. Jenem rotbäckigen Skandinaven, der sein Leben in Jagdausflüge und Malwanderungen sorglos teilt, darf freilich nicht ins Gesicht gesagt werden, daß er ein beneidenswertes Künstlerleben führe. Dann fallen ihm erst seine Probleme ein, und er sieht noch nachträglich wie aus höherem Alter zweifelnd die unbekümmerte Leistung seiner jungen Seele an. Seine Skrupel werden ihm aber nicht mehr schaden. Geht er an ein neues Werk, so wird er selber doch der Alte sein. Er kann immer nur Maler bleiben, immer nur Auge, Hand und Wille.

Den Dichtern geht es anders. Sie dringen sicherlich ins Leben der Dinge tiefer ein und sind selbst für das Leben weniger zu gebrauchen. Ihr Auge nährt sie nicht, und der Weg vom Auge in die Hand ist nicht so selbstverständlich gefunden. In ihrem Gehirn, das eine zweite Schöpfung leisten muß, lebt das Naturgeheimnis, und was es ausstrahlt, das Werk, ist seine Deutung, ein verantwortliches Resultat, ist Geist. Stumm, in einer Demut, deren er sich eigentlich schämt, steht der Dichter vor den Werken des Malers. Halb sagt er sich: da ist es ja, was du ersehnst, da lebt und webt ja das Geheimnis, das du von einer schönen Abendwanderung in die enge Schreibstube mitgenommen, mit qualvoller Mühe zu einigem Lallen gebracht hast. Halb aber auch fühlt er sich zurückgestoßen und gesteht sich stolz: Ich wollte mehr. Auf diesem Bilde schweigt es mich wieder an, das Schweigen, das ich schon kenne. Bei mir hat das Geheimnis der Natur zu reden begonnen — einmal doch, in meinem besten Werk. Und darauf kommt es an. Indem er die Bilder des Malers lobt, tröstet er sich selbst verschwiegen mit seiner höheren Aufgabe, und wenn er das Atelier verläßt, ist die Kluft zwischen ihm und jenem fast wohltuend groß geworden.

Freilich, hätte der Dichter dem Maler sein innerstes Empfinden ausgesprochen, so hätte dieser verwundert gesagt: Was willst du denn? Die Natur spricht ja aus den Bildern, wenn sie wirklich gut sind. Da ist gar kein Geheimnis bei. Ich habe es draußen so gesehen, und so gab ich es wieder. Etwas Literarisches schmuggle ich nicht hinein. Was kümmert mich der Geist, wenn ich die Natur habe? Ich kann nichts dafür, daß du vor dieser Waldwiese in der Dämmerung träumst und Schicksalsfragen stellst. Ich habe die Farbentöne und Valeurs gefunden, ich habe in dem Landschaftsausschnitt das Bild entdeckt. Ich will nichts als ein Bild. So ist dieses, und morgen früh, wenn die Maisonne scheint, gehe ich an ein anderes.

Erst in der modernen Kunst ist der Wesensunterschied zwischen Maler und Dichter so deutlich geworden. In den Zeiten der alten Meister, in Italien, Deutschland, Spanien und den Niederlanden, faßte das malerische Können den Kunstbegriff am stärksten zusammen. Die von Fürsten und Magistraten, Päpsten und Klöstern beauftragten Maler übten den eigentlichen Künstlerberuf im Urteil der Laien. Sie gaben dem religiösen und dem Schönheitsbedürfnis ihrer Epochen den ersehnten Kunstausdruck. Der Quell der Musik war außerhalb der Kirche noch nicht entdeckt worden, und die einsame Majestät eines Dichtergenius, der Jahrhunderte vertrat, Jahrhunderte übersprungen hatte, schuf, halb unbewußt, noch ohne die eigentliche, künstlerische Stellungnahme ihre Werke. Der rätselvolle Shakespeare sprach aus, was er sah und erlebte — so diente er seiner Königin. Rasch, mit leuchtendem Gleichmut schritt er durch sein mächtiges Leben in Vergessenheit und Tod. Seine unsterblichen Werke sind mehr Zufallsgeschenke als die Lebensarbeit eines Rembrandt, eines Dürer, eines Michelangelo. Hier blickt man schon in den ganzen Märtyrerkampf des Künstlers mit Problemen und Publikum hinein. Nicht nur einsame Sonnen sind sie — ein Netz von Nebengestirnen und Ausstrahlungen umgibt ihre Persönlichkeiten. Schulen tragen ihre Resultate durch die Zeiten weiter, und was sie beschäftigt hat, ist jetzt noch im Grunde der Acker aller künstlerischen Arbeit. Da sie die volle, unentdeckte Natur ohne Nebenbuhler in ihren Kunstbezirk hineinziehen konnten, schrieben sie nicht ihr Geheimnis ab, sondern ließen ihren Geist sprechen. Mit vorbildlichem Geschmack die Grenze innehaltend, die der bildenden Kunst gezogen ist, gaben sie in jeder Leistung eine Idee. Alle ihre Werke „sagen“ etwas. Sie regen die Phantasie an, sie verbinden sich mit der höheren Existenz des Betrachters. Der Kunstbedürftige, der gläubig und zugleich voll Anspruch vor sie hintritt, kommt immer zu seinem Recht. Er fragt nicht und braucht nicht zu fragen, auf welche Weise das Bild, das ihn so ergreift, durch malerische Mittel zustande gekommen ist. Er sieht nur, daß es da ist, eine Station seines Lebensweges gleichsam und eines Meisters Arbeit selbstverständlich. Ein wertvoller Betrachter wird nie von einem wertlosen Bild ergriffen werden. Billige und sentimentale



Wirkungen sind flüchtig — wer wahrhaft lebt, erkennt auch wahrhafte Bilder. Rembrandts Mutter mahnt an die eigene, Rembrandts Selbstporträt an jeden stillen Manneskampf. Die Apostel von Albrecht Dürer stehen dicht beisammen, zum letzten Ueberzeugungskampf bereit. So tritt der Betrachter unwillkürlich wieder zu seiner angezweifelten Lebenssache. Holbeins Kaufmann antwortet mit ernstem Blick auf die Frage des modern Umhergetriebenen, der deutschen Kulturfrieden sucht. Raffaels Madonna ist Italienerin und göttliches Muttersymbol zugleich. Der Moses des Michelangelo blickt über biblische Bedeutung weit hinaus in die Ewigkeit menschlicher Größe und menschlichen Schmerzes. Wo nur immer eine spätere Zeit ihren großen Künstler hervorgebracht hat, ist die Geistessprache des Naturgeheimnisses das Zeichen seiner Bedeutung. In den besten französischen Landschaften leben die Jahreszeiten fort, sie sind gleichsam jederzeit erreichbare Phantasieausflüge der Stadtmenschen. Die besten englischen Porträte haben zarte, wohltätige Hände für unser angstvolles Schönheitsbedürfnis. Uhde hat den Heilandstraum auf die winterliche Dorfstraße unserer Tage gebracht. Und Böcklin vollends, der Märchenkünder, der kommen mußte, er führte unsere Sehnsucht auf den sicheren Wegen der Wahrheit in sein schwebendes Phantasiereich.

Der Anspruch des Betrachters — die Bezeichnung „Publikum“ wäre hier unverdient und würde dem Künstlerdünkel entgegenkommen — der Anspruch des Betrachters ist von jeher das eigentliche Element des Fortschritts in der Kunst gewesen. Für die Menschen, die ein starkes Leben führen, ist die beste Kunst gerade gut genug. Verständnislosigkeit ist sicherlich der Hauptfeind des Künstlers. Aber er besiegt ihn nur, wenn er ihn nicht mehr als Feind betrachtet. Das Verständnis, das er entbehrt, ist im Grunde doch nur ein Begriffsvermögen für die neuen Formen, die er bietet. Der Inhalt, seine Person, muß, wenn er als Mensch unter Menschen lebt, seine Anhänger finden. Nur ganz wenige Beispiele, die von besonders unglücklichen Zeitumständen oder nicht lebensfähigen Charaktereigenschaften herrühren, sind hier Ausnahmen. Wenn es sich aber um ein Verständnis für Form und Handwerk, um ein sachliches Eindringen in seine verschwiegene Welt handelt — wo will der Künstler es anders finden als bei Gleichgearteten, bei Künstlern? Geht ein Tischler zum Schuster, wenn er einen neuen Schrank gezimmert hat? Fragt ein Schlächter den Tapezierer, wie man Kälber schlachtet? Ein Künstler, der unter dem Publikum leidet, bringt sich selbst um seine beste Lebensfreude. Er wird es einst gewinnen — das sei seine Hoffnung. Ein Meister soll sein Können, ein ehrlicher Nachbar seinen Charakter schätzen. Dann gibt es zuletzt eine große Kunst. Wäre in ihm selbst nicht so viel vom „Alltagsmenschen“ in Lust und Leid, er wäre nie ein Künstler geworden.

Diesen Weg, der als untrüglich bezeichnet werden darf, sind seit den Zeiten der alten Meister alle starken Talente gegangen. Es hat nie aufgehört, im deutschen Künstlerwalde zu blühen und zu keimen. Und immer kann man die Probe aufs Exempel machen: wer sich verbittert in das Selbstgefühl seiner rein formalen Neurung verbeißt, dessen Werke bleiben artistisch, stumpf, eine Abschrift des Naturgeheimnisses, ohne Zunge, ohne Geist. Ein gut gemalter Stein, ein paar sorgfältig gezeichnete Bäume, ein interessant beleuchteter Dorftrottel — all das ist schätzenswert, aber das Wozu, das der gähnende Mitmensch ausspricht, wenn er eine Weile davorgestanden hat, muß aus der Welt geschafft werden. Ins Reich des Brauchbaren, vom Fuß bis zum Kopf, muß ein Kunstwerk gelangen. Sonst ist es leerer Zeitvertreib und Fingerübung für den Künstler — auf die Teilnahme des Betrachters kann es keinen Anspruch machen. Ich habe einmal den Humor des eigensinnigen Malerdünkels unvergeßlich miterlebt. Da gerieten ein tüchtiger, aber trockener, in sich selbst vergrabener Porträtist und eine junge, temperamentvolle, in der Malerei ganz und im Leben gar nicht laienhafte Frau debattierend aneinander. Sie ereiferte sich gegen die unähnlichen, modernen Porträte, er für die ausschlaggebende, individuelle Betrachtungsweise.

„Aber was nützt mir denn ein Bild meines Vaters, wenn es nicht ähnlich ist!“ rief sie.

„Darauf kommt es nicht an!“ erwiderte er. „Vielleicht nützt es dem Maler!“

„Aber Sie malen doch nicht für sich, sondern für Ihren Auftraggeber!“

„Absolut nur für mich! Der Auftraggeber geht mich gar nichts an!“

In dieser grotesken Zuspitzung ist das Problem ad absurdum geführt. Beide hatten recht und unrecht. Aber als der freiere und gesundere Geist erschien mir die für das Publikum kämpfende Frau. Der Maler hätte es nicht zum Konflikt kommen lassen dürfen. Ein Zeichen seiner Reife wäre es gewesen, wenn er sich nicht im unnahbaren Hochmut des Fachmenschen verschanzt, sondern eine neue Brücke von der Kunst zum Leben geschlagen hätte. Vielleicht wäre der jungen Frau durch eine objektive Belehrung das unähnliche Porträt allmählich „ähnlicher“ erschienen. Aber ein Künstlercharakter wie der hier erwähnte hat eben sein angeborenes Manko. Die junge Frau hatte sicher recht mit ihrem naiven Widerspruch — ein Porträt, das nur technisch-theoretisch vertreten wird, kann im höheren Sinne nicht ähnlich sein, es wird nie ausstrahlen, was ehrliche Menschenaugen unbedingt einmal gewinnt. Etwas Totes haben die malerischen Nurformprobleme alle. Etwas Nichtssagendes diese impressionistischen Uebungen, die stumm sind und doch gehört werden wollen. Vielleicht nur gesehen werden wollen? Aber mit dieser Forderung dürfen sie eben nur auf Fachmänner rechnen. Das Auge des Laien, der ja auch den zärtlichen Namen Käufer führt, wird vom Gehirn gespeist, vom Herzen, vom höheren Lebensdrange. Ohne Umschweife sei es gesagt — auch der Fachmann hat nur wertvolle Augen, wenn ihre Urteilskraft aus diesen Quellen kommt. Ein Mensch vor einem Menschenwerk — das ist der rechte Kritiker. Die malerischen Werte müssen sich in Lebenswerte transponieren lassen. Mühsam erkämpfte Naturabschrift ist respektable Arbeit, aber niemals weiterwirkender Geist. Die Natur haben wir ja draußen vor unseren Fenstern — die Natur an sich, sagt der Laie. Die kennen wir — dazu braucht kein Maler zu kommen. Aber Bilder aus der Natur, große Momente, Gleichnisse, Gipfel — das suchen wir. Bilder, große Momente, Gleichnisse, Gipfel — so spricht, ihnen unbewußt, der Geist der Natur aus Meisterwerken zu ihnen. Das Streitwort Impressionismus wird vergessen — das Resultat, die Kunst, ist da. Wo wir uns auch immer umsehen werden —

stumpfe Formalisten sind allenfalls technische, aber niemals geistige Pfadfinder gewesen. Sie bleiben im Leblosen stecken, denn nur das, was wir erlebt haben, wird zu Werken und in den Werken zu Ideen.

Nicht anders spielen sich Konflikt und Ausgleich von Künstler und Publikum in den Schwesterkünsten ab. Der Kopf einer guten Büste enthält ein Gehirn, das durch die blinden Augen und den geschlossenen Mund vom Leben des Dargestellten erzählt. Die kapitolinische Venus zeigt die Schönheit des Weibes als Ideal, das leben kann, nicht willkürlich erdacht ist, sonst wäre die Idee des Kunstwerks nur ein Gemeinplatz. Das Gewitter in der Pastoralsinfonie beschwört den Schrecken, die Bewunderung und Erlösung, die unser Gemüt durch dieses Naturereignis immer wieder erlebt, in ewig gültiger Kunst und mit den einfachsten Mitteln. Ein moderner Sinfoniker würde zehn Pauken statt der zwei auffahren lassen und hätte mehr Zeit dazu gebraucht, neue Instrumentalkunststücke für eine täuschende Gewittermusik zu erfinden, als das Urthema der Menschenseele erklingen zu lassen, die Gott fürchtet. Das Gewitter kommt so nie in den Konzertsaal.

Ich glaube, das Naturgeheimnis **will** die Sprache seines Geistes finden. Der Mensch, der als höchstes Produkt und einziger Erfasser in die Natur hineingestellt ist, wird von seiner minder begabten Umgebung gleichsam gebeten, ihr Bedeutung und Sprache zu schenken. So bannt eine Landschaft das Künstlerauge, bis es die Hand zum Malen rufen muß. So dringt die Musik der Elemente in das Ohr des Komponisten ein und will zu Noten werden. An sich sind die Werke alle schon da, und ihre Reproduktion an sich wäre noch nicht Kunst. Sie müssen durch die Seele eines Menschen gehen, dem ein Gott zu sagen gab, wie er leidet. Während aber in der bildenden Kunst, die mit Materialien von fester Sichtbarkeit arbeitet und schon dem technischen Können künstlerisches Ansehen gewinnt, Entscheidung über Wert und Unwert oft schwankend bleibt, gibt die Dichtkunst, die auf Schrift und Papier angewiesen ist, in ihrer rein geistigen Potenz eine klarere Richtschnur. Wenigstens in den mittleren Regionen. Wenn wir Gipfel ersteigen, wo eine große Aussicht kommen soll, wird die Frage nach Naturgeheimnis und Geist wieder brennend. Aber die seelenlosen Irrtümer einer revolutionären Epoche, die an sich gesund und nützlich war, für ihren Uebermut aber mit dem Kritikastertitel „Naturalismus“ gestraft wurde, belehrten schnell genug, wie wenig die Photographie der Dinge schon ihre Dichtung genannt werden darf. Dichtung enthält ja, wörtlich genommen, die Forderung: Extrakt. Die Forderung des Wesentlichen, der geistigen Deutung. Es ist freilich immer bequem, eine künstlerische Frühlingzeit mit einem plumpen Schlagwort ersticken zu wollen. Kein „Naturalist“ war wirklich so kokett und bewußt in seiner Naturliebe, daß er verdient hätte, mit einem „Ismus“ abgetan zu werden. Die Empörer der neunziger Jahre waren ehrliche und aufrechte Kämpfer — man brauchte weiter nichts zu können, als begabte Künstler und trockene Theoretiker bei ihnen zu unterscheiden. Das konnte man aber nicht, der Fluch des Schlagwortes lastete auf beiden Gruppen, und das Publikum wunderte sich, nach Jahren, als die Theoretiker verstummt waren, so selbständige Künstler, Romantiker sogar, ohne jeden „Ismus“, unter den Durchgedrungenen zu finden. Dem Kenner lag in der Dichtkunst die Wertfrage ja immer besonders klar vor Augen. Literarische Revolutionen, die anfangs erschrecken, sind im Grunde immer nur Rückkehren zur Natur. Manchmal mit gröberen, manchmal mit feineren Mitteln, je nachdem die kompakte Majorität Widerstand leistet. Wenn ein echter Neuerer ans Ziel gelangt ist, herrscht überall bald schöner Friede, dann gibt es „**nur eine** Kunst“, dann ist alles überhaupt nicht so schlimm gewesen. Die bösesten Revolutionäre lieben Goethe ebenso, wie ihre Eltern ihn geliebt haben. Goethe überhaupt ist immer wieder die Versöhnung. Alle Menschenalter umfaßt er, mit seinen Augen darf alt und jung getrost in jeden Abgrund blicken. Wer seinen Ton erlebt und irgendwie auf der Harfe hat, darf singen — sein Gesang wird nie mehr als Geheul oder als Hohn verdächtigt werden. Schiller wird sanft beiseite gerückt, denn er ist zu jung, wenn es sich um die Verständigung von Generationen handelt. Aber auf Goethes Wegen weiter bis in unsere Zeit geschritten — da findet man Kleist und Hebbel, Keller und Jacobsen, da begleiten uns Ibsen und Tolstoi, und plötzlich entdeckt man, daß der Mann der geschmähten Freien Bühne, Gerhart Hauptmann, auch schon lange auf dem rechten Pfad gewandelt ist. Auch er hat niemals „äußerlich abgezeichnet“, auch er mühte sich, mußte sich mühen, weil er ein Dichter ist, um die Deutung des Naturgeheimnisses.

Aber hier, im Reich der höchsten Begabungen, setzt die Debatte um die höchsten Werte wieder ein. Der Gipfel dichterischer Wirkung wird, weil er reiner, befruchtender Geist ist, als Kunstwert wieder angezweifelt. Die Kunst als menschliches Können der Schöpfung auf der Spur ist doch zu sehr Bildnergabe, sagt man, um vollendete Gestaltung für einen Gedankensieg aufgeben zu können. Alle echten Dichter sind echte Künstler gewesen, und die Frage, ob aus ihren Werken der Seelenhauch der Natur uns anweht, keine Schreibtischatmosphäre, wird abermals akut. So will es in manchen Köpfen nicht zusammengehen, Ibsens Dramen ebenso blühende Naturkunstwerke zu nennen wie Hauptmanns beste Bühnendichtungen. Die Frage wird von übereilten Eiferern schon gestellt, ob der nordische Gedankenzimmermann überhaupt ein Dichter genannt werden dürfe, in dem Sinn, wie unser schlesischer Naturnachschöpfer. Ich glaube, die Eiferer, die sich an Henrik Ibsens Felsensockel heranwagen, haben die Grundfrage Naturgeheimnis und Geist noch nicht durchdacht. Sie schaden dem deutschen Dichter, dem sie nützen wollen. Denn Hauptmanns Leistungen, deren wundervolle Körperlichkeit ihren Gedankeninhalt sicherlich weit übertrifft, werden durch den Vergleich mit Ibsen allzu sehr als etwas Körperliches, als köstliches, aber stummes Naturgeheimnis angesehen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Denkresultate von Ibsens Werken nie so umwälzend und kulturfördernd geworden wären, wenn sie nicht aus meisterhaft gestalteten Menschenleben — gestaltet, wie nur bei Shakespeare — erwachsen wären. Große Gedanken können nur aus der lebendigen Natur kommen — das ist die Voraussetzung, die Ibsen beanspruchen darf. Wer ihn hören will, hört den Naturlaut, wer es sehen will, sieht das Leben draußen vorüberziehen, während die Gedankenwelt des Dichters ihn als einsamer Stern durch die Nacht führt.



Highlife und Bühne.

Von J. Lorm. — Hierzu 15 Aufnahmen.

Es gab einmal ein schönes Lied, das mit den Worten begann: „Zehn kleine Negerbuben", und das die traurigen Schicksale dieser dunklen Knaben, von denen jeder ein trauriges Ende nahm, mit bewegten Worten schilderte. Dieses Lied könnte ein vielleicht weniger harmloses, aber unzweifelhaft interessanteres Gegenstück finden, das den Titel tragen müßte: „Zwölf große Gibsongirls" . . . Und die Schicksale dieser schlanken, jungen schönen Damen und dreier anderer, die eine kurze Spanne Zeit hindurch die Zierden der Londoner Bühnen gewesen waren, um dann englischen Aristokraten oder amerikanischen Millionären zum Standesamt zu folgen, müßten darin in zwölf langen Strophen besungen werden.

Zwölf schlanke Gibsongirls wirbelten über die Bühnen der vereinigten Königreiche, und



Gräfin Poulett (Sylvia Storey).



Phot. Bassano Ltd.

Mrs. Oskar Lewisohn (Edna May).

zwölf Jünglinge, an Gold und Titeln reich, legten ihnen beides mitsamt ihren Herzen zu Füßen. Engländerinnen sind praktisch veranlagt. Vielleicht hätten sie auf das letzgenannte der Geschenke allein — das Herz — als ein Muster ohne Wert wenig Gewicht gelegt, aber im Gefolge einer Krone oder eines Vermögens von mehreren Millionen blieb es immerhin ein annehmbarer Gegenstand, auf den Gewicht zu legen die Rücksicht auf Illusionen gebot, die ihre Geber besaßen. Und so wurden aus den zwölf



Lady De Clifford (Eva Carrington). Phot. Bassano Ltd.



Hon. Mrs. Bruce (Camille Clifford).



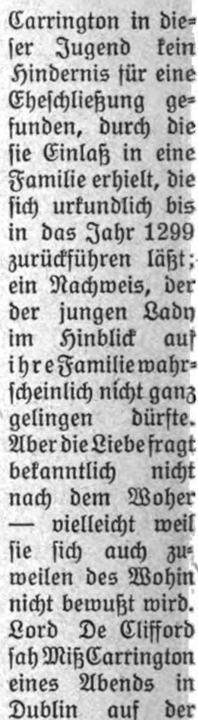
Frau von Ditten
(May Gates).

schlanken Gibsongirls zwölf reiche, betitelte Damen, die ihre Krönchen mit so viel Grazie zu tragen und ihre Millionen mit solcher Leichtigkeit auszugeben verstanden, wie es eben nur Wesen verstehen, denen der Rollenwechsel eine gewohnte Beschäftigung ist.

Man hat in letzter Zeit so viel von Suggestionseuchen gesprochen. Von geistigen Epidemien, die auf irgendein Beispiel zurückzuführen sind, das auf leicht zu beeinflussende Gemüter einen zur Nachahmung reizenden und hinreißenden



Einfluß ausübte. Wenn es gestattet ist, eine so heitere Angelegenheit mit einem so ernsten Namen zu bezeichnen, so begann die englische Suggestionseuche mit der Heirat der schönen Eva Carrington (Abb. S. 501) mit Lord De Clifford, einem 22 jährigen Jüngling, der in Irland Besitzungen im Umfang von 5000 Hektar sein eigen nennt. So jung Lord De Clifford auch ist, hat Miß

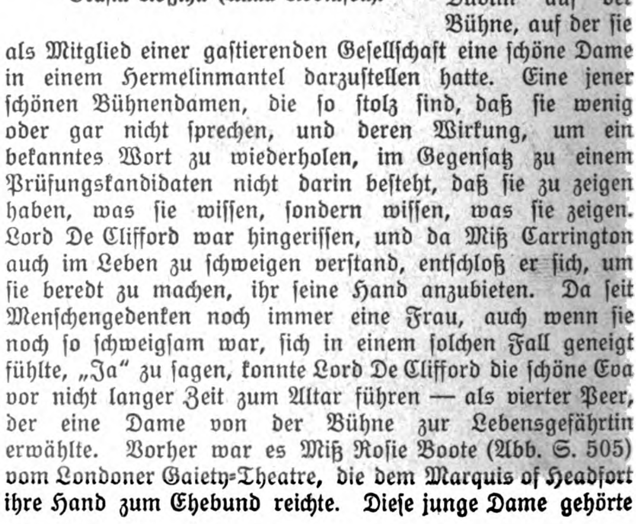


Carrington in dieser Jugend kein Hindernis für eine Eheschließung gefunden, durch die sie Einlaß in eine Familie erhielt, die sich urkundlich bis in das Jahr 1299 zurückführen läßt; ein Nachweis, der der jungen Lady im Hinblick auf *ihre* Familie wahrscheinlich nicht ganz gelingen dürfte. Aber die Liebe fragt bekanntlich nicht nach dem Woher — vielleicht weil sie sich auch zuweilen des Wohin nicht bewußt wird. Lord De Clifford sah Miß Carrington eines Abends in Dublin auf der Bühne, auf der sie



Phot. Reutlinger.

Gräfin Roßlyn (Anna Robinson).



als Mitglied einer gastierenden Gesellschaft eine schöne Dame in einem Hermelinmantel darzustellen hatte. Eine jener schönen Bühnendamen, die so stolz sind, daß sie wenig oder gar nicht sprechen, und deren Wirkung, um ein bekanntes Wort zu wiederholen, im Gegensatz zu einem Prüfungskandidaten nicht darin besteht, daß sie zu zeigen haben, was sie wissen, sondern wissen, was sie zeigen. Lord De Clifford war hingerissen, und da Miß Carrington auch im Leben zu schweigen verstand, entschloß er sich, um sie beredt zu machen, ihr seine Hand anzubieten. Da seit Menschengedenken noch immer eine Frau, auch wenn sie noch so schweigsam war, sich in einem solchen Fall geneigt fühlte, „Ja" zu sagen, konnte Lord De Clifford die schöne Eva vor nicht langer Zeit zum Altar führen — als vierter Peer, der eine Dame von der Bühne zur Lebensgefährtin erwählte. Vorher war es Miß Rosie Boote (Abb. S. 505) vom Londoner Gaiety-Theatre, die dem Marquis of Headfort ihre Hand zum Ehebund reichte. Diese junge Dame gehörte



Phot. A. Ellis & Walery.

Mrs. Hardinge (Kathleen Dawn).

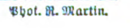
nicht zu den schweigsamen Schönheiten im Stil Miß Carringtons, denn es war ein Lied, mit dem sie ihren nunmehrigen Gemahl bezauberte, ein keckes, übermütiges Lied „Daisie“, das in seiner Popularität die Runde durch die Vereinigten Königreiche machte und bis nach Irland drang, wo sich das Schloß der Headforts erhebt.

Ein Mann, der nicht geneigt war, sein Glück vor der Welt zu verbergen, ist der Sohn des Lord Aberdare, der Honorable Lyndhurst Bruce, der Miß Camille Clifford (Abb. S. 502), die allabendlich im zweiten Akt einer Operette ein kleines Liedchen zu singen hatte, zu seiner Gattin erkor. Der song war mäßig wie sein



Mrs. Basil Loder (Barbara Deane).





Phot. A. Martin.

Mrs. Mac Andrew (Elsie Kay).

Refrain, der lautete: „Why do they call me a Gibson-Girl?“ Aber Miß Clifford war eine der auffälligsten Erscheinungen, die jemals in einer wunderbar sitzenden schwarzsamtnen Prinzeßrobe über eine Londoner Bühne geschritten waren ... Nicht minder hübsch, wenn auch in anderer Art war May Gates (Abb. S. 502), an die Herr von Ditten sein Herz verlor, eine Tat, die den Bankier Drummond, den Chef des gleichnamigen Bankhauses, veranlaßte, auch seinerseits ein Gibsongirl, die liebliche Hilda Harris (Abb. S. 504), mit seinen Millionen zu beglücken. Die Suggestion begann zu wirken. Es dauerte nicht lange, und May Kennedy (Abb. S. 504) wurde die Gemahlin des reichen Mr. Kelly, und Barbara Deane (Abb. obenst.) und Elsie Kay (Abb. nebenst.) folgten diesem Beispiel, indem sie sich herabließen, die Reichtümer der Herren Basil Loder und Ronald Mac Andrew durch Eheschließung zu den ihrigen zu machen. Ein gleiches tat Miß Kathleen Dawn (Abb. S. 502), zu deren durch die Heirat mit Mr. Hardinge erworbenem Reichtum sich noch



Phot. Bassano Ltd.

Mrs. Drummond (Hilda Harris).

seinen Namen anzunehmen, wie auch Miß Madge Hodgkinson (Abb. S. 505), die einen simplen Mr. Grisewood, und Enid Leonhardt (Abb. untenst.), die Mr. David Wellesley Bell ehelichten, gedacht haben mögen, daß Millionen eigentlich ein ganz selbstverständliches Aequivalent für die Entsagung darstellten, der theatralischen Karriere Valet gesagt zu haben. Den entsagungsvollen Blick, der solche Resignation auszudrücken bestimmt ist, finden wir auf dem Bild von Miß Edna May (Abb. S. 501), die sich entschloß, ihren Namen mit dem Mr. Oscar Lewisohns zu vertauschen, eines Amerikaners, den dieser Augenaufschlag nicht im Zweifel darüber lassen kann, daß seine Millionen nie imstande sein werden, sein holdes Ehegespons für das Opfer zu trösten, das sie ihm brachte, indem sie von ihrer Kunst schied. Bedeutend heiterer blickt Denise Orme (Abb. S. 505) drein, vielleicht weil sie den Wert der Kunst der Gibsongirls und den Wert der Millionen ihres Gemahls Mr. Reginald Yarde—Buller, des ältesten



Phot. A. Martin.

Mrs. Wellesley Bell (Enid Leonhardt).



Phot. A. Martin.

Mrs. Kelly (May Kennedy).

Sohnes Lord Churstons, richtig einzuschätzen gelernt hat, und am rätselvollsten Miß Anna Robinson (Abb. S. 502), die, nachdem sie Gräfin Roßlyn geworden, sich von ihrem Gatten trennte, um wieder zur Bühne zurückzukehren. Allerdings war dieser Gatte Graf Roßlyn eine Zeitlang selbst darstellender Künstler, nachdem er eine ganz exzeptionelle gesellschaftliche Stellung gesellte, die ihr Gemahl als Mündel des Herzogs von Portland einnimmt. Vielleicht war es eine der zierlichsten der Gibsongirls, Sylvia Storey (Abb. S. 501), die dem Grafen Poulett, der die Anwartschaft auf die Lordschaft besitzt, die Gunst erwies, seine Hand und mit dieser



Phot Bassano Ltd

Hon. Mrs. Yarde-Buller
(Denise Orme).



Phot Bassano Ltd.

Marquise von Headfort (Rosie Boote).

in außerordentlich kurzer Zeit sein ererbtes großes Vermögen durchgebracht und genötigt war, seinen Bankrott anzumelden. Damals entschloß er sich, „unters Theater" zu gehen und unter dem Bühnennamen „James Erskine" die weibliche Jugend englischer Provinzstädte in Begeisterung zu versetzen. Aus jenen Tagen stammt seine Ehe mit der schönen Miß Robinson, von der er sich zeitweilig trennte, um mit einem von spekulativen Amerikanern aufgebrachten Kapital mittels eines neuen, von ihm erfundenen Systems die Bank von Monte Carlo zu sprengen.

Ueberflüssig zu erwähnen, daß er sie zwar nicht sprengte, dagegen im Verlaufe von acht Tagen seine — oder vielmehr nicht seine — 200 000 Mark los wurde. Trotzdem dürfte ihm pekuniäre Not niemals nahen, da seine beiden Schwestern, die Herzogin von Sutherland und die Gräfin Warwick, über eigene Millionen verfügen, ganz abgesehen von denen, die der verstorbene Cecil Rhodes der letztgenannten schönen Frau als Zeichen seiner Verehrung testamentarisch hinterließ . . . Wenn die einstige Miß Robinson dennoch zu einer Lösung ihres Bundes schritt, so mag sie vielleicht dabei der gleiche Gedanke geleitet haben, der ihre Mitschwestern in Apoll, Heiraten mit Männern zu schließen, veranlaßte, die der Bühne fernstanden — nämlich, daß es vom Uebel ist, wenn in einer Ehe **beide** Teile Komödie zu spielen verstehen . .



Phot. R. Martin.

Mrs. Grisewood (Madge Hodgkinson.



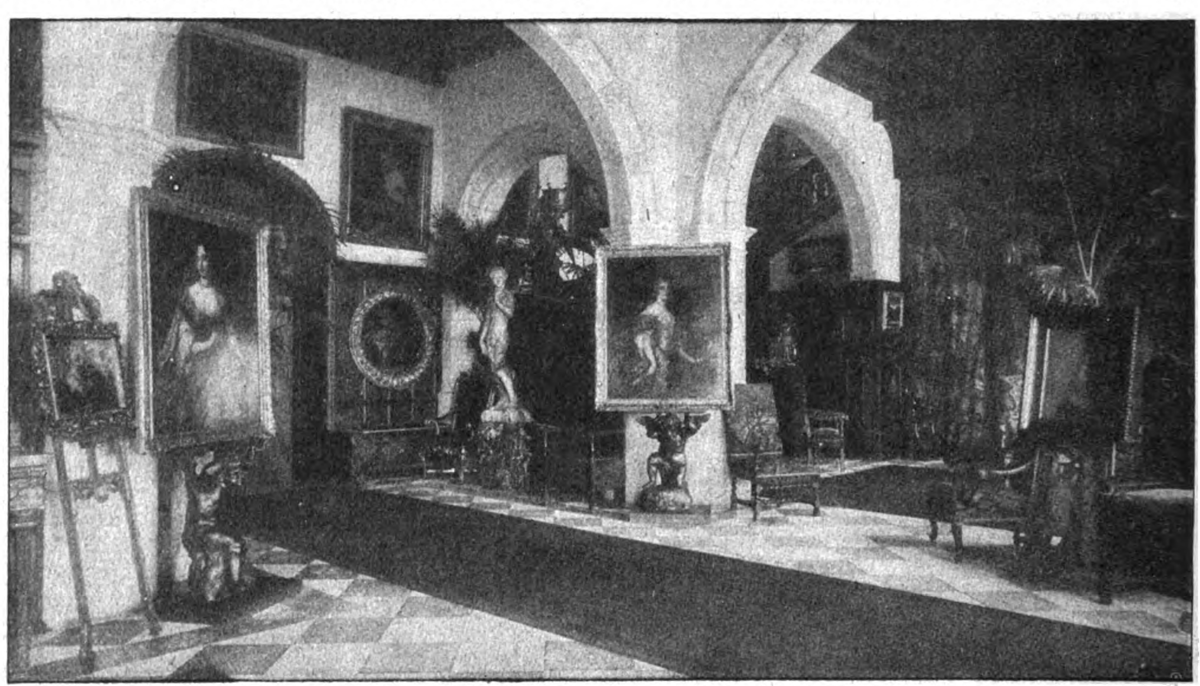
Aus Frankfurter Privatkunstsammlungen.

Von Julia Virginia. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

In den Mauern der ehemals freien Reichsstadt Frankfurt ist von alters her viel Schönes gesammelt worden. Eine Anzahl unserer Patrizier- sowie alteingesessener Bürgerfamilien hatten es sich von jeher angelegen sein lassen, Kunstschätze auf allen Gebieten ihr eigen zu nennen. Ist doch auch die Frankfurter Gemäldegalerie — der „Städel" — aus der Sammlung eines einzelnen Bürgers hervorgegangen. Aber nicht von den bekannten Museen, die einem jeden zugänglich sind, soll hier die Rede sein, sondern von den vielen verschwiegenen Privatkunstsammlungen, von denen manche in den Weltstädten ihresgleichen suchen dürfte.

Unter den älteren Gemäldesammlungen ist vor allem die des unlängst verstorbenen Kammerherrn Baron Georg von Holzhausen auf der Oede, dem Stammsitz derer von Holzhausen, ein wahres Bijou. Wahrhaftig wie ein kulturgeschichtlicher Ausschnitt mutet diese Sammlung an. Vom 15. Jahrhundert bis auf unsere Zeit, vom Rittersmann bis zum Senator schauen die Geschlechter derer von Holzhausen und der mit ihnen verschwägerten Glauburg, Lersner, Bromm, Gontard, Günderode von den Wänden zu uns hernieder, meist von Künstlern guten Mittelschlags gemalt. Indes auch einige Meisterwerke sind dazwischen. Hier vor allem das Dürer zugeschriebene Bild, das Porträt eines Mannes in mittleren Jahren darstellend. In diesem Saal befindet sich ferner noch ein sehr schöner Lukas Cranach d. Ae., eines seiner beliebtesten Sujets: „Christus, die Kinder segnend".

Eine erst im letzten Jahrzehnt zusammengetragene, aber nicht minder stilvolle Sammlung ist die des Herrn Julius Heyman. Auch er huldigt der alten Zeit. Gotik und Renaissance hat er sich zum Ziel gesetzt. Und in der Tat, die köstlichen Interieurs aus dem 15. und 16. Jahrhundert, die er seinem Hause eingebaut hat, versetzen einen in die damalige Zeit. Immer ist eine originale Einheit angestrebt. Da ist z. B. ein Zimmer im Stil eines Wohnraums um das Jahr 1500, wundervoll in der Aufrechthaltung des niederrheinischen Charakters. Ein anderer Raum stellt ein gotisches Bibliothekzimmer dar, ein dritter einen zum Arbeitsraum hergerichteten Renaissancesaal zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Uebrigens nennt Herr Heyman auch eine Sammlung moderner Gemälde sein eigen mit erlesenen Werken der verschiedensten Künstler wie Hans Thoma, Ludwig von Hofmann, Hans von Marées, Max Liebermann usw.



Die Halle in der Villa „Waldfried" des Herrn Generalkonsuls von Weinberg.

Unter den Sammlungen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, Schönes — einerlei aus welcher Kunstepoche — zusammenzutragen, ist eine der bemerkenswertesten die des Herrn Generalkonsul von Weinberg auf seiner Besitzung „Waldfried". Alte und neue Schule sind gleichwertig vertreten. In den Sälen des im englischen Geschmack gehaltenen Gebäudekomplexes mit der traditionellen hall (Abb. obenst.) finden sich sowohl Bilder von Tiepolo, Rubens, Caracci, Domenichino, Lawrence, Constable, Angelika Kaufmann als auch Meisterwerke von Böcklin, Stuck, Leibl, Makart, Zumbusch, Daubigny, Henner und vor allem einige hervorragende Lenbachs. Ist doch Frau von Weinberg selbst öfter durch den Pinsel des größten deutschen Porträtisten des verflossenen Jahrhunderts verherrlicht worden. Kostbare Gobelins, altitalienische Bronzen, darunter ein Gian Bologna, Prunkmöbel mit reicher Intarsiaarbeit, antike Stoffe und seltene Schaustücke vervollständigen den künstlerischen Eindruck der Gemächer. Bemerkenswert wären wohl auch noch einige moderne

Prunkstücke, Rennpreise und Auszeichnungen für Verdienste des auf dem Gebiete des Turfs sich eines Weltrufs erfreuenden Hauses Weinberg.

Einen hervorragenden Platz im Kunstbesitz von Frankfurter Privaten nehmen ferner die Sammlungen des Herrn Fritz Gans ein. In den mit erlesenem Geschmack ausgestatteten Wohnräumen seines Hauses befinden sich Meisterwerke der Malerei und Skulptur; ich nenne nur Namen wie Bonifazio, van Dyck, Rubens, Breughel, Jan Steen (Abbild. beisteh.), Tintoretto, Reynolds, Goya, Guardi, Greuze und von den neueren Malern Böcklin und Moreau.



Der Entenbaum von Jan Steen. Im Besitz des Herrn Fritz Gans.

Unter den Bildwerken sind Büsten, Reliefs und Medaillen aus der Renaissancezeit bemerkenswert; von neueren Plastiken ist es vor allem Bartholomés wundervoller Mädchenakt, der das Auge gefangen nimmt. Eine in die Wand des Bildersaales (Abb. S. 509) eingelassene Renaissancetür mit köstlichem Schnitzwerk leitet zu den kunstgewerblichen Arbeiten über. Schätze aus allen Zeiten, aus aller Herren Ländern gleißen uns hier entgegen: eine schöne Kollektion altgriechischer Vasen sei zuerst genannt, Arbeiten der romanischen und gotischen Zeit reihen sich würdig an. Doch auch Werke modernsten Kunst-



Gemäldesaal der Sammlung Martin Flersheim.

fleißes hat Herr Gans seinen Schatzkammern einverleibt: Arbeiten der Pariser Juwelierkunst und vor allem einige herrliche Stücke von Lalique.

Von den alteingesessenen Frankfurter Familien besitzt u. a. wertvolle Kunstschätze Frau Emma Mumm



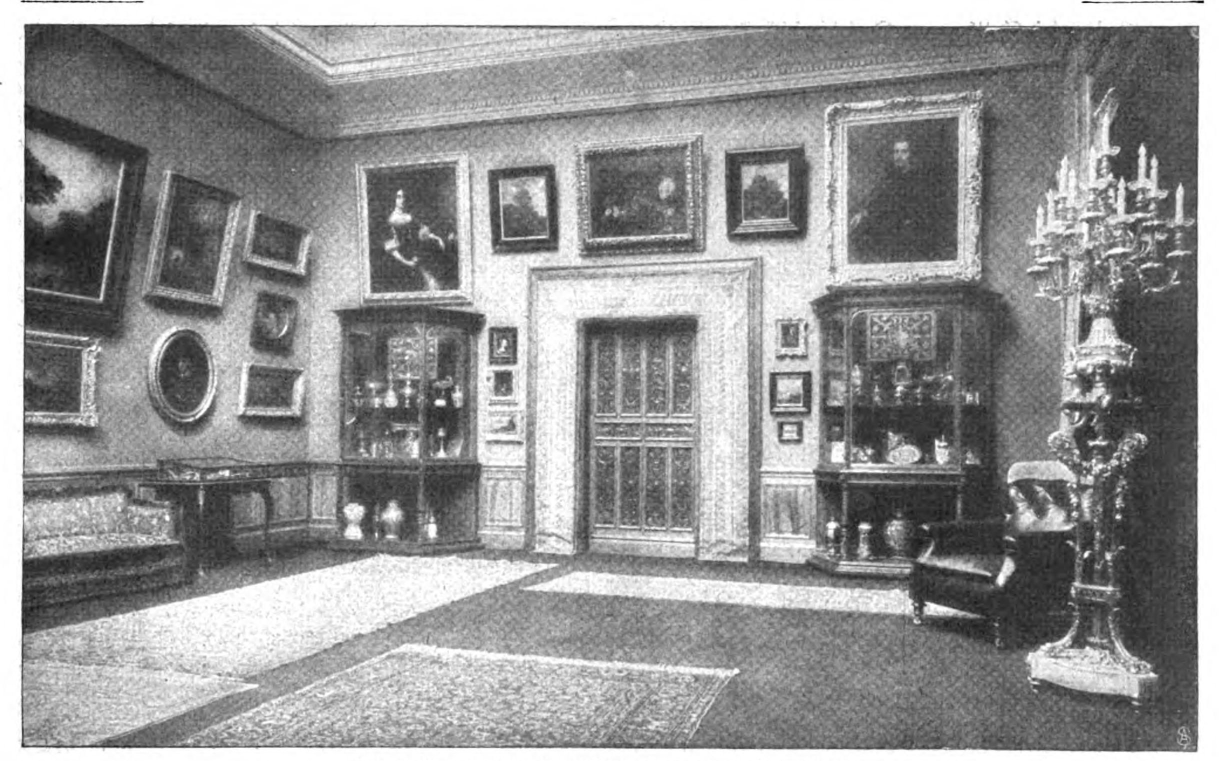


Wandmalereien aus dem Corneliussaal der Villa Mumm.

von Schwarzenstein, die Witwe des um das Frankfurter Kunstleben hochverdienten Herrn Hermann Mumm von Schwarzenstein. Bilder von van Dyck, Tintoretto, Rembrandt, Bronzino, Francia zieren die Wände ihres neuen, mit fürstlichem Aufwand errichteten Palais an der Forsthausstraße. Von neueren Meistern fällt vor allem ein famoser Laßlo auf, der das Porträt eines Familienangehörigen, des derzeitigen deutschen Botschafters am japanischen Hofe, darstellt. Aber das Interessanteste birgt wohl der Corneliussaal, so genannt nach den darin befindlichen sechs großen Wandgemälden (Abb. obenst.) von Peter von Cornelius.

Aehnliche Kunstschätze finden sich im Besitz der Frau Wilhelm Meister, einer Tochter des in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an der Frankfurter Kunstschule rühmlichst tätig gewesenen Professors Jakob Becker. Aber auch Modernes birgt ihr schöner Ge-



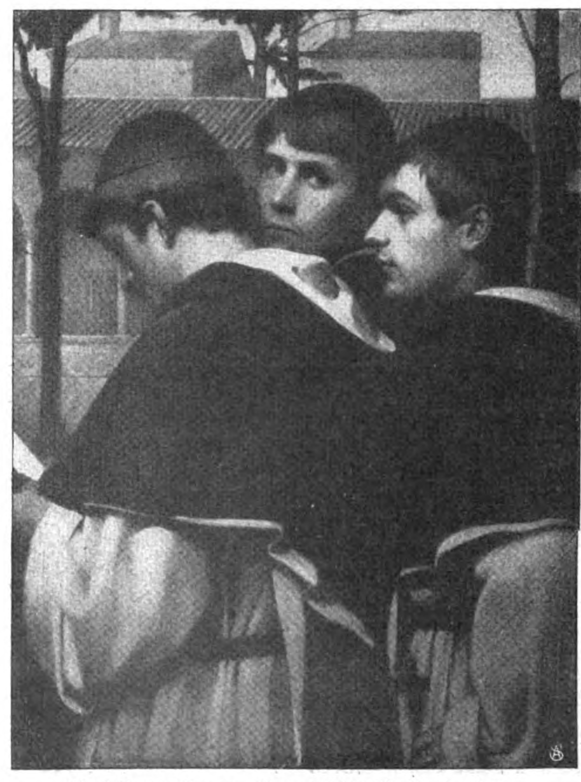


Interieur aus der Sammlung des Herrn Fritz Gans.

mäldesaal, so vor allem einige Lenbachs, darunter Nansen, zwei der besten Bismarckbildnisse und wohl das schönste Damenbildnis Lenbachs, das vornehme Porträt der geistreichen Baronin Murannow.

Ferner besitzt Herr Adolf von Grunelius manch schönes Bild, darunter einen frühen Böcklin, vor allem aber eine Serie von nicht weniger als dreißig Bildern der Schweizerin Ottilie W. Roederstein, die seit Jahren ihren Wohnsitz in Frankfurt genommen hat.

Sammlungen, die einen spezifischen Lokalcharakter tragen, sind die des Herrn Conrad Binding, C. von Metzler, S. Ravenstein und des Kammerherrn von Flotow. Die erstgenannte Sammlung gewährt einen guten Ueberblick über die Frankfurter Kunst der letzten Jahrzehnte. Da ist z. B. eine prächtige Kollektion von Aquarellen Peter Beckers; eine Sondergruppe von Werken Leopold Bodes. Auch der Nazarener Steinle ist vertreten wie überhaupt alle namhaften Frankfurter Maler: Seekatz, Schütz, die beiden Morgenstern, Reiffenstein, Dielmann, Burnitz, Klimsch, Schüler, Rumpf, Lindheimer usw. Die Cronberger reihen sich mit Adolf Schreyer und Anton Burger würdig an. Es ist Herrn Binding gelungen, von letzterem eine so reichhaltige Kollektion zusammenzubringen, wie sie wohl kaum zum zweitenmal vorhanden sein dürfte. Treffen doch die tonigen Wald-, Wild- und Jagdbilder Meister Burgers — Motive aus dem Taunus in Oel und Aquarell — den Geschmack des als Freund des edlen Weidwerks bekannten Herrn des Hauses. Aus diesen Frankfurter Kabinetten treten wir nun in den großen Speisesaal, in dem sich Werke der Münchner Schule befinden — Kaulbach, Rottmann, Lindenschmidt, Schleich, Spitzweg, Lier, Voltz, Grützner, Defregger, Hugo Kaufmann sind hier gut vertreten, ebenso C. L. Sand mit einigen Plastiken.



Drei Dominikaner. Von Ottilie W. Roederstein.
Im Besitz der Freifrau H. von Bethmann.

Heimatkünstler finden sich auch mehr oder weniger in den Sammlungen von C. von Metzler und S. Ravenstein; letztere zeichnet sich noch durch große Wandmalereien von Hans Thoma sowie

Steinhausen und Sattler aus. Doch die schönsten Thomas in Frankfurt besitzt wohl Kammerherr von Flotow. Ueber ein Dutzend der besten Tafelbilder dieses Meisters aus dessen verschiedensten Epochen, vom Jahre 1877 ab bis auf heute, nennt er sein eigen. Bekannte Meisterwerke wie „Ziegenherde in der Campagna“, „Blauer Tag“, „Seelandschaft bei Sorrent“, „Regen im Schwarzwald“, „Ruhe auf der Flucht“, „Hirtenknabe“ und die stimmungsvollen „Kraniche“ finden sich darunter.

Aber die frühesten Thomabilder besitzt unstreitig Herr Albert Ullmann. Enthält doch seine Galerie ein ganzes Thomazimmer; Freskomalereien aus dem Jahre 1874, die die vier Jahreszeiten in liebevoll gemalten Landschaftsbildern zur Schau bringen. Außerdem ist Herr Ullmann Eigentümer von vielen Bildern moderner Meister — hier seien nur Namen wie Segantini, Manet, Courbet, Leibl, Hirth du Frênes, Zügel, Liebermann, Exter usw. erwähnt. Ausgezeichnete Stücke bergen auch seine Sammlungen kostbarer Silbergefäße und alter Porzellane.

Unter den Sammlungen, die speziell moderne Bilder bevorzugen, sei in erster Linie die des Herrn Bankiers J. H. Weiller genannt. Da sind vor allem sechs Trübners zu beachten, darunter zwei köstliche Bilder aus seiner besten Zeit: „Zentauren im Walddickicht“. Von Franzosen sind es vor allem Courbet, Décamps und Dupré, die ins Auge fallen. Von Engländern stoßen wir auf zwei großzügig gemalte Damenporträte von John Lavery, ferner auf eine wunderbare Landschaft von Constable. Auch sonst finden sich noch gute Ausländer, wie Segantini und Thaulow, von Einheimischen Fritz Boehle, der mit seinen wuchtigen, monumental empfundenen Bildern auffällt, Schütz, Scholderer, Thoma, Steinhausen und Burger.

Eine andere Kollektion feiner moderner Gemälde besitzt Herr Rudolf von Goldschmidt-Rothschild. Es sind fast ausschließlich Kabinettstücke. Ist doch der junge Herr von Goldschmidt, der bis vor kurzem auf der Bushey-Akademie unter Meister Herkomer studierte, selbst ausübender Künstler. Manch interessante Skizze seines großen Lehrmeisters findet sich hier, Leibl ist mit einer bewundernswerten Händestudie vertreten, sein wenig bekannter Schüler William Chase mit einem trefflichen Männerbildnis, Leo Samberger mit einem Selbstporträt, Franz von Stuck mit einem Bild seines Töchterleins, Menzel mit einem herrlichen Greisenkopf — dazwischen finden sich noch Werke von Daubigny, Diaz, Harpignies, Israels usw. Außerdem ist Herr von Goldschmidt-Rothschild Eigentümer von nicht weniger denn elf Lenbachs. Von Fritz August Kaulbach erfreut das Bild der schönen Guerrero in ganzer Figur.

Nur den Allermodernsten, der Sezession, huldigt Herr Martin Flersheim, und dies bereits seit 15 Jahren, als noch die Sezessionisten wenig Liebhaber fanden. In seinem Gemäldesaal (Abb. S. 507) fallen vor allem drei große Figurenbilder von Zuloaga ins Auge: eine Straßenszene, zwei Tänzerinnen und das prickelnde Bild dreier Schönen. Uhde ist ebenfalls mit einem großen Figurenbild „Modellpause“ gut vertreten. Graf Kalkreuth mit seiner bekannten „Kostümprobe“, Böcklin durch eine farbenkühne „Zimbernschlacht“ und Monet durch ein hervorragendes Bild aus der Serie seiner Heuschober; Zügelsche Kühe, eine leuchtende Engadinlandschaft von Segantini, ein toniger Dill aus seiner Dachauer Zeit, eine Extersche Madonna, ein Trübner, ein Thoma fehlen nicht in dieser hochmodernen Galerie, ebensowenig die Frankfurter Boehle und Nußbaum. Von Stuck sieht man die bekannte „Liebesschaukel“, einige seiner Bronzen und die beiden Porträte von Herrn und Frau Martin Flersheim, den verständnisvollen Besitzern dieser Galerie.

In einer Stadt, wo die Großkunst so breiten Boden gefunden hat, fehlt es naturgemäß auch nicht an Sammlungen kunstgewerblicher Art. Eine der umfangreichsten und interessantesten ist die des Herrn L. H. Reiß, der fast ein kleines Museum an Kostbarkeiten und Seltenheiten besitzt. Da wäre ferner die Münzsammlung des Herrn Justizrat Häberlin, die sich in ihrer Reichhaltigkeit und Seltenheit eines geradezu europäischen Rufes erfreut, dann das interessante musikhistorische Museum des Herrn Nikolas Manskopf und endlich die erlesene Porzellansammlung des Herrn Carl Jourdan, der hauptsächlich Höchst und Altmeißen bevorzugt. —

Der Akrobat.

Erzählung von Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz.

Herr Jasmin Moulin war eines Tages im Marktflecken angekommen, führte eigenen Hausrat, einen eisenbeschlagenen Koffer und einen hinkenden Pudel mit. Er mietete bei der verwitweten Apothekerin, die ihren Laden dem Schwiegersohn übergeben und sich auf das Altenteil gesetzt, die hübsche Kammer, die auf den Hauptplatz ging, und trug sich allsogleich in den Meldezettel als ledig, katholisch, fünfundfünfzig Jahre alt, gebürtig aus Paris und dem Beruf nach Künstler ein. Frau Holdampf, seine Hausmutter, zerbrach sich den Kopf, mit welcher Kunst ihr Mieter es wohl hielte. Er hatte nicht nach ihrem netten Klavier gefragt, überhaupt noch keinen Besuch in ihrem Salon gemacht, wo sie zwischen zwölf und eins täglich seiner harrte. Aber er war feinfühlig, sagte sie sich, er ledig und sie Witib — es war artig von ihm, solchermaßen ihren Ruf zu achten. Er war eben ein Weltmann. Frau Holdampf setzte die große Brille auf und betrachtete Kleider und Schuhe, die der Mieter allabendlich vor die Tür tat, damit sie Fieke, das Hausmädchen, säubere. Die Kleider rochen nach Seifen und Pomaden, wie man sie im Marktflecken nicht kannte, obwohl Herr Himmelfreundpointner einen Basar eröffnet hatte, wo man Lebensmittel, Kleidungstücke, Nähmaschinen, Grabkreuze, kurz alles, was man brauchte, erstehen konnte. Von den Kleidern vermochte man nicht zu sagen, ob sie gut oder schlecht waren. Sie waren wohl ganz dünn am Ellbogen und an den Knien. Der Hosenboden war blankgescheuert, und im Rücken, wo Herrn Jasmin Moulins magere Schultern standen, glänzten zwei Spiegel. Aber das sonderbarste an Frau Holdampfs Mieter waren die Schuhe. Nicht, daß sie nicht auch vertragen und abgenützt gewesen wären. Aber die Absätze waren gar nicht ein bißchen vertreten,



solch einen leichten, hübschen Gang mußte Herr Jasmin haben — doch was das auffallendste war — dünn waren diese Schuhe wie Kartenblätter, die Sohle bog sich unter Frau Holdampfs prüfendem Finger, und das mürbe, geflickte Oberleder war zart wie für den Fuß einer Prinzessin. Frau Holdampf suchte nach dieser Entdeckung immer unverdrossener nach dem Künstlergerät des Mieters. Sie fand weder eine Violine noch einen Malkasten.

„Er ist unbedingt Sänger", sagte sie zum Tochtermann; weil sie eine gebildete Frau war, fügte sie hinzu: „Er schont seine Stimmbänder, darum sucht er Landluft auf, und darum spricht er so wenig."

Denn irgendwie leidend mußte er sein. Hat man je einen Mann gesehen, der weniger ißt als sein Hund? „Das ist zu viel, Mademoiselle —" sagte er zu Fieken, wenn sie das Mittagsmahl in seine Kammer trug. Er aß bloß winzige Portiönchen. Als sie Sonntags wagte, ein Fläschchen mit einem kleinen Weinchen dazuzustellen, sandte er es zurück — wahrlich, verdienen ließ sich nichts an solchem Mieter. Aber das brauchte sie ja nicht, hatte sie die Kammer solid vermietet, war sie's zufrieden.

Es dauerte geraume Weile, bis Herr Jasmin Moulin im Marktflecken nähere Bekanntschaft schloß. Denn beschäftigten sie sich alle mit ihm, so taten sie, als wäre er Luft, wenn er vor ihnen stand, steckten die Köpfe zwischen die Beine und segelten vorbei, als gäbe es für jeden, weiß Gott, was zu tun. Aber eines Abends saß er doch mitten unter ihnen im Wirtshaus. Wie dies zugegangen, wußte keiner genau. Der eine jedoch, der ihn aufgefordert haben mochte, tat nach dem Gefallen der anderen, die sich gern schon den fremden Vogel näher angeguckt hätten. Er nippte an seinem Gläschen, aß fein und hübsch ein weißes Brötchen und saß da — nicht etwa an einem Seitentisch, sondern am Fenster, an der langen Tafel, wo der Bürgermeister, der Distriktsarzt und die anderen Honoratioren Platz genommen. Sie gewöhnten sich rasch an ihn, denn solch einen feinen Kopf hatten sie noch nie unter sich gehabt. Und solch einen artigen Zuhörer auch nicht. Sprach er selbst, so war es selten. Nur wenn sie politisierten, ließ sich der Franzmann auch vernehmen. Und dann schwiegen bald alle, mit solcher Inbrunst und Hingabe erzählte der Fremde von seiner Heimat. Ein beinahe krankhafter Idealismus offenbarte sich, er sprach von dem fernen Vaterland wie von einer Geliebten, sein Gesicht rötete sich, seine Augen funkelten wie Beeren — er riß sie alle hin. Da fragten sie ihn einmal: „Und ist es lange her, daß Sie Ihre Heimat verlassen haben?"

„Ich habe meine Heimat nie gesehen", sagte Jasmin Moulin. „Oh!" ließen sie sich vernehmen und machten einfältige Gesichter — war es möglich, sich für etwas einzusetzen, das man gar nicht kannte, etwas zu lieben, das einem sozusagen gar nicht gehörte?

„Ich werde schon einmal nach meinem Vaterland reisen — — ja, ich werde schon — nur ist ein langer Weg bis hin", sagte der Franzmann noch und stand auf; sein Bierchen hatte er getrunken, sein Brötchen hatte er verspeist, er nahm sich dazu drei Stunden, nun wollte er heim. Als sie ihn wie stets zurückzuhalten versuchten, sagte er: „Ich muß noch arbeiten, jeden Abend eine Stunde vorm Schlafengehen." Er lächelte, blinzelte, zahlte seine Zehrung, und mit einem höflichen Kratzfuß war er auch schon verschwunden.

Eines Tages aber kam die Art seiner Beschäftigung auf, nach der ihn bisher keiner gefragt. Da quälten Kinder den Pudel mit der gebrochenen Pfote, der über den Marktplatz hinkte, und warfen ihm Steine nach. Moulin eilte herbei, stellte sich der Kindermeute entgegen, die es mit der Angst kriegte und auseinanderstob.

„Bleibt nur, meine Freunde, mein Pudel Frédérique erregt euer Mißfallen — ihr müßt eben nähere Bekanntschaft machen, dann wird man sich verstehen. Frédérique ladet euch für Sonntagnachmittag ein, ihn zu besuchen, damit es zwischen ihm und euch keine Feindschaft mehr gibt." Dies hatte Herr Jasmin Moulin, der sonst etwas Ruhiges, Gedrücktes an sich hatte, in lautem, schnarrendem Ton gerufen, als stünde statt der wenigen Kinder eine Volksmenge vor ihm. In den benachbarten Häusern öffneten sich klirrende Fenster, von dort sah man ihm lange nach, als er mit seinem lahmen Tier über den Markt ging. Als es Sonntag war, mochte keiner der Jungen der Einladung Folge leisten. Nur ein Mädel, das die Rädelsführerin der Kinderbande war und sich vor nichts fürchtete, stapfte mutig und neugierig die Treppe zu Herrn Moulins Kammer empor, gleich hinter ihr kam ein Knabe, der ihr überallhin folgte und durch seine ungeschickte, täppische Art alle Strafen einheimste, denen sie sich zu entziehen wußte. Die beiden Kinder pochten an des Franzmanns Tür. Da öffnete der Pudel mit der heilen Pfote und trug einen samtenen Anzug. Es war wunderbar, welche Kunststücke der Hund aufführte, denn als Künstler auf zwei Beinen war er besser daran, als sollte er mit dem kranken vierten laufen. „Noch etwas!" bat das kleine Mädchen wieder und wieder. Weil aber Herr Jasmin Moulin seinen alten Gefährten schonen wollte, gab er selbst nun hübsche Dinge zum besten. Er wand sich wie eine Schlange unter Stuhl- und Tischbeine durch, kletterte auf Frau Holdampfs großen Schrank und glitt dort auf der äußersten und schmalsten Kante auf und ab, als ob er fliegen könnte.

An diesem Abend erschien Jasmin nicht am Stammtisch, sparte das Bierchen und das Brötchen, denn die Kinder hatten Kandiszucker bekommen. Als er sich am nächsten Abend einfand, wollte erst niemand an seiner Seite Platz nehmen. Sie beratschlagten an dem Ende der Stube, ob man den Stammtisch nicht zur „Weißen Rose", dem zweiten und schlechteren Gasthof, verlegen sollte; mit einem Gaukler — denn der Kinder Erlebnis hatte sich herumgesprochen — wollten sie nicht zu Tisch sitzen. Aber der Förster, der als Naturmensch die Witterung für feinere Standesunterschiede verloren hatte, spuckte auf die Dielen und sagte: „Das ist alles Kohl!" und stapfte gemächlich nach dem alten Platz. Die andern folgten. Und der Bürgermeister, der sich hier als Oberhaupt dünkte und für die Dinge, die sich abspielten, verantwortlich hielt, begann: „Sie, guter Freund —" aber da kam Miezl, die Kellnerin, mit dem Bier; man beratschlagte, ob man Schweinshachsen oder einen Kalbskopf vertilgen würde, und plötzlich war es mitten am Abend, und niemand noch hatte dem Franzosen ein übles Wort gegeben. War es denn überhaupt wahr? Uebte er all die Kunstfertigkeit nicht bloß zu seinem Vergnügen aus? Natürlich zu seinem Vergnügen — denn hatte er je ein Wort gesprochen, daß er auftreten würde? Sprach er überhaupt von sich? War er laut und anmaßend? Nein, er saß still unter ihnen, und wenn sie ihn betrachteten, mußten sie ihn



für eine Standesperson halten, die ihrer Tafelrunde nur zur Ehre gereichte. War ihr Ton seit seiner Anwesenheit nicht feiner, gewählter, städtischer geworden? Fluchte der Notar noch so lästerlich, wenn er im Spiel verlor, und warf der Förster, wenn ihm wer widersprach, sein Krügel um, daß die Bierneige über den Tisch schwappte? Man hatte doch vernommen, daß es Emigranten gab, die Titel und Würden zurückließen und in der Fremde bescheiden unterkrochen. Gesetzt den Fall, er war wirklich Seiltänzer, Akrobat, Schlangenmensch — vielleicht war er zugleich ein Marquis, dessen Körpergewandtheit Väter und Großväter vererbten, die an Höfen Reiten, Fechten und ähnliche ritterliche Künste geübt? Sie wären geneigt, ihn bei sich „den Marquis" zu nennen, hätte der Wahlkreis ihres Bezirkes nicht demokratische Richtung angestrebt.

Eines Tages machte sich Jasmin Moulin reisefertig, bestieg das Waggönchen, das hinter einer kleinen Lokomotive über das schmalspurige Gleis torkelte und den Verkehr mit der Außenwelt seit kurzem bestritt. Er fuhr nach einer nicht allzu fernen Stadt, betrat sie gar nicht, sondern verhandelte mit einem Mann, der auf freiem Feld etliche Zelte aufgeschlagen. Diese Unterredung mußte ungünstig verlaufen sein, denn mit dem nächsten Zug kehrte er heim. In der Folge wiederholten sich diese Fahrten, die immer weiter ausgedehnt wurden, daß der Franzose oft Tage und Nächte ausblieb, aber immer wieder, wenn er zurückkehrte, konnte man es ihm anmerken, daß ihn das Ergebnis solcher Fahrten quälte. Er ließ sich über seine Sorgen keineswegs aus; endlich einmal, unversehens begann er, über die Zeitung gebeugt, die er am Stammtisch durchblätterte: „Seht, meine Freunde — hier herin steht mein Glück angekündigt, ja, effektiv mein Glück, denn jetzt geht die unfreiwillige Rast zu Ende, ich werde wieder arbeiten wie in jüngeren Jahren. Nein, besser, fleißiger, denn man hat seine Zeit nicht verloren, man hat manches dazugelernt."

„Was steht denn drin in der Zeitung?" fragte der Apotheker, warf einen Blick über Moulins Schulter und las in dem Blatt die Ankündigung eines bekannten Zirkus, der in der Landeshauptstadt Vorstellungen gab.

„Es ist eine weite, kostspielige Reise bis dahin, aber endlich werde ich es mit Leuten zu tun haben, die Koryphäen unseres Berufes sind."

„Ja, welchen Beruf meinen Sie? Sind Sie denn wirklich —"

„Akrobat —", sagte Jasmin Moulin schlicht. Aber er mußte sich bezwingen, am liebsten hätte er geprunkt, sich gebrüstet mit jenem Beruf, den er bei sich den Kultus der Schönheit nannte. Was verstanden die anderen davon, von jener Sehnsucht, die ihn verzehrte, sich ihm Abend für Abend mit jedem Muskel, jeder Fiber bebend hinzugeben? Wie sollten sie, die schwerfällig und plump ihres Weges krochen, ahnen, was Fliegen ist, jenes berauschende Wonnegefühl, wo er durch unerhörte Technik, jeder Erdenschwere bar, durch die Lüfte sauste. Sein Auge mußte das eines Vogels sein, scharf und schnell den Raum durchmessen, jedes Glied mußte gehorchen — seine Hände waren wie eiserne Klammern und seine Beine wie feine Wurzeln, die fest und sicher das dünne, dünne Seil umfaßten. Ach, welch törichte Seligkeit durchbrauste ihn, wenn er auf silberner Spur hoch über ihnen allen auf und ab hüpfte in seinem roten Wams wie eine große Flamme über dem Haupt der Menge? Wie unfaßbar, daß Menschenkräfte es zustande gebracht, sich also zu überheben, Naturgesetzen scheinbar zu spotten, gerade weil man ihnen berechnend und prüfend auf ihre letzte Spur gekommen! Welche Wollust verursachte die Beherrschung aller Körperkräfte, wenn der Körper, geübt und ausgebildet, schlank und geschmeidig, emporschnellt wie eine Zaubergerte, wie ein feiner, köstlicher Bogen. Schon die Griechen wußten, welch ein unerhörtes Ding die Schönheit und Geschmeidigkeit des Menschenkörpers ist; ihre Spiele, wo götterhüftige Jünglinge, ebenmäßig wie geschnitztes Elfenbein, ihre Muskel- und Sehnenkräfte prüften — waren die ersten Vorboten seines Berufs. Leise, fast stockend, mit runden, brennenden Flecken auf den Wangen, sagte Jasmin Moulin von alledem ein wenig seinen Zuhörern. Er wollte ihnen nicht weh tun. Er wollte es verwischen, so gut es ging, daß er Dinge konnte, die auszudenken sie kaum vermochten. Daß sein Beruf mit viel Jämmerlichkeit und Menschenelend verbunden war, er wußte es nicht oder hatte es schon vergessen. Der kleine, alte Mann war immer versonnen und verträumt seines Weges gegangen, daß manche Erbärmlichkeit nicht zu ihm vordrang. Seine Seele war so kindhaft, so unwahrscheinlich blank und auch wieder so leidenschaftlich bewegt, daß trübes Wasser glatt und spurlos darüber hinausschoß. Und die Neige der Hefe war ihm erspart geblieben — er war nur bei größeren Unternehmungen untergekommen. In den letzten Jahren freilich hatte er kein Engagement finden können, nun aber würde er sich an das Kunstinstitut wenden, dessen Ankündigung vor ihm in der Zeitung zu lesen war.

Er reiste nach der Hauptstadt. Die Fahrt riß ein tiefes Loch in den Beutel, dessen aufgezehrte Ersparnisse den Grund sehen ließen. Von einem wohlwollenden Direktor wurde er auf das verbindlichste empfangen. Jasmin Moulins Wesen war vertrauenerweckend und hatte noch jedermann für ihn eingenommen. Sie empfanden irgendwie die besondere Seite seiner feinen, seltsamen, schwärmerischen Veranlagung.

Der Direktor bot ihm eine Zigarre und ein Glas Wein. Jasmin sprach von Kunst, der andere vom Geschäft, und beide meinten dasselbe. Der Direktor sagte: „Es ist furchtbar schwer, heutzutage zugkräftige Nummern aufzutreiben. Mit Gold wiege ich jeden auf, der etwas kann. Aber mein Gold bleibt mir im Sack —" und er lachte dröhnend, als wär's ein guter Witz.

Jasmin Moulin sagte: „Die wahre Liebe, das rechte Herzensverständnis für unsere Sache scheint abhanden gekommen. Das Publikum beklatscht einfältige Gliederpuppen, der feine, erlesene Geist der Geschmeidigkeit, der Grazie und der Schönheit spricht nicht mehr zu ihren verrohten Instinkten."

„Verrohte Instinkte! Bravo, Sie sind mein Mann!" sagte der Direktor und klopfte dem Besuch auf die Schulter, daß sein schmächtiger Rücken sich krümmte. „Da ist mein Konkurrent — mit was für Mittel der arbeitet, es ist niederträchtig. Sein Publikum ist beiläufig auf der Stufe neronischer Festgäste, als es sich um das Schauspiel von Christenmarterei handelte. Andalusische Stierkämpfe sind ein Kinderspiel gegen die brutalen Emotionen, die er vertierten Nerven bietet. Mit solchen Tricks macht er Geschäfte, es ist eine Lumperei."



„Und wo bleibt die Kunst?“ sagte Jasmin Moulin.

„Ich sehe, Sie sind mein Mann. Was können Sie? Jung sind Sie ja nicht mehr, aber die Alten stecken noch die Jungen in den Sack. Trainiert werden Sie wohl sein?“

„Natürlich, o natürlich!“ Und mit fröhlich pochendem Herzen folgte er dem Direktor in den Arbeitsraum, entledigte sich seines armen, dünnen Rockes und begann die schönsten Nummern seines Repertoirs. Der Schweiß perlte ihm von der Stirn, die Glieder schmerzten, die Gelenke zitterten, aber fest und sicher arbeitete er, wenngleich der Brustkorb sich stoßweise unter der unerhörten Anstrengung hob. Der Direktor applaudierte nicht mehr, sondern rieb die Handflächen ineinander, als fröre ihn. Dann gab er auch gar nicht acht, was der andere tat. Und als der alte Akrobat mit einem heißen, müden und verzerrten Gesicht vor ihn hintrat und doch noch zu lächeln versuchte — sagte er bloß obenhin: „Veraltete Nummern. Ein Jüngling sind Sie ja auch nicht mehr. Setzen Sie sich zur Ruhe.“

So reiste Jasmin Moulin nach dem Marktflecken zurück, den er sich vor Monaten zum Unterschlupf erwählt hatte, um billig durchzukommen. Er schränkte sich noch mehr ein. Keiner sah ihn mehr im Gasthaus. Frau Holdampf durfte nichts mehr kochen und braten, er hätte ein Magenleiden, sagte er, tatsächlich begann er zu verfallen und sah krank aus.

Eines Tages begegnete ihm der Apotheker im Flur — Jasmin wollte leise an ihm vorbeischleichen, doch der andere hielt ihn am Rockknopf und sagte: „Ja, hören Sie, was ist denn mit Ihnen los?“

„Ich fühle mich nicht ganz wohl“, entgegnete der Gaukler mit matter Stimme, aber einem tapferen Lächeln, das den Fragesteller täuschen sollte. „Es sind wohl Nervenzustände oder so, ich befürchte, daß mein künstlerisches Können dadurch Schaden leidet, und das drückt mich nieder.“

„Schaun Sie nur zu, etwas für sich zu tun“, riet der andere jovial. Jasmin Moulin tappte die Stiege zur Kammer empor, Schritt für Schritt meinte er, die Kräfte versagten. Jetzt galt es handeln, denn schlecht war es um ihn bestellt, daß die andern bereits etwas merkten. Ihm war es qualvoll, daß sie ahnen könnten, was er so ängstlich vor ihnen verbarg. Er zählte den Zins ab, der fällig war, zog sein gutes Gewand an und pochte bei Frau Holdampf. Sie empfing ihn am Kaffeetisch, mit vollen Backen kauend. Da faßte ihn ein Schwindelanfall, er hätte alles, was vor ihm stand, an sich reißen mögen und es wie ein Tier verschlingen.

„Ist Ihnen etwas, Herr Schaßmäng?“ fragte die Frau.

„O nein, nichts, nichts —“

„Vielleicht ein Schälchen zur Erquickung?“

Fast schroff wies er sie ab. Las sie ihm denn die Gier von den Augen? War er so tief gesunken? Hastig, nervös, erregt sprach er ein paar Sätze, dann sprang er empor, als duldete es ihn nicht länger. Gegen Abend sahen ihn einige Leute hinaus nach den Feldern wandern, sehr langsam und den hinkenden Pudel hinter sich. Der Notar fuhr im Korbwägelchen an ihm vorbei, rief ihn an, erhielt aber keine Antwort. Nun trabten die Spinnkinder daher, die von der Fabrik kamen. Plötzlich kicherten sie, hielten an und scharten sich vor der Schleuse, die am Saum der Felder in den Horizont ragte. Was fiel nur dem Franzmann ein? Er war auf einen Querbalken gekrochen, hoch über dem Gefäll tänzelte er auf und ab. Die Mondsichel stand hinter ihm, und manchmal schien er sie mit der Stirn zu berühren, als trüge er einen bizarren Zweispitz. Es war erstaunlich, wie seine Kräfte vorhielten. Er, der sich kaum des Weges hatte schleppen können, hüpfte dort oben, alles Irdischen entbunden, als wären Müdigkeit, Jammer und die nagende Hungerqual in seinen Eingeweiden nicht gewesen. Er streckte sich gespenstig und lächelte geisterhaft. Die Kinder klatschten und freuten sich. Da freute er sich auch, daß er noch etwas Gutes zustande brachte: Kinder jubeln machen. Der lahme Pudel schritt auf zwei Beinen auf und ab und ging wie eine Schildwache vor seinem Herrn. Plötzlich schwankte Jasmin Moulin, hielt sich noch, und dann, mit einem kühnen Sprung, als sauste er in ein Rettungsnetz, glitt er in den Fluß hinab. Und einige Kinder hörten ihn Worte in fremder Sprache rufen. Erst meinten sie, es gehöre mit zur Vorstellung. Als er aber nicht mehr zum Vorschein kam, rannten sie alle davon. Nur der Hund blieb auf der Brücke, auf zwei Beinen, die Kappe im Maul.

Der Esel im Süden.

Von Walter Tiedemann. — Hierzu 11 photographische Aufnahmen von Campua.

Wenn ein Esel vernünftig denken könnte und so etwas wie eine Weltanschauung besäße, dann müßte ihn der trostloseste Pessimismus erfüllen, die Ueberzeugung, daß es keine Gerechtigkeit auf Erden gibt, wenigstens nicht für seinesgleichen. Nicht genug, daß der Mensch ihn schuhriegelt, ausbeutet, prügelt und nach seinem meistens sehr unsanften Tode pietätlos zu Salami verarbeitet, benutzt er im Kampf der Meinungen den Namen des armen Grauschimmelchens auch noch als höchst unschmeichelhafte Titulatur. Wie steht es nun damit? Ist der Esel wirklich ein „Esel“ im gerichtsnotorisch beleidigenden Sinne, oder hat nur die Verkennung der Eselnatur seinem Namen zu einer so falschen Symbolik verholfen? Die Frage läßt sich nicht beantworten, ohne daß wir Unterscheidungen treffen. Der europäische Esel, wie wir ihn kennen, ist als entarteter Sproß des wilden asiatischen und afrikanischen Esels nur ein schwacher Abglanz echten Eseltums. Er ist — so sehr diese Tatsache uns auch kränken mag — gleich manchem anderen Haustier im Menschendienste verdummt und um so unansehnlicher, schwächer und stumpfsinniger geworden, je höher er nach Norden verpflanzt wurde. Als echtes Tier des Südens braucht er zur Entfaltung seiner besten Talente Trockenheit und gleichmäßige Wärme, und so sehr er sich auch sonst dem Zwang der Verhältnisse anzupassen weiß, zeigt er doch nur geringe Widerstandskraft gegen Nässe und Kälte. Der wilde Esel, der Onager, den man von Syrien über Arabien und Persien bis Indien findet, der mittelasiatische Halbesel und der große,





Aegyptischer Eseljunge.

schöne Steppenesel des Somalilandes, sie alle würden sich entrüstet dagegen sträuben, unser Grauschimmelchen als ebenbürtiges Mitglied der Familie Asinus anzuerkennen, denn sie sind von Feuer, Schnelligkeit und Schlauheit beseelt und lassen nicht so trübselig den Kopf hängen wie der von den Schulbuben geneckte Milchkarrenesel. Auf einer ungleich höheren Stufe ihrer Art stehen die den Besuchern des Pharaonenlandes wohlbekannten ägyptischen Reitesel, die in ihren stattlichsten Exemplaren aus der Kreuzung des Onagers mit zahmen Eselinnen hervorgegangen sind und dann oft teurer bezahlt werden als ein Reitpferd mittlerer Güte. Aegypten hat das ideale Eselklima, und deshalb entwickelt sich auch das Langohr am Nil zu

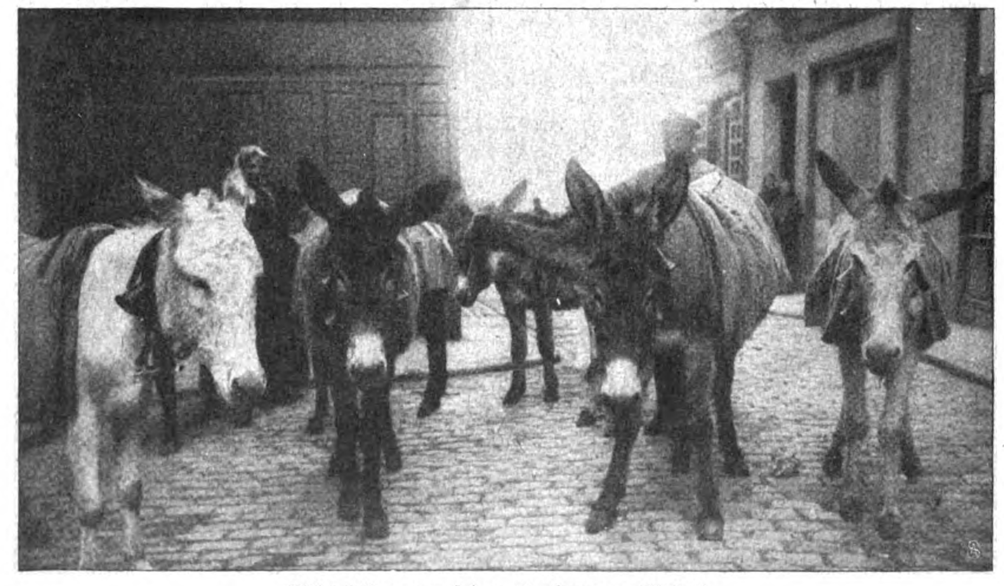


Ein wandelnder Blumengarten.

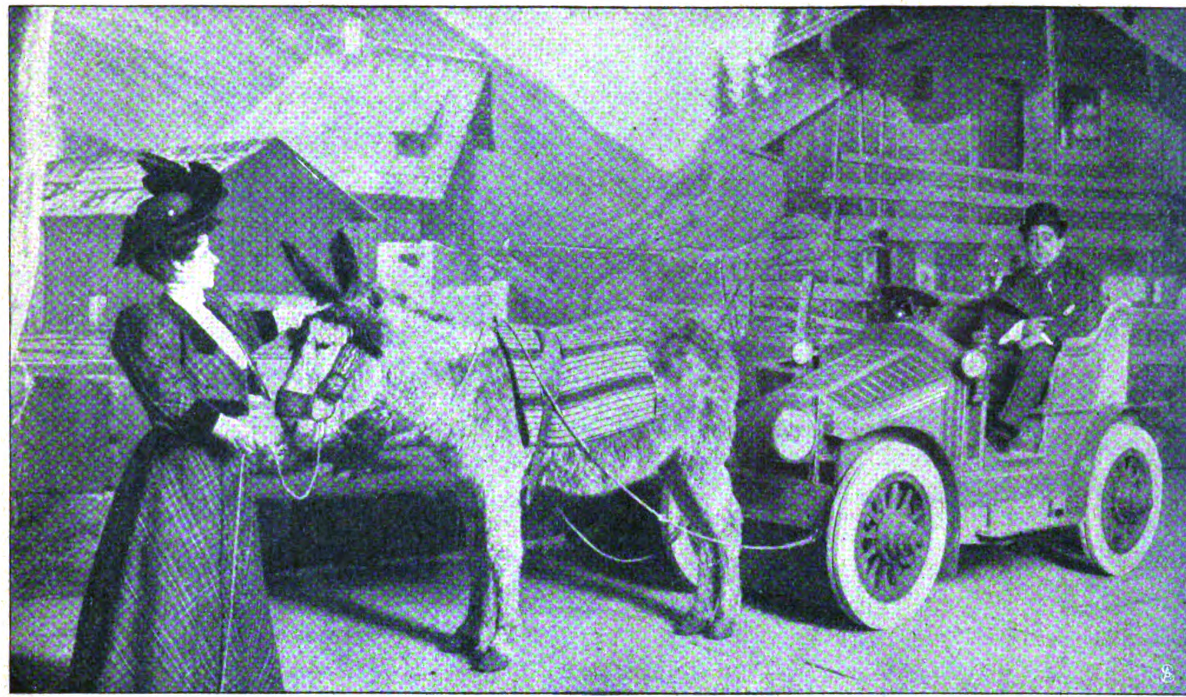


Im Sonntagschmuck.

einem Elitetier, in dessen hübschen Augen ein Schalk auf der Lauer zu liegen scheint, und dessen Temperament manchem Möchtegerne-Reiter schon böse mitgespielt hat. Seine Intelligenz bezweifeln, hieße nicht nur den Esel, sondern mehr noch den Eseljungen beleidigen, der schon durch die Benennung seines Genossen, wie z. B. „Bismarckesel“, zu verstehen gibt, wie hoch er die Fähigkeiten des Tieres einschätzt. Man muß den ägyptischen Esel wirklich liebgewinnen, denn seine Dienstwilligkeit wird höchstens von seiner Ausdauer und Bescheidenheit übertroffen. Der Eseljunge füttert ihn morgens vor Antritt der Tour und dann erst wieder am Abend, nachdem das Tier vielleicht 30 bis 40 Kilometer im tiefen Wüstensand, auf seiner Kruppe einen wohlbeleibten Germanen, zurückgelegt hat. Da ist es



Milcheselinnen auf den Straßen von Madrid.



Der berühmte Madrider Esel Toribio auf der Bühne des „Teatro Comico“.

dann freilich kein Wunder, wenn das brave Langohr auf dem Heimweg gewisse Zeichen der Ermattung nicht verhehlen kann, die dann als echt eselhafte Störrigkeit ausgelegt und mit Schlägen getadelt werden. Undank ist des Esels Lohn! Weit geringwertiger als die ägyptischen sind die südeuropäischen Esel. Schon in Südfrankreich spielt der Esel eine beträchtliche Rolle als Lasttier, weniger in Italien, wo er infolge der allgemeinen Verwahrlosung der Haustiere nur in kümmerlichen Exemplaren vorkommt und von dem kräftigeren Maultier in den Hintergrund gedrängt wird. Am meisten aber findet man ihn in manchen Provinzen Spaniens verbreitet, besonders stark auch in Spaniens Hauptstadt. Einige unserer Aufnahmen führen den Esel von Madrid in mannigfachen Berufen vor und zeigen die verschiedenen Arten seiner Verwendung. Das launische Klima Madrids mit seinen schneidend kalten Winterwinden bekommt dem Langohr nicht gut, deshalb zeichnet es



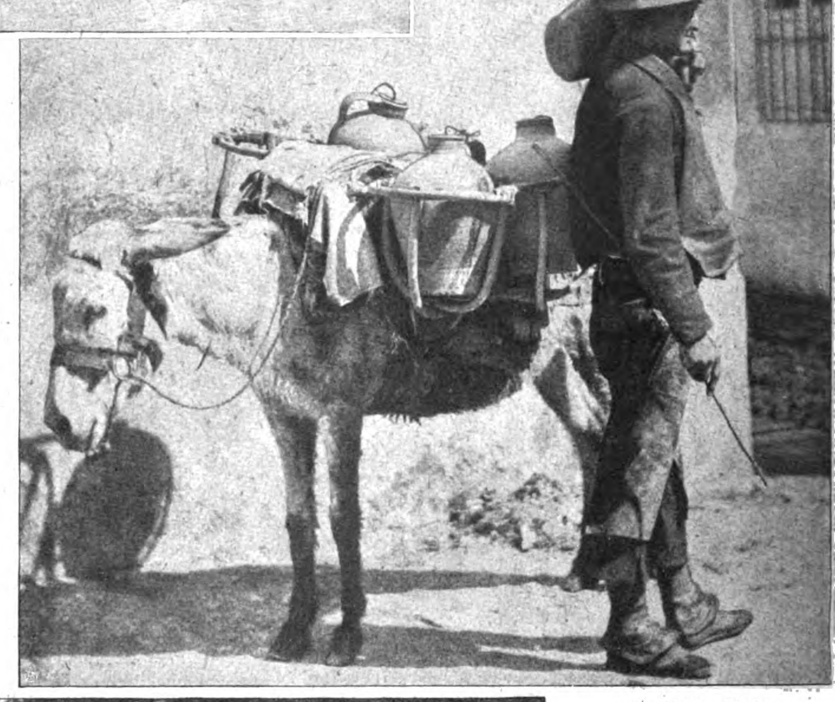


Ein vornehmer Esel. An der Tränke. Heimkehr vom Markt.

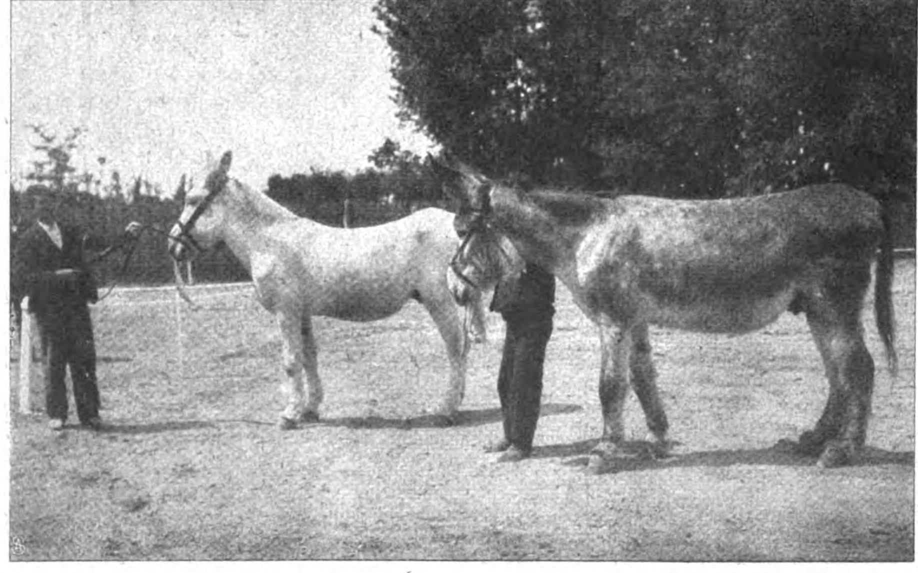


Spanischer Obsthändler.

sich dort auch keineswegs durch Schönheit aus. Aber das tut seiner Beliebtheit keinen Abbruch. Im Gegenteil, welcher Hochschätzung sich ein Esel von Madrid erfreuen kann, bekundet die wohl einzig dastehende Feier zu Ehren Toribios. Sie haben noch nichts von Toribio gehört? Nun, so lassen Sie sich sagen, daß Toribio (Abb. S. 515) ein Esel von fleckenloser Weiße, Mitglied des Teatro Comico und bald fünfhundertmal in einem Singspiel in einer zwar stummen, aber höchst wichtigen Rolle aufgetreten ist. Zu seinen Gunsten fand kürzlich eine Benefizvorstellung statt, zu der man sich um die Plätze riß wie vor dem Auftreten eines berühmten Stierkämpfers, und in deren Verlauf der Direktor dem Esel als dem sympathischsten Mitglied seiner Truppe einen Lorbeerkranz aufs Haupt drückte. Nicht allen Grauschimmelchen von Madrid geht es so gut wie Toribio, die meisten müssen sich ihr karges Brot in harter Fron verdienen. Eine Ausnahmestellung behaupten nur die Milcheselinnen (Abb. S. 514), eine charakteristische Erscheinung der frühen Tagesstunden auf dem Madrider Pflaster. Man schätzt dort nämlich die Eselsmilch sehr und mißt ihr besondere Heilkraft bei den in Madrid so verbreiteten Brustkrankheiten zu. Die Eselinnen werden von Haus zu Haus getrieben und an Ort und Stelle gemolken. Mit ihrem Geschick können auch jene „vornehmen" Esel zufrieden sein, die in Diensten einer wohlhabenden Herrschaft stehen (Abb. S. 515), und deren pralles, sauberes Fell sorgfältige Pflege bekundet. Zum Erbarmen struppig dagegen sieht das Eselchen aus, auf dem die



Wasserverkäufer der Provinz Cordoba.



Ein weißer Esel und sein älterer Bruder.

Waschfrau mit ihrem schweren Korbe thront (Abb. S. 515), oder der arme Karrenesel (Abb. S. 516), für den es keine Lorbeerkränze, aber desto mehr Prügel gibt. Doch auch anmutigeren Bestimmungen dient das Tier in seiner vielseitigen Verwendbarkeit. Das Bild S. 514 zeigt es als wandelnden Blumengarten; der Gärtner führt es durch die Straßen und bietet die duftenden Kinder Floras aus. Ob der fidele Bauer, der auf der Heimkehr vom städtischen Markt auf seinem Esel verkehrt reitet (Abb. S. 515), hierbei einer lieben alten Gewohnheit oder nur einer plötzlichen humoristischen Eingebung folgt, mag dahingestellt bleiben. Gleich zwei Reiter auf einmal muß ein anderes Langohr (Abb. S. 514) tragen. Mit diesem Esel hat es eine besondere Bewandtnis: er wird nämlich, schön geschmückt, nach dem Kloster des San Anton gebracht, wo an einem bestimmten Tage des Jahres die Esel gesegnet werden.

„Burro" hier und „Burro" da, so geht es in den Straßen Madrids von früh bis in die späte Nacht, und wenn der arme Burro endlich in einer Hofecke zur Ruhe kommt, dann hat er allen Grund, all seinem Gram und seinem Groll über die Unvollkommenheiten dieser Welt in einem langgezogenen J—a Luft zu machen.

Bilder aus aller Welt.

Professor Dr. Heinrich Lüders, der bisher an der Kieler Universität indogermanische Sprachwissenschaft und Sanskrit lehrte, ist als Nachfolger Professor Pischels an die Berliner Universität berufen worden. Er wird im kommenden Sommersemester seine Antrittsvorlesung halten.

Einer der besten Kunstkenner Deutschlands, Professor Alois Hauser, ist im Alter von 68 Jahren in München gestorben. Er war geborener Wiener. Nachdem er an der Berliner Bauschule studiert und dann mehrere Jahre im Ausland gelebt hatte, wurde er Lehrer an der Kunstgewerbeschule in Wien. Von dort ist Professor Hauser nach München berufen worden, wo er sich als Konservator und Restaurator der alten Pinakothek einen bedeutenden Ruf erworben hat.

Frau Wally Hertzog, die Gattin des Chefs der Berliner Firma Rudolf Hertzog, hat für eine mutige Tat die Rettungsmedaille am Bande erhalten. Im vorigen Sommer rettete die Dame mit eigener Lebensgefahr eine Freundin, die sich mit ihr in ihrem auf dem Zeuthener See in Brand geratenen Motorboot befand.

Der schwedische Dichter Gustav af Geijerstam ist auf der Höhe seines Schaffens in Stockholm gestorben. Er war Romancier, Novellist und Kritiker; seine schwermütigen Romane behandeln meist Probleme der modernen Ehe.

Ein hochverdienter Senior des deutschen Buchhandels, der Hofbuchhändler Moritz Perles in Wien, feierte am 15. März sein 50jähriges Buchhändlerjubiläum, sowie das 40jährige Jubiläum der Gründung seiner angesehenen, auch außerhalb Oesterreichs bekannten Buchhandlung.

Die internationale Volkskunstausstellung des Berliner Lyzeumklubs ist nun wieder zu Ende. Die glänzenden Leistungen dieser Ausstellung wurden durch eine umfassende internationale Organisation ermöglicht. Den geschäftsführenden Ausschuß unterstützte ein Stab in- und ausländischer Korrespondentinnen, die an Ort und Stelle für die Ausstellung sammelten und sichteten. Es wird beabsichtigt, in Berlin eine Zentrale für Volkskunstbestrebungen zu schaffen, denn die Ausstellung hat in erster Linie gelehrt, daß durch Beschaffung einträglicher und erfreuender Arbeit den geschickten und kunstbegabten Landleuten aller Länder Aufträge be-

Prof. Dr. Heinrich Lüders, Kiel,
Lehrer der indogerman. Sprachwissenschaft, erhielt einen Ruf an die Berliner Universität.



Gustav af Geijerstam †
hervorragender schwedischer Schriftsteller.



Phot. Jaeger & Goergen.

Prof. Alois Hauser †
Der bekannte Münchner Konservator.



Hofphot. Sandau.

Frau Rudolf Hertzog, Berlin,
erhielt die Rettungsmedaille am Bande.



Hofbuchhändl. Moritz Perles, Wien.
Zur Feier seines 50jähr. Buchhändlerjubiläums.



Von links nach rechts: Sitzend: Frl. von Bechtejew (Rußland), Signora Peyretti, Frl. von Schneider, Frau Professor Grenander (Schweden), Frau Braft (Schweden). Stehend: Frl. v. Schöler, Frl. v. d. Hagen, Frau von Carnap, Frl. Marelle, Fr. Robert Tornow, Exz. v. Bersen, Frl. Kirschner, Fr. von Hopfgarten, Frl. von Hahn, Frl. von Rauch, Frl. Schulhoff, Frau Daneel, Baronin von Gebsattel, Gräfin Pückler, Baronin von Rennenkampf.

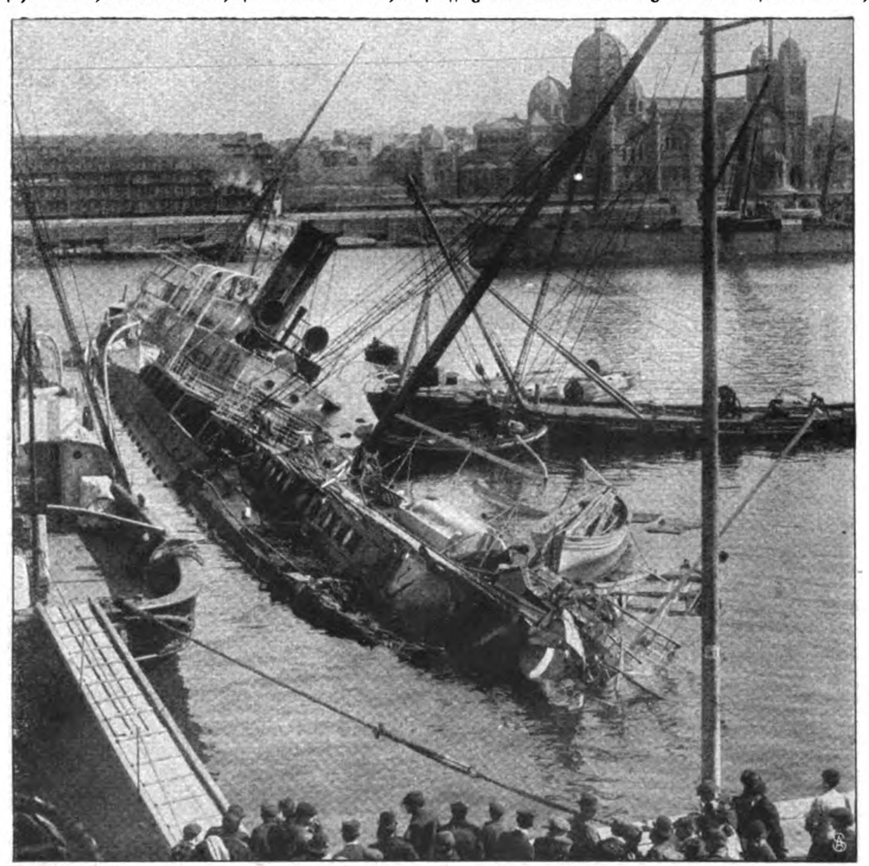
Zur Errichtung einer Zentrale für Volkskunst in Berlin: In- und ausländische Mitglieder der Volkskunstvereinigung.

schafft werden können. Das große Ziel der Volkskunstbestrebungen ist, die Freude am Kunstgewerbe auf dem Lande anzuregen und damit auch den Wohlstand zu heben.

In der Nähe von Marseille hat sich ein Schiffsunfall ereignet, der glücklicherweise nur ein Menschenleben gekostet hat. Der aus Marseille kommende Schnelldampfer „Ville d'Alger" rannte beim Schloß If mit dem Passagierdampfer „Orléanais" zusammen. Die „Ville d'Alger" erreichte dank der Umsicht und Geistesgegenwart des Kapitäns und seiner Leute trotz ihrer schweren Havarien den Hafen und konnte ihre Passagiere ans Land bringen. Dann sank das Schiff.



Frau Hedwig Heyl.



Der Dampfer „La Ville d'Alger" nach dem Unglück im Hafen von La Joliette.

Von dem Zusammenstoß der französischen Dampfer „La Ville d'Alger" und „Orléanais" bei Marseille. — Phot. M. Rol & Cie.



Gräfin von Harrach.



Frl. Marie v. Bunsen.

Förderinnen der Volkskunst.

Schluß des redaktionellen Teils.

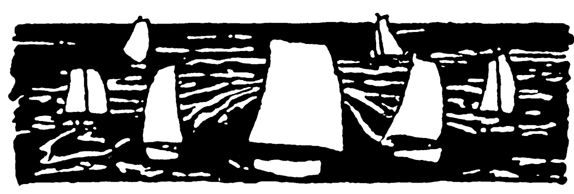


DIE·WOCHE

Nummer 13. **Berlin, den 27. März 1909.** **11. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 13.

Seite
Die sieben Tage der Woche 519
Serbiens und Oesterreich-Ungarns Streitkräfte. Von *** 519
Sport und Sportübertreibungen. Von Prof. Dr. A. Albu 521
Nähtisch und Schreibtisch. Plauderei von Käthe Damm 524
Unsere Bilder 525
Börsenwoche 526
Die Toten der Woche 526
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen) 527
Hanseaten. Roman von Rudolf Herzog (Fortsetzung) 535
Große Städte und moderne Befestigungen. Von Generalmajor z. D. E. Hartmann 540
Das brandenburgische Dorf. Von Robert Mielke. (Mit 12 Abbildungen) 542
Jung-Amerikas Erziehung zum Sport. Von Henry F. Urban. (Mit 10 Abbildungen) 547
Schöne Frauen und ihre Maler. Von Jarno Jessen. (Mit 2 Abbildungen) 552
Der Brief einer Mutter. Von Mina von Heide 554
Neue Hutmoden für das Frühjahr. (Mit 10 Abbildungen) 556
Bilder aus aller Welt 559



Die sieben Tage der Woche.

18. März.

Die Postbeamten der meisten großen Städte Frankreichs treten in den Generalstreik. Paris ist von der übrigen Welt fast vollständig abgeschnitten (Abb. S. 531).

Der österreichische Landesverteidigungsminister General v. Georgi erkärt in einer Parlamentsrede, Oesterreich sei zwar friedfertig, aber zum Kriege gerüstet. Der Reichsrat votiert mit großer Majorität das Rekrutenkontingent.

19. März.

Die italienische Regierung unterbreitet im Einverständnis mit England, Frankreich und Rußland einen vermittelnden Vorschlag betreffend das Programm der geplanten Balkankonferenz.

Die französische Deputiertenkammer spricht der Regierung nach einer großen Debatte über den Streik der Postbeamten mit einer bedeutenden Majorität ihr Vertrauen aus.

20. März.

Die Londoner Flottenliga beschließt, eine große Kampagne zu inszenieren, durch die die Regierung zur rascheren Durchführung des Flottenprogramms veranlaßt werden soll.

Der portugiesische Ministerpräsident Campos Henriques verkündet im Senat, daß Dom Miguel von Braganza auf seine Ansprüche auf den portugiesischen Thron verzichtet habe.

21. März.

Das große sechstägige Radrennen in den Hallen am Berliner Zoologischen Garten endet mit dem Sieg der Amerikaner Mac Farland und Moran (Abb. S. 530).

22. März.

Infolge des plötzlich eingetretenen Tauwetters entstehen im Flußgebiet der Elbe, Oder und Leine neuerdings Ueberschwemmungen.

Im österreichischen Abgeordnetenhaus und in der serbischen Skupschtina kommt der österreichisch-serbische Konflikt zur Sprache. Der österreichische Ministerpräsident beklagt sich über das Vorgehen Serbiens, betont aber die friedlichen Absichten Oesterreich-Ungarns; in der Skupschtina herrscht eine erregte und kriegslustige Stimmung. In den Straßen Belgrads finden Demonstrationen gegen Oesterreich statt.

23. März.

Premierminister Asquith erklärt im englischen Unterhause die durch das deutsche Flottenbauprogramm in England erweckte Angst für unbegründet.

Im Auftrage des Reichskanzlers erklärt Freiherr von Schoen der Budgetkommission des Reichstags, es habe zwischen England und Deutschland nie mehr als ein unverbindlicher Meinungsaustausch über die Beschränkung der Marinerüstungen stattgefunden.

Die Pariser Post- und Telegraphenbeamten beschließen, die Arbeit wieder aufzunehmen.

24. März.

Eine in London eintreffende Meldung besagt, daß der Südpolforscher Leutnant Shackleton den 88. Grad südlicher Breite überschritten hat und dem Südpol bis auf 111 englische Meilen nahegekommen ist.

◇◇◇

Serbiens und Oesterreich-Ungarns Streitkräfte.

Von ***

Wer die Geschichte der Südslawen kennt, wird dem serbischen Volk kriegerischen Geist und Tapferkeit nicht absprechen können. Allen unterjochten Christenvölkern am Balkan war die serbische Nation im Freiheitskampfe gegen die türkische Herrschaft (1804) vorangegangen und ruhte nicht, bis die Pforte seine Existenz und Dynastie völkerrechtlich anerkannt hatte. Doch wie ein Verhängnis lastete es bisher auf diesem Staat, daß er — teils aus eigenem Verschulden, teils durch die Verhältnisse dazu gezwungen, nie die Zeit seiner wirtschaftlichen und militärischen Kräftigung sowie seiner politischen Konsolidierung abwarten wollte, sondern sich zu wiederholten Malen in Bedrängnisse stürzte, die seinem inneren Erstarken und seinem Ansehen nach außen nur schaden konnten.

Der Krieg gegen die Türkei im Jahr 1876, auf Drängen Rußlands unternommen, brachte Serbien schwere Verluste. Der Berliner Kongreß verlieh Serbien die Unabhängigkeit und einen Gebietzuwachs von 11 100 Quadratkilometer. Am 6. März 1882 erfolgte seine Erhebung zum Königreich; hiermit begann aber auch eine Politik, deren fantastische Ziele weit über das wirkliche Können gingen, die 1885 zu den Niederlagen von Slivnica und Pirot führten. Vier Jahre später dankte König Milan zugunsten seines unmündigen Sohnes ab, das Land einer zersetzenden Parteipolitik überlassend, die schließlich im Herbst 1903 zum blutigen Drama des Königsmordes führte — die Vollstrecker der gräßlichen Tat waren Offiziere. Das Ansehen der Armee war wiederum schwer geschädigt, diese selbst in zwei feindliche Läger — Verschwörer und Gegenverschwörer getrennt — ein Antagonismus, der bald blutschuldmachend, bald höhnisch trotzend die freie Willenskraft des Dynasten hemmt.

Wir wollen nicht hinter die Kulissen schauen und fragen, welche verborgenen Kräfte heute tätig sind

und das Land einer kriegerischen Aktion entgegenführen, zu der seine militärischen und finanziellen Kräfte kaum ausreichen können, sondern es soll lediglich die gewiß anerkennenswerte Kräfteanspannung skizziert werden, mit der Serbien seit einigen Monaten seine Rüstungen betreibt und so, vom militärischen Standpunkt beurteilt, gewiß mit nachahmenswerter Opferwilligkeit an dem Ausbau seiner Kriegsmacht arbeitet.

Seit dem Organisationsstatut vom Jahr 1862 wurde die Wehrverfassung Serbiens zu verschiedenen Malen geändert. Nach dem gegenwärtigen seit 1901 bestehenden Wehrgesetz ist der König Oberster Befehlshaber der Armee, der Kriegsminister führt sowohl das Kommando als auch die Verwaltung des Heeres, der Generalstab ist ihm unterstellt. Die Wehrmacht gliedert sich in das Volksheer (drei Aufgebote) und den Landsturm. Erstes und zweites Aufgebot bilden die Feldarmee, das dritte Aufgebot und der Landsturm sind als Besatzungstruppen bestimmt.

Die Wehrpflicht dauert vom 21. bis 45. bzw. 50. Lebensjahr.

Serbien ist militärterritorial in fünf Divisionsbezirke geteilt, von denen jeder eine Infanteriedivision I. Aufgebots aufstellt, und zwar; Morawadivision, Stabsstation Nisch, Drinadivision (Valjevo), Donaudivision (Belgrad) Schumadiadivision (Kragujevac) und Timokdivision (Knjazevac). Im Kriegsfall stellt jede dieser Divisionen noch eine Division II. Aufgebots bzw. III. Aufgebots auf, so daß also Serbien über 15 Divisionen verfügen würde. — Ernstlich in Betracht dürften aber wohl nur die Divisionen des ersten und zweiten Aufgebots kommen, sodaß wir sagen können, Serbien verfügt über fünf Armeekorps zu je zwei schlagfertigen Infanteriedivisionen, außerdem noch fünf Divisionen dritter Linie, militärisch kaum ausgebildet und mangelhaft ausgerüstet.

Ein um so größeres Gewicht wurde auf die Organisation der Divisionen erster Linie gelegt. Eine solche besteht aus dem Divisionskommando und diesem direkt unterstellten vier Regimentern; es fehlt somit der Brigadeverband, was jedoch keinen Fehler bedeutet. Jedes Regiment hat vier Bataillone zu vier Kompagnien. (Gefechtstand der Kompagnie: 5 Offiziere, 270 Mann, 257 7-Millimeter-Mauserrepetiergewehre). Den Tornister ersetzt ein größerer Brotsack. Je sechs Mann haben ein Zelt. Verpflegungsausrüstung: beim Mann für vier Tage (1 Nachschubs- und 3 Reserveportionen) im Truppentrain für zwei Tage, in der Divisionsverpflegskolonne für sieben Tage. Sanitätsausrüstung: auf die Kompagnie vier Blessiertenträger, auf ein Regiment zwei Aerzte und einige Sanitätssoldaten, ein Wagen und mehrere Tragtiere mit Sanitätsmaterial.

Munitionsausrüstung: auf den Mann 150 Patronen, weiteres auf den Mann: 95 im Gefechtstrain, 100 in der Divisionsmunitionskolonne. Regimentstrain: 76 zweispännige Fuhrwerke, 235 Tragtiere.

Ferner gehören zur Infanteriedivision: Die Divisionskavallerie. Da Serbien im Frieden nur eine Gardeeskadron und vier Kavallerieregimenter (zu vier Eskadronen) besitzt, so müssen im Krieg fünf Divisionskavallerieregimenter zu drei Eskadronen aufgestellt werden — durchweg Reservisten, auf eigenen Pferden, mit 10-mm-Mauserkarabinern bewaffnet.

Serbien hat mit ähnlichen Kavallerieformationen im Jahre 1876 vor Widdin die traurigsten Erfahrungen gemacht; die eingeübten Reiter wurden nach einer bei Kula von der türkischen Reiterei abgeschlagenen Attacke von ihren durchgehenden Pferden in die Reihen der feindlichen Infanterie getragen.

Divisionsartillerie: ein Regiment zu zwei Abteilungen zu 3 Batterien zu 4 Geschützen. Alle Divisionen des 1. Aufgebots sind mit 7,5-cm-Schnellfeuergeschützen System Schneider (Creuzot) bewaffnet (Munitionsdotation: 160 Geschosse in der Batterie [40 Granaten, 115 Schrapnells, 5 Kartätschen], 100 Geschosse in der Munitionskolonne).

Technische Truppen: ein halbes Pionierbataillon, eine Telegraphen- und eine Feldsignalabteilung. Kriegsbrückenmaterial für 68,4 Meter lange Brücke.

Munitionskolonne: 385 Fuhrwerke, fast alle mit Ochsenbespannung. Sanitätsanstalt, Feldspital usw., alle mobilen Anstalten mit Ochsen bespannt, was deren Beweglichkeit beeinträchtigt.

Gesamtstand einer Division des 1. Aufgebots: 625 Chargierte, 24 000 Mann, 4400 Pferde, 1000 Tragtiere, 2300 Zugochsen (!), 1350 Fuhrwerke.

Hiermit wäre eine der fünf strategischen Einheiten des ersten Aufgebots der serbischen Armee charakterisiert, zu denen noch eine Kavallerietruppendivision und die dem Armeekommando direkt unterstellten Truppen, wie: 4 Ersatzinfanterieregimenter, 1 Haubitzen- (Schneider 12-cm- und 15-cm-Mörser Schneider-Canet), 1 Gebirgsartillerie-, 1 Festungsartillerieregiment usw., treten.

Das zweite Aufgebot soll, wie gesagt, auch 5 Divisionen aufstellen, und formiert hierzu 15 Infanterieregimenter. Die Divisionsartillerie ist mit dem alten französischen De Bange-Geschütz bewaffnet, zu dem jedoch die Bespannungen noch fehlen! Die Infanterie des zweiten Aufgebots ist mit dem Kokagewehr bewaffnet, auf das in den letzten Monaten 7-mm-Läufe montiert wurden.

Die Divisionskavallerie besteht bei diesen Divisionen aus je zwei Eskadronen — gleichfalls Reservisten auf eigenen Pferden.

Gesamtbestand der Feldarmee (1. und 2. Aufgebot): 11 Infanterie-, 1 Kavalleriedivision mit 158 Bataillonen, 47 Eskadronen, 113 Batterien. Normierter Gefechtsstand: 160 000 Gewehre, 8600 Reiter, 564 Geschütze.

Das dritte Aufgebot soll noch weitere 15 Infanterieregimenter aufstellen; diese sowie der Landsturm sollen mit Berdan- und den veralteten Peabodygewehren bewaffnet werden.

Seit Oktober vorigen Jahres hat eine intensive Rüstungstätigkeit viele vorhandene Mängel beseitigt. Der Präsenzstand des Heeres, der sonst auf ein Minimum von 6—7000 Mann herunterzusinken pflegte, wurde durch turnusweise Einberufung von Reservisten auf 45 000 Mann erhöht. Seit verflossenem Dezember wurde auch das zweite Aufgebot zu 15 tägigen Waffenübungen herangezogen, ja sogar die Reservisten des 3. Aufgebots standen als Grenzsicherungstruppen unter Waffen.

Für diese Erhöhung der Kriegsbereitschaft sowie für zahlreiche Materialbestellungen, endlich für den Ankauf von etwa 4000 Pferden in Rußland mußten außerordentliche Kredite bewilligt werden. Die Skupschtina bewilligte seit Oktober 37 Millionen Frank, und außerdem wurden von der im Jahre 1906 gemachten Anleihe 45 Millionen für Heereszwecke — d. i. also in zwei Jahren 82 Millionen Frank außer dem normalen jährlichen Heeresbudget von 22 Millionen, für Rüstungszwecke verwendet — für Serbien ganz enorme Ausgaben, die bei der finanziellen Schwäche des Landes



mit allen Friedensversicherungen der serbischen Regierung im krassesten Widerspruch stehen — ebenso wie auch die fieberhafte Tätigkeit, mit der mehrere Orte im Innern, wie Kragujevac, Saljevo usw., feldmäßig befestigt werden.

Diesen serbischen Kräften steht nun natürlich Oesterreich-Ungarn quantitativ und qualitativ überlegen gegenüber, wobei jedoch erwogen werden muß, daß durch die gegenwärtige politische Lage ein großer Teil seiner Wehrmacht an anderen Teilen seiner Reichsgrenzen gebunden bleibt. Von seinen 15 Korps (jedes Korps zu 3 Infanterietruppendivisionen und ev. 1 Landsturmbrigade) grenzt das 7. (Temesvar), das 13. (Agram) und das 15. (Sarajevo) Korps an Serbien. Vom 15. Korps stehen die in der Herzegowina dislozierten Truppen sowie der ganze Bereich des Militärkommandos von Zara Montenegro gegenüber. Von seinen 8 Kavallerietruppendivisionen (zu 4 Regimentern zu 6 Eskadronen) stehen jene von Budapest und Preßburg dem südlichen Kriegsschauplatz am nächsten.

Oesterreich konnte den kriegerischen Vorbereitungen Serbiens nicht untätig zusehen. Die Grenzüberwachung längs der serbischen und montenegrinischen Grenze wurde durch die im Bereich des 15. Korps aufgestellten Streifkorps verschärft (1 Hauptmann, 2—3 Subalternoffiziere, 160—180 Mann, ausschließlich aus freiwillig sich Meldenden ergänzt — erhöhte Gebühren). Die Stärke des 15. Korps und des Militärkommandos in Zara dürfte bis heute auf etwa 80 Bataillone erhöht worden sein, wodurch auch die Aufstellung von neuen Divisions- und Brigadestäben sowie die Formierung neuer Gebirgs- oder schmalspuriger Batterien notwendig wurde. Durch Einberufung der Reservisten zur Waffenübung wurden die Stände bedeutend erhöht. Im Kriegsfalle dürfte Oesterreich-Ungarn mit fünf bis sechs Korps zu je drei Divisionen (zwei Honved und eine Landwehr- bzw. Honveddivision) am serbisch-montenegrinischen Kriegsschauplatz operieren, deren Charakteristik wir noch einige Zeilen widmen wollen.

Die Lage Serbiens, im Norden an Ungarn, im Westen an Bosnien grenzend, erleichtert dem Gegner ein umfassendes konzentrisches Vorrücken aus diesen Richtungen. Günstig für Serbien dagegen ist jedoch sein Abschluß durch natürliche Hindernisse: Donau, Save und Drina, die den Gegner zu umfassenden Vorkehrungen zwingt und Ueberraschungen erschwert. Diese Flußhindernisse gewinnen gerade gegenwärtig durch die eintretenden Hochwasser besondere Bedeutung.

Der nördliche, an die Donau und Save anschließende Teil Serbiens stellt eine sanfte Abdachung zu den genannten Flüssen dar. — Charakteristisch für diesen — den ebenen Teil des Landes, ist seine lehmige Bodenkruste, die namentlich zur Zeit der Schneeschmelze Fuhrwerke bis an die Achsen in Kot versinken läßt und das Fortkommen aller Waffengattungen erschwert. Außer dieser Ebene kommt noch das breite Tal der Morawa als günstiges Manövrierland in Betracht. Da die Gebirge östlich der Morawa schwer zugänglich sind, so dürften sich die Operationen wohl hauptsächlich westlich von ihnen abspielen, und dürfte die Besitznahme der Knotenpunkte Uzice, Valjevo und Kragujevac das Ziel der ersten Operationen des eindringenden Gegners sein — wobei angenommen werden kann, daß die serbische Hauptkraft einer Schlacht in der nördlichen Ebene ausweichen und sich in den ihr günstigeren südlicheren bergigen Teil zurückziehen wird.

In der Ebene sowie im Gebirge bilden die festen Flechtzäune, deren Umlegen schwierig ist, ein großes Hindernis für das Abweichen der Truppen vom Wege.

Die Güte der Straßen und Wege ist eine sehr verschiedene. Sie werden gemeindeweise angebaut und erhalten. Oft endet eine vorzügliche Straße plötzlich in einem Kotmeer. Auf Unterkunft unter Dach ist nur in den größeren Orten zu rechnen. Die Dörfer (mit Ausnahme jener in der Ebene) bestehen aus zerstreuten, meist schlecht gebauten Häusern. Stallungen für große Pferde sind nur wenige vorhanden. Dagegen ist Serbien reich an sonstigen Ressourcen: Wasser, Holz, in der Ebene auch Stroh sind ausreichend vorhanden — ebenso Getreide, Vieh- und Schafherden, die jedoch vor dem einrückenden Feinde gewiß in Sicherheit gebracht sein werden.

Terrain- und Ressourcenverhältnisse sind im allgemeinen weitaus günstiger, als sie für die k. k. Truppen im Jahr 1878 in Bosnien und der Herzegowina waren; immerhin aber kommen der im eigenen Lande kämpfenden serbischen Armee eine Menge Vorteile zugute, die den Gegner verhindern können, seine Uebermacht völlig auszunutzen. — Doch hiervon werden wir vielleicht in nächster Zeit sprechen!

Sport und Sportübertreibungen.

Von Prof. Dr. A. Albu.

Wenn ich auf Wunsch der Redaktion meine Ansicht über die sportliche Sensation der letzten Woche, das Sechs-Tage-Radrennen, hier niederlege, so stütze ich mich dabei auf die eigenen Beobachtungen, die ich während einiger Nächte dort machen konnte, zumeist vom Zuschauerraum aus, zum Teil aber auch in dem physiologischen Laboratorium, das in einem Nebenraum improvisiert war. Als Erster, der in Deutschland systematische wissenschaftliche Untersuchungen an Radfahrern gemacht hat, als dieser Sport in Deutschland populär zu werden begann, habe ich mit besonderem Interesse verfolgt, in welcher körperlichen und geistigen Verfassung die blitzschnell dahinrasenden Kämpen in den kurzen Pausen, die sie sich gönnten, vom Rad stiegen. Ich muß bekennen, daß die schweren Bedenken, die ich als Arzt diesem wahnwitzigen Sportunternehmen entgegengebracht habe, sich oftmals in Staunen und Verwunderung umgewandelt haben, nicht für die Leistungsfähigkeit der menschlichen Beinmuskeln, sondern für die Unbezwingbarkeit menschlicher Energie! Ich glaube, die Sieger hätten noch zwei Tage länger gestrampelt, wenn es hätte sein müssen. Bei dieser sportlichen Höchstleistung handelt es sich in der Hauptsache gar nicht um eine Kraftprobe, sondern um eine Dauerarbeit. Geduld und Zähigkeit sind aber nicht Produkte der Muskelkraft, sondern zum größten Teil Ausflüsse psychischer Energie. Die Absolvierung eines Sechs-Tage-Rennens auf dem Rade beweist also viel weniger für die Höhe der phy-



sischen Leistungsfähigkeit, als für die Stärke des menschlichen Willens, die durch äußere Momente, wie das Erstreben der Preise, der Ansporn des zuschauenden Publikums u. dgl., noch wesentlich gesteigert wird. Die Dauerfahrer sind dabei noch in einer viel günstigeren Lage als z. B. die Dauergeher. Die letzteren kommen, wie ich anläßlich von Untersuchungen beim Distanzmarsch Dresden-Berlin (1902) feststellen konnte, vielfach in schlechter Verfassung am Ziel an. Ganz anders die Mehrzahl der trainierten Rennradfahrer. Bei dem gleichen Kraftaufwand in der Zeiteinheit leisten sie eine drei- bis viermal größere Arbeit als jene, ohne subjektive Ermüdung zu spüren. Es ist ja bekanntlich von allen Sportarten einzig und allein das Radfahren, dem der vollständige Mangel des Ermüdungsgefühls eigentümlich ist. Deshalb steigt der an solch übermäßige Anstrengungen gewöhnte Rennfahrer fast ebenso frisch vom Rade, wie er aufgestiegen ist.

Diesem subjektiven Wohlbehagen entsprechen aber keineswegs die objektiven Wirkungen solcher exzessiven Muskelarbeit. Bei allen sportlichen Höchstleistungen — ob Kraft- oder Dauerleistung — hat man bald mehr, bald minder beträchtliche Veränderungen an den die Blutzirkulation regulierenden Organen, Herz und Nieren, festgestellt, pathologische Zustände, die freilich nach mehreren Stunden meist wieder verschwunden zu sein pflegen, eben weil sie zuvor gesunde Organe getroffen haben. Die Entstehung solch krankmachender Wirkungen wird auch dem Laien plausibel erscheinen, wenn er erfährt, welch enorme Anforderungen die maximale Muskelarbeit des Wettsports an den Stoff- und Kraftwechsel des Organismus stellt. Die moderne Physiologie hat den Energieverbrauch des Körpers bei jeder seiner Funktionen und Tätigkeiten genau zu messen gelernt. Man bezeichnet die Größe der geleisteten Arbeit in Meterkilogramm. Ein rüstiger Bergsteiger z. B. leistet in der ersten Stunde etwa 30 000 Meterkilogramm und bringt es an einem Tage selten über 60 bis 80 000 Meterkilogramm. Damit vergleiche man die Zahlen, die zwei amerikanische Physiologen Atwater und Sherman bei einem Radrennen über 2000 englische Meilen ermittelt haben: der Sieger leistete an jedem Tage der 6 Tage eine Arbeit von etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Meterkilogramm. Zu dieser Leistung verbraucht der Körper eine Wärmemenge von rund 11 000 Kalorien Wärmeeinheiten, während der normale Umsatz eines mittelschwere Arbeit verrichtenden erwachsenen Mannes in 24 Stunden etwa 3000 Kalorien zu betragen pflegt. Wenn diese enorme Steigerung des Kraftverbrauchs nun 6 Tage lang ununterbrochen fortgesetzt wird, so ist trotz reichlicher Nahrungzufuhr eine erhebliche Körpergewichtsabnahme unausbleiblich. Sie ist denn auch bei solchen übermäßigen sportlichen Anstrengungen regelmäßig festgestellt worden und kann täglich ein bis zwei Pfund, ja selbst mehr betragen.

Junge Menschen, die noch in der körperlichen Entwicklung begriffen sind, wie die Mehrzahl der berufmäßigen Sportsmen, oder wenigstens noch auf der Höhe ihrer Kraftentfaltung stehen, gleichen solchen Gewichtsverlust meist schnell wieder aus und haben noch genügend Regenerationskraft in allen Organen, um schadhaft gewordene Teile durch neue, tadellose zu ersetzen. Vorübergehende, oft schwere Organschädigungen bewirken solche extraorbitanten Kraft- und Dauerleistungen in jedem Fall, und der eine oder der andere, der nicht die nötige natürliche Widerstandsfähigkeit mitbringt, wird auch dauernden Schaden davontragen. Auch dafür kennt die medizinische Literatur schon überzeugende Beweise. Von den 30 Fahrern, die sich bei dem diesmaligen 6-Tage-Rennen am Start einfanden, waren im Endkampf nur noch 8 vertreten, von denen die Häfte wiederum sich im Zustand völliger Erschöpfung befand. Nur der Ehrgeiz verlockte die meisten immer wieder noch zu erneuten vergeblichen Kraftanstrengungen.

Zu welchem Zweck setzt man also diese jungen Kraftprotzen solchen schweren Gefahren für Gesundheit und Leben aus? Dieses fortgesetzte, eintönige Strampeln ermüdeter Beine hat nicht den geringsten sportlichen Wert. Denn es ist kein aufmunterndes Beispiel zur Erhöhung der körperlichen Leistungsfähigkeit, sondern zeigt nur einen Weg zu ihrer systematischen Schädigung! So vorbildlich auch für uns die ernsten Bemühungen der Amerikaner zur sportlichen Erziehung der Jugend*) sind, so wollen wir doch die auch auf diesem Gebiet hervorgetretenen amerikanistischen Uebertreibungen bei uns nicht einbürgern, nicht einwurzeln lassen. Drüben wird schon seit langem der Sport auch zu geschäftlichen Unternehmungen ausgenutzt, bei denen dem sensationslüsternen Publikum der Anblick aufregender, Augen und Nerven reizender Wettkämpfe geboten werden muß, um — die Kassen zu füllen. Es könnte den Anschein erwecken, als ob der moderne Mensch wirklich schon solcher Sinneskitzel bedarf, um seine erschlafften Nerven wieder aufzufrischen. Nachdem die Amerikaner mit ihren kulturellen Untugenden uns schon die Neurasthenie gebracht haben, wollen sie uns nun die Hetze des Alltagslebens auch auf die Pflege der Leibesübungen übertragen. Das führt zu Formen des Wettkampfes, die nicht mehr den Selbstzwecken des Sports dienen, sondern nur die Schaulust einer sensationsgierigen Masse befriedigen. Beim Anblick des Schauplatzes, auf dem sich das Sechs-Tage-Rennen in Berlin abgespielt hat, sind mir die flammenden Worte Heinrich von Treitschkes ins Gedächtnis gekommen, mit denen der scharf blickende Historiker die ersten Erscheinungen der bei uns aufkommenden Sportwettkämpfe in einer Rektoratsrede an der Berliner Universität 1895 geißelte: „In der Langweile eines leeren Daseins gewinnt der Zeitvertreib, die erkünstelte Natürlichkeit der Wett- und Kampfspiele eine unverdiente Bedeutung, und wenn wir sehen, wie übermäßig man heute den Helden des Zirkus, die Tausendkünstler der Spielplätze überschätzt, so denken wir voll Ekels an das riesige Mosaikbild der 28 Faustkämpfer aus den Thermen des Caracalla."

In den seitdem verflossenen eineinhalb Jahrzehnten hat auch in Deutschland die Entartung des Sports in dieser Richtung der Vorführung, fast möchte man sagen: bestialischer Kraftproben, noch gewaltige Fortschritte gemacht und jetzt ihren Höhepunkt erreicht in der Nachahmung der im „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten" üblichen Ueberspannung aller Kräfte. Die Volksmasse wird zu Fanatikern der Rennplätze gezüchtet! Ich kann behaupten, schon vor 13 Jahren in einer kleinen Schrift „Sozialhygienische Betrachtungen über den modernen Sport, mit besonderer Berücksichtigung des Radfahrens" diese Entwicklung des Sports in Deutschland vorausgesehen und gekennzeichnet zu haben. Nachdem es jetzt dank der Kunst

*) Man beachte den Aufsatz von Henry F. Urban: „Jung-Amerikas Erziehung zum Sport" auf Seite 547. Die Redaktion.



der Deutschen, allem Fremdländischen sich schnell anzupassen, so weit gekommen ist, wird hoffentlich bald eine kräftige Reaktion des gesunden Volksbewußtseins bei uns sich geltend machen. Fort mit dem Tagerennen, fort auch mit den Motorradrennen, fort mit allen erkünstelten Gestaltungen des Sportbetriebes! Wir lehnen die Uebertreibung nutzloser Kraftanspannung ab; aber wir erstreben einen energischen Sport in vernünftigen Grenzen, der seines Selbstzwecks, der Kräftigung und Stählung des Körpers, nie vergißt.

◇◇◇

Nähtisch und Schreibtisch.

Plauderei von Käthe Damm.

Ich weiß nicht, ob wir ihn überhaupt noch vermissen, den Nähtisch, der früher, sorglich an das mit Blumen geschmückte und gegen Zugwind geschützte Fenster gestellt, sozusagen den Thronplatz der Hausfrau im Wohnzimmer bildete. Ich glaube, unser Auge hat sich in den letzten Jahren ganz von dem Anblick des Nähtisches, des Nähtisch-Fensterplatzes entwöhnt, denn der Nähtischplatz ist furchtbar altmodisch.

Man braucht nur in die Ausstellungen moderner stilvoller Wohnungseinrichtungen zu gehen, um zu konstatieren, daß der Nähtisch längst nicht mehr die Rolle von früher spielt. Welch ein altmodisch anmutendes Bild: Die Mutter am Nähtisch vor dem Flickkorb, der immer höher anschwillt, je größer die Familie wird. Und vom Nähtisch aus ihre kleine Welt regierend, wie eine Königin, die die unsichtbare Krone echten Frauen- und Mutterglückes trägt. Die Knaben, die aus der Schule heimkommen, stürmen ins Wohnzimmer — hurrah — Mutter ist da — sie sitzt am Nähtisch; die Mädchen sehen sich fragend an, wenn der Platz leer ist: Wo ist Mutter? heißt die Frage. Vielleicht hat Mutter nur einen Besuch, eine Besorgung machen müssen, vielleicht hält Krankheit die Mutter ans Bett gefesselt oder Mutter mußte ohne die Kinder verreisen. Wie vereinsamt mutet Mutters Nähtischplatz an — wie traut wird den Kindern ums Herz, wenn Mutter wieder von ihm Besitz nimmt.

Ich weiß wohl, auf die meisten modernen Häuser paßt dieses Bild nicht — man hat ja andre Hilfsmittel für die Nähereien und Stopfereien des Haushaltes, vielleicht ist der Nähtischplatz da — aus alter Gewohnheit, aber ihm fehlt die Wichtigkeit, ihm fehlt der seltsame wunderbare Zauber, den er — als Thron der Hausfrau — in ihrem Reich hatte. Im altmodischen Großmutterstübchen, im Altjungfernstübchen, im Stiftsstübchen, da mag man noch Nähtische finden. Sie stehen vielleicht auf erhöhtem, mit einer gestickten Decke belegtem „Tritt", und an solchen Nähtischen hat manch Frauenherz diesen oder jenen Kampf gekämpft, ehrlich gekämpft, wie die modernen Frauen ihn auch kämpfen, mit Sieg oder Niederlage!

„Der eigene Nähtisch" war früher ein Hauptwunsch jedes heranwachsenden Mädchens, der Nähtisch war so selbstverständlich ihre eigenste Domäne, daß der Gedanke, am zweiten Stubenfenster des Wohnzimmers oder gar am Fenster des eigenen Stübchens einen Nähtisch zu haben, eine Freude war, die sie sich mit den schönsten Farben malte.

Das galt für jene Zeit, als der Nähtischplatz der Hausfrau und Mutter noch als eine Art Thron erschien, als der bevorzugteste Platz, von dem aus sie ihr Reich regierte, klug regierte, nicht beherrschte. Heutzutage teilt der Schreibtisch den Ruhm mit dem Nähtisch. Nicht als ob unsere Urahnen, unsere Großmütter, keinen Schreibtisch benutzt hätten. Im Gegenteil. Der große „Sekretär" mit der schräggestellten, verschließbaren Klappe, die sich so schnell über herumliegende Briefe und Papiere senkte, stand Großmutter ebensogut zur Verfügung wie dem Großvater. Ihre täglichen Ausgaben, ihre Briefe wurden dort geschrieben. Vielleicht auch ihre Erinnerungen.

Und wer will behaupten, daß nicht auch der Schreibtisch es sein kann, an dem gelegentlich „zu viel gegrübelt wird?" Vielleicht hat auch die „unglückselige spitze Feder" schon den Frieden manchen Hauses — zerschrieben . . . .

Aber im allgemeinen war der Schreibtisch nicht in jedem Damenwohnzimmer zu finden, und als er aufkam, waren es leichtfüßige kleine Gestelle mit vielen kleinen Kasten und Platten, auf denen, neben einem kleinen Tintenfaß und einer sehr schönen Schreibmappe, meist Familienbilder und Bilder aus dem Freundeskreise Aufstellung fanden.

Die kleinen, schmalen Platten schienen nur darauf berechnet, daß Briefe und „Billette" daran verfaßt wurden. Der „gute Geschmack" nicht nur, sondern das praktische Verständnis der Frauen hat sich gegen diese trotz ihrer Kleinheit monströsen Schreibtische aufgelehnt; der schwere, massive, bequeme große Schreibtisch, den man früher Herrenschreibtisch nannte, hat seinen Einzug in die Wohnzimmer gehalten. Und die alten, neupolierten Zylinderbureaus unserer Großväter sind ebenfalls wieder zu Ehren gekommen. Sie sind so bequem: man zieht die Platte herunter und verdeckt die begonnenen Briefe und Schreibereien.

Der Schreibtisch von heute ist wirklich zum Schreiben da, und daß die Frauen oft und gern ihre Stunden am Schreibtisch zubringen, ist bekannt. Der Nähtischplatz ist seitdem sehr verwaist. Oder er ist gar nicht mehr da, er hat den schönen, lichtvollen Fensterplatz dem Schreibtisch abtreten müssen. Unsere Töchter borgen sich nicht, wie früher wohl, mit allerliebster, wichtiger Miene den Nähtischplatz zu ihren Arbeiten, sondern sie erkiesen unsern Schreibtisch zu ihren Studien auf der Schule, auf dem Lyzeum, auf der Studienanstalt oder der Universität. Wissenschaftliche Bücher, Kommentare und Grammatiken bedecken die Platte, wie wir einst unsere bescheidenen Nähkörbchen auf Mutters Nähtisch stellten.

Und was haben unsere modernen Frauen heute alles zu schreiben! Natürlich zuerst Briefe. Und dann Abhandlungen für den Druck oder den Schreibtischkasten — gleichviel. Oder Romane, oder Novellen, oder Memoiren. Am Schreibtisch hat manche wackere Kämpferin ums Dasein ihr bescheidenes Brot gefunden, das ihr am Nähtisch nicht beschieden war. Und andere fanden ihr reiches, auskömmliches Brot dabei. Also darf der Schreibtisch auch nicht als Eindringling geschmäht werden. Wir dürfen aber auch unsere Ahnen nicht schmähen, weil sie die Nadel selbstverständlicher handhabten als die Feder. Denn schreiben konnten sie auch. Und wie schreiben! Goldene, ausführliche Briefe entstanden an der Platte des alten Sekretärs, mit der Gänsefeder auf grobes Papier geschrieben. Briefe, wenn sie eine Reise gemacht hatten oder der Gatte verreist war, Briefe an die Söhne in der Fremde.

Oder wir finden in der alten Truhe, mit verblichenem blauem Band gebunden, treulich gehütet von Enkeln und Urenkeln, die Brautbriefe, die sie sich schrieben in zehnjährigem Brautstande.

Und mögen Stil und Wendungen und Orthographie altmodisch sein, was uns aus jenen Briefen entgegenleuchtet, ist nie altmodisch und wird niemals altmodisch werden: das echte, treue, goldene Frauenherz. Und daß die Ahne auch des Lebens Kämpfe und Klippen gekannt hat, das lesen wir ebenfalls aus alten Briefen. Nein, schmäht mir die alten ungelehrten Frauen nicht, die an Großvaters Sekretär schrieben, die den eigenen Schreibtisch nicht kannten. Und schmäht den Nähtisch nicht, auch am Nähtisch erwuchsen Persönlichkeiten.

Im großen und ganzen ist bei unseren heutigen jungen Mädchen, namentlich bei denen, die in der Großstadt heranwachsen, das Interesse für den Nähtisch geschwunden. Sie halten ihn kaum mehr für nötig, trotzdem schöne Handarbeiten neuerdings wieder sehr beliebt und auch zur Ausschmückung der Damenkleider hochmodern sind. Wenn man diese Handarbeiten auch ausführt, ein Nähtisch gehört nicht unbedingt dazu.

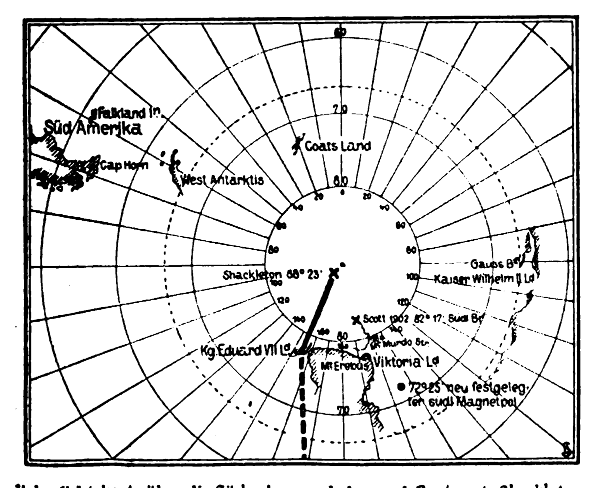
Vielleicht dauert es nicht mehr lange, und der Nähtisch wird, wenn er nicht ein „Berufstisch" ist, ganz verbannt wie der Nähstock, der Vorgänger des Nähtisches, der bei der Urahne mit seinem festgepolsterten Kissen eine Art Stehpult zum frohen Spiel für uns Kinder bildete. Denn bei der Urahne gab es Anno 1880 noch Spinnrad und Nähstock. Aber den „Sekretär" auch.

Soll man nun dem verschwindenden Nähtisch müßig nachtrauern? Soll man über die Wendung im Frauenleben, das so vielfach zur Betätigung auf geistigem Gebiet drängt, seufzen und klagen?

Gewiß nicht. Nähtisch und Schreibtisch sind zwei gleichwertige Gegenstände im Wohnzimmer der deutschen Frau, zwei wackere Zeugen von früherem und jetzigem, von gewesenem und stets blühendem Frauenfleiß.

Unsere Bilder

Die militärischen Maßnahmen Oesterreichs (Abb. S. 527). Die österreichische Regierung hat zwar Serbien gegenüber eine große Friedfertigkeit bewiesen; sie bereitet sich aber doch mit Energie auf den Kriegsfall vor. Täglich gehen Truppentransporte an die serbische und montenegrinische Grenze ab; trotzdem der Mobilisationsbefehl offiziell noch nicht bekanntgegeben ist, werden die Reservisten einberufen und mit ihren Regimentern nach dem Südosten der Monarchie geschickt.



Uebersichtskarte über die Südpolarexped. des engl. Leutnants Shackleton.

Die leitenden Männer der österreichischen Wehrmacht (Abb. S. 528) tragen in diesen kritischen Tagen eine schwere Verantwortung. Der gemeinsame österreichisch-ungarische Kriegsminister Baron Schönaich hat in den letzten Jahren im Verein mit dem Generalstabschef Conrad von Hötzendorf die Reorganisation der Armee durchgeführt. General v. Varesanin hat die wichtige Stelle eines Landeschefs und Militärkommandanten von Bosnien und der Herzegowina erst unlängst angetreten; er hätte im Kriegsfalle die Verteidigung Bosniens zu leiten. Heinrich v. Nauta kommandiert die Donauflottille, die, des Kriegsausbruchs gewärtig, unweit von Belgrad bei Peterwardein vor Anker liegt.

Den Schauplatz des zu befürchtenden Krieges zeigt unsere Uebersichtskarte (S. 528). Es ist daraus unschwer zu ersehen, wie leicht es den Oesterreichern mit Hilfe ihrer Donauflottille fallen würde, Belgrad zu besetzen. Es ist also erklärlich, daß die serbische Regierung ihren Sitz nach Nisch verlegen will.

Die kriegerische Begeisterung der Serben (Abb. S. 529) wächst von Tag zu Tag. Dem slawischen Volkscharakter entsprechend, geht es bei serbischen Kriegsvorbereitungen sehr pittoresk zu; die Freiwilligen in ihren bunten Nationalkostümen erscheinen dem Volksbewußtsein fast wichtiger als die regulären Truppen. An die Spitze der Freischaren soll der russische General Lipovac gestellt werden. Der Kriegsminister Zivkowich, ein leidenschaftlicher Gegner Oesterreichs, sorgt für die Kriegsbereitschaft der regulären Armee.

Der Poststreik in Frankreich (Abb. S. 531). Paris und die anderen großen Städte Frankreichs waren in den letzten Tagen voneinander und von dem Ausland nahezu gänzlich abgeschnitten. Der Generalstreik der Post- und Telegraphenbeamten brachte den ganzen ungeheuren Betrieb der Pariser Post zum Stillstand. Die Truppen hatten nicht nur die durch die Erregung der Streikenden gefährdete Ruhe zu wahren, sondern wurden auch provisorisch als Briefträger und Postbeamte verwendet.

Die Südpolar-Expedition (Porträt und Karte untenstehend), die der englische Marineleutnant Shackleton am Neujahrstage 1908 von Lyttelton auf Neuseeland aus angetreten, hat einen bedeutenden Erfolg gehabt. Während der von Scott im Jahr 1902 auf der „Discovery" erreichte weiteste Punkt unter 82 Grad 17 Minuten lag, ist die Shackleton-Expedition mit 88 Grad 23 Minuten dem Südpol bis auf 100 englische Meilen — also etwas über 150 Kilometer — nahegekommen. Die wissenschaftlichen Feststellungen sind von hervorragendster Bedeutung. Shackleton bestimmte den magnetischen Südpol auf 72 Grad 25 Min. südlicher Breite und 154 Grad östlicher Länge von Greenwich. Ein Teil der Expedition bestieg den großen antarktischen Vulkan Erebus. Dann rückte die Expedition in einer 126 Tage dauernden Schlittenreise 1780 Meilen weit vor. Die geologischen Entdeckungen bestätigen, daß um den Pol ein großer antarktischer Kontinent liegt. Kohlenlager wurden nachgewiesen. Weiteren wissenschaftlichen Forschungen ist ein ungeheures Gebiet erschlossen.



Leutnant Shackleton.

Der Reichsballon Zeppelin I (Abb. S. 532) vollführte in den letzten Tagen mehrere erfolgreiche Probeflüge. Es gelang ihm, zu wiederholten Malen auf fester Erde zu landen; an der vorher gewählten Stelle erwarteten Mannschaften des Luftschifferbataillons den Ballon und zogen ihn an den ausgeworfenen Seilen zur Erde.

Der Ballon Cognac (Abb. S. 532) war in Davos aufgestiegen, trieb sodann über die Alpen bis zum Wettersteingebirge und blieb in den Bäumen am Abhange des Kämikopfes hängen. Der Schiffbruch der Aeronauten wurde in dem Observatorium auf der Zugspitze beobachtet, so daß am nächsten Morgen eine Rettungsexpedition die Verunglückten aus ihrer unangenehmen Lage befreien konnte.

Der Geheime Medizinalrat Prof. Dr. Rudolf von Renvers (Abb. S. 530), der infolge einer Gallensteinoperation gestorben ist, war einer der besten praktischen Aerzte Berlins. Prof. v. Renvers leitete seit Jahren die Innere Abteilung des Städtischen Krankenhauses in Berlin-Moabit.

Der erste deutsche Jugendgerichtstag (Abb. S. 534) wurde dieser Tage im Charlottenburger Rathaus abgehalten. Die Versammlung, in der bedeutende Juristen und die Vertreter vieler Behörden und Fürsorgevereine saßen, befürwortete die Einführung der Jugendgerichtshöfe bei allen deutschen Gerichten.

Die Alsterboote (Abb. S. 533), die das Hamburger Stadtbild in der schönen Jahreszeit beleben, wurden vor kurzem mit Hilfe von Eisbrechern dem Eis entrissen, das sie in diesem langen und strengen Winter umschlossen hatte.

Ein großes Automobilmanöver (Abb. S. 530) bildete jüngst in England das Tagesgespräch. Die Armeeverwaltung wollte erproben, ob es möglich sein würde, rechtzeitig Truppen an die Küste zu befördern, wenn es einem in England gelandeten Feind gelungen wäre die Eisenbahnlinie zu zerstören. Ein Bataillon der Gardeinfanterie wurde in Automobildroschken, die aus privatem Besitz requiriert worden waren, in kurzer Frist von London nach Hastings gebracht.

Die Sieger im Berliner Sechs-Tage-Rennen (Abb. S. 530). Das große Radrennen in den Hallen am Zoologischen Garten in Berlin endete mit dem Siege der Amerikaner Mac Farland und Moran. Sie schlugen ihre gefährlichsten Gegner, das Paar Stol-Berthet, um eine Runde, vermochten aber nicht den Rekord zu erreichen, den sie selbst auf dem Neuyorker Sechs-Tage-Rennen aufgestellt hatten.

Mittfastenfeier in Paris (Abb. S. 533). Trotz der Unruhe der Zeiten wurde, wie jedes Jahr, in Paris der große Mittfastenfestzug abgehalten. Zur „Königin der Königinnen" wurde in diesem Jahr eine hübsche Repräsentantin des Fleischergewerbes erkoren. Auf einem Aeroplan thronend, fuhr sie durch die Straßen von Paris.

Personalien (Abb. S. 533). Der um die Bekämpfung der Tuberkulose hochverdiente Prof. Dr. Pannwitz empfing anläßlich seines 25jährigen Doktorjubiläums zahlreiche Glückwünsche. — Der Tod hat eine ganze Reihe bedeutender Persönlichkeiten hinweggerafft. Der Senior der deutschen Dramatiker und Literaturhistoriker Dr. Rudolf von Gottschall starb in Leipzig, der Stadt, in der er lange Jahre hindurch seine Tätigkeit als Dramaturg und Schriftsteller entfaltet hatte. — In Berlin verschied Graf Friedrich von Perponcher, der Oberhof- und Hausmarschall weiland Kaiser Wilhelms I., dem er durch lange Jahre als Leiter des Hofdienstes treu zur Seite stand. — Der russische Verkehrsminister a. D. Fürst Chilkow ist, 75 Jahre alt, in St. Petersburg gestorben. Er bekleidete sein Amt von 1894 ab länger als ein Jahrzehnt hindurch.

Die Börsenwoche.

Wenn diese Zeilen in die Hände der Leser gelangen, hat sich vielleicht bereits die Frage, ob Krieg, ob Frieden auf dem Balkan, entschieden. Das Zünglein der Wage schwankt unaufhörlich, und nachdem besonders von Westeuropa aus die Hoffnung auf eine friedliche Lösung des österreichisch-serbischen Konflikts bisher genährt worden war, hatte sich auch der Pariser und Londoner Diplomatie sowie der dortigen Geschäftskreise eine wesentlich pessimistischere Stimmung bemächtigt. Denn die eifrigen Bestrebungen der Großmächte zur Auffindung eines gangbaren Weges zur Konferenz scheiterten bisher an der zweideutigen Haltung Rußlands, dem, sollte tatsächlich der Konflikt durch Waffengewalt zum Austrag gelangen, die Verantwortung für die Störung des europäischen Friedens zufallen würde. Daß unter solchen Verhältnissen die Geschäftswelt sich in einer fieberhaften und angstvollen Spannung befindet, bedarf keiner Erwähnung. Die Börsen haben sich bisher diesen besorgniserregenden Verhältnissen gegenüber noch ganz außerordentlich wacker gehalten, wenn auch sowohl in Berlin als in London und Paris Rückgänge und Stockungen eingetreten sind, so nahmen die Kursabschläge doch nirgends einen größeren Umfang an.

Diese verhältnismäßig gute Haltung der Märkte findet ihre Erklärung einerseits in dem überaus flüssigen internationalen Geldstand, der die Zinssätze auf einem auch für die jetzige Zeit selten dagewesenen billigen Stand erhält, wie ferner in dem Umstand, daß die Haussengagements gegenwärtig wohl nirgends einen bedeutenden Umfang besitzen, und daß die sogenannten schwachen Hände vielfach ausgeschaltet sind. Hauptsächlich aber ist die relativ feste Stimmung eben auf die schon erwähnte, bisher aufrecht gehaltene Zuversicht gegründet, daß es doch noch in letzter Stunde gelingen werde, den Frieden auf dem Balkan aufrechtzuerhalten. Ob sich dies Bild jetzt nicht dennoch im ungünstigen Sinne ändern wird, ist fraglich genug, wenn auch die Hoffnung auf guten Ausgang keineswegs geschwunden ist. Aber wie die Dinge liegen, müssen die nächsten Tage die Entscheidung bringen. Die gehäufte Zahl der Gerüchte aus allen Teilen Europas sind zurzeit kaum mehr zu sichten, so daß es fast unmöglich ist, Sensationelles und Erfundenes von dem Zuverlässigen und Tatsächlichen zu scheiden.

In dem Tohuwabohu der politischen Wirrnisse steht der Neuyorker Markt neuerdings gleich einem Fels im Meere. Die Sorgen der jetzt im Gange befindlichen Tarifrevision haben sich ganz bedeutend vermindert, und man erkennt jetzt bereits, daß diese Vorlage, nachdem sie Gesetzeskraft erlangt haben wird, den Vereinigten Staaten wohl kaum wirtschaftliche Erschütterungen, sondern eher ökonomische Vorteile zuführen dürfte. Der sonst so bedeutende Einfluß der Neuyorker Börsentendenz auf die europäischen Märkte bleibt freilich zurzeit wegen der erwähnten besonderen Umstände ein beschränkter. Immerhin darf nicht übersehen werden, daß eine zu erwartende Kräftigung der amerikanischen Wirtschaftslage nicht ohne günstige Rückwirkung auf die europäischen Märkte bleiben kann, wenn auch dieser Einfluß gegenwärtig eine Zeitlang zurückgedrängt werden könnte. Denn selbst im Falle eines Kriegsausbruches zwischen Oesterreich und Serbien dürfte es sich wohl nur um eine in absehbarer Zeit zur Erledigung gelangende Episode handeln, vorausgesetzt, daß, wie man mit Bestimmtheit erwarten darf, keine europäischen Verwicklungen aus jenem Fall entstehen werden. Unsere einheimische Wirtschaftslage leidet natürlich empfindlich unter dem Hinzutritt der politischen Schwierigkeiten, die die erhoffte Frühjahrsbelebung hintanhalten, wenn nicht überhaupt zunichte machen werden.

Verus.

Die Toten der Woche

Fürst **Alexander Boriatinsky**, ehem. Flügeladjutant des Zaren, † in Paris am 17. März im Alter von 71 Jahren.

Fürst **Chilkow**, ehem. Verkehrsminister, † in Petersburg am 21. März im Alter von 75 Jahren (Portr. S. 533).

Marie **Dahn-Hausmann**, ehem. bekannte Hofschauspielerin, † in München am 22. März im Alter von 80 Jahren.

Geh. Hofrat Dr. **Rudolf von Gottschall**, bekannter Schriftsteller, † in Leipzig am 21. März im Alter von 85 Jahren. (Portr. S. 533.)

Ingenieur **Hermann Knauer**, bedeutender Architekt, † in Berlin am 18. März im Alter von 38 Jahren.

Friedrich Graf von Perponcher-Sedlnitzky, ehem. Oberhofmarschall Kaiser Wilhelms I., † in Berlin am 21. März im Alter von 88 Jahren. (Portr. S. 533.)

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **Rudolf von Renvers**, bekannter Berliner Kliniker, † in Berlin am 22. März im 54. Lebensjahr. (Portr. S. 530.)

Prof. Dr. **Fritz Römer**, Direktor des Senckenbergischen Naturhistorischen Museums, † in Frankfurt a. M. am 20. März im Alter von 43 Jahren.

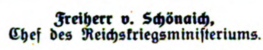
Bilder vom Tage

Kriegsbereitschaft in Oesterreich-Ungarn.

Ausrückende Truppen: Das 84. Infanterieregiment auf dem Marsch zum Südbahnhof in Wien.

Phot. Illustrations-Centrale, Wien.





Freiherr v. Schönaich,
Chef des Reichskriegsministeriums.



F. Conrad von Hötzendorf,
Chef des Generalstabs.



Varesanin von Vares,
Der neue Landeschef für Bosnien u. die Herzegowina.



Ritter von Nauta,
Kommandant der Donauflottille.

Leitende Männer in kritischer Zeit.

Zum Konflikt zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien: Uebersichtskarte über Serbien und die Grenzgebiete.



Die Serben in Waffen.

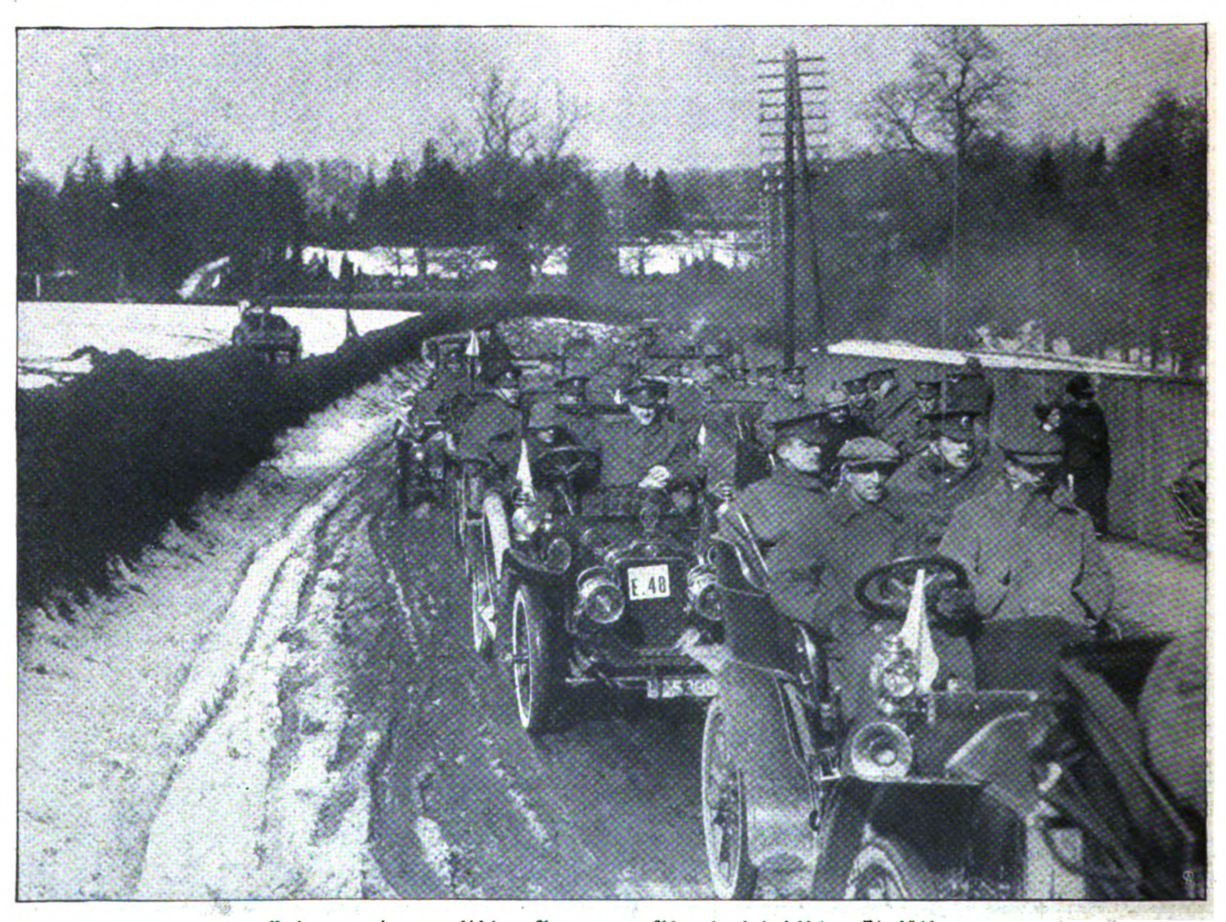
Oben: Soldaten auf dem Marsch zu Uebungen.
Links: Der serbische Kriegsminister Zivlowich.
Rechts: Russischer General Lipovac, zum Führer des Freikorps ausersehen.
Unten: Kriegsfreiwillige unter der Fahne.



Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Rudolf v. Renvers †
der bekannte Berliner Kliniker.



Mac Farland (1) und Moran (2), die preisgekrönten Amerikaner.
Die Sieger im Berliner Sechs-Tage-Radrennen.



Uebungen der englischen Armee zur Abwehr feindlicher Einfälle:
Eine Abteilung Infanterie wird in Automobilen von London nach Hastings befördert.





Der große Poststreik in Paris.

Oben: Postbeamte und Telephonistinnen begeben sich zu einer Streikversammlung im Vauxhall-Saale. — **Rechts:** Leerung eines Straßenbriefkastens durch einen Soldaten. — **Unten:** Stilleben im Hauptpostamt mit den zur Bewachung kommandierten Soldaten.

Phot. „Rapid“, Paris.

Uebungsfahrten des Reichsballons „Zeppelin I“.

1. Mannschaften des Luftschifferbataillons leisten Hilfsdienste bei der Landung.

2. Die erste glückliche Landung des „Zeppelin I“ auf fester Erde bei Jettenhausen.

Phot. Scholl & Sohn



Vom Unfall des Ballons „Cognac“ bei seiner Fahrt über die Alpen.

1. Die Hülle des Ballons auf einer Tannenspitze am Kämikopf.

2. Die geretteten Aeronauten M. de Beauclair (×) und Rittmeister v. Frankenberg (links) mit der Rettungsexpedition.



Geh. Hofrat Dr. Rudolf v. Gottschall †
der bekannte Dichter und Kritiker.



Die Mittfastenfeier in Paris:
Die „Königin der Königinnen" mit ihren Ehrendamen.
Phot. M. Rol & Cie.

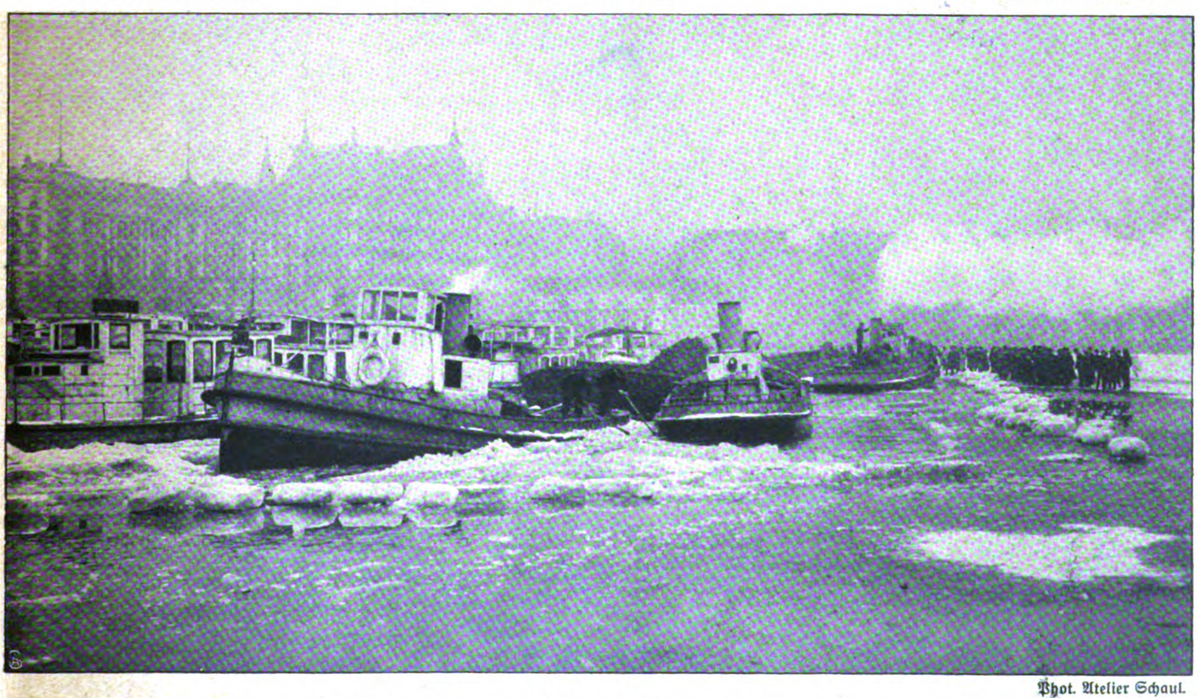


Fürst Chilkow †
der ehemalige russische Verkehrsminister.

Friedrich Graf von Perponcher-Sedlnitzky †
Oberhof- und Hausmarschall
weiland Kaiser Wilhelms I.



Professor Dr. Pannwitz,
Generalsekretär der internat. Vereinigung
gegen die Tuberkulose,
feierte sein 25jähriges Doktorjubiläum.



Phot. Atelier Schaul.
Frühlingsanfang auf der Alster: Eisbrecher schaffen die Hamburger Alsterboote aus dem Winterquartier.

Vom ersten deutschen Jugendgerichtstag:

Die Hauptversammlung im Rathaus zu Charlottenburg.
Oberes Bild: Am Vorstandstisch: 1. Amtsrichter Dr. Hertz, Hamburg.
2. Amtsrichter Dr. Friedeberg, Weißensee. 3. Oberlandesgerichtsrat
Schaffteck, Würzburg. 4. Geh. Admiralitätsrat Dr. Felisch, Berlin.
5. Amtsgerichtsrat Köhne, Berlin. 6. Generalstaatsanwalt Dr. v. Rupp,
Stuttgart. 7. Amtsrichter Dr. Leverkühn, Lübeck. — Unteres Bild:
1. Martha Poensgen. 2. Elsa von Liszt. 3. Margarethe Dittmer. 4. Frl.
Dr. de Waal. 5. Lina Koepp. 6. Frl. Dr. Duensing. 7. Staatsminister
z. D. Hentig. 8. Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat Dr. Krohne, Berlin. 9. Amts-
gerichtsrat Dr. Fischer, Berlin. 10. Stadtrat Dr. Samter, Charlottenburg.
11. Amtsgerichtsrat Badstübner, Tempelhof. 12. Amtsgerichtsrat
Almenroeder, Frankfurt a. M. 13. Direktor Dr. Polligkeit, Frankfurt a. M.

Spezialaufnahmen für die „Woche".



Hanseaten.

Roman von

Rudolf Herzog.

6. Fortsetzung.

Robert Twersten ging über die Werft und warf einen Blick in die Schiffsbauhalle. Die grellen Feuer der Glühöfen blendeten seine Augen, das Rasseln der Ketten, das Knirschen der Eisenblöcke nahm ihm das Gehör. Dann gewahrte er den Schürmeister, den langen Bratspieß in den Gorillaarmen. Jetzt zog ein Entzücken über des Alten knochiges Gesicht, und die Lippen schnalzten. Ohne Widerstand zu finden, war der Eisenstab in den weichen Eisenblock gedrungen. Das Gericht war gar.

Schnell trat Robert Twersten auf ihn zu und drückte dem erstaunten Mann ein Zwanzigmarkstück in die Hand.

„Wofür, Herr Twersten?"

„Für Ihren kleinen Enkel. Kaufen Sie dem Jungen Spielsachen dafür."

„Et is man bloß en lüttje Deern. . . ."

„Na, schadet auch nichts. Geht's Ihrer Tochter wenigstens gut?"

„Nur fünf Tag hat se gelegen. Da is noch Muck in de Knochen, nich wahr, Herr Twersten?"

„Ich komm heute abend mal vorbei. Wo wohnen Sie denn, Matthes?"

„In der Niedernstraße, Herr Twersten. Von der Straße aus durch den zweiten Gang, in dem Wohnhof rechterhand. Nee, wissen Sie, das lassen Sie man lieber nach, dat 's nix für feine Leute."

Ein neuer, glühweißer Eisenblock wurde aus dem Ofen gehoben und in schlankem Bogen durch die Luft gewunden. Des Alten Gliedmaßen strafften sich. Seine Augen funkelten dem neuen Gericht entgegen. Er hatte jetzt keine Zeit mehr für Privatunterhaltungen.

„Obacht", zischte er heiser, und sein Stab bohrte sich liebevoll in das Metall, das feurige Spritzer und beißenden Dampf verstreute.

Robert Twersten wehrte mit der Hand die Funken ab, die ihn umtanzten, und suchte den Ausgang. Das war ja ein Martyrium, hier seine Tage zu verbringen. Diesen Leuten mußte eine Aufmunterung werden. Und nun beschloß er gerade, den Alten und seine Familie in der Niedernstraße durch seinen Besuch zu erfreuen. —

Im Laufe des Nachmittags klingelte das Telephon in Twerstens Privatkontor. Er nahm es auf und rief hinein.

„Hallo — hier K. R. Twersten's Werft. Jawohl, Karl Twersten selbst. Und nun höre ich es schon an der Stimme: Ingeborg Bramberg."

Er nannte den Namen mit tiefem, vollem Klang.

Sie fragte bei ihm an, ob das Eis im Hafen eine Betriebsstörung hervorgerufen habe. „Ich hatte heute morgen so viel mit Weihnachtspackereien zu tun, daß ich nicht einen Augenblick an die frische Luft gekommen bin", entschuldigte sie sich. „Vorhin erst höre ich von Theodor Bramberg, daß die Reederei kaum laden kann und er sich deshalb einen freien Tag gemacht habe. Sonst hätte ich schon früher angerufen. Ist es denn so schlimm?"

„Nicht ganz so schlimm, Frau Ingeborg. Sie sehen ja, daß ich mir keinen freien Tag gemacht habe."

„Aber achten Sie auch ein wenig auf Ihre Gesundheit?"

„Es gibt keinen besseren Prüfstein für die Gesundheit als dies klirrende Wetter. Wie wär's?"

„Was? Sagen Sie es schnell!"

„Daß Sie sich auch dieser Prüfung unterziehen. Meine eiserne Barkasse geht glatt durch das Eistreiben hindurch."

„Eine Fahrt durch das Eis?" Und er vernahm, wie ihre Stimme vor freudiger Erregung zitterte.

„Ja, eine Fahrt durch das Eis. Als wären wir Alleinbeherrscher des Hafens. Wollen Sie?"

„Und ob ich will! Wo nehmen Sie mich an Bord?"

„Am Baumwall. Können Sie in einer Stunde dort sein? Schön. Ich freue mich."

„D o c h nicht so wie ich. . . . Auf Wiedersehen — —"

Er hing den Apparat an. Seine Brust tat einen ganz tiefen Atemzug. Den Kopf aufgestützt, sah er mit einem verlorenen Lächeln vor sich hin. Und wieder atmete seine Brust ganz tief und wohlig — —. Dann brachte er seine Arbeit zum Abschluß.

Als er um fünf Uhr am Baumwall landete, erblickte er schon von weitem trotz des Dämmerlichtes ihre hohe Gestalt in Winterrock und Pelzjackett. Ohne zu sprechen, bot er ihr die Hand und half ihr herüber. Und sofort ging die Barkasse wieder unter Dampf.

Und Twersten führte seinen Gast in die kleine Deckkajüte, in der ein Kanonenöfchen glühte und das Glas des Auslugfensters mit seiner Wärme beschlug. Ganz still und heimlich war es in dem schmalen Raum.

„Deine liebe Gestalt habe ich sofort erkannt," sagte Twersten, „aber der dichte Schleier nimmt mir das Schönste."

Sie hob die Arme und wand ihn los. Und sie ließ die Arme sinken, daß ihre Hände auf seinen Schultern ruhten und der Schleier seinen Nacken umfing. So standen sie und lasen stumm in ihren Augen, und die Lippen bewegten sich wie von einem frohen Wort, und einer küßte das frohe Wort still von den Lippen des andern.

„Guten Tag, Ingeborg."

„Guten Tag, Karl."



„Wenn du nicht bei mir bist, fehlst du mir, und wenn du bei mir bist, ist mir, als hättest du mir nie gefehlt. Alles ist ausgeglichen."

„Und du fehlst mir nie und nirgendwo. Ich schließe nur die Augen. . . ."

„Nein, öffne sie. Ich muß mich darin finden. Irgendwo muß der Mensch seine Heimat wissen."

Sie zog ihn hastig an sich. „Du hast sie nicht nur in meinen Augen." Und sie ließ ihn frei.

„Komm," sagte er, „jetzt beschenke ich dich mit einem Bilderbuch, wie es nur die treuesten Kinder Hamburgs zu Weihnachten bekommen."

„Ja," sagte sie, „feiern wir Weihnachten." — —

Als sie aus der Kajüte traten, schwiegen sie beide. Der Hafen war zur Märchenwelt geworden. Zu einer einsam schimmernden Märchenwelt aus fernen Eisregionen. Westwärts flammte der Himmel blutrot und warf purpurne Teppichfetzen über das schillernde Eis. Und je weiter und länger sie fuhren, desto seltsamer wandelten sich die Farben, zogen breite, violette Bordüren in das Rot, spannen smaragdgrüne Fäden ein und tiefblaue Muster von der Leuchtkraft des Ultramarins und mischten sich jäh, um als ein heißes Gelb den Horizont zu überziehen, als hätte plötzlich der Himmel Aegyptens mit dem des Nordens getauscht.

Und hinter dem eissplitternden Boot lag die Dämmerung, und sie schämte sich ihrer grauen Dürftigkeit und schmückte sich mit einem weiten Kranz kleiner, bunter, zitternder Lichter. Aus den Schuppen an den Kais blinkte das Licht, vom Bug und Heck der Schiffe im Strom, von den Dückdalben und den schwimmenden Palisaden des Zollgebiets. Und mächtig strömte es herüber von den Straßenzeilen und stand als heller, weißer Schein noch fern über der Stadt.

Am alten ehrwürdigen Sandtorhafen glitt die Barkasse vorüber, und der große Zeitball auf dem Turme des Staatsspeichers schien der Mond, der sich nicht von den Bildern zu trennen vermochte. Und des Lebens Armseligkeit und des Lebens goldener Reichtum taten sich auf, und der Blick huschte in die Passagierhallen heimatloser, heimatverlangender Auswanderer, Gettos gleich, vom pulsenden Leben geschieden, damit nicht der Hauch eines Niedergebrochenen die Stadt gefährde, und in die Früchtespeicher am Kirchenpauerkai, über die strotzende Fülle duftender Orangen, lachender Zitronen, von sorgsam geschürten Wärmespendern in der Illusion der Heimatluft gehalten. Donnernd brauste ein Eisenbahnzug über die kühn geschwungene Brücke, die die Norderelbe überspannt, winkte noch einmal mit den Laternen und schwand im Dunkel.

„Nichts ruht, alles drängt vorwärts", sagte Twersten mit leuchtenden Augen.

„Und wir feiern Weihnachten", flüsterte sie und schmiegte sich an ihn. „Heute schon und ganz allein."

„Und Himmel und Erde, Feuer und Wasser beschenken uns."

Ein gewaltiger Fangarm streckte sich nach ihnen aus. Der Riesenkran des Höfts.

„Tausend Zentner kannst du heben," lachte Twersten, „aber unsere Seligkeit hebst du nicht!"

„Nein!" rief Ingeborg, „die hebst du nicht!"

Die Eisschollen stemmten sich fester gegen den Bug des Schiffes, aber die Barkasse mahlte sich hinein. An dem ragenden Mastenwald, der sich verwirrend gabelte und zweigte, erkannten sie, daß sie im Segelschiffhafen fuhren. Ein aufspringender Luftstrom ließ sie den Frost verspüren.

„Frierst du auch nicht, Ingeborg?"

„Das ist ganz gleich. So schön ist es hier. So wunder — wunderbar schön."

Er nahm ihre Hände, die eiskalt waren.

„Nein," sagte er, „so geht das nicht. Du lehnst dich gegen mich und steckst beide Hände in diese große Ueberziehertasche."

Und sie gehorchte und lehnte sich fester gegen ihn und vergrub ihre Hände in seinem Mantel.

„Du liebe Frau", sagte er leise.

„Still! Oder ich habe die Hände zu etwas Besserem nötig, als sie in Ruhe zu halten."

„Du liebe Frau — — —"

„Ich möchte sie dir um den Hals legen, um diesen starken, stolzen, arbeitsamen Kopf —"

„Du liebe Frau."

„Nein," sagte sie, „ich friere nicht mehr. Das geht wirklich nicht. Ich muß dir auch etwas Liebes antun."

„Ich spüre dich. Ist das nicht Liebes genug?" Und er legte den Arm um sie.

Sie sahen nicht mehr nach dem wechselvollen Hafenbild. In dem Hafen, in dem sie waren, gab es keinen Wechsel, aber den besten Ankergrund Hamburgs. Und sie horchten: ist das mein Herzschlag — ist das sein Herzschlag? Und dann fanden sie es bald: es ist unser Herzschlag.

Sie waren in die Kajüte eingetreten und hielten die Hände über den pausbackigen Ofen. Die Wandlampe warf einen lachenden Schein über sie und ließ die Eiskristalle wie Diamanten glitzern, die sie mit hereingetragen hatten.

„Nun siehst du aus wie die Märchenkönigin, die zu Weihnachten vom Ende der Welt, vom geheimnisvollen Nordkap kommt."

„Und du wie der heilige Nikolas, der in der Adventzeit zu uns Kindern kam und die schönsten Märchen wußte."

„Sind wir heute nicht wie die Kinder? Herrgott, ist es schön, dies Gefühl einmal wieder zu haben. So jung zu sein."

„Komm," bat sie und zog ihn zu sich auf die Rundbank, „erzähle ein Märchen."

Er wischte mit der Gardine das feucht beschlagene Fenster blank.

Und sie blickten hinaus, über die Ufer hinweg zu dem hell schimmernden Stadtbild mit den ragenden Kirchtürmen.

„Das ist die Nikolaikirche, die war dem heiligen Nikolaus geweiht. Vor Jahrhunderten trug sie eine Krone aus purem Golde. Da hatten die Hamburger auf dem Meere ihren Erbfeind, Klaus Störtebeker, niedergerannt, und als die den Mast seines Schiffes fällten, war er hohl und mit geraubtem Gold ausgegossen. Aus diesem



Golde schuf man die Krone und weihte sie dem heiligen Nikolaus, weil der Klaus, der Störtebeker, ja nun nichts mehr seinem Schutzpatron weihen konnte, denn der wilde Held wurde schmählich geköpft. Sankt Nikolai aber entbrannte in Liebe zu seiner Nachtbarin Sankt Katharinen und trat ihr eines Tages die Krone ab. Da kannst du sie heute noch sehen auf dem Turme der Katharinenkirche. Und Störtebeker freut sich noch im Grabe, daß er mit seinem Golde selbst die Heiligen durcheinander gebracht hat."

„Der Störtebeker scheint dir Spaß zu machen. Und er war doch ein Pirat und Hamburgs geschworener Feind."

Twersten lachte ein leises, glückliches Lachen.

„Spaß? Ja, Spaß macht mir alles, was wagende, furchtlose Männlichkeit ist. Und den übrigen Hamburgern nicht minder. Alles, was Mut erfordert und nach dem Erfolge greift. Wie wäre es sonst möglich, daß Klaus Störtebeker, der verwegene Pirat und Meerkönig, daß der Feind der Stadt dennoch der Hamburger Nationalheld wurde und nicht sein Besieger Simon von Utrecht, der nachmalige Ehrenbürgermeister, von dem man kaum mehr noch als den Namen weiß. Aber zahllose Volkslieder bewahren den Namen des Meerkönigs und seiner Spießgesellen, die dort, auf dem Grasbrock, an den Henker glauben mußten, den sie auf der Stelle nach sich zogen. Höre zu, ich weiß noch eine Strophe:

,Der Büttel, der hieß Rosenfeld,
Der trieb so manchen stolzen Held
Zu Tod mit frischem Mute;
Er stund wohl in geschnürten Schuhn
Bis an die Enkel im Blute!'

„Und der jüngste Ratsherr trat heran und fragte den Scharfrichter wohlwollend, ob er sich auch nicht überanstrengt habe bei dem Geschäft. ,Was?' schrie der. ,Mordswohl ist mir, und ich habe noch Kraft genug, den gesamten Rat dazu zu köpfen.' Da mußte er des schlechten Beispiels wegen, das er mit dieser Antwort gegeben hatte, auf der Stelle selbst den Kopf auf den Block legen."

„Ich hätte nie geglaubt," sagte Ingeborg Bramberg und streichelte seine Hand, „daß der Chef der Firma K. R. Twersten auch Sagen und Märchen im Kopfe trägt wie ein anderer Mensch."

„Du machst mich wieder jung, Ingeborg, und mit dem Jungwerden wachen die alten Erinerungen auf an den Großvater, der ein Helgoländer war und mir als Knaben die Geschichte unserer Meere erzählte, wenn ich ihn am Feierabend auf der Werft besuchte. Denn Helgoland war einst mit Wisby der stärkste Stützpunkt der nordischen Korsaren."

„Ich habe dich so gern, Karl, wenn du erzählst."

„Und ich dich, weil du mich zum Erzählen bringst. Das ist mir seit zwanzig Jahren nicht passiert. Und nun wischest du mit deinen lieben Händen den ganzen Zeitraum aus, und ich verspüre unverbrauchte Kräfte und hole nach."

„Wir holen nach," sagte sie, „wir beide." —

Sie gingen wieder hinaus und sahen backbord die Lichter der Werft erscheinen. Twersten hob den Kopf. Seine Nasenflügel wölbten sich. Er witterte die Luft, die seine Lebensluft war, und zog sie tief ein.

„Sie machen Ueberstunden. Das glutet und flutet. Weißt du dir ein schöneres Bild im Hafen, Ingeborg?"

„Nein", erwiderte sie und stand Schulter an Schulter mit ihm. „Es ist das schönste. Weil es von deinem Geist ganz erfüllt ist."

„Dort liegt die ,Ingeborg' auf dem Wasser. Und dort der ,Theodor Bramberg'. Das sind fröhliche Hammerschläge."

„Weshalb treibst du sie so vorwärts? Der Ueberholungstermin ist doch erst zum Herbst?"

„Weshalb? Man hat es im Gefühl. Es liegt etwas in der Luft, und da sorge ich vor."

„Spanien und seine Kolonien —?"

„Wie du es triffst. Ja, Spanien und seine Kolonien. Dabei wird es nicht bleiben, und da heißt es: gewappnet sein!"

„Deutschland doch nicht?"

„Nein, aber der Hamburger Kaufmann."

Er blickte auf die Schiffe und auf die Hellinge, auf deren einem der Kiel des spanischen Kreuzers gestreckt war, bis eine Wendung der Barkasse sie seinem Auge entzogen.

Und er fuhr fort, als hätten diese Bilder keine Unterbrechung erzeugt: „Wo irgendwo auf dem Erdball Völker aneinander geraten und es um Kronen und Reiche geht und um Verschiebungen auf der Land- und Seekarte, da ist der Hamburger Kaufmann beteiligt. Ueberall liegen seine Interessen, in Werten und Kalkulationen. Auf der ganzen Welt ist er daheim wie im Vaterland. Das gibt ihm seine Sonderstellung in Deutschland und legt ihm vor allen anderen die größten Pflichten auf."

„Man wird ganz stolz, Karl Twersten, wenn man dich sprechen hört."

„Alle nicht." — Und wie oft schon, berichtete er von seinem Sohn und den Gegensätzen, die sich täglich bemerkbarer machten. Ein tiefer Mannesschmerz zitterte hindurch, als er von seinem Erben sprach.

„Wenn er das Fremde abgestoßen hat," versuchte sie ihm zu helfen, „wird er der Sohn seines Vaters sein. Gewähr ihm Zeit dazu."

Und Karl Twersten sagte wie aus einer fernen Welt heraus: „Ich wollte, du hättest mir einen Sohn geschenkt. Weshalb durfte ich dich nicht finden."

Ihre Schulter zitterte an der seinen. Ein jäh aufsteigender Tränenstrom drohte sie zu ersticken. Und sie nahm alle ihre Willenskraft zu Hilfe, um ruhig zu scheinen, um ihm ein Lächeln vorzutäuschen.

„Weshalb nicht? Und das fragst du? Weil deine ganze Kraft deinem Werk gehören sollte, dem Aufschwung der Werft in die vorderste Reihe, und weil dir der liebe Gott dann als Lohn für deine Treue statt des Abends einen neuen Morgen schenken wollte. Siehst du, die Einsamkeit hat dich stark gemacht, und mich hat sie auch stark gemacht. Und wenn wir beide nun zusammen sind, begehen wir jedesmal ein Fest. Mitten im Kampf. Ohne Alltäglichkeit. Und einer macht den andern über alle Mitmenschen hinaus froh und stolz. Immer aufs neue. Das ist es."



Und dann sprachen sie nicht mehr, bis sie landeten. Aber das Gefühl, von dem Ingeborg Bramberg gesprochen hatte, war in ihnen und blieb: froh und stolz, über die Menschen hinaus. —

Als sie ein Wagen nach Hause führte, quer durch die winterfröstelnde Stadt und weiter hinaus ins lichterstrahlende Uhlenhorster Viertel, sagte Ingeborg Bramberg sinnend: „Einen merkwürdigen Besuch hatte ich heute morgen, und ich vergaß, dir davon zu sprechen. Das junge Mädchen war bei mir, das ich bei dir kennen lernte. Damals, am Tage des Stapellaufs. Marga Vanheil. Weißt du, weshalb ich sie so ins Herz geschlossen habe? Und ich bin doch ein Dutzend Jahre älter als sie. Weil sie dich liebt. Still. Das ist mein Weihnachtsgeschenk, daß du an deine Jugend glaubst. Und nun — obschon es noch ein paar Tage bis zum Feste sind, wir haben es ja gefeiert: Fröhliche Weihnachten!"

7. Kapitel.

Um die mittägliche Besuchsstunde desselben Tages war Frau Ingeborg Bramberg die Karte Marga Vanheils übergeben worden. Sie entsann sich sofort des jungen Mädchens. Stand doch jede Einzelheit des Tages, der ihr auch Marga vor Augen geführt hatte, so klar und scharfumrissen in ihrer Seele, als ob dieser Tag gestern gewesen wäre und nicht vor mehr als Monaten schon. So ließ sie das Fräulein in ihr Zimmer führen und sich für einige Augenblicke noch entschuldigen, da sie das letzte Weihnachtspaket verschnürte.

Marga Vanheil saß in einem der tieflehnigen Biedermeiersessel und wußte nicht recht, was sie hierher geführt hatte. Eigene und fremde Sorgen hatten sich wunderlich in ihr vermischt. Und dies Gefühl war um so bedrückender, als sie ihm keinen Namen zu geben wußte, mit dem sie es hätte anrufen und bannen können. Heute früh, auf ihrem Kontorplatz, den sie seit einiger Zeit ihrem Vater gegenüber einnehmen durfte, hatte es sie übermannt. Die Feder wollte nicht, und die Hand zitterte auf dem Tischrand. Das hatte der Vater bemerkt.

„Fräulein Buchhalter," hatte er launig gemeint, „Sie haben die Montagskrankheit. Mir ist, als hörte ich ein Kätzchen miauen, das aus einem feudalen Restaurant versehentlich in unser bescheidenes Haus am Millerntor geraten ist und sich zumal unter Frachtbriefen und Versicherungspolicen gar nicht wohlfühlt. Gar nicht wohlfühlen kann. Und Fräulein Buchhalter sollte ihrem Herzen einen leichten Stoß geben und das Kätzchen an die frische Luft führen. Was meinst du dazu?"

„Nein, Vater, ich habe nur ein einziges Glas Wein getrunken und den Champagner nicht angerührt."

„Noch schlimmer. Noch viel schlimmer! Denn der Mensch büßt nur dann gern, wenn er auf seine Rechnung gekommen ist."

Sie hatte verzweifelte Anstrengungen gemacht, bei der Sache zu sein. Es war ihr nicht gelungen.

„Weißt du, Papa, ich will doch ein wenig an die Luft gehen. Ich hole die Versäumnis heute nachmittag nach."

Er war zu ihr gekommen und hatte sie an den Armen nach links und nach rechts gedreht.

„Dumme Arbeiterei. Das ist nun wieder so eine Frauenzimmermode, auf den Kontorschemel zu klettern und Soll und Haben zu konjugieren. Kind, Kind, das kriegen wir Männer ja kaum heraus. Ich hätte dir nicht nachgeben sollen. Jetzt wirst du mir krank davon."

„Ich bin dir ja so dankbar, Vater, daß ich bei dir sitzen und mich betätigen darf. Das hält mich ja gerade gesund. Heute nur — Gott, du sagst ja immer: Mädels haben mal ihren verdrehten Tag, und ich glaube, heute hab i c h ihn."

„Ach was, so etwas kommt gar nicht an dich. Du bist mir viel zu pflichttreu und machst dir viel zu oft unnötige Kopfschmerzen. Und nun gibst du mir einen Kuß, läufst auf die Straße und bringst die fidele Marga heim."

Sie hatte Winterjackett und Pelzmütze genommen und war ziellos durch die Straßen gegangen. Aber die menschenleere Stadt hatte ihr Einsamkeitsgefühl vergrößert. „Wohin?" fragte sie sich, „was will ich denn nur?" Und der Name Frau Brambergs zuckte ihr durch den Sinn. Da war sie geradeswegs nach Uhlenhorst gewandert und hatte ihre Karte in die Villa geschickt.

Nun saß sie in Frau Ingeborgs Zimmer, und eine tödliche Verlegenheit kam über sie. Welchen Grund sollte sie angeben, der sie hierher geführt hätte? Wie sollte sie das Gespräch beginnen?

Da trat die Dame des Hauses ein und nahm ihr all ihre Sorgen ab.

„Endlich!" sagte Frau Ingeborg, schüttelte ihr die Hand und drückte sie in den Sessel zurück. „Sie können das als Entschuldigung und als Vorwurf nehmen, liebes Fräulein. Als meine Entschuldigung, daß ich Sie des Weihnachtsmannes wegen warten lassen mußte, und — ja, da kommen Sie nicht drum herum — als kleinen Vorwurf für Sie, daß Sie mich so ganz und gar vergessen hatten."

„Aber, gnädige Frau," stammelte Marga, „ich wagte doch gar nicht zu denken, daß Sie sich meiner überhaupt erinnerten."

„Töricht, Mädchen," sagte sie, „haben wir den schönen Tag nicht zusammen verlebt?"

„Ja," erwiderte Marga, und es wurde ihr ganz leicht ums Herz, „das haben wir."

„Nun nehmen Sie mal das Mützchen ab und schlüpfen aus dem Jackett heraus. Es wird Ihnen zu warm werden. Oder sind Sie eine so kühle Natur, daß Ihnen das nicht passiert? Nein? Das dachte ich mir. Da auf dem Grund Ihrer Augen — nein, ich will Sie nicht verlegen machen. Ich freue mich viel zu sehr, daß Sie gekommen sind, mit mir zu plaudern."

Und die große, selbständige Marga Vanheil ließ sich das Mützchen aus dem Haar nesteln und sich das Jackett abziehen, als wäre sie ein kleines Mädchen, das hier zu Hause sei.

„So," sagte Frau Ingeborg, klingelte und ließ die Garderobe dem Diener zur Aufbewahrung geben, „das ist gleich viel gemütlicher. Und Ihre Augen leuchten gleich ganz anders, Sie blondes Mädchen. Da hält man in der Welt die Hamburgerinnen für kühl. Wie die Hamburgerinnen sich in der Stille darüber amüsieren!"



Marga Vanheil fühlte sich ganz warm und wohl in ihrem Sessel. Dieser Frau gegenüber gab es keine Scheu. Die kannte das geheime Losungswort, das alle Frauen in einen großen, schwesterlichen Bund zusammenfaßt.

„Nun sollen Sie mir einmal erzählen," fuhr Frau Ingeborg fort, „was Sie tagsüber treiben, weil Sie so gar keine Zeit für mich fanden. Sport? Das würde Sie gut kleiden. Nein? Musik? Malerei? Alles nicht? Also Hausmütterchen?"

„Ich habe die Buchführung gelernt und fremdsprachige Korrespondenzen, gnädige Frau", sagte das Mädchen errötend. „Sie müssen nicht denken, weil das jetzt Mode wird. Aber schon als Kind, wenn ich im Hamburger Hafen stand oder vor den Kontorhäusern, da hätte ich gern überall mitgeholfen. So regte mich das alles an. Und nachher — später — das Geschäft meines Vaters ist nicht so sehr groß, und die Unkosten wachsen täglich durch die Konkurrenz der großen Reedereien."

Frau Ingeborg Bramberg schob leise ihren Sessel näher heran.

„Was ist das für ein Geschäft, was Ihr Herr Vater betreibt? Ist er Reeder? Ich kenne seinen Namen nicht genug."

„Er ist Schiffsbefrachter, Makler und Spediteur. Solche Geschäfte gibt es in Hamburg viele. Und Sie können die kleinen Firmen wahrhaftig nicht kennen."

„Gehören denn wir — ich meine die Firma Theodor Bramberg u. Co. — auch zu Ihren Konkurrenten?"

„Nein," lachte Marga herzlich, „nein, das lassen Sie, bitte, nur niemand hören, gnädige Frau. Man würde Martin Vanheils Tochter ganz einfach für verrückt halten, wenn sie solche Ansichten in die Welt setzte. Wenn ich vorhin von Konkurrenz sprach, meinte ich: Schwierigkeiten. Mein Vater vertritt seit vielen Jahren eine alte skandinavische Linie. Und daß Theodor Bramberg u. Co. nun auch eine nordische Linie abgezweigt haben, ist ihr gutes Recht, und ich hätte es nicht anders gemacht. Nur daß wir den Ausfall irgendwie und irgendwo anders her wieder einbringen müssen."

„Und das sind — die Schwierigkeiten?"

„Ach, gnädige Frau, Schwierigkeiten gibt es in jedem Geschäft, ob es groß oder klein betrieben wird. Weshalb sollten wir da eine Ausnahme machen und alles glatt am Schnürchen wünschen. Nur — altert Vater in letzter Zeit so sehr, will es aber nicht merken lassen und lacht uns aus. Da hab ich mich denn langsam — in das Geschäft hineingeschmuggelt."

„Und in seine Sorgen", fügte Frau Ingeborg hinzu. Und mit einem Male spürte sie die Liebe zu dem Mädchen, wie in dem Augenblick, als sie Arm in Arm zu Twerstens Wagen geschritten waren. „Das muß ein starkes Glücksgefühl sein, Fräulein Vanheil, zu wissen, daß man von Nutzen auf der Welt ist."

„Ich möchte es erst werden, gnädige Frau", sagte Marga Vanheil bescheiden.

„Ich heiße Frau Bramberg." Und Ingeborg lächelte ihr zu.

„Ja, Frau Bramberg, und ich möchte werden wie Sie."

„Wie ich? Mädchen, Mädchen, wie kommen Sie zu der Idee? Das verhüte Gott, denn Sie sind auf einem besseren Weg, ein nützlicher Mensch zu werden. Und Sie haben den rechten Jugendmut. — Wie ich! Und das höre ich von dieser tapferen Stimme! Ja, als ich achtzehn oder zwanzig Jahre zählte. Und selbst da ging es nicht. Wissen Sie, was man in unseren Hamburger Familien einen ‚Familientag' nennt? Und was man ein ‚schwarzes Schaf' nennt? Nun, wir hatten einen solchen Familientag, und das schwarze Schaf war ich. Denn, schauerlich, ich wollte mir, obwohl aus gutem Hause, ein Studium wählen. Ich hatte keinen Stolz, ich hatte wohl keinen Verstand, und vor allen Dingen — mir fehlt das rechte Schamgefühl. Das hörte ich auf fünf Familientagen, und nach dem sechsten heiratete ich meinen Vetter Theodor, den sie mir ausgesucht hatten."

Auf Marga Vanheils Gesicht hatte Röte und Blässe gewechselt. Ganz still saß sie auf ihrem Stuhl.

„Frau Bramberg" — und es klang wie eine Abbitte — „ich habe Sie nicht traurig machen wollen."

„Nein," erwiderte Frau Ingeborg, „Sie haben mich sogar fröhlich gemacht, weil Sie so viel Schönes von mir denken. Aber ich habe das alles noch zu beweisen und will es gewiß nachholen. Soll ich Ihnen das in diese feste, tapfere Arbeitshand hinein versprechen? Sehen Sie, jetzt haben wir schon ein halbes Geheimnis miteinander."

„Wie viel Begeisterung Sie haben, Frau Bramberg. Und ich hatte doch recht, als ich mir das alles zum Muster nehmen wollte."

Frau Ingeborg Bramberg saß und spielte mit ihren Händen. Ihr Blick ging zum Fenster hinaus.

„Die Leute da draußen," sagte sie, und sie sagte es wie zu sich selbst, „die Leute da draußen, die uns für kühl halten, haben doch nicht so ganz unrecht. Da heiraten unsere Familien immer wieder miteinander und durcheinander. Und man kennt sich schon so lange und zur Genüge und hat sich so wenig Neues mitzuteilen. Das stumpft ab und legt Asche auf die Glut, die oft vielleicht ein besseres Los verdient hätte, als des Abends im Salon ein wenig aufzuflackern. Das macht — kühl."

„Gestern abend", sagte Marga Vanheil unvermittelt, „war ich mit Frau Twersten zusammen. In der Oper zuerst und dann zum Abendessen."

Ingeborg Bramberg wandte den Kopf zu ihr hin. Sie sah in des Mädchens Augen. Und sie sah den unschuldigen Blick.

„Kennen Sie Frau Twersten schon länger?"

„Als ich noch ein kleines Mädchen war, war ich mit Vater im Hause. Auch verkehrte Robert mit uns. Aber das weiß wohl Frau Twersten nicht mehr. Kennen gelernt haben wir uns eigentlich erst gestern."

„Durch Herrn Twersten?"

„Ach nein, durch Robert. Er lud uns nachmittags ein, meinen Bruder Fritz und mich, abends zu ihnen in die Loge zu kommen. Auch Herr Bramberg war dort. Und wir blieben dann noch ein paar Stündchen zusammen."

„Sie ist sehr schön, Frau Angèle Twersten", sagte Ingeborg Bramberg.

(Fortsetzung folgt.)



Große Städte und moderne Befestigungen.

Von Generalmajor z. D. E. Hartmann.

Wenn ein kleineres Staatswesen im Kriege seine Neutralität aufrechterhalten will, so muß es diesen Willen nötigenfalls mit Waffengewalt durchsetzen können, und es wird daher zur Notwendigkeit, daß solche Staaten ein ihrer Bevölkerungszahl entsprechendes Heer besitzen und sich außerdem die Landesverteidigung auf vorteilhaft angelegte Befestigungen stützen kann.

Diese Notwendigkeit sehen wir von der Schweiz, von Belgien und von Dänemark in vollem Umfange anerkannt, und die jüngsten Verhandlungen im dänischen Abgeordnetenhause über die Vorlage, die Kopenhagen nicht nur als Seefeste, sondern auch als Landfestung vorsieht, weisen daraufhin, daß man der Befestigung großer Städte hohe Bedeutung zuschreibt.

Es kann hier nicht der Ort sein, über Befestigungen eine militärtechnisch-wissenschaftliche Abhandlung zu schreiben; angezeigt erscheint es aber, zunächst in die Erörterung einiger allgemeiner Gesichtspunkte einzutreten.

Unter Festung versteht man einen im Frieden mit allen Hilfsmitteln der Technik befestigten Ort, der gegen einen völlig ausgerüsteten und der Zahl nach überlegenen Gegner nachhaltig verteidigt werden kann.

Eine Festung hat nun verschiedene Aufgaben zu erfüllen. Es kann sich dabei um die Sicherung bestimmter Punkte handeln, deren Besitz für den Ausgang kriegerischer Ereignisse von Bedeutung und Vorteil ist, oder um die Herstellung befestigter Gefechtsfelder, wozu insbesondere die verschanzten Lager und Fortsfestungen gerechnet werden.

Zur Sicherung gewisser Punkte gehört außerdem der Schutz einzelner militärischer Anstalten, wie sie sich z. B. als Geschützgießerei oder Artilleriewerkstätten in Spandau, als Kriegswerften in Danzig vorfinden, durch die Festung, die ebenso die Sicherung wichtiger Heeresstraßen und sonstiger Verbindungen, wie Eisenbahnen und Kanäle, namentlich bei Flußübergängen, im Gebirge und an der Landesgrenze zu übernehmen hat.

Meist hat eine Festung mehrere dieser Aufgaben gleichzeitig zu erfüllen, besonders bei Grenzplätzen wie Metz, Straßburg, Toul, Verdun, Thorn, Warschau, die neben wichtigen Depotplätzen und Flußübergängen gleichzeitig Stützpunkte für den Aufmarsch der Heere und die Operationsbasis bilden, nötigenfalls als Sammelplätze auf einem Rückzuge.

Hier treten nun schon größere Städte in die Erscheinung, in denen durch die Befestigungen auch reiche Hilfsquellen für die Landesverteidigung geschützt werden sollen. Dabei ist es eigentümlich, daß im allgemeinen auf die Befestigung der Landeshauptstädte verzichtet wurde, und abgesehen von der geplanten Festung Kopenhagen finden wir auf dem europäischen Kontinent nur Paris zu einer Riesenfestung ausgebaut.

Als Leitsatz moderner Befestigungskunst hat zu gelten, daß große Städte auch großer Befestigungsanlagen bedürfen, die, weit entfernt, die Städte einzuengen, eine möglichst große Bewegungsfreiheit nicht nur für die militärischen, sondern auch für die bürgerlichen Verhältnisse gestatten.

Wenn in früherer Zeit eine die Weichbildgrenze einer Stadt umziehende Stadtumwallung als eine ausreichende Sicherung angesehen werden konnte, so mußte der Wert einer solchen Umwallung nach Einführung der weittragenden gezogenen Geschütze eine ganz erhebliche Herabminderung erfahren. Denn die Stadtumwallung gewährte keinerlei Schutz mehr gegen ein Bombardement, so daß man sich gar bald genötigt sah, bei großen Städten die Befestigungen weit über die Weichbildgrenze hinauszuschieben.

Dabei wurde die geschlossene Befestigungslinie aufgegeben, und einzelne stark befestigte Stützpunkte, die als Forts bezeichnet werden, erschienen als ausreichend. Auf diese Weise gelangte man zu einem im Frieden vorbereiteten, stark befestigten Kampffeld, bei dem die durch die Festung gesicherten Städte weniger in Mitleidenschaft gezogen waren.

Ganz besonders trat dies wieder bei Paris hervor, dessen in den Jahren 1840—1845 auf Thiers' Anregung erbaute Stadtumwallung die erste war, die mit einem Gürtel von vorgeschobenen Forts versehen wurde. So war die Gürtelfestung entstanden, und Frankreich marschierte wieder einmal an der Spitze.

Als aber die deutschen Heere 1870—71 vor dieser Gürtelfestung anlangten und mit ihren schweren gezogenen Geschützen bis hinter die Stadtumwallung, also in die Stadt selbst hineinschießen konnten, da war es mit der Sicherung der großen Stadt durch diese Forts vorbei.

Die Folge davon war, daß nach dem Krieg der Fortsgürtel von Paris noch weiter als bisher hinausgeschoben wurde. So sehen wir jetzt eine der größten Städte mit einer dreifachen Befestigungslinie umgeben, nämlich einer äußeren Fortslinie, einer inneren Fortslinie, entsprechend jener von 1870, und einer Stadtumwallung, deren grundsätzliche Auflassung infolge ihrer gänzlichen Wertlosigkeit aber beschlossen ist.

Während der Umfang der alten Fortslinie von Paris 55 Kilometer betrug, stieg er bei der neuen äußeren Linie auf 130 Kilometer. Letztere liegt von der Stadtumwallung 12 bis 14 Kilometer entfernt, so daß nunmehr die Stadt selbst gegen eine Beschießung (Bombardement) vollständig sicher gestellt ist, zumal doch die Angriffsbatterien auch noch mindestens drei bis vier Kilometer von der anzugreifenden Fortslinie abbleiben müssen.

Wenn man erwägt, daß die Befestigungen von Paris den ansehnlichen Raum von zwanzig Quadratmeilen einnehmen, so kann man füglich eher von einer befestigten Provinz als einer großen Stadt sprechen, finden sich doch in diesem von den Außenforts umschlossenen Gelände Städte wie Versailles, Saint-Germain en Laye, Argenteuil und die immerhin recht großen Ortschaften wie Montmorency, Sevran, Chelles, Créteil, Villeneuve, Sceaux und andere.

Die Besatzung dieser größten Festung der Welt wird auf mindestens 140 000 Streitbare angegeben, wozu noch zahlreiches anderweitiges Personal hinzutritt, das bei einer Belagerung die Zahl der Esser zwar vermehrt, aber bei dem Umfang des befestigten Landesteiles nicht sonderlich ins Gewicht fällt.

Dies ist weit mehr der Fall, wo bei großen Städten die äußere Fortslinie nicht in gleichem Maße wie bei Paris hinausgeschoben werden kann, wo also eine



größere Bevölkerungszahl auf einem verhältnismäßig beschränkten Raum eingeschlossen ist.

Gegen die Anlage einer Stadtumwallung an der Weichbildgrenze wird sich jede größere Stadt mit allen zu Gebote stehenden Mitteln wehren, und wo solche Anlagen noch vorhanden sind, suchen sich die Städte von diesem lästigen Stein- und Eisenpanzer zu befreien.

Die großen Städte haben das naturgemäße Bestreben, sich nach Möglichkeit ungehindert erweitern zu können, was ganz besonders in der Entwicklung Deutschlands zum Industriestaat begründet ist.

Zudem ist der Schutz der großen Städte durch eine eng umschließende Stadtumwallung derart herabgesunken, daß er in keinerlei Verhältnis mehr steht zu den Nachteilen, die diese Umwallung mit sich bringt.

Diese Nachteile treten besonders durch die Notwendigkeit eines Festungsrayons hervor, der die nächste Umgebung aller modernen ständigen Befestigungen umfaßt, wo die Benutzung des Grundeigentums besonderen, gesetzmäßig festgelegten Beschränkungen unterworfen ist.

Erwägt man nun, daß ein solcher Festungsrayon nach dem deutschen Rayongesetz vom 21. Dezember 1871 eine Gesamtbreite von 2250 Meter für die Stadtumwallung einer Festung hat, während die Rayonbeschränkungen bei den vorgeschobenen Forts in einem geringeren Umfang vorgesehen sind, so erhellt hieraus die Abneigung großer Städte gegen jede Befestigung, ganz besonders aber gegen den Steinpanzer einer Stadtumwallung.

Daß sich die moderne Befestigung nicht nur große Städte in unmittelbarer Nähe der Grenze aussuchen wird, sondern auch weiter in das Innere des Landes greifen muß, wenn es sich um Sicherung besonders hoher kultureller oder auch materieller Werte handelt, ist erklärlich. Auch solche großen Städte werden dann von der Befestigung einen Vorteil haben, wenn die Anlagen so weit hinausgeschoben sind, daß im Kriegsfalle die Bevölkerung an Leben und Eigentum möglichst gesichert ist.

Bei einer größeren Küstenstadt wird sich aber die Befestigung nur gegen die Seeseite nicht als ausreichend erweisen, wie Port Arthur mit hinreichender und einwandfreier Deutlichkeit gezeigt hat.

Die Japaner konnten Port Arthur von der Seeseite aus wohl abschließen, aber sie konnten es von hier aus nicht erobern. Die Russen hätten der Befestigungen auf der Landseite aber nur entraten können, wenn ihnen ein genügend starkes Landheer zur Verfügung gestanden hätte, um den Japanern das Eindringen von der Landseite her zu verwehren.

Da nun die Russen über ein solches Landheer nicht verfügten, so blieb ihnen nur übrig, Port Arthur auch von der Landseite mit ausreichenden Befestigungsanlagen zu versehen, die dann von den Japanern in einer regelrechten Belagerung niedergekämpft werden mußten.

Die moderne Befestigung großer Städte begnügt sich nun keineswegs ausschließlich mit der Erbauung großer Forts an einzelnen Punkten, die so nahe aneinanderliegen, daß noch eine gegenseitige Unterstützung der Forts durch Geschützfeuer ermöglicht ist, sondern sie baut auch die Zwischenräume dieser Forts in fortifikatorischer Weise aus, wodurch möglichst wenig Lücken entstehen, die dem Feinde das Eindringen erleichtern könnten.

So entsteht um die große Stadt herum eine nahezu fortlaufende Befestigungslinie, bei der Erde, Stein, Eisen und Panzer, in allerneuster Zeit auch der armierte Eisenbeton als Baustoffe zur Verwendung kommen und eine wichtige Rolle spielen.

Die moderne Befestigung ist aus dem dauernden Wettstreit zwischen dem Artilleristen und dem Ingenieur hervorgegangen. Hatte dieser ein widerstandsfähiges Festungswerk geschaffen, so erfand jener eine neue Geschützkonstruktion, womit er die geschaffene Befestigung zerstören konnte.

Sofort erschien der Ingenieur wieder auf dem Plan und erbaute mit Hilfe der nie rastenden Technik ein noch stärkeres Werk. Flugs war der Artillerist mit einem neuen Geschütz zur Stelle, und so ging es fort, bis einstweilen sich in der Gegenwart die Panzerbefestigung und das schwere Brisanzgeschoß in Form von Panzersprenggranaten die Wage halten. Wer in diesem Wettstreit Sieger bleibt, wird erst im nächsten großen Kriege zur Entscheidung gelangen.

Die Befestigung großer Städte bringt im Kriegsfall bei Belagerungen eine erhebliche Erschwerung der Ernährungsverhältnisse mit sich, wenn auch auf eine möglichst umfangreiche Verproviantierung der Einwohnerschaft von der Militärbehörde geachtet wird.

Diese Verhältnisse werden sich aber in einem zukünftigen Kriege, namentlich bei befestigten großen Städten, durch die jüngste Errungenschaft der Technik günstiger gestalten. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß ein Luftschiff wie ein Zeppelin die Zufuhr von Verpflegungsmitteln in eine eingeschlossene große Stadt übernehmen kann. Das ausgedehnte Zwischenfeld zwischen den Außenforts einer Fortsfestung und der Stadt selbst würde für das Landen eines Zeppelin den hinreichenden Raum gewähren. Ebenso würde die Ausfahrt eines Zeppelin aus einer solchen Festung keinerlei Schwierigkeiten bereiten, und das hermetische Abgeschlossensein einer belagerten Festung von der Außenwelt würde der Vergangenheit angehören.

Die große Stadt an sich bietet aber der Befestigung auch viele Vorteile, die in der kleineren Stadt nicht zu erreichen sind, und hierzu gehören vor allem die Errungenschaften der Elektrotechnik, ohne die die Verteidigung einer modernen Festung überhaupt nicht mehr zu denken ist. Dazu kommt das gesamte moderne Verkehrswesen mit seinen Automobilen für Personen und Lasten, sodann das Nachrichtenwesen vom Fernsprecher und der drahtlosen Telegraphie bis zur Brieftaube. Alles dies sind Hilfsmittel, die der Verteidigung einer Festung die Möglichkeit gewähren, sich lange zu halten; denn auch nur ein Tag, der den Fall einer Festung verzögert, kann militärische und politische Veränderungen bringen, die für die Festung selbst, für die große Stadt und für das ganze Land von unberechenbarer Tragweite sein können.

Dies lehrt die Kriegsgeschichte in hinreichender Weise, und wie im Jahre 1806 das tapfere Ausharren einzelner Festungen, wie Kolberg unter dem General Graf von Gneisenau und dem tapferen Bürger Joachim Nettelbeck und Graudenz 1807 unter dem General L'Homme de Courbière, dem Staate von größtem Nutzen war, so wiederholte sich dies 1870/71 durch die tapfere Verteidigung der französischen Festung Belfort unter dem Obersten Denfert, deren Besatzung bei der Uebergabe am 18. Februar 1871 ehrenvollen freien Abzug erhielt.



Die Frage, ob sich große Städte nicht auch im Laufe eines Krieges mit modernen Befestigungen versehen lassen, dürfte zunächst mit Rücksicht darauf zu verneinen sein, daß Improvisationen im Kriege kaum auf einen Erfolg rechnen können. Ganz besonders wird dies aber der Fall sein mit Befestigungen, bei deren Ausführung nicht nur alle Mittel der modernen Technik zur Anwendung kommen müssen, sondern die auch einer umfangreichen Ausrüstung mit Geschützen, Munition und allerhand Gerät sowie einer ausreichenden Versorgung mit Verpflegungsmitteln bedürfen.

Nachhaltigen Widerstand wird aber nur eine im Frieden nach allen Regeln der Festungsbaukunst hergestellte Befestigung zu leisten vermögen, wobei aber in allen Fällen die Besatzung den ausschlaggebenden Faktor bilden wird.

So werden sich also auch in Zukunft moderne Befestigungen für große Städte von Vorteil erweisen, und es wird dabei in schweren Zeiten eine Wechselwirkung zwischen Besatzung und Bürgerschaft eintreten, die für beide Teile in gleichem Maße nutzbringend sein wird.

Das brandenburgische Dorf.

Von Robert Mielke. — Hierzu 12 photographische Aufnahmen.

Wie aus einem langen Winterschlaf erwacht seit einigen Jahren das Interesse am deutschen Dorf. Verwundert fragen wir, warum wir so lange teilnahmlos an all den Schönheiten vorübergegangen sind, die in den verschiedenen dörflichen Siedelungen Deutschlands einen künstlerischen Ausdruck gefunden haben. Sind wir am Ende selbst anders geworden? Pocht auf der Höhe einer beispiellosen städtisch-industriellen, aber einseitigen Entwicklung, in die ein Teil unserer Zeitgenossen zu einer glänzenden Höhepunktskultur emporgerissen ist, pocht hier leise und mit logischer Naturnotwendigkeit das sehnsüchtige Verlangen nach Natur, nach schlichten Landfreuden oder gar Landeinsamkeit an der Tür des Zeitgewissens? Fast möchte man glauben, daß eine lebhafte Sehnsucht nach dem Lande die Städter ergriffen hat, daß viele aus der Unruhe städtischer und industrieller Einseitigkeit einer rustikalen Stimmung zustreben wie einstmals, da Rousseaus Schriften zu einer Wandlung führten.

Und heißer ist heute der Kampf zwischen Kultur und Natur als vor hundertfünfzig Jahren, denn mit jedem Sommer verschwindet in der Umgebung einer Großstadt ein Stück mehr aus dem Bestand landschaftlicher Schönheit. Gerade unsere Dörfer sind gefährdet, weil ihre malerische Schönheit zum Teil schon verloren geht, wenn ein einziges ungeeignetes Bauwerk hineingesetzt wird. Wir sehen es ja täglich, wie das ländliche Leben in den Vororten von Berlin in der steinernen Umklammerung der Großstadt erstickt, wie das märkische Dorf immer mehr verschwindet, wo sich der Radius der Millionenstadt in das Land dehnt!

Gibt es wohl einen Dorftypus, den man als einen brandenburgischen bezeichnen kann? Ja und nein! Je nachdem man die Frage formuliert. Im allgemeinen schließt sich das märkische Dorf in seinem Grundplan dem ostdeutschen Straßendorf an; im besonderen aber haben die Eigenart des Landes, geschichtliche Sonderentwicklungen und stammesartliche Einflüsse Abarten geschaffen, die bald stehengeblieben, bald sich zu neuen Formen ergänzt haben. Darin liegt vielleicht der große malerische Reiz der dörflichen Siedelungen um Berlin, daß sie innerhalb eines einzigen Typus eine große Mannigfaltigkeit im einzelnen zeigen. Von gleicher Herkunft sind die Niederungsdörfer der Lenzer Wische, die Bauerndörfer der Nute-Nieplitz-Gegend, das neumärkische Guts- und das mittelmärkische Angerdorf. Und trotzdem solche Verschiedenheit, die fast an den Abstand zwischen ihnen und dem wendischen Runddorf heranreicht!

Es ist das Wesentliche bei unseren märkischen Dorfbildern, daß sie nicht mit einem Mal fertig hingesetzt, sondern daß sie in aufeinanderfolgenden Jahrhundertschichtungen langsam gewachsen sind. Oft genug noch steht hinter der heutigen Siedelung ein Stück Urgeschichte, das in den abgerissenen Tönen der dörflichen Ueberlieferung zu uns spricht, das auch in dem Flurplan, in dem Haustypus oder einer tausendjährigen Bauweise zum Ausdruck kommt. Freilich wird diese Untergrundstimmung um so schwächer, je näher die Dörfer der Großstadt liegen. Da bröckelt von dem Altertümlichen mehr und mehr ab, bis unversehens ein neues Dorf entstanden ist.

Vielleicht ist diese Entwicklung in dem Wesen des weitlagig angeordneten Straßendorfes begründet, das sich leicht verjüngen kann, ohne die Anlage zu verändern; vielleicht ist diese, wie es die ältesten Formen mancher alten märkischen Städte anzudeuten scheinen, geradezu die Vorstufe für eine spätere Stadt. Vielleicht? — — In der Entwicklung geht ja alles gesetzmäßig vor, wenn wir die Triebkräfte auch nicht immer zu übersehen vermögen. Indessen gibt es neben ihnen auch Kräfte, die den gar zu heftigen Auftrieb zu hemmen versuchen. Größer als die Einwirkung der Kultur ist die Herrschaft der Natur. Sie äußert sich in dem reichen Wechsel der Landschaftsformen, die Heide und Ackerflächen, Moor und Düne, Wasser und Wald einschließen. Was würde die Provinz Brandenburg ohne Wald — was ohne Wasser sein! Sicher ein gut angebautes, vielleicht auch ertragreicheres Landgebiet, das ein farmenhafter Landwirtschaftsbetrieb ziemlich einförmig gestaltet hätte, das aber keinesfalls die reiche Vielfarbigkeit in den Dorfformen hervorgebracht hätte.

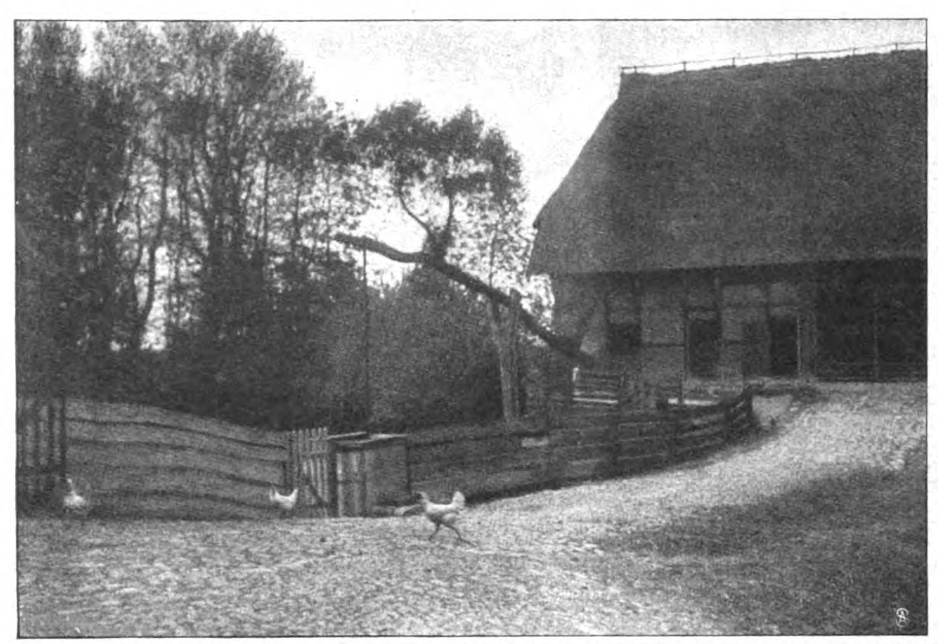
Die planmäßige Anlage, die ein Ergebnis der deutschen Kolonisation ist, ist leicht erkennbar. In zwei langen Doppellinien sind die Gehöfte zur Seite der breiten Dorfstraße oder des platzartig erweiterten Angers angeordnet. Keine oder nur vereinzelte Wege durchbrechen dieses embryonale Straßensystem, das aber in der äußeren Geschlossenheit die Bedeutung des Dorfangers sichtbar macht. Hier wurde einst gerichtet, hier gefeiert, wenn uralte Freiluftspiele die Jungmannschaft vereinte; auf ihm versammelten sich die Einwohner in Kriegs- und Brandnöten. Der Anger ist das Herz des



Altsächsisches Haus in Mödlich (Langer Wische).



Hof eines märkischen Bauernhauses.

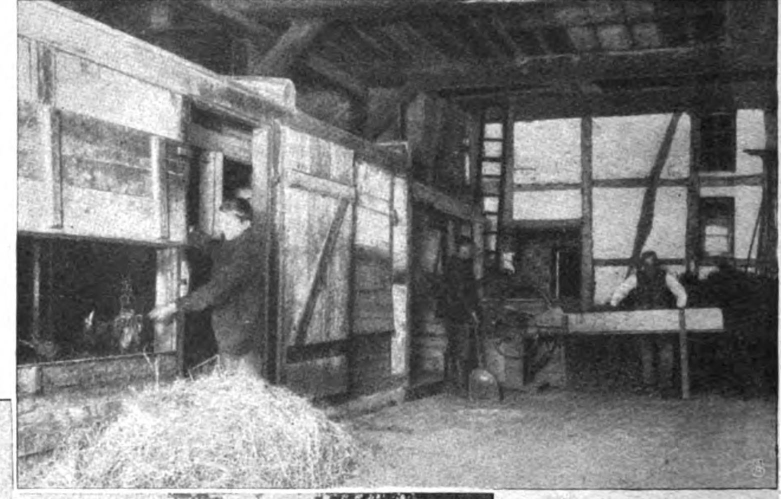


Der Ziehbrunnen.

mit seinen grünen, saftigen Viehweiden vor Augen. Selbst die altsächsischen Gehöfte mit ihren Dielen und offenen Herden (Abb. S. 547), mit der Anordnung von Wohngelaß, Tenne und Stall unter dem gleichen First fehlen nicht, die wir im Hannoverschen und den unteren Elbmarschen zu sehen gewohnt sind. In einer Länge von zehn Kilometer liegen hier hinter haushohen — auch landschaftlich sehr reizvollen — Elbdeichen die Höfe aneinandergereiht, von Lenzen, wo im Jahr 929 eine blutige Wendenschlacht stattfand, bis nach Dömitz,

Dorfes, im inneren Leben wie in der äußeren Gestalt, die durch mächtige Linden, Eichen oder Kastanien ausdrucksvoll betont ist.

Das ist die Grundform des märkischen Dorfes. Wenn wir in die Elbniederungen kommen, in denen die Frühjahrsgewässer in jedem Jahr erneut gegen die Riesendeiche branden, dann haben wir das unveränderte Bild eines Marschendorfes mit seinem Grabensystem, seinen Zwischendeichen,



Die Tenne
(links der Viehstall).

in dessen Mauern Fritz Reuter einst gefangen saß.

Mehr als diese Marschendörfer tritt die Heidestimmung unserer märkischen Dörfer in den verbreiteteren Straßen- und Angerdörfern zutage. In dem grünen, baumüberwölbten Anger und dem Dorfpfuhl mit seiner munteren Tierwelt, in dem sich — falls nicht die seit etwa vierzig Jahren bei uns schmarotzende Wasserpest das Wasser verhüllt — oft genug das altersgraue Gemäuer der Dorf-



Altsächsisches, aber verändertes Haus.

Typischer Dorfteich in der Mittelmark.

kirche spiegelt, hat das märkische Dorf seine charakteristische, aber auch intimste Stimmung. Wo die Kirche sich noch ausAskaniertagen aufreckt, haben die einheimischen Granitgeschiebe die Mauern gebildet; wo der Krieg diese oft genug letzte Zuflucht der Bevölkerung vernichtet hat, ist sie in dem leichteren Fachwerk gezimmert, das beson-

Dorfanger in Aurith (Kr. Sternberg). Mittleres Bild: **Typisches bäuerliches Wohnhaus.**



ders nach dem Dreißigjährigen Krieg landesüblich wurde. Auch sein wetterfestes Gebälk hat schon die Zeit getönt, aber die leuchtenden Mörtelgefache, die immer wieder getüncht worden sind, lassen das Holzwerk erst zur plastischen Wirkung kommen, genau wie am Bauernhaus, das gleichfalls aus Fachwerk errichtet ist. — Nachdenklich betrachten wir die Gräber an der Kirche: seit achthundert Jahren schlummern



Phot. Eilert

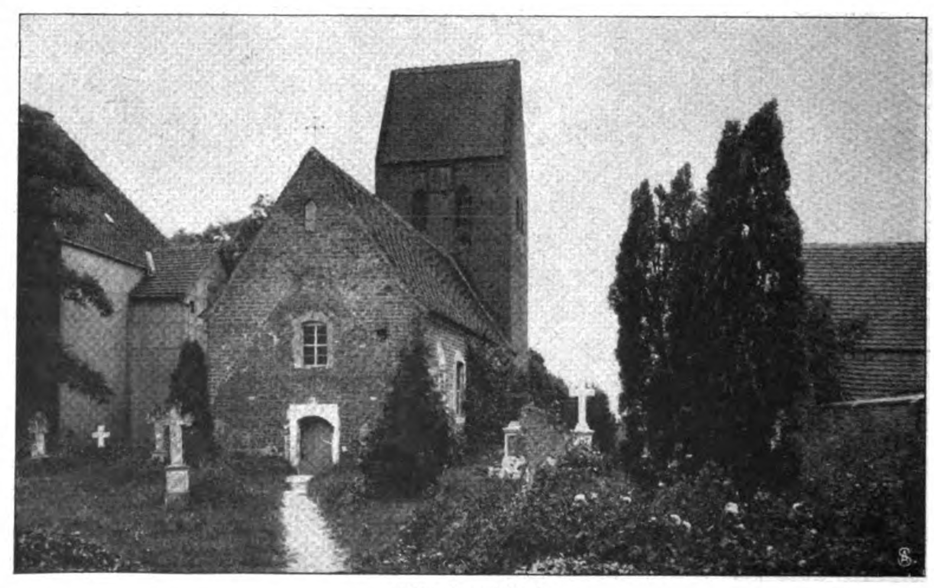
Der Dorfbackofen.



Altsächsische Bauernhäuser.

hier die Bewohner; namenlos sind sie für die meisten der heutigen Einwohner ins Grab gesunken; auch diese werden dahingehen. Und doch steht an der Kirche ein Zeugnis, daß die Ueberlieferung nicht stirbt, daß sie mächtiger ist als die Zeit, mächtiger als bewußtes menschliches Wollen. Ein unscheinbares Bäumchen lehrt uns dies, das an keiner märkischen Kirche fehlt: der Holunder. Seine mythische Bedeutung geht in die älteste Vorzeit zurück; ohne daß sein Ansehen durch das Christentum geschwächt ist, hat sie die Jahrtausende überdauert. Man erkennt hier an diesem Beispiel, daß zwischen den Gräbern Schatten schweben, für die in der Kirche kein Platz ist. Freilich verflüchten sie sich, wenn eine neue Zeit ins Dorf zieht. Wer aber das Murmeln der Wellen im See oder das Geflüster der alten Dorflinde zu deuten weiß, dem künden sie mancherlei, was einstmals war. Am längsten haften diese Ueberlieferungen in den Walddörfern, in die der Schritt einer neuen Zeit nicht so laut dringt.

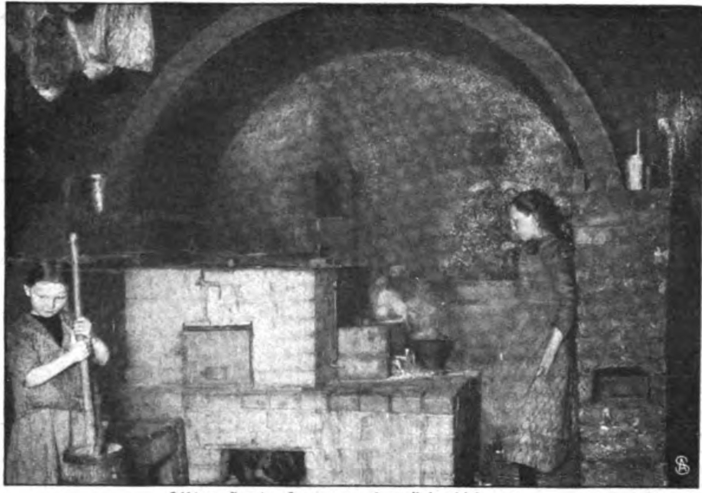
Der Wald gibt dem märkischen Dorf Stimmung; er lugt mit seinen Ausläufern in die Siedelung hinein, oder er umgürtet mit seinen dunklen Massen ganze Siedelungen. Diese Baumstimmung dringt sogar in die Gehöfte, die nicht selten von stattlichen Laubbäumen beschattet sind. Gar freundlich blickt die Giebelwand des hohen Wohnhauses, das die eine Seite des Hofes abschließt, in die Straße. Ein kleines Gärtchen liegt oft davor, in dem eine eigenartige Bauernflora blüht. Dem Wohnhaus gegenüber steht



Alte Granitkirche.

das Stallgebäude; die Scheune, an deren Seite der mächtige Balken des Püttbrunnens (Abb. S. 544) sichtbar wird, schließt die Gefreite nach rückwärts, ein Bretter- oder Stangenzaun, in wendischen Gegenden ein mächtiges Torhaus aus Blockbalken, nach der Straße hin ab.

Ein schönes Bild bietet das märkische Dorf den Augen, die künstlerisch zu sehen vermögen. Nicht in dem Sinn des süddeutschen Dorfes mit seinen malerischen Häusern, sondern im schlichten Anschluß an die Eigenart der Landschaft ist dieses Bild entstanden. Ob es noch lange bestehen wird? Was ihm die Neuzeit hinzugefügt hat, ist nicht immer zu seinem Vorteil gewesen; aber das eine ist auch dabei klar geworden: das Beste wird dem märkischen Dorf genommen, wenn es seine heimatliche Art, seine Schlichtheit, seine Bäume und seine Anpassung an die landschaftlichen Verhältnisse verliert. Man kommt allmählich wieder zur Erkenntnis, daß für jedes Haus dessen natürliche Umgebung allein maßgebend ist und bleiben muß.



Alter Herd, sogenannter Schwibbogen.

Jung-Amerikas Erziehung zum Sport.

Von Henry F. Urban. — Hierzu 10 Aufnahmen.

Die uralte Weisheit, daß der vollkommene Mensch einen gesunden Geist in einem gesunden Körper bedinge, ist auch im Yankeelande geschätzt. Diese Schätzung ist eine der segensreichen Vermächtnisse Alt-Englands an die ehemalige Kolonie. Heute mehr als je herrscht bei den vernünftigen Amerikanern die Ueberzeugung, daß die nervenaufreibende Jagd nach dem Dollar eine besonders liebevolle Stählung des jugendlichen Körpers benötigt, um die Rasse gesund und kräftig zu erhalten. Außer der Dollarjagd ist es das Sommerklima, das durch seinen oft subtropischen Charakter die Nerven schwächt und damit die übrigen Organe, vorzüglich Herz und Magen. Als das beste Heilmittel für alle diese Gefahren ist die Pflege des Sports erkannt. Ich möchte ihn geradezu eine nationale Einrichtung nennen. Nirgendwo anders außer noch in England (und englischen Ländern überhaupt) spielt der Sport eine so hervorragende Rolle im völkischen Leben wie in Amerika. Wie der kleine Deutsche frühzeitig mit Soldaten spielt und zu Weihnachten oder zum Geburtstag Säbel, Flinte und Helm als begehrenswertes Geschenk erachtet, so greift der kleine Amerikaner frühzeitig zu Ball und Schlägel und übt sich im „Baseball“, das als der amerikanische Lieblingsport und das Nationalspiel gilt. Es ist das Spiel der Demokraten, das alle brüderlich zusammenführt, Reiche und Arme, den Präsidenten und den Straßenfeger, den Dollarkönig und den Dollarsklaven. Das kleinste Dorf hat seine Baseballvereinigung. Und wo in der Großstadt ein freier Platz ist, tummelt sich die Jugend im Baseball, während eine Zuschauermenge aus allen Klassen der Bevölkerung für kurze Zeit oder stundenlang verständnisinnig den Spielern zuschaut. Meist sind diese Spieler Zöglinge der öffentlichen Schule oder einer höheren Lehranstalt. Aber die aufregendsten Spiele finden zwischen den einzelnen Städten statt, die dann wieder um die nationale Meisterschaft spielen. Die Spieler bei den großen Städtespielen sind ausgewachsene junge Männer, die das Spiel gewerbsmäßig betreiben und dafür glänzende Gehälter beziehen — bis zu 5000 Dollar das Jahr. Der hervorragendste amerikanische Ballspieler ist augenblicklich Hans Wagner, ein Kind deutscher Eltern aus Pittsburg, der der Pittsburger Baseballvereinigung angehört. Mir wurde gesagt, daß er ein Jahresgehalt von 10 000 Dollar erhält. Denn diese Spiele sind im dollarlüsternen Amerika natürlich gewaltige geschäftliche Unternehmungen, bei denen Tausende von Dollar verdient werden. Der Nichtkenner vermag sich kaum vorzustellen, mit welch leidenschaftlichem Interesse ganz Amerika diesen Kampf um die nationale Meisterschaftswürde verfolgt. Ungezählte Tausende sitzen bei jedem Städtespiel auf den gewaltigen Tribünen, die sich rings um die große Arena herumziehen.

Die sportliebende Menge kennt jeden einzelnen Spieler und belohnt jede Glanzleistung im Schleudern, Schlagen und Fangen des Balls oder im Laufen mit einem ohrbetäubenden Indianergeheul. Die Eigenart des Spiels ist Nichteingeweihten schwer zu erklären. Die Spieler teilen sich in zwei Parteien. Es ist hauptsächlich ein Kampf zwischen dem Ballwerfer (pitcher), den Ballfängern (catcher) auf der einen und dem Ballschläger (batter) auf der andern Seite. Nachdem der Ballwerfer den Ball von der Mitte eines Vierecks (diamond) nach einer bestimmten Spitze dieses Vierecks (homeplate) geworfen hat, versucht der Schläger, den Ball so zu treffen, daß er außer dem Bereich der Ballfänger kommt, die den Ball zu fangen haben. Währenddem muß der Schläger alle Standmale (base) so rasch wie möglich umlaufen. Wird der Ball von einem Spieler der

Gegenpartei gefangen, noch ehe der Schläger das erste Standmal erreicht hat, so ist der Schläger „raus" (out). Er ist auch „raus", wenn der Ball, nicht gefangen, von der Gegenpartei aufgehoben und dem Spieler auf dem ersten Standmal zugeworfen wird, ehe der Schläger dieses Standmal laufend erreicht hat. Es gibt noch andere solcher Verlustmöglichkeiten, die nicht alle beschrieben werden können. Die Partei, die am Ende von neun Partien (inning) die meisten Umläufe (runs) zu verzeichnen hat, ist Siegerin im Spiel. Der Umlauf braucht nicht ununterbrochen um sämtliche Standmale (home-run) erfolgt zu sein, sondern kann nach und nach von einem Standmal zum andern (base-hit) stattgefunden haben. — Das nächstwichtige nationale Spiel ist das Fußballspiel. Aber während Baseball das Spiel der großen Masse (der Demokraten) ist, gilt Fußball als das Spiel der Gymnasien und der Universitäten. Auch dieses Spiel ist ein Ballspiel und stammt ursprünglich aus England. **Nur ist der Ball etwa so groß wie eine Wassermelone und wird nicht mit den Händen geworfen.** Er muß innerhalb eines länglichen Vierecks mit dem Fuß in das Feld der Gegenpartei gestoßen werden, und zwar zwischen die sogenannten Malstangen der Gegenpartei hindurch. Ist dies der einen Partei gelungen, so hat sie einen Sieg zu verzeichnen. Auch dieses Spiel erfordert wie Baseball besondere Kraft und Gewandtheit. Nur die Stärksten auf dem Gymnasium oder auf der Universität können zur Fußballvereinigung gehören. Da überdies um den Besitz des Balls

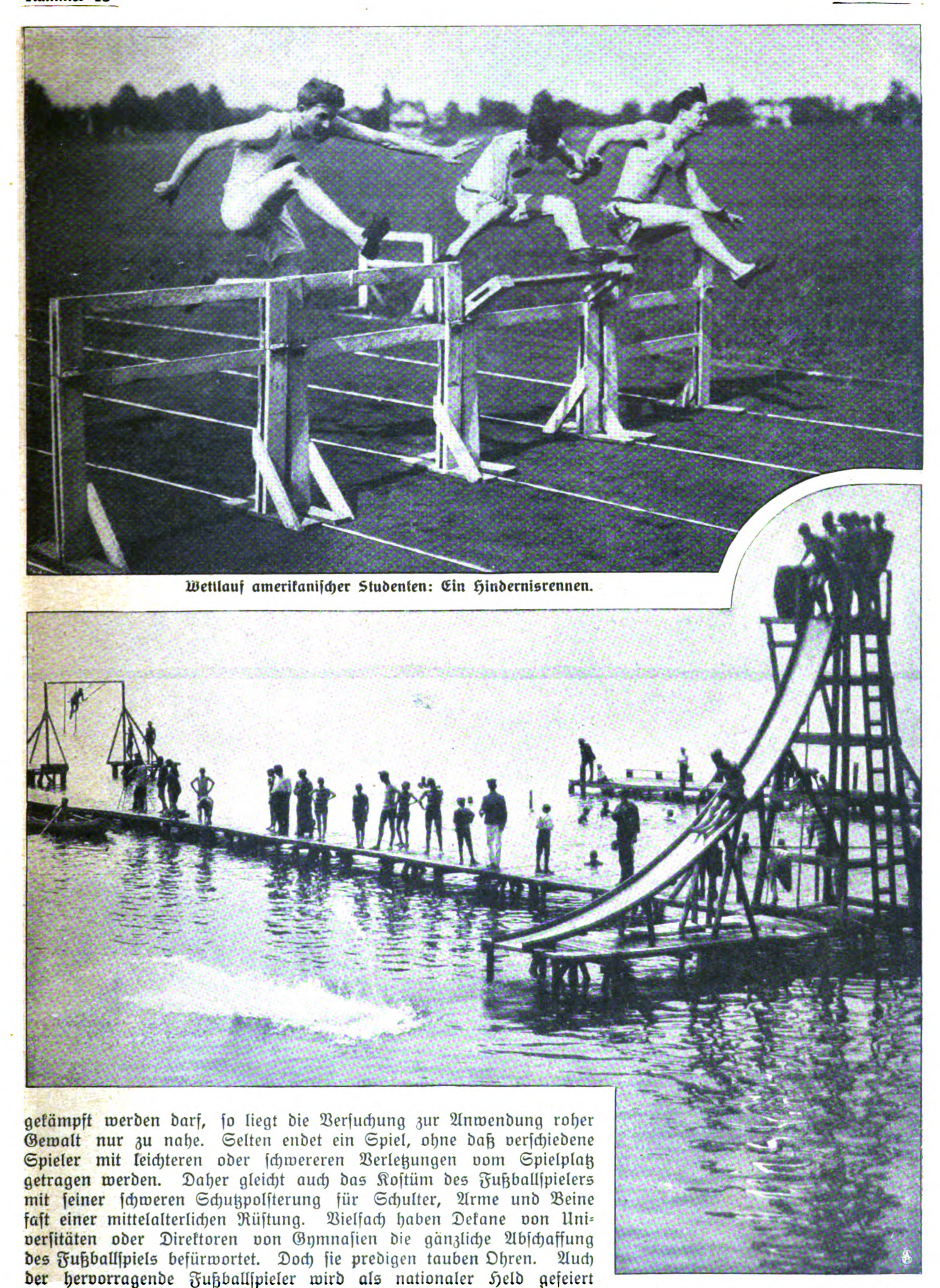


Oeffentliche Turnplätze in Neuyork.

Zöglinge einer privaten Militärschule beim Ueben.



Polo auf dem Zweirad.



Wettlauf amerikanischer Studenten: Ein Hindernisrennen.

Militärzöglinge beim Schwimmen

gekämpft werden darf, so liegt die Versuchung zur Anwendung roher Gewalt nur zu nahe. Selten endet ein Spiel, ohne daß verschiedene Spieler mit leichteren oder schwereren Verletzungen vom Spielplatz getragen werden. Daher gleicht auch das Kostüm des Fußballspielers mit seiner schweren Schutzpolsterung für Schulter, Arme und Beine fast einer mittelalterlichen Rüstung. Vielfach haben Dekane von Universitäten oder Direktoren von Gymnasien die gänzliche Abschaffung des Fußballspiels befürwortet. Doch sie predigen tauben Ohren. Auch der hervorragende Fußballspieler wird als nationaler Held gefeiert und erscheint als solcher in den Zeitungen im Bild. Nach einem Fuß-



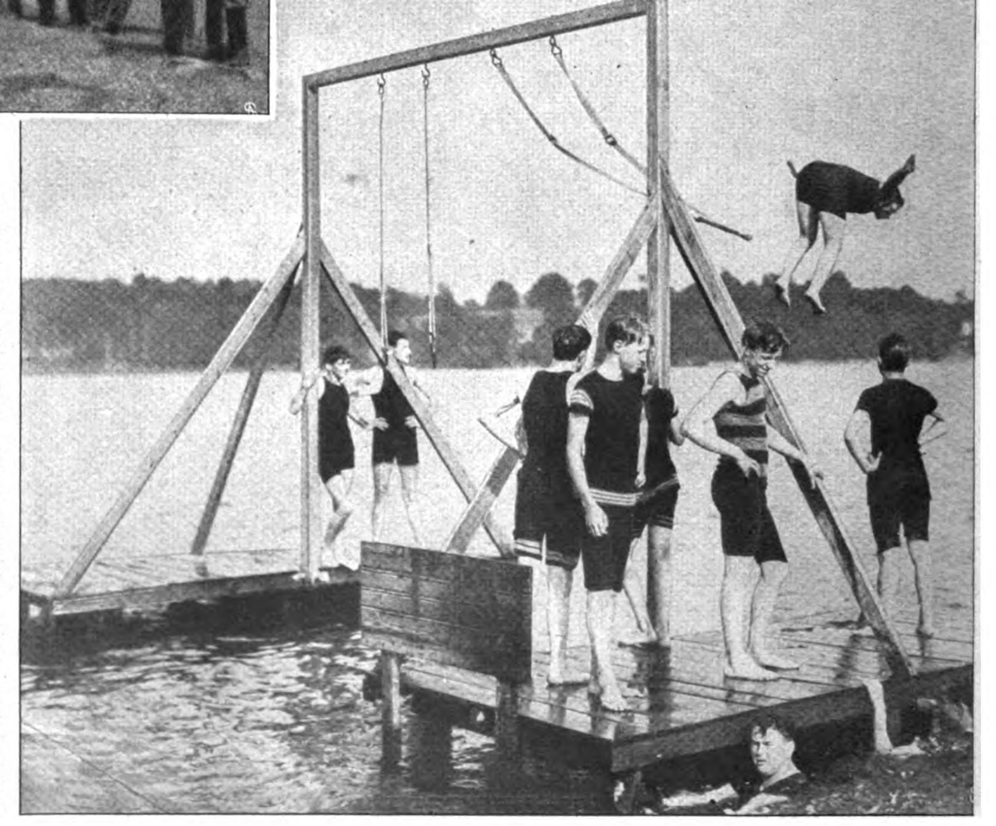
Wettlauf von Schülerinnen der Volksschule auf einem öffentlichen Spielplatz.

und Tennis und Golf (die englischen Lieblingspiele) von der Schuljugend der höheren und niederen Lehranstalten eifrig gespielt. Und es versteht sich von selbst, daß jeder junge Amerikaner frühzeitig das Boxen erlernt — die männliche Kunst der Selbstverteidigung, wie sich der Amerikaner ausdrückt. Das Ballspiel

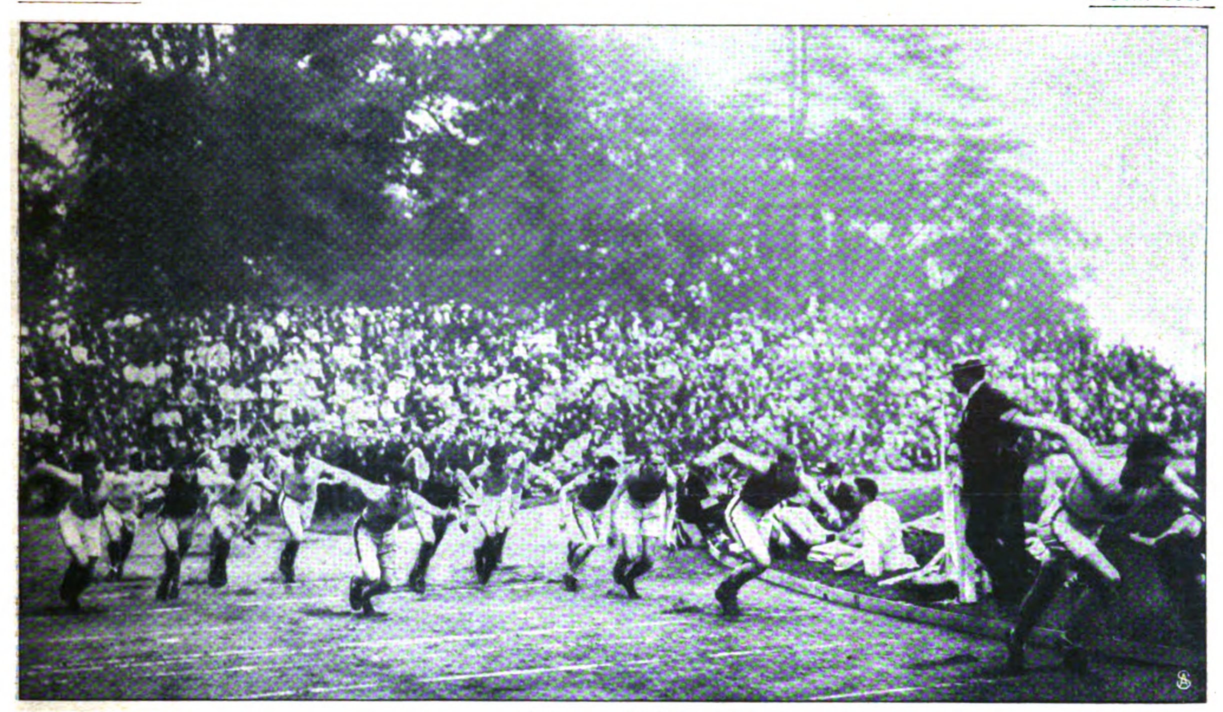


Springübungen von Studenten.

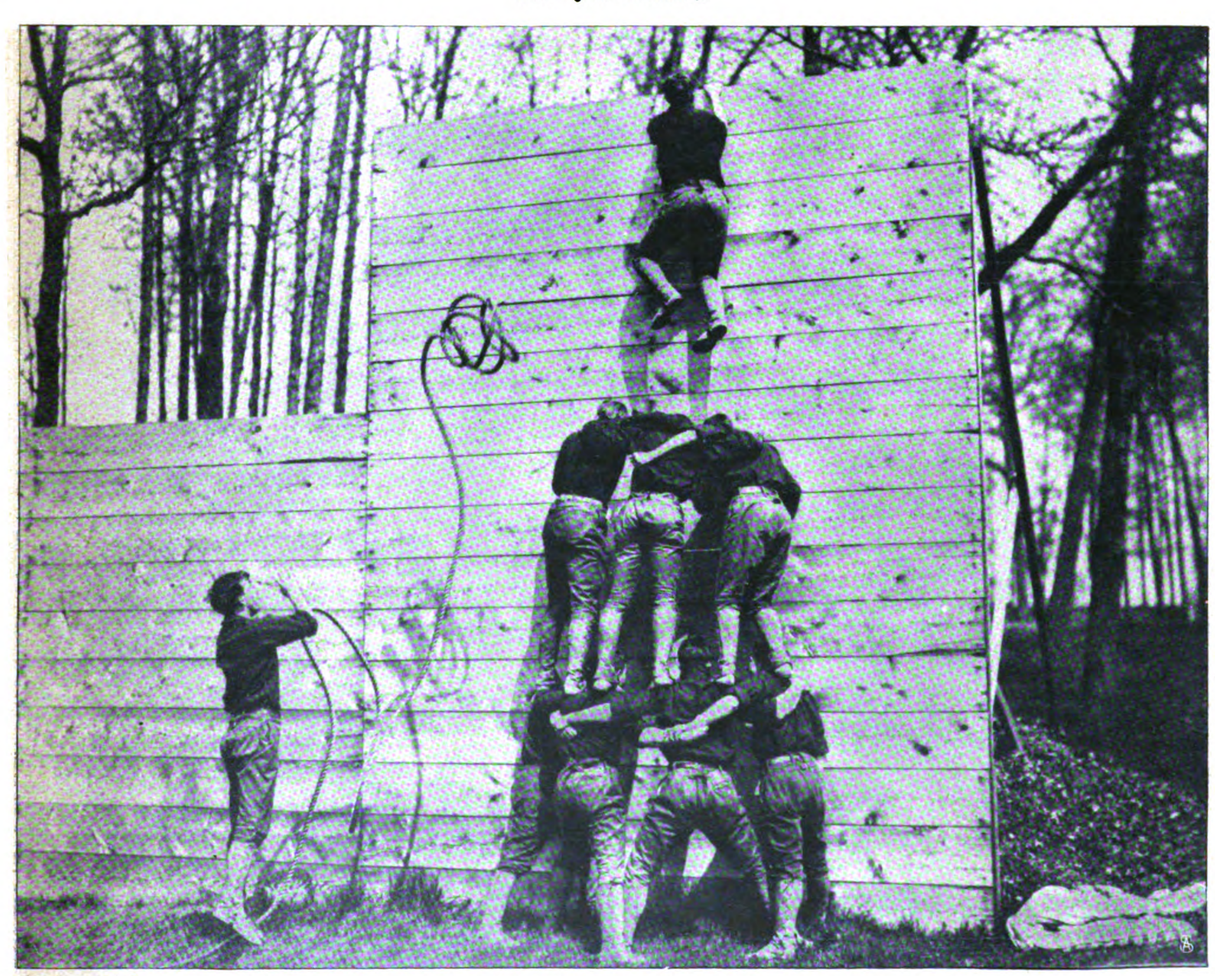
ballspiel besuchen die beiden Vereinigungen gewöhnlich das Theater der nächsten Stadt, wo irgendein lustiger Unsinn die Bretter beherrscht. Ebenso beliebt ist auf den höheren Lehranstalten das Rudern. Der herbstliche Fußballwettkampf zwischen „Harvard“ und „Yale“ ist ein nicht minder großes Sportereignis als das sommerliche Wettrudern zwischen diesen beiden Universitäten auf dem Hudson. Auch zu diesem Ereignis strömt das Publikum zu Tausenden. Neben all diesen Leibesübungen werden auch Kricket



In der Schwimmanstalt einer privaten Militärschule.



Start zum Wettlauf.



Zöglinge einer privaten Militärschule üben sich im Erklettern einer Mauer.

Polo, das zu Pferde gespielt wird, ist mehr eine Sonderbelustigung der Militärakademien, wo junge Leute als Offiziere für das Heer ausgebildet werden, oder der sogenannten privaten Militärschulen. Die findige amerikanische Jugend ist aber dahintergekommen, daß, wer kein vierbeiniges Rößlein hat, auch ebensogut ein stählernes, nämlich ein Zweirad, zum Polospiel benutzen kann. Die Militärschulen sind in Deutschland wenig bekannt. Es sind Privatschulen für bemittelte junge Amerikaner, in denen sie neben der wissenschaftlichen eine durchaus militärische Ausbildung unter Leitung eines Armee- oder Marineoffiziers erhalten. Die Schüler tragen nicht Zivilkleidung, sondern Uniform. Sie lernen Exerzieren, den Gebrauch der Hieb- und Schußwaffen, Reiten, ja sogar mit schweren Geschützen umgehen. Sie haben Paraden und Manöver wie Berufssoldaten. Ich erinnere daran, daß Berufssoldaten und Seeleuten von der Kriegsflotte im Lande der Freien und Gleichen das Betreten öffentlicher Lokale von den Besitzern nicht gestattet wird. Die große Masse verabscheut diese Militärschulen gründlich, schon aus dem Grunde, weil ihre Zöglinge reiche junge Leute sind und die öffentliche Schule meiden, die vergötterte Brutanstalt der Gleichheit. Nach Ansicht des Heineschen Gleichheitsflegels begeht aber schon einen Verrat am heiligen Demokratismus, wer nicht in der Volkschule mit Straßenfegers Söhnlein in herzinniger Gemeinschaft beisammensitzt. Anderer Auffassung sind die Eltern, die ihre Knaben auf die militärisch geleitete Schule schicken. Sie wollen just, daß der Sohn einer strengen Disziplin unterworfen wird und gehorchen lernt, weil sie den Segen der Disziplin begriffen haben. Auch hier hat wohl Deutschland mit seinem Soldatenvolk langsam, aber sicher heilsame Bekehrungsarbeit unter dem unsoldatischen Dollarvolk verrichtet.

Selbst das deutsche Turnen, das früher fast ausschließlich in den deutschen Turnvereinen oder deutschen Sonderschulen gepflegt wurde, erfreut sich heute in Amerika liebevoller Fürsorge. Lange Zeit hat der Eingeborene vom deutschen Turnen nichts wissen wollen, und vielen behagt es auch heute noch nicht, weil es einen allzu deutlichen militärischen Beigeschmack hat. Die einheitlichen Uebungen, das Marschieren und Turnen „auf Kommando" schmeckt den „Freien" nicht recht. Auch in dieser Auffassung hat erst die Zeit Wandlung schaffen können — vorzüglich die Entwicklung Amerikas zur Weltmacht, das Aufblühen des Imperialismus mit Heer und Flotte, das Bewußtsein, daß auch die Dollarmacherei wie alle wirtschaftliche Betätigung schließlich den Schutz des Schwertes und der Kanonen braucht und damit größere Pflege soldatischer Art. Der Turnsaal heißt beim Amerikaner „Gymnasium". Solcher Gymnasien als Privatunternehmen für jung und alt gibt es in den großen Städten viele. Die meisten Athletenklubs haben ihr besonderes Gymnasium. Auch höhere und niedere Schulen wissen ihren Wert zu schätzen. Eine besonders eigenartige und völlig neue Erscheinung sind in Neuyork die öffentlichen Turnplätze für die Schulzöglinge ärmerer Klassen. Sie haben sich als ein großer Segen erwiesen in den Gegenden, wo das riesige Häusermeer am ödesten und die Luft wenigstens frisch, wenn auch schlecht ist. Aber auch hier wird das disziplinierte deutsche Turnen in Riegen vermieden, weil es zu „unamerikanisch" ist. Man läßt die Knaben und Mädchen lieber „wild" turnen ohne die lästige Fessel der Unterordnung des einzelnen unter das Ganze.

Mit der Aufzählung all dieser sportlichen Betätigungen der amerikanischen Jugend der höheren und niederen Lehranstalten ist deren Zahl keineswegs erschöpft. Noch verschiedene andere Körperübungen werden mit Lust und Liebe gepflegt, wie das Wettlaufen und Schwimmen. Und neben der männlichen Jugend beteiligt sich die weibliche gleich gewissenhaft an den gesunden Leibesübungen, oft sogar in übertriebener Weise. So in Fleisch und Blut sitzt dem Amerikaner die Sportliebe, daß er ihr auch nicht entsagt, wenn er der Schule entwachsen und ein grauhaariger Dollarjäger geworden ist. Denn mit Hilfe des Sports entgeht er dem entstellenden Schmerbauch und der Schwerfälligkeit.

Schöne Frauen und ihre Maler.

Von Jarno Jessen.

Hierzu die Abbildung auf Seite 553.

Die Tyrannei des Schlagwortes ist in Deutschland besonders stark. Man hat behauptet, wir haben keine rechten Frauenmaler und keine schönen Frauen, und gleichviel ob Ausstellungen, Feste und Modebäder anderes lehren, das Schlagwort wird beharrlich wiederholt. Wenn wirklich einmal eine schöne Frau gemalt werden soll, wird oft genug vorerst erwogen, ob Lavery, de la Gandara oder Carolus Duran zuzuziehen sei. Diese Kurzsichtigkeit gegen das Naheliegende hat die kunstkennerischen Kreise Berlins auch neuerdings die Tatsache übersehen lassen, daß ein Meister wie Raffael Schuster-Woldan hier seßhaft geworden ist. Eine glückliche Jury berief ihn zur Ausmalung der Decke des Bundesratsaals im Reichstagsgebäude, er hat nun auch die weitere Dekoration der Wände übernommen. Im Interesse einer Mehrung vornehmen Kunstbesitzes wollen wir hoffen, daß Berlin ihm zur rechten Heimat werden möge.

Phot. W. Fechner.

Raffael Schuster-Woldan.

Raffael Schuster-Woldan hat in München studiert, Paris hat ihn nicht zu fesseln vermocht, aber in Italien fand er vor den Veronese und Tizian die beglückenden Offenbarungen. Gekräftigt hat ihn Rom, nicht wie Marées zu Boden gedrückt. An der Abgeklärtheit und Abgeschlossenheit der alten Meister hat er sich gebildet. Ihres Geistes voll, vermochte er bei unablässigem Naturstudium das Eigenste in sich

